XVII. Jahrgang 7. Juli 1921 Nummer 27

Bündnis-Politik von Olav Olsen

Die „Aera des Völkerbundes” umfaßt kaum mehr als die Spanne eines Jahres. Die Welt beginnt zu begreifen, daß nicht die nordamerikanischen Republikaner, die offen Wilsons Weltbeglückungsirrtum ablehnen, sondern die führenden englischen Politiker, die im Völkerbund einzig ein Instrument für ihre weltpolitischen Zwecke sahen, die wahren Feinde des Völkerbundes sind. Solange es galt, den Völkerbund als ein Instrument zur Durchführung des Vertrags von Versailles für englische Zwecke nutzbar zu machen — so lange zeigte man in London dafür lebhaftes Interesse. Man stellte es so dar, als ob die Gegnerschaft Frankreichs auf einer prinzipiellen Ablehnung des Völkerbundgedankens beruhe, während in der Tat die Franzosen sich dagegen wehrten, daß die Engländer ihre — mit Hilfe ihrer Dominien weit überragende — Vertretung im Völkerbunde dazu benutzten, um alle Vorteile, die der Vertrag von Versailles ihnen bot, voll auszunutzen. Heute hat dieser Völkerbund kein Interesse mehr. England kennt den Versailler Vertrag nicht mehr, denn es hat alle Vorteile, die es für sich daraus entnehmen konnte, längst unter Dach und Fach gebracht. Aber die Orient-Fragen, die brennend sind, die wichtigen neuen außenpolitischen Konstellationen auf dem Stillen Ozean, die Flotten-Fragen, das Verhältnis zu Nordamerika und Japan — solche Probleme finden durch den Versailler Vertrag keinerlei Regelung; deshalb hat weder dieser Vertrag noch das Instrument der moralischen Rechtfertigung seiner Durchführung, der Völkerbund, das geringste Interesse für die englische Politik. England ist auf dem Wege politischer Neuorientierung. Noch ist nicht ganz klar, nach welcher Seite seine außenpolitische Tendenz sich neigen wird. Das Mutterland, in dessen großen Städten nun schon seit Wochen, infolge des Kohlenstreiks, finstere Straßen, Verkehrsbeschränkungen einschneidendster Art von der Bevölkerung stillschweigend ertragen werden, ist nicht mehr im vollen Ausmaße Herr seiner politischen Orientierung. Die politische Selbständigkeit der Dominien ist gewachsen. Der englische Premierminister wird sich mit den leitenden Ministern von Britisch-Indien, von Australien, von Kanada darüber verständigen müssen, in welcher Linie die britische Außenpolitik sich künftig bewegen muß.

*

Ein Bündnis dürfte auf alle Fälle herausspringen. Auf die kurze traumhafte Völkerbunds-Aera folgt eine neue Aera von Bündnissen, die die neue weltpolitische Situation als die der allgemeinen Entspannung folgende neue Anspannung der Probleme und Konflikte kennzeichnet. Das Wort von der „Einkreisung Japans” ist geprägt. Das bedeutet zunächst die Loslösung des englischen Interesses vom europäischen Kontinent. Damit ist trotz allen Beteuerungen und Versicherungen eine Lockerung der englisch-französischen Entente verbunden. Noch werben England und Frankreich gemeinsam um das amerikanische Bünd-

nis. Aber so klar es ist, daß Amerika der englischen Flotte und der Rückversicherung durch diese Japan gegenüber bedarf, so sicher ist, daß Frankreich vor einer „splendid isolation” stehen wird, wenn es nicht seine europäische Politik grundsätzlich ändert. Auch dafür sind Anzeichen vorhanden: teils in den Besprechungen der beiden Wiederaufbau-Minister, des deutschen und des französischen, teils in den Indiskretionen, mit denen englische Politiker plötzlich das angeblich englisch-deutsche Einverständnis in der Lösung der russischen Wirtschaftsfragen ausplaudern. Das alles sind Anzeichen der Verschiebung der politischen Konstellationen, der Vorbereitung neuer politischer Bündnisse, die heute noch der Klärung harren, in denen aber Deutschland allmählich wieder als ein aktiver Faktor wird auftreten können. Ein Mittel allerdings gibt es, um die deutsche Aktivität von vorn herein zu lähmen und über all die Sonderbündnisse ein umfassendes Bündnis unsrer politischen Gegner zu legen ! das wäre die Befolgung der alldeutschen Politik, deren Weisheit in der Sabotage des Versailler Friedensvertrages gipfelt. Niemals mehr als jetzt ist vollste Loyalität in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen durch die deutsche Politik notwendig. Das ist unser einziger Weg zur politischen Selbständigkeit und Aktivität.

*

Die deutsche Zeitungspolitik, die die tschechoslowakische Frage, das siebenbürgische Problem, Ungarn wie Jugoslawien, ja selbst Rumänien nach alter kaiserlich-imperialistischer Art noch immer als ein deutsches Problem ansieht, hat sorgfältig vermieden, die deutsche Oeffentlichkeit über die Konsolidierung der Verhältnisse in diesen Staaten zu orientieren. Die breite deutsche Oeffentlichkeit weiß nichts von der Kleinen Entente, von ihrer politischen Bedeutung, sie kennt kaum die Tatsache, daß Rumänien mit Jugoslawien, dieses mit der Tschechoslowakei und diese wiederum mit Rumänien durch enge militärische und politische Bündnisse und Wirtschaftsverträge verbunden sind. Zwar glaubt niemand mehr — mit Ausnahme ganz obskurer und weltfremder Nationalisten — an eine Restauration Oesterreich-Ungarns. Aber es haben doch auch nur sehr Wenige sich recht mit dem Gedanken abgefunden, daß die Tschechoslowakei nunmehr ein selbständiger Staat ist, mit dem man politisch zu rechnen hat, und mit dem man wirtschaftlich möglichst schnell in gute Beziehungen kommen muß. Es gibt noch heute „Politiker”, die hocherstaunt sind, zu erfahren, daß Jugoslawien nichts andres ist als das erweiterte ehemalige Serbien. Schwer, über all diese Dinge zu sprechen, bei der fast beschämenden politischen, ja geographischen Unkenntnis, die in weiten Kreisen der deutschen Oeffentlichkeit herrscht. Das ist die Schuld des Systems der Kriegsberichterstattung, das an dieser Stelle oft und deutlich genug gekennzeichnet worden ist. Der Berichterstattung, die sich angelegen sein ließ, die deutsche Meinung über alle Dinge irrezuführen, die politisch ungünstig waren.

*

Bezeichnend für den Geist der deutschen Berichterstattung auch noch von heute: daß fast nirgends bisher Gelegenheit ge-

nommen wurde, die auf diese Weise entstandenen Lücken durch die einfache Aufzählung des Tatsachenmaterials auszufüllen. Es bleibt nichts andres übrig, als dies wenigstens in den wichtigsten Daten heute nachzuholen, um so die notwendigsten Grundlagen für das Verständnis des Problems der oesterreichischen Nachfolgestaaten zu schaffen. Deshalb sei heute zunächst mit dem tschechoslowakischen Problem begonnen.

Als Masaryk, Gründer der Realisten-Partei, oesterreichischer Reichsratsabgeordneter, Vorkämpfer im Streite gegen den k. u. k. oesterreichisch - ungarischen Prestigewahn, gegen den romantischen Selstbetrug dieses nur von der Aufrechterhaltung aller längst verstaubten mittelalterlichen Einrichtungen lebenden Nationalitäten-Staates — als dieser Professor der Philosophie bei Ausbruch des Krieges sich von Berlin nach Prag begab und die Weigerung der tschechischen Truppen sah, erfaßte ihn eine Ahnung von der bevorstehenden gewaltigen Umwälzung. Er erkannte, was jeder Einsichtige hätte erkennen müssen: daß dieser Nationalitäten-Staat an einem Kriege zusammenbrechen mußte, für den ganze Nationen, seine wichtigsten Bestandteile, nichts als schärfste Ablehnung hatten. Man hat diese tschechischen Rebellionen der Oeffentlichkeit so lange wie möglich verschwiegen, und als sie sich nicht länger verschweigen ließen, hat man der öffentlichen Meinung eingeimpft, daß es sich um verbrecherische Rebellen handle, während es in Wahrheit aufrechte Männer waren, die erkannt hatten, daß dieser Krieg gegen die Interessen ihrer eignen Nationen geführt wurde, und die sich deshalb weigerten, gegen das Wohl ihres eignen Volkes zu kämpfen. Masaryk hat schnell begriffen, daß hier eine Revolution der Massen des tschechischen Volkes begann, welches grade in diesem Augenblick von seinen Führern, den tschechischen Abgeordneten im Stich gelassen wurde. Von da an hat seine gesamte politische Tätigkeit der Auswertung dieser Erkenntnis gedient. Durch Reisen nach Holland, nach Italien und nach der Schweiz schuf dieser Mann das Schicksal seines Volkes, bereitete er im Ausland den Boden an Erkenntnissen vor, während im Innern der kriegführenden Verbündeten alles in völliger Unkenntnis über den Ernst der hier entstehenden Probleme gehalten wurde. Daß die Desertion nicht Feigheit, nicht Landesverrat war, konnte Masaryk sehr schnell beweisen, als er drüben in Rußland die tschechischen Legionen organisierte, die dann tapfer, allerdings auf der andern Front, für die Befreiung, für die Selbständigkeit ihrer Nation kämpften. Die Verhandlungen in Pittsburg hatten zu einem Vertrage zwischen den Tschechen und Slowenen geführt, der die Grundlage des tschechoslowakischen Staates von heute bildet. Es ist richtig: dieser Befreiungskampf allein gibt zwar eine historische Berechtigung der Existenz des tschechoslowakischen Staates — aber dies allein genügt nicht, sofern nicht die wirtschaftlichen Tatsachen die Bestätigung bringen. Von diesen wirtschaftlichen Existenzfragen des tschechoslowakischen Staates wie der oesterreichischen Nachfolgestaaten und der neuformierten Balkanländer wird noch zu reden sein.

Die Kinder in Sowjet-Rußland von Elias Hurwicz

Von vorn herein sei zugestanden: Die Bolschewiki geben sich alle erdenkliche Mühe um die Kinder in Rußland. Wissen sie doch, daß die Kinder eine wichtige Garantie für die Fortdauer des Kommunismus sind. Daher gründen sie möglichst viele Kinderheime, wo der Nachwuchs nicht familienhaft individualistisch, sondern gemeinschaftlich erzogen wird. Aber auch hier sind die Verhältnisse stärker als sie. Die Verwahrlosung, Kriminalität und Prostitution der Kinder und Jugendlichen wächst in Sowjet-Rußland erschreckend. Wir wissen das aus bolschewistischen Quellen selbst.
Am fünften März 1921 schrieben die ‚Iswestja':

„Es ist zeitgemäß und notwendig, auf die immer mehr ins Ungeheure anwachsende Verwahrlosung der Kinder mit ihren Folgen: dem Straßenhandel, den Diebstählen und Betrügereien der Kinder hinzuweisen, wie man sie auf Straßen, Plätzen und Bahnhöfen beobachten kann. Es kam vor, daß in die moskauer Kommisson für Jugendliche an manchen Tagen bis fünfzig Kinder eingeliefert wurden. Von Kopf bis Fuß in Lumpen gehüllt, blaß, erschöpft und unnatürlich erregt, machten sie einen erschütternden Eindruck."

Was geschieht aber mit diesen Kindern ? In der Mehrzahl der Fälle werden sie wieder „entlassen" und kehren „in die Arme der Straße" zurück.
Eine wichtige Frage ist da: Aus welchen sozialen Klassen stammen all diese Kinder ? Darauf erwidert die kommunistische Zeitung ‚Trud':

„Die in den Wirbel des Straßenhandels hineingezogenen Kinder sind zumeist Arbeiterkinder. Sie verschaffen der Familie ein Nebeneinkommen und ernähren sich selbst."

Die Liga zum Schutze der Kinder stellte eine Untersuchung an und ermittelte, daß 70% der verwahrlosten Kinder aus der Arbeiterklasse, 20% aus den freien Berufen herstammen und bei 10% der Stand der Eltern nicht zu ermitteln war. Die ‚Prawda':

„Die verwahrlosten Kinder sind meistenteils Waisen von Arbeitern und Bauern, die in dem imperialistischen oder im Bürgerkrieg oder durch verschiedene Epidemien umkamen."

Ein besonders harter Schlag für die kommunistische Kindererziehung ist der ungeheure Rückgang der sogenannten Staatskinder. Anfang 1920 noch prahlte die Sowjet-Regierung mit 2 000 000 in Staatskolonien und Kinderheimen untergebrachten Kindern. Ende 1920 waren es kaum noch 300 000. Auch hier wirken die bekannten wirtschaftlichen Ursachen. Die ‚Prawda':

„Die Kinder haben es in den Heimen und Kolonien sehr schlecht. Die Heime werden nicht beheizt und die Kinder frieren. Ihre Sterblichkeit ist ungeheuer angewachsen. Die Kinderheime und Kinderkolonien besitzen keine rechte Ausstattung und die Kinder müssen auf bloßer Erde schlafen und aus zerbrochenen Tellern essen, ihre Hände statt Messer und Gabel gebrauchend."

So muß auch der Kultusminister Lunatscharski traurig feststellen:

„Es ist kein Wunder, daß der Bürger Sowjet-Rußlands, trotz der ganzen Schwierigkeit seiner Lage, es vermeidet, seine Kinder

in den staatlichen Asylen und Internaten unterzubringen und ihnen die Straße vorzieht."

Der bolschewisierende französische Sozialist Cachin erzählte nach seiner Rückkehr aus Sowjet-Rußland den Lesern der ‚Humanité', die Bolschewiki hätten die Prostitution in Sowjet-Rußland „vollkommen und endgültig" liquidiert. In naiver Weise übersieht er, daß die Liquidierung des Straßendirnentums noch keineswegs eine Ausrottung der Prostitution überhaupt bedeutet. Er vergißt aber vollständig die Kinderprostitution, die im kommunistischen Rußland gradezu entsetzliche Dimensionen angenommen und von 1917 bis 1920 sich, nach dem Bericht einer Spezialkommission, verzehnfacht hat. Im Laufe des jahres 1920 hat diese Kommission 5300 Kinder unter fünfzehn Jahren untersucht. Darunter wurden 4100, das heißt: 88% ermittelt, die sich der Prostitution hingaben. Manche Mädchen zählten zehn Jahre.

Da ist es kein Wunder, daß auch die Zahl der Geschlechtskrankheiten unter den Kindern ungeheuer angewachsen ist. Im Jahre 1917 standen 88 erwachsenen Geschlechtskranken 12 geschlechtskranke Jugendliche gegenüber; im Jahre 1920 (nach dem Bericht der Kommission für Volksgesundheit) waren von 100 Geschlechtskranken nur 40 Erwachsene und 60 Minderjährige.

Ueber den Schutz der Kinder schrieb Lunatscharski:

„Jeder Revolutionär begreift, daß die Revolution um der Kinder willen sich vollzieht. Denken Sie sich einen Augenblick die Revolution außerhalb der Zukunftsperspektive, und sie verliert sogleich jeden Sinn."

Die Wirklichkeit hat ihm gezeigt, wie auch hierin die Revolution versagt. Und nun setzt er seine letzte Hoffnung auf — die berüchtigte Tscheka (Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution). Jetzt schreibt er:

Ich war unendlich erfreut, zu erfahren, daß F. Dserschinski (der Chef der Tscheka) mit seiner unbezähmbaren Energie und seinem goldenen Herzen bereit ist, die allgemeine Aufsicht über die Kindererziehung in seine Hände zu nehmen. Die Organe der Tscheka mit ihrer militärischen Fixigkeit und Organisation werden zweifellos zum aktivsten Apparat werden. Dies ist vom Standpunkte der Revolutionsethik nur zu begrüßen.

Also die Tscheka als Retterin der Kinder und des neuen Rußland. Traurig, unglaublich — aber wahr !

Heiden-, Christen-, Judentum von Max Brod

(Schluß)

Die sichtbare Welt ist dem Juden nicht Schauplatz eines einzigeinmaligen Wunders, einer vor zwei Jahrtausenden ein für alle Mal vollbrachten Heilstat — sie bietet sich vielmehr immer und in gar nicht vorhersehbaren Richtungen dem Wunder, der Begegnung mit Gott an, wiewohl solche Begegnungen natürlich nur als äußerst seltene Ausnahmefälle (die „36 Gerechten" jedes Zeitalters !), nicht in pantheistischem Dusel als Lauf der Alltagswelt zu denken sind. Da aber die Möglichkeit des Wunders nie ausgeschlossen werden kann, da sie nicht auf eine „gebundene Marschroute" (Christus-Erlebnis) angewiesen ist, sondern die ganze Breite der irdischen Mannigfaltigkeit (wenigstens poten-

tiell) für sich in Anspruch nimmt, erscheint jüdischer Auffassung die ganze sichtbare Welt unendlich wichtig. Ueberall schlummern „Funken der Gottheit", nicht nur in „sakramentalen" Handlungen, sondern auch in unsern ganz vernunftmäßigen oder rein vitalen Funktionen, im Studium, im Händewaschen, im Essen (der Möglichkeit nach !), selbst in der Sünde, wie ein tiefer Satz des Rabbi Akiba lehrt. Niemals darf von materiellen Verhältnissen, von bestehenden Nuancierungen der Erscheinungswelt einfach abgesehen werden. Das Judentum ist die unabstrakteste aller Religionen, weshalb auch in seine große originale Kodifikation: in den Talmud das reale Leben mit seinen minutiösesten Einzelheiten, Tag und Stunde des Individuums wie der Gesamtheit, ärztliche Erfahrung, Magie, Wissenschaft, Rechtsleben, Geschichte und Geschichtsdeutung, Literatur, Ackerbau, Kochkunst, kurz: das Dasein in all seiner Fülle mit hereingeflossen ist. Und doch all dies nicht heidnisch, nicht in einfacher Bejahung, sondern unter dem Aspekt des Wunders, der Heiligung, der Ewigkeit. Und nicht auf rationale Art sind diese beiden Welten, die der Zeitlichkeit und die des Wunders, nebeneinander- oder gar gegenübergestellt — sondern aus dem innersten Herzen, aus der Struktur des Werkes quillt es dunkel herauf, was dem Judentum seine unvergleichliche Eigenart, seine noch durchaus unausgeschöpfte Bedeutung für die Menschheit gibt: diese zauberhaft undurchdringliche Verflechtung von weltentrückter Weisheit (Hagada) und weisester Weltlichkeit (Halacha), von Poesie und Tat, Mythe und Praxis, Verflechtung von unvorstellbarer Dichtigkeit für den, der den Talmud nicht studiert, nicht gründlich studiert hat, Verflechtung oft bis in denselben Satz, ja in dieselbe Silbe hinein . . .

Da das symbolische große Wort „Talmud" nun gefallen ist, will ich die Gelegenheit wahrnehmen und mit allem Nachdruck erklären, daß nicht das heutige Judentum in seiner Erschlaffung gemeint ist, wenn ich schwärmerisch der Schöpferkraft des jüdischen Genius gedenke. Sondern sehr Weniges, sehr Vereinzeltes von den heutigen Ansätzen eines neuen jüdischen Lebens ist gemeint, das aus Lendenlahmheit und Schattendasein herausstrebt, und der unermeßliche Schatz der Ueberlieferung, so schlecht verwaltet, so ungenutzt, so mißbraucht — und doch so reich an Entscheidendem, an dem, was Not tut.

Heidentum und Christentum zeigen grade infolge der Ueberspannung ihrer Gegensätzlichkeiten eine starke Affinität zu einander. Es kommt zu der merkwürdigen Tatsache von Amalgambildungen aus Christentum und Heidentum. Das Judentum, das sich außerhalb des schroffen Gegensatzes von christlichem „Nein" und heidnischem „Ja", jenseits dieses Gegensatzes, in einer heute fast noch unbekannten Sphäre bewegt, zeigt sich solchen Amalgambildungen weniger geneigt. Dagegen ist die Form, die das Christentum heute angenommen hat, und die ich als „Neuchristentum" bezeichne, ganz besonders geeignet, unter verführerischstem Glaubensglanz mit dem Heidentum zu verschmelzen. Es ist daher durchaus konsequent, wenn ein literarischer Führer dieses Neuchristentums darauf hinweist, daß das Chri-

stentum sich von seinem jüdischen Ursprung fortentwickelt hat und eine europäische Angelegenheit arischer Völker geworden ist. Diese gern gesehene „Entjudung" des Christentums ist nichts als ein andrer Ausdruck für die christlich-heidnische Amalgambildung. Und ein andrer dieser Neuchristen, der gedankenreiche subtile Philosoph Max Scheler, konnte zu Beginn des Weltkrieges ein Buch ‚Der Genius des Krieges' veröffentlichen, in dem aus den Prinzipien des Katholizismus hervor eine „heroische" „deutsche", also stockheidnische Weltanschauung gerechtfertigt und der Krieg heiliggesprochen wird.

Andre Strömungen im Christentum widerstreben allerdings diesen Amalgam-Tendenzen durchaus. Sie allein sind es, in denen der jüdische Geist Seelenverwandtes findet. Dante, der große Liebende und Universalpolitiker eines Friedensreiches auf Erden, und Kierkegaard, der „kraft des Paradoxes" das Diesseits ergreift, sind die erhabenen Gestalten diese strengen Christentums, das den Versuchungen des Heidentums am weitesten entrückt ist.

. . . Daß alle heutigen Staaten Raubmord treiben, daß alle heutige „offizielle" Poltik ebenso ungöttlich wie unmenschlich ist — diese Feststellung darf nicht mit der prinzipiell und für immer antipolitischen Haltung des Christentums verwechselt werden. Zugegeben ist, daß grade die gegenwärtige Weltlage wie keine andre je zuvor zu dieser Verwechslung verführen kann. Man sieht, daß alle Politik, wie sie nach heutigen Begriffen getrieben wird, zur Agonie des Menschengeschlechtes führen muß. Und man hört gleichzeitig eine Lehre, die das Diesseits mit all seinen Gemeinschaftsbildungen und Organisationsformen nicht nur für gleichgültig sondern gradezu für Bedrohung des Seelenheils erklärt. Was näher als der Griff, jene spezielle Erfahrung unter dem Lichte dieser Theorie anzuschauen — unbekümmert darum, daß vielleicht nicht jede mögliche Art politischer Intervention vor dem Richterstuhl des ewigen Geistes verdammenswert erscheint, unbekümmert darum, daß grade durch die christliche Negation des Politischen das Gebiet weltlicher Obsorge allen ungöttlichen ungeistigen Elementen als Tummelstätte überlassen werden könnte – und nicht nur könnte, nein, tatsächlich überlassen worden ist. Ahnt denn Niemand die furchtbare Schuld des Christentums an diesem Kriege, nicht nur die Schuld dse offiziellen Kirchentums, das in Millionen von Gebeten und Zeremonien aller seiner Riten diesem Krieg den „Segen Gottes" erfleht hat (hierbei hat das offizielle Judentum wacker mitgetan) — nein, ärger noch: die Schuld des inoffiziellen, innerlichen, ganz ehrlichen Christentums, das durch seine Gleichgültigkeit gegen die Ordnungen der Welt gewissermaßen alle bösen Kräfte als legale Herrscher über das Diesseits inthronisiert hat. Sagt doch sogar der zarte Novalis (im ‚Heinrich von Ofterdingen'): „Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden sein". Und in einem Nachwort zu Kierkegaards ‚Begriff der Auserwählten' kämpft zwar Theodor Haecker gegen die offiziellen Staats- und Kirchengreuel mit guter Offenheit, gleichzeitig aber zitiert er rühmend Tertullians Wort:

„Nichts ist uns Christen fremder als die Politik" und ahnt gar nicht, daß er mit solcher Abdankung das Böse, das er verabscheut, selbst mitfördert und züchten hilft.

Den fundiertesten Ausdruck dieser antipolitischen Strömung hat Max Scheler in seiner Unterscheidung von „Anspannung" und „Entspannung" als den beiden Grundmöglichkeiten des Menschtums gegeben. Der Held der Anspannung mißtraut dem Sinn und Gang der Welt, er vertraut sich selbst und seinem Willen allein. Sein Ideal ist: sich selbst und die Welt „in die Hand zu nehmen". Wer dagegen den Weg der Entspannung geht, vertraut der Welt, und in diesem Vertrauen gibt er sich auf, verzichtet auf die eigne Kraft und den eignen Wert, er entschlägt sich aller Sorgen, aller Verantwortlichkeit, des persönlichen Verdienstes. Schelers Liebe gilt diesem zweiten „demütigen" Typus. Mit seinem Lob der Entspannung hat er (freilich mit unendlich feinern Mitteln) das Selbe gesagt, was während des Krieges gradezu als Elementarunterricht des literarischen Caféhauses gelehrt wurde: Politik ist für den radikalen, kompromißlosen Geist eine Beschmutzung. Politik, Arbeit an der Gemeinschaft ist deklassierend.

Daß dieser Antipolitismus in Verbindung mit sehr pathetischer „Brüderlichkeit", „Allmenschenliebe" als kosmopolitischer Menschheits-Sketch mit Erlösungs-Kino-Effekten auftrat und auftritt, darf nicht täuschen. Die universale Abstraktion gehört recht eigentlich zum Wesen des „Neuchristentums". Bald nach dem Krieg ereignete sich etwas Seltsames. Ganze Haufen von Schriftstellern, bis dahin antipolitisch, politisierten sich als Kommunisten. Das wäre völlig unerklärlich, entdeckte der aufmerksame Beobachter nicht grade im extremen Kommunismus wieder dieselbe Diesseitsgleichgültigkeit, die den „Entspannten" charakterisiert hatte. Diese Dunkelheit der Pläne, in denen nur das „Zerstören" deutlich wird, diese Gebärde, die gar nicht groß genug umfassen kann und deshalb vor lauter Pauschalität gar nichts faßt, die Verbreitung aller realen Differenzen, die Leerheit, die Abstraktion: das Alles ist wieder nur „Neuchristentum", etwas schreiender, etwas „expressionistischer" als vorher, jedenfalls ohne direkte Liebesbeziehung zur wirklichen Welt in Zeit und Raum. Was sich demgegenüber unter der Devise „Tätiger Geist", „Aktivismus" sammelt, überschätzt selbst in seinen besten Vertretern die Reichweite der Politik, der Ratio, des menschlichen Hebelarms am Werk der Natur. So etwa, wenn Kurt Hiller von seinem „unherrischen Herrentypus" verlangt: „Sie wollen die Menschheit befreien . . . sie wollen sie von aller Not befreien, physischer und metaphysischer".

Weder unter den „Neuchristen" noch unter den „aktivistischen" Diesseitsmenschen ist mein Platz. Schwer genug, mich in einer Welt verständlich zu machen, die sich auf diese beiden Gegensätze festzulegen scheint, die ein Drittes, das nicht etwa Synthese der beiden Gegensätze wäre, ein völlig anders geartetes, auf andern Ebenen liegendes Drittes nicht anerkennt oder — überhaupt nicht kennt. Dieses Dritte ist das jüdische Weltgefühl.

Der Verrat am deutschen Schrifttum
von Alfred Döblin

Hans Kyser hat unter diesem Titel eine Flugschrift als Sondernummer des Verbandsorgans des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller herausgegeben. Es ist keine private Aeußerung Kysers. Das Vorwort orientiert: der Publikation liegt eine Entschließung des Hauptvorstandes der Organisation zugrunde.

Die Dinge, die in der Flugschrift vorgebracht werden, sind in der Tat geeignet, schriftstellerische Kreise aufs Intensivste, darüber hinaus Geistige, wirtschaftlich interessierte zu fesseln.

Wir erfahren aus der famos hingelegten, heftig aggresiven Schrift, daß hier angegangen wird gegen die „Goldbaumisierung der deutschen Literatur". Die deutsche Literatur ist eine Angelegenheit, um die sich noch andre Leute maßgeblich zu kümmern haben, wirtschaftlich und organisatorisch, als der einzelne Rechtsanwalt Wenzel Goldbaum. Sein diktatorisches Vorgehen gegen den großen Selbstverwaltungskörper des Schutzverbandes, der eine tapfere, kampfbewährte und im Aufblühen begriffene Gewerkschaft ist, ist das Sonderbarste, Gefährlichste, das sich denken läßt, dabei äußerst charakteristisch. Ich habe selbst mehreren Kommissionssitzungen in Sachen eines „Einheitsverbandes" deutscher Erzähler ihm gegenüber gesessen. Der durchaus scharfe, klare Mann hat einen Defekt und eine Beschränktheit: er kennt nicht — was ihm so entsetzlich in der „Gewerkschaft" auf die Nerven fällt — den Sinn der Gewerkschaft, der gemeinnützigen, fürsorglichen, Recht schützenden und Recht erkämpfenden Arbeit (er erklärte: „Die Zeit des Sozialismus ist vorbei, wir treten in eine stark kapitalistische Periode" — du lieber Gott. Dann können wir ja gleich Schieber werden und verrecken lassen, was will) und ist fasziniert von dem allein selig machenden Geschäft. Es ist nicht zweifelhaft, daß er alle Vorteilerstrebenden mit solchen Parolen anlocken kann, ebensowenig zweifelhaft, daß die sozial arbeitende Organisation sich mit Macht gegen diese armseligen kleinbürgerlichen Instinkte wenden muß. In den mehrfachen Kommissionssitzungen, die wir hatten, war es aber interessant, daß über diese eigentliche sachliche Differenz wenig gesprochen wurde. Ich erinnere mich, daß, als ich selbst auf die Gemeinsamkeit unsrer gewerklichen Interessen hinwies — man mag sie „gewerkschaftlich" nennen oder nicht —, die Gegenseite uns sinngemäß zustimmte, aber hart uns angriff mit dem Begriff des „Erzählerverbandes" gegen den üblen „Mischmaschverband", den Schutzverband. Plötzlich aber sehe ich jetzt einen Vertragsentwurf vor mir als erstes Produkt der Gegenseite, wo zwar — bei Zeus, Buddha und Confuzius — wörtlich nichts „Gewerkschaftliches" sich findet, wohl aber der Erzählerverband, der ersehnte Fachverband sich — auch — nicht findet ! O quae mutatio rerum ! Da sollten wir, wir Epiker — und bei Zeus, Buddha und Confuzius, wir aus dem Schutzverband können uns in literarischer „Prominenz" neben den fabelhaft Singulären der Gegenseite sehen lassen — da sollten wir aus den Armen der bösen „roten" Mischmasch-Gewerkschaft

gelockt werden mit dem „Fachverband", der allein unser Interesse vertreten würde und könnte — eine Sache, die uns verdammt herzte — und nun, wenn wir etwa draußen sind, dann haben wir zwar keinen Fachverband, aber — die Hände sind uns gebunden im weitern Kampf, wir sind im süßesten Harmonieverband. Die Harmonie ist sehr schön, aber welche Harmonie: die des Kerkermeisters und des Gefangenen, der Katze und der Maus. Jeder Verleger wird über diesen Kartellvertrag lachen ! Man soll durchaus leben und leben lassen — welche Sicherheit gibt man, daß die Autoren leben ? Herr Goldbaum hätte sie verschaffen sollen, wir hätten ihn zum Generaldirektor sämtlicher Autoren gemacht, statt dessen: mehr als 15 % Tantiemen am Broschürenexemplar darf kein Autor verlangen, weniger als 0 % — nein, von Null Prozent steht nichts da, aber das „Weniger als" steht überhaupt nicht da ! Man kann nämlich nie wissen, wie wenig man einem Autor geben kann, und wie wenig der armselige Trottel annimmt.

Das Ganze wäre unfaßbar, wenn nicht bei der kleinkapitalistischen Gegenseite alle sichern freien autorenschützenden Gedanken getrübt würden durch die Neigung zur Geschäftemacherei. Die „Geschäfte" sollen alles einbringen. Als bei der ersten Sitzung im Schutzverband von den geschäftlichen Dingen der Goldbaum-Gruppe gesprochen wurde — Filmgeschäfte, Uebersetzungsgeschäfte —, hatte momentan die Mehrzahl von uns Autoren die üble Empfindung: das gehört nicht zu uns. Wir vertreten die Rechte der Schriftsteller — und wie gering sind sie vor der wirtschaftlichen Macht der Verleger ! — wir trachten, neue Rechte zu erringen; wir suchen die Schriftsteller, die zu einem bloßen Anhängsel des geschäftlichen Verlagswesens gworden sind, wieder in die Mitte zu schieben, als das eigentliche Zentrum dieses ganzen Produktionsprozesses. Und bei diesem Ringen, das letzten Endes mehr bedeutet als reiner wirtschaftlicher Einzelkampf, fällt man uns in die Arme: wir sollen uns privatkapitalistisch umstellen, „handeln gehen", wir sollen „Geschäfte" machen und nicht etwa Geschäfte machen neben gemeinnütziger Arbeit, sondern ausschließlich; mehr: die Gemeinnützigkeit wird geopfert und vernichtet für Geschäftsinteressen, wie ganz ersichtlich wird. Die Schriftsteller brauchen keine Geschäfte zu machen, sie besitzen dafür keinen Sinn und werden ihn nie erwerben; wir bedienen uns wirtschaftlicher Sonderorgane und haben nur nötig, die schärfste und selbstbewußteste Kontrolle über diese Organe zu üben — in diesem Augenblick des Wirtschaftslebens haben wir nichts weiter zu tun; vielleicht kommt der Augenblick, wo die Allgemeinheit uns auch diese Kontrolle abnimmt. Uns herabziehen und hineinziehen auf das Niveau des kleinen Verdieners — welche Preisgabe unsres kämpferischen Selbstbewußtseins ! Mit den wirtschaftlichen Sonderorganen paktieren — welche Vernichtung unsres Grundgefühls und unsrer Richtung ! Ich nagle als des Eklatanteste in dieser Tendenz der Ahnungslosen fest den § 2 ihres Vertragsentwurfes ! Danach wird die Vereinbarung der „Belletristischen Arbeitsgemeinschaft" der Verleger und des Goldbaumschen Er-

zählerverbandes von beiden Parteien als rechtsverbindlich anerkannt, insbesondere der Ausschluß des ordentlichen Rechtsweges — es gibt nur Schlichtungsausschuß und Schiedsgericht der beiden Organisationen. Da haben wir nicht nur die Kette, sondern noch den Knebel im Mund: Die beiden Brüder — man kennt die Herrschaften aber garnicht — die die materiellen Rechte des geistigen Urhebers unter sich, nicht unter uns, verhökerten, ersticken auch den Protest dagegen grob physisch von vorn herein.

Ich würde ja schweigen, wenn ich nicht die schauderhafte Notlage des deutschen Schriftstellers kennte; wenn ich nicht die herausfordernden Worte der Unternehmerseite kennte: „Schreiben Sie doch nicht !"; wenn ich nicht wüßte, daß bis auf Ausnahmen das Selbe dem Schrifttum droht, was schon in der Musik Ereignis ist: der banale Mist wird verlegerisch vertrieben, es kommt Geld ein, alles Andre versinkt progressiv. Dieser Vertrag des sozialen Defekts wird vernichtet werden. Die geistigen Urheber seien gewarnt.

Der Mensch Max Hölz von Hans Bauer

„Das Material zu diesem Charakterbild habe ich von einem mir bekannten Mitglied der K. A. P. D., das mit Hölz verschiedentlich zusammengekommen ist, und für dessen Wahrhaftigkeit ich einstehe. Vielleicht ist es Ihnen, S. J., grade deshalb interessant, weil es von den Schilderungen, die Hölzens Gegner geben, erheblich abweicht."

Das erste Mal sah ich Hölz kurz nach den März-Kämpfen in einer berliner Arbeiterwohnung. Es war spät in der Nacht. Ich war von einem berliner Genossen aus der K. A. P. D. eingeführt worden. Hölz begegnete mir nicht mit dem geringsten Mißtrauen, obwohl er mich nicht kannte. Um ihn herum saßen einige seiner intimsten Freunde, die zum Teil den Posten von Unterführern bei seinen Aktionen bekleidet hatten. Es wurde zunächst über Vergangenes geplaudert. So, wie andre sich über die Erlebnisse bei einem Sonntagsausflug unterhalten.

„Weeste noch, Otto," sagte Hölz zu Einem in seinem leichten Sächsisch, „das war e Ding, wie wir damals den Gutsbesitzer ausgenommen haben. Wie der guckte !" Hölz lächelt. Jenes Lächeln, das das Schönste an ihm ist. Dieses unschuldsvolle, leichte, feine Schmunzeln, das so Viele auch dann schon für den Menschen einnahm, wenn sie den Politiker ablehnten. Wie er so plaudert, geht die Tür auf, und ein neues Gesicht erscheint. Hölz lenkt das Gespräch sofort ab. Er hat mit dem Ankömmling Geschäftliches zu reden. Es gilt Rechnung über einen Betrag abzulegen. Etwas stimmt dabei nicht. Hölz wird energisch: „Emil, das Geld muß her ! Emil, wenn Deine Sache nicht in Ordnung ist, will ich nichts mit Dir zu tun haben. Dann machst Du Dich schwach von uns ! Solche können wir nicht gebrauchen." Hölz wird plötzlich der Führer. Der Führer, der sich gern auf die Schultern klopfen läßt und nicht auffährt, wenn Einer einmal eine andere Meinung hat als er. Der Führer aber auch, der keine Nebenbuhlerschaft duldet und unbedingt beansprucht, die letzte Instanz zu sein.

Hölz hat niemals das Bewußtsein gehabt, irgendetwas zu verbrechen, das nach allgemein menschlichen Gesetzen zu bestrafen sei. Er ist der Typ des Gefühls-Sozialisten. Theoretisch ist er in keiner Hinsicht geschult. Er kennt nicht das Wesen des Unterschiedes zwischen Kapitalismus, Kollektivismus, Kommunismus und Anarchismus. Er sah die Armen leiden und die Reichen prassen. Dieses Mißverhältnis glaubte er dadurch beseitigen zu können, daß er den Reichen wegnahm und den Armen gab. Dieses Geben-können war ihm eine reine Freude. Er war glücklich, wenn er nach einem Plünderungszug durch die Wohnungen von reichen Bauern die Kinder und Mütter der Armen des Dorfes auf den Marktplatz zusammenrufen und mit vollen Händen Nahrungsmittel und Wäschestücke unter sie verteilen konnte.

Etwas Jungenhaftes haftete ihm an. Das prägte sich in Kraftausdrücken aus, die von der bürgerlichern Presse als ein Beweis für seine Roheit aufgeführt werden. Aber wenn er sagte: „Wir sinn nu einmal Bluthunde", oder: „Drei Mann her zum Blutumrühren", so war das vielleicht geschmacklos, aber alles weniger als ernst gemeint. Er sprach das hin, wie ein Freund etwa zum andern sagt: Kerl, ich häng Dich auf, wenn Du heute abend nicht kommst !

Nichts ist falscher, als wenn man glaubt, er habe eigennützige Zwecke verfolgt. Einmal war Hölz für sich außerordentlich bescheiden. Er war kein Feinschmecker, trank nicht und hatte nichts für Weiber übrig. Kaum allzuviel sogar für seine Frau, die in jeder Hinsicht durchschnittlich ist. Und zum andern hielt er streng darauf, daß die Leute seiner Umgebung nicht mehr besaßen, als zum leidlichen Auskommen für die nächsten Wochen reichte.

Er war mutig. Niemals hat er den General gespielt, der in der Etappe Befehle ausgibt. Bei den meisten Kämpfen war er vorn mit dabei. Dort, wo's gefährlich war. Und nach den Kämpfen ist er niemals übermäßig vorsichtig gewesen. Er war fatalistisch: „Wenns mich trifft, dann triffts mich eben", sagte er einmal zu mir. „Dann hab ichs nicht ändern können. Dann sind die eben schlauer gewesen als ich." Niemals hat er sich vermummt oder aus Aengstlichkeit auch dann die Straße gemieden, wenn er Bedürfnis nach frischer Luft hatte. Oft war er gradezu leichtfertig. In Falkenstein hat er sich einmal filmen lassen. „Max," haben sie zu ihm gesagt, „was machst Du denn da ? Da haben sie Dich doch gleich." „Och," hat er abgelehnt, „laßt nur. Das is egal." Der beste Beweis für seinen Mut ist freilich, daß er sich nach seiner Freilassung in der Tschecho-Slowakei nicht nach Rußland wandte, wo man ihn mit offenen Armen aufgenommen hätte, sondern daß er nach Deutschland zurückkehrte, wo er seiner Meinung nach gebraucht wurde.

Ob er geglaubt hat, durch seinen vogtländischen Aufruhr die sozialistische Revolution in Deutschland entfachen zu können ? Ja ! Aber nicht so, daß er angenommen hätte, sein Befehlsbereich dehne sich immer weiter aus, sondern so, daß er glaubte, überall müßten sich Männer gleich ihm finden.

Die Ueberfälle vollzogen sich in der Regel außerordentlich leger. Hölz trat mit einigen von seinen Leuten in einen Gutshof, klopfte dem Besitzer auf die Schulter und sagte ganz gemütlich: „Lieber Mann, jetzt legen Sie einmal innerhalb fünfzehn Minuten alle Schlüssel auf den Tisch, die zu Geld- oder Eßvorräten führen. Aber geben Sie sich Mühe dabei. Sonst gehts Ihnen dreckig. Wenn wir dagegen nachher nichts mehr finden, geschieht Ihnen weiter nichts und Sie können so viel behalten, wie Sie und Ihre Angehörigen in den nächsten Monaten zum Leben brauchen."

Das mag man sonstwie nennen. Immer aber waren ausschlaggebend und immer schließlich werden es sein für die moralische Bewertung der Taten eines Menschen nicht diese schlechthin, sondern die Motive, die sie veranlaßten.

Cui bono ? Wem gereichte zum Vorteil, was Max Hölz tat ? Ihm selbst nicht. Nun, er wohnte einmal eine Zeitlang in einer vornehmen wilmersdorfer Villa — aber nur, weil er sich dort sicherer als anderswo glaubte. Sonst hat er sich niernals etwas Besonderes gegönnt, und auch im Gerichtssaal hat ihm nicht nachgewiesen werden können, daß er geplündertes Geld jemals dazu benutzt hätte, sich ein angenehmes Leben zu schaffen. Dieser etwas nervöse, schmalwangige Mann, der keineswegs den Reichtum, wohl aber die Armut so leidenschaftlich haßte, daß er zu ihrer Ausrottung (und wenn er sich diese auch noch so naiv vorstellte) sein Leben und seine Existenz einsetzte, und der sich zu Handlungen gegen Widerspänstige mit äußerster Ueberwindung seines natürlichen, schlichten, freundlichen Wesens hinreißen ließ — der kannte nur das eine Ziel: Dem Volke soll geholfen werden ! Dem wirklich darbenden, armseligen, heruntergelumpten Volke. Helfen wollen: das war ihm Alles. Er war zerknirscht, wenn er irgendwo nicht helfen konnte. „Kinder !" klopfte er dann auf den Tisch, „was machen wir jetzt bloß, daß wir hier was ändern können . . . ?"

So verdient Hölz nicht als Politiker und Neulandbringer, aber auch nicht als schlechter Kerl und brutales Subjekt gewertet zu werden. Ein primitiver Urinstinkt lebte in ihm: mit der Kraft der Fäuste auf direktestem Wege ausgleichen zu wollen zwischen Arm und Reich. Zu diesem glühenden Trieb traf in ihm die Kraft, wollen zu können, Energie zu haben und formale Fähigkeit der Rednerkunst und Schlagfertigkeit.

Er ist sich ungeheuer bewußt, nur Reines gewollt zu haben. Man kann ihm vorwerfen, er sei ein großer, dummer Knabe, er sei ein jämmerlicher Politiker, sein Verhalten vor Gericht sei unwürdig, gelegentliche Roheiten seien unverzeihlich: wer ihm persönlich als Freund nahegetreten ist, weiß, daß es diesem bezaubernd liebenswürdigen Menschen nie um sich ging, nicht einmal um Erkämpfung von Vorrechten für eine Klasse, daß er unter Diktatur des Proletariats verstand: Jeder habe zu essen !, daß sein Haß in der Liebe wurzelte und daß er, was immer auch mit ihm geschehe, zweierlei niemals tun wird: seine Leute verraten und glauben, daß gegen ihn statt eines Machtspruches ein Rechtsspruch gefällt wird.

Strindberg in Paris von Ferdinand Lion

Strindbergs ‚Gläubiger‘ haben jetzt bei Lugné-Poë im Theater de l'Oeuvre ihre pariser Premiere erlebt. In der Nouvelle Revue Française hat Jean Schlumberger die Kritik geschrieben.

In dieser Zeitschrift erscheinen die Mitarbeiter nicht kalt neben einander, in Reih und Glied aufgestellt, auch nicht ganz von einer einzigen Person als Mittelpunkt alle in Radien ausgehend. Nein, es ist ein platonisches Gastmahl: suchende Menschen reden, bekämpfen sich oft in aller Freundschaft, arbeiten zusammen an dem Unbekannten der Zukunft.

Infolge dieser Freiheit sind unter den Mitarbeitern ganz verschiedene Gruppen: da sind Claudel und Jammes, die großen Katholiken und Mittelalterlichen, und mit ihnen Alle, welche an Intuition glauben, die Bergsonianer; doch daneben stehen Andre, welche etwas ganz andres wollen, nämlich die klare Intelligenz, den Verstand, den Bergson so sehr bekämpft, sie berufen sich zuguterletzt auf Descartes, und, der neuen politischen Lage Frankreicns entsprechend, wollen sie eine neue Klassik, wie in der Epoche Ludwigs des Vierzehnten: das Elsaß ist geholt — jetzt soll Racine kommen.

Noch mehr Gruppen gibt es innerhalb dieser Zeitschrift: hier die, welche jetzt auch geistig demobilisiert haben, wie der vorzügliche Kritiker Thibaudet; hier solche, die ohne Flammenwerfer, Handgranaten und ähnliche liebliche Dinge noch immer nicht auskommen zu können glauben. Zu diesen scheint Jean Schlumberger zu gehören, und er bewundert in seiner Kritik Strindberg ebenso leidenschaftlich, wie er Deutschland tadelt, weil dieses auch Strindberg bewundert. Er schreibt:

„Deutschland hat in den Werken Strindbergs eine Art Grand-Guignol gefunden, welches seine Nerven aufpeitscht und zugleich seine Lust an psychologischen Abgründigkeiten befriedigt. Das, wodurch es von diesem Theater angezogen wird, ist zweifellos dessen widerwärtige Seite: ein Menageriegeruch, die gleiche Hysterie und das gleiche Knirschen wie in der Straußschen Musik, sodann die trostlose Sinnlichkeit, auf Haß und Grausamkeit gegründet, überhaupt jene eigentümliche Verworfenheit, in die der Deutsche als in seine Art von Raffinement verfällt, sobald er aufhört, ein Tölpel zu sein.”

All dies ist köstlich in seiner Dummheit. Da ist zunächst ein kleiner Irrtum: die ‚Gläubiger‘, ‚Fräulein Julie‘, die grausamen Einakter hatten ihren Einfluß in Deutschland vor ungefähr dreißig Jahren, in der naturalistischen Epoche. Die zweite große Strindberg-Zeit fing nach 1910 etwa an, und das, was seit dem Krieg auf unsre Literatur gewirkt hat, sind die spätern, die mystischen, Versöhnung suchenden Werke. Ein zweiter Irrtum: jene ersten Raubtierstücke sind keineswegs in Berlin, der Raubtierstadt, entstanden, sondern im Gegenteil: in Paris. Strindberg selbst erzählt von ihrer Entstehung in der Vorrede zu ‚Fräulein Julie‘. Das théâtre rosse triumphierte damals bei Antoine. Am meisten lernte er von Jean Juliens vielen dürren Einaktern. Dies war das Geschenk von Paris, das allem und jedem aus seinem Ueberreichtum etwas zu geben hat, an Strindberg. In die Grau-

samkeit des extremsten Naturalismus goß er seine eigne grausame Seele. Im übrigen hatte sein ‚Vater‘, auch eine pariser Arbeit, damals bei Antoine keinen Erfolg. Das Theater machte ihm kein Gold. Er versuchte es dann auf richtige alchimistische Weise, auch dies gelang nicht, er geriet dort in tiefste Not. Wie schade, daß er seinen pariser Erfolg jetzt nicht mehr erlebt ! Lugné-Poë, der sich schon so sehr um Ibsen bemüht hat, wird wohl nach und nach alles von ihm geben. Es wird ein Strindberg-Rausch über Paris kommen.

Seien wir offen: was Herrn Schlumberger so sehr dabei stört, und warum er ausfällig wird, ist, daß Deutschland Strindberg schon fast hinter sich hat in dem Augenblick, wo Paris erst am Anfang der Bewegung steht. In Wirklichkeit: dies ist eine Unerhörtheit, diese ewige aberwitzige Vordringlichkeit von Deutschland ! Hier klafft zweifellos eine der vielen Lücken des Versailler Vertrags. Wo sind denn die Paragraphen über das Geistige ? Dieses ist so wichtig wie die Luftschiffahrt. Auch der Geist hat Flügel. Er könnte, wenn er da wäre — doch vorläufig mag Frankreich in dieser Hinsicht beruhigt sein — gradezu gefährlich werden. Auch eine geistige Kontrolle, eine Reihe von Geist-Ententekommissionen in Berlin täte not. Sie würden verbieten, daß ein großer fremder Autor in Deutschland eingeführt wird, bevor ihn Paris kennt. Ist Frankreich Sieger oder nicht ?

Doch reden wir ernster. Diese kleine Strindberg-Affaire beweist nur, wie schlecht Frankreich über das deutsche Geistesleben unterrichtet ist. Freilich: es geht uns nicht besser. Jammes, der in Frankreich von 1903 an großen Ruf hatte, wurde in Deutschland etwa 1913 „entdeckt”. Das Komische nämlich ist, daß sich die Deutschen immer einbilden, die fremden Autoren zu entdecken, und schließlich fast glauben, daß sie selbst sie ihrem Heimatland schenken. So wurden auch Claudel und Bergson etwa 1910 entdeckt, nachdem die gesamte hohe französische Kritik sie schon zehn Jahre gefeiert hatte. Wir haben nämlich fast immer zehn Jahre Verspätung für alles Französische. Und es ist wahrscheinlich, daß die Führer der heutigen Literatur, die nicht im geringsten Romain Rolland und Barbusse sind, sondern Jules Romains und Proust heißen, etwa 1930 in Deutschland entdeckt werden. Die Franzosen dagegen wissen nichts von Georg Kaiser, nichts von Graf Keyserling, kaum etwas von Werfel, nichts von Heinrich Mann und gar nichts von Döblin, dessen chinesischen Roman sie vielleicht einmal unendlich feiern werden. Sie wissen nicht einmal, daß wir den großen Clown des Expressionismus besitzen, der mit der Peitsche knallend in die literarische Manege tritt, sich allerseits verneigt und trompetet: „Rechts von Deutschland gab es Dostojewski, links Flaubert — aber der große deutsche Romanstil ist noch nicht da. Ich werde ihn sofort unter den Augen des Publikums erfinden.” Man könnte Tränen über ihn lachen. Er ist unbezahlbar. Er ist, wie alle Clowns, die fortwährende Tribüne seiner selbst. Wir erlauben nicht, daß man ihn übersetzt. Wir wollen, nachdem wir in der Welt schon so viel verloren haben, wenigstens ihn ganz für uns behalten.

Nach dem Krieg hatten wir Hoffnung auf einen wirklichen geistigen Austausch zwischen Deutschland und Frankreich. Könnte Strindberg, der ja auch eine berühmte Friedensnovelle geschrieben hat, ihm nicht präsidieren, ihn einleiten ? Aber Schlumberger schaut auf uns herab mit hysterischer Grausamkeit. Er geht noch umher, undemobilisierbar, mit Flammenwerfern, Handgranaten und andern lieblichen Dingen, sodaß wir uns noch gedulden müssen. Vielleicht arbeitet sich langsam Paris durch aus jenen bösen Stücken wie ‚Gläubiger' (in dieser Rolle gefällt sich Frankreich noch so sehr), erlebt dann seinen Weg nach Damaskus und landet schließlich in das Traumspiel der Versöhnung.

Else Lasker-Schüler von Hedwig Courths-Mahler

Das hohe Schloßspeisezimmer lag festlich geschmückt im Sonnenglanze da. Ich trat hinaus auf den Altan. Ein zarter Frühlingswind umschmeichelte liebkosend wie ein Kinderhändchen meine Stirn. Ich schaute, tief die köstliche Luft einatmend, hinaus ins weite Land. Aber da rollte auch schon der Wagen heran. Friedrich sprang vom Bock, öffnete den Schlag und half der im Wagen Sitzenden ehrerbietig beim Aussteigen.

Ich eilte hinab, die Arme weit zu herzlichem Willkomm geöffnet. Frau Else Lasker-Schüler, denn sie war es, die dem Wagen entstiegen, sprang mit einem einzigen, furchtbar-wilden Satze auf mich zu. Wir umarmten uns. Dann machte sie sich frei, schrie zweimal wie eine Eule, lächelte und sprach: „Ich will Sie Hadwiga Rheumare nennen. Sie sehen aus wie der Dichter Peter Baum. O, das war ein großer Dichter ! Det will ick wull meenen !" Ich war entzückt von der Fülle der Gedanken, die die Dichterin in Einem Satz so prägnant auszudrücken verstand. Ich sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, Prinzessin von Theben !" (Denn ich finde es unpassend, daß sich eine Frau mit Männertiteln — ausgenommen natürlich die Bezeichnung „Doktor", die selbst ich mich zu tragen nicht scheuen würde ! — bezeichnet.)

Bald saßen wir an der reizend geschmückten Tafel. Wir sprachen viel, jedes in seiner individuellen Art und verstanden sogar zeitweise einander.

So verging eine angeregte Stunde. Dann schlug ich vor, daß wir uns in alte brokatene Schloßherrinnengewänder würfen und uns Arm in Arm photographieren ließen. Die Prinzessin wollte jedoch durchaus aufs Klavier, um sich dort einen Wigwam einzurichten. Sie kletterte auch wirklich hinauf, und begann mit leiser, geheimnistiefer Stimme zu singen:

„Du ! Hadwiga Rheumare
Tanzte vor Gottes Kindherz.
Da mußte ich lächeln.
Tausend Jahre bin ich nun Blüte
Am Aste Abend !
Aber der Wind pochte noch nicht
Den Tod an mein Herz —
Singe ! Du !"

Ich brach in Weinen aus. Dann fragte ich sie, ob auch ich ihr etwas von mir hersagen solle, aber sie sagte: Nein, und ein Glas Wasser möchte sie statt dessen ! Ich ging selbst hinaus, um Himbeer hinein zu tun. Als ich wiederkam, war sie bereits fort.

Die Große Berliner 1921 von Hans Siemsen

Diese Ausstellung ist bemerkenswerter, als Ausstellungen in Berlin — und nun gar am Lehrter Bahnhof ! — zu sein pflegen. Und zwar ist sie aus dem einfachen Grunde bemerkenswerter als andre Ausstellungen, weil sich drei verschiedene, recht verschiedene Vereine an ihr beteiligen: der ‚Verein Berliner Künstler', die ‚Freie Sezession' und die ‚November-Gruppe' (Die Architekten kann ich bei dieser Betrachtung einstweilen außer Acht lassen.)

Drei verschiedene Vereine, das bedeutet: drei verschiedene „Richtungen". Und so bietet diese Ausstellung am Lehrter Bahnhof ungefähr das gleiche Bild wie die Abnormitätensammlung unsres geliebten Parlaments, des Reichstags. Der ‚Verein Berliner Künstler' repräsentiert aufs trefflichste die Deutsche Volkspartei mit ihrem rechten Flügel. Die ‚November-Gruppe' — das sind die Kommunisten. Und in der ‚Freien Sezession' findet die sozialdemokratisch-katholische Regierungsmitte ihr wunderliches Ebenbild. (Wo sind die Unabhängigen ? Die sind nicht da.) Ich führe diesen langweiligen Vergleich so ausführlich durch, damit ich ebenso ausführlich die mir sehr wichtigen Folgerungen ziehen kann. Wenn nämlich unser geliebtes Parlament irgendetwas in der Welt beweist, so ist es die Unzulänglichkeit, die Armseligkeit, die Gefährlichkeit der Partei. Ich meine nicht eine einzelne, sondern jede, die politische Partei an sich. Und genau so, Einwände niederschmetternd, beweist der Lehrter Bahnhof die Armseligkeit und Gefährlichkeit der Richtung, nicht einer einzelnen, sondern jeder.

Ich will nicht von der traurigsten Wirkung der Partei reden, nicht davon, daß sie die Ideen, die zu verwirklichen sie da ist, einengt, dogmatisiert, verflacht und verfälscht, genau wie jede Kirche ihre ursprüngliche Religionsidee verfälscht. Ich will nur sagen, daß die Partei den Einzelnen, der sich ihr ein- und unterordnen muß, vergewaltigt, seine Eigenart unterdrückt, seinen Geist einschränkt, seine Entwicklung hemmt. An die Stelle der reinen, brennenden Idee tritt allmählich das sorgsam zubereitete Parteiprogramm. Und an die Stelle des stählenden Einzelkampfes der gedankenlose Marsch in Reih und Glied. Diese Wirkungen der Partei sind schlimm. Der Einzelne wird in jedem Fall ihr Opfer. Aber — und das ist schließlich ausschlaggebend — : dies Opfer ist nicht vergeblich. Die Partei hindert zwar die Energien und Kräfte der Einzelnen, aber sie sammelt und konzentriert sie, richtet sie geschlossen auf ein — wenn auch herabgemindertes — Ziel und erreicht ein Maß von Kraft und Macht, das der Einzelne, und wäre er Genie, nie erreichen würde. Der Einzelne im politischen Kampf ist eine Null, eine vielleicht sehr hübsch ausschraffierte, aber eine Null. Nur durch die Partei kann er, nur die Partei kann siegen und Ideen, oder das was von ihnen übrigbleibt, verwirklichen. Bilanz: die Partei ist ein Uebel, aber, solange es politische Kämpfe gibt, ein notwendiges Uebel.

Die Richtung in der Kunst ist auch ein Uebel. Aber wieso notwendig ? Es ist das Verdienst der politischen Partei, das ihre Fehler und Schwächen aufhebt: daß sie die Fähigkeiten Einzelner zu einer großen gemeinsamen Aktion sammelt. Aber ich habe noch nie gehört, daß die sich in einer „Richtung” zusammenfindenden Maler ihre Bilder gemeinsam malen. Ich kann mir auch nicht denken, daß das Resultat erfreulich wäre. Es ist ein andres Verdienst der politischen Parteien, daß sie, die das Niveau des genialen Einzelnen herabdrückt, doch dafür das Niveau der vielen unbedeutenden Mitkämpfer und Mitläufer hebt und einem Ziele zuführt, das sie allein nie erreichen, kaum erstreben würden. Aber die Richtung in der Kunst hebt keineswegs Niveau und Leistung des unbedeutenden und unbegabten Mitläufers. Die Verwirklichung der Idee (das, was Cézanne meint, wenn er von réaliser spricht) ist in der Politik Sache der das Genie und den Mitläufer umfassenden Partei: in der Kunst ist es nur die Sache des einzelnen Genies. Den Fortschritt bringt in der Politik nur die Aktion, der Marsch der Parteimasse, in der Kunst nur die Arbeit und der einsame Kampf des einsamen Genies.

Was also soll die Richtung ?

Sie existiert gar nicht. Sie ist eine Erfindung Derer, die zu schwach, zu unbegabt sind, allein ihren Weg zu gehen, und nun mit Pauken und Trompeten hinter dem einsam suchenden Genie einhermarschieren. Wer, sei es als Schöpfer, sei es als Genießer, ein wahrhaftes, ein leidenschaftliches Verhältnis zur Kunst hat, für den ist nur der menschliche, geistige, künstlerische Wert des Einzelnen entscheidend. Aus diesen, ganz und gar innerlichen Faktoren, die selten, wenn überhaupt jemals, getrennt bedeutend und wertvoll in Erscheinung treten: aus der menschlichen Gesinnung, dem geistigen Niveau und der künstlerischen Kraft des Künstlers ergibt sich sein Ziel und damit seine (wirkliche) Richtung. Eine Art von Richtung, die, nur von den Qualitäten des Einzelnen abhängend, mit Schlagworten wie Ex- und Impressionismus nicht einzufangen ist. Mit diesen und ähnlichen Namen versucht man freilich gar nicht einmal die wahre, die innere Zielsetzung und Richtung eines Künstlers zu fassen und zu formulieren. Man hat sich mit diesen albernen und dummen Schlagworten, mit der Konstatierung solcher und andrer „Richtungen” in der Kunst die Sache erbärmlich leicht und das Urteil sehr bequem gemacht. Nach ganz äußerlichen Merkmalen fällt man ein oberflächliches Urteil und fabriziert „Richtungen”, die es gar nicht gibt. Und das alles nur deshalb, weil man das Gefühl und Urteil für innere Werte und wahrhafte Qualitäten völlig verloren hat. Sonst würde man sehen, daß die wirklich wertvollen und bedeutenden Werke der verschiedensten „Richtungen” einander innerlich verdammt nahe verwandt sind — eben deshalb, weil sie über den Richtungen stehen, und weil ihr wirklicher Wert mit äußern Richtungsmalen nichts zu tun hat. Man würde sehen. um ein Beispiel für tausend zu geben: daß in einer Landschaft von Claude Lorrain und einem Bild von Derain recht viel verwandtes Wesen lebt, daß gewisse Stilleben

Bracques ohne Chardin ganz undenkbar wären, und daß in beiden Fällen die scheinbar sehr großen Unterschiede der äußern Merkmale verschwindend klein sind neben dem allerdings beträchtlichen Unterschied der künstlerischen Kraft. Man formuliere in Gottes Namen einmal, was Expressionismus eigentlich ist ! Und wenn man sich dabei nicht an ganz unwichtige Aeußerlichkeiten klammert, sondern etwa von Stärke und Intensität des Gefühls und des echten Pathos ausgeht, so möchte ich wissen, welcher wahrhaft große Künstler von Grünewald bis Renoir diesen innern Merkmalen nach nicht Expressionist gewesen ist. Wenn Intensität des Gefühls und Leidenschaft des Ausdrucks die Merkmale des wahren Expressionisten sind, dann sind die bedeutendsten Expressionisten in Deutschland heute etwa Thoma, Liebermann und Corinth. Denn ihre Bilder übertreffen an Stärke des Gefühls und des Ausdrucks die „Expressionen" sämtlicher Berufs-Expressionisten leider Gottes immer noch um ein Beträchtliches. Oder ist, um ein letztes Beispiel zu geben, Gefühl, Leidenschaft und Kraft des Ausdrucks in den Landschaften eines sogenannten typischen Impressionisten wie Pissarro nicht viel stärker und vehementer als in den Arbeiten unsrer gewiß sehr begeisterten Neopathetiker ?

Was ist die Schlußfolgerung ? Es gibt keine Richtungen in der Kunst ! Jedes wirklich wertvolle Werk, jeder wirklich bedeutende Künstler steht außerhalb aller Richtungen. Die Kunst fängt ganz genau da an, wo die Rubriken, die Schlagworte, die Programme und die Richtungen aufhören.

Herr Kulicke aus Perleberg freilich weiß heutzutage nach den Anweisungen unsrer trefflichen Kunstschriftsteller jedes Bild genau zu rubrizieren. Er legt den Impressionisten in das verstaubte Schubfach, in das er laut Anweisung gehört. Und er sagt vor jedem akademischen Akt, der einen etwas längern Hals hat als er selber: „Aha, Lehmbruck ! Expressionismus !"

Und Herr Kulicke aus Perleberg heißt manchmal auch anders und wohnt in Berlin und hat viele Kollegen, Freunde und Verwandte, die alle genau so schön rubrizieren können wie er. Sonst allerdings können sie nichts. Jedes Gefühl für innere Qualität, für echt und unecht, Größe und Mache ist ihnen durch alle die schönen Schlagworte gänzlich totgeschlagen. Das ist die übelste Wirkung dieser von kunstfremden Literaten erfundenen Namen und Richtungen: sie haben auch das letzte bißchen Gefühl und Urteil mit ihren platten, albernen Klischees erstickt und unter Künstlern, Kritikern und Publikum eine gewaltige Schar urteilsloser Mit- und Nachläufer großgezogen.

Ein trübes, aber lehrreiches Beispiel dafür ist diese Ausstellung am Lehrter Bahnhof. Da sind die richtungstüchtigen Mitläufer in unübersehbarer Zahl vertreten. Die drei verschiedenen Vereine haben alles hübsch unter sich verteilt, daß Keiner lange zu suchen hat, wo er Expression- und Impression- und die und die andern Ismen findet. Publikum aber sowohl wie Kritik wandelt zufriedenen Gemüts mit den geliebten Schlagworten in der Tasche an den wenigen wirklich wertvollen Werken vorüber, die in keine Richtung passen, eben weil sie wertvoll sind.

(Schluß folgt)

Rundschau

Kleine Begebenheit

Der Strumpfwirker und der Bauerssohn waren in der Nacht von einem Ackergraben in den andern geklettert — warum sie es getan hatten, wußten sie nicht. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten es tun. Herren, die lesen und schreiben konnten, hatten es ihnen gesagt. Im andern Ackergraben hatte man sie gleich angehalten, in derselben Nacht noch, und weil sie ihre eignen Kleider anhatten, sehr geschlagen und in ein Haus gesperrt. Nachher saß ein Advokat hinter einem Tisch — er war so froh, hinter diesem Tisch sitzen zu dürfen ! — und schrieb auf, was der Strumpfwirker und der junge Bauer zu sagen wußten. Da war noch ein Gastwirt, der schlug sie, wenn sie nicht genug sagten. Ein Besucher kam zu ihnen: und sagte, man würde sie töten — und zwei Leute, ein Steinklopfer und ein junger Mensch, der noch keinen Beruf hatte und bei den Eltern lebte, bewachten sie von Stund an.

Vierundzwanzig Menschen wurden benötigt um die beiden totzuschießen. Es meldeten sich freiwillig achtzig. Achtzig — darunter waren Verheiratete und Ledige, Stille und Freche, Kräftige und Schlappe — sonst brave Leute, die Keinem etwas zu Leide taten, und die nur so gern einmal dabei sein wollten, um zu sehen, wie das wäre, wenn Einer totgeschossen würde. Mehr: die ihn selbst totschießen wollten. Denn es war erlaubt . . . Befehligt wurden sie von einem Kohlenhändler.

Am Morgen dieses Tages erschien der traurige Zug auf dem ungeheuern Schneefeld südlich des Dorfes. Voran der Bauer und der Strumpfwirker, zwischen zwei Leuten von denen, die man aus den achtzig ausgesucht hatte; ein Arzt aus einer großen Stadt, der dergleichen noch nicht gesehen hatte und gleichfalls begierig war, es zu sehen; und der Kohlenhändler mit seinen Leuten. Die Beiden in dünnen Jacken zitterten vor Kälte und Todesfurcht. Der Zug machte hinter den Scheunen Halt. Der Advokat, der mitgegangen war, zeigte den beiden ein Papier; aber sie froren und konnten auch nicht lesen. Man stellte sie an kleine schwarze Pfähle. Der Kohlenhändler sagte zu seinen Leuten, sie sollten ihre Gewehre laden. Er sagte es sehr laut, obgleich er nahe bei ihnen stand. Er hätte gewünscht, daß ihn seine Frau so sähe, wie er, der sonst Kohlen verkaufte, hier zwei Leute totschießen durfte. Die Schüsse knallten. Die beiden fielen um wie leere Säcke. Der Arzt aus der großen Stadt ging hin und sah sich genau ihre Wunden an. Dann verscharrte man sie.

Ich habe vergessen, zu erzählen, daß alle verkleidet waren: die Gerichteten als serbische, die Henker als oesterreichische Soldaten.

Peter Panter

Ueberschrift : Die Gummizelle

Die Hamburger Nachrichten schreiben:

Wir erhalten Mitteilung von folgendem Brief, den Herr Professor Licentiat A. Metz an die Direktion des Deutschen Schauspielhauses gerichtet hat; sein Inhalt wird sicherlich in weitesten Kreisen lebhafte Zustimmung finden:

„Der Direktion des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg übersende ich anbei meine Eintrittskarte zu der Nachmittagsvorstellung des elften Mai (‚Weh dem, der lügt‘) — zerrissen, weil ich, wie ich mich weigere, diese schamlose Vorstellung zu besuchen, so auch nicht will, daß die Karte anderweitig benutzt werde.

Nicht die künstlerische Wertlosigkeit dieses Kinderstubenmachwerks des wiener Dichter-Philisters kommt für mich in Frage — über diese hat das

wiener Publikum schon bei der ersten Aufführung entschieden —, sondern die nationale Schamlosigkeit, die darin liegt, daß ein ‚deutsches' Theater, ausgerechnet in dieser Zeit, einem deutschen Publikum einen solchen Inhalt vor Augen zu führen nicht durch Selbstachtung verhindert wird.

Es werden darin Franzosen (‚Franken') und Deutsche einander gegenübergestellt, just auf demselben Schauplatze, auf dem die heutigen Franzosen ihre ärgsten Schandtaten an unserm Volk verüben; jene werden als die freier organisierte und freier fühlende Rasse, diese als die dummen, plumpen ‚Barbaren' nicht nur geflissentlich ausgemalt, sondern auch mit ausdrücklichem Wort benannt, und die deutsche Fürstentochter erscheint grade gut genug, mit dem französischen Küchenjungen zu entlaufen und sich ihm als eheliches Weib an den ebenbürtigen Hals zu werfen.

In Zeiten unbedrohten völkischen Daseins mag man sich einen Anfall dichterischer Selbstverspottung (nur mit mehr Geist durchgeführt !) wohl einmal gefallen lassen. Ich zweifle auch nicht, daß am Mittwoch eine dichte Zuhörerschaft ihre eigne Entehrung bewiehern wird. Aber einer ‚deutschen' Theaterleitung dürfte die (milde gesagt) Gedankenlosigkeit nicht begegnen, daß sie ein instinktloses Publikum in einer Zeit, deren einzige Hoffnung an der Stärkung des vaterländischen Gedankens hängt, noch tiefer in die Instinktlosigkeit hineinstößt. Bedenkt man vollends, daß es sich um eine ‚Schülervorstellung' handelt, so wird die Gedankenlosigkeit zu einer schweren Sünde an unsrer Jugend und damit unsrer Zukunft, zu einer Fortsetzung des chronischen Vaterlandsverrats, in dem wir uns seit der glorreichen Revolution von 1918 befinden.

Nach dem Gesagten werden Sie begreifen, daß ich diesen Brief nicht mit den üblichen Gefühlen der Hochachtung gegenüber der Leitung des Deutschen Schauspielhauses unterzeichnen kann."

Welt-Bühne

Die Menschlichkeit ist leider aktuell, und der kühne, geistreiche und gute Rat: „Liebet Eure Feinde !" wird widerlich verdünnt überall verkauft.

Vor Jahren, als von alledem noch nicht die Rede war, sah ich Kainz als Hamlet. Ich sah ihn öfters als Hamlet, aber an jenem Abend war er ganz Kainz der Große. Er focht mit Laertes, Beide fielen, Laertes bekannte seinen Mordwillen. Da neigte sich der sterbende Hamlet über den sterbenden Laertes und küßte ihn still und lange auf den Mund.

Jeder durchseelte Augenblick ist unsterblich, selbst wenn er niemals kund wird. Nichts ist vergeblich !

El Ha

Justizreform

„Am neunundzwanzigsten Mai wurde in Jena unter starker Beteiligung der verschiedenen Gerichts- und Staatsanwaltschaftsbehörden aus allen Kreisen Thüringens der ‚Thüringer Richterverein' gegründet. Zur Dienstbezeichnungsfrage wurde beschlossen, der Regierung folgende Dienstbezeichnungen vorzuschlagen: Amtsgerichtsrat, Landgerichtsrat, Oberlandgerichtsrat, Staatsanwaltschaftsrat; für die Vorstände der Amtsgerichte bis zu vier Richtern die Dienstbezeichnung ‚Oberamtsrichter', für die Amtsgerichte mit mehr als vier Richtern — nach sächsischem Muster — ‚Amtsgerichtsdirektoren' mit Gehaltsstufe 12; für den Vorstand der Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Jena ‚Generalstaatsanwalt', für die Vorstände der Staatsanwaltschaften beim Landgericht sowie für die übrigen Staatsanwälte beim Oberlandesgericht die Dienstbezeichnung ‚Oberstaatsanwalt'."

Antworten

Rechtsanwalt Fritz Grünspach. Sie schreiben mir: „Gemäß § 11 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, folgende Berichtigung zu bringen: ‚Die in der Nummer 25 der Weltbühne vom dreiundzwanzigsten Juni 1921 auf Seite 692 unter der Rubrik Berliner Theaterkritiker mitgeteilte Tatsache, daß Herr Stefan Großmann der Barbestechung zugänglich sei, entspricht nicht der Wahrheit.‘ Gleichzeitig teile ich Ihnen mit, daß Herr Stefan Großmann die zur Erhebung der Privatklage erforderlichen einleitenden Schritte unternommen hat.” Warten wir also geduldig, bis die Gerichtsferien aus sind. Und noch viel länger. Wenn dieser Prozeß je zu einer Hauptverhandlung gedeiht — was ich bezweifle — : dann wird sich ergeben, ob Herr Großmann der Barbestechung zugänglich ist oder nicht. Daß er, er es bestreitet, ist eigentlich schon der Beweis der Wahrheit. Nachdem ich im vorigen Jahre dieselbe Vossische Zeitung, auf deren Redaktion ein Verrechnungsscheck, von einem eben aufgeführten Dramatiker für seinen Kritiker Stefan Großmann bestimmt, zufällig in falsche Hände geraten war — nachdem ich die Voß, deren Leitung dieses Delikt zunächst nicht erfuhr, aus minder schwer wiegendem Anlaß zu einem Ermittlungsverfahren gestoßen hatte, verfiel der Delinquent auf den hoffnungslosen Gedanken, sich durch eine wilde Häufung von albernen Lügen zu retten. Ich, der erst versucht hatte, jede einzelne aufzuspießen, resignierte zuletzt. Aber was nicht in den Nummern 7, 8, 9, 17, 20, 23 und 29 meines sechzehnten Jahrgangs gestanden hat, kann man ja teilweise nachholen. Herr Großmann hatte geschrieben: „Jacobsohn macht gutgläubigen Lesern weis, seine Angriffe hätten mich aus der Vossischen Zeitung vertrieben”; und: „Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich feststelle, daß ich mit der politischen Haltung der Vossischen Zeitung nicht ganz harmoniert habe”. Darauf kam von einem Mitglied der Vossischen Zeitung, das sich vergeblich bemüht hatte, diesen kompromittierenden Kollegen loszuwerden, der folgende Brief: „Als ein durchaus unberufener Zensor Ihrer ‚Weltbühne‘ muß ich wieder einmal Vivat sagen: in Sachen Großmann. Daß Sie sich mit der Ausräucherung dieses Burschen ein Verdienst erworben haben, wissen Sie. Daß ich zwar nicht Ihr Mitarbeiter, Sie aber mein Mitarbeiter waren, wissen Sie nicht. Notabene: nicht einmal die Behauptung von der politischen Meinungsverschiedenheit ist wahr. Es existieren vielmehr die schönsten Gratulationsbriefe zur Vossischen Politik und die Bestätigungen großer Freude am Blatte aus der Kriegszeit. Es wird Sie nicht überraschen, denn verblüffen könnte ja nur ein Mensch, der eine nachweislich wahre Behauptung Großmanns aufdecken würde.” Für den Fall, daß ich diese Sätze verwendete, wünschte der Briefschreiber sich als Chiffre: „Einer, der sich die Nase zuhält”. Nun, auch sein Geruch wird sich ergetzen, wenn jemals — was ich bezweifle — eine Hauptverhandlung stattfindet und dieser Zeuge, mit einer Anzahl Vossischer Redakteure, sich unter seinem Eide wird äußern müssen. Sein Brief sollte mich nicht mit seinem „eignen Material gegen Großmann, trotzdem dessen Verhalten längst von jeder Rücksicht entbunden hatte”, nachträglich bekannt machen, sondern mir nur „für den Erfolg danken”. Es war ein Erfolg, der mir genügte.
Ich beendete, am fünfzehnten Juli 1920, die Campagne damit, daß ich die Hoffnung aussprach, Herrn Großmann in seinem Selbstreinigungsprozeß nicht stören zu brauchen. Ich bot Alles auf, mir meine Hoffnung, die zu erfüllen sich keineswegs anschickte, selbst zu erfüllen. Ich drückte beide Augen und Ohren zu. Man wollte sie mir gewaltsam öffnen. Es liefen Beschwerden über Beschwerden ein. Ich war ernsthaft bestrebt, erbauliche Stücklein für Bagatellen zu nehmen, und erklärte den aufgeregten Beschwerdeführern immer und immer wieder,

daß es schon ganz, ganz toll kommen müsse, um mich von neuem auf die Beine zu bringen. Leider kam es so toll. Ermessen Sie, Anwalt des Rechts, ob ich übertreibe. Die Ullsteins hatten Herrn Großmann auf die Straße geworfen. Dafür rächte er sich. Er tat es erst zaghaft, dann zusehends ungezügelter. Seine Hauptwut galt Georg Bernhard. Den hatte er ehedem wacker gegen böse Buben wie mich beschützt. Jetzt, wo von diesem Chefredakteur nichts mehr zu holen war, verdammte er ihn in den Pfuhl der Hölle. Es ist Jedermanns Sache, seiner eignen Geschmacklosigkeit, seiner eignen Perfidie eine Grenze zu setzen. Von Herrn Großmann war man gewöhnt, daß ihm die Schriftstellerei dazu diente, private Vorteile zu erlangen und die Entziehung privater Vorteile streng zu bestrafen. Für ihn also konnte die Grenze erst dort laufen, wo die Interessensphäre seiner Mitarbeiter begann. Ueber diese — unbedingt zu respektierende — Grenze hat ihn sein blinder Haß hinweggerissen. Einer schickt ihm ein Manuscript. Es wird erscheinen. Der Autor liest es gedruckt — und glaubt, ihn lause der Affe: mitten hinein in seinen Text ist eine dicke Beschimpfung eben des Georg Bernhard gefälscht, mit dem er persönlich bekannt ist, und den anzugreifen er weder Neigung noch Ursache hat. Herr Großmann, zur Rede gestellt, erwidert grinsend und achselzuckend: „Oi weh !" und überläßt dem Mitarbeiter, Herrn Bernhard in einem Briefe darüber zu unterrichten, wie wohl er gehandelt hat, sich ein Jahr früher dieses Theaterkritikers zu entledigen. Und jetzt werden Sie, Anwalt des Rechts, mir sicherlich zubilligen, daß ich langmütig bin. Denn auch dieser — ziemlich beispiellose — Mißbrauch der Redakteursgewalt hätte mich noch nicht aufgescheucht. Es ist des Gelichters ringsum so viel, und meine Lust, es anzufassen, wird überschätzt. Aber hier half mir alles nicht: hier mußte ich meine Unlust überwinden. Dieses Exemplar, wie wenige auf die Nachsicht seiner Mitmenschen angewiesen, erhob sich fast jede Woche zum Richter über sie. Es maßte sich an, das deutsche Schrifttum zu hüten. Es hatte seine Stellung als Theaterkritiker unbedenklich auszunutzen versucht, um bei der Teilung der großen Filmgehälter gehörig zu profitieren, hatte Arme und Beine dabei gebrochen, nämlich die Theaterkritikerstellung verloren und beim Film keinen Heller geerbt — und verdächtigte nun Kollegen, die irgendeine gänzlich unschuldige Beziehung zum Filmmarkt hatten, neidgelb und grundlos der Unlauterkeit. Er hatte einen Schmarren wie Hasenclevers ‚Jenseits', der im Bühnenvertrieb des Buchverlags seiner Zeitschrift erscheint, nach Berlin verschoben, auch um sich einmal als Regisseur zu entfalten — und unterlegte Beurteilern, die nach bestem Gewissen und sachlich zutreffend einen Tadel wagten, munter die niedrigsten Motive. Er beschied sich nicht bei solchen Einzelverbrennungen, sondern verhängte förmlich Autodafés über ebendenselben Verband der Berliner Theaterkritiker, der anno 1920 ein Ehrengericht über ihn abgehalten hatte, und dessen zweitgeringstes Mitglied unstreitig befugt ist, eine Gemeinschaft mit Herrn Großmann von sich zu weisen. Begreifen Sie, Anwalt des Rechts, allmählich meine Motive ? Es geht nicht um mich. An mich hat Herr Großmann sich weislich seit einem Jahr nicht herangetraut. (Zudem beachte ich kaum den hundertsten Teil der Schmutzspritzer, die von einer reinigenden Arbeit untrennbar sind.) Es geht um Genossen der Zunft, die entweder minder ausgeprägte Zähne und Nägel als ich oder keinen schicklichen Ort zur Gegenwehr haben. Es geht um die Zunft, die einfach nicht nötig hat, sich einen Inquisitorkardinal dieses Kalibers gefallen zu lassen. Pharisäertum selbst eines blitzblanken Menschen ist unerträglich. Jeder ist noch fehlbar genug. Aber am unerträglichsten, das primitivste Rechtsgefühl aufreizend ist das Pharisäertum eines Sünders. Herr Stefan Großmann als praeceptor Germaniae: um diesen Anblick auszuhalten, braucht man granitene

Magenwände. Ich kann es nun nicht mehr. Ich konnte es eines Tages nicht mehr. Und am neunzehnten Mai, in Nummer 20, benutzte ich die Gelegenheit, daß acht Tage vorher ein Beiträger die berliner Theaterkritiker apostrophiert hatte, um ein paar fragenden Lesern Herrn Großmann beim rechten Namen zu nennen. Wer Verrechnungsschecks von Dramatikern nimmt, mag lustig und wie geschmiert weiter beschreiben, was immer seine themengierigen Reporteraugen besticht: Gerichtsverhandlungen, Volksversammlungen, Parlamentssitzungen, Landpartien, Vergnügungslokale und meinetwegen sogar Theaterabende — als Instanz über Kritiker, deren Beziehung zu ihren Objekten durch kein andres denn Rotations-Papier hergestellt wird, ist er meines bescheidenen Erachtens nicht mehr geeignet. Daß er sich fürder als solche Instanz empfinde und aufspiele, mußte verhindert werden. Meinem Verhinderungsmittel traute ich Wirksamkeit zu. Zwei Tage, nachdem ichs angewandt hatte, wurde ich angerufen. Ein bekannter Schriftsteller erbat „in einer delikaten Angelegenheit" eine Unterredung. Ich stand schon mit einem Fuß im Reisekoffer und schlug vor, diese Unterredung gleich jetzt, am Telephon, zu veranstalten. Ja, also, fing der Gesprächspartner zögernd an : gestern sei Herr Großmann mit der ‚Weltbühne' in der Hand bei ihm gewesen. Diese meine Attacke bringe ihn in die peinlichste Situation. Er wisse nicht, wie er ihr begegnen solle, und habe sich dafür entschieden, durch ihn, seinen Freund und meinen Gesprächspartner, über vier Möglichkeiten mit mir zu beraten. Neu zum mindesten . . . Selbst mir altem Kampfhahn, der von seinen Gegnern alle Haltungen kennen gelernt zu haben vermeinte, hatte das gütige Geschick eine Abwechslung, eine Ueberraschung aufgespart. Ich lauschte andächtig hingegeben. Erste Möglichkeit: die Privatklage. Aber da würde der Fall, und nicht allein dieser eine, massivste, „aufgerollt" werden, und wie immer er zu drehen sei: ich bekäme den Schutz des § 193 zugebilligt. Der Hauptpassus in der Urteilsbegründung des Kriegsberichterstatter-Prozesses, dem der Mittelsmann von der ersten bis zur letzten Minute beigewohnt hatte, habe gelautet: „Da die Nebenkläger sämtlich — wie Jacobsohn — Schriftsteller sind, hatte Jacobsohn ein Standesinteresse daran, die Sache aufzuklären. Die Anwendbarkeit des § 193 ist somit bejaht." Und das war und ist gleichbedeutend mit Freisprechung. Zweite Möglichkeit: Schiedsgericht. Aber die Schriftsteller seien ja in der Beurteilung der Kollegen, die sich gegen das Standesinteresse vergangen haben, beträchtlich rigoroser als die ordentlichen Richter; und er, der Mittelsmann, habe Herrn Großmann erklärt, daß er, von ihm, dem Angeklagten, in solch ein Schiedsgericht gewählt, schon nach seiner Darstellung der Affäre unbedingt zu einer Verurteilung kommen würde — um wie viel mehr erst meine, des Anklägers, Schiedsrichter nach meiner, der minder günstigen Darstellung. Dritte Möglichkeit: Polemik mit mir. Na . . . Diese drei Möglichkeiten hatte ich selber erwogen und, wie die Gegenpartei, als Unmöglichkeiten erkannt. Jetzt war ich auf die vierte gespannt. Im Stillen hoffte ich, von der Bestechungssumme die Hälfte angeboten zu kriegen. Aber leider kams anders. Die Frage erscholl — nein, sie erscholl nicht, sondern erklang äußerst zaghaft, weil der Mittelsmann offenbar sich genierte, sie weiterzuleiten: ob ich, wenn Herr Großmann sich, wie die Wanzen, tot stellte, wenn er mit keiner Silbe von dem Angriff Notiz nähme — ob ich den Vorwurf dann immer wiederholen würde. Ein Mal: darüber sei schweigend hinwegzukommen; Wiederholungen : die würden Herrn Großmann moralisch und wirtschaftlich vernichten. Ob es mir um seine Vernichtung zu tun sei ? Ich erwiderte, daß in Deutschland nur Charaktere, Bekenner, Ueberzeugungsfanatiker moralisch und wirtschaftlich zu vernichten seien. Die Gesinnungslosigkeit habe keinen Feind. Herr Großmann habe auch mich nicht zum Feinde.

Könnte ich ihn „vernichten", so hätte ihn meine Aktion im vorigen Jahre vernichtet. Aber es zeige sich ja, daß eine zweite notwendig geworden sei. Durch sie so wenig wie durch die erste wollte ich dieses anschlägige Feuilletonistenköppchen vernichten. Nichts, ganz und gar nichts weiter woltte ich als: der skrupellosen Betätigung seiner Rachsucht und seines Pharisäertums Schranken setzen. Ich erzählte dem Mittelsmann, unter anderm, von der gefälschten Beschimpfung Georg Bernhards, der meinem Herzen keineswegs teuer sei, den ich aber, und wäre er mein gehaßtester Blutsfeind, gegen so schmähliche Praktiken verteidigen würde. Dem Mittelsmann, der davon nichts gewußt hatte, blieb die Spucke weg: dies sei sogar — was wieder ich nicht gewußt hatte — eine strafbare Handlung. Trotzdem: er habe hier zunächst nur ein Amt und keine Meinung. Sein Amt sei, Herrn Großmann von mir einen bündigen Bescheid zu bringen. Den verweigerte ich. Der Pfeil sei von der Sehne. Ich hatte ihn nicht als Kernschuß, sondern als Warnungsschuß abgeschnellt. Aber jetzt komme es nicht mehr auf mich an. Herrn Großmann liege es ob, der Flugbahn dieses Pfeils auszuweichen. Er möge nicht länger sich frech und breitbeinig als einen Sittengesetzgeber aufpflanzen. Dann werde der Pfeil wahrscheinlich noch einmal an ihm vorüberflitzen ! So wars schließlich doch ein bündiger Bescheid geworden. Als ich hinterher dieses Intermezzo bedachte, schwankte ich, ob ich mich von einem solchen Grad naiver Verkommenheit heiter, entrüstet oder mitleidig stimmen lassen sollte. Das war ja eine bedauernswürdige Kreatur. Was hatte ich mit Diesem zu schaffen ! Mochte er weiter seine dunkeln Machenschaften so ungeschickt entrieren, daß man ihm regelmäßig draufkam. Wenn sonst nichts — dieses zeugte ja für ihn: daß eine unpedantische Verspieltheit, eine sorglose Schlamperei, ein Rest Kind im Schieber ihm jeden Coup vor der Landung zuschanden machte. Mochte er doch in Unehren alt und grau und zur Krönung seines Fink-und-Fliederbusch-Daseins nach fünfundzwanzig Jahren festbesoldeter Vorzugsplauderer der Neuen Freien Presse werden. Meinen Segen hatte er. Aber eins eben war Bedingung: daß er bei seinem Leisten blieb. Daß er nicht moralisierte. Daß nicht er mit seinen klebrigen Fingern auf anständige Genossen wies. Ich wartete eine Woche: er rührte sich nicht. Ich wartete zwei: er rührte sich nicht. Ich wartete drei: er rührte sich nicht. Ich war aufrichtig froh, daß der Warnungsschuß seinen Nutzen gehabt hatte, und daß ich an mein Geschäft gehen konnte, das durchaus nicht der Mord ist. Da, in der vierten Woche trieb ihn das grenzenlose Vertrauen zu meiner oft bewährten Gutmütigkeit, sich dreifach für seine Enthaltsamkeit zu entschädigen. Er verhöhnte — er, der grindige Grinzinger — die „berliner Journalisten", die „nichts als korrekten". Er nannte — er, der seinen, allerdings nicht niedrigen, Tarif gehabt hatte — eine Zeitung „das gekaufteste Blatt". Er hieß sich — er, der furchtsam weggekrümmte Wurm — den starken Gulliver, der sich immer wieder aufrichtet, und von dem die Flöhe und Zwerge purzeln. Nachdem er sich, am achtzehnten Juni, so geheißen hatte, schritt er, aufgerichtet in seiner vollen Stärke, zu einer Frau und bat sie, sich zu einer zweiten Frau zu begeben, die für ihr Teil eine dritte Frau bitten sollte, ihm eine Unterredung zu gewähren. Diese dritte Frau, die mir ziemlich nahe steht, lehnte dankend ab, sich hinter dem Rücken ihres verreisten Gatten mit Herrn Großmann zu unterhalten. Ja, dann frage er mich an, ob ich nicht einen Privatbrief von ihm annehmen würde, worin er sich mir menschlich erklärte. Er habe ein Verhältnis mit der Schauspielerin Y. Z. Dafür brauche er solche Menge Geld. Das müsse und würde ich ohne Zweifel verstehen. Diese aufschlußreiche Meldung lief am vierundzwanzigsten Juni bei mir ein; und am dreiundzwanzigsten war mein zweiter Pfeil von der Sehne geflogen. Es

war, ach, zu spät. Und ich hatte schon vorher richtig verstanden. Ich verstand und verstehe überhaupt Alles. Ich verstehe, daß ein Ehemann eine Geliebte nötig hat. Ich verstehe, daß dieser Ehemann einem andern Ehemann durch dessen Ehefrau diese Tatsache und den Namen der Geliebten zur Kenntnis bringt. Ich verstehe, daß es für einen Theaterkritiker am Bequemsten ist, sich die Geliebte unter Schauspielerinnen zu wählen. Ich verstehe, daß die Geliebte außer der Liebe und solcher Menge Geld auch lobende Kritiken begehrt. Ich verstehe, daß der Kritiker den Theaterdirektor, der die Geliebte nicht gut genug beschäftigt, nach Noten verreißt, nach den Banknoten, die es ihn kostet, daß die Geliebte engagementslos wird. Ich verstehe, daß der Kritiker durch Anpreisung der Geliebten ihr ein neues Engagement zu verschaffen und seinem Budget aufzuhelfen trachtet. Das Alles, wahr und wahrhaftig, verstehe ich. Aber — ich verstehe auch mich. Ich verstehe auch mich, der altmodischere Begriffe von Würde und Tragweite publizistischer Tätigkeit hat. Ich verstehe auch mich, der seekrank wird, wenn er liest, wie ein so gearteter Schreibgewerbetreibender sich von einem Mitarbeiter in seinem eignen Blatte bescheinigen läßt, daß er „sozusagen am Steuerruder der öffentlichen Meinung stehe", und daß er sich seiner „besonders großen Verantwortung bewußt sein" werde. Ich verstehe auch mich, dessen Zwerchfell unbändig gekitzelt wird von der Nachricht, „daß Herr Stefan Großmann die zur Erhebung der Privatklage erforderlichen einleitenden Schritte unternommen hat". Diese Schritte hätte er schon vor einem Jahr unternehmen können. Damals war er zu dem heroischen Entschluß gelangt, „die Gerichtsmaschine nicht in Bewegung zu setzen". Hätt' er sie in Bewegung gesetzt: er hätte „eine Durchplünderung und Bedreckung, Entstellung und Mißdeutung seines Lebens gewärtigen müssen". Die aber hätte „in keinem Verhältnis" zu meiner „moralischen Autorität" gestanden. Mich freut, daß lumpige zwölf Monate ausgereicht haben, um meine moralische Autorität so zu stärken, daß Herr Großmann einen Prozeß wenigstens ankündigt oder doch „die zur Erhebung der Privatklage erforderlichen einleitenden Schritte". Nachdem die Ankündigung für die Zeitungen ihren Dienst verrichtet hat — „no, Ihr habts doch gelesen, daß ich geklagt hab !" —, wird Herr Großmann, oder ich müßte meinen Pappenheimer gröblich verkennen, die paar tausend Schritte bis zu der Hauptverhandlung schwerlich zurücklegen. Sie, Anwalt des Rechts, der Sie Ihren forensischen Ehrgeiz lieber mit Siegen als mit Niederlagen befriedigen, werden ihm nach der Lektüre dieses Briefes an Sie vermutlich gleich die nächsten Schritte ersparen. Tun Sie das da noch nicht, so werden Sie unmittelbar nach meiner Erwiderung auf Ihren ersten Schriftsatz „die Sache aus der Welt zu schaffen" versuchen. Ist wider jede Erwartung dieser Versuch vergeblich, so werden Sie ihn mit der Kraft der Verzweiflung im Anfangsstadium der Hauptverhandlung erneuern. Und da, allerspätestens, wird er gelingen. Wenn da als Sachverständige und Zeugen zwanzig berliner Theaterkritiker, neun Vossische Redakteure, drei Bühnenleiter, zwei Schauspieler und ein Dramatiker anrücken werden, dreißig Mann gegen einen, der niemals einer gewesen ist, sondern stets eine Memme, wenn sie durch ihre Aussagen nicht ein Leben zu bedrecken, sondern das dreckigste Leben zu entblößen beginnen werden: dann wird vor dieser entsetzlichen Uebermacht meine Gerechtigkeitsliebe ähnlich revoltieren wie bei der Nachricht, daß fünf Corpsstudenten mit Knotenstöcken auf einen jüdischen Kommilitonen losgegangen sind, und ich werde dem grauenerregenden Schauspiel ein Ende gebieten, voll Erbarmen mit einem armen Schächer, der ja doch nichts dafür kann, daß Gott ihn so und nicht anders hergestellt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 14. Juli 1921 Nummer 28

Die Zentrums-Krise von Richard Lewinsohn

In den Zwei-Parteien-Ländern pflegt Politik die ehrliche und handfeste Vergewaltigung der Minderheit zu sein, gemildert durch die Angst, daß über Nacht die Gegenpartei ans Ruder kommen kann. Gegen diese Methode mag man hundert Einwendungen machen — sie verwirklicht das demokratische Prinzip: das Recht des (numerisch) Stärkern. In Ländern aber, wo jeder Stammtisch, der etwas auf sich hält, seine eigne Partei bildet, kann eine kleine Gruppe zu überragender Macht gelangen, nur weil sie zufällig bei Abstimmungen den Ausschlag gibt.
Ist die Gruppe so führer- und charakterlos, so zwiespältig und bröcklig wie die Deutsch-Demokratische Partei: dann bekommt die Politik des Landes die unsaubere Mischfarbe, durch die sich Deutschland seit der Revolution in aller Welt verdächtig gemacht hat. Steht an dem entscheidenden Platz aber eine Partei mit festem Programm und eignem Willen: dann ist das Land dieser Partei auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Der Punkt scheint jetzt in Deutschland erreicht zu sein. Das Zentrum hat nicht nur die drei leitenden Posten besetzt: im Reich, in Preußen und in Bayern — es beherrscht die Parlamente. Ohne das Zentrum kann nicht regiert, kann nichts beschlossen werden.

Die Ultramontanen sind auf dem Marsche. Der Vorgang ist nicht auf Deutschland beschränkt. Das Zentrum bekommt eine gewaltige Stütze in dem Aufstieg, den die päpstliche Macht während der letzten Jahre genommen hat. Niemand hat vorausgesagt, daß aus diesem weltlichsten aller Kriege Rom als Siegerin hervorgehen werde. Daß es so kam, ist zum guten Teil das Werk Benedikts des Fünfzehnten, der mit unvergleichlicher Geschicklichkeit verstand, zwischen den Parteien zu lavieren, allen metzelnden Christen seinen väterlichen Segen erteilte, alle Bündnisse mit Muselmännern und Heiden sanktionierte und zugleich die Solidarität der christlichen Völker anrief und zur rechten Zeit ein Friedensgebet zum Himmel sandte. Benedikt, der, wie sein Kardinalstaatssekretär Gaspari, durch die Schule Rampollas gegangen ist, hat klug darauf verzichtet, wie sein Lehrer die Nationen gegen einander auszuspielen. Dafür ist seiner aristokratischen Geschmeidigkeit in wenigen Jahren gelungen, was weder der Polterer Pius noch die Nachgiebigkeit Leos und am wenigsten die bäuerliche Einfachheit seines Vorgängers zustande brachten: er hat den vatikanischen Hof neu begründet. Vor dem Krieg waren fünfzehn, jetzt sind zweiunddreißig weltliche Gesandte am Vatikan akkreditiert. Die europäischen Staaten treten, einer nach dem andern, den Gang nach Canossa an. Seit 1914 läßt sich England bei der Kurie vertreten. Portugal ist reumütig zurückgekehrt. Frankreich, das um den Abfall von Rom die erbittertsten Kämpfe führte, hat in aller Stille am achtundzwanzigsten Mai 1921 den Senator Jonnart zum Vatikan entsandt; und die radikale Presse, die vor

siebzehn Jahren die Trennung von Kirche und Staat erstritt, hat so viel mit der Niederhaltung Deutschlands zu tun, daß sie für die Angelegenheit kaum ein Wort findet. Selbst Italien, der Expropriateur des Kirchenstaates, scheint wankelmütig zu werden, und grade der ‚Messagero', das Blatt der freimaurerischen Demokraten, hat als erstes die Aussöhnung mit dem Heiligen Stuhle angeregt. Der Machtgewinn der Kurie ist vorerst repräsentativer Art — aber er wird sich bald politisch auswirken. Die größere Autorität des Vatikans stärkt den Einfluß der kirchlichen Parteien in den einzelnen Ländern.

Was treibt die Staaten, die kleinen und die großen, wieder nach Rom ? Die Annäherung an den Vatikan ist nicht nur ein Erfolg päpstlicher Diplomatenkünste oder eine Sache der praktischen Vernunft. Auch früher war es nicht ratsam, sich mit dem Klerus zu überwerfen. Doch seit dem Ausgang der Romantik, ja, man kann sagen: seit der Aufklärungsepoche war der oberste Grundsatz aller Fortschreitenden, aller Linksgerichteten, eher mit dem Teufel zu paktieren als mit Rom. Die Ultramontanen waren der Feind, gegen den in allen Ländern die Freiheitsmenschen zusammenstanden. Selbst der alte deutsche Liberalismus, der vor den Fürsten immer wieder kapitulierte: gegen Rom blieb er fest. Kampf gegen Rom gehörte zum Programm aller Demokraten und Sozialisten. Diese prinzipielle Kampfeinstellung ist während der letzten zehn, fünfzehn Jahre in Deutschland wie in den romanischen Ländern mehr und mehr zurückgetreten. Es war nicht nur die gemeinsame Opposition gegen den Bülow-Block, die Rote und Schwarze einander näher brachte. Die psychologischen Voraussetzungen haben sich geändert. Die rationalistische, positivistische Tendenz, die der Marxismus aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aus der Blütezeit Darwins mitbrachte, blaßte ab. Die geistigen Führer der Sozialdemokratie machten, wenn auch zögernd und unwillig, die Schwenkung mit, die sich um die Jahrhundertwende in dem intellektuellen Europa vollzog: die Abkehr vom Materialismus, vom Positivismus, vom Naturalismus. Man wagte — außerhalb der Zahl-Abende — nicht mehr so ungeniert, Religion als Mumpitz und alles Uebersinnliche als Schwindel zu bezeichnen. Der Katholizismus als Modesache blieb in Deutschland wie in Frankreich auf eine dünne Literatenschicht beschränkt. Aber die grundsätzliche Gegnerschaft gegen die katholische Kirche hörte auf. Doch mit dem Kampf erlahmte auch das Interesse an kirchlichen Dingen. Konfession wurde (außerhalb der Amtsstuben) wirklich Privatsache. (sodaß selbst der Antisemitismus sich einen neuen Köder suchen mußte: statt der Sünde wider das Kreuz die Sünde wider das Blut.) Religionsunterricht, Schulaufsicht, Ordensangelegenheiten, Fragen, die früher im Mittelpunkt der Politik standen, wurden zur Bagatelle. Das Wirtschaftliche wurde Anfang und Ende. Der Materialismus unterlag als Prinzip — aber er siegte als Realität.

Die Kirche zog aus dieser Wendung ihren Nutzen. Sie heimste mühelos ein, was sie früher in schwerem Kampf erringen mußte. Sie sicherte ihre alten Reservate und gewann neue

Sonderrechte hinzu. In der Weimarer Verfassung ist die römische Kirche weit besser gestellt als in der Bismarckischen. Die Linke gab klein bei oder ließ das Wichtigste in der Schwebe. In Weimar wäre es vielleicht noch möglich gewesen, die Trennung von Kirche und Staat zu vollziehen; aber die Demokraten fürchteten, mit Scheidemann allein in die Regierung zu gehen. Das Portemonnaie schien ihnen in der Nachbarschaft des Klerus besser geschützt zu sein als im Bunde mit noch so wohltemperierten Sozialisten. Inzwischen ist auch diese letzte Möglichkeit, zu einer Reinigung der Schule zu kommen, geschwunden. Die rapide Rückwärtsentwicklung seit dem neunten November hat dem Zentrum die absolute Macht in die Hand gespielt. Im Reichstag hat es mit allen Rechtsgruppen zusammen eben die Hälfte der Sitze, die letzten Preußenwahlen sichern den Schwarzblauen bereits die glatte Majorität. Was etwa in den Fabrikstädten an Stimmen verloren gegangen war, ist durch den Zulauf der Frauen reichlich wett gemacht. Das Zentrum vertritt heute noch weit über die Hälfte aller deutschen Katholiken.

Die Wandlungen der Linksparteien gegenüber der Kirche haben das Zentrum unberührt gelassen. Es hat sich in den Umgangsformen ein wenig europäisiert. Komische Charakterspieler von der Art des gewiß seligen Roeren dürfen nicht mehr auf die Bühne, für die berliner Aufführungen besitzt man in dem Doktor Pfeiffer einen Regisseur und Sprecher von vielen Graden, und die katholische Presse, die eben neu organisiert wird, ist bemüht, eine gefälligere Begleitmusik zu machen. Aber hinter den Kulissen ist das Ensemble noch das alte. Das Zentrum ist geblieben, was es war: die Partei des katholischen Klerus, nicht mehr und nicht weniger. Die Interessenvertretung der Kirche ist ihr einziges, unverrückbares Programm. Unter diesem Gesichtspunkt werden alle Fragen gewertet. Das Zentrum hat kein großpolitisches und kein wirtschaftspolitisches Ziel. Das neue Programm, das unmittelbar unter dem Eindruck der Revolution entstand, enthält nichts Grundsätzliches über die Frage: Monarchie oder Republik. Die Zentrumsfraktion des Reichstags hat sich am Tage vor der November-Revolution unter dem republikanischen Kanzler Fehrenbach einstimmig für die Monarchie erklärt, sie ist heute in ihrer Mehrheit republikanisch, und sie kann morgen wieder stramm monarchistisch sein. Sie kann diese ergötzliche Mimicry vornehmen, ohne sich selbst untreu zu werden. Denn Fragen der Staatsform, Fragen der Außenpolitik, Fragen der innern Verfassung und Verwaltung, ja, Fragen der Wirtschaftsverfassung sind für die Zentrumspartei — wie sehr sie das heute auch bestreitet — nicht Prinzipienfragen, soweit sie das Interesse der Kirche nicht berühren. Selbst die partikularistische Gesinnung des Zentrums entspringt nur der Furcht, in dem preußisch-protestantischen Reich könnte die Kirche leichter ausgeschaltet werden als in dem bundesstaatlichen System.

Diese Bewegungsfreiheit gibt dem Zentrum heute seine unerhörte Macht. Es hat freies Spiel. Es steht in der Mitte. Es hat die Wahl. Links und rechts wird es mit offenen Armen auf-

genommen. Man liebt die Schwarzen nicht, aber man braucht sie. Denn das Zentrum entscheidet.

Das Zentrum ist die einzige Partei in Deutschland, die nicht eine Klassenpartei ist (wenn man die Geistlichkeit nicht als soziale Klasse ansieht). Sie hat ihre Anhänger in allen Schichten der Bevölkerung. Aber da die Wähler selbstverständlich die Anschauungen ihrer Klasse mitbringen, so sind hier die Gegensätze innerhalb der Partei über politische und Wirtschafts-Fragen immer größer gewesen als in andern Parteien. Schon in der alten katholischen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, aus der vor fünfzig Jahren das Zentrum hervorging, saß neben den beiden rheinischen Liberalen Reichensperger der Konservative v. Mallinckrodt, und im Reichstag stand den Lieber, Gröber, Erzberger die mächtige „Grafenpartei" der schlesischen und rheinischen Magnaten gegenüber. Der Einfluß der beiden Flügel hat sich menrfach geändert. Das Zentrum ist seiner kirchlichen Grundtendenz nach eine konservative Partei. Die Macht der Kirche beruht auf der Tradition, und jede Neuerung im Staate bedeutet an sich für alles Ueberkommene eine Gefahr. Windthorst, der aus dem reaktionären Welfenlager kam, erklärte 1871 nach seinem Eintritt in die Zentrumsfraktion: „Ich bin ihr beigetreten, weil ich, meiner innern Natur nach konservativ, fand, daß die Fraktion, der ich am liebsten beigetreten wäre, die konservative Fraktion, wie sie sich nennt, nicht mehr konservativ ist." Der Kampf gegen den Bismarckisch-preußischen Staatskonservativismus hat das Zentrum anfangs an die Seite der demokratischen Opposition gedrängt. Erst nachdem der Kulturkampf zugunsten der Kirche entschieden und das Zentrum mit über hundert Reichstagsmandaten die stärkste Partei geworden war, trat sein konservativer Charakter deutlicher hervor. Es wurde zwar nicht eigentlich Regierungspartei — aber ohne und gegen das Zentrum ist in den letzten vierzig Jahren kein wichtiges Gesetz mehr zustande gekommen. Mit der Annäherung der Regierung an das Zentrum wuchs der Einfluß des rechten Flügels. Mit Ausnahme der drei „Staatskatholiken", des Herzogs von Ujest, des Herzogs von Ratibor und des Fürsten Hohenlohe, schloß sich der ganze katholische Adel dem Zentrum an. Nach dem Tode Windthorsts übernahm zwar der demokratische Doktor Lieber die offizielle Parteileitung. Aber die Buols und Hertlings, die Schorlemers und Praschmas behielten Oberwasser, und zusammen mit der hohen Geistlichkeit haben sie bis zur Revolution der Zentrumspolitik die Richtung gegeben.

Allein die römische Kirche war klug genug, das Anwachsen der Arbeiterbewegung nicht zu übersehen. Sie erkannte bald, daß das sozialpolitische Ablenkungsmanöver, bei dem die Zentrumsgrafen mit Bismarck und mit Stöcker und Adolf Wagner um die Wette liefen, nicht ausreichen würde. Zur rechten Zeit gelang ihr noch, den Strom abzuleiten und die katholischen Arbeitermassen in die Hand zu bekommen. Die Geistlichen übernahmen selbst die Organisation der christlichen Gewerkschaften, die heute mit einer Million Mitgliedern noch einen erheblichen Teil des Proletariats erfassen. Aber mit der wirt-

schaftlichen Organisierung d«r katholischen Bevölkerung ist dem Zentrum eine andre Sorge erwachsen. Das Ueberwiegen der wirtschaftlichen Interessen, das in den nichtkatholischen Kreisen zu immner größerer Gleichgültigkeit gegen kirchliche Fragen geführt hat, droht auch dem Zentrum gefährlich zu werden. Es ist fraglich, ob in Zukunft das einigende Band der Konfession und des kirchlichen Interesses stark genug sein wird, die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, zwischen den sozialistisch orientierten Finanzpolitikern und den katholischen Großkapitalisten, zwischen Stadt und Land zu überbrücken. Gegenüber den Sonderbestrebungen der Altkatholiken und dem Reformkatholizismus hat sich die römische Kirche als übermächtig erwiesen. In kulturpolitischen und auch in hoch-. politischen Fragen hat stets noch der Beschluß einer Bischofskonferenz oder eine Direktive des Papstes den Frieden innerhalb der Partei wiederhergestellt. Ob das gleiche Verfahren auch in den gegenwärtigen wirtschaftlichen Streitfragen Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten. Einstweilen hält sich die Kurie vorsichtig zurück. Inzwischen hat sich die agrarkonservative Gruppe des Bauerndoktors Heim selbständig gemacht und treibt im Bunde mit den bayrischen Hakenkreuzlern eine vom Reichszentrum scharf getrennte Innen- und Außenpolitik. Auf der andern Seite sammeln sich die demokratischen Elemente des Südwestens um Erzberger und Wirth. Aus dem Holzarbeiter Stegerwald, der eben noch eine Sezession der christlichen Gewerkschaften arrangieren wollte, ist zwar ein seßhafter Bourgeoisminister geworden. Aber damit hat die Gewerkschaftsbewegung noch nicht ihr Ende erreicht, und es ist gewiß kein Zufall, daß der Reichskanzler Wirth seine erste außerdienstliche Reise nach Essen machte, um den katholischen Arbeitern ein sehr kräftiges demokratisches Wörtlein zu sagen. In der Zentrumspresse, in der sonst Parteigegensätze sehr offenherzig besprochen werden, spürest du kaum einen Hauch. Das ändert nichts an der Tatsache: So mächtig die Partei zur Zeit auch ist — es kriselt im Zentrum.

Für Deutschland wäre eine klare Spaltung des Zentrums in eine katholisch-demokratische und eine katholisch-konservative Partei ein Segen. Nicht etwa, weil andre Parteien dabei ein paar Mandate ergattern könnten, oder weil die Kirche dadurch etwas von ihrer Macht einbüßen würde. In absehbarer Zeit kann bei uns gegen das Zentrum, gegen zwei Zentrumsparteien wie gegen eine, nicht regiert werden. In allen Fragen, in denen irgendwie die Interessensphäre der Kirche gestreift wird, werden wir uns auch künftig mit halben und Viertel-Kompromissen begnügen müssen. Aber die Spaltung des Zentrums würde endlich den Weg zum Zwei-Parteien-System ebnen, ohne das eine demokratische Verfassung ein Unding ist. Sie würde endlich klarlegen, wieviel Anhänger der Linken und wieviel Reaktionäre es gibt.

Nun, solch eine reinliche Scheidung liegt noch weit im Felde. Bis dahin muß die deutsche Politik mit dem Umstand rechnen, daß in der Mitte, an entscheidender Stelle eine Partei

steht, die radikale Demokraten und Erzreaktionäre unter ihrer Flagge vereinigt, die heute ihren Kurs nach links und morgen nach rechts nehmen kann. Das Zentrum hat seit der Revolution, wenigstens im Reich, leidlich zur Demokratie gehalten: das ist eine der ganz wenigen „Errungenschaften” des neunten November. Aber sobald auch nur von fern Weltanschauungsfragen berührt werden, finden sich automatisch die weltliche und die geistliche Reaktion zusammen, und in den Kommissionen gehört- die Drohung mit dem schwarzblauen Block zur täglichen Würze.
Die Rechtsparteien verstehen geschickt, den rechten Flügel im Zentrum zu stärken. Die wilhelminische Bürokratie, die unverändert die Verwaltung beherrscht, kooptiert bereitwillig rechts gerichtete Zentrumsmänner. Schwarz ist die Deckfarbe, unter der sich der Grundton ausgezeichnet verbergen läßt. In den Ministerien wimmelt es von katholischen Geheimräten. Was braucht man sich durch protestantische Reaktionäre Unannehmlichkeiten im Parlament zuzuziehen ? Man engagiert reaktionäre Katholiken: non olet. Die Deutsch-Demokraten halten es indessen für ihre Aufgabe, den linken, antikapitalistischen Flügel des Zentrums auszurotten. Nachdem ihnen — und nicht Helfferich ! — gelungen ist, den peinlichen Steuerexekutor Erzberger mundtot zu machen, beginnt unter der Führung Petersens und Gotheins sacht das Kesseltreiben gegen Wirth. Dementia paralytica !
Wenn es für die Linksparteien zur Zeit eine gemeinsame taktische Aufgabe gibt, so ist es diese: die Demokraten im Zentrum zu stützen. Das Zentrum marschiert. Von seiner Marschroute hängt die Richtung der deutschen Politik ab.

Herausgeber oder Verleger ? von Ignaz Wrobel

Die Stimme des Herrn aus dem Nebenzimmer:
Alle werf ich heraus !
Der Redakteur (zuckt zusammen).
Karl Kraus

Der Verein Deutscher Zeitungsverleger will sich im Titel seiner Organisation „Zeitungsherausgeber” nennen, und die Organisationen der Redakteure erheben dagegen Einspruch. Sie sagen, der Name „Herausgeber” komme dem Verleger, nicht zu — nicht er, sondern der Chefredakteur gebe die Zeitung heraus. Wie steht es damit ?

In technischer Beziehung haben die Redakteure recht. In den meisten Fällen beurteilt wirklich der Chefredakteur mit seinen Redakteuren das Material, stellt es zusammen, streicht und fügt hinzu, redigiert und läßt redigieren. Und der Verleger ?

Ich halte es für ehrlicher, wenn sich von nun an die Verleger „Herausgeber” nennen. Denn näher betrachtet sind sie es.

Die Zeitung ist ein Geschäft. Sieht man von Partei-Organen ab, die es auch nicht grade von sich weisen, wenn aus ihren Zeitungen Ueberschüsse herausspringen, so haben wir es bei der Zeitung, wie sie heute ist, mit einer rein kapita-

listischen Unternehmung zu tun, die in sehr geschickter Weise den Nachrichtendienst und die für den Warenmarkt nötigen Anpreisungen zu verquicken gewußt hat. Daß diese beiden Elemente auf einander ohne Einfluß bleiben, ist ohne Beispiel. Die politische Tendenz des Verlegers, also des Blattes ist für ganz bestimmte Schichten von Lesern, also auch von Inserenten bestimmt; die geistigen und wirtschaftlichen Eigenschaften der Leserschaft und der Inserenten beeinflussen selbstverständlich die Redaktion.

Daß sich ein Redakteur zu einem ganz bestimmten Blatt meldet, beweist, daß er mit dessen Tendenzen einverstanden ist. (Ob das mit seinen innersten Ueberzeugungen übereinstimmt oder nicht, ist eine Sache für sich.) Der Redakteur weiß von vorn herein, daß sich die Zeitung an die und die Leser (also auch Inserenten) wendet: er weiß von vorn herein, was er sagen soll, und was er nicht sagen darf.

Im günstigsten Fall steht der Zeitung ein Chefredakteur vor, dessen Ueberzeugungen sich mit den wirtschaftlichen Interessen seines Verlages decken: dann wird er für seine Person durch Redaktion und persönliche Beeinflussung die Unterredakteure so lenken, wie er — und sein Verleger — das haben will. Bei sehr vielen kleinen Zeitungen — und nicht nur bei den kleinen — kümmert sich der Verleger selbst um den Inhalt seiner Zeitung.

Und das ist natürlich. Man denke sich einmal aus: Soll ein Unternehmer eine Zeitung halten und führen, die gegen seinen Willen, gegen seine Interessen, gegen seine Ansichten gemacht wird ? Das gibt es nicht: Es ist seine Zeitung. Nicht die der Redakteure.

Man stelle sich nun die Zusammenarbeit zwischen Verleger und Redakteur nicht falsch vor. Vom bakelschwingenden Unternehmer bis zum geistigen Mitarbeiter gibt es unter den Verlegern alle Schattierungen : die normale wird wohl die sein, daß der Unternehmer in ständigem, vielleicht sogar freundschaftlichem Konnex mit dem Chefredakteur seine Zeitung überwacht. Solange er nicht in Kleinigkeiten hineinredet, sondern nur die allgemeine Tendenz wahrt, die ja der Redakteur schon vor der Anstellung gekannt und durch den Eintritt in das Unternehmen gebilligt hat — so lange mag das angehn. (Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß die Mehrzahl der Verleger in ihren Redakteuren eine Art überbezahlter Schreiber sieht, die — im Vergleich mit den beträchtlich höher geschätzten Annoncen-Acquisiteuren — nur kosten, aber nichts einbringen. Die Behandlung ist entsprechend.)

Ich halte es für einen sachlich unangebrachten Stolz der deutschen Redakteure, sich durch den Versuch, ihren Brotherren den Titel „Herausgeber" abzuerkennen, als unabhängig hinzustellen. Sie sind es keineswegs. Sie sind es nicht einmal bei den Partei-Organen, wo die Verhältnisse unter den von der Partei eingesetzten Kontroll- und Aufsichts-Organen durchaus unerquicklich liegen. Und sie sind es erst recht nicht bei den kapitalistischen Zeitungsunternehmungen.

Diese Abhängigkeit ist den im Dienst alt und grau gewordenen Redakteuren nicht mehr bewußt. Sie würden auf das höchste erstaunt und entrüstet sein, wenn man ihnen die Wahrheit sagte: daß sie nur Das schreiben, was den Verlagsinteressen nicht zuwiderläuft. Schlimmer: daß sie auch nur noch Das denken. Korruption ist das nicht. Die persönliche Ehrenhaftigkeit des deutschen Redakteurs soll nicht angetastet werden. Es ist viel schlimmer als Korruption.

Es ist so, daß der deutsche Redakteur vom Unternehmer vollkommen abhängig ist. Bei der Frankfurter Zeitung hat man nicht diesen Eindruck. Aus meiner berliner Tätigkeit ist mir nur ein einziger Fall bekannt, wo ein sehr tapferer, junger Redakteur ein Blatt fast ohne seinen Chefredakteur und fast gegen seinen Verleger redigiert. Und auch da ist es ohne Kompromisse nicht abgegangen.

Ob der Verleger selbst unabhängig oder ob auch er nur der Vordermann einer Industriegruppe ist: das spielt den Redakteuren gegenüber keine Rolle. Sie sind auf keinen Fall unabhängig. Man ist heute schon froh, wenns der Verleger wenigstens nominell ist, und wenn nicht die Zeitung eine höchst gefährliche Waffe in den Händen irgendeines Konzerns ist.

Der Verlegerinteressen sind viele. Da gilt es, den Kaufmann nicht vor den Kopf zu stoßen oder den Landwirt nicht; in vielen Blättern, deren Abonnenten-, also Inserenten-Kreis sich hauptsächlich aus Städtern zusammensetzt, darf wohl das Land, aber nicht die Stadt der Wirtschaftssabotage bezichtigt werden; hier wird der Börsenspekulant geschützt und da der Mieter; und am gefährlichsten sind wohl jene Blätter, deren Verleger es aus Geschäftsrücksichten Allen recht machen wollen: der Familie, den Kosmopoliten, den Freihändlern und den Agrariern. Hier sind die Redakteure am übelsten dran.

Sie sollten es einsehen. Der Unfug, den jüngst ein Herr A. K. Kober unter dem Titel: ‚Die Seele des Journalisten‘ veröffentlicht hat, ist ein ideologisches Gemenge von Feuilleton und Größenwahn, das in der Zeitung so eine Art Heiligtum des Lebens erblickt. Mit Schmockereien ist diese ernste Frage nicht zu lösen.

Eine Zeitung kann ungeheure Wirksamkeit haben — aber nie gegen den Inserenten. Das gibt es nicht, hat es nicht gegeben und kann es auch nicht geben. Ganz abgesehen von der politischen Tendenz gibt es bei der Zeitung, wie sie sich heute darstellt, keine objektive und freie Meinung. Die Herren mögen von dem Pferdchen ihrer Standesehre herunterklettern. Denkt nach: Kümmert sich der Verleger um die Briefe, die ihm von tadelnden Lesern zugehen, oder nicht ? Machen auf ihn Massenbeschwerden, machen auf ihn Massenabbestellungen Eindruck oder nicht ? Wird er nunmehr darauf dringen, daß die Ursache dieses Abonnentensturzes fortfällt oder nicht ? Wird er sich also in die Redaktionsgeschäfte mischen oder nicht ? Er wird es.

Und es ist kein Vorwurf ob mangelnder Mannhaftigkeit gegen die Redakteure zu erheben. Der Verleger wird immer letzten Endes sagen: „Ich habe Sie, meine Herren, nicht ange-

stellt, der Göttin Wahrheit zu dienen, sondern — gewiß unter Wahrung Ihrer persönlichen Würde — meinem Geschäft. Paßts Ihnen nicht — gehen Sie !" Und er hat recht. Er hat ein Geschäft und kein Heiligtum — er hat eine Zeitung und keinen Philosophenkongreß.

Und er bleibt — das ist unbequem, schmerzlich, aber wahr — letzten Endes der wahre Herausgeber.

Saltikow-Stschedrin von Lucy v. Jacobi

Thomas Mann nennt die russische Literatur die „heilige Literatur". Wenn ich dieser kranken Zeit despotischer Arzt sein dürfte, würde ich ihr verordnen: Russische Literatur, russische Literatur. (Und danach skandinavische und deutsche; englische in sparsamer Dosierung.) Aber die gesamte französische Romanliteratur verböte ich auf Jahrzehnte. Denn wir haben jetzt nicht Zeit zu Spielereien, auch nicht zu den erlesensten und kostbarsten. Wir brauchen Brot, wir brauchen Medizin ! Wir brauchen Gott und das Licht, das aus dem Osten kommt ! Wendet euch nach Osten jeden Morgen ! Dort, wo das Licht aufgeht, dort wohnt Gott !

Friedell sagt in seinem wunderschönen Buch: ‚Ecce Poeta' (erschienen bei S. Fischer):

„Kultur ist Suchen, ewiges Suchen, das niemals findet. Die Franzosen aber haben immer nur gefunden und nie gesucht. Sie stehen da, angefüllt mit dem stolzen Bewußtsein ihres glänzenden Könnens, und lassen ihre Fähigkeiten im Licht paradieren. Das französische Volk besitzt das paradoxe und mysteriöse Talent, aus Allem: Gott, Liebe, Freiheit, Ruhm, Alltag einen ungeheuern Kolportageroman zu machen. Die ganze Geschichte Frankreichs in Kunst, Religion, Politik, Wissenschaft ist nichts als ein geschickt gesteigerter, brillant erzählter Schundroman. Die französische Revolution: war ein pittoreskes und fesselndes Schauspiel für ganz Europa, mit wundervollen scènes à faire, hinreißenden Tiraden über Menschenrechte und knallenden Aktschlüssen. Die kleine Anekdote von dem pariser Redakteur, der einen Aufsatz über Deismus mit der Begründung zurückschickte: „La question de dieu manque d'actualité", hat etwas Typisches."

Ein ander Mal sagt Friedell von Maupassant (den er sehr bewundert):

„Dieser Dichter hat sein ganzes Leben damit ausgefüllt, Begebenheiten aufzuschreiben, in unermüdlicher leidenschaftlicher Emsigkeit: das war Pathos und Inhalt seines Daseins. Alle Dinge, die sich je begeben haben, alle Dinge, die sich je begeben könnten, hat er in seinen Magazinen aufgehäuft; mit der fieberhaften und fast pathologischen Besitzwut eines Menschen, der nie genug bekommen kann, hat er da zusammengespeichert, was sich erraffen läßt. Alles, Alles was es gibt: Menschen, Beziehungen, Gesichter, Leidenschaften, Seltsamkeiten, Alltäglichkeiten, Ueberirdisches, Gemeines — ohne Kritik und Auswahl, alles Erzählbare."

Aber du großer Gott, was wollt Ihr denn, praktisch, anfangen mit all den Gräfinnen, Rentnern, Deputierten, den unausdenkbar teuern Kokotten, den ehrgeizigen und hungrigen jungen Leuten, den blassen betrogenen Gattinnen, den Montmorencys, den Spielhöllen, den Landsitzen, Rennen, Antiquitätenläden,

Crêmerien, den Zweihunderttausend-Francs-Renten und -Aemtern, die man eines Morgens auf dem Frühstückstisch der armseligen Pension findet, nachdem man jahrelang die Löcher im Aermel mit Tinte verschmiert hat ?

Aber, mein Gott, ist das interessant, ist das wichtig, ist das die „Erlösung" ? Diese Anhäufung von Dingen, dieser riesige Theaterfundus ? Was weißt du denn schon von einer alten Magd, wenn ihr Aussehen, ihr Tun, ihr Lebensweg genau aufnotiert ist ? Gib sie in die Hände Gogols, Dostojewkis: mit einem Satz wie mit einem Schlag wird er dahin zielen, wo der Kern, das Wesentliche der Kreatur sitzt, und sofort vollzieht sich das Wunder, um dessentwillen allein es wert ist, schwarze Buchstaben auf weißes Papier zu drucken: Du erkennst die Schwester. Du erfühlst sie wie dich selbst. Du siehst sie nicht mehr wie ein anatomisches Präparat, sondern dein schlagendes Herz spricht auf einmal über der alten Magd Buddhas Wort aus: Das bin ich. Du erkennst in ihr wie in allem Geschaffenen das Eine, das Ewig-Gütige. Du entdeckst hinter allem Verbogenen, Verdorbenen, Mißverständlichen im innersten Kern den Funken Gottes, den wir alle tief innen tragen, wir Häßlichen, wir Lächerlichen, wir Verbogenen — wir Armen.

Hier beginnt die Erlösung des Herzens.
Hier beginnt die heilige Mission des Dichters.

Zur „Zerstreuung" (unseliges Wort !) sollt Ihr nicht eure Augen verderben mit Lesen. Treibt Sport, singt, tanzt, kü8t, geht spazieren am Fluß zur „Zerstreuung" — nein, selbst dies: zur Sammlung.

Auch wir haben ganz reine Kunstwerke. Nicht viele im Verhältnis zu den ungeheuern Ballen bedruckten Papieres. Der die ‚Buddenbrooks' geschrieben hat, der den ‚Malte Laurids Brigge' geschrieben hat — die beiden wissen, welche ungeheure Verantwortung es ist, zu schreiben.

Das Ueberflüssige in der Kunst ist Verbrechen. Wer zwei Silben schreibt, wo er mit einer auskäme, ist kein Erwählter und Wissender. Wer nicht Gesetz und Gewicht eines Vokals kennt, ist kein Erwählter und Wissender. Es handelt sich hier nicht um l'art pour l'art — im Gegenteil, dies ist nur der automatische Zwang, dies ist leidenschaftlicher und demütiger Dienst: kristallene Schalen hinzuhalten, wenn der heilige Geist sich ergießt. Köstliche Behälter für den heiligen Inhalt.

Aber nicht l'art pour l'art: Etui um des Etuis willen.
Daher bei den Russen diese scheinbare Mißachtung der Form als einer unwichtigen, als einer zweitrangigen Sache. In der Tat aber entsteht schon einfach durch das leidenschaftlich ernst und unlenkbar auf das Göttliche Gerichtetsein eine vollkommene „Form". Es gibt keinen französischen Roman, der sich mit ‚Krieg und Frieden' messen könnte. Ganz zu schweigen von Wunderwerken wie: ‚Der Idiot', ‚Die Brüder Karamasoff', ‚Dämonen', ‚Raskolnikoff'. Es gibt als „Form" in der ganzen romanischen Literatur nichts Kunstvolleres, Schwierigeres, Reicheres als die Kunstform von Dostojewskis Roman ‚Der Jüngling'. Es gibt als Form in der ganzen romanischen Literatur

nichts so Reines und Edles wie eine kleine Erzählung von Gogol oder Gontscharows einfache Geschichte von Oblomow.

Aber wer macht viel Wesens von dieser „Form" — da sie so göttlich selbstverständlich ist wie die Muschel, in der die Perle ruht ?

Ich habe ein kleines Buch vor mir: die Satiren von Saltikow-Stschedrin (übersetzt von Fega Frisch, erschienen im Verlag Der Neue Merkur zu München). Es hat nicht das Format des ungeheuern Dostojewski, Tolstois oder Gogols. Aber es ist so rein, es ist so echt und so direkt auf Gott gerichtet wie fast jedes russische Buch. „Voll Humor und Kenntnis des Leidens" (ein Wort aus ‚Tonio Kröger').

Was ist Literatur, wenn sie nicht Bekenntnis und Zeugnis ist ! Dieses ganze Buch ist Bekenntnis und Zeugnis. Saltikow reißt den Verband herunter und läßt die Wunden bluten. Dort ist Rußland, und hier ist Deutschland; wir schreiben 1921, und diese Satiren sind um 1870 bis 80 entstanden. Aber die Krankheitserreger sind dieselben: immer in der ersten Linie wilder und schamloser Egoismus, sodann Feigheit und die Trägheit des Herzens. „L'ordre, la patrie et notre sainte réligion ! rief der sechzehnjährige Taschkenter Nicolai aus. Unter dieser Fahne wird er die Ordnung stören, das Vaterland verkaufen und die wahre Religion verletzen." Wie schmerzlich aktuell !

Entzückend lustig und traurig: ‚Ein Briefwechsel' und ‚Ein Musterknabe', ‚Eroberer zu Hause' — schwarze Blätter in dem Buch Rußland. ‚Traum in der Eisenbahn' geht uns ganz direkt an. Dialog zwischen einem verschmierten, lustig-frechen russischen Dorfjungen und einem ordentlichen deutschen Alters- und Standesgenossen. Die Unterhaltung, da sie ja ein Traum ist, macht keinen Anspruch auf realistische Glaubwürdigkeit. Der „Knabe ohne Hosen" staunt erst den wohlgebürsteten „Knaben mit Hosen" an, dann aber kommt es zu folgenden Auslassungen:

„Ihr habt Kultur und Wissenschaft und Kunst und freiheitliche Einrichtungen, aber das Eine ist schlimm: Zu uns kommt Ihr nur damit, um Unheil zu stiften. Wer ist der herzloseste Unterdrücker des russischen Arbeiters ? Der Deutsche ! Wer ist der mitleidsloseste Pädagoge ? Der Deutsche ! Wer inspiriert die Willkür, wer dient ihr als unerbittliche und stets bereite Waffe ? Der Deutsche. Und merk dir das, daß eure Wissenschaft verhältnismäßig doch zweiten Ranges ist, eure Kunst auch und eure Einrichtungen erst recht. Nur euer Neid und eure Gier sind ersten Ranges, und da Ihr diese Gier willkürlich mit Recht vermengt, so meint Ihr, daß es euch frei steht, die ganze Welt zu fressen. Darum haßt man euch überall, nicht nur bei uns, sondern eben überall. Ihr kommt da mit eurer Wissenschaft daher, und Jeden dünkt es, daß Ihr gekommen seid, um die Wissenschaft auszurotten. Ihr weist auf eure freiheitlichen Einrichtungen hin, und Jeder ist überzeugt, daß bei euerm bloßen Erscheinen jeder Gedanke an die Freiheit sterben muß. Alle fürchten sich vor euch, und Niemand erwartet von euch etwas andres als Böses . . . Selbst eure eignen geeinigten Deutschen — auch denen wird es übel vor ihren Vereinigern. Es muß doch eine Ursache dafür da sein !"

So hat uns um 70 ein gleichgültig-unparteiisches Auge gesehen.

Als Gegenstück seien noch zwei sehr interessante Stellen hergesetzt. ‚In Paris' schildert Saltikow, wie es für die Jugend Rußlands in den vierziger Jahren nur ein Mekka und Medina gab: Paris. Es existierte nichts Wichtiges in der Welt außer französischer Politik, französischer Kunst und Wissenschaft. Das Rußland, in dem Saltikow und seine Freunde lebten, war Nebel — das Herz der Welt klopfte in Paris. Erst mit den Wunden, die der russisch-türkische Krieg schlug, fühlte das junge Rußland den eignen Körper. Und so sah dieses Rußland im Kriege aus:

„Neben dem großen Drama, dessen Inhalt mit dem Wort „Tod" erschöpft ist, spielte sich die verächtliche Komödie des leeren Geschwätzes und der Prahlerei ab, welche die Geschehnisse verschleierte und ihnen eine unerträgliche Färbung verlieh. Heuchler, Dummköpfe, Diebe, Räuber und Trunkenbolde zeigten eine derart freche Zähigkeit und befestigten sich so in ihren Positionen, daß ringsum sich ein Märchen abzuspielen schien. Man vernahm keine Trauer, sondern einen unverhohlenen, niederträchtigen Jubel, der von der Rubrik Patriotismus gedeckt wurde. Niemals hat die Gier nach Beute eine so öffentliche und straflose Befriedigung erfahren. Inmitten dieser moralischen Unordnung, da jedes Scham- und Angstgefüihl vergessen war, da der freche Wucherer sich laut einen Patrioten nannte, blieb einem saubern Menschen nichts übrig, als sich zurückzuziehen und alle Anstrengungen darauf zu richten, in sich selbst die schüchternen Versuche des Selbstbewußtseins zu unterdrücken."

Auf dem Weg in das einst so leidenschaftlich vergötterte Paris nach 70/71 finden wir folgende Schilderung:

„Der Thron war abgeschafft, aber unweit von ihm saß Mac Mahon , und war immerzu im Begriff, etwas zu brauen. Viele nannten Frankreich zu jener- Zeit nicht ohne Grund Mac Mahonien, das heißt: das Land von Korporalen, welche in Erwartung der Bourbonen Wache hielten vor Thron und Vaterland. Bei meinen ersten Schritten schon, in Avricourt (auf dem Weg von Straßburg) vernahm ich Korporalsrufe. Weder Saumseligkeit noch Aufenthaltsverzögerungen der Reisenden wurden geduldet; weder Geschlecht noch Alter noch Krankheit ließ man als Rechtfertigung gelten. Der Korporal funktionierte mit vollkommenem Unverstand und benahm sich stumpfsinnig unerbittlich. Dies war ein Korporal Napoleonischen Schlages (à poigne), undenkbar in irgendeinem andern Land. Ein russischer Korporal hätte unbedingt zu plaudern angefangen und hätte erklärt, daß er nichts dafür könnte, und daß die Obrigkeit an allem schuld sei. Ein deutscher Korporal hätte einen Taler angenommen und eine Träne der Dankbarkeit vergossen — nur der französische bonapartistische Korporal ist imstande, wie ein Götze zu glotzen und nichts andres zu zeigen als die Neigung zu grausamer Behandlung."

Ich enthalte mich naheliegender Kommentare.

Preußisch ? Russisch ? Französisch ? O, wie einfach wäre das Leben, wenn man den Teufel hinter Zollschranken von bestimmten Farben suchen und zertreten könnte ! Aber das Uebel der Welt ist nicht etikettiert schwarz-weiß, tricolor oder weiß mit dem blauen Diagonalkreuz. Es gedeiht unter dem Aar, dem Hahn und dem Bären, und es heißt (wie eh und je): Egoismus, Despotismus und die Trägheit des Herzens.

Der Freischütz von Gisella Selden-Goth

Was ist doch der ‚Freischütz' für ein glückliches Werk ! In Erfolg und Enthusiasmus geboren, lebt und blüht es, in Erfolg und Enthusiasmus gebettet, seit hundert Jahren. Es ist niemals in einer auch nur zeitlichen Versenkung verschwunden ; niemals hat eine verändernde Hand daran zu bosseln gefunden; niemals hat eine Geschmacksrichtung sich, selbst nur vorübergehend, von ihm abgewendet. Seit hundert Jahren wirkt es auf Musiker und Laien, auf den raffinierten Aestheten und auf den naivsten Empfangenden mit gleicher Kraft; es wirkt im großen Opernhaus und in der letzten Schmiere, und wenn das Ladenmädchen auf dem Heimweg den Jungfernkranz vor sich hinsummt, versenkt sich der musikalische Neulandsucher in seine Partitur, wie in ein Evangelium. Heute, nach hundert Jahren, sitzen wir immer noch in sprachloser Aufregung vor dieser Oper, die nicht nur ein unvergängliches Meisterwerk, der Quell alles deutsch-romantischen Tonempfindens, das nie wieder erreichte Muster dramatischer Musik und musikalischer Dramatik ist, sondern lebendig vor uns steht, als wäre die Tinte seiner Blätter noch feucht. Kein Takt dieser Oper ist verblaßt, keine ihrer Wendungen antiquiert; nichts an ihr fordert zu historischer Betrachtung auf, und das Gruseln der Wolfschlucht läuft uns noch genau so kalt über den Rücken wie den Urgroßeltern, die auch an einem Juni-Abend unter die Linden zur Premiere zogen. Ja, selbst die belächelten Schwächen des Buches von Kind, das Weber „trefflich, schauerlich und interessant" fand, sind keine Schwächen von anno dazumal. Ganz genau kann man sich den Textdichter vorstellen, dem sie heute ebenso mit unterliefen. Weniger einen, dem gelingen könnte, seine künstlerische Subjektivität mit den Bedürfnissen einer Zeit und eines Musikers in so vollkommenen Einklang zu bringen, wie es der sonst nur mittelmäßig begabte dresdner Dichter dieses einzige Mal vermochte. „Nichts setzt eine stärkere Phantasie und Dichtungskraft voraus, als den Schein eines dem Stoff entsprechenden Totaltones über ein ganzes Werk zu verbreiten", meinte Goethe einmal im Gespräch über Opern und Operntexte. Dieser Totalton ist im ‚Freischütz' mit intuitiver Sicherheit festgehalten. Ahnungsvolle Dämonik durchschauert, ungebrochene Einfachheit des menschlichen Empfindens durchweht ihn von Anfang bis zum Ende. Man weiß, welche Musik in diese Dichtung ihre Wurzeln schlug.

*

Die Musik des ‚Freischütz' ist nicht mehr zu entdecken. Bessere Leute haben das vor uns getan. Sie begeisterte Beethoven; Berlioz fand an ihr keinen Takt, dessen Auslassung oder Aenderung ihm wünschenswert erschienen wäre; Wagner hätte für sein deutsches Vaterland allein deshalb schwärmen mögen, weil auf seinem Boden der ‚Freischütz' entstanden war; der kritische E. T. A. Hoffmann stellte fest, daß seit Mozart nichts Bedeutenderes für die deutsche Oper geschrieben worden. Selbst der alte Zelter, der es viel mehr mit Spontini hielt, mußte nach

Weimar berichten, daß, trotzdem er „von eigentlicher Leidenschaft vor allem Gebläse wenig gemerkt hätte, die Musik so gut sei, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet”. Die Premiere wurde mit beispielloser Begeisterung aufgenommen, Ouverture und Volkslied da capo verlangt, von siebzehn Musikstücken vierzehn lärmend applaudiert, Gedichte und Kränze flogen aus allen Logen. O schöne Zeit ! In der Saison hundert Jahre später ging es bei keiner Uraufführung des berliner Opernhauses ähnlich zu.

*

Und doch mußte das Werk seiner Zeit unglaublich kühn und fremd entgegengetreten sein. Der Schritt, der mit dem ‚Freischütz' in eine damals noch unbekannte musikalische Zukunft getan wurde, war größer und unvermittelter, als er irgendeiner-Oper der Gegenwart gelang. Weber war nicht nur ein Musiker von subjektiv-genialen Einfällen: ihm geriet auch die höchste Leistung des visionären Genies, einen neuen Stil zu schaffen. Ein Neuerer war sein unruhiger Geist immer und überall: als Erster erkannte er die Bedeutung des leitmotivischen Gedankens; als erster aller Dirigenten nahm er den Taktstock zur Hand; sein Orchester war das erste, dessen Bläser die menschlich schwingende Seele ihrer Instrumente entdeckten. Und kein Aufgebot von Tuben, Schlagzeug, Celesta, Gong, Ruten und Windmaschine hat noch das Grauen überboten, mit dem seine tiefen Flöten und Klarinetten die Mächte von Samiels Höllenpforten beschwören. „Ich glaube gern”, meinte der Komponist später zu einem berliner Freunde, „daß Ihr aus manchem nicht klug werden konntet. Es sind Dinge darin, die in dieser Weise noch nie auf einer Bühne waren, die ich daher ohne den mindesten Anhalt an schon Vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schaffen mußte.” Er selber hatte sein Werk durchaus nicht leicht genommen. „Oft verzweifle ich an mir”, schrieb er während der Arbeit an der Agathen-Arie seiner Braut „und glaube mich zu schwach, das Werk nach der Größe meiner Ansicht, meines Wunsches vollenden zu können. Es sind entsetzliche Aufgaben drin, und mein Kopferl will mir oft brummen.” Mit dem brummenden Kopferl arbeitete der vielbeschäftigte Leiter der dresdner Hofbühne drei Jahre lang an seiner Oper. Während dieser Zeit schuf er daneben hundertvierundzwanzig andre musikalische Werke, darunter große Messen und Kantaten, und die Musik zu vierzehn Theaterstücken. Auch diese Arbeitskraft und Energie suchen wir hundert Jahre später vergebens.

*

Die Staatsoper markierte die Festesfreude mit grünumränderten Theaterzetteln und gratis verteilten Programmen; man weiß, daß es bei dem gegenwärtigen Stand ihres Solopersonals kaum möglich ist, einer Aufführung wirklichen Festspielcharakter zu leihen, selbst wenn alles, wie diesmal, mit Lust und Eifer bei der Sache ist. Nach der ideenreichen Arbeit, die grade dieses Jahr auf dem Gebiet der Inszenierungen geleistet worden war, hätte man vielleicht eine größere Offenbarung von Wolfschlucht erwartet; immerhin hielt sie glücklich die Mitte zwischen Zauber-

spuk mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit und jener Andeutungs-Regie, die heute so oft Mangel an Einfällen und Mitteln hinter grauen Wolkenschleiern verbirgt. Diese Musik braucht auf der Bühne ihre gespenstischen Nachtvögel und tobenden Gewitter, wie ihren schönen, hohen, deutschen, diesmal herbstlich buntgefärbten Wald. Nach einem obligaten Saal-Feuerwerk zur Wolfsschluch, bei der im verdunkelten Raum aus dem Taktstock des Dirigenten Flammen und Raketen sprühen — also schildert ein Augenzeuge eine londoner ‚Freischütz'-Aufführung des Jahres 1866 — haben wir allerdings keine Sehnsucht mehr.

Aus Stiedrys Taktstock stiegen keine Flammen und Raketen; aber eine tiefe Musiker-Liebe zu dem herrlichen Werke strömte erwärmend von seinen Händen auf Bühne und Orchester über. Ich habe den Opernchor noch selten so makellos rein und beseelt singen gehört. Dieser Dirigent kämpft hier mit Widerständen; es wäre schade, wenn sie seine Arbeitsfreude lähmten, denn eine im höchsten Sinne künstlerische Anständigkeit, wie sie aus der Leitung dieser Aufführung sprach, bedeutet ein schwer zu missendes Aktivum in der Bilanz des berliner Opern-Institutes.

Die Große Berliner 1921 von Hans Siemsen

(Schluß)

Die Extreme rechts und links: der ‚Verein Berliner Künstler' und die ‚November-Gruppe' sind natürlich am richtungsreinsten, am prinzipienfestesten. Die Einen nehmen nichts, was irgendwie über den Begriff Impressionismus (wie sie ihn verstehen) hinausgeht, die Andern nehmen nichts, was noch irgendwie unter den Begriff Impressionismus fallen könnte. Wer diese Grenzen überschreitet, ist erledigt. Cézanne, um ein Beispiel zu geben, würde von diesen beiden Vereinen zurückgewiesen werden. So richtungstüchtig sind sie. Das Resultat läßt sich denken: endlose Oede. Auf beiden Seiten ist nicht Einer, dessen Temperament, Kraft oder Bedeutung die vorgeschriebene Richtung durchbräche. Und die ganz Vereinzelten mit einem etwas eignen Gesicht, wie Dettmann auf der einen und Völker auf der andern Seite, verschwinden in dem Getrappel der am Richtungsschnürchen gradeaus Marschierenden. Rechts wie links dasselbe Bild: auf ihre Richtung eingeschworene prinzipienfeste Spießbürger. Die Ausdrucksmittel sind links ein bißchen anders und etwas neuer als rechts — aber wo ist das Neue, das mit diesem neuen Mittel gesagt wird ? Im Grunde sind Bilder wie die von Rudolf und Otto Möller oder von Wilhelm Schmid genau so akademisch und langweilig wie die von Heilemann und Plontke. Nur die Ausdrucksmittel sind verschieden — Geist und Bedeutung sind links wie rechts gleich minimal. Eine Ausnahme macht Georg Scholz mit seinem haßerfüllten Pamphlet gegen die frommen, fetten Industriebauern. Aber das hat mit Malerei und überhaupt mit Kunst genau so viel zu tun wie ein Simplicissimus-Witz mit Poesie.
Auch die Freie Sezession scheint mir bei der Jury bedeutend richtungsgläubiger gewesen zu sein, als gut und notwendig ge-

wesen wäre. Cézanne wäre hier vielleicht nicht — aber ob ein Renoir oder, um einen Lebenden zu nennen, ob ein neuer Munch, unter falschem Namen eingeschmuggelt, nicht doch zurückgewiesen worden wäre ? Ich kann nur denken, daß man in der hohen Jury etwa gesagt hätte: „Aber das ist ja ganz expressionistisch ! Das kann man doch nicht ausstellen !" Immerhin: man ist nicht ganz richtungsfest, man ist ein bißchen inkonsequent gewesen und hat den Leuten, die man für begabt hält, nicht so ganz fest vorgeschriebene Grenzen gezogen. Und dieser Inkonsequenz, aber nur ihr, ist zu verdanken, daß ein paar wirklich wertvolle Werke in dieser Riesen-Ausstellung zu sehen sind. Wäre man richtungskonsequent gewesen, so wäre nichts von erheblichem Wert zu finden.

Da ist zuerst eine Wand, die zum größten Teil aus der Galerie Flechtheim stammt: Picasso, Braque, Derain und ein sehr schöner Rousseau. Wie wohltuend sind solche Bilder anzusehen ! Man möchte sie immer um sich haben. Rein, klar, voll Geschmack und voll Disziplin ist das alles. (Nebenbei gesagt: auch diese scheinbar unbedingt in die Richtung „Kubismus" gehörenden Bilder von Picasso und Braque sind schön, nicht weil, sondern obwohl sie kubistisch sind; ganz abgesehen davon, daß Beide nicht daran denken, sich in die Grenzen der von ihnen geschaffenen Richtung einfangen zu lassen. Picasso malt heute schon recht unkubistisch.). Daneben hängen die reizenden kleinen Bilder der Laurencin und zwei ganz frische, prachtvoll gemalte Landschaften von Vlaminck. Es ist ein Vergnügen, solche Bilder zu sehen. Da sie alle der (aus dem französischen Düsseldorf vertriebenen) Galerie Flechtheim gehören, darf man sich wohl auf die Eröffnung dieses neuen Salons in Berlin freuen. Er wird hoffentlich ein bißchen Leben in die Bude bringen. Auch die drei schönen Stilleben von Rudolf Levy, dem Freunde und Schüler Matisses, stammen daher. Eines dieser Bilder ist ein Blender: ein strahlend farbiges Frühlingsbukett vor einer blitzblank blauen Wand; hell und fidel wie ein neuer Sommerhut. Aber die beiden andern Bilder, die stiller sind, sind auch feiner und vielleicht dauernder. So malen können nur wenige Leute in Deutschland. Da daneben ein Bild von Bangerter hängt, so ist diese Wand vielleicht die ungetrübteste der Ausstellung. Von Bangerter sieht man leider nur sehr selten etwas in der Oeffentlichkeit, auch diesmal nur ein Bild, ein Variété. Es genügt, um einen ernsten und ernst zu nehmenden Maler kennen zu lehren, der nicht schnell, aber sehr gewissenhaft arbeitet und sich entwickelt.

Im Nebensaal hängen drei Landschaften von Rudolf Großmann, der als Zeichner wohl schon, als Maler aber noch nicht die Beachtung gefunden hat, die er verdient. Diese Bilder sind zwar manchmal etwas reichlich raffiniert gemalt, doch auch mit so viel Gefühl, daß das Resultat entzückend ist. In Großmanns Zeichnungen schlägt das Groteske, das Witzige manchmal das Schöne tot. Diese Bilder sind nur schön, Hofer ist ein interessanter, vielleicht der interessanteste Fall der Ausstellung. Seine Bilder haben fast immer eine kultivierte Oberfläche, die beweist,

daß er viel kann, viel Geschmack, Tradition, Kultur und ein starkes Schönheitsempfinden hat. Aber es scheint, als ob er sich dieser Eigenschaften nicht freute, sondern schämte. Es macht den Eindruck, als ob er immer mit einem Auge nach der November-Gruppe hinübersähe, als ob er sich fürchte, unbekümmert um alle Richtungen so zu malen, wie er für richtig hält, als ob er fürchte, „unmodern" zu erscheinen. Ein fremdes, gekünsteltes Pathos zerreißt mit unmotivierten Gebärden diese Bilder, die sonst schön wären. Wie wohltuend daneben die stillen, bescheidenen und sehr deutschen Bilder von E. R. Weiß. Man wünschte sie nur vielleicht ein wenig lichter und farbiger. Nowack und O. Th. W. Stein, von denen Stein der Ernstere ist, übermalen beide ihre Bilder mit einem duftigen Dunst und Nebel, der alle hübsch einhüllt und sanft und zart und gefällig macht. Sehr geschmackvoll ist das, aber leider auch sehr billig. Und die Verwandtschaft mit Renoir ist nur ganz äußerlich. Der machte keinen blauen Dunst um seine Bilder. Mindestens ebenso hübsch, aber viel lebendiger, weil ganz ohne Dunst und Raffiniertheiten gemalt ist eine kleine an Cézanne geschulte Landschaft von Strübe. Sein „Akt" hat noch nicht dieselbe Geschlossenheit.

Purrmann enttäuscht, wie fast immer. Pechstein enttäuscht nicht, denn man erwartet nichts andres mehr von ihm. Schade, daß diesem begabten Schlächtermeister jede Disziplin und Selbsterziehung fehlt ! Er ist selbst in seinen scheußlichsten Schinken, was die Kraft des Temperaments angeht, noch immer einer der Stärksten. Ein Riesengemälde von Partikel entbehrt dieser Stärke leider völlig. Sein kleines Talent reicht für kleine geschmackvolle Arrangements in frischen Farben. Dies große Bild ist leer und fällt völlig auseinander. Was im kleinen harmlos ist, wirkt hier hohl und phrasenhaft. Da sind die kleinern Bilder von Campendonk doch noch bedeutend stärker und ernster und auch besser gemalt. Außerdem gibt es noch mehr oder weniger hübsche Sachen von Ahlers-Hestermann, Walter Bondy, Emil Filla, Juan Gris, Felicitas Haller, Gertrud Sauermann, Pretzfelder, Czobel, Otto von Wätjen und Watenphul; ein ziemlich altes, aber eindrucksvolles kleines Bild von Chagall, eine ebenfalls ältere, aber sehr schlechte „Komposition" von Kandinsky, die ihm jeder begabte Kunstgewerbeschüler nach- und vielleicht sogar vormacht und drei Bilder von Henry Roessingh, der unter den jüngsten Malern auffällt. Seine Bilder, von denen das größte sich allerdings ziemlich stark an Bangerter anlehnt, versprechen viel. Aber es wird nicht leicht sein, es zu halten. Auch Talent ist eine Gefahr. Immerhin weiß dieser junge Mann, daß man, um Maler zu sein, malen können muß. Aber das Genie reift nur im Leben, nicht im Atelier.

Unter den wenigen Zeichnungen und Aquarellen fallen die kleinen Sachen von Klee, wie immer, höchst angenehm auf. (Seine Oelbilder sind nicht ganz so leicht und lebendig.) Ist er ein geniales Kind oder ein kindisches Genie ? Jedenfalls beweist er aufs neue, daß der begabte Mensch sich so ziemlich alles erlauben darf, wenn er nur ehrlich bleibt; das Resultat wird im-

mer reizend, zum mindesten immer interessant sein. Klees, ach, so vernünftige Spielereien sind das, was manches Bild der November-Gruppe sein möchte: gemalte Musik. Aber schlimm wirds, wenn unbegabte Schüler ihm auf den gefährlichen und zarten Wegen eines Mondscheinsüchtigen folgen wollen.

Zwei ganz herrliche Zeichnungen von Derain, eine sehr hübsche von Vlaminck, eine Gouache und ein paar fabelhafte Ballettfiguren von Picasso stammen wieder aus der Galerie Flechtheim. Von Liebermann und Kokoschka nichts Neues; hübsche, etwas gespenstige Aquarelle der in Berlin wohl ziemlich unbekannten, verstorbenen Antoinette Gumilina. (Ein lebendiger Berliner namens Otto Schoff macht das Selbe allerdings viel besser; aber da er weder tot ist noch sonst irgendwie auffällt, wird er natürlich zurückgewiesen.)

Bilanz ? Grade die besten Bilder der Ausstellung: Rousseau, Derain, Vlaminck, Großmann, Levy, Bangerter und noch eine ganze Reihe von Strübe und E. R. Weiß bis Rössingh — grade diese besten Bilder, ohne die die ganze Ausstellung zusammenfiele, stehen ganz außerhalb der vielgepriesenen „Richtungen", sie sind mit keinem der beliebten Schlagworte zu fangen. Das ist weder Im- noch Expressionismus. Das sind — Gott sei Dank ! — Künstler, die ihren eignen Weg gehen oder ihn suchen. Und weiter nichts.

Noch deutlicher als in der Malerei wird diese Blamage der „Richtung" und der Sieg der Persönlichkeit in der Plastik. Was da die Vereine rechts und links sich leisten, das ist einfach regelrechter, ausgesprochener Schund. Ob Belling oder Schliepstein — sie sind einander wert. Der Eine macht „die Geste Freiheit", der andre macht die Geste „Schreck". Die Mittel sind ein bißchen verschieden, Geist und Bedeutung gleich minimal. Zu mehr als Gesten, Posen und theatralischem Getue langt es nicht.

Auch in der Freien Sezession sind furchtbare Sachen zu finden. Am schlimmsten Scharff und Milly Steger, zwei Begabungen, die sich ebenfalls in ganz äußerlichen, höchst unangenehmen Formen oder besser Formalitäten erschöpfen. Da ist Archipenko trotz aller Verstiegenheit und aller Aeußerlichkeit der Mittel denn doch noch bedeutend stärker und origineller. Ein gewisser Witz der Erfindung und der Abbreviatur fehlt diesen plastischen Experimenten nicht. Besser aber wirkt, zum Beispiel, Edzard, der gewiß nicht so begabt, aber bescheidener und ehrlicher ist. Fein im Ausdruck und stark in der Form ein Terrakotta-Porträt der Sintenis. Mit ganz einfachen Mitteln ist da erreicht, worum die Konkurrenz sich Arme und Beine ausreißt. Am schönsten und zugleich am stärksten aber wirken die paar Sachen von Haller und Fiori. Das ist wohl das Beste, was die ganze große Ausstellung nicht nur an Plastik, sondern überhaupt aufzuweisen hat. Von Haller sind nur drei Porträtköpfe da, ein Kind, die Durieux (sicher das Beste unter den vielen Porträts dieser Frau) und Marie Laurencin in Terrakotta. Dieser kleine Kopf ist die reizendste, lebendigste und amüsanteste Porträtplastik, die man seit Jahren hier gesehen hat.

Fiori zeigt einen ältern schon bekannten Bronzemann und zwei neue große Figuren in Gips: schreitende Männer oder besser Jünglinge. Die zweite, etwas kleinere Fassung ist vielleicht durchdachter, überlegter, komponierter und deshalb strenger; aber meine ganze Liebe gehört der ersten überlebensgroßen Fassung, einer Schöpfung, der man anmerkt, daß sie im ersten Wurf gelungen ist. Ein in Gedanken Verlorener — nein, aus Gedanken eben Aufwachender, von Liebessehnsucht, wer weiß wohin, Getriebener. Wie im Trancezustand ist das hingesetzt. Es scheint mir das einzige Werk der Ausstellung, bei dem Sinnlichkeit und Gefühl so stark sind, daß ein nicht nur auf die Sinne wirkendes, sondern auch geistig bedeutendes Resultat entsteht. Das ist nicht nur schön: das ist erschütternd. Und diese Wirkung wird mit den einfachsten Mitteln erreicht. Wäre nicht, ach, so vielen braven und netten Leuten jedes eigene Gefühl für Kunst mit Klischees und Schlagworten totgeschlagen: Niemand ginge an dieser Figur vorbei, die noch leben wird, wenn alle die „Richtungen", die sie heute umtoben, längst, aber längst begraben sein werden.

Ultimatumserfüllung von Waltreu

Grimmig arbeiten die Westmächte, um dem nachsichtigsten aller Gläubiger: den Vereinigten Staaten die im Kriege leichtsinnig aufgenommenen Schuldsummen zu zinsen. Grimmig. Denn die allgemeine Verwirrung des Rechtsempfindens hat das mit seinen Schmerzen kokettierende Frankreich glauben lassen, brutale Gewinnsinnsucht mißleite Amerika, an seinen Forderungen festzuhalten. Was pflegte Frankreich zu sagen, wenn Deutschland seine Unterschrift nicht pünktlich einlöste ? „Die Faust am Kragen" werde es gebührend zum Rechtsbewußtsein erziehen.

Amerika ist mildern Sinnes. Es droht nicht: es duldet. Mit angelsächsischem Phlegma läßt es sich politisch umwerben und wirtschaftlich schlagen. Wie lange noch ?

Pünktlich ist Deutschland seiner ersten Milliardenpflicht durch Ablieferung von Devisen und Schatzwechseln nachgekommen. Aber die europäische Entente hat eine Bedingung gestellt: Alle Devisen müßten in Dollarwährung umgetauscht werden. Die Folge war abermals eine starke Ueberwertung des Dollars, ein Phaenomen also, gegen das Amerikas Finanzwelt, wie wir in Nummer 22 auseinandergesetzt haben, mit allen Mitteln anzukämpfen grade erfolgreich versucht hatte. Gelingt es Amerika nicht, des unaufhaltsam jetzt in die Keller der Federal-Reserve-Banken strömenden Goldes sich zu erwehren, dann wird der Neue Kontinent in starke wirtschaftliche Isolierung gedrängt, die Absatzstockung in den Vereinigten Staaten muß sich verschärfen, und die Entente hat Zeit, in Europa die Märkte unter Ausschaltung des amerikanischen Wettbewerbs zu organisieren. Will sie das ? Niemand könnte es ihr verdenken. Aber es zeugt doch von der unerbittlichen Logik wirtschaftlichen Geschehens, daß der Weltgläubigerstaat unter seiner im Kriege überspannten Macht so lange leiden soll, bis der europäische Hohlraum durch Produktionssteigerung ausgefüllt ist, oder bis auf die mögliche Nutzung der Macht kraft Gläubigerrechts verzich-

let wird. Die Entente ist also imstande — das lehrt die Bewegung der amerikanischen Wechselkurse — durch schnelle Erfüllung ihrer Schuldversprechen Amerika von den Weltmärkten zu verdrängen. Der Schuldner hat gegen den Gläubiger die Offensive ergriffen.

*

Deutschland und die Entente stehen in ähnlichem Verhältnis. Wenn die zerstörten Gebiete in Nordfrankreich wieder hergestellt, will sagen: voll produktionsfähig sein werden, wird die Erfüllung des Vertrages von Versailles für die Weltwirtschaft eine Last sein. Bedingungen, um die jetzt noch erbittert zwischen den Kontrahenten gerungen wird, werden wie Krankheitsstoffe vom genesenden Wirtschaftskörper ausgeschieden. Das ist unsre heimliche, mählich zur Zuversicht wachsende Hoffnung. Sie führt auf die Bahnen des Kabinetts Wirth.

Deutschland der Schuldnerstaat — das ist der negative Pol weltwirtschaftlichen Geschehens. Wir sind also bereit, bedingungslos willens, das Ultimatum der Entente zu erfüllen. Auch fähig ? Im Reichswirtschaftsrat werden die Köpfe zusammengesteckt. Die Regierung hofft, daß ihr Erleuchtung von dieser ewig vorläufigen Körperschaft kommt, in der angeblich entpolitisierte Sachverständige unaufhörlich politisieren.

Ich glaube nicht, daß Erleuchtung von dieser Seite kommt. Der von der Regierung vorgetragene Gedanke, mit der künstlichen Niederhaltung der Preise endlich zu brechen, der Annäherung an das Weltmarktniveau freien Lauf zu lassen und die ausgefüllte Differenz für die Erfüllung der Reparationspflichten steuertechnisch zu nutzen, wird sehr bald die Kluft zwischen Arbeitgeber und -nehmer, die mißtrauisch im Reichswirtschaftsrat nebeneinander sitzen, verbreitern und alte mühsam geschlagenen Stege zur Verständigung vielleicht hinwegfegen.

Wie immer dies aber auch ende: verfolgen wir den Gedanken. Er scheint mindestens nicht unvorteilhaft.

Die Preise, etwa für Kohle, sollen steigen. Da die Entente verpflichtet ist, uns mindestens den Inlandsatz (der nun gleich Weltmarktpreis wird) in Anrechnung zu bringen, wären wir in der Lage, unsre Reparationsschulden schneller abzutragen oder sogar zum Teil auf das Ausland abzuwälzen. Gut. Gleichzeitig aber steigt auch die Verpflichtung der Reichsregierung zur Entschädigung der für die Wiedergutmachungsleistungen herangezogenen deutschen Lieferanten. Die Notenpresse muß nun in immer stürmischere Bewegung geraten, auf daß die Entschädigungsberechtigten im Reich befriedigt werden. Die Inflation wächst. Sie einzudämmen, soll nun aus der Differenz zwischen früherm Inlandspreis und Weltpreisniveau mit großen Kübeln Steuern geschöpft werden.

Mit andern Worten: Man verdünnt die Suppe, um mehr, aber qualitativ schlechtere Nahrung in den Magen zu bekommen. Gewiß kein Mittel, um Fett anzusetzen. Entweder tritt jetzt die Wirkung ein, daß trotz aller Deflationspolitik durch die Steuerbehörden der Auslandswert unsrer Mark sich verschlechtert — dann ist Valutadumping, was vermieden werden sollte, nach wie vor möglich. Oder es gelingt, den Wert der Reichsmark stabil zu halten — dann kann die Wirtschaft sich nur durch Intensivierung und Rationalisierung der Produktion von dem Druck der Steuergesetzgebung befreien. Letzte Möglichkeit

endlich: die Kaufkraft der Mark erfährt eine Besserung, was sehr wenig wahrscheinlich ist — dann muß die Exporttätigkeit auf äußerste Hemmnisse stoßen, und es ist überhaupt nicht mehr abzusehen, wie die Gegner entschädigt werden sollen.

Das Rechte tun und das Unrechte lassen ist freilich immer schwer. Hier wird es unmöglich. Nur so viel ist klar: die Erfüllung des Ultimatums wird nicht durch Entfesselung der Preisbewegung, die indirekt erst auf die Produktion Rückwirkung üben könnte, erzielt werden, sondern durch sorgfältige Pflege des Produktionsprozesses selbst. Der Baum muß an der Wurzel gehegt werden.

Das Entscheidende für die Erfüllung der Reparationspflichten aber ist garnicht die Steigerung der Produktion. Sie zu erreichen, wäre eine Frage der Willensstärke, deutscher Energieentfaltung. Außerhalb des Kreises unsres Wollens dagegen liegt die Möglichkeit, dem Erzeugten auch Absatz zu schaffen. Hier muß die Hilfe der Gegner einsetzen — sonst ist jede Mühe, sind alle Opfer vergebens.

*

Walther Rathenau, dem Carl Fürstenberg das Wort vom „Jesus im Frack" an die Rockschöße gehängt haben soll, sprach im Reichstag: „Ich dulde keine Reparationsgewinnler", ging nach Wiesbaden, logierte in einem unscheinbaren Hotel und unterhielt sich unverbindlich mit dem großen Kriegs- und Reparationsgewinnler Loucheur in französischer Sprache nach englischer Methode: matter of fact.

Mehrfach soll Rathenau versucht haben, auch das oberschlesische Problem zu erörtern. Resultat ? „Nicht mein Ressort", war die Antwort. Warum aber scheiden die Geister sich grade an dieser Stelle, obwohl der Wille zu sachlicher Aussprache doch offenbar auf beiden Seiten vorhanden war ?

Die Antwort scheint mir die Schwierigkeit, vielleicht sogar die vorläufige Unlösbarkeit des deutsch-französischen Wirtschaftsproblems zu erhellen: Verständigung ist so lange unmöglich, wie wir, die politisch Wehrlosen, an die Dinge immer nur den einzig möglichen oekonomischen Maßstab legen, während die Franzosen nicht Wirtschaftspolitik treiben wollen, sondern politischen Zielen mit kommerziellen Mitteln zu Leibe gehen. Wenn wir mit Frankreich über Oberschlesien sprechen, pflegt dieser Gegensatz stets klar zum Ausdruck zu kommen. Auch Briand kann ernstlich doch nicht bestreiten, daß erst mit Oberschlesien die deutsche Leistungsfähigkeit groß genug wird, um die französischen Forderungen zu erfüllen. Aber ihm liegt garnicht so sehr viel an der steigenden Leistungsfähigkeit, weil er in der oberschlesischen Frage politisch gehandicapt ist. Sähe er sie nur im eignen Interesse als wirtschaftliches Problem, so wäre die Lösung bald gegeben. Oberschlesien scheint ihm aber das Ausfalltor, von dem aus Deutschland den polnischen Wall einst durchbrechen kann; also muß es aus militärisch-strategischen Gründen zu Polen, und wirtschaftliche Bedenken spielen nur noch eine untergeordnete Rolle.

Die Bevölkerung jedoch, die sicherlich all dies niemals verstanden hat und, wenn sie durch die Brille ihrer Leiden sieht, auch niemals begreifen kann, ist verurteilt, im Kriege zu leben, weil Frankreich im Westen Deutschlands, wenn man Loucheur glauben soll, zwar reparationistische Politik betreibt, im Osten aber militärischen Zielen mit Hilfe der Polen nachzujagen bestrebt ist.

Gesangstunde von Alfred Richard Meyer

Im guten alten Munkepunke-Ton

I.

Er spricht sehr sachlich von dem Ansatz ihrer Stimme.
Er greift sie an. Ob er den Ansatz ihres Busens meint ?
Soave wird brioso. Auge in Beryl sich steint.
Aus jedem Nasenloche orgelt eine Imme.

Die Leidenschaft schiebt sehr exakt das Korn in Kimme.
Con abbandono isi die Concordanz sogleich geeint.
Kontrapunkt alla mente doppio movimento scheint.
Die Epistrophe will: das Hexachordon schwimme.

Das ist die Melothesia: Marche triomphale !
Dem Metrum folgt motus contrarius und obliquus.
Und murmurando haucht die Mykterophonie: Pousse ! pousse !

Falsett wird phonoklastischer das Gutturale.
Sospirevole stinguendo stirbt der Concentus.
Soldi Rondoletto endet immer als Plagale.

II.

Er streckt sie o so sachlich auf die Chaiselongue,
Des Diaphragma Impetus akut zu reizen.
Die Wölbung, eben noch konvex verflacht. Es spreizen
Sich alle Muskeln. atmen aus eitel Diphthonge.

Langsam ! Den Lungensack geleert in einer Longe.
Ich zähle. Keine Müdigkeit ! Ich zähl' bis Dreizehn !
Kein Schluchsen ! Nun mit Luft die Lungen. tüchtig heizen !
Famos ! Das konnte nicht Charlotte Mary Yonge.

So pnonosophisch und phonurgisch und phonetisch
Pomposamente pieno vuotar il sacco,
Semper phonetisch, einerlei ob syn, ob kako !

Der Gola Gamme einzig sei dir heiliger Fetisch !
Dynamisch schmeißt dein Unisono Sada Yacco.
Jetzt: decrescendo ! Pekoeduftend winkt der Teetisch.

III.

Es gilt der Duodecimole Acutezza,
Sehr aequisono, affrettoso con amore
Coalotino, con passione, con calore,
Con abbandono, zelo, con delicatezza.

Con forza, grazia, precision, leggerezza.
Con allegrezza, divozione, con vigore,
Con garbo, gusto, tinto, doch senza fiore,
Con fierezza, con dolcezza, con fermezza !

Der Metrometer takt und tickt das Metronom.
Der Ton wölbt gotisch sich wie der Bamberger Dom.
Und Säulen wachsen klingend schlank als Ribattuta.

Da packt zwei Menschen die Musikmagie als Strom.
Reißt sie empor. Der Mund springt auf als Sostenuta.
Credit und Habet gleichen restlos die Valuta.

Rundschau

Prag — London — Paris

Der tschechoslowakische Minister des Aeußern ist ein rühriger Herr. Keiner seiner Kollegen versitzt so viel Zeit im Eisenbahnzug; aber seine Reisen machen sich bezahlt, denn er bringt Erfolg mit nach Hause. Kürzlich ist er aus Paris und London heimgekehrt, und schon ist er wieder in Marienbad und verhandelt mit den Ungarn. Und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Verhandlungen das gewünschte Resultat haben und so der Tschechoslowakei den ungarischen Markt wiedereröffnen werden.

Die deutsche Presse schenkt und schenkte, wie immer in wichtigen Fällen, den Reisen und Erfolgen des Ministers nicht die notwendige Aufmerksamkeit. Ein paar kurze Notizen, hier und da ein längerer Artikel: das ist Alles. So kommt es auch, daß man in Deutschland nicht viel von der kleinen Entente weiß und gar nicht merkt, daß da unten langsam, aber sicher eine wirtschaftliche Donau-Föderation entsteht.

Das Oster-Abenteuer Karl Habsburgs hat alle Freunde der Donau-Föderation mächtig unterstützt. Jetzt erst sahen die Ungarn, welchen Schutz- und Trutzwall die kleine Entente um die heilige Stefanskrone gelegt hatte, und diese Erkenntnis trieb sie dazu, je eher je lieber den Canossagang anzutreten. Sie kamen nach Marienbad zwar nicht mit leeren Händen; aber im Bewußtsein ihrer militärischen und moralischen Niederlagen werden sie ihr Mehl billiger geben müssen, als sie früher glaubten. Auch die französischen Gönner haben ja abgewinkt — Herr Benesch ist Herr der Situationen.

Nicht nur in mitteleuropäischen Fragen wurde Herr Benesch in Paris und London gehört: auch sonst wurde sein Rat gerne vernommen und gewünscht. Man lese nur die pariser Zeitungen vor und nach der Rückkehr Beneschs aus London, und man hat den Beweis. Sicher ist in den Unterredungen am Quai d'Orsay und in der Downingstreet auch der Name Oberschlesien öfter gefallen, und das Teilungsprojekt für Upper Silesia, auf das sich Engländer und Franzosen schon geeinigt haben oder einigen werden, ist gewiß auch zum Teil sein Werk.

Nicht immer war die Stellung der Tschechoslowakei in Mitteleuropa so dominierend wie heute. Es gab Zeiten, wo in London und Paris mächtige Einflüsse am Werke waren, um die Stellung der Moldau-Republik zu untergraben, und es bedurfte Beneschs ganzer Zähigkeit und seines ganzen sprichwörtlichen Fleißes, um die Gefahr abzuwenden. Heute steht sein Werk fester denn je, ist die kleine Entente ein europäischer Faktor und die Tschechoslowakei der Angelpunkt mitteleuropäischer Konsolidierung.

Man sollte dies Alles in Deutschland rechtzeitig begreifen. Mit Handelsverträgen allein und mit korrekten Beziehungen ist es nicht getan. Man hat in Prag den Reichsdeutschen nie gehaßt, eher rückhaltlos anerkannt. Die Sanktionsfrage wurde an der Moldau taktvoll und geschickt behandelt — so, daß sie keinen Stachel zurückgelassen hat. Der Weg nach Mitteleuropa, nach dem Balkan führt über Prag. Man scheue nicht, ihn zu betreten.

Otto Katz

Repressalien

> Im Bayrischen Landtag versicherte ein unabhängiger Sozialdemokrat, die Stimmung in den Arbeiterkreisen sei jetzt so, daß noch nach einem Meuchelmord an einem sozialistischen Führer drei Führer von der andern Seite daran glauben müßten.

Als Jesus Christus am Kreuz verging, rief er mit seiner letzten Kraft: „Auge um Auge, Zahn um Zahn ! Mein Tod soll sich an euch rächen und an euern Kindern !" Darauf gründet sich die christliche Kultur. wenn sie

aus der Geschichte eine Kontinuität sich gegenseitig überbietender Repressalien gemacht hat. Die Vergeltung als Abwehrmaßnahme hat uns in eine unselige Vom-Regen-in-die-Traufe-Politik verwickelt, die seit dem Krieg nur deutlicher geworden ist, aber seit jeher besteht. Wenn man bei einem Hader fragt, wer angefangen habe, will sich Jeder in der Verteidigung befinden. Und verfolgt man die Wechselseitigkeit der Herausforderungen noch so weit zurück: man findet nur Verteidiger, die Gleiches mit Gleichem heimzahlten. Und das ist richtig: es gibt da gar keinen Anfang; Jeder, der scheinbar angriff, vergalt nur Druck mit Gegendruck. Umso sonderbarer ist, daß die Ausübung von Repressalien allgemein für eine Selbstverständlichkeit gilt und für ein geeignetes Mittel, den Frieden herzustellen, während sie doch grade die Vitalität des Kampfes ausmacht. Wenn man die Gewalt ablehnt, dann muß man die Vergeltung, das heißt: ihre Beantwortung mit gleichen Mitteln schon deshalb auch ablehnen, weil ja auch die Gewalt nur ein Akt der Vergeltung war, letzten Endes wohl gegen eine Benachteiligung der Natur. Aller Krieg ist Repressalie gegen Gott; und Gott handelt nur menschlich, wenn er sie mit Unfrieden vergilt.

Nein, Christus hat nichts von Repressalien gewußt und hat eben damit die böse Selbstverständlichkeit mächtig erschüttert. Mit der Starrheit der Schwäche hält sich die Welt noch an diesem unweisen Prinzip fest, wohl einsehend, wie unzweckmäßig, wie ausweglos es ist, aber zu klein und zu feig, um ihm zu entsagen. Und so weckt jede Abwehr neuen Haß und reizt jede Vergeltung neue Vergeltung, ohne daß ein andres Ende abzusehen wäre, als daß sie einsieht: Es gibt nur eine Schuld, und zwar die, schuldig zu sprechen; es ist Ueberfall, sich zu verteidigen; nichts hält den Gegner aufrecht als unser Gegenstemmen. Es gibt keine Waffe gegen Den, der sich nicht wehrt; Repressalie aber heißt: dem Feind Waffen schmieden. Wie dieser Krieg, so ist auch die Revolution hervorgegangen und genährt aus dem Vergeltungsprinzip. Immer neue und immer schrecklichere Formen nimmt die Vergeltung an, ohne je einer Partei dadurch einen Vorsprung sichern zu können. Und doch ist der Sieg Dem nicht zu nehmen, der sich zum Verzicht erkühnt und mit dem Widerstand der Moral des Gegners die Stütze nimmt. Es ist so praktisch, Christ zu sein. Aber die Tatkraft läßt sich nicht beschwatzen und verläßt sich lieber auf Maschinengewehre.

Willi Wolfradt

Iphigeniens Alter

Es ist sehr schwer, ernsthaft über etwas zu schreiben, das förmlich darum bettelt, komisch genommen zu werden.

Die alte Jungfer, die „sechzehn gewesen" ist, und die hübsche Frau Müller die mit ihren einunddreißig Jahren stets behaupten wird, sie sei eben neunundzwanzig geworden — wer lächelt nicht über die Beiden !

Aber anders wird die Sache, wenn es sich um das Alter des darstellenden Künstlers, namentlich der Künstlerin handelt. Sie ist nun einmal, soll sie nicht elend Schiffbruch leiden, so alt, wie sie auf der Bühne aussieht.

Ich spreche nicht von den Wenigen, die schon in jungen Jahren, aus diesen oder jenen Gründen gesetzte Rollen spielen. Schönheiten waren noch nie darunter. Das Theater soll beileibe keine Altersversorgung sein — im Gegenteil: Frische, unverbrauchte Jugend tut ihm bitter not, denn namentlich an den Hoftheatern erlebte man früher oft Darsteller, die den antiken Faltenwurf auch auf ihre Gesichtszüge ausdehnten und jugendlich geschminkt im besten Falle recht bejahrt aussahen.

Trotzdem haben wir eine Anzahl hervorragender Künstler, die noch in reifern Jahren jugendliche Rollen zum Entzücken und Kon-

kurrentinnen aus der Theaterschule, mit denen man jetzt so gern arbeitet, an die Wand spielen.
Der anerkannt großen Schauspielerin wird ihr Alter verziehen, falls sie sich nicht darauf kapriziert, uns grade an ihrem fünfzigsten Geburtstag ‚Sie hat ihr Herz entdeckt‘ zu bescheren. Aber die Künstlerin zweiten und mindern Ranges ?
Sie sieht vielleicht auf der Bühne noch jung genug aus. Aber wie hat sie sich in reifern Jahren davor zu hüten, daß der gestrenge Talentpächter ihr Geburtsdatum erfährt ! Sie muß unter allen Umständen so alt sein, wie sie auf der Bühne aussieht.
Als die Angestelltenversicherung kam und den Arbeitnehmer nach seinem Alter fragte, war großes Wehklagen im Tempel der Kunst, bis die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ein Einsehen hatte und durchsetzte, daß die Künstler nur der Behörde, nicht ihren Brotherren ihr Alter anzugeben brauchten. Iphigenie atmete auf !
Aber da kam die Krankenversicherung, und nun half alles nichts: es mußte „bekannt” werden.
Was war die Folge ?
Die „Muntere” eines großen Stadttheaters, eine sehr gute Schauspielerin und reizende, schlanke Erscheinung, der Niemand ihr Alter ansieht, ist bereits Mitte Dreißig. Ihr Gatte ist als schwerkranker, arbeitsunfähiger Mann aus dem Felde zurückgekehrt. Sie hat zwei Kinder in zartem Alter. Die ganze Last ruht auf der tapfern Frau. Sie wird vom Publikum vergöttert und wurde auch von ihrem Direktor außerordentlich geschätzt — bis dieser durch die Krankenversicherung ihr Alter erfuhr. Auf ein Mal findet er, daß sie doch für ihre Rollen nicht mehr jung genug ist — und ihr Vertrag wird nicht erneuert. Die lebensfrische und mutige Frau ist nun tatsächlich mit einem Schlage um Jahre gealtert.
Eine Heroine mit großen Mitteln und schöner Erscheinung kann, seitdem die Direktoren ihr wirkliches Alter erfahren haben, kein ihrer würdiges Engagement mehr finden und antichambriert jetzt stundenlang vergeblich bei einem Filmregisseur — weiland Inspizienten des Theaters, an dem sie Star war.
Eine Schauspielerin, die längst in das alte Fach übergegangen ist und mit ihrem lieben, milden Gesicht im weißen Blendenhäubchen gradezu reizend aussieht, kann überhaupt kein Engagement mehr bekommen, auch nicht an kleinen Bühnen, seitdem man erfahren hat, daß sie einundsechzig Jahre alt ist. Sie hat noch die beneidenswerteste Arbeitskraft und Energie, ist fleißig und gewissenhaft und geht nun, da sie völlig mittellos ist, langsam dem entsetzlichsten Schicksal: dem Hungertode entgegen.

Genügen diese Beispiele nicht ? Es ist unbedingt nötig, daß der Zwang für den Künstler, dem Direktor sein Alter zu bekennen, fortfällt. Bei Behörden wirds ihm nichts schaden.
Bleibt dieser Zwang bestehen, so trifft er nicht nur seine Eitelkeit: er trifft den Lebensnerv in ihm, die Möglichkeit, in dieser Zeit der Schieber und Faulenzer sich sein ehrliches Brot zu verdienen !

Fanny Rheinen.

Der Dieb

Der König hatte befohlen,
Daß man die Freiheit ihm lasse.
Er aber hatte gestohlen
Die ganze Portokasse
Mit einer größeren Masse
Münzen und Marken und
Geldern in großen und kleinen
Seltsam unscheinbaren Scheinen
Aber wer dürfte vermeinen,
Daß er ein Ehrloser sei ?
Sah man ihn doch weinen !
Und ein furchtbarer Schrei
Barst aus dem bebenden Munde
Wild in die sterbende Stunde,
Springend in einer Sekunde
An der vielen Abgrunde
Düsterem Drohen vorbei !

R. M. Rilke

Antworten

Religionsphilisoph. Die Arbeit von Max Brod, die in den Nummern 26 und 27 gestanden hat, ist ein Stück aus dem ersten Bande seines „Bekenntnisbuches" ‚Heidentum, Christentum, Judentum', das bei Kurt Wolff in München erscheint.

Else Lasker-Schüler. Eine meiner Mitarbeiterinnen hatte den hübschen Scherz erdacht, einen Besuch von Ihnen, der größten Dichterin Deutschlands, bei Hedwig Courths-Mahler, Deutschlands komischster Schriftstellerin, zu fingieren und durch diese selbst (in Nummer 27 der ‚Weltbühne') schildern zu lassen. Die Doppelparodie erschien am sechsten Juli. Am siebenten Juli erhielt ich von Ihnen, Beste, verehrteste, teuerste Frau, das folgende Telegramm: „Courths-Mahler mir unbekannt. Einstimmig Artikel empörende Schmach", und am achten Juli den folgenden Brief: „Sehr verehrter Herr Siegfried Jacobsohn ! Es kann nicht sein, daß Sie von dem Artikel der letzten Nummer auch nur irgendetwas wissen. Er heißt: Else Lasker-Schüler von Hedwig Courths-Mahler, die ich nicht kenne, wissentlich nie gesehen habe. Ich bin in dem Artikel direkt wie eine Verrückte geschildert; auch als Parodie höchst geschmacklos. Ich bin immer mein Lebenlang viel zu einsam und zurückhaltend gewesen und auch absolut im Grunde nicht ehrgeizig noch vorwitzig. Die Gesellschaft habe ich gemieden, trotzdem ich heute anders dastünde. Immer diesen Prinzen angreifen ! . Die Anerkennung beruht grade auf Grund dieser Zurückhaltung. Ich sehe meinen Wunderrabbi an, den ich neu schrieb, die Briefe Sankt Peter Hilles an mich, die ich mich nie für irgend genug hielt herauszugeben, aber Cassirer wollte es, ja und dann diesen unanständigen Artikel, der nicht allein mir, aber den Juden schadet, die mich gerne haben. Ich habe durch die Prinzenkrone nur dem Judentum einen Opal in die Schläfe gesetzt, zumal auch die antisemitischen Einwohner Berlins, darunter die anerkanntesten Christen, mich glühend so ehren. Ich bin im Grunde ein einfacher Hirte, der aber nicht die Lämmer hüten darf, aber kämpfen muß täglich. Sollte der Artikel aus Neid dieser Frau sein, so kann ich Ihnen nur sagen, ich besitze nichts und sorge doch für viele, viele Menschen. War es eine Rache etwa ? Nicht auszudenken ! Welche Misere auf dieser Erde ! Ich frage Sie auf unsere frühere Freundschaft hin (nie sagte ich irgendein böses Wort zu Ihnen): wollen Sie meine Antwort abdrucken wörtlich ? sonst muß ich sie wo anders hin senden. Sie wissen, daß ich geschmackvoll bin. Ich habe mich nie in ein Journal aufgedrängt. Ich bin krank, seitdem ich diese Schmach las. Ich kann nicht sorgsamer schreiben. Bin aufgelöst.Prinz Jussuf von Theben." Inzwischen werden Sie, liebste Freundin, einen Privatbrief von mir erhalten haben. Und nun warte ich in Ergebenheit ab, was Hedwig Courths-Mahler mir anzuvertrauen hat.

Dr. med. W. in Offenburg. Das Buchhändlerbörsenblatt hat Ihnen die Aufnahme einer Anzeige verweigert, durch die Sie ein antiquarisches Exemplar des ‚Liebeskonzils' von Oscar Panizza suchen. Sie wenden sich an mich, weil Sie wissen, daß ich die unzulässige kritische Bevormundung, die sich dieses Organ über die deutsche Verlegerschaft anmaßt, unaufhörlich bekämpfe. In diesem Falle hats leider ein formales Recht für sich. Das ‚Liebeskonzil' ist im Jahre 1895 nicht einfach „verboten", sondern durch rechtskräftiges Urteil beschlagnahmt worden. Dieses Urteil ist auch noch heute in Kraft. Dagegen anzurennen, hat keinen Zweck. Wünschenswert und notwendig wäre, viel weiter zu gehen, nämlich für die Abschaffung des unsinnigen Gotteslästerungsparagraphen zu wirken. Vorher aber wärs wünschenswert, Bayern abzuschaffen. In jenem Panizza-Prozeß hat ein Geschworener geäußert: „Wenn der Hund in Niederbayern verhandelt würde — der käme nicht lebendig vom Platz !" Ein Vierteljahr-

hundert später kommt in Nieder- und Oberbayern kein Hund, der Panizza an Geist, Talent und Gesinnung ähnelt, lebendig vom Platz. Der Fortschritt ist, daß man dazu keine Verhandlung und keinen Richter braucht. Der Orgesch-Held stellt sich nachts hinter eine Mauer und meuchelmordet tapfer drauf los. Nachher, bei Tageslicht kümmert sich Keiner um ihn. Und der Arizonakicker vom Tegernsee darf lebfrisch zum nächsten Genickfang hetzen. Bisher hatte man geglaubt, daß der Lausbub Ludwig Thoma verrückt geworden sei und den Miesbacher Anzeiger mit der Mistforke schreibe. Aber der seelenverwandte Berliner Lokalanzeiger stellt das richtig. Wir verdanken diese Lektüre, verrät er in Dankbarkeit und Bewunderung, „einem frühern Bauernknecht und Autodidakten". Na, sich selbst gelehrt hat der wohlriechende Dunghaufentürmer höchstens so viel, daß er im Redaktionsstab des Blattes für die Idioten der Reichshauptstadt nicht grade auffallen würde. In der Täglichen Rundschau dagegen würde sein Ton matt und rnarklos wirken, trotzdem deren Heinrich Rippler ihn einen Verfasser „origineller Artikel" nennt. Dieser Chefredakteur ist Standesvertreter der deutschen Presse. Und genau so ist sie auch.

Idiot der Reichshauptstadt. So steht geschrieben: „Es ist keine Frage, daß der erste bedeutende Deutsche mehr als irgend Jemand dazu beigetragen hat, dem Deutschtum freundlichere Gefühle zu verschaffen — zur Verzweiflung der Gegner alles Deutschtums." Ueber wen steht so geschrieben ? Ueber Albert Einstein, den Besucher Amerikas. Wo steht so geschrieben ? In deinem Berliner Lokalanzeiger. Das ist eigentlich kaum anders zu erklären, als daß diese käuflichste und gekaufteste unter den deutschen Zeitungen neuerdings an Zionisten geraten ist, denen bekanntlich Finanzmagnaten von nicht geringerer Solvenz, aber immerhin größerer Reinlichkeit als die alldeutschen Kriegsgewinnler zugehören.

Karl Schulze in Berlin. Nichts komischer als die grenzen- und bodenlose Wut aller unlesbaren deutschen Zeitschriften auf meine, die das Pech hat, lesbar zu sein und deshalb gelesen zu werden. Nichts komischer, als wenn solch ein langes und breites Stück alldeutsches Leder von sich selber zieht, um mir — so heißts in der Kriegssprache dieser Schweißfuß-Indianer — : . . . Ach, lassen wir die Sippschaft ungestört verfaulen.

Berliner Theaterkritiker. Herr Stefan Großmann hat eine neue Kundgebung gegen mich erlassen. Der zweite und letzte Satz wiederholt, daß sein Rechtsanwalt die Beleidigungsklage gegen mich angestrengt habe. Wenn sie in meinen Händen ist, werde ichs glauben. Der erste Satz aber lautet: „Siegfried Jakobsohn hat mich in der ‚Weltbühne' verleumdet". So wahr ich meinen Namen mit k schreibe, so wahr habe ich Herrn Großmann verleumdet. Einen Menschen ! „verleumden" heißt: unwahre Behauptungen über ihn wider besseres Wissen aufstellen. „Wider besseres Wissen": dies ist das Kriterium der Verleumdung. Daß ich keine unwahre Behauptung aufgestellt habe: das habe ich zu beweisen. Daß ich wider besseres Wissen gehandelt habe: das hat Herr Großmann zu beweisen. Ein Redakteur der Vossischen Zeitung hat mir haarklein auseinandergesetzt, wie Herr Großmann eines Tages darum gebeten habe, zu einer Premiere nach Dresden fahren zu dürfen, wie das Verwunderung erregte, weil man ja doch in Dresden einen Theaterkorrespondenten hatte, wie Herr Großmann trotzdem darauf drängte, ihm die Kritik zu übertragen, und wie während seiner Abwesenheit ein Brief auf der Redaktion eintraf, der aus Versehen geöffnet wurde, und dem ein Verrechnungsscheck des Premierenautors für Herrn Großmann entfiel. Diese Darstellung hat mir ein andrer Redakteur der Vossischen Zeitung auf meinen Wunsch als buchstäblich wahr bestätigt. Von einem dritten erbat ich durch

den ersten, mich zu benachrichtigen, wenn an dieser Darstellung seiner Meinung nach irgendetwas nicht stimme. Ich bin nicht benachrichtigt worden. Den Verrechnungsscheck hat man seinerzeit Herrn Großmann ausgehändigt, weil der Unterzeichner als Geldschrankbesitzer einen andern Namen trägt denn als Versschmied und der Redakteur, der den Brief aufgemacht hatte, von dieser Zweinamigkeit nichts wußte, also keinen Verdacht fassen konnte. Die Kritik ist erschienen und liegt augenblicklich vor mir. Die Leitung der Vossischen Zeitung erfuhr erst von der Geschichte, als sie, heute vor fünfzehn Monaten, mit sich zu Rate ging, ob Herr Großmann wegen der Angriffe meines Blattes — ich verweise immer wieder auf die Nummern 7, 8, 9, 17, 20, 23 und 29 des vorigen Jahrgangs — hinauszubefördern sei. Als sich, am einundzwanzigsten Mai dieses Jahres der Mittelsmann des angstschlotternden Herrn Großmann telephonisch mit mir unterhielt, erzählte er auch, daß sein Auftraggeber nachweisbar einen Teil des Geldes inzwischen zurückgezahlt habe. Also hat er nachweisbar den andern Teil des Geldes . . . Wie er hiernach erhärten will, daß ich ihn wider besseres Wissen bezichtigt habe, der Barbestechung zugänglich zu sein: darauf bin ich gespannt. Aber ich zweifle ja immer noch, daß er jemals mit mir vor Gericht gehen wird. Vorläufig jedenfalls stelle ich fest, daß von den drei Frauen, die ich in Nummer 27 erwähnt habe, eine die folgende Mitteilung macht: „Bedauerlicherweise bin ich mißverstanden worden. Ich habe den Auftrag übernommen, S. J. zu bitten, daß er einen Brief nicht zurückweise, worin sich Herr Großmann ihm menschlich erklären wolle. Meines Erachtens ganz unabhängig davon hat Herr Großmann erzählt, er habe schwere Sorgen, da eine Beziehung zu der Schauspielerin YZ ihn sehr viel Geld koste. Ob ein Zusammenhang zwischen dieser Tatsache und der Affäre des Verrechnungsschecks besteht, habe nicht ich zu beurteilen.” So wenig ich zögere, diese Mitteilung wiederzugeben, dieweil ich nichts ungetan lassen möchte, um Herrn Großmann die verzweifelte Situation, in die Leichtsinn, Kopflosigkeit und Abneigung gegen die Wahrheit ihn gebracht haben, zu erleichtern — so wenig wundere ich mich, daß Mißverständnisse aufkommen, wenn ein Schriftsteller sich dreier Frauen bedient, um durch eine nach der andern einem Schriftsteller eine Nachricht zu übermitteln !. Aber wie immer die Dinge liegen: es ist gradezu wahnwitzig, es ist selbstmörderisch, daß Herr Großmann mich zum Beklagten zu machen gedenkt, wo ich, höchst ungern, Ankläger bin. Wenn ihm überhaupt noch was helfen kann, so ist es ganz und gar nicht ein Beleidigungsprozeß gegen mich: so ist es der Selbstreinigungsprozeß, der, vor einem Jahr begonnen und radikal durchgeführt, ihm den Kummer dieses Sommers erspart hätte. Entschließt er sich auch jetzt nicht dazu, dann wird man zu ihm sprechen müssen wie Michael Kramer zu seinem Sohne: „Du bist ein verlorener Mensch !”

Für die Opfer deutscher Richter haben ferner eingesandt: Marwede, Lübeck, 60 M.; Fr. G. Bern, 18.60 M.; L. Jurgeleit 60 M.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 21. Juli 1921 Nummer 29

Deutschland als Weltmacht von Karl Rothammer

Am falschen Pathos ist das kaiserliche Deutschland zu Grunde gegangen, und das republikanische, das angeblich ein neues ist, wäre an solchem Stelzengang beinah gescheitert. Pathos in der Politik heißt: Anbetung des Schlagwortes, heißt: Einpflanzung eines ‚Niemals' oder eines ‚Unbedingt', heißt: Glauben an das eigne urpatentierte Wesen, an dem der Welten Ganzheit muß genesen. Dergleichen zu predigen, liegt uns fern. Wenn dennoch von einer Weltaufgabe Deutschlands, von einer neuen Art deutscher Weltmacht gesprochen werden soll, so kann dies nur auf der Grundlage dessen geschehen, was zur Zeit ist: auf der Grundlage deutscher Ohnmacht, auf der Grundlage eines entwaffneten, eines entmilitarisierten Deutschland. Und dies, ohne daß man paradox zu sein wünscht. Indessen: der Glaube an den Sieg des Neuen, wohlgemerkt: des neuen Geistes, ist landläufig — warum soll er unberechtigt sein, wenn solch Neues bedingt wird durch verschrottete Kanonenrohre ? Hat nicht Lloyd George seinen Hymnus auf den britischen Imperialismus geschlossen mit einem dringlichen Hinweis auf die Notwendigkeit, dem Wettrüsten, worunter die Siegerländer leiden, ein Ende zu setzen ? Scheint also Freiheit von Waffenrüstung immerhin ein Wert zu sein. Warum soll ein Volk, das solche Freiheit gewann oder, wie die Patrioten klagen werden, auferlegt bekam, nicht wuchern mit dem, was der Gewappneten Sehnsucht ist ? Politiker sein heißt: aus den gegebenen Umständen heraus das Notwendige tun. Deutschland hat den Weltkrieg verloren, weil seine Führer glaubten, bewaffnete Weltpolitik machen zu können. Verkennung des Gegebenen war die Ursache der Niederlage. Vielleicht gibt es einen andern Weg, dem deutschen Volke zu jener Weltwirkung zu verhelfen, von der Ludendorff geträumt hat. Die geschichtliche Erfahrung spricht nicht unbedingt für solche Erwartung. Es überwiegen die Beispiele der Völker, die, entwaffnet, aus der Gemeinschaft der produktiven Nationen ausgestoßen worden sind. In frühern Jahrhunderten, Jahrtausenden war an die militärische Niederlage der kulturelle Tod zwangsweise gebunden. Wer besiegt war, war ausgerottet. Meist wurde der Besiegte gleich totgeschlagen oder in die Sklaverei abgeführt. Selbst die Blüte von Hellas stand im Zeichen der Pallas Athene, und als Rom mächtig wurde, plauderten in Platos Schatten die Eklektiker. Montezumas Niederlage bedeutete das Katholisch-werden Mexikos: vor grellen Heiligenbildern sanken blutvolle Ausdrucksformen, die erst heute wieder dem Künstler neue Offenbarung bringen. Wo ist in der Weltgeschichte Tod, wo Auferstehung ? Es gibt im Verlauf der Menschheitsentwicklung verblüffende Metamorphosen: Wie ist aus dem klirrenden Rom des Julius Caesar das Rom des zehnten Leo geworden ? Und ist nicht heute noch der Gefangene im Vatikan unendlich mächtiger als der sieggekrönte Nachfolger Gambettas ?

Auf der andern Seite darf nicht übersehen werden, daß Englands Flottenmacht aufgebaut ist auf den Trümmern der Schiffe spanischer, portugiesischer, dänischer und holländischer Flagge. Auch Trafalgar mußte geschlagen werden, um dem britischen Löwen das Erbe eines größern Alexander zu sichern. Insofern gehört auch Frankreich, sehr unbekümmert um die Gloire des Herrn Foch, zu den Besiegten — ein Tatbestand, der durch die Ergebnisse des letzten großen Krieges nur bestätigt worden ist, der aber den berauschten Jüngern Poincarés nur für Sekunden aufdämmert und nicht einmal während der letzten Marinedebatte zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Nach der Vernichtung der deutschen Flotte können die kläglichen Schifflein, die unter der Trikolore fahren, nur noch Statisten sein. Die Poilus aber von malthusianistischer Dünne können ohne Marokkaner-Auffüllung und ohne fremden Beistand eine Armee, die Trotzki erträumt, und die dessen bürgerliche Erben sicherlich eines Tages zustande bringen werden — diese Poilus können nicht einmal durch Napoleonstage solche Wirklichkeit von der Ausschaltung Frankreichs aus dem Bereich der bewaffneten Weltmächte maskieren. Denn aller künftige Krieg entscheidet sich auf den Ozeanen. So ist denn auch Frankreich, an geltendem Machtinstrument kommender Weltpolitik gemessen: entwaffnet. Wird es darum beschaulich zur Seite treten ? Wird es durch Paraden, die es gegen ein wehrloses Deutschland im Ruhrgebiet und anderswo reiten möchte und reitet, sich in Selbsttäuschung ersticken ? Oder wird es erkennen, daß das Beispiel Hollands sich zu wiederholen beginnt: eine scheinbar noch seefahrende und Kolonien verwaltende Nation bleibt von England geduldet, weil sie im Spiel der Kräfte, durch die der europäische Kontinent in der Balance gehalten werden soll, leidlich brauchbar ist. Für die kommende Weltgeschichte aber ist nicht nur Deutschland, ist, was den Kampf der gepanzerten Macht, auch den der Händler und Seefahrer bedeutet, der europäische Kontinent fürs erste eine Gleichgültigkeit.

Der Zustand der Entwaffnung, der militärischen Wehrlosigkeit ist also, richtig gesehen, nicht nur für Deutschland Kriterium künftiger Entwicklung. Entwaffnet ist der europäische Kontinent ! Die Seemächte sind unter sich. Niemand wird sie künftighin stören, die Welt aufzuteilen. Nur eins könnte Hindernis werden, etwas Unwägbares, etwas von der Art dessen, das den Papst das Erbe Roms antreten ließ: eine geistige Wahrheit. Der Reichskanzler hat in Essen angedeutet, worauf es ankommt. Er sprach davon, was es heißt, ein wehrloses Volk politisch zu führen; aber er setzte hinzu: „Wer in Europa Frieden, Ruhe, Wohlfahrt und Aufbau für Alle will, der muß dem Gedanken schnell näher treten, die unproduktiven Ausgaben des europäischen Militarismus auf ein Minimum zu reduzieren.” Der Reichskanzler rief die Arbeiterbewegung aller Länder, ganz Europas und der ganzen Welt auf, in diesem Sinne ein neues Ideal und eine neue kulturelle Anschauung, den großen Gedanken einer neuen Gemeinschaft der Klassen und der Völker zu fördern. Der deutsche Reichskanzler hat recht: hier wurzelt Deutschlands kommende Weltmacht !

Tschitscherin von Elias Hurwicz

Herr Tschitscherin, Sowjet-Rußlands Minister des Aeußern, soll amtsmüde sein. Wir glaubens gern. Ist er doch, um seinen Mitmenschen ein gutes Beispiel zu geben, lange Zeit hindurch um drei Uhr morgens aufgestanden und hat die Straßen vor dem Auswärtigen Amt gekehrt, um erst danach zu seinen vielen Amtsgeschäften überzugehen. Dieser musterhafte Proletarier entstammt einer alten aristokratischen Familie. In seiner Jugend schon war er für die Diplomatie bestimmt und fungierte an der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft in Berlin, mußte aber, weil seine Sympathien für den Sozialismus bekannt wurden, den Dienst quittieren. Er schloß sich den Menschewiki an, war also ursprünglich ein Gegner der Bolschewiki, ja trat während des Weltkrieges für die sozialpatriotischen Ideen Plechanows ein und bekämpfte den Defaitismus von Lenin in flammenden Briefen an die Freunde in der Schweiz. (Er selbst lebte damals in London.) Die Art und Weise, wie die englische Regierung die russischen Sozialisten behandelte, die Verhaftung Trotzkis und seiner selbst bewirkten bei ihm eine vollständige Sinnesänderung. Er wurde zu einem jener Menschen, von denen Dostojewski sagt, daß „sie, plötzlich von einer starken Idee gepackt, von ihr auf immer erdrückt werden und nie die Kraft aufbringen, sie zu überwinden, sondern so leidenschaftlich daran glauben, daß ihr ganzes Leben wie in letzten Konvulsionen unter einem schweren Stein, der auf sie niedergefallen ist, verläuft”.

Zu dieser starken Idee wurde für Tschitscherin der Gedanke des Klassenkampfes und der Weltrevolution. Er blieb ihr von den Anfängen seiner Amtstätigkeit, das heißt: vom Beginn der bolschewistischen Herrschaft bis auf den heutigen Tag treu. Sie gibt seinen Noten jene kräftige, stark gallige und absolut nicht „diplomatische” Sprache, die übrigens ebenso wohl in Tschitscherins eigner Blutbeschaffenheit wie in dem Willen des obersten Chefs Lenin wurzelt. Schon 1918 begegnen wir einem interessanten ‚Diplomatischen Notenwechsel über den Weißen und den Roten Terror‘ (herausgegeben von Fritz Platten in Zürich 1918), entstanden daraus, daß der Doyen des diplomatischen Corps in Rußland, der schweizerische Gesandte Odier, im Namen aller neutralen Mächte einen Protest gegen die von den Sowjet-Machthabern beliebten Massenhinrichtungen erhob. Auf diesen Akt elementarer Humanität antwortete Tschitscherin mit einer Note, die „An die Herren Vertreter der kapitalistischen Mächte” adressiert war, und worin die Urheber des Protestes einer „Einmischung in die innern Angelegenheiten” und fast einer Unterstützung der Konterrevolution bezichtigt wurden.

Tschitscherin ist widerspruchsvoll, wie viele führende Kommunisten. Persönlich ist er sicherlich ein untadliger Mensch. Sein Pflichtgefühl ist vorbildlich. In Nummer 19 der ‚Weltbühne‘ haben wir sein spartanisches Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Sowjet-Rußlands wiedergegeben, worin er diese vor luxuriösen Allüren warnte und zu einer „dem proletarischen Ideal gemäßen” Lebensweise ermahnte. Keiner war dazu mehr berechtigt als er. Aber als Minister, als Bestandteil des moskauer Machtapparates hat er doch üble Dinge mitgemacht. Sein Vermittlungsvorschlag bei der Vergewaltigung Georgiens, die Georgier mit den „Armeniern” auszusöhnen (während tatsächlich Georgien von bolschewistischen Truppen bedrängt wurde), war ein Akt politischer Heuchelei. Bei den Verhandlungen mit dem mächtigen England, mit dem man um jeden Preis einen Handelsvertrag abschließen wollte, wurde er zudringlich, und die Zeitungen brachten alle paar Tage eine neue Note von Tschitscherin an Lloyd George, Curzon oder einen andern der englischen Regierungsmänner.

Ganz besonders interessant ist eine der letzten Instruktionen Tschitscherin an die diplomatischen Vertreter Sowjet-Rußlands im Auslande. Ihr Inhalt ist in nuce: Die Weltrevolution ist tot — es lebe die Weltrevolution ! Hier heißt es nämlich unter anderm:

„Selbstverständlich können wir nie und nimmer auf einen Frieden mil dem kapitalistischen Westen rechnen. Man kann aber auch schlecht darauf hoffen, daß die aktive Propaganda eine Klassenrevolution im Westen hervorrufen wird. Unter diesen Umständen hängt die ganze Zukunft Sowjet-Rußlands von einer geschickten Ausnützung der allgemeinen politischen Lage Europas ab. Mögen die europäischen Diplomaten sich den Kopf zerbrechen, wie sie aus dieser Lage herauskommen sollen. Wir für unser Teil werden immer Zeit haben, das entscheidende Wort zu sagen. Die Aufgabe unsrer Vertretungen muß vor allem sein, überall Wurzel zu fassen. Für uns ist es nicht vorteilhaft, daß man uns fürchtet. Man muß uns vergessen. Inzwischen aber müssen wir alle auf nationalistischem Boden entstehenden Gegensätze und Konflikte ausnützen. Die Aufmerksamkeit der Vertretungen wird hiermit auf folgende Kombinationen gelenkt: die englisch-japanische Annäherung als Bedrohung Frankreichs; die italienisch-griechische als Gegengewicht gegen die Politik Englands und Frankreichs im nahen Osten; die polnisch-französische als direkte Bedrohung Deutschlands; die tschecho-rumänische als Bedrohung Ungarns.
Die Rettung des sozialistischen Vaterlandes verlangt von uns die endgültige Vernichtung der uns bedrohenden Kräfte des kapitalistisch-imperialistischen Europa. Nur durch Ausnützung der Situation in rein diplomatischer, ja vielleicht in nationalistischer Hinsicht wird es uns gelingen, ein für die innere Parteiarbeit günstiges Milieu zu schaffen.”

Ein Mann von solcher Elastizität wird schwer abkömmlich sein.

Der Sturz der Mittelmächte von Ernst Goth

Eine merkwürdige, bunte Gesellschaft scheuchte im Herbst des Jahres 1914 das oberungarische Städtchen Zsolna aus idyllischer Provinzbeschaulichkeit. Oesterreicher, Ungarn, Deutsche, Tschechen und Italiener, grüne Bürschlein und graubärtige Männer; allen aber ragte die Füllfeder aus der Brusttasche ihrer Sportjoppe, alle waren Journalisten und Schriftsteller oder gaben doch vor, es zu sein. Ein Troß von Offizieren, Postbeamten, Feldgendarmen und Infanteriemannschaft war mit ihnen gekommen. Automobile holperten gröhlend durch die steilen Gäßchen. Das Ganze hieß: K. u. K. Krieggpressequartier und war dazu da, das Hinterland und den neutralen Teil der Menschheit über den Krieg Oesterreich-Ungarns zu informieren. Manche in dieser — von der nie ausgesprochenen, doch stets regen Genugtuung, nicht einrücken zu müssen, brüderlich geeinten — Gemeinschaft hätten ihre Mission gern ernst genommen. Aber sie bekamen den Krieg nicht zu sehen. Sie sahen allenfalls auf dem Bahnhof Viehwagen mit „Menschenmaterial" vollgepfropft in die Karpathen rollen, und die Bessern unter ihnen schämten sich dann wohl ihrer unverdienten Geborgenheit. Doch solche Regungen gingen rasch vorbei. Noch kannte ja kaum einer das Gewissensopfer, mit dem er diese Geborgenheit bezahlte. Noch mußte man sich nicht als Werkzeug verbrecherischer Kriegshetzerei und systematischen Volksbetrugs fühlen, wie später. Noch log man nicht, wenn man — nach gelegentlichen, sorgfältig inszenierten Frontausflügen — über siegesgewisse Kampfstimmung und gute Verpflegung der Truppe berichtete. Es war, ich sagte es schon, Herbst 1914. Noch glaubte man selbst an den baldigen Sieg, und in endlosen Caféhausgesprächen tauchte oft genug der Tag auf, da das Heer „mit Sing und Sang, geschmückt mit grünen Reisern" heimkehrte und das K. u. K. Kriegspressequartier nach einem großen Bankett in Wien (die Ungarn bestanden aus staatsrechtlichen Gründen auch auf einem in Budapest) auseinanderging. Und bis dahin versah man eben seinen Zeitungsdienst, so gut oder schlecht es das Armeeoberkommando in Teschen und die Zensur ermöglichten, saß gemütlich bei aerarischer Kost und aerarischen Zigaretten in der Offiziersmesse, bemühte sich, durch herrlich geschweifte Breeches und blankgewichste Reitstiefel minnigen Bürgermädchen gefährlich zu werden, und ließ ansonsten teils den lieben Gott, teils Conrad von Hötzendorf einen guten Mann sein.

Einen aber gab es, der für solche Behaglichkeit nichts übrig hatte. Der sich rasch von dem Kreise absonderte, in dem seine höfliche, doch unfrohe Art wenig Anklang fand. Statt im Café zu sitzen, fuhr er unablässig nach Teschen, zum A. O. K., suchte dort Bekanntschaften und Verbindungen, kam oft Tage lang nicht ins „Standquartier" zurück, trug die Stirn stets in Falten und die Taschen voll Notizen. Fragte man ihn, was er treibe, erschien ein undeutbares Lächeln und eine glatte Ausflucht auf seinen Lippen. So war man sich in Zsolna bald einig darüber, daß Karl Friedrich Nowak — so hieß der Sonderling — ein

wichtigtuender Streber sei. Dafür galt er, solange der Krieg währte. Denn der ironische Spott über seine geheimnisvolle Geschäftigkeit vertrug sich, als sein Buch ‚Hötzendorfs Lager' (im Verlag S. Fischer) erschienen war, durchaus mit voller Achtung vor seinem schriftstellerischen Können. Erst als vor zwei Jahren ‚Der Weg zur Katastrophe' (verlegt von Erich Reiß) mehr gelesen und ernster genommen wurde denn irgendein Werk der Nachkriegsliteratur, mußten sich die Kollegen von damals zur Revision ihres Urteils bequemen. Die einsichtigen erkannten nun wohl, was diesen Schriftsteller gleich zu Beginn des Krieges so seltsam aufgestört, beunruhigt, erregt, was ihn unablässig in die Nähe der leitenden und entscheidenden Persönlichkeiten, in den nächsten Umkreis der Ereignisse getrieben hatte. Es war nichts andres als das sichere Gefühl, Geschichte zu erleben, und der Drang, in dem wüsten Chaos von Geheimniskrämerei, zweckdienlicher Entstellung und absichtlicher Lüge die Wahrheit zu erkennen, zu erfassen, festzuhalten. Dieser Drang wuchs nach dem Kriege zu einer Mission an, von der Nowak sich erfüllt fand: den besiegten Völkern zu zeigen, wie das Unheil hereinbrach und um sich fraß, auf welche Art persönliche Schuld mit plötzlich enfesselten Masseninstinkten, Diplomatenarbeit mit unabwendbarem Fatum, innerpolitisches Geschehen mit wechselndem Waffenglück, Bündnispflicht mit Machthunger verquickt war — kurzum: die letzten Gründe des Zusammenbruchs aufzuspüren, jene unumstößlichen, unbezweifelbaren Tatsachen herauszuschälen und ans Licht zu ziehen, aus denen sich das endgültige, das wahre, das historische Bild der Vorgänge des Jahres 1918 zusammenfügen ließ.

Das gewaltige Unterfangen gelang: Nowak gibt dieses Bild in seinem Buche ‚Der Sturz der Mittelmächte' (erschienen im Verlag für Kulturpolitik Georg D. W. Callwey zu München), einem Werk, dessen Erscheinen den ganzen Papierberg von Rechtfertigungs- und Enthüllungsschriften, von Eitelkeitsgewäsch und Memoirenlügen zu Makulatur entwertet. Denn hier wird keine Ansicht geäußert, kein Urteil gefällt, kein Standpunkt verteidigt: hier werden nur Tatsachen auseinandergereiht und logisch verbunden, beweisbare, bewiesene, feststehende Tatsachen, wie sie aus wörtlich angeführten Protokollen und Akten hervorgehen, immer wieder nur Tatsachen in überwältigender Fülle zusammengetragen und — wie das Vorwort betont — von allen an den Vorgängen Beteiligten, von Ministern und Heerführern handschriftlich beglaubigt. Eine Sammlung von Daten also, meint Ihr ? Material für den künftigen Historiker ? Einen Augenblick lang meldet sich, da man den dicken Wälzer aufschlägt, solch skeptische. Vermutung. Und ein innerer Widerstand tritt hinzu : Man weiß doch längst, daß das Haus abgebrannt ist. Wozu auf so vielen Seiten nachlesen, wie es brannte ?

Dann aber liest man doch — und kann das Buch nicht mehr fortlegen. Zehn Minuten später greift einem die dramatische Spannung der Verhandlungen von Brest-Litowsk (die aber nicht etwa „spannend", feuilletonistisch, sondern mit sachlicher Ruhe, in kühl abgewogenen Worten geschildert sind) an die Kehle. Ein

untrügliches Gefühl, der nackten Wahrheit und der parteilos objektivsten Darlegung gegenüberzustehen, entwertet im Nu jahrelange Zeitungslektüre. Ganz neue Aspekte öffnen sich und zeigen gangbare Erkenntniswege, die zu Späterm hinführen. Das Wort „Selbstbestimmungsrecht" taucht auf, damals von den Ukrainern zuerst ausgesprochen: der virulent gewordene Zersetzungsbazillus des Habsburger-Reiches, gegen den alle momentanen Beschwichtigungsmittelchen Czernins wirkungslos sind. Das Profil dieses Staatsmannes nimmt auf ein Mal überraschend neue, peinlich annexionistische Züge an; doch auch Kühlmanns Profil wandelt sich beträchtlich. Scheinwerfer grellen auf und beleuchten ungeahnte Zusammenhänge. Atemlos, erschreckt und dann wütend liest man von Verhandlungen Kühlmanns mit England, die im Sommer 1914 fast beendet und besiegelt waren und nicht weniger erreicht hätten als ein von England unangefochtenes Weltimperium Deutschlands, also den Weltfrieden — schon war die Küste dieses Kanaan sichtbar, da brach der Krieg aus. Nun versteht man auch Kühlmanns spätere England-Politik. Der Krieg hatte nicht alle seine Verbindungen mit London zerstört. Annäherungsversuche kommen zustande, von denen Frankreich nichts wissen darf, und sie scheinen Erfolg zu versprechen. Der General Smuts spricht am siebzehnten Juni 1918 in Glasgow davon, daß der Krieg durch militärische Entscheidungen allein nicht zu beenden sei. Kühlmann wiederholt die Worte tags darauf im Reichstag, spricht sie als zustimmende Antwort nach England hinüber — da heult die Hetzer-Rotte rechts auf, Graf Westarp rasselt mit dem „guten Schwert", Ludendorff verlangt Kühlmanns Kopf — und erhält ihn.

Viele Seiten lang ließe sich so auf Stellen dieses Buches hinweisen, wo die Wucht der endlichen Wahrheit ähnlich niederschmetternd und erschütternd ist, oder wo — etwa in der erstmaligen Darstellung des bulgarischen Zusammenbruchs, der kein „Verrat Ferdinands", sondern ein Versagen Ludendorffs war — völlig Neues ergänzende und erhellende Verbindungen schafft. Doch damit würde immer wieder nur das überwältigende Tatsachenmaterial Nowaks in den Vordergrund gerückt und noch nichts über den klaren, festen und kunstvollen Bau gesagt, den er aus diesen wetterfesten Quadern aufführt. Das starke historische Gefühl, das schon damals in den Herbsttagen von 1914 in ihm erwachte, und aus dem dieses Buch erwuchs, findet nun auch seinen stilistischen Ausdruck: er, der früher ein ausgezeichneter Feuilletonist war, schreibt nun eine von allen unter dem Strich wirksamen Reizen völlig „entfettete", dem Ernst des Gegenstandes gerechte, dennoch flüssige und farbige Prosa, bei der jedes Wort sitzt, ohne daß die stets fühlbare Bedachtnahme auf strengste Objektivität ihm die Gestaltungskraft lähmt. Einzelne, rein deskriptive Partien — die langsame Verelendung, Verzweiflung und Auflösung Oesterreichs oder der grandios-tragische Rückzug Pflanzer-Baltins aus Albanien in eine Heimat, die es nicht mehr gab — dürften nur deshalb nie in den Geschichtsbüchern der Mittelschulen stehen, weil es die zünftigen Kathederbonzen verhindern werden.

Ruf in die Zeit von Heinrich Fischer

Dem Andenken des ermordeten Karl Gareis

Du blutiger Chronos, greise Fratze, die
nichts mehr als: Mord mit brüchiger Zunge lallt,
täglicher Lüge Herr und nächtlicher Gewalt:
Wir sind so müde deiner Melodie !

Sinnlos wird unsrer Worte Harmonie,
wo Denken Tod heißt und Kampf Hinterhalt !
Ein Guter starb an deiner Mißgestalt.
Und ist der Letzte nicht ! Und ist es nie —

Bis nicht aus jedem Aug' ein heißes Sühnen
und aus granitnen Herzen Wälder grünen,
bis aufklingt einer Taube heller Schrei:

Im Dunkeln, Herre, bin ich lang geirrt,
nun sehe ich Dich wieder, süßer Hirt,
und lausche Deiner ewigen Schalmei !

Ein weltgeschichtliches Urteil von Emil Ludwig

Kein Mörder brauchte ruhiger der Verhandlung entgegenzuwarten als der Armenier Teilirian, der den Großwesir erschoß: die Deutschen, vom Gefühl Europas der Mitschuld am Untergang einer Million Armenier vier Jahre lang angeklagt, mußten diese Gelegenheit benutzen, um ihren Abscheu kundzutun. Derselbe Pascha, den die Türken zum Tode verurteilten, weil er den Krieg verlor, und der dann in Berlin nur unter falschem Namen leben konnte, fand, gestern noch ein ausgestoßener Staatsverbrecher, heute den letzten Weg zurück in die Botschaft seiner Heimat, weil er inzwischen ermordet worden war, lag aufgebahrt unter der türkischen Flagge, die er angeblich entehrt hatte, und wurde andern Tags von denselben Würdenträgern des Deutschen Reiches zu Grabe getragen, die ihn gestern nicht grüßen durften. Hat ihn die Mörderkugel entsühnt ?

Wir haben das Drama im Kriege ein Dutzend Mal erlebt: immer aber wurde das tiefe, ethische Problem in ein politisches verwässert. Als der Serbe Princip — denn mit diesem symbolischen Namen fängt die Katastrophe an — den Erzherzog Franz Ferdinand erschoß, schien er den Oesterreichern ein Schurke, schien ers der Welt: in Serbien wurde er erst heimlich, dann öffentlich als Nationalheld gefeiert. Vier Wochen später ging in einem pariser Café ein andrer Revolver los und traf Jean Jaurès: jetzt rasten die Sozialisten Frankreichs und Europas — doch im Lande pries die erdrückende Mehrheit in ihm einen Helden. Diesen ersten beiden Opfern folgte der Leichenzug von zehn Millionen Abgeschiedener, die einander umgebracht hatten, weil sie verschiedenen Völkern angehörten.

Was der Serbe aus Idealismus wagte, nach falschem Ziel — denn grade der Erzherzog war in seiner Art Slavenfreund und wollte ein Groß-Serbien, allerdings „unter Habsburg" —: das trieb fünf Jahre später einen jungen Griechen an, auf dem pariser Bahnhof Venizelos zu erschießen. Daß er ihn nur verwundete

ist für den moralischen Anblick so belanglos wie die Verurteilung, die sich nach einem etwas später, etwa in London verübten Attentat gegen den entmachteten Diktator vielleicht in Freispruch verwandelt hätte. Und wenn in Irland hunderte von solchen Schüssen losgehen, die den Schützen fast mit Sicherheit das eigne Leben kosten, so meißelt die leidenschaftliche Nation der Iren jene Namen in Marmor ein und ins Gedächtnis der Jugend, und die Urenkel werden sie in den Liedern ihrer Barden feiern, die heute noch, wie zu Tristans Zeiten, durch die Dörfer wandern.

Ist es grundsächlich ein Andres, wenn Einer für sein Volk, als wenn er für seine Klasse mordet ? Niemals ist er vor Gott, immer vor einem Teil der Menschen schuldlos, und alle Königsmörder zitieren den Fall. Als Fritz Adler den oesterreichischen Minister-Präsidenten Stürgkh an der wiener Gasthaustafel abschoß, war, zum ersten Mal in dieser Reihe, der Name des Mörders wichtiger als der Name des Opfers. Da der alte steirische Graf, weder Staatsmann noch Persönlichkeit, Niemand interessierte, stand nur ein kleiner Teil der Kulturwelt auf gegen diesen Mord; und nicht nur der feindliche Westen sagte laut: Wie muß es um die Verfassung der sterbenden Monarchie bestellt sein, wenn erst ein solcher Schuß das Tor des fest verriegelten Parlaments zu öffnen vermag ! Das Schicksal verurteilte sichtbar Adlers ideologische, doch heilsame Tat: denn es ließ ein paar Wochen später den alten Kaiser endlich sterben und eröffnete damit eine neue Bahn, die sich gewaltlos etwas demokratisierte. Dennoch hätte, wenn Habsburg siegreich blieb, dieser, trotz allem weltfremde, gelehrte Idealist sein Leben hinter Eisenstäben verbracht. Heut ist er an der Macht über einen Staat beteiligt, dessen geborener Herr heimatlos sich gastliche Stätten erbettelt.

Zweckloser, darum als Symptom noch sinnfälliger, war Graf Mirbachs Ermordung, in dem ein Revolutionär die seit Jahrtausenden geheiligte Person des Gesandten antastete. Mirbach wie Stürgkh, die ich beide als Männer guten Willens kannte — Mirbach, ein hochkultivierter, ziemlich demokratischer Adliger, Stürgkh, ein beschränker konservativer k. u. k. Beamter, der mir vier Tage vor seinem Tode erklärte, er wolle die deutschtschechische Frage erst „zwischen Waffenstillstand und Frieden" lösen — beide fielen höchst unpersönlich, als Träger des Prinzips, und selbst der Feldmarschall von Eichhorn, der ihnen bald folgte, erlag einer Kugel, die weniger ihm, die mehr dem Kommandeur der verhaßten Preußen in der Ukraine galt. Niemand fragt heut nach den Mördern, Wenige nach den Ermordeten.

Erst als die Zwangsjacke des Krieges abgeworfen war und Revolution bei den Besiegten die allzu sehr mißbrauchte Geduld von Millionen mehr in dumpfen Drang nach neuer Freiheit als in klassenhafte Forderungen drängte, erfolgten Schlag und Gegenschlag mit wilderer Gebärde: Tisza fiel mit poetischer Gerechtigkeit nachts, in seinem Hause, von unbekannten Soldatenflinten, Liebknecht, noch eben umbraust vom Beifall der Siegesallee, bezahlte den reinsten Glauben an die Zukunft im winterlichen Dikkicht des Tiergartens. Liebknechts Mörder ließ die erleichterte

Bourgeoisie schmählich entwischen, und als gleich darauf Eisner auf dem Wege zum Parlament zusammengeschossen sank, feierte der Rektor der Universität den jungen Grafen Arco als neuen Tell — man verurteilte ihn um fünf Uhr zum Tode, um ihn um sechs zur Festung zu begnadigen.

Schwerlich kann man diese Attentäter des Weltkrieges als gleichberechtigte Verteidiger unversöhnlicher Welten einander gleichstellen; immerhin setzten auch Hirne und Herzen, die Jaurès und Eisner zum Tode verurteilten, ihr Leben für einen Gedanken ein, weniger rein freilich als jene andern, die die Grafen Stürgkh, Mirbach und Tisza, die Welt von gestern, oder Franz Ferdinand, Venizelos und die Vorkämpfer Großbritanniens, als nationale Freiheitskämpfer, auslöschen wollten. Gemeinsam ist solchen Schicksalen allen dies Eine: wie im Kriege stoßen Menschen als Feinde zusammen, die sich garnicht kennen und ruhig mit einander beim Weine sitzen könnten.

Nur der Armenier Teilirian hatte persönliche Rache zu nehmen: dieser Pascha hat ihm als Großwesir Mutter und Bruder umbringen lassen; die zieht er aus zu rächen. So fühlt ers, und so muß man ihm glauben, daß ihm der Geist der erschlagenen Mutter erschien wie Hamlets Vater und ihm sagte (fast mit den Worten des vierten Aktes): Ich bin ermordet, und du zögerst noch ? Was aber erwidert Talaats Gattin, was sein Sohn ? Was zehntausende von Türken ? Vor mir liegt ein Buch mit Bildern, wo erschlagene Männer mit herausgerissenen Gedärmen, riesige Waffenlager, Bomben, Höllenmaschinen neben Proklamationen, Fahnen, Allegorien erscheinen: Greuel, Verschwörung, Verrat der Armenier darstellend, wie sie die Türken aufgefunden, unterdrückt und zur Propaganda gesammelt haben wollen. Talaat gab es mir selber, als ich eines Tages einen schuldlosen armenischen Freund von ihm retten ließ. Aber ich habe so viel üble Kreaturen unter den Armeniern kennen gelernt wie unter den Buren und weiß, daß die Deutschen mit ihrer Schwäche für alles Tragische gern den Träger des Schicksals mit dem Schicksal voreilig gleichsetzen.

Zu laut und oft habe ich gegen die Türken gezeugt, um ihr Verteidiger zu scheinen. Doch obwohl ich glaube, daß sich die von Armeniern umgebrachten Türken zu den von Türken umgebrachten Armeniern an Zahl verhalten, wie Montenegros Einwohner zu denen des britischen Reiches: dennoch verweilt der Blick auf diesen Bildern, dennoch kehrt die Erinnerung zurück zu diesem nicht nachweislich bestochenen und vom kleinen Enver ganz verschiedenen Staatsmann, der von Armenien genau so sprach, der es genau so haßte, wie Wien von Belgrad sprach, wie Wilhelm der Zweite in den Marginalien der ‚Deutschen Dokumente‘ das Volk der Serben alle zusammen als „Fürstenmörder, Schurken, Schweine, Diebe” bezeichnete, weil sie die Freiheit ihres Volkes wollten. Serbien gänzlich auszurotten: das war der Herzenswunsch von Millionen kaiser- und königstreuer Oesterreicher und Ungarn. Daß man es hier nur wünschte, dort vollbrachte ist am Ende doch höchstens ein gradueller, durch orientalische Sitten und Entfernungen mitbedingter Unterschied.

Grundsätzlich erscheinen dem Europäer, der keine schlechten und guten, der nur freie und gleichberechtigte Völker kennt, Türken gegen Armenier wütend nicht anders als Deutsche, die liller Jungfrauen verschleppen, oder Engländer, die irische Republikaner oder Buren am Kap vernichten, und uns langweilt die Frage, wer „angefangen" hat.

Wer gegen solche Unterdrücker aufsteht und schießt, der hat mit diesem Leben so sehr abgeschlossen, daß er ein zweites, daß er Freiheit verdient. Kurz vor dem Kriege hat zum ersten Mal ein deutsches Gericht den Rächer aus verlorener Ehre freigesprochen; es war jener polnische Graf . . ., der seine Frau im Ehebruch erschoß. Dies Urteil, in lateinischen Ländern die Regel, war dem deutschen Empfinden dermaßen neu, daß selbst der moderne Franz von Liszt gegen solche These Bedenken hatte. Zweifellos wird auch der Freispruch des Armeniers vom ruhigen deutschen Bürger verurteilt, auch wenn politisches Prestige dies Grundgefühl nicht in die Presse einläßt.

Doch über alle Seitenschlüsse hinweg enthält der Spruch das große Gleichnis der Zukunft: daß Völker zu unterdrücken von dem erwachten Europa Niemand mehr zusteht. Wer es tut, und seis aus höchster Vaterlandsliebe, die jener des zu unterdrückenden Volkes in nichts nachstehen mag, der stellt sich außer den Gesetzen und muß gewärtigen, daß sich die Anarchie des Völkerlebens in einen einzigen Schuß verdichtet — und nicht einmal sein Mord die Sühne findet ! Erst wenn es anders wird, wenn sich ein Bund von Völkern zum Wächter internationaler Ordnung macht, wird kein mordender Armenier mehr straflos bleiben, weil kein türkischer Pascha mit einem Federstrich ein Volk in die Wüste schicken darf.

Willi Handl und sein Roman von Arnold Zweig

1.

Seit Jahr and Tag wirkt in mir das Wort, über Willi Handls Roman zu schreiben; den ersten und letzten dichterischen Ausdruck eines Mannes, mit dem mich tiefe und stille Sympathie verband; eines Mannes, dessen Leben an Zeitungen verlief, der mitgetroffen wurde, wann immer ein müßig lungernder literarischer Schweinskerl das angemaßte Wort „Journaille" aus affektiert (neidisch) verzerrtem Maule spie; der an der zweitärgsten Zeitung Berlin zuletzt tätig war und gefeit, unbehaucht von ihrer Atmosphäre ein diskreter, unantastbarer Künstler und Mensch blieb — und der mit zäher, geduldiger und schmerzhafter Anstrengung dem Broterwerb die Zeit für dieses Buch ‚Die Flamme' abtrotzte, abnagte; damit das Schicksal, Hintertreppenautor, Gelegenheit zu dem Scherz finde, es (im Verlag Erich Reiß) erst ans Licht zu lassen, als mans dem Schöpfer nur noch auf den schon geschlossenen Sarg zu legen vermochte.

Willi Handl. Ein Mensch ohne Lüge, ohne Trägheit des Herzens und ohne Untreue, reserviert, klug und herzlich; stets vom eignen Impuls und der zentralen Ueberzeugtheit des Charakters, nie von einer Mode bewegt; unterm heiter-trocknen Ton

jovial verborgen die letzte Redlichkeit und eine allem Wachsenden zugewandte Güte. Ihn trug die Helligkeit der Pflichttreue, die hierzulande nicht wächst; seine Noblesse des Herzens und des wortlosen Verstehens äußerte sich mehr durch das, was zu sagen und zu tun er nicht fertig brachte, als durch strenge Maße angelegt an Andre. Er hatte die Schlacht des Lebens im Staube der Zeitungen geschlagen und war heil, ritterlich und heiter geblieben wie ein philosophischer Gascogner, trotz enger Montur und eines gepackten Tornisters; nie war ihm das Leben gefällig und mit vollen Händen, stets streng und etwas boshaft entgegengestanden: aber dieser fast weise und erfahrene Mensch hatte bei alledem zu innerst weder Knick noch Bruch erlitten. Da er zu resignieren verstand, fast ohne persönliches Bedürfnis lebte, umgeben von geliebten Menschen und den Büchern nur Spaziergänge und Aussprachen suchte und, zum Kritiker vorherbestimmt, Kritiker geworden war, Liebhaber der Kunst des Wortes und ihrer Erkenntnis — was konnte das Geschick ihm noch groß anhaben ? Es holte wie stets von der unwahrscheinlichsten Seite aus. Dieser blonde wiener Jude liebte Deutschland, das verborgene, ewig lebende, das Volk, den Geist. Er wünschte ihm Umkehr, Neubau, sieglosen heilenden Frieden; niemals die Niederlage. Sie kam. Er schrieb damals Briefe eines gefaßten und erschütternden Tones: er werde nie mehr ganz glücklich sein können. Dann türmten sich die Kosten des Unterhalts, die Preise des Lebensnötigsten übergipfelten sich von Woche zu Woche: daß er vor Uebermüdung nicht einschlafen könne, nach all der Arbeit, damit das Haus nicht über ihm zusammenbreche, stand in seinem letzten Briefe. Und dann nahm ihn, trotz alledem mit der unfaßlichen Jähe eines Hiebs, die Embolie. Was ist eine Krankheit ? Symptom, daß Körper und Seele nicht mehr leisten können, was ihnen aufgelegt ist; daß der Mensch das Tau reißen fühlt, das ihn ans Leben bindet. Wir sterben, wenn wir nicht mehr leben können.

Hinüber, hinüber. Verweht das Lächeln, ausgelöscht der Blick, die Hand starr, und dahin das kluge helle Leben hinter der guten Stirn. Unter der Erde ist das Ausruhen leicht. Das Herz, das vergeblich hinter dem Gitter der Angst und des Verschweigens nach Bleiben im Licht und in der Liebe schrie — das Herz ein steifer Muskel, der ganze lebende körperliche Mensch verwandelt in ungern Gedachtes. Und mit der Seele, der unsterblichen, ist es nichts. Hier leben, hienieden, einmal — und dann vergehn ins Abdämmern phosphorischen Erinnertwerdens. Und in das bleibende, das Werk. Willi Handl, lieber Toter. -Das stille nächtliche Zimmer, in dem ich dies schreibe, groß mit schattenvollen Ecken, erfüllt nur vom Knirschen der schreibenden Feder und vom Versingen der vagen Zeit in den Ohren, zu später Stunde: und ich, sehnsüchtig nach dem Menschen, der davonging, ohne daß ich ihm noch einmal abschiednehmend begegnen konnte — vermöchtens die Abgeschiedenen, die dämonische Schranke zu durchstoßen, dieser täte es jetzt, und gäb es sie noch in irgendeinem wörtlichen Sinne, sie erzwängen es. Aber indem sich die Dichter an ihre eignen Mär-

chen, selbst nur zum Gleichnis, verlieren, gleichen sie Kindern, die mit ihrem eignen Schatten sprechen.

Und geschrieben steht, was gilt: „Denn es gehet dem Menschen wie dem Tier; wie dies stirbt, so stirbt auch er, und haben alle einerlei Geist; und der Mensch hat nichts mehr denn das Tier; denn es ist alles eitel. Es fährt alles an einen Ort, alles war aus dem Staube und wird alles Staub. Wer weiß, ob der Geist der Adamssöhne aufsteige zum Himmel, und der Geist der Tiere fahre in die Tiefe der Erde ? Und ich sah, daß nichts gut ist, denn daß der Mensch sich freue bei seinem Tun, denn dies ist sein Anteil. Denn wer will uns dahin bringen, den Tod zu schaun und was hernach sein wird ?"

2.

Ungefähr bezeichnet ist Gegenstand dieses Buches ‚Die Flamme': das qualvolle Versagen der erotischen Fähigkeit, auch der Begier, vor der Gegenwart der geliebten Frau; nicht, was Stendhal als „le fiasko" beschreibt, sondern die Erkrankung eines Mannes, der bei einem Theaterbrand sich und ein bekanntes Mädchen rettet unter solchen Umständen, daß sie sich endlich nackt mit ihm im Keller des brennenden Hauses nach äußerster Gefahr, in überwältigender Begierde — ohne Liebe — vereinigt, bis sie von der Feuerwehr gestört und gerettet werden. Skandal und bürgerliche Herstellung folgen, tiefe Zuneigung und werbende Liebe um die wertvolle und liebenswerte Frau — aber nach wenigen Wochen versagt vor der Realität die Kraft, sich mit ihr zu vereinigen, eine Kraft, die ihm auch anderswo nur noch dient, solange sie von Phantasie, Vorstellungen, Erwar tungen und neuem Erlebnis erregt wird. Der Mann kämpft alle Stadien der Auflehnung gegen diese dämonische Verzauberung des Menschlich-Männlichen in sich durch, bis zum Siege, zur Heilung, zur Befreiung, die wiederum durch die Flamme eingeleitet wird, wie anfangs plötzlich an der Stelle einer oberflächlich-heftig begehrten Schauspielerin die wirbelnde Feuerflamme auf der Bühne stand.

3.

Solche Vorgänge und selbstverständlich unvergleichlich viel mehr an Ereignissen, Gestalten und Ueberraschungen auf dem Hintergrunde einer provinzialen Stadt, dies wilde, wühlende und entscheidende Geschehnis wird mit einer epischen Ruhe und Klarheit vorgetragen, die das Buch beispielhaft für junge Erzähler machen sollte — auch wenn sie hinterdrein, für sich, alles anders schreiben müßten. Denn es enthält sehr viel erzählende Kultur und ein gut verborgenes Wissen um die Gesetze der epischen Form. Epos ist nicht das Aufregende selbst, sondern der Bericht von Aufregendem, der selbstverständlich um so eindringlicher und spannender ausfällt, je klarer der Berichtende sich faßt; und der das Ermüdende, Lähmende und schnell Verbrauchende des Films, der Ereignisse selbst gern hergibt für die langanhaltende und durchsichtig kühle Frische eines sachlichen Zeugen. Um vor sich selbst diese Haltung nicht zu verlieren, schafft sich der Dichter einen Erzähler, ein neutrales Ich, das niederschreibt, was ihm der Held des Vorganges, sein noch

kranker Jugendfreund allmählich berichtete, und bringt so ein Element täuschungsloser Zuverlässigkeit in das umfassende Wissen des Einen mit der Unbewegtheit des Berichters zusammen hervor. Nun hat er das Recht und die Möglichkeit des ruhig atmenden Stils, nun kann er das stille Gleiten und sich Erzeugen meisterhaft entfärbter Sätze mit dem „Ich” des Helden verbinden, kann dämpfen, regeln, andeuten und vorwegnehmen, frei mit den Ereignissen schalten, indem er sie nicht ihrem tatsächlichen Nacheinander, sondern den Gesetzen der epischen Wirksamkeit nach verknüpft, und ganz diskret, ganz gelassen, ganz nur für den guten Hörer eine Sprachkraft bilden lassen, deren Gebundenheit stracks von großen Vorbildern herkommt, vom Goethe der ‚Wahlverwandtschaften‘ und dem Stifter des ‚Nachsommers‘.

Ein männlicher Erzähler also — ein reifes Buch, das die Festigkeit der echten Leidenschaft enthält und den langen Lento-Atem des Künstlers, der verschleiern darf, wieviel er kann, und sich fast schämt, zu zeigen, wieviel er vom Menschen weiß — ein Buch, das sich, in Einem, zum Meisten unsrer Generation verhält wie ‚Anton Reiser‘ zum ‚Ardinghello‘: in der Anschaulichkeit jedes einzelnen Moments, das geschaut werden soll. Es hat die Deutlichkeit des Augeneindrucks, die ja grade nicht durch das Aneinander greller Einzelheiten entsteht und auch nicht durch persönlichen Vortrag, sondern am sichersten durch die Ruhe eines Zeugen, der in Wahrhaftigkeit mitteilt; was wir ihm und seinen Augen glauben, der ohne Gefahr auch verkürzen darf und auf zehn Seiten genau das bewältigt, was Andre, Jüngere auf dreißig zu leisten sich abmühen müssen, ohne doch die Totalität des echten Epikers zu erreichen und vor allem nicht dessen unverblassende Nachwirkung; die Ruhe Dessen, der die kühnsten Einzelheiten aussprechen kann, ohne daß man daran hängen bleibt und die Einheit des Werkes aufhebt,um am Detail zu schmarotzen. So entsteht die entzückende Wirkung des Kunstwerks, das umso freier vergessen macht, wie sehr Kunst es ist, je strenger es in seiner Kunsthaftigkeit verbleibt, das aus der klaren Heftigkeit des Gestaltens den Leser zwingt, stets zu vergessen, wie er nicht das Wirkliche, sondern Erdachtes vor sich hat, daß ihm nichts geschieht von all dem, dessen Zeuge er ist, daß nicht er mitten in diesem Theaterbrande am Anfang umkommen wird, wenn er sich nicht rettet — und ihn doch, sobald er einen Moment der Spannung zu entrinnen vermag, durch den Ton der Sätze und ihren Bau zur Besinnung bringt: das ist ja ein Buch, erdacht, entworfen, geschrieben und bis zur Vollendung durchgebildet — bis zur Vollendung.

4.

Dabei bleibt unvergessen, daß dieser Roman kein Roman im Sinne der großen Form ist, sondern eine strenge Erzählung, eine mit Notwendigkeit erweiterte Novelle, konzentriert auf einen Menschen und sein Geschick, das in seiner Einmaligkeit und Seltsamkeit nicht den Weltlauf abbildet und durchleuchtet, wie Tolstois Romane oder der ‚Wilhelm Meister‘, sondern eher zeigt, wie besonders es einem auf Erden ergehen kann, und wieviel Prüfung vor der Ruhe des guten Endes liegt. Erkennen wir

diese erweiterte Novelle als legitime Zwischenform, als Endprodukt des neunzehnten Jahrhunderts und seines individualistischen Weltbetrachtens, dem die Radikalität des letzten Aristokraten fehlt, des unvergleichlichen Henri Beyle; wie entspricht sie genau dem Seelenzustand der Vorkriegskultur, in der die verbindenden Empfindungen, schwach genug, um Anteilnahme an einem Geschick nicht zu hindern — und gar an einem unsymbolischen, untypischen Geschick — als Korrelat nur den Mechanismus einer Gesellschaft ohne Gemeinschaft vorfanden, eine komplizierte Umwelt also ohne eigne seelische Belebtheit ! In ihr verschränken sich Schicksale reichlich; aber sie bereichern einander nicht, und mehr als Staffage denn mit Selbstwert und von innen erleuchtet — und zwar, weil der Autor zu dicht hinterm Helden steht — treten die Elemente der Umwelt nur so weit ins Leben, wie der Held sie erleidet oder überwindet. In dieser Epoche stößt ihm vielerlei zu, mehr als dem mit seinem Ich reichlich beschäftigten Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; aber das Herz dieser Dinge außer ihm bleibt ihm uninteressant, es verleugnet sich, vielleicht haben sie keines, oder er weiß nichts davon. Romane aber, wirkliche Romane wie Wassermann sie versuchte und Döblin sie zu leisten beginnt, haben eine gemeinschaftserfüllte Atmosphäre zur Voraussetzung; die Brücke von Mensch zu Mensch, breit und ins Innere führend, bejaht und gern begangen, muß errichtet sein dort, wo diese Form des Epischen gelingen soll: in Rußland, in Frankreich vielleicht, im England der Dickens und Thakeray, bestimmt nicht im Deutschland des „Jeder für sich,.Gott für Alle".

Die großen Dichtungen Heinrich Manns — sie stehen vorwegnehmend am Eingang einer neuen Epoche. Handls Erzählung gehört zur alten, auch in einem andern Sinne. Wir sehen das Psychische heute viel bösartiger, als er es sah, dank Freuds genialen Einsichten, Eroberungen und Darstellungen. Man käme zu dieser Parallele nicht, hätte Handls Thema nicht das Aussehen einer Neurose, die sich dem Analytiker ganz anders darstellen muß als ihm. Er bleibt im Bewußten, in der hellen Welt normaler Selbstwahrnehmung; es ist aber weder zu leugnen noch jetzt schon abzumessen, daß und wie sehr dieses Hades-Reich der Seele, in das Freud vorgedrungen, die Dichtung späterer Zeit beeinflussen wird — sicherlich nicht weniger als Rousseaus Eroberung der Natur für das Empfinden, und ebenso sicher nicht in der Form, die heute naheliegt: in der Einschmuggelung psychoanalytischer Ergebnisse in die Psychologie des normalen Bewußtseins, die dem Dichter bisher genügte. Der wache Mensch lernt langsam; und wenn nicht ein Genie, wie der junge Goethe es mit Rousseaus Weltgefühl tat, in seinem Tempo den Orkus des neuen Aspekts vom Menschen zu Ort, Atmosphäre und Gesetz von Kunstwerken macht, wird Handls Psychologie in seiner kristallenen Darstellung noch lange normal bleiben, nicht nur für ihn und für dieses merkwürdige Werk.

5.

Wie aber kam es zu ihm ? Was reizte ihn daran so sehr, daß er trotz aller Arbeit, die er liebte, dieser helläugige Kritiker

es fortsetzte, fertig machte und so endgültig ? Nur des Künstlers Gestaltungstrieb, der aus dem Spieltrieb des Menschen und seinen magischen, weltbezwingenden Intentionen gleichmäßig zusammenfließt ? Nur die Energie und der Ehrgeiz eines Mannes, der, vor sich selbst, ein Angefangenes nicht liegen lassen darf, aus Gründen der Selbstachtung ? Der Drang, die beste Fähigkeit, die man in sich weiß, wenigstens ein Mal zu manifestieren, er ohne Zweifel; aber warum heftet er sich grade an dieses Thema, das zwar fesselnd und ungewöhnlich genug, aber doch nicht zureichend ist ?

Ich weiß wohl: lebte Handl noch, hätte er andre Werke noch vor sich, so fragte man das nicht. Die Willkür und Selbstherrlichkeit des lebenden Dichters bedarf keiner Erklärung vor Zuschauern; spöttisch und mit Genugtuung verbirgt er seine Antriebe. Aus der Einsamkeit seines Buches also fließt dieses hartnäckige Warum, gewagt und vielleicht überflüssig, wie es ist. Aber sei das wie immer: selbst die gewichtige Absicht, einer sexuell grenzenlos gereizten Zeit zu zeigen, wie das Erotische in allen seinen Stadien, bis zur letzten Tiefe der Skala, bis zur künstlichen Reizung im Pathologischen, sich dem Menschlichen unterordnet, wenn ein überlegener Geist es ansieht und eine sachliche Hand es gestaltet: selbst sie genügt nicht, damit dies Warum verstumme, obwohl doch nur ein Vielleicht drauf entgegnen kann. Dieser Mensch ohne Namen und allein unbenannt, den der Augenblick der Begierde so entflammt, daß ihm hernach die Wirklichkeit nichts mehr ablocken kann, der in der Imagination alles hinreißend auskostet, und dem dann in verzweifelter Anstrengung und auf jede Weise das schon gefaßte Dasein entschwindet, entgleitet, ihn allein und abgeschlossen von Zeugung und Lust lassend, von letzter Vereinigung und letzter Hingabe, bis ihn die Flamme, die ihn verlockte, wieder entläßt: ist er vielleicht nur ein Stellvertreter ? vielleicht doch ein Symbol, ein privates, verhohlenes ? Und wessen ? einer Sehnsucht nach Künstlerschaft und Dichtertum vielleicht ? Ists nicht typisch für uns Alle, die wir die hohen Räusche der Konzeptionen bezahlen müssen mit dem gesammelten und erbitterten Kampf um die Vollendung, die Materialisierung und runde Loslösung eines Gebildes, das uns fast nichts angeht, wenn es fertig ist, verglichen mit dem wilden Zittern und Lachen der Seele, als es uns erstmals aufging ? Hat in diesem Roman, verborgen hinterm Eros des Geschlechts, ein Künstler seinen Kampf mit dem Eros des Geistes dargestellt und so gut verborgen, daß man seinen persönlichen Anteil am Sinn nur noch vermutet ? Findet sich ein Künstler, der seinen Forderungen an die eigne Begabung, dem hohen Anspruch des Kritikers, nur allzu selten gerecht werden kann, tapfer und still mit seiner bürgerlichen kritischen Leistung ab, wenn der Held, seinen Anteil am Neubau des verbrannten Theaters betrachtend, sich bekräftigt, „daß Leistung den Menschen allein befreien kann" ? Beschließt ein resigniert heiterer Mensch, den nur gleichnishaft geltenden Wert menschlichen Tuns auch auf seine eignen Sehnsüchte anzuwenden, wenn er, den Trieb zu Form und Gestaltung mit dem des Geschlechts mas-

kierend, sich tröstet: „Den Trieben gläubig und tätig nachleben, doch in gesichertem Abstand von ihrer blinden Gewalt: das stellt die Seele ins Gleichgewicht und schließt die Persönlichkeit zusammen” ? Und wenn am Ende dem Namenlosen doch noch Heilung winkt: Ist das nicht das Gleichnis zur Vollendung dieses Buches, daß es dem unerbittlich Ringenden doch noch, und so stark, gelang ? Vielleicht . . .

6.

Aber noch einmal: vielleicht ist hier ein privater Irrtum aus privaten Ursachen erwachsen. Fest steht die völlig selbstgenügsame Gestaltung einer geistig bedeutenden, sinnlich erlebbaren Person und ihres Schicksals, in Umwelt rund eingebettet, und in eine, deren Darstellung sie belebt, individuell und lohnend macht, voller Einzelzüge, glänzender Einfälle, deren kompositionelle Verwendung außerordentlich ist (da sei der „Räuber Moritz” genannt, eine köstliche Figur aus dem Oeuvre Daumiers), und mit machtvoll weiten Deutungen ins Allgemeine der Welt. Es gibt keinen deutschen Epiker, der die Heerschau der vom Trieb Gehetzten und Vermaledeiten, diese Vision der Scharen „der Besessenen, der Verwilderten und Verrückten, die an ungeheuerliche Lüste festgenagelt sind”, nicht zu seinen besten rechnen würde; und von dem Helden, dem Namenlosen, wie von seiner Gefährtin, gilt, daß sie wie geformte Brunnen wirken, durch die, stets wechselnd und ganz erfüllend, der immer neue, stets charakteristische Guß des Lebens strömt — und da man von lebendigen Menschen Andres auch nicht sagen kann, sollte das nicht ein hohes Lob für sie bedeuten ?

„Denn uns gehört zuletzt nur, was unserm Geiste gehört”: dieser Satz, ungefähr am Ende eines Buches auftauchend, das die Ausartung und sprengende Ueberschwemmung des Triebes schildert, des Triebs kat‘ exochen — dieser Satz schon würde genügen, um den ersten Kritiker der Zeit, um Gustav Landauer oberung ungesagter Empfindungen ist, kein Kunstwerk ersten zum Freunde dieses Buches zu machen, trotzdem es Sprache und Form nicht der Gegenwart entreißt und keine sprachliche Er-Ranges also. Aber was mich anlangt: ich weiß keinem Werke ein besseres Los zu wünschen.

7.

Wir aber, die wir Willi Handl liebten — worin finden wir ihn wieder, ihn, in dem streng anonymen und jenseits des Werkes behausten Verfasser der ‚Flamme‘ ? Im Mangel aller Ueberredung, allen Wortrauschs und jeder Aufbauschung; in der heiter beruhigten Führung der Handlung, die wie eine Lebensführung ist; in der spröden Güte, die jedes Wesen nach seinen Gesetzen gelten läßt; in dem gelegentlich fast erschreckenden Wissen vom Menschen, von seinem Treiben und Vollbringen, seiner gebrechlichen Einrichtung und schönen ewigen Hinausdeutung über sich; besonders aber in der echten Bescheidenheit, mit der er in die Tradition der deutschen Erzählungskunst, vor allem Goethes, tritt. Die Bescheidenheit eines Künstlers ergibt sich ja nicht aus dem ängstlicnen Messen und Schätzen des Ichs an den Zeitgenossen — sondern aus dem staunenden und beglückten

Blick, dem sich die Fülle und der Stufenreichtum der sinnlichen und geistigen Welt erschließt; aus dem Verlorengehn und seligen Schwimmen im unaufhörlich Strömenden, gegen das jedes Ich, auch das genialste, eng und partiell wirkt — ist es doch nur ein Teilchen dieses Seins; sie ergibt sich aus dem klaren Sinnen über die Tragweite der eignen Kräfte, gemessen mit dem strengen Maße am großen Kunstwerk, und aus der Leidenschaft zur Sachlichkeit, die alles Persönliche nur durchs Medium der Hingabe an jene wahrnehmbar macht. Damit aber wird diese Bescheidenheit zur Auszeichnug: in der „Epoche der forcierten Talente", deren Kräfte keinesfalls zu Bau und Gleichmaß, Intensität, Klarheit uttd Vollendung einer so bescheidenen Erzählung gereicht hätten, wie die ungekämmten und durch Einsicht ungehemmten Produkte manches aktuellen Prosaisten beweisen, wird sie zum unzweideutigen Anzeichen künstlerischer, vor allem aber menschlicher, seelischer, geistiger Begabtheit, zum Siegel des Seltenen und Dauernden. Eine sehr philosophische Grundhaltung, fast eine reife Weisheit bestimmt die Atmosphäre dieses erotischen Romans, Besinnlichkeit ohne Zerfaserung, weil ohne Mühe und Arbeit hineingebracht, weil vielmehr natürlich und fast wie gegen des Autors Willen einströmend in die Luft, die er seine Menschen atmen läßt. Aus irgendeiner Wendung, die ganz nur in ihrem Zusammenhang gilt, aus dem Gefüge der Komposition, aus dem melancholisch gefaßten Spiel des Ganzen spricht für uns Geist und Herz eines Mannes, der nur diesen Roman und das ephemere kritische Werk hinterlassen hat, weil er nicht bereit war, so schnell hinüber zu treten in das Reich des bloßen Geistes — eines reinen, liebenswerten, heimlichen Spenders und Empfängers von Wärme und Redlichkeit. Größere sind hingegangen in dieser Zeit, Männer wie Landauer, an dem die Epoche Ihre maßgebende Gestalt verlor; wir wissen es. Aber unverwischbaren Umrisses neben Allen dämmert Deine Gestalt, Willi Handl, im Schattenreiche, licht umrändert, uns vertraut, Teil unsers Lebens und unverlierbar, solang wir atmen.

Wiener Kehraus von Alfred Polgar

Im Schönbrunner Schloßtheater, dessen Existenz dem Bewußtsein der wiener Theaterläufer immer mehr entschwindet — es liegt auch geistig an der Peripherie der Stadt — wurden Shaws ‚Helden' gespielt. Die Kritik setzte an dieser gutlaunigen Vernüchterung heroischer Dinge mancherlei aus, hielt ihr aber zugute, einen Operettentext für Oscar Straus abgegeben, also immerhin der Kunst etwas bedeutet zu haben. Bulgarische Studenten; gekränkt, daß die Komödie grade an bulgarischen Helden die Relativität des Heldentums zeigt, randalierten, worauf von der Burgtheaterdirektion alles Bulgarische aus den ‚Helden' weggeputzt und schließlich das Stück von der Spielplanlosigkeit des Schloßtheaters abgesetzt wurde. Der Präsident der Staatstheater, Hofrat Vetter, äußerte sich über die Vorfälle in einer wiener Zeitung, und der Betriebsrat des Burgtheaters äußerte.sich über diese Aeußerung in einer Resolution von gradezu gefährlicher

Bissigkeit. Wenn man sich entsinnt, wie das lustige Hoftheatervölkchen seinerzeit den Intendanten — so was Aehnliches ist ja Herr Vetter — umwedelte, und wie es jetzt den Präsidenten der Staatstheater an die Waden fährt, so sieht man förmlich die abgefallenen Ketten auf der Erde liegen. Im Hintergrund sitzt Direktor Wildgans und ist beleidigt. Wie es heißt, weil Hofrat Vetter mit Reinhardt zuviel techtelgemechtelt habe. Jedenfalls ist wieder Tratsch um das Burgtheater, und so wird es vielleicht wieder in den Mittelpunkt wienerischen Kultur-Interesses rücken.

*

In der Renaissance-Bühne gastiert Gustav Waldau aus München. Ein Schauspieler der jovialen Vornehmheit und unbedingten Gemütlichkeit, um den jene Atmospäre der Lebensfreude ist, die süddeutschen Herzen das Blut wärmt. Karl Rößlers fidele Dichtkunst kommt seiner liebenswürdigen, nonchalanten Art entgegen. Im ‚Klubsessel' sitzt der Schwank aus der guten alten Zeit, in der es noch entzückende liederliche Grafen und sie rechtzeitig heiratende Millionärswitwen gab. Es sind behagliche drei, von mildspöttischer Bonhommie durchweichte Akte, die allen gesunden Ansprüchen einer Posse auf Schwachsinn freundlich gerecht werden.

*

Von Siegfried Geyer werden im Theater der Josefstadt unter dem Titel ‚Mary' vier Einakter gespielt, kleine Ausschnitte aus dem Leben einer amoralischen jungen bürgerlichen Dame. Die Bildchen sind frech, bedenkenlos, in derben Theaterfarben hingepinselt und Witz und Witzigkeit und Zynismus dazugetan, wie sich derlei in den Taschen eines viel herumkommenden, neugierigen Erotikers anzusammeln pflegt. An die ‚Satire' auf die gute Gesellschaft' glaube ich nicht. Es ist mehr Ausplauderei als Ironie. Fräulein Erika Gläßner, ganz und gar und rundherum aus Berlin, spielt die schlimme Mary. Manchmal ein wenig vorstadtmädelhaft, à la Zille, und dann leicht ans Ordinäre streifend. Aber ihre Gaminerien sind reizend, ihre quicke Seelenlosigkeit und Körperhaftigkeit was ungemein Drolliges. In ihrem ahnungsvoll lüsternen Geschnupper als Backfisch offenbart sich eine übers Komische hinausgreifende qualifizierte Begabung, Menschen darzustellen. Sie ist in ihrer Art eine Persönlichkeit, ein besonderes Temperament und hat etwas bei Frauen äußerst Seltenes: sozusagen absoluten Humor.

Sachdemobilisierung von Egon Friedell

Wehsal rinnt verrammelt dornenwärts.
Ewig bleibt versammelt letzter Schmerz.

Männin brütet keuchend Menschensohn.
Sternigstes erweichend. Reaktion.
Zeit schlang Wind. Entblutet. Spät. Vorbei.
Allerwachtes tutet. 102 ?

Und ziemlich kursorisch ringen Lohdinge, die niemals Eigenmonde
Die blau (und sehr !) sich immer (und sattsam) zuendepaaren. waren

Sozialismus von Wiliam Wauer

Der politische und wirtschaftliche Sozialismus der revolutionierten Massen ist eine Fata Morgana, eine Vorspiegelung, ein unwirkliches Phantasiegebilde wirklichkeitsfremder und denkunfähiger Weltverbesserer und Volksverführer.

Der Sozialismus ist ein moralisches Problem.

Die politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen dieses moralischen Problems sind schließlich nur technische Probleme. Technische Probleme sind lösbar.

Moralische Probleme sind nicht lösbar — sie lösten sich denn selbst.
Alle moralischen Probleme sind Probleme der Selbstlösung, der Selbsterlösung.

Ein Problem wird gelöst, wenn man seine sämtlichen Bedingungen bloßlegt und diese Bedingungen als Voraussetzungen seiner Lösung erfüllt. Das gelöste Problem ist nichts als die Summe seiner Bedingungen oder erfüllten Voraussetzungen.
Schafft man technisch die Bedingungen einer Maschine, so ist diese Maschine da.

Für moralische Probleme lassen sich die Voraussetzungen der Lösung nicht ohne weiteres „schaffen". Die Bedingungen ihrer Lösung können sich nur aus seiner Entstehung selbst heraus entwickeln.

Weil der Sozialismus kein rein politisches und wirtschaftliches, also technisches Problem ist, kann er nicht „geschaffen" werden: er muß aus seinen Vorbedingungen selbst heraus wachsen.

Sozialismus ist also nur möglich, wenn seine Bedingungen erreichbar sind.

Es ist also einmal die Frage: Welches sind die Bedingungen des Sozialismus ?
Es ist zweitens die Frage: Sind die Bedingungen vorhanden ?

Die zweite Frage ist schon beantwortet:
Die Bedingungen sind nicht vorhanden — wären sie vorhanden, hätten wir auch bereits den Sozialismus.
Denn auch der Sozialimus ist nichts weiter als die Summe seiner Bedingungen.

Da diese Bedingungen nicht geschaffen, das heißt: konstruiert werden können, so ist der Sozialismus zur Zeit auch nicht zu ermöglichen.

Diese Tatsache ist durch keine Argumentation, durch keine Agitation — auch nicht durch Revolutionierung der Massen aus der Welt zu schaffen.

Warum ?

Weil die Revolutionierung der Massen garnicht zu den Bedingungen des Sozialismus gehört.
Revolutionierung der Massen heißt: die Massen willens machen, gewaltsam Machtverhältnisse zu ändern.
Mit der gewaltsamen Aenderung von Machtverhältnissen wird kein moralisches Problem gelöst.
Mit der gewaltsamen Aenderung von Machtverhältnissen schafft man in keinem Fall die moralischen Voraussetzungen des Sozialismus.

Auch wenn die Macht an das Proletariat übergeht, schafft man höchstens die Möglichkeit der politischen und weltwirtschaftlichen Auswirkungen des Sozialismus — des Sozialismus, der garnicht vorhanden ist ? Dessen Bedingungen nicht einmal vorhanden sind ?

Der politische und wirtschaftliche Sozialismus der revolutionierten Massen ist eine Fata Morgana, eine Vorspiegelung, ein unwirkliches Phantasiegebilde wirklichkeitsfremder und denkunfähiger Weltverbesserer und Volksverführer.
So hart das klingt: es ist nicht anders.

Welcher Weg aber kann zur Lösung des Problems Sozialismus führen ?

Eins ist klar: ohne eine sozialistische Moral gibt es keinen Sozialismus.
Der Sozialismus ist nur möglich unter sozial Gesinnten und sozial Empfindenden.

Dieser Auffassung widerspricht allerdings die materialistische Weltanschauung.
Dieser Auffassung widerspricht allerdings der wissenschaftliche Marxismus.
Darauf ist zu antworten:

Die materialistische Weltanschauung ist kapitalistisch und unsozialistisch.

Der wissenschaftliche Marxismus ist nichts als die wissenschaftliche Begründung des Kapitalismus.
Und nicht die des Sozialismus.

Hier müssen die „Sozialisten" umlernen.
Sozialismus ist nur möglich auf Grund einer rein idealistischen Weltanschauung

Grade die idealistische Weltanschauung gehört zu den Bedingungen und Voraussetzungen des Sozialismus.

Aus der Weltanschauung entstehen moralische Wertungen.

Die Weltanschauung entsteht aus wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Die kapitalistische Weltordnung steht und fällt mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen der materialistischen Weltanschauung.

Denn die materialistische Weltanschauung behauptet aus ihrem Wissen heraus:

Hunger und Durst regiert die Welt: der Kampf ums Dasein.
Das heißt: Tiertum ist zuletzt alles Menschentum — nach Darwin.

Das heißt: die letzten „reißenden" Grundtriebe sind allein ausschlaggebend.

Das heißt: Ich muß leben — alles Andre kommt nachher.

Aus diesen Erkenntnissen entstand die kapitalistische Moral; auf Grund der Moral: die staatliche Ausformung.

Denn auch der Kapitalismus ist ein moralisches Problem, und dessen Bedingungen sind gewachsen aus den wissenschaftlichen Einsichten, die ja auch Marx als die einzig richtigen hinstellt — man heißt sie die Resultate der exakten Naturforschungl

Alle Bedingungen und Voraussetzungen des Kapitalismus sind zur Zeit noch gegeben — und ihre noch vorhandene Summe ist eben die kapitalistische Welt, in der wir leben.

Aber es ist kein Zweifel:

Der „wissenschaftliche” Marxismus wird umlernen.
Die materialistische Weltanschauung fault.
Die Voraussetzungen einer neuen Lehre keimen.
Ihre Bedingungen entwickeln sich.
Die moralischen Anschauungen ändern sich.

Aus all diesem erwächst das Problem der Zukunft: es erwächst aus dem Gewissenszwiespalt der ganzen Gesellschaft, aus der seelischen Notlage aller Klassen.

Die neue „Lehre” ist da: der „Sozialismus” — aufgebaut auf falschen Voraussetzungen, aufgebaut auf den Regeln des Kampfes ums Dasein.

Aber die neue Lehre will den Kampf um das Wiesein. Als „Lehre” geboren aus tiefen, rein menschlichen Instinkten.

Sozialismus entsteht nicht aus der Notlage der Arbeiterschaft, die höchstens noch materialistischer macht.

Sozialismus ist das Problem eines Werdens,
ein Blick und Hoffen in eine neue Menschheitszukunft,
nicht eine Tatsache,
nicht eine Möglichkeit von morgen,
nicht die natürliche Folge des kapitalistischen Zusammenbruchs — der nicht vorhanden ist,
nicht das Ergebnis der „Revolution”, die nicht stattgefunden hat.
Die Menschheit muß sich selbst erlösen zum Sozialismus durch das Wollen und die Pflege seiner Bedingungen.
Bedingung ist die Abwendung von der Pseudo-Wissenschaftlichkeit und Unrichtigkeit der materialistischen Weltanschauung.
Bedingung ist das Aufkommen einer idealistischen Weltanschauung auf Grund vertiefter wissenschaftlicher Erkenntnisse.
Bedingung ist eine neue Moral — eine neue Wertung des Menschentums und der Dinge um den Menschen.

Bedingung ist eine neue „Religion” — ein neues Menschenband, das Alle umschlingt.

Wo sind diese Voraussetzungen erfüllt ?
Ja, nur als erfüllbar zu denken ?
Unter den Proletariern ?
Die um die „Diktatur” kämpfen und sich selbst zerfleischen ?
Unter den Genossen ?
Die nach „Wissen” streben, weil „Wissen” — Vorteil bedeutet über den Unwissenden ?

Wahrlich — sie Alle stehen unter dem alten Gesetz. Sie Alle verlangen „Macht” als ihr Recht und wollen Rechte und Macht; sie meinen, „ihr” Recht sei Aller Pflicht; sie glauben: Reichtum und Herrentum sei Glück.

Aber das neue Gesetz lautet:
Ueberwinde dein Ich !
Opfern ist Pflicht !
Schenken ist Glück !

Das „neue” Gesetz ?

Erfüllt diese uralten Weisheiten idealistischer Weltanschauung:
sie sind die Grundbedingungen und Voraussetzungen des Sozialismus !.

Rundschau

Die oesterreichische Ohnmacht

Oesterreich war eine Großmacht. Der sogenannte Friedensvertrag verträgt dieses Land nicht einmal mehr als Kleinmacht: Deutschoesterreich ist heute eine Ohnmacht.

Der Staat hat gar kein Vermögen; das Einzige, was er besitzt, sind Schulden. Das Unvermögen, sie zu bezahlen, häuft die Last. Dennoch keimt in diesem Brachland noch immer die Hoffnung auf Besserung, genährt von den Aus- und Zusprüchen der Westmächtigen.

Aber die vielen Besprechungen können das Unheil nicht beschwören, das über diesem armen Lande lastet: die vielen Formeln, die unser Vertrauen bezaubern wollten, erweisen sich immer wieder als faule Zauber-Sprüche. Die Krankheit weicht nicht, das Fieber der Erwartung wechselt nur mit dem Schreckensfieber, das den verstümmelten Körper dieses Staates überschauert, wenn der Gedanke an das Ende wach wird.

Zum Ueberfluß die innere Zerrissenheit. Die einzelnen Organe streiken: der Magen mag das Haupt nicht nähren, die Galle sondert sekrete Dekrete ab, die Arme legen sich in den Schoß der Natur und wollen nichts von deren Schätzen hergeben. Womit soll dieser Staat denn Staat machen, wenn alle Länder auseinanderstreben ? Der Rumpf will sich vom Kopfe trennen, das Haupt aber, Wien, kann sich nicht allein behaupten. Und über diesem Haupte hängt das scharfe Damoklesschwert der Entente, die die Nahrungszufuhr sperren will, wenn ihre Befehle und Verbote nicht befolgt würden. Der arme Kopf tut, was er kann: er ordnet an — die Glieder aber verweigern den Dienst.

Der Stein des Anstoßes ist der Grenzstein zwischen Deutschland und Oesterreich, den die Alpenländer in die Luft sprengen wollen. Die Entente droht, Wien warnt — Tirol und Salzburg hören nicht. Kein Wunder: Die Nerven, die den Wink der Vernunft zu den andern Organen fortleiten sollten, sind seit langem so gespannt, daß sie schließlich zerreißen mußten; nun versagen sie den Dienst. Und glaubte Wien, als Rückgrat Steiermark zu haben — wie wird es enttäuscht ! Das Rückgrat versteht sich auf sein Selbstbestimmungsrecht. (Auch Steiermark will den Anschluß an Deutschland volksbeschließen. Ein solcher Beschluß ist aber überflüssig, da ja das deutsche Oesterreich schon lange mit ganzem Herzen dem Reiche sich angelobt hat. Und was hilfts ? wenn der hartherzige Vormund in Paris die Verbindung nicht gestattet.)

Wie ein Tabetiker, so schleppt sich dieser Staat an Krücken fort. Was ist zu tun ?

*

Nun, ein Leib, der sich selbst enthaupten will, verdient nichts andres, als daß sein Haupt sich entleibe: Wollen die Länder fort von Wien, entreiße sich Wien den Ländern. Mögen diese ein neues Haupt finden: die (trotz allen Todesprophezeihungen) unsterbliche Stadt wird um ihrer selbst willen bestehen. Man erinnert sich der Prognosen, die man ihr vor zwei Jahren stellte: sie werde bald entvölkert, verlassen, eine Steinwüste sein. Nichts von dem, sondern immer wieder neue Ansiedler sind eingetroffen, nicht nur gelockt vom vorteilhaften Geldwechselkurs, sondern wohl auch von den Schönheiten und den Kunstinstituten Wiens. Die Internationalisierung dieser Stadt schreitet fort, die Ausländer strömen täglich zu. Wäre es nicht möglich, daß Wien zur unabhängigen großen Freistadt wird, deren Bestand alle Kulturmächte sichern ? Wien ist heute noch ein bedeutendes Kunstzentrum, eine Theaterstadt von Rang, eine Musikstadt ohnegleichen. Mit der Hilfe der Nachbarstaaten und der wirklichen Förderung der west-

lichen Mächte könnte es auch eine große Handels- und Industriestadt werden. Ihre geographische Lage ist die günstigste — ihre materielle Lage ist gegenwärtig die schlechteste: die Voraussetzungen für ihren wirtschaftlichen Wiederaufbau sind gegeben.

Victor Wittner

Der Berliner Lokal-Anzeiger

Der Essayist v. K. fuhr eines Tages friedlich auf der berliner Straßenbahn und las dabei zerstreut den Berliner Lokal-Anzeiger. Ein Feuilleton-Titel fiel ihm auf: Reisebilder aus — sagen wir: Venezuela. Er war selbst in Venezuela gewesen und hatte auch ein Buch über seinen Aufenthalt geschrieben. Kurzum: er las und schüttelte den Kopf, weil ihm das Alles so bekannt vorkam. Er griff sich an die Stirn — ja, das hatte er doch selbst geschrieben ! Er fuhr heim, verglich mit seinem Buche und stellte eine wortwörtliche Uebereinstimmung fest. Nur Titel und Autor stimmten nicht. Der Essayist v. K. ging schäumend zu seinem Verleger. Herr X. wand und drehte sich. Es war ihm furchtbar unangenehm; aber schließlich mußte er doch einen Brief loslassen.

Der Berliner Lokal-Anzeiger gab vor den Tatsachen selbstverständlich zu, daß er hineingelegt worden sei. Das könne ja einmal vorkommen. Er sei auch bereit, die venezolanische Feuilletonserie abzubrechen. Nie und nimmer aber werde er eine Berichtigung bringen; nie und nimmer werde er öffentlich zugeben, hineingelegt worden zu sein; nie und nimmer, und wenn das Reichsgericht selbst es verlange.

Herr v. K., empört, aber durch andre Aufgaben zu sehr in Anspruch genommen, verlangte Weiterverfolgung von seinem Verleger. Herr X. aber verweigerte das rundweg. Nie und nimmer gedenke er für sein Teil sich mit dem Berliner Lokal-Anzeiger zu verkrachen. Herr v. K. wunderte sich einige Zeit, daß Herr X. vor schlechten Kritiken des Berliner Lokal-Anzeigers so große Angst haben sollte — bis ihm einfiel, daß der löwenherzige X. ja auch Verleger des vielgelesenen Autors Z. sei. Und die Romane dieses Z. pflegten damals zuerst in der ‚Woche‘ zu erscheinen.

So kam es, daß der Berliner Lokal-Anzeiger aus diesem Abenteuer strahlend hervorging, indem er sich großmütig erbot, bei drei aufeinander folgenden Gelegenheiten das Werk des Herrn v. K. lobend zu erwähnen. Und wenn er in den nächsten Wochen eine Notiz brachte, etwa des Inhalts, daß endlich der berüchtigte venezolanische Bandenführer Soundso gefangen worden sei, dann stand hinter „venezolanisch” ein Sternchen und unter der Spalte die Bemerkung: *) „Bekanntlich stammt das beste Buch über Venezuela aus der Feder des Herrn v. K. und ist unter dem und dem Titel im Verlag X. erschienen”. Womit die Sache für Zeit und Ewigkeit salomonisch entschieden war. Und nichts Andres kam dabei heraus, als daß Herr v. K. zu einem neuen Verleger abwanderte.

Die Moral von der Geschicht' ? Solange es solche Ixe gibt, hat der Berliner Lokal-Anzeiger ganz und gar recht !

Hans Glenk

Liebe Weltbühne !

Freunde von Heinrich Mann und Arthur Schnitzler wollten die beiden einmal am Starnberger See zusammenbringen. Die Entrevue fand in einem Parke statt. Man nahm als selbstverständlich an, daß die Poeten sich über die höchsten Dinge zu unterhalten haben würden, und ließ sie selbander respektvoll weit vorausschreiten. Als auf dem Rundgang die Geistesfürsten sich dem Gefolge von hinten wieder genähert hatten, hielt dieses ehrfurchtsvoll den Atem an. Und hörte den gellenden Dichterschrei: „Was ! Bei Ihnen kostet die Butter 17 ? Unerhört ! Bei uns kostet sie, umgerechnet, 26 !”

Antworten

Oberhofprediger v. Dryander. Wäre ER, dessen Lob Sie noch immer in rührenden Tönen singen, halb so treu gewesen wie Sie ! Daß Sie den armen Narren unsinnig überschätzen, ist menschlich begreiflich. Aber verlangen Sies nicht von uns !

Hans Siemsen. Ich halte nichts von Druckfehler-Berichtigungen. Ein Viertel der Leserschaft hat den Artikel überschlagen, weil es sich nicht für den Gegenstand interessiert ; ein Viertel hat den Druckfehler übersehen; ein Viertel hat ihn selber richtiggestellt; und das vierte Viertel, für das die Berichtigung allenfalls in Betracht kommt, schaut doch nicht in der vorigen Nummer nach. Aus dem Zusammenhang Ihres Aufsatzes über die ‚Große Berliner 1921' ging unzweideutig hervor, daß die Jury der Freien Sezession gesagt hatte, gesagt haben mußte: „Aber das ist ja ganz impressionistisch ! Das kann man doch nicht ausstellen !" In Nummer 28 heißt es dagegen auf der fünften Zeile der Seite 42: expressionistisch. Berichtigung ? Meines Erachtens überflüssig. Aber Sie flehen so herzbrechend, daß ich Ihnen die dreizehn Zeilen spendiere.

Berliner Theaterkritiker. Zum Fall Stefan Großmann liegen drei aufregende Dokumente vor. Der Delinquent selber, der, wie Rodenbergs ‚Deutsche Rundschau' mitteilt, zunächst „nach Rücksprache mit seinen Beratern diesen schwersten Vorwurf, den man einem anständigen Schriftsteller machen kann, nicht als Grund zu einer gerichtlichen Klage angesehen" hatte, muß nun, nachdem ihn die Wiederholung des Vorwurfs wenigstens zur Ankündigung der gerichtlichen Klage veranlaßt hat, Schritt um Schritt weiter. Er hatte sich gehütet, die Sache vor seine Leser zu bringen, von denen Der und Jener vielleicht mein Blatt aufschlagen und die Wahrheit erfahren würde — aber jetzt geht das doch leider nicht länger, und er, der ganz klein und häßlich gewesen war und einen Mittelsmann und drei Mittelsfrauen aufgeboten hatte, wird mit dem Mut der Verzweiflung mordsfrech. Er trifft Feststellungen. Daß davon keine wahr sein kann, das weiß man vom vorigen Jahre her. Damals fragte er, was man denn von ihm wolle, da er ja für die ‚Filmwerkstätten der Vereinigten Theater Berlins' nur „ehrenamtlich" habe tätig sein sollen, und das hätte er als Theaterkritiker doch wohl gedurft; als die Höhe seiner Gage bekannt geworden war, fragte er, was man denn von ihm wolle, da er ja unmittelbar nach Vertragsunterzeichnung die Theaterkritik aufgegeben haben würde. In einer achtseitigen Flugschrift wider mich steht auf Seite 3: „. . . In der Zeit, als Reinhardt mir seine Idee der Filmfabrik der Vereinigten Berliner Theater auseinandersetzte . . .", und auf Seite 7: „Ich erwiderte Reinhardt: Es gibt nur Eine Hilfe, Ihr müßt mit der Schauspielerorganisation, mit dem Direktorenverband eine Filmfabrik der Vereinigten Berliner Theater errichten." Er lügt sogar in demselben Atem, geschweige denn in dem nächsten. Jetzt, von meiner Nummer 27 wie vor den Kopf geschlagen, behauptet er: „Unter anständigen Leuten gibt es einen Codex: man schweigt, bis der Richter entschieden hat." Er vergißt dabei zweierlei: erstens, daß er kein anständiger Mensch ist; zweitens. daß er selber ja nicht geschwiegen, sondern mir eine Berichtigung geschickt hat, deren Nichtveröffentlichung mir ein Strafverfahren eingetragen hätte, und deren Inhalt als erlogen zu kennzeichnen mir vor meiner Leserschaft oblag. Er behauptet weiter: er habe die Vorstellung gehabt, ich würde, wenn er mir sein Material geordnet vorlegen ließe, mein Unrecht einsehen und einbekennen. Er vergißt dabei zweierlei: erstens, daß man einem hundertfach überführten Lügner keine Silbe, also auch seinem Material nicht glaubt; zweitens, daß sein Mittelsmann, statt klipp und klar jenen Wunsch zu äußern,

mich fragte, ob ich, wenn sein Mandant die Angelegenheit totschwiege, meine Beschuldigung wiederholen würde — woraus mir zwingend hervorzugehen schien, daß Herr Großmann befleckt sei, weil er ja sonst mich auf der Stelle zur Verantwortung hätte ziehen müssen. Er behauptet ferner: ich griffe bis in sein privatestes Privatleben hinein. Er vergißt dabei dreierlei: erstens, daß zwar ungefähr alle erotischen Beziehungen Privatangelegenheiten sind, nicht aber diejenige, die einen Kritiker in seiner Berufsausübung entscheidend beeinflußt, nicht diejenige, die ihn veranlaßt, seine Meinung über einen Theaterdirektor zu ändern, sobald dieser die Freundin des Kritikers nicht nach ihrem Anspruch beschäftigt oder ihren Vertrag nicht verlängert; zweitens, daß ich der Ansicht war, Herr Großmann übermittle mir die Kunde von dieser Beziehung ausdrücklich, damit ich ihn milder betrachtete und behandelte, ich, der ich bei meiner Auffassung von der Heiligkeit der Kritik über diese unbekümmerte Vermengung unvereinbarer Dinge nur heftig entsetzt sein konnte; drittens, daß es völlig unmöglich war, diesen Komplex, sobald ein Prozeß stattfand, aus der Verhandlung fernzuhalten, weil er für die Beurteilung der Praktiken des Theaterkritikers Großmann von grundlegender Wichtigkeit ist, und daß ich ihn mahnen wollte, lieber Andeutungen über dieses Thema auf meine Zeitschrift beschränkt bleiben, als es in seiner vollen Peinlichkeit vor Gericht ausbreiten zu lassen. Wie wenig ich dazu neige, in diesen Bezirk zu dringen, beweist der eine Satz aus der Nummer 23 des vorigen Jahrgangs: „In einem Prozeß des Herrn Großmann wäre ein ganzer Komplex von Berufsverfehlungen, die ich ausgeschieden hatte um nicht einen einzigen Streich mehr als nötig zu führen, in das Verfahren hineinbezogen worden." Es ist der Komplex, dessen Antastung jetzt Herrn Großmanns Entrüstung hervorruft. Diesen Komplex habe ich ohne Not nicht angetastet. Herr Großmann hat die Not erst geschaffen, und nun sehe er zu, wie er sich wahre. Zuschlechterletzt behauptet er: „Sein zudringliches Lob hat mich so wenig zu fesseln gewußt wie jetzt seine stinkende Verleumdung." Er vergißt dabei zweierlei: erstens, daß stinkende Verleumdung, die seine eigenste Sache ist, noch Keinen gefesselt hat und auch kaum je wird fesseln wollen; zweitens, daß ich zu keiner Zeit ihn zudringlich gelobt und in dem Augenblick von mir gejagt habe, wo er versuchte, mich zu einem Angriff auf seine Brotherren: die Brüder Ullstein zu überreden. Dies ist in Nummer 29 meines vorigen Jahrgangs anschaulich geschildert. Wer ist dies ? wird dort gefragt. Borachio. Der verlogene, feige, tückische Intrigant aus ‚Viel Lärm um Nichts'. Das wird er bleiben. Ich begrabe den lächerlichen Wahn, daß dieses Kaliber zu bessern sei. Und eile zu dem zweiten aufregenden Dokument. Herrn Großmanns Mittelsmann schreibt mir: „In Nummer 27 der ‚Weltbühne' finde ich eine in wesentlichen Punkten entstellte Wiedergabe meines mit Ihnen geführten telephonischen Gespräches in der Angelegenheit Großmann. Obwohl Sie mir ausdrücklich am Telephon versprachen, dieses Gespräch streng vertraulich zu behandeln und es in keinem Falle publizistisch zu erwähnen, haben Sie durch diese Veröffentlichung Ihr Versprechen gebrochen. Bei diesem Gespräch leitete mich der Gedanke, eine Form zu finden, unter der man vielleicht auf schiedsrichterlichem Wege diese Angelegenheit klären könnte, und unter diesem Gesichtspunkte besprach ich, natürlich ohne einen Auftrag von Herrn Großmann in dieser Hinsicht erhalten zu haben, die vier von Ihnen erwähnten Möglichkeiten. Sie schreiben: ‚Die Frage erscholl — nein, sie erscholl nicht, sondern erklang äußerst zaghaft, weil der Mittelsmann offenbar sich genierte, sie weiterzuleiten : ob ich; wenn Herr Großmann sich, wie die Wanzen, totstellte, wenn er mit keiner Silbe von dem Angriff Notiz nehme — ob ich den Vorwurf

dann immer wiederholen würde. Erstens habe nicht ich, sondern haben Sie dieses Bild gebraucht, und zweitens war diese Anfrage nicht eine Anfrage des Herrn Großmann durch mich, sondern eine rein persönliche zu meiner Information.” Ich habe darauf sofort erwidert: „Ihren guten Willen und Ihren guten Glauben wird Jeder als selbstverständlich voraussetzen. Aber Sie irren ‚in wesentlichen Punkten‘ Ihres Briefes und sind sachlich im Unrecht. 1.) Von ‚Entstellung‘ kann gar keine Rede sein. Wenn man meine Schilderung unsres Telephongespräches so langsam wie möglich liest, dauert es fünf Minuten. Es hat tatsächlich fünfundvierzig Minuten gedauert. Daß ich das ganze Hin und Her solch eines Gespräches nicht wiedergeben konnte und kann, ist klar. Es handelte sich darum, die Essenz herauszudrücken. Dies habe ich getan. Daß da manches Wort schärfer herauskommt, als es gemeint und gesprochen worden ist, dürfte unvermeidlich sein. Die Schärfe ersetzt eben die unaufhörlichen Wiederholungen des Gespräches, das immer um denselben Gegenstand kreist. Auch daß dabei dem Partner A. ein Satz oder ein Bild in den Mund gelegt wird, das der Partner B. gebraucht hat, mag passieren und ist umso entschuldbarer, als es gleichgültig ist. 2.) Ich habe Ihnen am Telephon strenge Diskretion nur insofern versprochen, als ich niemals Ihren Namen nennen würde. Darüber hinaus hatte ich kein Versprechen gegeben, da ich kein Narr und kein Selbstmörder bin. Niemals wäre mir eingefallen, Herrn Großmann gegenüber, der im vorigen Sommer bewiesen hat, daß ihm die vergiftetste Waffe die liebste ist, eine saubere und legitime Waffe freiwillig aus der Hand zu legen. Ihren Namen habe ich bis heute weder öffentlich noch irgendeinem Menschen privatim genannt und werde ihn nicht nennen, wenn nicht Sie selbst hervortreten. 3.) ‚Der Gedanke, eine Form zu finden, unter der man vielleicht auf schiedsrichterlichem Wege diese Angelegenheit klären könnte‘ — -ja, wie sollte dieser Gedanke Sie bei Ihrem Gespräch mit mir geleitet haben, da Sie selbst mir erklärten, Sie hätten Herrn Großmann von vornherein die Unratsamkeit und Aussichtslosigkeit eines Schiedsgerichtsverfahrens dargetan ? ! 4.) Sie haben das Gespräch damit begonnen, daß Sie mir sagten, Sie handelten in Herrn Großmanns Auftrag. Jetzt sagen Sie, Sie hätten erstens ‚in dieser Hinsicht ohne einen Auftrag von Herrn Großmann‘ gehandelt, und zweitens ‚war diese Anfrage nicht eine Anfrage des Herrn Großmann, sondern eine rein persönliche‘ zu Ihrer Information. Zu unterscheiden, was Herr Großmann mich fragen ließ, und was Sie selbst fragten, wäre mir weder während des Gespräches noch hinterher gelungen, da Sie diesen Unterschied bei keinem der einzelnen Sätze betont haben. Wichtig war und ist einzig, daß Herr Großmann Sie zu mir geschickt hat, um herauszukriegen, was ich weiter zu unternehmen vorhätte. Wenn Ihnen der Sinn dieser Ihrer Mission nicht aufgegangen ist, so spricht das für Sie, nämlich für Ihre menschenfreundliche Arglosigkeit, nicht gegen mich. 5.) Ich vergleiche Ihren Brief mit meiner Schilderung unsres Gesprächs in Nummer 27 der ‚Weltbühne‘. Wenn meine Schilderung das Gespräch ‚in wesentlichen Punkten‘ entstellt, so bin ich sehr zufrieden mit meiner Reproduktionsgabe. Denn die Punkte, die Sie korrigieren, sind ganz unwesentlich gegen die Punkte, die Sie unkorrigiert lassen. 6.) Die Hauptsache war und ist mir: Hat auf Herrn Großmanns kritische Tätigkeit der Empfang von Geld Einfluß gehabt — ja oder nein ? Sie selbst haben ihn im Gespräch mit mir verurteilt, haben mir erklärt: was er in diesem Falle gemacht habe, wie immer es gewesen und aus welchem Grund immer es geschehen sei, nicht billigen zu können und auch ihm ins Gesicht mißbilligt zu haben. Darauf allein kommt es an. Dagegen ist Alles Nebensache. Seine Versuche, mich über meine Taktik ausholen zu lassen und auf krummen Wegen zu mir

zu gelangen, statt sich mir sofort in seinem Blatte zu stellen — wie etwa ich es getan hätte, seit zwanzig Jahren immer getan habe —: das ist ein Zeichen, ist der Beweis seines schlechten Gewissens. Jetzt sieht er sich bestraft, indem es bei beiden Versuchen — bei dem Ihren und bei dem Versuch der drei Mittelsfrauen — Mißverständnisse gegeben hat, die ihn noch mehr schädigen, als seine Auffassung des Kritikerberufs allein ihn geschädigt hätte." Und jetzt eile ich zu dem dritten aufregenden Dokument. Herrn Großmanns Anwalt schreibt mir: „Die in der Nummer 27 der ‚Weltbühne' vom siebenten Juli 1921 Seite 22 aufgestellte Behauptung, bei der Redaktion der Vossischen Zeitung sei von einem eben aufgeführten Dramatiker für seinen Kritiker Stefan Großmann ein Verrechnungsscheck eingegangen und dieser sei zufällig in falsche Hände geraten, entspricht nicht der Wahrheit." Also doch, da der Anwalt ja von Herrn Großmann unterrichtet ist. Ich habe den Hergang schon in Nummer 28 skizziert und will ihn heute — zwar nicht vervollständigen, aber ergänzen. Im März dieses Jahres wandte ein Mann sich an mich mit der Frage, ob ich ihm Raum zur Verteidigung gegen einen ebenso boshaften wie ungerechten Angriff geben wolle, den Herr Großmann aus privater Rachsucht auf ihn unternommen habe. Ein sauberer Mensch, der seine Kunst nach bestem Vermögen betreibe, brauche nicht Beschimpfung und Schädigung von einem Kritiker zu ertragen, dem Dramatiker Verrechnungsschecks sendeten. Daß der Angriff ebenso boshaft wie ungerecht war, erkannte ich. Daß er privater Rachsucht entsprungen war, lag auf der Hand. Von dem Verrechnungsscheck wußte ich nichts. Meine Antwort war: daß ich die allergenauesten Nachforschungen anstellen müßte, bevor ich die Geschichte des Verrechnungsschecks druckte. Ich ersuchte Freund A., bei dem Redakteur B. von der Vossischen Zeitung zu erkunden, ob die Geschichte wahr sei. B. bestätigte sie und riet mir, an den Redakteur C. von der Vossischen Zeitung zu detaillierterer Information mich zu wenden. Mit diesem Redakteur traf ich zusammen. Alle meine Einwände gegen die Glaubhaftigkeit der Geschichte wurden von C. überzeugend entkräftet. Ich bat ihn zum Schluß, dem Redakteur D. von der Vossischen Zeitung zu bestellen, daß ich, wenn es zu einem Prozeß käme, als Zeugen auch ihn laden würde, und daß er mich lieber gleich benachrichtigen möge, ob die Sache in irgendeinem Punkte nicht stimme. Es erfolgte keine Benachrichtigung. Ich wollte trotzdem der Sicherheit halber den Redakteur B. noch persönlich interpellieren. Erst Ende April war er zu fassen. Ich sei in jeder Einzelheit richtig orientiert. Und da hatte ich keine Wahl mehr. Wer . . . Aber das hab' ich ja voriges und vorvoriges Mal auseinandergesetzt und werds vielleicht nächstes oder übernächstes Mal ausführlicher auseinanderzusetzen haben. Für mich birgt der Fall vorläufig keine Rätsel. Auf Eines nur bin ich ernstlich neugierig: wie Herr Großmann nachweisen wird, daß drei ehrenhafte Redakteure der Vossischen Zeitung mich so schmählich angelogen haben, als hätte seine fünfjährige Kollegenschaft sie allesamt angesteckt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto : Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Vorteile der Ohnmacht von Karl Rothammer

Als kürzlich Reichskanzler Wirth von der engelhaften Geduld sprach, von der Geduld, die wir aufbringen müssen, um Oberschlesien zu retten, ging Murren durch das Publikum. Das deutsche Publikum hat immer noch nicht begriffen, daß wir nur noch ein Heer oder, besser gesagt, ein Söldnerpensionat von hunderttausend Stipendiaten haben und außerdem keine Waffe, die geeignet wäre, einer Politik der Ungeduld oder gar des Drängens, des Forderns, des Zwingens einen auswirkbaren Rückhalt zu geben. Da Zeitungspapier noch hinlänglich vorhanden ist, um nationalistische Phrasen und andre Kraftvomierungen aufzufangen, wird es voraussichtlich noch lange dauern, bis Deutschland erfaßt hat, daß es mit allen Faktoren rechnen darf, außer mit der gewalttätigen Durchführung irgendeiner Absicht.

Diese Sachlage mag schlimm erscheinen; sie wird Den, der von Bismarck nur den Kürassierstiefel kennt, heillos dünken. Und doch ist die absolute Machtlosigkeit für die richtige weltpolitische Einstellung Deutschlands vielleicht, ja sogar wahrscheinlich günstiger als jene große Täuschung, der wir unterlagen, indem wir den Weltkrieg mit England einleiteten und zuletzt sogar wagten. Richtig betrachtet, befanden wir uns auch im Jahre 1914 bereits in dem gleichen Zustand der Ohnmacht. Unser glorreiches Heer und unsre herrliche Flotte waren, wie dies ja nachher auch erwiesen worden ist, nur glanzvolle Masken, hinter denen der wahre Zustand Deutschlands und sein Kräfteverhältnis zu dem Englands und zu der von England geführten Politik sehr zu unserm Schaden verborgen blieben. Es mag sein, daß, nach Emil Ludwig, Bismarck selbst diesen Tatbestand richtig erkannte, und daß er nie riskiert hätte, eine deutsche Politik zu treiben, die unter Verzicht auf russischen Rückhalt notwendig mit den natürlichen Interessen Englands zusammenstoßen und dabei das Genick brechen mußte. Heute steht jedenfalls fest, daß das Pochen auf unsre schimmernde Scheinmacht, daß der hier wurzelnde Wahn, es mit England aufnehmen zu können, uns schwere Opfer gekostet und keinerlei Erfolg gebracht hat. Der Zusammenbruch unsrer Militärmacht, die Zertrümmerung unsrer Flotte sind demgemäß, richtig bewertet, nur die Ausschaltung einer sehr erheblichen, sehr bösartigen Fehlerquelle aus dem politischen Denken, das Deutschlands kontinentaler Lage, dem Deutschland, wie sichs geschichtlich entwickelt hat, entspricht. Unser Hauptirrtum bestand in der Ueberschätzung technischer und taktischer Faktoren und in der unzulänglichen Berücksichtigung der gesamten Weltlage oder jenes Komplexes von zahllosen Wirkungen, deren jede einzelne ein Herausstoßen der deutschen Farben aus dem von der Weltgeschichte gewebten und sich automatisch weiter webenden Gobelin von vorn herein unmöglich machen mußte. Nun, da der Wahn verflogen ist, dürfte es leichter sein, den einzigen Weg, den Deutschland gehen kann, zu finden. Deutschlands

Ohnmacht ist seine größte Hoffnung. Sie ist es dann erst recht, wenn sich einmal von Moskau nach Berlin eine tragbare Brücke spannen sollte: dann wird Deutschland dafür bürgen, daß eine Verknüpfung dieser Art nicht Voraussetzung für einen neuen Rückfall in einen Ringkampf wird, vielmehr eine Festigung aller Grundsätze der Verständigung , des Ausgleichs und all jener Tendenzen, die nicht nur die Vereinigten Staaten von Europa, sondern die Vereinigten Staaten der Welt anstreben.

Aber unabhängig von der politischen Unfähigkeit unsrer militärischen Techniker war der Krieg von 1914 ja verloren, bevor er noch begonnen hatte. Er war ganz gewiß verloren nach der Marne-Schlacht: er war es aber schon, bevor alldeutsche Studenten und andre dumme Jungen Unter den Linden Siege auf Vorschuß ausbrüllten. Der Oberst Bauer, auch einer von den bisher ungehenkten Kappisten, bestätigt in seinem soeben erschienenen Buche, das den Dolchstoß beweisen soll, das aber nur die Niederlage vor dem Beginn der Kampfhandlungen beweist, unsre Anschauung von der Unmöglichkeit eines deutschen Sieges gegen Englands Lebensnotwendigkeit. Er sagt: „Wir konnten Weltmachtpolitik treiben, dann mußten wir uns auf die Abrechnung mit England vorbereiten, oder wir konnten unter Verzicht auf die Weltmachtstellung mit England ins Einvernehmen kommen. Wir aber trieben Weltmachtpolitik, versäumten aber, uns auf die Abrechnung vorzubereiten . . . England mußte auf der Seeherrschaft bestehen !" Ja, wenn wir unvorbereitet waren, Herr Oberst Bauer, Mitglied der Obersten Heeresleitung: warum haben wir dann den Krieg begonnen ? Und wie hätten wir uns besser vorbereiten können, da wir doch unter der uns selbst auferlegten Rüstung fast zusammenbrachen ? Aber das ist ja garnicht das Entscheidende. Und wenn unsre Wehrmacht zehnmal stärker gewesen wäre — Eines, das Ausschlaggebende hätten wir nicht vorbereiten können: die Weltkonstellation, die Englands Zusammenbruch erwirkt hätte. Der Herr Oberst meint, daß wir technisch nicht hinlänglich vorbereitet waren. Richtig ist, daß wir politisch, psychologisch, menschlich und, wenn man will, metaphysisch niemals die Vorbereitungen für einen Sieg Deutschlands über das noch längst nicht abgelaufene britische Imperium hätten treffen können. Glitzernde Romantik hat uns gefällt. Kahle Ohnmacht kann uns wieder erhöhen. Dazu wird allerdings erforderlich sein die rücksichtslose Niederhaltung aller Derer, die Keime jener bankrotten Anschauung von Machtpolitik geheim oder mit frecher Offenheit wieder ausstreuen wollen. Die Ohnmacht Deutschlands wird umso nützlicher sein, je härter die Machtnarren abgedrosselt werden. Es ist ihrer keiner am neunten November abhanden gekommen. Die Reparatur solcher falschen Milde wird nur zu vermeiden sein, wenn die deutsche Republik, und das heißt: die soziale Demokratie stark genug ist, um Störungen aus überwundener Zeit niederzuhalten. Die Geduld, von der der Reichskanzler sprach, kann, und nicht allein für Oberschlesien, sondern für ganz Deutschland, nur dann Erfolg haben, wenn die Geduld mit den blindwütigen Boxern ein Ende hat.

Der Kampfinstinkt von Jerome K. Jerome

Irgendjemand in Amerika hat die Bemerkung gemacht: der Militarismus sei keineswegs durch Deutschlands Niederlage aus Europa vertrieben worden; der gewissenhafte Sucher könnte ihn dort noch immer vorfinden. Dieser Amerikaner behauptet, es gäbe sogar in Frankreich eine Militärpartei. Die französische Presse, von der ‚Victoire' angefangen, ist durch diesen Ausspruch schmerzlich berührt und meint, der Amerikaner müsse „irregeführt" worden sein. Was falle ihm nur ein ! ? Als ich mich während des Krieges in Frankreich befand, beleidigte ich etliche englische Offiziere auf das heftigste, indem ich andeutete, der Militarismus sei dem angelsächsischen Charakter keineswegs fremd. Ein Generalmajor war darüber derart empört, daß er beim Kartenspiel vergaß, was Trumpf war. Es bestehen Anzeichen dafür, daß der Militarismus auch bei den Türken, unsern einstigen Verbündeten, noch nicht ausgerottet ist. Auch Rußland hat uns bitter enttäuscht. Die Sowjet-Regierung versprach, friedfertig zu sein; da wir sie jedoch, uns in Sicherheit wähnend, angriffen, brach sie schamlos ihr Versprechen und wagte, sich zu verteidigen. Polen ist zum Militarismus verdammt, weil sich die andern Völker hartnäckig weigern, sich von ihm das Joch auflegen zu lassen. Italien verspricht seinem Volke Frieden, sobald es genügend erobert haben wird. Mit Hilfe des Völkerbundes hat Ungarn eine Militärdiktatur begründet. Und um nicht nachzustehen, öffnet Deutschland der Militärherrschaft von neuem die Tür.

*

Man sagt uns, die Welt sei „kriegsmüde", die „vernünftigen" Elemente der Gesellschaft verlangten nach Frieden, das Volk fordere allgemeine Brüderlichkeit, die Demokratie schreie nach Pflugscharen und Mähmaschinen, anstatt nach Tanks und Giftgasen. Anscheinend bedarf die Tatsache, daß der Militarismus fester im Herzen der Menschen wurzelt als je zuvor, einer Erklärung. Das Buch eines belgischen Soldaten: ‚Die Umwandlung eines Geistes' vermag sie vielleicht zu geben. Der Autor, ein Leutnant namens Henry de Man, war vor sieben Jahren Sozialist, ein begeisterter Internationalist und Pazifist. Vor sieben Jahren arbeitete er in Paris für die Einigkeit des europäischen Sozialismus im Kriegsfalle. Der Krieg brach aus, Deutschland marschierte in Belgien ein. Der junge Mann empfand, was jeder Durchschnittsjungemann empfunden haben würde: daß die Freiheit seines Landes die unumgängliche Vorbedingung für das Ideal der allgemeinen Verbrüderung sei. Er trat ins belgische Heer ein und wurde Artillerieoffizier. Als er den Krieg etliche Monate mitgemacht hat, schreibt er: „Nachdem ich vergeblich etliche Schüsse abgegeben hatte, gelang es mir, die feindliche Stellung zu treffen; ich sah Leiber und Körperteile in die Luft fliegen, hörte die Verzweiflungsschreie der Verwundeten und Fliehenden. Ich mußte mir gestehen, daß dies einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens sei."

*

Ein befreundeter Student hatte mich bei einem Besuch in Deutschland aufgefordert, einer Mensur beizuwohnen. Das Schauspiel brauche ich wohl kaum zu beschreiben. Ich will hier bloß von meinen eignen Gefühlen reden. Ich halte mich für einen menschlichen Mann, den der Anblick des Leidens Andrer schmerzlich berührt. Zuerst entsetzte mich jeder Tropfen Blut, jede blutende Wange. Nur meine Feigheit hielt mich an der Stelle fest. Nach einer halben Stunde jedoch beobachtete ich jedes Duell mit dem größten Interesse und der geheimen Hoffnung, etwas Interessantes möge sich ereignen. Ich hatte gehört, es komme bisweilen vor, daß die Kämpfenden durch Ungeschicklichkeit oder allzu heftiges Vorgehen einander tödliche Wunden beibringen. Doch hatte ich damals kein Glück, sondern mußte mich mit dem Anblick von strömendem Blut und zerfetztem Fleisch begnügen. In den folgenden Wochen mußte ich mir selbst mit aller Willenskraft den Besuch neuer Mensuren verbieten. Rudyard Kipling beschreibt in einer seiner indischen Erzählungen die Gefühle zweier englischen Tommies, Artilleristen, die während eines Aufstandes des Nachts neben ihrem Geschütz verharren und auf den Befehl: „Feuer" hoffen. Auch sie verlangte, „zu sehen, wie Leiber oder Körperstücke in die Luft flögen, das Stöhnen und Schreien der Verwundeten zu hören". Philip Gibbs, ein Kriegsberichterstatter, erzählt in seinem Buch: ‚Die Wirklichkeiten des Krieges', was er gesehen hat: sanfte, kultivierte junge Männer, die wenige Monate Krieg in wilde Bestien verwandelt hatte. „Verwandelt" ist nicht der richtige Ausdruck. Die Bestie war immer da. Sie lauerte im Käfig. Der Krieg hat bloß den Riegel zurückgeschoben.

*

Was veranlaßt Männer und Frauen, aus dem Haus zu stürzen, mit zitternden Händen nach Pennies zu suchen, wenn der Zeitungsverkäufer „Abscheulicher Mord ! Furchtbare Details !" brüllt ? Es ist die blutdürstige Bestie, die in Allen lauert: in den Männern und auch in den Frauen. Ich entsinne mich, bei einem Diner mit einem berühmten Schriftsteller über einen sensationellen Mord gesprochen zu haben. Der Schriftsteller hatte drei Tage im Gerichtshof verbracht, dem Prozeß lauschend. Er war ein Mensch mit Humor, ein Dichter, ein Idealist. Seine einzige Angst war, der Mörder könnte begnadigt werden. Der Prozeß hatte über des Mörders ermordete Frau allerlei Ungünstiges zutage gebracht, es gab für den Mörder mildernde Umstände. Dennoch empfand der Schriftsteller Angst, der Mörder könnte nicht gehenkt werden ! Ich erinnere mich noch eines andern Herrn, eines gebildeten, vornehmen Mannes. Während des Casement-Prozesses litt er unter der Angst, eine schwächliche Regierung könnte Casement nicht hinrichten lassen. Am Morgen der Hinrichtung stieg Herr Asquith sehr in seiner Achtung. Was trieb einst die Menge zu Tausenden nach Tyburn, wo die Hinrichtungen stattfanden ? Was veranlaßte die Frauen von Saint Antoine, mit ihrem Strickzeug unter der Guillotine zu sitzen ? Was lockt Männer, Frauen und Kinder zu einem amerikanischen Lynching ? Was treibt die Gassenjungen an, kichernd und gröh-

lend durch die Türspalten des Schlachthauses zu spähen ? Es ist die Bestie, die in Jedem: Mann, Frau und Kind, verborgen lauert. Wir geben ihr schöne Namen: Patriotismus; Dein König und Dein Land bedürfen Deiner; Vaterland; Ritterlichkeit; Ehre; die Liebe Christi. Der Name ist belanglos, war es immer. Die wahre Ursache ist stets die Gelegenheit für den Menschen gewesen, seinen Blutdurst zu befriedigen.

*

Was sollen wir dagegen tun ? Die Bestie ableugnen — vorgeben, sie existiere nicht ? Dies ist natürlich stets das Einfachste. Jedenfalls ist sie nicht in England zu finden, auch nicht in Frankreich. (Jemand muß falsch informiert worden sein !) Sie kann unmöglich in einem Herrn oder einer Dame der Entente leben. Bei den Hunnen und Bolschewiki mag sie ja vorkommen. Einen Völkerbund, um den Krieg aus der Welt zu schaffen ! Ebenso gute Dienste würde ein Bund von Hahnenzüchtern leisten, um Hahnenkämpfe abzuschaffen. Wir müssen der Tatsache in ihrer nackten Entsetzlichkeit ins Auge blicken: der Mensch liebt den Kampf um des Kampfes willen. Es verursacht ihm „die höchste Freude”, einen Mitmenschen zu töten. Die Männer und Frauen, die sich nicht am Töten beteiligen können, genießen den Gedanken daran, lesen gerne darüber. Der wirkliche Kämpfer ist noch anständiger als diese Leute, sein Blutdurst ist rascher gestillt; der Zuschauer allein ermüdet nie. Solange wir als Rasse nicht diesen in uns verborgenen abscheulichen Instinkt erkennen, werden wir auch nichts tun, um ihn auszurotten. Der Krieg wird nicht durch den Krieg beendet noch durch den Völkerbund noch durch Pazifisten-Vereine. Nur, wenn jeder Mensch die Bestie in sich bekämpft, wird der Krieg aus der Welt geschafft werden.
Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Englischen von Hermynia Zur Mühlen

Wann wird man Sozialist ? von Hans Bauer

Ist nun eigentlich der Sozialismus eine Frage der Erkenntnis, des Bekenntnisses, des Temperaments, der wirtschaftlichen Stellung, des Milieus oder wessen sonst ?

Ist sozialistische Gesinnung ein Beweis für tiefes Eingedrungensein in wirtschaftliche Fragen, für Friedfertigkeit, für Freiheitswillen oder für was sonst ?

Um mit dem Negieren zu beginnen: so liegen die Dinge ganz gewiß nicht, daß die paar Kerngedanken des Sozialismus, die fünfundneunzig von hundert sozialistischen Wählern mehr oder minder gut beherrschen mögen, in der Herren Hugenberg und Stinnes Gehirn keinen Eingang gefunden hätten. Die beherrschen Marxens Gedankenwelt und das Erfurter Programm vollkommener als irgendein Bergarbeiter, der für den Sozialismus auf der Barrikade stirbt, aber noch keine Seite aus Marxens drei Bänden vom Kapital gelesen hat.

Auch eine Frage der Ethik ist der Sozialismus nicht. Deutschnational sein und anständiger Kerl außerdem, ist gewiß nicht ganz einfach; aber im übrigen hat Friedfertigkeit und Menschen-

liebe mit politischer Ueberzeugung doch nicht alles zu tun. Schücking und Nicolai sind keine Sozialisten: Sind sie deshalb unfriedfertigere Gesellen, weniger reine Menschen als Crispien, Däumig, Adolf Hoffmann ?

Aber vielleicht eine Frage des Temperaments ist der Sozialismus ? So etwas dachte man früher einmal. Vor dem Kriege, ja, da war Sozialismus identisch mit Freiheitsgier, Antibanausentum, Flammenkopf. Heute ? Du lieber Gott ! Was haben Landsberg, Noske, Südekum, Pëus mit Freiheitsgier zu tun ! Was hat ein Wolfgang Heine, der, als Verteidiger Hans Paasches bestellt, diesem im Untersuchungsgefängnis mit einem „Aber so etwas macht man doch nicht !" entgegentrat und derart gesprochen habend viertausend Mark Rechtsanwaltshonorar verlangte — was hat solch eine Seele mit Antibanausentum zu tun ! Aber Wolfgang Heine ist Sozialdemokrat, Noske auch, Pëus auch, Südekum auch (ob mans nun glaubt oder nicht), und Gerlach, Nuschke, Harden sind Bürgerliche. Rechter Hand, linker Hand hier ist alles vertauscht.

Aber ich hätte ja auch nur Mehrheits-Sozialisten genannt ? Gewiß: Däumig, Crispien, Adolf Hoffmann sind keine Noskes und Südekums. Immerhin: leset einmal in Barths ‚Werkstatt der deutschen Revolution' nach, wie Dittmann und Haase zur Zeit ihres Volksbeauftragtentums recht gut mit Landsberg, Scheidemann und Ebert auskamen, und glaube zweitens doch Keiner, daß zur Zeit der Parteispaltung es immer der innere Drang gewesen ist, der Diesen nach rechts, Jenen nach links wies. Ja: Liebknecht, Ledebour, Rühle und ihresgleichen — die wären nach links gegangen, auch wenn sie ganz allein gewesen wären. Die waren und sind Opponenten, Frondeure aus Gründen der Blutzirkulation. Aber frage man doch in der Provinz herum, wo es nicht, wie in Berlin, ein Sowohl als auch, ein Zerfallen in Rechts und Links gab, sondern nur ein Entweder-oder, ein: Entweder du beugst dich dem Beschluß deiner Ortsgruppe und behältst deinen Posten ! oder: Du beugst dich nicht und hast nichts mehr bei uns zu suchen ! — und man erkennt unschwer, daß bei den Führern in erheblichem Maße die Abstimmung der Ortsgruppe ausschlaggebend war für die Entscheidung, ob sie in die neubegründete U. S. P. D. abschwenken oder in der alten Partei verbleiben sollten. Nicht viel anders ist es mit den Partei-Mitgliedern gewesen. Das Gros hat sich einfach auf den Standpunkt gestellt, auf dem die Partei-Presse stand. Recht deutlich beweisen diese Behauptung die Nationalversammlungswahlen. Damals kamen, nehmen wir einmal Sachsen, in Leipzig die Mehrheits-Sozialisten, in Chemnitz und Dresden die Unabhängigen einfach nicht in Betracht. Warum ? Die Leipziger Volkszeitung hatte sich zur Zeit der Spaltung auf unabhängigen, die Chemnitzer Volksstimme und die Dresdner Volkszeitung hatten sich auf rechtssozialistischen Standpunkt gestellt. Daß heute die Dinge nicht mehr ganz so liegen wie damals und Dresden und Chemnitz von den Rechts-Sozialisten zwar noch beherrscht werden, aber doch zur Reichstagswahl große Mengen Unabhängiger aufzuweisen hatten, ist einfach eine Folge davon, daß nach der Nationalversammlungs-

wahl eine kräftige, durch Gründung von Zeitungen unterstützte U. S. P.-Propaganda einsetzte. Noch deutlicher als in den großen Städten erweist sich die Parallelität von Arbeiterzeitungs- und Organisations-Richtung in mittlern Städten, die für zwei Arbeiter-Blätter nicht groß genug sind. Von mir bekannten Orten nenne ich Weißenfels und Zeitz, wo es eine irgendwie in Betracht kommende rechtssozialistische Organisation so wenig gibt wie in Altenburg eine unabhängige. Grund: in Weißenfels und Zeitz ist der ‚Volksbote' unabhängig, in Altenburg ist das ‚Volksblatt' rechtssozialistisch. Ich kann nicht daran zweifeln, daß die Dinge umgekehrt lägen, wenn zur Spaltungszeit in Altenburg das ‚Volksblatt' auf die linke, in Zeitz der ‚Volksbote' auf die rechte Seite gefallen wäre.

So verwischt sich, als Charakteristikum des Einzelnen gewertet, der Unterschied zwischen Rechts- und Links-Sozialisten, und es scheint mir als wesentlich bestimmender Faktor zur Beantwortung der Frage: Wann wird man Sozialist ? im allgemeinen und der Frage: Wann wird man Rechts- oder Links-Sozialist ? im besondern das Milieu übrigzubleiben. Denn auch die Unterscheidung in Proletarier und Bürgerliche und sogar die in Wenig- und Viel-Verdienende scheint nicht zu verfangen. Was heißt das: Proletarier ? Nach dem wissenschaftlichen Sozialismus ist der von seinen Produktionsmitteln getrennte, für fremden Mehrwert arbeitende Hand- oder Kopf-Arbeiter ein Proletarier. Der erste Ingenieur bei Krupp würde also einer sein, nicht aber der kleine Barbier in der Vorstadt, der aushilfsweise sonnabends einen Gehilfen beschäftigt. Und auch so ist es nicht, daß Alle unter einer bestimmten Einkommensgrenze sozialistisch, alle darunter bürgerlich wählen oder bürgerlich empfinden. Es ist einfach eine Tatsache, daß so und so viele Kleinrentner, Angestellte, Kaufleute, geistige Arbeiter weniger als täglich vierzig Mark (das Einkommen eines Bergarbeiters im mitteldeutschen Kohlenrevier) verdienen. Etwas sträubt sich in ihnen trotzdem, Sozialdemokraten zu sein, während die Bergarbeiter Sozialisten wären, und wenn sie hundert Mark am Tage verdienten.

Warum das alles ? Weil der Sozialismus in erster Linie eine Angelegenheit des Milieus ist. Ich kann mir vorstellen, daß Einer nach der Lektüre von ‚Charleville' oder nach der Freisprechung der marburger Kanaillen Sozialist wird. Das ist möglich. Aber ich kann mir nicht gut vorstellen, daß, beispielsweise, ein unabhängiger Arbeiter zu den Mehrheitern hinüberwechselt, weil die Unabhängigen prinzipiell gegen eine Koalitionsregierung sind. Die Arbeiter sind in ihrer Mehrzahl Links-Sozialisten, Rechts-Sozialisten oder überhaupt Sozialisten aus Tradition heraus. Das ist eben selbstverständlich, daß man rot wählt. Das kennt man nicht anders. Dazu kommt noch, daß, vor allem in kleinern Orten, die Parteimitgliedschaft nicht nur das Bekenntnis einer politischen Ueberzeugung ausdrückt, sondern daß der sozialdemokratische Verein gleichzeitig alle Funktionen übernimmt, die in den großen Städten die verschiedensten Vereine ausüben. Turnverein, Vortragsabend, Gesangsrunde sind seine Unterorganisationen. Sommerfeste arrangiert er und Tanzkränzchen.

Wann also wird man Sozialist ?

Nun ja: Einige studieren beim Lampenschein Marx, Engels, Lassalle und kommen zu dem Ergebnis, daß die Ausschaltung aller unproduktiven Tätigkeit, wie Konkurrenzbekämpfung und Zwischenhandel, und die denkbar straffste Organisation der produktiven Tätigkeit, ausgeübt durch das sozialistische Gemeinwesen, Elementarvoraussetzungen einer vernünftigen Wirtschaft sind, und Einige empfinden es als Ungerechtigkeit, daß das faule Söhnchen des Fabrikdirektors auf der Universität ein Lotterleben führen darf, während die Arbeiter des Fabrikherrn sich mühselig ihren Lebensunterhalt erschuften müssen, und Einigen ist der Ekel vor Nationalisterei und Uniform so in den Hals gekrochen, daß sie, unbekümmert um das mit ihrer Auffassung vielleicht nicht harmonisierende wirtschaftliche Programm der Sozialisten, deren Reihen aus Opposition gegen jene Blutgeschwüre mit formieren helfen.

Aber die ungeheure Mehrzahl der Sozialisten sind Sozialisten aus Gründen des Milieus heraus. Nicht aus Erkenntnis, Ethik, Temperament. Das ist schlimm. Und doch kann es Keinem verborgen bleiben, der den Betrieb in sozialistischen Organisationen näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte.
Ich glaube, die Sozialisten täten gut, den Klassencharakter ihrer Parteien nicht allzu sehr in den Vordergrund zu stellen.
Schon recht: „Die Idee blamierte sich immer, soweit sie vom Interesse unterschieden war", polemisiert Marx gegen Bruno Bauer. In einer Zeit aber, wo es nicht mehr nur darauf ankommt, gemeinsame Interessen zu organisieren, sondern wo es jeden Augenblick darauf ankommen kann, aus der organisierten Interessengemeinschaft heraus Zehntausende an die Spitze aller Schattierungen zu berufen, da scheint es mir nicht so sehr wesentlich, gegen Jeden Mißtrauen zu hegen, der kein Mitgliedsbuch besitzt, und Jedem alles zuzutrauen, der eins hat, weil sein Vater ihm nach der Konfirmation befahl, in die Partei einzutreten, und der dann automatisch weiter zahlte und weiter dachte.

Sozialismus ist schließlich nur ein Wort. Erkenntnis und Weltgefühl haben und lieben und hassen können sind Taten.

Pädagogische Anarchie von Wilhelm Appens

Wir kommen aus der pädagogischen Kleinstaaterei nicht heraus. Das ist absolut sicher. Eine bittere Wahrheit. An eine große Gemeinsamkeitsschule ist einfach nicht zu denken. Sie kommt nicht — wenigstens jetzt nicht —; und wenn wir uns Alle auf den Kopf stellen.

Und weshalb nicht ?

Weil zwei Gruppen in Deutschland sie ablehnen: die Vertreter der Kirchen und Städte.

Die Kirchenbehörden waren schon immer die Lemuren der pädagogischen Einheitsbestrebungen in Deutschland.

Das ist gewiß ein harter Vorwurf, der nicht leichtfertig hingeschrieben, sondern genau in all seinen Konsequenzen überlegt ist.

Soll ich bei 1848 anfangen ?
Damals — ich habe das in meinem Buch ‚Die Nationalversammlung 1848/49‘ (erschienen bei Eugen Diederichs in Jena) beschrieben — damals war es in der Paulskirche, als der Fürstbischof v. Ketteler den Vertretern der staatlichen Gemeinsamkeitsschule entgegenhielt:

„Ich will, daß dem Ungläubigen gestattet sei, seine Kinder im Unglauben zu erziehen; es muß aber auch dem strengen Katholiken gestattet sein, seine Kinder katholisch zu erziehen. Wenn Sie diesen Weg nicht einschlagen, so werden Sie nie die wahre Einheit schaffen, Sie werden die Einheit Deutschlands im Prinzipe unmöglich machen . . . Die Richtung anzugeben, worin der Vater seine Kinder erziehen lassen soll, das wäre Tyrannei, das wäre der schmachvollste Absolutismus . . . Gewähren Sie uns das, und nichts wird vermögen, die Katholiken vom Reiche loszureißen. Dann werden wir einstehen wie ein Mann bei allen Gefahren, für die Erhebung, die Einheit und die Kraft Deutschlands.”

Was damals v. Ketteler gesagt hat, gilt heute noch: Wir vom Zentrum sind mit Allem einverstanden, was Ihr im Reiche treibt. Ob Kaisertum, ob Republik, ob Krieg, ob Frieden — nur gebt uns: die Schule. Oder vielmehr: gebt sie den Eltern, und das heißt letzten Endes: den — Geistlichen.

Aeußerlich betrachtet, hatte v. Ketteler mit seinen Ausführungen recht: die Eltern sollen über die Erziehung ihrer Kinder allein bestimmen. Also kurz gesagt: Pädagogische Laienrechte.

Was damals 1848 ein Fürstbischof in der Paulskirche forderte, das fiel siebzig Jahre später im Theater zu Weimar auf fruchtbaren Boden.

Der Kultusminister Haenisch — erziehungsphilosophisch und historisch geschult — wagte das Experiment und schuf die Elternbeiräte, die sich zu pädagogischen Laienbehörden (im guten Sinne des Wortes) auswachsen sollen.

v. Ketteler und Haenisch ! Katholizismus und Sozialismus ! Geschichtlich siebzig Jahre aus einander. In der Idee Arm in Arm !

So gut war alles gemeint ! So ideal sah die Sache aus ! Ich selbst war ein Verfechter der Elternrechte bis in die letzten Konsequenzen hinein.

Die Praxis kam.

Ein Jahr schwerer Schulkämpfe habe ich als Schulaufsichtsbeamter in meinem Kreise hinter mir.

Die Eltern traten in die Schranken und redeten frei von der Leber weg. Man hatte seine Freude dran.

Aber sobald die Sache ernst wurde und die Eltern sich äußern sollten, ob sie für eine Gemeinsamkeitsschule zu haben seien, und sobald sie tatsächlich Miene machten, dafür einzutreten: da übernahmen plötzlich die Vertreter der Kirchen und Religionen die Führung und redeten wie einst Aaron für Moses.

Drei Gruppen warens: die katholische, die evangelische und die freireligiöse Geistlichkeit. Das Volk prägte hierfür das Wort von den „schwarzen” und „weißen” Pfaffen.

Der Kampf begann.

Die Herren von Rom hatten die günstigste Stellung inne. Sie regten sich kaum auf, wenn die Geister in den Schulvorständen aufeinanderplatzten. Sie waren und sind ihrer Eltern sicher, die gehorchen wie Kompagnien beim Exerzieren.

Wenn ihnen die Sache zu bunt wurde, gerieten sie wohl einmal in Harnisch. Aber das war Alles. Und verloren sie gar einige Schäflein: Du liebe Zeit — die Zentrumsschulen erlitten dadurch keinen Abbruch. Im Gegenteil.

Jetzt konnten sie die Reihen um so besser schließen, weil die paar Nörgler draußen waren.

Sodann die Herren von Wittenberg.

Sie haben keine gut disziplinierte Masse hinter sich. Das Wort summus episcopus ist kirchenpolitisch (ich sage: kirchenpolitisch) eine schlechte Sache, weil Jeder danach seinem Gewissen folgen darf. „Diese Freiheit eines Christenmenschen" hat der Luther vor 1521 gefordert; nach 1521 hats ihn gereut.

Die evangelische. Kirchengemeinschaft läßt sich nicht kommandieren, nicht katholisch lenken, weil ihre meisten Mitglieder politisch demokratisch und religiös antikirchlich denken.

Deshalb hatten die evangelischen Geistlichen in solchen Schulkämpfen den schwersten Stand. Die evangelischen Kirchenschulen verloren. Bisweilen weit über die Hälfte.

Die dritte Gruppe: Die freireligiöse Geistlichkeit kämpfte um Boden, um Neuland.

An und für sich eine junge Kampftruppe.

Hinter sich die Dissidenten, wenig an Zahl, aber groß an Begeisterung und Kampfeslust.

Die freireligiösen Geistlichen haben ihrem Herkommen, ihrer Vorbildung, ihrem kecken Auftreten nach etwas Apostolisches an sich. Wenn man sie beisammen sieht, sie reden hört, muß man unwillkürlich an das erste Pfingstfest denken, da plötzlich ein Brausen vom Himmel geschah und die Jünger mit fremden Zungen redeten.

Die Begeisterung geht vor ihnen her wie eine Feuersäule. Sie lassen nicht nach. Sturmangriff auf Sturmangriff. Wo sie irgendeine Stellung nehmen können, puddeln sie sich ein. Bedarf es mehr der Worte ?

Das sind die Gemeindeschulen, wie sie v. Ketteler 1848 zum ersten Male forderte. Und das sind die Eltern, die Haenisch in die Schulverwaltung — bona fide — einsetzte.

Dies soll kein Vorwurf sein; denn diese Anarchie wäre doch gekommen.

Das ist sicher; weil bei Revolutionen eben Alles aus dem Leime geht — auch die Schulen.

Haenisch hat durch seine Elternpädagogik Schlimmeres verhütet. Hätte er keine Elternbeiräte geschaffen — Ventile für die pädagogische Unzufriedenheit — : es hätte Mord und Totschlag gegeben.

Sieht das nach pädagogischer Einheit aus ?

O nein ! Die Herren Geistlichen aller Richtungen haben eine nette Schulanarchie geschaffen.

Und die Ursache, der Grund zu all diesem pädagogischen Wirrwarr ? Weil jeder Vertreter irgendwelcher Religionsgemeinschaft die Schule für sich beansprucht.

Sie klettern über den Schulzaun und rühren ungefragt ihre Werbetrommeln. Und wenn wir Pädagogen uns diese Ruhestörungen verbitten, dann tut man noch beleidigt und droht mit Maßregelungen; denn für die Geistlichkeit ist die Schule ein ecclesiasticum, aber kein paedagogicum. Das war so seit Erschaffung der Welt und bleibt so bis zum Jüngsten Gericht.

Schiff in Not ! Wahrhaftig. Ins Meer möchte man sich stürzen bei dem Gedanken, daß selbst die Geistlichkeit, die doch ihrem Namen nach schon den „Geist der Gleichheit und Einheit" vorpredigen und vorleben soll, damit das Vaterland vorwärtskommt, immer das Trennende hervorhebt.

Hie Rom ! Hie Wittenberg ! Hie Jerusalem ! Hie Antikirche ! Welch Kampfgeschrei durcheinander ! Und die Schule ? Zerfleischt und verhöhnt: Ecce homo !

*

Lassen wir die Kirchen, und wenden wir uns den Rathäusern zu. Vielleicht ist dort ein geneigtes Ohr für die Gemeinsamkeitsschule.

Ihr Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands: hört die Worte von der Aufbau-Schule und der Ober-Schule und all den schönen Sachen, die die Reichsschulreform unserm Volke bescheren will.

Und richtig: sie strömten zuhauf. Vor Wochen erst. Am sechsten Juni 1921 wars. Zum Deutschen Städtetage.

Die Pädagogen hielten den Atem an und lauschten wie einst der blinde König übers Meer.

Werden sie ein kräftiges Wort sprechen ? Werden sie sich bekennen zum pädagogischen Einheitsbau ? Werden die Männer der Städte die Männer der Kirchen beschämen ?

Abermals ein Nein.

Der Pädagoge traut seinen Augen nicht, wenn er die Beschlüsse liest: Verminderung — nicht Verrmehrung, ja nicht einmal Beibehaltung der sachlichen und persönlichen Ausgaben für jeden Schul-Etat.
Rückwärts, aber nicht vorwärts.

Und die Herren vom Städtetage fuhren heim, jeder in sein Amtszimmer, und denken an die Schuldebatte des Städtetages wie an eine Episode.

*

Und draußen steht wieder der Pädagoge allein, wie auf einsamer Heide, ein Kind, das sich verlaufen hat.

Doch lange dauert bei der deutschen Lehrerschaft solche Kopfhängerei nicht. Die Kerntruppe, der Deutsche Lehrerverein, marschiert auch ohne Verbündete. Er hat schon so manches Jahrzehnt allein um seine Ideale gekämpft — weshalb jetzt nicht ? Siegen wird er nicht. Das weiß er. Aber die Stellung halten — das kann er. Ja, wenn die deutsche Lehrerwelt selbst eine geistige Einheit wäre ! Aber das ist es eben.

Die Schuld liegt an der Verschiedenheit der Vorbildung.

Ich will oben anfangen. Der Oberlehrer kommt von der Universität. Akademische Bildung und — Corpsgeist.

Der Oberlehrerstand läßt sich kirchlich nicht leicht auseinanderspalten. Wenigstens vor der Oeffentlichkeit nicht. Er hat seine Philologenkonferenzen, seine naturwissenschaftlichen Verbände, aber keine evangelischen und katholischen Oberlehrervereine.

Diesen traurigen Ruhm hat leider nur die Volksschullehrerschaft.

Disharmonie über Disharmonie.

Schon die ganze Vorbildung ist pädagogischer Klüngelkram.

Katholische und evangelische Seminare mit streng kirchlichem Ritus. Wer sechs volle blühende Jahre diesen Kalvarienberg hinaufkraxeln mußte, der hat genug.

Man wirft einesteils der Lehrerschaft vor, daß sie kirchlich indifferent sei.

Stimmt im großen Ganzen; und man kanns verstehen. Bei Dunkelheit morgens und abends in die Aula zu Gebetsübungen. Religion und Religionsstoffe; Kirchenlieder und Choräle; Sprüche und biblische Historien; Kirchengeschichte und Kirchengebräuche — Tag um Tag, Jahr um Jahr.

Viele haben dabei das andächtige Beten verlernt.

Eine zweite Gruppe ist bei der Kirche geblieben. Sie schwimmen mit dem Strom. Sie denken theologisch, aber nicht pädagogisch. Sie denken und unterrichten kirchlich.

Für die katholische Lehrerschaft trifft dieser pädagogische Vorwurf fast ohne Ausnahme zu. Sodann aber auch für viele evangelische Lehrer und Lehrerinnen, die lieber dem evangelisch-konfessionellen Schulverein angehören als der eignen Organisation: dem Deutschen Lehrerverein.

Sie dienen alle samt und sonders den Kirchenschulen und stehen im gegnerischen Lager. Das ist bitter. Der größte Schmerz. Kampf gegen das eigne Fleisch und Blut.

Und ganz zuletzt noch die Eigenbrödelei vieler Lehrer und Lehrerinnen, die den Mittelschul- und Rektor-Gruppen ausschließlich angehören und bei ihren Sonderinteressen das große Ganze aus dem Auge verloren haben.

*

Kurzum: der gesamte deutsche Lehrerstand bietet selbst das Bild der pädagogischen Zerrissenheit. „Wenn so etwas geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden !”

Erst eine geeinte Lehrerschaft — wie oft ist das schon gesagt und geschrieben worden ! Sodann die berühmte pädagogische Einheitsfront — wie oft habens die Junglehrer in Manifesten gefordert ! Es ist ja doch alles verlorene Liebesmühe.

Nur ein kleiner Hoffnungsstern leuchtet am pädagogischen Nachthimmel. Wenn die Universitätsbildung — einerlei in welcher Form — Tatsache würde ! Und zwar für Alle !

Pädagogische Lehrstühle — pädagogische Fakultäten mit pädagogischen Kliniken.

Oder ist das Alles auch nur pädagogische Zukunftsmusik ?

Führerhunde von Theobald Tiger

Zum ersten August

Kluge Hunde führen über die Straßen den tastenden Blinden.
Wittern und suchen und wissen den richtigen Weg zu finden.

Einmal, Blinde, haben euch andre viereinhalb Jahre geführt.
Haben geknurrt und gebellt und lebende Menschen dressiert.

Einmal, Blinde, führten euch Wölfe in schmutzige Gräben,
legten euch an die Kette und ließen euch Tierfraß geben.

Liefen davon, als es wankte. Nach blutigem Trunk
tragen sie heute jenseits der Grenzen die schwere Verantwortung . . .

Vorsichtig zerrt euer Hund an seinem leitenden Strick.
Wachsam die Ohren gespitzt und gute Treue im Blick.

Blinde ! Keiner, keiner der Führer, aufgeblasen und bunt,
steht vor Gott so menschlich und hoch wie euer Hund !

Finanzen, Frauen, Diplomaten von Hetta Gräfin Treuberg

Bei Beginn des Weltkrieges erlitten die Finanzen der Welt eine Erschütterung. In den neutralen Ländern war sie fast noch stärker als in den kriegführenden: in Amerika waren die Leute, die in dem furchtbaren Börsenkrach nicht bankerott machten, zu zählen; in Schweden durften selbst die reichsten Leute nur eine ganz kleine Summe im Monat von der Bank abheben; in Italien war ein Run auf alle Banken und Bankgeschäfte; in der Schweiz sah man auf dem Höhepunkt der Saison finster die Fremden scheiden und empfand es als Glück, daß Italien zunächst neutral blieb; in Holland speicherte man Vorräte auf und überlegte, ob man, nachdem die Muffs (die Deutschen) Belgien angegriffen, nicht das eigne Land prophylaktisch unter Wasser setzen sollte.

In den kriegführenden Ländern merkte man von alledem weniger. Man gab sich, besonders in Deutschland, von der ersten Stunde an mit Elan der Aufgabe hin, den Krieg durch reichliche Druckmaschinentätigkeit erträglich zu gestalten. Der Kaiser kannte keine Parteien mehr, keine Konfessionen, nur noch Kriegskreditbewilliger. Ganz gleich, welcher Partei man angehörte, wurde man in den vaterländischen Dienst eingestellt. Die Einen, die nie im Ausland gewesen, verfaßten Propagandaschriften; die Andern ließen sich mit ihrem Verhältnis oder sonst einem geeigneten weiblichen Wesen schnell kriegstrauen. Die Frauen, die es so nicht erreicht hatten, pflegten; der Bahnhofsdienst blühte; alle strickten, zupften, nähten für unsre Lieben da draußen, für die Lazarette, für die zukünftigen Krieger, für die Unabkömmlichen, die man später die Reklamierten nannte. Die Fabriken wurden auf den Heeresbedarf umgestellt. Rohstoffversorgung und Zwangswirtschaft wurden eingeführt. Im Frieden hatte die Heeresverwaltung mit Lebensmittellieferanten abgemacht, daß diese stets für ein Jahr Vorräte, zum Beispiel von Konserven, bereit hätten: Diese Vorräte, die jährlich erneuert

werden mußten, wurden im Frieden streng kontrolliert. Im Kriege aber wurde nicht dafür gesorgt, daß sie regelrecht und regelmäßig beim Kampfteil eintrafen. Und die Finanzlage ? Die Goldwährung war also aufgehoben: das Reich druckte zur Erfüllung seiner Verpflichtungen Noten. Diese Noten wurden für destruktive „Werte" verausgabt. Für alle Landesprodukte, die nicht direkt dem Kriege dienten, war strengste Bewirtschaftung, waren Höchstpreise vorgeschrieben. Beim Militär empfing der Soldat eine bestimmte Summe. Wem der Ernährer fehlte, der erhielt eine kleine Unterstützung. Die Frauen und Mädchen taten Männerarbeit in den Fabriken für den Kriegsbedarf, suchten die Maschine der Wirtschaft in Gang zu halten, füllten bei der Straßenbahn, der Post und anderswo die Plätze der Männer aus. Der Staat schuf für Import und Export, für Bewirtschaftung der Produktion Kriegsgesellschaften und saugte den gewohnten Zwischenhandel auf, der Angebot und Nachfrage reguliert hatte.

Der Fabrikant aber, der für den Heeresbedarf arbeitete, der kriegswichtige Artikel fabrizierte, der hatte, dank der Sonderbarkeit unsrer Rohstoff- und Menschen-Bewirtschaftung, gradezu Allmacht. Nicht allein, daß er dem Staat seine Preise diktierte: er bezog Lebensmittel aus Neutralien für seine Arbeiter; er brauchte keinen Waffendienst zu leisten; er konnte für seine Fabrik reklamieren, wen er wollte — und was noch schlimmer war: diese neuen Herren Deutschlands, die jetzt statt der Cotillonorden Granaten, statt der Stiefel Sprengstoffe herstellten, die verfügten plötzlich alle über eine Unmenge Papiergeld, womit sie garnicht wußten was beginnen. In Neutralien, da fühlten sie sich noch nicht wohl, hatten auch bei ihrer Unabkömmlichkeit kein Bedürfnis, in der Schweiz zu frieren, wie es einer Anzahl kriegsverwendungsfähiger Männer beschieden war. Was taten sie also ? Sie blieben in Berlin und suchten hier oder sonstwo in Deutschland ihre neuen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Schleichhandel entstand. Das Volk hungerte vorschriftsmäßig und zeichnete Kriegsanleihe. Aber in kleinen und großen Restaurants aß man „wie im Frieden", und die Gewinne legte man teilweise zu fünf Prozent an. Steuern ? Man kopierte Necker: man führte ohne neue Steuern Krieg, um den besitzenden Herrschaften ja nicht die Freude am Gewinn zu rauben — denn die ausgeschriebenen Kriegssteuern, die Rückstellung auf den Gewinn, das waren keine durchgreifenden Maßnahmen und sollten gar keine sein. Die Lösung lautete: Nicht die Stimmung verderben ! Deutschland, das Land der Disziplin, der Organisation, hatte alles bis aufs kleinste organisiert, selbst das Interesse der Kriegsschieber aller Branchen an der Kriegsdauer. Wem schauderte nicht, wenn er an das Kriegsende dachte und an die Rückkehr zu einer Finanzpolitik, die das Budget durch Steuern und nicht durch innere Anleihen mit ihrem unentrinnbaren Zinsendienst zu decken haben würde.

Die Presse versagte vollständig, oder vielmehr: sie schloß sich mit ganz wenigen Ausnahmen, die aber unbemerkt blieben, weil das Oberkommando ihnen energisch das Handwerk legte, der herrschenden Meinung an. Wenn man die Berichte aus dem

In- und Auslande las, oder gar über das In- und Ausland, so konnte man nur leise lächeln oder weinen. Die armen Reklamierten ! Jedes nicht ganz genehme oder kritische Wort konnte einen an die Front befördern; und war man über das Alter hinaus, so gabs Schreibverbot, Redeverbot und schließlich die Schutzhaft. Alles wurde so willkürlich gehandhabt, als ob Deutschland Republik wäre.

Gegen diese Volkswirtschaft- und Finanzzerstörer machte auch der Reichstag nicht ernsthaft Front. Steuern, staatliche Erfassung jedes Gewinns über vier Prozent, Kasernenhof im ganzen Lande für Alle: das hätte den Krieg sicherlich sehr verkürzt, wurde aber von Niemand vorgeschlagen. Gegen diese Finanzwirtschaft war in Deutschland nur Ein Teil der Bevölkerung, und der hatte politisch und, trotz aller Arbeitsleistung, auch wirtschaftlich und in der Finanzverwaltung garnichts zu sagen. Das waren die Frauen. Gewiß: es gab alldeutsche U-Boot-Schreierinnen jeder Konfession. Aber die meisten Frauen hatten doch den Mut, zu zeigen, zu sagen, zu rufen: Uns bangt um unsre Lieben ! Wir brauchen unsre Ernährer ! Gebt uns den Frieden ! Finanzen und Frauen, diese beiden treibenden Mächte der Welt, forderten den Frieden, lechzten nach Frieden, schrieen nach Frieden.

Nun hätte die deutsche Diplomatie einsetzen können, müssen. Guicciardini, der Gesandte der Signoria von Florenz am Hofe Karls des Fünften zu Madrid, schreibt in seinen politischen Erinnerungen über die Diplomatie: „Es gibt zwei Sorten von Auftrag, zwei Arten, wie man die Diplomatie handhaben kann. Einige Fürsten halten es für richtig, wenn sie einen Botschafter aussenden, diesem ihren letzten Gedanken, den wirklichen Sinn der Botschaft, mit der sie ihn betraut, vorzuenthalten. Ja, sie treiben die geheimnisvolle Art so weit, daß sie sich die größte Mühe geben, ihren eignen Abgesandten hinters Licht zu führen, damit er am fremden Orte nur ja den Eindruck erwecke, daß sein Herr nichts andres im Schilde führe, als was er sage. Andre wieder enthüllen ihr Wollen, heben den letzten Schleier des Geheimnisses und sagen ihrem Gesandten nicht, wie er zu Werke gehen soll, sondern was der wirkliche Zweck, das Ziel seiner Sendung ist. Die Einen betrachten also den Botschafter als ein Werkzeug, ein blindes Wesen, dessen Nutzen nur in Dozilität besteht, die Andern betrachten den Legaten als ihren Stellvertreter." Nach Guicciardinis Ansicht ist es richtig, wenn der Fürst sich seinen Legaten so aussucht, daß dieser selbständig und unabhängig ist. Ihn außerdem so stellt, daß er nur vom Vorteil seines Auftraggebers Nutzen ziehen kann. Hat aber der Principe diesen zuverlässigen und klugen Abgesandten sich einmal erkiest, so soll er ihm die Geschäfte ganz übergeben und ihm alles offenbaren, was er zur Ausführung seines Auftrages wissen muß.

Guicciardini war sehr weise. Bei dem Einsiedler von Sanssouci hätte er sicherlich reüssiert. Napoleons Methoden waren dem Augenblick angepaßt. Für die Erben Bismarcks aber gehörte der alte Florentiner mit seiner Weisheit der Vergangenheit

an. Man suchte sich die Botschafter weder als Ausführer eines höhern Willens aus, noch waren sie zu Beratern und Vertretern auserlesen. Bei dem Eintritt in den diplomatischen Dienst spielten ganz andre Faktoren mit; für die Erreichung der Würde des Botschafters waren meistens Momente entscheidend, die mit Außenpolitik verdammt wenig zu tun hatten. Taube wurden als Botschafter bevorzugt, Kurzsichtigkeit allein befähigte nicht, schwache Stimmbänder oder chronische Heiserkeit waren eine Empfehlung. Musikalische Begabung war der Gattin des Kanzlers Bülow erwünscht, feste protestantische Ueberzeugung nützte bei Bethmann. Vorbildung ? Kadettencorps, Burschenschaft, Ritterakademie; etwas Bonnen-Französisch und geziertes Englisch. Finanzkenntnisse ? „Mein Alter, mein Bruder, mein Rentmeister, mein Bankier senden mir meine Renten. Wie sie das fertig bringen, ist schnuppe. Die Hauptsache ist, daß sie es tun." Manchmal schickte auch eine lebende Frau oder ein toter Schwiegervater.

Diese Männer sollten die Welt vom Alb des Todes befreien ? Der Principe, der solche Ratgeber duldete, solche Kanzler sich wählte, sollte die Kräfte des Landes sammeln ? Er sollte wissen, wie es mit den Finanzen stand, wie die Stimmung der Frauen war ? Das war zu viel für Wilhelm. Die Obliegenheiten der Frauen ? Drei Kriegskinder — denn der König braucht Soldaten; die Küche — denn die Krone der Schöpfung muß satt gemacht werden; die Kirche — denn wir brauchen eine geistige Macht.

Aber die Frauen — je länger der Krieg dauerte, desto ungebührlicher benahmen sie sich. Ludendorff und sein Nicolai seufzten über politische Einmischung, ja über Salons in Berlin. Die Clubs, selbst die Deutsche Gesellschaft von 1914 ertrugen sie schon eher; das waren mit der Zeit doch mehr Privatbörsen als politische Konventikel geworden. Die deutsche Diplomatie aber überhörte weiter die warnenden Töne der Zeit, die uralte Wahrheit, daß Diplomatie nichts andres ist als eine Ausnützung der Frauen und der Finanzen zugunsten des Vaterlandes. Und die Finanzen wurden nicht besser. Die Papierflut wurde vom Ausland ohne Freude begrüßt, und es lieferte selbst gegen die schönste Reichsbankgarantie immer weniger gern Ware.

Da kam der Zusammenbruch, die Revolution, die Umwälzung. Wieder hätte die Diplomatie sich bewähren können, bewähren müssen, wieder schalteten deutsche Regierungen die Frauen und die Finanzen aus ihrer Berechnung aus. Als einst bei der Ernennung eines Ministers ein Ausländer ganz entsetzt fragte: „Was wird jetzt für eine Finanzpolitik getrieben werden ? Welche neuen Wege wird die Verwaltungstechnik gehen ? Der Herr Minister ist doch Dilettant . . ." — da erhielt er die einen Sohn Albions erstaunlich dünkende Antwort: „Die Arbeit, die machen bei uns schon die Geheimräte, die sind sehr tüchtig." Und Salons ? Die sind jedem braven Deutschen ein Greuel, wenn dort etwas andres als Essen, Theater, Kino und das Liebesleben der Mitmenschen

besprochen wird. Politik treiben die Männer. Die haben es ja auch herrlich weit darin gebracht.

Deutschland brauchte jetzt eine Finanzleitung, die versuchte, sich über den Weg, den das Land gehen soll, klar zu werden, eine, die alle Zickzackwege entschlossen aufgibt. Und Deutschland brauchte eine Diplomatie, die sich der Frauen als Trägerinnen des Gedankens der Völkerversöhnung bediente. Die ihnen ihren Platz einräumte als Verkünderinnen eines Evangeliums der Freundschaft Aller und der großen verzeihenden Liebe.

Liebespaare von Robert Walser

Helene spaziert mit Hugo. Sie liebt einen Andern, aber Hugo gefällt ihr. Sie setzen sich unter dem Grün auf eine Bank; unfern plaudert ein Bächlein. Er wird zärtlich, sie sieht es mit Entzücken und Schrecken. Er umarmt und küßt sie. Schade um die Mühe. Sie gesteht ihm, sie sei verlobt. Er freut sich schier über die Mitteilung, denn er hat es gar nicht sehr ernst gemeint. Fröhlich begleitet er sie bis vor ihr Haus und nimmt artig Abschied. Sie lächelt, denn sie fühlt sich geschmeichelt.

*

Ottilie pflegt ihren Edgar rührend, springt für ihn von morgens bis abends, kennt keine Müdigkeit, dient ihm unablässig. Sie hat Mitleid mit ihm. Er ist krank, weiß sich nicht zu helfen. Er leidet, und sie findet es herrlich, ihm Zeit und Kraft und die Mittel zu widmen über die sie verfügt. Sich gibt sie damit eine Tätigkeit, ihm einen Trost. Ihre Wohltaten sind für sie so wohltuend wie für ihn. Er erholt sich, hat sie nun nicht mehr nötig, langweilt sich bei ihr und gibt ihr das mehr oder weniger deutlich zu verstehen. Sie begreift ihn, hat ihn überhaupt immer gut begriffen, und wahrscheinlich ist es das, was er uninteressant findet. Sie wünscht ihn krank und muß sich natürlich zugleich freuen, daß er gesund ist, tuts auch und verzichtet auf ihn.

*

Vormittagssonne scheint in ein Zimmer, draußen spielt die Stadtmusik, in der blauen Luft fliegen Schwalben, auf der Straße promenieren Menschen. Arthur hat Besuch. Er ist Künstler. Wer verkürzt ihm die Zeit ? Lina ! Diese ist hübsch und geistreich. Sie besitzt, gleichsam für alle Fälle, bescheiden im Hintergrund, einen ehrlichen Anhänger. Heute nützt sie die Situation, scherzt mit Arthur, genießt den Augenblick und nennt das bei sich eine „Episode". Er hat Witz, Phantasie, plaudert ausgezeichnet. Sie unterhält sich vorzüglich. Am Schluß sagt sie ihm: „Du bist langweilig", weiß wohl, daß sie die Unwahrheit spricht, sagts bloß, um den Mut zu bekommen, sich von ihm zu trennen, und denkt später ihr Leben lang an die entzückende Stunde.

*

Anna wohnt in einem ungemein heimeligen Stübchen. Zwei Fenster bieten die schönste Aussicht. Allerliebste Möbel zieren den Raum. An den Wänden hängen geschmackvolle Bil-

der. Eine Etagere ist voll Bücher. Man kann sich nichts Wohnlicheres vorstellen. In hellen Nächten wirft der Mond sein liebes Licht ins Zimmer. Anna sagt zu sich: „In solchen Milieu ist es mir unmöglich, ohne Liebe zu leben; ich bin es dieser Behausung schuldig, mir einen Freund anzuschaffen, dem ich sagen kann, wie reizend sie mir vorkommt, und der mir zugibt, daß ich recht habe.” Sie sucht und hat keine Ruhe, als bis ihr Wunsch sich erfüllt. Demnach ists gleichsam ihr Kunst- und Naturverständnis, wodurch sie glücklich wird.

*

Erich ist schön und infolgedessen verwöhnt. Kätchen liebt ihn rasend. Sie ist leider etwas leidenschaftlich, er leider etwas kühl. Was können sie dafür ? Es ist ihre Art. Gegen Veranlagungen wehren sich Menschen meist vergeblich. Er ist Zeichner, und sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie ihn abzeichnet. Sie schreibt einen schwärmerischen Aufsatz über ihn. Er liest das Produkt, wirfts ihr vor die Füße, will mit einmal nichts mehr von ihr wissen. Arme Verehrerin !

*

Theodor denkt an nichts als an Lotte. Sie hat schöne Hände und ein niedliches Näschen. Ihr Mund hat Aehnlichkeit mit einer Blüte, aber das Kostbarste ist, was sie damit spricht: „Ich will nur mit wahrer Liebe geliebt sein”. Seltsam, was einem Köpfchen einfällt. Theodor scheint für sie wie gemacht, er liebt sie innig. Sie sehen sich nie, stehen sich darum auch nicht im Wege. Sein Lieben ist selig, er ist glücklich und sie den ganzen Tag fröhlich. Sie scheint zart und er ebenfalls, Wär ers nicht, wie würd' er sich mit bloßer Herzensnahrung begnügen ? Sie leben wie Blumen; eine wächst hier, die andre dort, haben einander im Geiste lieb, aber dafür lange, sind allen übrigen Menschen herzlich gut, sind zärtlich, und Jedes überläßt das Andre ruhig seinem Geschick.

Knut Hamsun von Siegfried von Vegesack

Mythos,
Mitten in die Welt
Der Gegenwart hineingestellt.
Wer ist der Mann ?
Ein Weiser Indiens, der sich besann ?
Ein Wikinger, der abenteuertoll
Mit Drachenschiff und harter Faust
Die Welt durchsaust
Mit Beute voll ?
Ein großes Kind mit großen Kinderaugen,
Das immer noch mit kleinen Steinchen spielt,
Sie liebevoll befühlt,
Ob sie zu irgendeinem Wunder taugen ?

Ein Wunder selbst, an das wir glauben sollen,
Ein Wunder, das in unsren Tagen lebt,
Und das noch bebt —
Wenn unsre kleine Erde längst verschollen.

Rundschau

Pull down !

„Pull down !" „Herunterziehen !" ist die Inschrift an der Klappe unsrer Briefkasten. In dunkeln Stunden scheint mirs das Motto des amerikanischen Lebens. Zehn Jahre hause ich nun hier, und ich habe das Gefühl, als seien wir während dieser Zeit in Dem, was das Leben lebenswert macht, rasch, unaufhaltsam bergab gegangen. Faguet sagt in seinem Aufsatz über Toqueville: der Darsteller amerikanischen Lebens habe den Fehler begangen, ausnahmslos Alles, jede soziale Erscheinung auf die demokratische Regierungsform zurückzuführen. Vielleicht hat er recht. Die Franzosen neigen bekanntlich zur Vereinfachung. Es ist kaum nötig an das klassische Drama, an La Bruyère, an Taine zu erinnern. Es ist nicht „der Mensch mit seinem Widerspruch", den sie schildern: es ist die „passion dominante", die „faculté maîtresse". Es läßt sich aber auch zu Toquevilles Gunsten Einiges sagen, und ich will versuchen, das jetzt zu tun.

Ganz entsetzlich ist die Manierlosigkeit des Amerikaners. Woher stammt sie ? Aus dem Gedanken der Gleichheit. Kein Knabe steht auf, wenn ein Mann zu ihm spricht. Warum sollte er auch ! Sind sie nicht gleich ? Der Jüngling nimmt den Hut nicht ab, wenn er eine Dame begrüßt; vielleicht schiebt er, verlegen, ein bißchen daran. Sie sind ja gleich: die Frauen arbeiten und wählen wie er. (Altmodische Herren der guten Gesellschaft stehen mit abgezogenem Hut vor jeder Dame, bei jedem Wetter, und wie lange auch die Unterhaltung währen mag. In den ersten Kreisen erheben sich die Männer jedes Mal, wenn eine Dame aufsteht: eine abscheulich störende Sitte. Aber diese Bräuche sind auf eine winzige Minderheit beschränkt.) Kein Mann erhebt sich in der Bahn, um einer Dame seinen Platz anzubieten; ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß diese Höflichkeit, die heut seltene Ausnahme ist, vor zehn Jahren noch Regel war.

Viel mehr als der Europäer hat der Amerikaner die Neigung, seine Landsleute auf die Schulter zu klopfen, in die Rippen zu puffen kurz: sich ihm körperlich zu nähern. Vor sechzig Jahren sagte James Russell Lowell zu dem jungen Howells: „Ich habe Sie gern, weil Sie mich nicht antalkschen". Jetzt sieht man diese Antalkscherei immer wieder zwischen Jünglingen und Mädchen, nicht mit erotischer Absicht, sondern in linkischer Kameradschaft. Wir sind ja Alle „Menschen", gehören zusammen, haben das Recht auf innere und äußere Abgeschlossenheit verwirkt, und wie könnte man Das besser dartun als durch einen freundschaftlichen Knuff ?

Die Gleichgültigkeit gegen die Form ist demokratisch, nicht wahr ? Wer aber gegen Form gleichgültig ist, der kennt den Begriff der Schönheit nicht. Das amerikanische Leben ist sehr viel häßlicher als unbedingt nötig. Den Kulturgrad eines Volkes zeigt, nach Milton, am besten sein Verhältnis zur Sprache an. (Ich denke noch heut mit Entzücken an eine Stunde bei Deschanel; aber wie sprechen in Frankreich selbst die kleinen Leute !) Der Amerikaner spricht entsetzlich. Oft nasal gequetscht, im Diskant, schlimmer als berliner Blechgeschmetter. Dann aber glauben die meisten Männer, sauber und sorg-

fältig zu sprechen, sei weibisch. (Wie es einmal in der höchsten russischen Gesellschaft Mode war, ostentativ falsch Russisch zu sprechen, als sei dem Sprechenden nur Französisch geläufig.) Sie verstümmeln also die Worte, verschlucken sie, verzerren sie, als wollten sie sagen: „Worte sind keine Tatsachen, keine Zahlen; dem erfolgreichen Geschäftsmann sind sie verächtlich."

Nur eine Nation, die, aesthetisch gesehen, im Zustand der Barbarei lebt, kann sich dem Gummikauen ergeben. Wenn man in der Bahn alle diese Gesichter sieht mit der unaufhörlichen einförmigen Bewegung der Kinnbacken, so verzweifelt man an der Zukunft der Menschheit. Da sitzt ein Liebespaar: sie flüstern sich die uralten, ewig neuen Worte zu, und beide kauen, kauen, kauen.

Ueber die Handhabung des Zahnstochers ließen sich Seiten mit Beobachtungen füllen. Der Amerikaner des Mittelstandes ist von seinem Zahnstocher unzertrennlich. Er kaut an ihm, saugt an ihm, schiebt ihn von einem Mundwinkel in den andern, verschlingt ihn anscheinend, öffnet dann den Mund und reproduziert den Zahnstocher völlig unbeschädigt. Es gibt Leute, die Gummi kauen und den Zahnstocher im Munde halten — doppelt hohe Seligkeit ! Von Zeit zu Zeit spritzen sie dann den gelb-braunen Saft von sich. Die „höhern Stände" kauen nicht; aber wer wagt gegen dies Laster Etwas zu sagen ? (Ich habe neulich in einer großen Zeitung einige Sätzchen riskiert; die Leser werden die Achsel gezuckt haben. „Nun ja, ein deutscher Spion !" Ich bin nämlich hier, nachdem ich drüben fünfzehn Jahre lang gegen den Kaiser geschrieben habe, als deutscher Spion etikettiert.)

Auch die amerikanische Reinlichkeit ist eine Legende. Pfoten habe ich hier gesehen ! Doktoren, Rechtsanwälten, sogenannten gebildeten Leuten. Ich danke !

Der Gleichheitsgedanke hat in der Architektur stark gewirkt. Ganze Straßenzüge mit Häusern, die einander gleichen wie ein Ei dem andern. In den Häusern ein Mobiliar von nicht zu überbietender Scheußlichkeit. Amerikanische Kronleuchter sind eine Sehenswürdigkeit in ihrer Monstrosität. Beinahe nie eine Einrichtung, die Atmosphäre hat. Unterscheidung ist Ueberhebung.

Pull down ! Warum gibt es kein auch nur einigermaßen bemerkenswertes amerikanisches Drama ? Weil alle Direktoren, alle Schriftsteller von dem Satz durchdrungen sind: „Gebt den Leuten, was sie haben wollen !" Schiller wollte das Publikum „inkommodieren". Goethe sagte: „Sie sollen was lernen." Nun, damals war das Volk nicht Monarch. Der Monarch läßt sich nicht erziehen. Sein Geschmack ist hundsmiserabel, aber maßgebend. Und dieser Geschmack wird zusehends rüder, unsauberer. Wer wird uns gegen die Schmutzflut schützen ?

Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Ich liebe Amerika. Kritisiere es, weil ich es liebe. Meine Kritiken haben mir viele hunderte von angelsächsischen Zustimmungsbriefen eingetragen, aber freilich auch eine mehrjährige Hungerblockade, weil die Zeitungen sich fürchteten, mich zu erregter Zeit in offener Sprache allerhand Vorurteile brüskieren zu lassen. Das Schlimme ist: Wir Amerikaner meinen es sehr gut — kein Land übertrifft Amerika an aufrichtigem Beglückungsdrang —: aber wir haben kein aesthetisches Gewissen.

Eduard Goldbeck

Haß

„Wir Deutsche hassen den Haß” — diese Worte stehen im Vorwort eines Büchleins, das, unter dem Sammelwort „Haß”, Gedichte von Georg Hirschfeld, Paul Keller, Langenscheidt, Lux, Ewald Gerhard Seeliger und natürlich auch Gedichte des Fünfzig-Pfennig-Sudermann und des Otto Ernst Schmidt enthält. Weil die hier versammelten Individuen, die sich anmaßen, nicht etwa im Namen ihrer bemitleidenswerten Leserschaft — nein, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen, weil diese * * * (drei Sternchen; ich will mir keine langweilige Ehrenbeleidigungsklage holen) behaupten, sie hassen den Haß, deshalb steht, zum Beispiel das folgende Gedicht in dem Band:

Auswendig lernen !

Wir Männer, die wir nach fünf Jahren, In denen wir — wir die Sieger waren,
Heute zitterd vor Wut den „Frieden” gelesen. Der doch unserer Siege Beweis gewesen —

Wir Weiber, die wir, was wir geboren, Nutzlos, sinnlos in Schlachten verloren,
Unsere Männer, unsere lieben Knaben, Zerfetzt in der Erde liegen haben —

Wir Kinder, die wir vor blutigen Richtern Stehen mit hungeralten Gesichtern,
Die Händchen fürs Leben von Fesseln umschlossen, Die rachebesoffene Schurken uns gossen.

Wir alle, wir alle, wir alle schwören Einen heiligen Schwur und Gott soll ihn hören:
Wie's Vaterunser ins Herz wir schmieden . Wort für Wort den Versailler Frieden,

Damit wir an jenem Tag aller Tage, An dem wir ausholen zum Gegenschlage,
Wörtlich Silbe für Silbe nennen Und diesen Frieden — diktieren können !

Dieses Gedicht hat Herr Börris Freiherr von Münchhausen fabriziert; alle andern Gedichte sind nach demselben Rezept gemacht. Nun, könnte man nicht doch und trotz allem hoffen, daß das deutsche Volk der Aufforderung seines „Balladenmeisters” folgt und auswendig lernt nicht sein gereimtes Kretin-Gewäsch, wohl aber seinen Namen und die Namen seiner Kumpane, um diesem Geschmeiß einen Tritt in den Dichter-Hintern zu versetzen, wo es sich blicken läßt — könnte man nicht wenigstens diese Kleinigkeit vom deutschen Volke erhoffen, so müßten sich alle anständigen Menschen zusammentun und ihm ein Ultimatum stellen, gegen dessen Gehässigkeit der Vertrag von Versailles eine Liebeserklärung wäre.

Peter Squenz

Die Jugendbewegung

Wir haben in Deutschland, dank unsrer gründlichen Gelehrsamkeit, eine Fülle überaus nützlicher Handbücher und Nachschlagewerke, vom Gotha über den Semi-Kürschner bis zu jenem Verzeichnis gutbürgerlicher Bordelle in Berlin, das uns kürzlich von einem Winkelblatt angekündigt wurde. Was uns aber, trotz oder dank unsrer gründlichen Gelehrsamkeit, fehlt, ist ein Handbuch über all die kleinen und kleinsten Jugendorganisationen, die seit der Revolution wie Pilze aus der Erde geschossen sind und sich, in mehr oder weniger klarer Ausprägung, die Befreiung der Jugend von den Götzen unwiederbringlich verlorener Tage zum Ziel gesetzt haben. So wissen wir nur, daß die Zahl solcher Vereine, teils mit drei, teils mit tausenden von Mitgliedern, Legion ist. Und haben bemerken gelernt, daß es in Deutschland die große, geschlossene und einheitlich organisierte republikanisch-pazifistische Jugendbewegung nicht gibt.

Woher kommt das ? Zu einer Zeit, wo es fast ganz vom Zufall und der Geschicklichkeit Lloyd Georges abhängt, wann unsre Jugend wieder das hohe Glück geisttötenden Kasernendrills genießen darf, liegt die Berechtigung solcher Frage auf der Hand.

Wie oft hat man nicht versucht, den Vorstandswahnsinn, der nun einmal den Geist jedes, auch des jüngern Deutschen gefangen hält, zu überwinden und die

freiheitlich gerichtete Jugend zusammenzufassen ! An dem eisernen Wall deutscher Kleinigkeitskrämerei und Klüngelsucht sind alle derartigen Pläne gescheitert. Daß sie naturnotwendig scheitern mußten, ist nach dem Mißerfolg selbst einer von so idealem Schwunge beseelten und so tatkräftig geleiteten Gemeinschaft wie der ‚Weltjugendliga‘ anzunehmen.

Diesen trostlosen Mißerfolgen stehen aber auf der andern Seite die Erfolge der kommunistischen, deutschnationalen und zionistischen Jugend gegenüber, die unerklärlich wären, wenn wir nicht mit eignen Augen gesehen hätten, um wieviel leichter es ist, die Jugend für ein in naher Zukunft scheinbar zu verwirklichendes Ziel zu begeistern, als sie an ein festumrissenes Programm — und sei es das idealste — zu fesseln. Man kann die Jugend für einen Revanchekrieg gegen Frankreich, den doch einmal einige Heißsporne oder politisch Urteilslose herbeiführen könnten, gewinnen. Man kann einer proletarischen Jugend einreden, daß sie mit ihren ärgsten Feinden und Verleumdern gegen den westlichen Kapitalismus zu Felde ziehen müßte — und daß dann die Zeit des kommunistischen Gottesreichs anbrechen werde. Man kann eine Jugend verpflichten, einem unter die Völker zerstreuten Volk aufs neue zu nationaler Selbständigkeit zu verhelfen. Niemals aber wird man tatkräftige Jugend für ein Ziel begeistern können, zu dessen Erreichung in der Zukunft langandauernde, mühsälige Kleinarbeit vonnöten ist. So ist es von jeher gewesen; so wird es bleiben. Man lese Alfred de Mussets ergreifende Schilderung in seinen ‚Bekenntnissen eines Kindes des Jahrhunderts‘ oder suche in der Geschichte nach Beispielen.

Man braucht noch nicht einmal so weit zu gehen. Spricht nicht das geschlossene Eintreten der gesamten Jugend für Karl Wilker und die einheitliche Aktion zur Bekämpfung des Schundes in Kino und Literatur Bände ?

Wenn wir das aber erkannt haben, bleibt uns nur noch die Aufgabe, dieses eine reale und in naher Zukunft liegende Ziel zu finden, für das wir die gesamte, linksgerichtete deutsche Jugend gewinnen können.

Fast jeder erwachsene Deutsche, der noch etwas sein will, trachtet danach, das denkwürdige Gesetz vom einundzwanzigsten August 1920 über die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht möglichst bald in den Orkus zu versenken. Also liegt nichts uns so dringend ob, als die gesamte freiheitliebende Jugend auf die Abwehr dieses teuflischen Planes zu verpflichten ! Die wohlorganisierten Mannen um Escherich bilden die größte Gefahr für den Bestand der deutschen Republik. Also wollen wir die republikanische Jugend sofort zum Schutz dieser Republik aufrufen !

Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn auf der Basis der grundsätzlichen Verweigerung jedes militärischen Dienstes und des Schutzes der republikanischen Errungenschaften die große, alle Hemmungen überwindende Vereinigung der gesamten republikanischen, pazifistischen und demokratischen Jugend nicht endlich Wahrheit werden sollte ! Höchste Zeit aber ist es, daß wir uns alle erdenkliche Mühe geben, sie herbeizuführen. An ehrlichen Republikanern, die dazu befähigt sind, wird es sicherlich nicht fehlen. Sie müssen nur dafür sorgen, daß sich die Männer der Reaktion nicht in diese, auch für die Zukunft des deutschen Volkes so überaus wichtige Angelegenheit hineinmischenl

Botho Laserstein

Der Oger

‚Der Oger‘ ist ein Roman von Oskar Loerke (erschienen im Verlag Hoffmann & Campe zu Berlin).

Die Verfallsgeschichte eines Bauerngeschlechts — umspannt von einer Art Rahmenerzählung. Einer, Maschinist auf einem kleinen Fischereidampfer, setzt sich

hin und schreibt diese Geschichte für den mit ihm und für ihn arbeitenden Bruder. Doch so lose ist der Zusammenhang der Teile nicht. Denn dieser Eine ist Sprößling dieses Geschlechts, und seine Betrachtung ist nicht die eines späten Nachsinners über Ausgewirktes, sondern die eines aus der Sphäre des Grauens Entronnenen, der, auf das Meer entrückt, den langen Weg lichtet, den das Geschlecht bis zu ihm und seinen Geschwistern nahm. Da in dem Sprößling das Geschehen der Vorfahren wirkt, oder richtiger: da in den Vorfahren der Nachkömmling vorauswirkte, so ist der Erzählende selbst in dem Bericht der Geschichte unsichtbar als Objekt vorhanden und gegenwärtig. Er gibt sich in der strengen Keuschheit, die den Blick von sich auf das Geschick des Geschlechtes lenkt, und sagt von sich nur das, was ihn aus dem Verfall herauslöste.

Die Geschichte deckt die einsamsten Zonen ihrer Menschen auf. Sie macht die grenzenlose Einsamkeit des Geschöpfes vor Gott, Volk, Zeit und Geschlecht sichtbar. Die Kreatur in ihrer nackten Verlorenheit vor dem Geschehen bleibt. Die Kreatur und das Geschehen. Der Tropfen und das Meer, das er spiegelt. Die Form, das Ereignis-Gewordene in dem grenzenlosen Schrecken vor dem undeutbaren Ganzen. Das Unfaßbare donnert überall hernieder. Es ist nichts Gebautes, nichts Konstruiertes, nichts Sichschließendes, keine Gottesanmaßung in diesem Buch. Nur ein Sichtbarmachen der endlosen Tiefenwirkung des Geschehens. Es ist gleich erschütternd, wenn auf dem Dampfer der Vorgang eines Fischzuges gesehen wird, oder wenn der Erzählende von dem Ende seiner kleinen Schwester spricht, die, ein Schulkind, sich in einen Backofen stürzt, um für die Liebe zu einem Tier den Golgatha-Weg zu finden.

Ein schwer zu lesendes Buch. Das Geschehen, das Unfaßbare staubt so unmittelbar um jedes Bild, daß es eine banale Redewendung bleibt, zu sagen: Alles wird zum Symbol.

Unterschieden von der verwandten Seelenanalytik Dostojewskis, hebt sich die deutsche Art zu sehen an unsre Sinne. Nie verflüchtet bei Loerke der Raum. Die Wesen, die Dinge, die Bäume, Häuser, Tiere, das Schiff, die Kajüte, die Fische, das Meer: sie alle, Geschöpfe vom gleichen Odem belebt, wirken in dem Geschehen ihre endlose Melodie.

Die Unendlichkeit der Schöpfung haucht über die stammelnden Worte des Erzählenden: „Ich bin in einem ewigen Beginn", und unfaßbar wie das Grauen schwingt das Aussöhnende in den Worten über den Frieden, über alle Vernunft: „In der Empfindsamkeit ist er schon nicht mehr und im Wort auch nicht — er ist so still, daß er eben nur da sein kann".

Es heißt weit zurückgehen, ehe ein Buch zu finden ist, das so in die Tiefe reicht, so in die Zukunft der deutschen Erzählung weist.

Curt Wesse

Kleine Anfrage

Ist dem Herrn Minister bekannt, daß es bisher noch keine ausreichenden Erlasse über die Verkehrsordnung auf der freien Bahn des Tüchtigen gibt, und was gedenkt der Herr Minister gegen diese Lücke in unsrer Gesetzgebung zu tun ?

Deutsche Treue
Im humoristischen Teil:
Neuer Lustspielschlager ! Großer Lacherfolg !
Liebe in allen Ecken.
Reizendes Lustspiel in 3 Akten.
Als Einlage auf Wunsch noch ein Mal:
Die Beisetzungsfeierlichkeiten der ehemaligen deutschen Kaiserin.
Wundervolle elektrische Beleuchtung !

Antworten

Gregers Werle. Was wollen Sie ! „Niemals ist auf Erden und wohl auch auf andern Planeten, falls diese bewohnt sind, so gelogen worden wie seit 1914 bis auf diesen Tag." Also beginnt eines der Süddeutschen Monatshefte. Glauben Sie ihnen unbedenklich. Die können in dem Punkt die zweitgrößte Sachkenntnis für sich in Anspruch nehmen.

Berliner Theaterkritiker. Herr Stefan Großmann, nachdem er in den Nummern 7, 8, 9, 17, 20, 23 und 29 meines sechzehnten und in den Nummern 20, 25, 27, 28 und 29 meines siebzehnten Jahrgangs wahrheitsgetreu geschildert worden war — danach hatte er hohen Mutes verheißen, „die tatsächlichen Lügen" meiner „Erzählung" zu „zergliedern". Meine Vorfreude war nicht schlecht. Aber dabei ist es leider geblieben. Herr Großmann fügt nur den unzähligen alten Lügen eine Anzahl neuer hinzu. Lügen der Tatsache und des Wortes, die jetzt ich zergliedern werde. „Ich mußte nach dem Ueberfall feststellen, wie ich verleumdet werden sollte. Die Akten wurden gesammelt. Das dauerte einige Zeit. Dann zeigte ich den ganzen Fall, mit allen Belegen, einem Manne, der durch seine Stellung und sein Wesen zur Prüfung solcher Dinge berufen ist. Weil der Inhalt meiner Mappe, die nun erst im Gerichtssaal geöffnet wird, überzeugen mußte, deshalb hätte ich mich damals mit einem freiwilligen Einbekenntnis Jacobsohns begnügt." Am neunzehnten Mai fand der „Ueberfall" statt. Wer sich unschuldig fühlte, hätte sofort geklagt. Herr Großmann, der im ersten Augenblick wußte, „wie" er „verleumdet werden sollte", erschien am zwanzigsten Mai bei seinem Vertrauensmann mit nichts als der ‚Weltbühne' in der Hand, legte das „freiwillige Einbekenntnis" ab, daß ich ihn in eine verzweifelte Lage gebracht hätte, und schickte am einundzwanzigsten Mai den Kollegen vor, damit er mich über meine künftige Taktik aushole. Schade, daß das Gespräch am Telephon und nicht vor Zeugen stattgefunden hat, daß es nicht protokolliert worden ist. Jetzt behauptet der Telephonist, ich hätte ein Versprechen gebrochen. Seine Bitte lautete: „Versprechen Sie mir, publizistisch nicht zu erwähnen, daß Sie dieses Gespräch mit mir gehabt haben." Selbstverständlich konnte sich mein Versprechen nur darauf beziehen, daß ich dieses Gespräch mit ihm, niemals darauf, daß ich es überhaupt gehabt hätte. Was ich versprach, war einzig: den Namen des Telephonisten nicht zu nennen. Aber der Anruf selbst war ein Fund, war das „freiwillige Einbekenntnis" des Herrn Großmann, daß die Scheckgeschichte stimmte, daß er sie weder in seinem Blatt noch vor Gericht zu erörtern wagte. Und davon im Ernstfall keinen Gebrauch zu machen, hätte ich wachen Sinnes versprechen sollen ? Weiter. „Jacobsohn erzählt, ich hätte ein Manuscript aus persönlicher Rachsucht gefälscht." Die Fälschung an sich gibt er seltsamerweise zu — wo mag da die Lüge verborgen sein ? Aber der Himmel verhüte, daß Herr Großmann persönliche Rachsucht hege. Keineswegs hat er, seitdem er wegen Bestechlichkeit aus der Vossischen Zeitung gejagt worden ist, in zahllosen Sätzen und Wendungen Herrn Georg Bernhard und das Haus Ullstein aus Rachsucht angegriffen: aus tiefer Dankbarkeit hat er das getan. Er ist auch kein Schieber. Wie wird er denn ! „Ich soll Hasenclevers ‚Jenseits' nach Berlin verschoben haben, um mich als Regisseur zu zeigen. Verschoben ! . . . Warum sollte ich, der als Regisseur große Erfolge hatte, mich der Bühne fernhalten ? Ich schreibe seit zwei Jahren keine Tageskritiken." Dieses Handwerk habe ich ihm gelegt. Aber als Hasenclevers ‚Jenseits', dessen Bühnenvertrieb der Verlag von Herrn Großmanns Zeitschrift hat, in Dresden zur Uraufführung gelangt — da fährt er hin und schreibt über diesen läppischen Schmarren, aus

dem sein Brotherr Einnahmen haben will, in dessen und seinem Blatt viereinhalb enthusiastische Seiten. Ein paar Sätze: „In Berlin hat niemand Blick, Sorge und Liebe für das Wachsen der Talente . . . Deshalb ists nur in der Ordnung, daß das neue Drama von Hasenclever in Berlin noch nicht entdeckt wurde, daß es aber in Dresden eine Aufführung erlebt hat, die einen Abend lautloser Ergriffenheit, betroffenster Nachdenklichkeit und schließlich brausender Zustimmung brachte. Besonders die Frauen gingen, ins Herz getroffen, aus dem Theater . . . Damit würde ich, als Regisseur, die Tragödie enden lassen . . . Diese Arie, die einzige des Stücks, würde ich weglassen . . . Diese Tragödie Hasenclevers wird von Dresden aus ihren Weg machen, und der achtundzwanzigste Oktober 1920 kann ein historisches Datum in der Literaturgeschichte werden . . . Die Vorstellung szenisch von letzter Einfachheit und doch nicht von jener absichtlichen Magerkeit des berliner Regisseurs.” So viereinhalb Seiten. Fanfaren, Tschinellen und Pauken. Beileibe nicht veranstaltete Herr Großmann diese Musik, um die berliner Theater auf das alberne Machwerk seines Verlags und auf seine Regiekunst zu lenken. Keineswegs auch, um dieser Regiekunst einen Presse-Erfolg zu sichern, geschah es, daß Herr Großmann die beiden berliner Kritiker, vor denen er Angst hatte, vor der Premiere durch Kritiken ihrer Bücher zu erfreuen versuchte — nachdem er über den einen der beiden drei Jahre zuvor, als er ihn noch nicht nötig hatte, einen herabsetzenden Artikel in Druck gegeben hatte. Sowas ist seiner Kinderseele fremd. Endlich kommts zur berliner Premiere — und Autor und Regisseur werden erbarmungslos entlarvt und zerfetzt. Prompt erfolgt die Rache in einem ‚Jenseits der Kritik‘, das saubern und sachlichen Kritikern des Herrn Großmann ohne Bedenken seine eignen Motive unter-schiebt. Weiter. „Nun soll ich aber auch eine Geliebte haben . . . Richtig ist nur, daß eine junge Schauspielerin, über die ich, seit ich sie kenne, nicht eine einzige Zeile der Kritik geschrieben habe . : .” Die Zeilen liegen vor mir; und werden dem Gericht vorgelegt werden. Ebenfalls liegen die Briefe vor mir, aus denen hervorgeht, daß ungefähr jede Silbe, die Herr Großmann über seine Beziehung zu der jungen Schauspielerin hat drucken lassen, erlogen ist. Diese Briefe werden nicht gleich von mir veröffentlicht, sondern — Ueberraschung muß sein — erst dem Gericht vorgelegt werden. Und jetzt holt mein unfaßbar gewappneter Gegner zum viertletzten furchtbaren Hiebe wider mich aus. Vor einem Jahr hatte er die folgende Verleumdung über mich produziert: „Sowie bei einer berliner Zeitung eine Theaterkritik frei wurde, heftete Jacobsohn gierige Blicke auf die Lücke . . . Schlug seine Hoffnung fehl, so arbeitete sein Ressentiment wild.” Ich hatte darauf in Nummer 29 von 1920, rhetorisch gefragt: „Was denn sollte ich hier zu verheimlichen haben ? Ich führe mein Leben so; daß es jederzeit jede Kontrolle verträgt” — und hatte von Seite 89 bis Seite 91 geantwortet. Herr Doktor Monty Jacobs hatte meine Antwort zur Kenntnis genommen. Trotzdem fand ich die erste, die gelindere Hälfte der Beschuldigung von ihm im ‚Drachen‘ Mitte Dezember vorgebracht. Der Kampfgenosse Großmann zitiert diese Sätze jubilierend. Ich las sie nach einer Operation in der Klinik. Herr Großmann sagt, daß ich „mäuschenstill blieb”. Ich hätte mäuschenstill bleiben können, da ich ja kaum fünf Monate vorher diese Lächerlichkeiten abgetan hatte. Ich mußte mäuschenstill bleiben, da mein Name nirgends genannt war. Aber: ich blieb garnicht mäuschenstill. Sondern ich schrieb, im Bett, mit Bleistift, auf Postkarten, an Herrn Doktor Monty Jacobs: wie sehr mich betrübe, ihn in einer Schlachtfront mit diesem Herrn Großmann zu treffen, über den wir uns vollständig einig seien; wie wenig ich verstünde, daß er mir eben erst in gewohnter Freundlichkeit begegnet sei, ohne mir seine Absicht einer Anremplung zu

verraten; wie bitter ich empfände, daß er nicht meinen Namen genannt habe, weil ich mich ihm gerne gestellt hätte. Herr Doktor Monty Jacobs erwiderte jedes Mal umgehend. Am fünfzehnten Dezember 1920: „An Ihrer Zuschrift interessiert mich vor allem die Tatsache, daß Sie Patient sind. Ohne zu ahnen, weshalb Sie ans Messer geliefert wurden, wünsche ich Ihnen eine schnelle Ueberwindung der Operation, der Narkose und alles andern Teufelskrams. Von Herzen gute Besserung !" Am siebzehnten Dezember 1920: „Ihre Ausrottung des Schädlings Großmann bleibt auch dann verdienstlich, wenn Ihre versuchte Ausrottung der Presse bekämpft werden muß." Am dreißigsten Dezember 1920: „Indem ich diesen Fall, der mir Reserve auferlegt, ohne Scheu erörtere, erweise ich Ihnen ein Vertrauen, das ich nach wie vor in Sie setze, und in dem ich mich durch nichts beirren lasse . . . Sie verteidigen sich gegen den Vorwurf, daß Sie Ihr Urteil über die Presse von Ihren Erfahrungen mit der Presse abhängig gemacht, daß Sie Ihre Angriffe vor oder nach einer Postenbesetzung gezügelt oder verstärkt hätten. Sie treffen damit einen wesentlichen, Punkt. Hätten Sie den Vorwurf verdient, den ich Ihnen niemals gemacht habe, so wären Sie vom Kaliber Großmann und nicht vom Kaliber Jacobsohn. Sie müssen mir schon zutrauen, daß ich diese Werte unterscheiden kann. Träfe dieser Vorwurf auf Sie zu, so wäre auch mein Verhalten, über das Sie sich wundern, völlig anders gewesen. Dann hätte ich Sie bei Namen genannt, und dann hätte ich Ihnen nirgendwo freundlich die Hand gegeben." So sehen die Zeugen aus, die Herr Großmann für sich aufführt. Welche Freude erst wird er an denen haben, die von mir gegen ihn aufgefahren werden ! Für dieses Mal eilt er, ohne eine Photographie von mir in der krummen Hand zu schwingen, zu seinen letzten drei Lügen, die er, ein Meister aus alter Uebung, in drei halbe Zeilen zusammenpreßt: seitdem sein Blatt existiere, sei für mich er, den ich „zehn Jahre lang mit Liebesversicherungen honoriert hatte, der Hassenswürdige". Erste Lüge: er hat nie eine „Liebesversicherung" von mir erhalten. Zweite Lüge: sein spätester Beitrag für mein Blatt stammt von Ende 1917; Anfang 1918 hab' ich ihn, da er mich gegen seine Ernährer; die Ullsteins, heimtückisch aufhetzen wollte, von mir gestoßen; im Januar 1920 hat sein Blatt zu erscheinen begonnen. Dritte Lüge: er sei mir „der Hassenswürdige". Karl Kraus hat vor einiger Zeit von Herrn Großmann geäußert, er habe auf ihn einen „Ekelhaß". Zur dritten Silbe hätts bei mir niemals gereicht. Seit drei Jahren begnügte ich mich mit den ersten beiden Silben. Jetzt hab' ich auch die überwunden. Die einzige Aufklärung, die der Delinquent dieses Mal zu geben gehabt hätte, die einzige, die wichtig ist, und die, nach Lage der Dinge, interessant gewesen wäre, die Aufklärung: wie es kommt, daß die ganze Vossische Zeitung von einem Verrechnungscheck weiß, den an Herrn Großmann ein Objekt seiner Kritik in einem Briefe eingeschickt hat, und daß allein der Empfänger nichts davon weiß — die Aufklärung hat er in der Eile zu geben vergessen. Haß ? Ekel ? Ekelhaß ? Mit diesem armen Teufel, der mich ins Gefängnis bringen will und sich an den Galgen redet, kann man wirklich nur Mitleid haben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 4. August 1921 Nummer 31

Bismarck und Battenberg **von Hermann Wendel**

In der Geschichte nicht nur Europas, sondern selbst des Balkans war die Herrschaft des Prinzen Alexander von Battenberg in Bulgarien kaum mehr als ein beiläufiges Nebenher; aber in seiner Person und Sache verknotete sich die eigensüchtige und habgierige Politik der Großmächte derart, daß dieser Zeitabschnitt, auf seine Hintergründe hin durchsichtig gemacht, weit mehr enthüllt als ein paar Jahre bulgarischer Entwicklung. Darum wächst ein unlängst erschienenes Buch von E. C. Corti an Bedeutung erheblich über den Rahmen hinaus, den sein Titel: ‚Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit dem Zaren und Bismarck' (im Verlag L. W. Seidel & Sohn zu Wien) umschließt. Da der Verfasser den ganzen Schriftennachlaß des Battenbergers zur Hand hatte und außerdem alle einschlägigen diplomatischen Akten des gottlob ! gewesenen k. und k. Ministeriums des Auswärtigen benutzen durfte, wird schon bekanntes in der Linienführung schärfer umrissen, und neue Einblicke in das Satyrspiel vor der großen Tragödie tun sich auf.

Einblicke in ein erbärmliches Spiel ! In all diesem Gewimmel von Staatskünstlern und Diplomätchen aus Petersburg und Wien und London und Berlin nicht eine klare Stirn, die vom Morgenrot einer bessern Zukunft bestrahlt würde, und nicht ein reines Herz, das für Linderung des allgemeinen Menschenleids schlüge, sondern lauter mehr oder minder gerissene Geschäftemacher, Schacherer, Makler, Wechsler und Schieber, Gezücht, wie es der Nazarener einst aus dem Tempel jagte. Die Aufgabe für Südosteuropa war in den siebziger Jahren wahrhaftig auch ohne höhere Mathematik lösbar; Millionen christlicher Raja, durch die Osmanenherrschaft um fünf Jahrhunderte in der Entwicklung zurückgeworfen, ausgesogen und niedergehalten, schrien verzweifelt nach Atemluft und Bewegungsfreiheit; ihnen war, wie es der kroatische Bischof und südslawische Patriot Stroßmayer faßte, die Möglichkeit zu geben, „sich jene Formen zu erringen und zu begründen, die ihnen die geeignetsten erscheinen, um ihre Freiheit und Kultur zu wahren und zu entwickeln”. Nach Zurückdrängung der Türken über den Hellespont war das historisch Gegebene die Vereinigung der bisher unter dem Krummsäbel geduckten Südslawen in Bosnien, Herzegowina, Altserbien, Makedonien und Bulgarien mit ihren bereits befreiten Stammesbrüdern in Serbien und Montenegro und weiterhin der Zusammenschluß dieses Balkanreichs mit Griechenland zu einem slawisch-hellenischen Amphiktyonenbund.

Aber da die Hinaushebung der Balkanvölker in die frische Luft wirklicher Lebensfähigkeit den Russen das Tor nach Konstantinopel und den Oesterreichern die Tür nach Salonik vor der Nase zuschlagen und überhaupt den weltpolitischen Ausbeutungskreis der Großmächte erklecklich verkleinern mußte, wurde statt des Selbstverständlichen das an den Haaren Herbeigeholte Wirklichkeit; der Berliner Vertrag von 1878 war in der Tat, wie Alexander von Battenberg ihn nannte, ein „monströses Denkmal europäischer Diplomatenignoranz”, da er eine unnatürliche Lösung in die andre schachtelte, Keinen befriedigte und Alle erbitterte. Die gewaltsame Losreißung

Elsaß-Lothringens von Frankreich gegen den Willen der Bevölkerung rinnt als eine der unterirdischen Quellen des Weltkrieges; Corti weiß auf Grund der Akten des wiener Ballplatzes mitzuteilen, daß 1879 der deutsche Diplomat v. Radowitz, später Botschafter in Konstantinopel, dem oesterreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin, Grafen Széchényi, über Bismarcks ursprüngliche Stellung im Jahre 1871 gesagt habe:„Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätten wir Frankreich nicht allein Metz samt Lothringen, sondern auch Elsaß belassen." Aber wer den Spuren des Weltkrieges nachgeht, stößt ebenso sicher auf den Berliner Kongreß und sein Pfuschwerk, dem selbst seine Urheber im stillen Kämmerlein lange Lebensdauer nicht zutrauten.

Die Bulgaren hatte Berlin nicht nur nicht von der Oberhoheit des Sultans völlig losgelöst, nicht nur nicht mit ihren serbischen Volksgenossen vereint, sondern sogar in zwei Hälften gespalten, für deren eine man vorsichtshalber und nach bewährten oesterreichischen Mustern einen ganz neuen Namen: Ostrumelien erfand. Wenn zum Fürsten der andern, Bulgarien genannten Hälfte der Prinz Alexander von Battenberg erkoren ward, so ging er unter verschiedenen Bewerbern als der ausgesprochen russische Kandidat durchs Ziel. Für die Regierung eines Balkanstaates hatte der hochgemute Jüngling keine andre Vorschule durchgemacht, als daß er während des Russisch-türkischen Krieges von 1878 im Gefolge des Fürsten Karl von Rumänien mitgeritten war. Auch sonst konnte er viel Verständnis für „sein" Volk kaum mitbringen; mit dem hochfahrenden Dünkel europäischer Herrenrassen betrachteten die Staatsmänner, mit denen er sich vor der Abfahrt nach Sofia besprach, die Bewohner des europäischen Südostens in Bausch und Bogen als Zigeuner und Rastelbinder; der oesterreichisch-ungarische Minister des Aeußern Kalnoky etwa erwähnte gelegentlich, von den Südslawen redend, „die wechselnden Gefühle solcher halbwilden Völker", und Bismarck meinte später zu Alexander: einen ehrlichen, graden Charakter müsse es doch anwidern, „mit Orientalen umzugehen". Aber selbst ein einheimischer Fürst wie der serbische Milan fühlte sich turmhoch über die Masse erhaben. „Zähle nicht", schrieb er in den Tagen der dicken Freundschaft an Alexander, „auf Deine Bulgaren, glaube nicht, daß sie gut und rein sind, wie Du sagst. Sie sind Slawen, und damit ist alles gesagt. Meine Serben sind nicht mehr wert." Der graden Wegs aus dem Kasino des blaublütigsten Reiterregiments der Christenheit, der potsdamer Gardes du Corps, kam, hatte vor allem in seiner feudal-aristokratischen Beschränktheit für die demokratischen Grundtriebe eines unverfälschten Bauernvolkes garnichts übrig; die Partei der Liberalen ging ihm schon deshalb gründlich wider den Strich, weil sie ihm den ersehnten Titel Hoheit streitig machte, und ihr Führer Karavelov, der allerdings, vom Standpunkt eines Zeremonienmeisters gesehen, zu wünschen übrig ließ, fiel ihm durch die unhöfische Zwanglosigkeit seines Benehmens schauerlich auf die Nerven; die Verfassung ängstigte ihn als „gradezu republikanisch", und bei der ersten Gelegenheit beeilte er sich, sie durch einen Staatsstreich zu fällen.

Aber der kleine preußische Leutnant war mit dem Sprengstoff Ehrgeiz bis oben hin gefüllt; Mussets Wort: Mon verre est petit, mais je bois dans mon verre ! konnte Lösung seines Strebens sein; um keinen

Preis wollte er, weder den eignen Untertanen noch auch den fremden Mächten gegenüber, ein blasser Schattenkönig sein. Bulgarien jedoch war nur als vorgeschobene Stellung Rußlands auf dem Balkan gedacht; es sollte eine russische Satrapie sein und der Fürst ein simpler Vasall des Zaren; bis zu seiner Ankunft verwaltete ein moskowitischer Generalgouverneur das Land, auch später spreizte sich der russische Agent in Sofia so recht als der Vizekönig, und auch die vielen russischen Offiziere in der jungen bulgarischen Wehrmacht waren nicht umsonst da. In Berlin hätte der Battenberger auch lernen können, daß Mächtigere als ein neugebackener Balkanfürst auf einen Pfiff aus Petersburg über den Stock sprangen. Als die Besetzung Ostrumeliens durch gemischte Truppen der Großmächte erörtert wurde, lehnte der alte Wilhelm, dessen Geducktheit unter den Zaren aus Cortis Buch fast beschämend offenbar wird, die Beteiligung preußischen Militärs ganz ab, da es in die Lage kommen könne, „bei irgendeinem Aufstand etwa einen russischen Offizier, der möglicherweise als Freiwilliger oder Agent der panslawistischen Partei daran teilgenommen haben würde, standrechtlich füsilieren zu müssen”. Von ihm empfing denn Alexander auch wiederholt den großväterlichen Rat, gegen Rußland durchaus kusch zu sein; da er, vom Kaiser Wilhelm wegen seiner Schulden zur Rede gestellt, entrüstet erwiderte, als russischer Pensionär hätte er sich den Gang zum Bankhaus Rothschild ersparen können, warf der Hohenzoller trocken ein, daß das allerdings vorzuziehen gewesen wäre.

Um die Rolle des russischen Pensionärs auf die Dauer zu vermeiden und sich Unabhängigkeit nach außen zu sichern, blieb Alexander nichts andres übrig, als sich auf das bulgarische Volk zu stützen und wie ein bulgarischer Nationalist Politik zu machen. „Mein ganzes Streben”, schrieb er dem spätern Kaiser Friedrich, „geht dahin, das bulgarische Nationalgefühl zu wecken, um darin einen Schutzwall gegen die russischen Uebergriffe zu finden”; in einem andern vertraulichen Briefe nannte er „die Vereinigung aller bulgarischen Länder unter dem unabhängigen Zarenzepter” sein politisches Lebensziel, und da ihm mit dem Amt auch der Verstand kam, sah er nicht nur ein, daß Serbien und Bulgarien eng an einander geschlossen sein mußten, „solange es noch einen einzigen Türken in Europa gibt”, sondern , lebte sich auch in den Gedanken des Balkanbundes immer mehr ein; auch ihm wurde die endgültige Lösung der Balkanfrage an dem Tage angebahnt, wo sich Serbien, Griechenland und Bulgarien über die künftige politische Geographie der Balkanhalbinsel verständigten.

Schon zu Lebzeiten des ihm wohlwollenden Zaren Alexanders des Zweiten schoben die russischen Offiziere und Beamten in Bulgarien den Fürsten wie ein Nichts bei Seite. Vollständig unerträglich aber wurde der petersburger Druck mit der Thronbesteigung Alexanders des Dritten, da auf ihn alle die Russen Einfluß gewannen, denen der Battenberger um seiner Selbständigkeit willen auf die Füße hatte treten müssen. Kein Tag verging fortan ohne Drohung und Einschüchterungsversuch; der russische Außenminister Giers sprach verächtlich von dem Manne, „den wir fast ohne Schuhe aufgeklaubt haben”, und setzte ihm die Pistole eines Ultimatums auf die Brust, um ihn in aller Form dem russischen Agenten Jonin zu unterstellen, und General Sobolew plauderte dem bulgarischen Partei-

führer Cankow als geheimsten Herzenswunsch des petersburger Kabinetts aus, daß das Große Sobranje statt einer neuen Verfassung doch ein zehnjähriges Protektorat Rußlands über Bulgarien verlangen möchte. An sich hatte Rußland 1878 nur zähneknirschend in die Lostrennung Ostrumeliens von Bulgarien eingewilligt; aber da jetzt der mißliebige Fürst durch Unterstützung der Einigungsbewegung sein Kapital an Beliebtheit beim Volke zu mehren begann, drehte Petersburg ganz plötzlich. Dieser Probe bedurfte es nicht erst, um Alexander zu überzeugen, was das Löcken gegen den russischen Stachel kostete. Immer wieder bat er denn bei dem Zaren um gut Wetter, zog vor Ministerernennungen sogar den Rat der panslawischen Apostel Katkow und Aksakow ein und erklärte sich in einem demütigen und wehmütigen Brief an Wilhelm den Ersten zum „Verzicht auf eigne Politik”, zum Anschluß an die auswärtige Politik Rußlands und zur Förderung der russischen Interessen in der innern Politik ausdrücklich bereit; aber da er auch in dieser bußfertigen Stimmung die „Stellung eines Scheinregenten” ebenso ausdrücklich ablehnte, war damit weder ihm noch den zarischen Plänen gedient.

Hoffte Alexander zu Zeiten am wiener Ballplatz gegen die russischen Machenschaften Hilfe zu finden, so war Oesterreich-Ungarn zwar der natürliche Gegenspieler Rußlands auf dem Balkan, aber seine Eigensucht verbot ihm jede aufrichtige Unterstützung Bulgariens; denn dessen Vereinigung mit Ostrumelien mußte auch die Begehrlichkeit nach Makedonien wecken, das doch vor Gott und den Menschen zum „oesterreichisch-ungarischen Interessengebiet” gehörte. Aber in Sofia gegen Petersburg zu hetzen, ließ die wiener Politik sich nicht nehmen; der k. und k. Gesandte in Bulgarien, Graf Khevenhüller, riet dem Fürsten mit einem Seitenblick auf die russischen Generale und Offiziere, sein Land mit einem Schlage „von dieser Pest” freizumachen, und sein Nachfolger Freiherr v. Biegeleben stichelte und stachelte gegen Rußland wenigstens so lange, bis Wien eine günstige Entscheidung über das auf bulgarischem Gebiet liegende Stück der Orientbahn Budapest-Konstantinopel in der Tasche hatte; dann blies man wieder ab. Nach der Verschmelzung von Bulgarien und Ostrumelien im Herbst 1885, auf die Petersburg mit Abberufung der russischen Offiziere und Ausmerzung des Fürsten aus der russischen Armee mehr als schroff antwortete, stieß Wien gar den serbischen Milan, der ihm durch den Geheimvertrag von 1881 mit Haut und Haar verkauft war, gegen Bulgarien vorwärts; als Kalnoky, durch eine berliner Warnung vor einem Kriege mit Rußland ernüchtert, in einer dämpfenden Weisung für den oesterreichischen Gesandten zu Belgrad in schauerlichem Deutsch schrieb: „Wenn Serbien anstatt seiner bisherigen friedlichen Politik zu einer agressiven übergeht, so trennt es sich von uns”, strich Franz Josef höchsteigenhändig diesen Satz. Das war ein Hetzpfiff: Faß' an !, und wenn Kalnoky nach der Kriegserklärung dem belgrader Gesandten schrieb: „Wir wünschen Serbien besten Erfolg”, so war das keine platonische Gebärde, denn von den Millionen zu schweigen, mit denen die wiener Länderbank der serbischen Kriegführung auf die Beine half, hatte der diplomatische Vertreter der Donau-Monarchie in Sofia schon vorher den Auftrag erhalten, alle Wahrnehmungen über bulgarische Truppenbewegungen unmittelbar an den oesterreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad zu melden, der sie prompt weitergab.

Hatte der Battenberger von Anfang an Oesterreich-Ungarn als „unehrlichen Freund" richtig eingeschätzt, so sollten ihn auch seine Hoffnungen auf England trügen, das in der Balkanfrage damals mit Wien an dem gleichen Strick zog. Zwar war die Queen ihm plötzlich zugetan, auch lag die Phrase vom „Schutz der Schwachen gegen die Starken" den londoner Staatsmännern jederzeit auf der Zunge, und als 1880 die Liberalen wieder ans Ruder gelangten, kam in der auswärtigen Politik Großbritanniens mit Gladstone das Streben zum Durchbruch, die christlichen Balkanvölker auf Kosten der Türkei zu unterstützen und diese erstarkten Kleinstaaten als Wall gegen Rußlands Vordringen zu gebrauchen; der englische Botschafter in Petersburg suchte eines Tages aus heiler Haut seinem oesterreichischen Kollegen die Ueberzeugung einzuflößen, daß das beste Mittel, dem russischen Einfluß in Bulgarien Schach zu bieten, darin bestehe, den Bulgaren die Verwirklichung ihrer nationalen Wünsche zu erleichtern und sie grade dadurch endgültig von Rußland loszulösen; Der Schwenkung Rußlands in der Frage der Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien folgte England ganz von selbst mit einer Drehung auch seiner Politik, billigte, während es 1878 noch, auf die Gefahr eines Krieges hin, die Trennung beider Gebiete geheischt hatte, mit einem Mal die Vereinigung und stützte den Fürsten.

In Deutschland begleitete man vielfach das bulgarische Abenteuer des Battenbergers mit wohlwollenden Blicken, Kronprinz Friedrich trank sogar gelegentlich „dem Pionier der deutschen Kultur im Osten" zu, und er selbst fühlte sich, obwohl sein Vater oesterreichischer General war und seine Mutter der polnischen Aristokratie entstammte, als Deutscher. Doch wenn er irgendwie auf Deutschlands helfende Hand gebaut hatte, war das ein Rechenfehler. Einzig darauf bedacht, die drei konservativen Kaisermächte Deutschland, Rußland und Oesterreich-Ungarn zu einem festen Damm gegen die demokratische und revolutionäre Flutwelle zusammenzufügen, stellte sich Bismarck bei jeder Erwähnung des Orient-Problems tot; an der Lösung der Donau-Frage hatte er ganz und gar kein Interesse und meinte, daß es am besten für Deutschland sei, wenn es gar keine Donau gebe, und so „hinten weit in der Türkei" die Völker aufeinanderschlugen, sah er die Ereignisse nur auf eine mögliche Störung des Verhältnisses zwischen Wien und Petersburg an. Vor der Abreise Alexanders nach Sofia ist das oft angeführte Wort von der angenehmen Erinnerung im Alter zwar nicht gefallen, aber dem Gedankenkreis des Reichskanzlers entsprach es durchaus. Als es zwischen der Prinzessin Viktoria, der Schwester unsres verflossnen Wilhelm, und Alexander zu einem Hin und Her von Blicken und Briefen gekommen war und die Kronprinzessin Friedrich ganz offen für eine Verbindung ihrer Tochter mit dem Battenberger eintrat, fuhr Bismarck im Mai 1884 den in Berlin weilenden Fürsten groß an. Deutschland habe kein Interesse an Bulgarien, Deutschlands Interesse sei Friede mit Rußland. Dazu gehöre vor allem Rußlands Ueberzeugung, daß Deutschland im Orient keine Interessen verfolge; an dem Tage, da eine preußische Prinzessin Fürstin von Bulgarien werde, müsse Rußland mißtrauisch werden; mithin störe diese Heirat die politischen Kreise des Kanzlers. Warum überhaupt an eine Prinzessin denken ? „Ich würde", fuhr der alte gesottene Menschenverächter fort, „Ihnen raten, eine orthodoxe Millionärin zu

heiraten, das würde Ihre Stellung in Bulgarien befestigen, denn im Orient regieren heißt schmieren, und dazu gehört Geld. Mit Moral richtet man dort nichts aus. Ich finde überhaupt, daß es Zeit wäre, daß Sie sich darüber klar werden: Deutscher oder Bulgare. Bisher waren Sie Deutscher, und das muß mit Ihrem Abgang enden. Wenn Sie aber in Bulgarien bleiben wollen, so ergeben Sie sich auf Gnade oder Ungnade an Rußland, nehmen Sie, wenn es sein muß, sogar eine antideutsche Haltung ein ! Ueberhaupt halte ich die Existenz Bulgariens für problematisch. Einmal wird es Kompensationsobjekt werden, und früher oder später, jedenfalls einmal, werden Sie am Kamine sitzend sich Ihrer stürmischen Jugend erinnern." Den Battenberger kränkte diese Stellung Bismarcks umso mehr, als er bald darauf merken mußte, daß die Russen darüber genau Bescheid wußten, und als die deutsche Regierung keine Gelegenheit vorbeiließ, ihm zu Gemüte zu führen, daß er nur als untergeordnetes Etwas, als türkischer Vasall galt.

Die ganze Balkanhalbinsel sah Bismarck nur aus dem Gesichtswinkel einer oesterreichischen und einer russischen Interessensphäre, die am besten sorgältig gegen einander abzugrenzen waren; mochte dann Rußland in Bulgarien einrücken, Oesterreich-Ungarn Serbien besetzen: ihn kümmerte es weiter nicht, und das Schicksal der Balkanvölker vollends war ihm viel gleichgültiger als der Deckel seiner langen Pfeife. Bei der Zuspitzung der serbisch-bulgarischen Verwicklung anno 1885 erörterte er vor dem französischen und italienischen Botschafter in aller Gemütlichkeit, und von Menschen wie von Hunden redend, als mögliche Lösung der Krise, „daß man Serbien in Gottes Namen auf Bulgarien losließe, und wenn sich beide Kombattanten gehörig geschwächt hätten, Rumänien zur Wiederherstellung des Friedens auf beide Mächte hetze". Als endlich 1886 die petersburger Zettelungen den Fürsten durch eine plumpe Verschwörung vom Thron warfen, ließ Bismarck den Gewaltstreich mit Freuden begrüßen, da er den Frieden Europas sichere und den Zankapfel zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn beseitige. Daß im deutschen Volk weithin für den Battenberger Partei genommen wurde, wertete er nur als Folge klerikaler und freisinniger Machenschaften und tat den „Bulgarenrummel" spötisch ab; auch Kronprinz Friedrich begegnete bündiger Abweisung, als er auf Drängen seiner noch immer an dem Heiratsplan hängenden Frau bei dem Kanzler für das Opfer der russischen Ränke anklopfte, und Bismarck, um seinen innersten Wahlspruch: Durch Dick und Dünn mit dem Zarismus ! recht zu kräftigen, erklärte in seiner großen Reichstagsrede vom elften Januar 1887 rund heraus: „Uns ist es vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien regiert, und was aus Bulgarien wird".

Wie maßlos verblüfft mußte die englische Regierung nach allem sein, als ganz kurz darauf der deutsche Botschafter in London, Graf Hatzfeld, um jeden Preis Salisbury zu dem Rat an die Bulgaren drängen wollte, das Land zum Königreich auszurufen und den abgesetzten Alexander wieder auf den Thron zu heben ! In derselben Richtung arbeiteten die deutschen Vertreter in Paris und Konstantinopel, und im Auftrag Bismarcks erschien der Professor der Medizin Langenbruch, vertraulich blinzelnd und die Finger auf den Mund legend, sowohl bei Alexander in Darmstadt als auch bei dem bulgarischen Minister

Stoilov in Wien. Gewillt, nur mit einem deutschen Mandat in Bulgarien wieder handelnd einzugreifen, wies Alexander ihm unverblümt die Türe, aber Stoilov nahm den Ratschlag entgegen, die Bulgaren möchten den Battenberger wieder wählen; ein militärisches Eingreifen Rußlands daraufhin bedeute für die Bundesgenossen Deutschland und Oesterreich-Ungarn den Kriegsfall. „Bismarck", so erklärt Corti diesen Sturz aus einem Extrem ins andre, gedachte damals den Fürsten wieder nach Bulgarien zu lassen, in der Ueberzeugung, daß Rußland sich dagegen wehren würde und ihm dadurch in einem Augenblick schwere Verlegenheiten bereitet würden, wo es scheinbar daran war, Frankreich im Kriege gegen Deutschland zu helfen. Den Fürsten Alexander wollte er gern diesem Abenteuer opfern."

Bei wieder entwölktem Himmel aber nahm Bismarck seine frühere Haltung sofort von neuem ein; in dem Rückversicherungsvertrag von 1887, worin er zugab, daß sich Rußland für seine Neutralität im Fall eines deutsch-französischen Krieges mit der östlichen Balkanhalbinsel, Konstantinopel und den Meerengen bezahlt mache, verpflichtete er sich schriftlich, daß Deutschland in keinem Fall der Wiederkehr des Prinzen von Battenberg nach Bulgarien zustimmen werde. Nunmehr war der frühere Fürst in alter Form Privatmann. Aber hatte Bismarck einst gegen eine Verheiratung Alexanders, der sich in seine Stellung als preußischer General und deutscher Fürst zurückziehe, mit Viktoria nichts einwenden zu wollen erklärt, so arbeitete er auch jetzt noch mit allen, auch den unzartesten Mitteln gegen diese Verbindung, nicht nur, weil Alexander dem Zaren so tief verhaßt sei, daß die ehrliche Verknüpfung mit den Hohenzollern in Petersburg wie eine Herausforderung wirken müsse, sondern mehr noch, weil die vom Kanzler verabscheute „Engländerin" dahinter stand. Im Für und Wider dieser Herzenssache stießen letztlich die englische und die russische, die liberale und die autokratische Orientierung der deutschen Politik aufeinander, und obwohl die Kaiserin Friedrich ihren sterbenden Gatten zu bewegen suchte, die Verbindung Alexanders und Viktorias in Form eines letzten Willens seinem Sohn und Nachfolger ans Herz zu legen, war Bismarcks Triumph mit der Thronbesteigung des forschen zweiten Wilhelm entschieden; des neuen Kaisers Bruder Heinrich hatte schon bei einem Zusammentreffen in Darmstadt den Battenberger in die „gewissen Standesgrenzen" zurückgewiesen, und Wilhelm selbst hatte ihm in einem Brief angekündigt, daß er Jeden — wer hört nicht bekannte Schmettertöne ! Wer sieht nicht gesträubte Schnurrbartspitzen ! —, „der zu einer solchen Verbindung mitwirke, für alle Zeiten als einen Feind seines Hauses nicht nur, sondern auch seines Vaterlandes betrachten und dementsprechend behandeln werde".

Im übrigen ging diesmal noch alles glimpflich ab. Der Battenberger beschied sich und führte eine Schauspielerin des darmstädter Hoftheaters heim; auch die Prinzeß starb nicht an gebrochenem Herzen, sondern heiratete einen Irgendjemand, der im Gotha unter Schaumburg-Lippe nachzuschlagen ist, die Bulgaren bekamen ihren Ferdinand, und die hohe Diplomatie wurstelte mit dem ganzen halb kindischen, halb hundsgemeinen Apparat von Umtrieben und Ränken und Hinterhältigkeiten und Bluffs noch zwei Dutzend Jahre so weiter, bis die große Katastrophe hereinbrach, die auf eine solche Politik folgen mußte.

Bankrott der Rechtspflege

von Ferdinand Nübell

Die Justizdebatten im Reichs- und Landtag sind seit Jahren die Wiedergabe alter abgespielter Grammophonplatten. Nach den Arien über Weltfremdheit und Klassenjustiz, vorgetragen von den Tenören der S. P. D. und U. S. P. D., steigen die Hymnen auf die Unerreichtheit und Unantastbarkeit der deutschen Gerichte, gesungen von des Basses Grundgewalt des D. Dr. Kahl.

Diesmal im Landtag gabs -- immerhin — eine Ueberraschung. Es geschah etwas. (Daß „etwas geschehen" muß, darüber sind sich ja alle deutschen Parlamentarier auf allen Gebieten seit jeher einig.) Nämlich:

1. Die S. P. D. setzte einen Antrag durch, daß Laien zu allen Gerichten, die in Strafsachen urteilen, insbesondere zu den Strafkammern hinzuzuziehen sind. Sehr schön, sehr nett ! Gefällt den Wählern. Im übrigen: Nützt es nichts, so schadets nichts.

2. Die Auswahl der Laienrichter soll durch Volkswahl nach dem allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen Wahlrecht unter Anwendung des Verhältniswahlsystems vorgenommen werden. Etwas umständlich, aber sehr sozial, sehr demokratisch. Im übrigen: Nützt es nichts, so . . .

3. Gegen alle erstinstanzlichen Urteile in Strafsachen soll die Berufung zulässig sein. A la bonheur ! Doch einmal ein richtiger Schritt vorwärts, einer, der wirklich zur Verbesserung der grade wegen des Fehlens der Berufung herzlich schlechten Strafrechtsprechung dient; einer, den alle Freunde der Gerechtigkeit seit Jahrzehnten fordern, den die „Revolution" nicht gebracht, den die „Entwicklung" nun aber hoffentlich — falls in den Spalten des Reichsgesetzblatts nicht chronischer Platzmangel herrscht — wirklich und wahrhaftig bringen wird.

4. Begabte Kinder minderbemittelter Eltern sollen auf Staatskosten Berufsrichter werden können. Nicht besser, dünkt mich, sind Staatsgelder anzulegen. Sie werden besser zinsen als jede Vermehrung des Heeres- und Flottenbudgets. Würden noch einige Staatsgelder freigemacht, um Richtern gute Gehälter zu sichern, Gehälter, die die Tüchtigsten nicht gradezu von der Richterkarriere zurückschrecken, so dürfte man mit Hoffnung in die Zukunft schauen. Gute Richter sind für ein Volk wichtiger als große Heerführer und selbst Kinoschauspieler.

5. Die Todesstrafe soll abgeschafft werden — nein: soll nicht abgeschafft werden, sagt der Landtag. „Die Mörder mögen anfangen !" Sehr wahr: Stehen die kulturell noch nicht hoch genug, um den erlösenden Schritt zu tun — warum soll da der Landtag . . . ?

6. Hervorragend befähigte und praktisch erfahrene Personen aus allen Kreisen des Volkes sollen durch Ablegung der Gerichtsassesorenprüfung die Befähigung zum Richteramt erlangen können, auch wenn sie den bisher vorgeschriebenen Bildungsgang nicht durchgemacht haben.

Den 158 Stimmen, die diesen Antrag angenommen haben, unser Gebet: „Herr, vergib ihnen !" Alles verstehen heißt: Alles verzeihen ! Sie wollen, gewiß, etwas Gutes tun; wollen, wahrscheinlich, die sogenannte „Weltfremdheit" bekämpfen; wollen, möglicherweise, einen „neuen Geist" einpflanzen — und werden, wenn sie durchdringen, den Bankrott der Rechtspflege herbeiführen, die Themis von hinten erdolchen. Das muß, wer wach und ehrlich ist, erkennen und rückhaltlos anerkennen. Das Laienelement ist brauchbar und gut, weil es fast immer ein unbefangenes und daher objektives Urteil einigermaßen gewährleistet; aber, wohlgemerkt: nur in der Zusammensetzung des Schwurgerichts, wo die Laien nach entsprechender Rechtsbelehrung aus sich allein heraus urteilen. Werden die Geschworenen mehr als bisher aus „allen" Bevölkerungsklassen gewählt, so wird das der Rechtspflege nur dienlich sein. Bei den Schöffengerichten, wo die Laien unter der direkten Anleitung (das heißt: in Wirklichkeit unter der autoritativen Aufsicht) des Berufsrichters entscheiden, schwinden schon die Vorteile des Volksrichtertums ziemlich in nichts zusammen. Noch mehr gilt das von der Laienbeteiligung in Zivilsachen; so bei den Kammern für Handelssachen. Es ist nämlich durchaus unrichtig, daß etwa ganz allgernein die Handelsrichter, die gewiß große „Branchen"-Kenntnisse haben, mehr Lebenserfahrung und Weltkenntnis besitzen als der Berufsrichter. Dafür fehlt ihnen die unerläßliche Rechtskenntnis, ohne die nun einmal den komplizierten Rechtsfällen des modernen Lebens nicht beizukommen Ist. Ich behaupte, daß die meisten befremdenden Urteile weniger aus der so viel zitierten „Weltfremdheit" der Berufsrichter herrühren, als daraus, daß leider auch sehr viele „Berufs"-Richter gar nicht berufen sind, Richter zu sein, weil sie mindergute Juristen sind. Richter, Anwalt, Staatsanwalt sind umso besser, je tüchtiger der in ihnen steckende Jurist ist. Ja, ein wirklich fähiger Jurist, möcht' ich sagen, kann garnicht „weltfremd" (in einer der Rechtssprechung abträglichen Weise) sein. Nur der juristische Dilettant ist weltfremd, das heißt: ungewandt und den Erfordernissen seines Amtes nicht gewachsen. Wenn nun von Gesetzes wegen Leute, die, mögen sie sonst noch so tüchtig sein, der gründlichen juristischen Vorbildung ermangeln, Berufsrichter werden, so wird ein judizierender Dilettantismus aufkommen, wie er der schwer bedrohten Rechtspflege grade noch gefehlt hat. Bayrische Buam machen sich im Tegernseer Bauerntheater ausgezeichnet: sie als „Stadtfräck" verkleidet in großen Rollen auf die moderne Großstadtbühne zu verpflanzen, ist bisher noch keinem Menschen eingefallen.

Eines zwar ist gewiß: sollte der Vorschlag, Halb-Laien zu Voll- Juristen oder Voll-Laien zu Halb-Juristen zu machen, Gesetz werden, so können sich die Berufsjuristen, besonders die Berufsrichter, nicht beklagen. Die tendenziöse Rechtspflege, wie sie in den letzten Jahren getrieben worden ist, die vollendete Einsichtslosigkeit und der mangelnde gute Wille zur Einsicht, daß man nicht nach Einem Kodex gegen die Einen, nach einem andern

gegen die Andern verfahren kann, muß schließlich und endlich zu einer Explosion führen. Wer nur das Buch von E. J. Gumbel: ‚Zwei Jahre Mord' und die „Statistik" darin liest, wer die politischen Prozesse der letzten Jahre, und namentlich die Affären, die nicht verhandelt sind, einigermaßen kennt, kann sich nur wundern, daß allen Warnungen zum Trotz an einem falschen Ideal des Rechtes als Dienerin sogenannter „Staatshoheit" mit derselben Zähigkeit festgehalten wird, wie an der Unübertrefflichkeit des militaristischen Systems bis zum katastrophalen Kladderadatsch festgehalten wurde, ja, noch heute, wie Leipzig zeigt, festgehalten wird. Es wäre falsch, dies nur den „reaktionären" Parteien in die Schuhe zu schieben. Denn was an Militarismus unter Noske und Geßler, an Justiz unter Heine, Schiffer, am Zehnhoff geleistet worden ist, übertrifft, was die Alten taten. Wie der von Gumbel zitierte Befehl, wonach „sämtliche Bewohner von Häusern, aus denen geschossen wurde, auf die Straße zu stellen sind, ganz gleich, ob sie ihre Unschuld beteuern, die Häuser auf Waffen zu durchsuchen und verdächtige Persönlichkeiten, bei denen Waffen gefunden wurden, ohne weiteres zu erschießen sind" — wie diesen Befehl zu erteilen ausgerechnet dem Proletarierfeldmarschall Gustav v. Noske vorbehalten blieb, so blieben die richtigen, echten, verfassungswidrigen Ausnahmegerichte gegen das Proletariat, die selbst zu Zeiten des Sozialistengesetzes nicht gewagt wurden, dem Immernoch-Sozialisten im Präsidentensessel Fritze v. Ebert aufgespart. Wer daher annehmen wollte, daß die im Galopp zu Juristen ausstaffierten Parteifunktionäre — denn darauf zielt doch der Antrag der S. P. D. ab; höchstens kämen daneben Sekretäre, Bürovorsteher und Winkelkonsulenten in Betracht — etwa unparteiischer judizieren würden als ihre andern Kollegen, würde sein blaues Wunder erleben. Nach den Erfahrungen bei der militärischen Bekämpfung der Ruhe- und Ordnungs-Demisozialisten gegen die Linksputschisten möchte ich keinen K. A. P. D. oder V. K. P. D.-Mann wünschen, vor ein Sondergericht von Ruhe- und -Ordnungs-Demijuristen rosaroter Färbung zu geraten. Und die mit solchen Demisozijuristen durchsetzten Gerichte würden den Rechtsparteien ein willkommenes Agitationsmittel in allen Lebenslagen bescheren, sodaß dann die Justiz offen mit Politik verquickt, für politische Zwecke ausgenutzt und also mißbraucht würde. Wer Richter sein will, muß sich von Politik völlig fern halten; dem Richter aber gar offiziell (teils teils) eine blaue, schwarze, goldene, rosa und rote Brille aufzusetzen, ist das Ende aller Rechtspflege.

Da das Verkehrteste den Vertrauensleuten des deutschen Volks, das sie sich selbst gewählt hat, für eben dieses Volk grade gut genug erscheint, so habe ich keinen Zweifel, daß der Antrag auf Schaffung von Dilettantenberufsrichtern in dritter Lesung eine ansehnliche Mehrheit erzielen wird. Worüber dann, wie beim Zusammenbruch von 1918, Diejenigen am bittersten weinen, am lautesten klagen werden, die das Meiste dazu getan haben, daß es so kam, wie es kommen mußte.

Jüngste Kunst und Politik von Oskar Baum

Die konservativen und reaktionären Politiker hatten zu allen Zeiten, besonders in Deutschland, weit mehr Verständnis für die praktische Wirksamkeit der Idee als die fortschrittlichen. Ihr Kampf gegen die Lieder, Bücher und vor allem Dramen der Freiheitsdichter war unvergleichlich leidenschaftlicher und systematischer als deren Förderung und Pflege durch die liberalen Elemente in Gesellschaft und Parlament. Nur die Sozialisten nahmen bei der Verteidigung ihr Schrifttum annähernd so ernst wie die Angreifer und auch vielleicht nur, weil es Stoff und Anreiz zu Kampf abgab und Kampf nun einmal die einzige lebendige Existenzform wirklicher politischer Parteien ist.

Mag man noch so scharf und deutlich die künstlerischen und philosophischen Mängel unsrer Stürmer und Dränger erkennen: preziöse Eitelkeit, manirierten Originalitätshokuspokus und Uebertreibungswettstreit, im Gedanklichen der wankelmütigen Ekstasen ein Pendeln zwischen höchstem Individualitätskultus und Selbstvernichtung zugunsten der Gemeinschaft — ehe man sie „opfert", wie man es mit einem nach dem andern so gern gleich nach den ersten größern Erfolgen tut, sollte man doch untersuchen, ob nicht vielleicht ihr Temperament, der Kernpunkt ihres Antriebs, der Rhythmus ihres Pathos, die trocken verbissene Einsilbigkeit oder uferlose Lyriküberschwemmung ihres Vortrags und namentlich die auffallende Gemeinsamkeit grade des fühlbar echten revolutionären Eigensinns von mehr oder minder bestimmender realer Bedeutung für die kommenden inner- und zwischenvölkischen Verhältnisse werden könnten. Ihr unbeholfener Hochmut und ihre zuweilen auch durch schüttersten Dilettantismus aufrecht watende kindliche Sicherheit ist ja doch vielleicht nicht anders zu erklären, als daß wirklich Gesichte eines neuen Menschheitsweges und Daseinskleides von greifbarer Seherwahrheit ihnen voranschweben.

Es ist nicht wahr, daß Literatur und Theater, Buch und Drama, weil nur dünner Bildungsoberschicht nahe, ohne Einfluß auf die großen Massen und die politischen Ereignisse sind. Wenn man glaubt, daß Voltaire und Rousseau von den Erstürmern der Bastille gelesen worden waren — glaubt man dann, daß ohne Marx, Herzen, Bakunin, Krapotkin die russischen Bauern- und Arbeiter-Analphabeten die Umwälzung von 1917 mitgemacht und zustandegebracht hätten ?

Die Ausstrahlung der Idee ist rationalistisch nicht so leicht erfaßt und begriffen. Nehmen wir einfach an, daß eine Mittler-Kaste da ist, daß die von den Gedanken der großen geistigen Finder und Erkenner Ergriffenen, Begeisterten es sind, denen die unselbständige Menge vertraut und folgt. Die gelebten Bekenntnisse, die in harte Taten übersetzten Grundsätze reißen die Tiefen der Volksseele auf und lassen auch den betäubtesten erwachen; der gelebte Idealismus berührt die Wunde des in körperlicher Arbeit Verdumpften und beweist ihm einleuchtend, daß das zufällig Gewordene von ihm überwunden werden soll und kann.

Die Kunst muß also die Leidenschaft der Entflammer aufrühren, die erst die Mittel und Wege zur praktisch politischen

Durchführung des neu erkannten Notwendigen auszudenken haben.

Es ist nur zu begreiflich, daß grade die ehrlichsten und stärksten unsrer jungen Dichter dadurch auf Sand geraten, daß sie in der Qual des unerträglichen Jetzt vor Ungeduld schon selber in die Hand nehmen, was erst der Hörer, durch die Vorführung bezwungen, sollte tun wollen. Politische Kämpfe und Siege selbst auf die Kothurne zu stellen: das könnte seine natürliche Wirkung nur dann haben, wenn der Singende unmittelbaren Verkehr mit den Massen hätte, wie etwa der Rhapsode und nachher noch der Dramatiker im alten Hellas. So aber gilt es, die zu behebenden Mißstände und Leiden der Zeit in ihrer ganzen Unerträglichkeit mit allen Waffen der Kunst dem Zuschauer und Leser tief ins Fleisch einzuschrauben, einen vergifteten Dorn, der ihn nicht mehr zur Ruhe kommen läßt, bevor er nicht etwas dagegen zu unternehmen beginnt.

Die Herren von rechts wußten es. Marquis Posa und Wilhelm Tell wurden nicht verboten — aber die ‚Weber‘ von Hauptmann, wo der Schwerpunkt der Wirkung darauf liegt, daß der Aufstand so rasch und leicht unterdrückt wird und der trostlose dumpflastende Druck am Schluß die wirkliche furchtbare Schwere des Kampfes wider die irdischen Unzulänglichkeiten durchdringend zu fühlen gibt !

Marquis Posas Opferung bleibt fruchtlos, weil sie, ganz in der mystisch-romantischen Geschichtsauffassung befangen, einem Einzelnen Sinn und Seele des Weltschicksals zu tragen gibt. Wilhelm Tell wird die erlösende Tat in einem Willensakt möglich — ein spontaner Einfall, ein Attentat, und alles ist geschehen. Die Verschwörung des Volkes, die mit Tells Tat in gar keinem Zusammenhang steht, ist fast überflüssig gewesen. Das ist zu leicht und zu glatt. Daß es solche grandios vollkommene Erfüllungen für die Gesamtheit durch eine Tat aus zum Teil persönlichen Motiven gibt, kann unmöglich zu den unerschöpflichen Mühen politischer Tageskleinarbeit nachhaltig anregen. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die Reaktion damals so leichtes Spiel hatte und bis zur Jahrhundertmitte ruhig fortwursteln konnte. Was war denn die Wirkung dieser künstlerisch so gewaltigen Freiheitsgesänge ? daß ein Neunzehnjähriger — nicht einen Despoten oder führenden Politiker, sondern einen berüchtigten Agenten einer fremden reaktionären Macht erstach.

Die aufständische Dichterjugend unsrer Tage ist mehr Echo der Bewegungen in der Volksseele als ihre Weckerin. Aber war es nicht immer so ? Das Echo ist es eben, das dem Volk erst die Vorgänge in seinem Innern zum Bewußtsein bringt. Der Mut, etwas zu tun, ist oft das Geringere nach dem Mut, es auszusprechen. Der Körper bekommt die nötige Sicherheit zur Vorwärtsbewegung, wenn der Geist den Weg belichtet und überblickt hat. Dazu bedürfen wir des Dichters.

Vielleicht kann man die Dichter, nach ihrer Wirkung auf das Tagesgeschehen, in zwei Typen scheiden: weltliche und geistliche. Die in Sinnesgewalten, Erdgeist, äußerer nationaler Größe und Macht — und die in unberührbar über allem schwebender

Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe Gott sehen. Sie sind durchaus nicht etwa sogleich am Habitus zu erkennen. Bezeichnender Weise bleiben die geistlichen, auch wenn sie den weltlichsten Ausdruck finden (wie Bernard Shaw) von geringem politischen Einfluß, und die Weltlichen, auch mit dem geistlichsten Stil (wie D'Annunzio), haben ihr Volk in der Hand. Kunstfeindlich wäre, den einen immer schon von vorn herein für den höhern, ja, weil er dem Augenblickserfolg entsagt, für den unsterblichern zu halten. Immerhin kann zur Ehre Gottes und der Kunst behauptet werden, daß zumeist in Siegerstaaten, oder wo immer geistfeindliche Politik Trumpf war, diese ohne oder gegen die Dichter gemacht wurde. Barbusse, Rolland, Shaw sind nicht einmal mehr so einflußlos, wie Freiligrath, Reuter, Heine es einst gewesen.

Der Dichter ist der Einzige, bei dem ja doch so ziemlich Alle darin einig sind, daß man ihm nicht sagen darf: Du sollst ! Aber er möge auch um Gottes willen nicht denken, seine Bestimmung sei, Leitartikel in Verse zu bringen oder mit Aesthetenobjektivität sich, als sei er kein Mensch, hoch über den Parteien einen weltfremden Wolkensitz zu erlügen. Nicht: er soll — bewahre ! — ; aber beten wir, daß er, unbeirrt von literarischem Ehrgeiz wie von brennenden Plakatschlagworten, als seine Aufgabe wolle: den Kampf der Idee mit dem zufällig Gewordenen nicht ruhen zu lassen, Haß und Angst der Ordentlichen als Neuordner und Aufscheucher zu verdienen, in Weinen und Lachen das Vorhandene dem einzig ersehnbaren Unmöglichen zu vergleichen und anzunähern. Das Vollkommene ? Gebt euch nicht zu viel Mühe, zu beweisen, daß es zu erreichen unmöglich ist. Es anzustreben, bleibt das einzig mögliche, einzig wirkliche Leben.

Sowjet-Rußland als Erlebnis

von Willi Wolfradt

Suchenden Herzens, nicht als kalter Fachmensch, nicht als neugierig äugender Feuilletonist ist Arthur Holitscher, der bekanntlich Amerika entdeckt hat, durch das trächtige Chaos des bolschewistischen Rußland gezogen. (Sein Bericht heißt: ‚Drei Monate in Sowjet-Rußland‘ und ist bei S. Fischer erschienen). Der Sowjet-Staat ist blockiert von der Angst der Besitzenden, denen ja auch das Wort zu Diensten ist. Sie haben eine Mauer von Verachtung und blindem Haß herumgelegt, was nur zur Folge hat, daß auch die trotzige Verehrung der Radikalen für Sowjet-Rußland nicht sehend werden will. Holitscher hat diese Welt erlebt, mit Begeisterung und Grauen. Wäre seine Botschaft nicht durchzogen von schmerzlicher Erkenntnis und warnender Kritik: die sie erfüllende Bewunderung und alle häßlichen Eindrücke letztens überwindende Verehrung für dieses groß wollende und leidende Reich würde nicht die Macht haben, sich auf den Leser zu übertragen. Aber indem dies Buch noch in seinen bittern Enttäuschungen Zeugnis ablegt für die Ganzheit jenes Geschehens, wirbt es nachhaltiger, als eine blinde Propagandaschrift vermöchte. Es ist ein sehendes Buch, phrasenlos-menschlich, reich und gründlich. Die politische Kritik des Lesers wird vielleicht strenger ins Gericht gehen müssen, als es Holitscher,

der sich als „ehemaligen Pazifisten” bezeichnen muß, unter der Macht persönlicher Eindrücke über sich gewann. Aber wird um das Erlebnis Sowjet-Rußlands Jemand herumkommen, der es in dieser Interpretation neu betrachtet, und wird das Erlebnis nicht politische Gegnerschaft, die sich ja stets an die Formel klammert und stets vor der Realität Abstriche machen muß, entgiften helfen und sie wieder zu Ritterlichkeit zwingen ? Muß dieser Bericht nicht erschüttern und mit Achtung, ja Liebe zu schöpferischer und opfernder Kraft auch den entschlossensten Antibolschewismus erfüllen, sofern er nur erlebnisfähig und mehr ist als borniertes Festhaltenwollen verspielter Privilegien ?

Darin möchte ich die beste Aufgabe solches Berichtes sehen: Veredelung politischen Kampfes. Gewalt ist nicht zu meiden, niemals. Gewalt und Politik sind untrennbar, und wer die Veredelung in der Absage an die Gewalt erblickt, kann nur die Politik selbst befehden, die sich ihm grade dann als Dämon enthüllen und ihn wieder zu Gewalt nötigen wird. Veredelung aber hieße vor allem: Auflösung des Selbstbetruges, der den Feind für den verbrecherischen Lumpen gelten lassen will. Der Rechtssinn im politischen Leben, den ja auch grade der Deutsche gepachtet zu haben meint, ist nur ethische Maske für solchen cant, der keine Machtkämpfe führen kann, ohne sie sich selbst in Kämpfe für das Recht umzuheucheln. Die erschütterte Stimme dieses so anschaulichen Buches ist wohl geeignet, auch dem bittersten Gegner des Bolschewismus Achtung für dessen Wollen, Bewunderung für Erreichtes und Einsicht in die fürchterliche Notgedrungenheit seiner Härten zu vermitteln. Der dichterische Puls der Darstellung macht oft überlegte Widerstände vergessen; und ergriffen von diesem Beispiel einer Welt, wo kühne Phantasie, Klugheit, Energie und eine Demut von ganz unmodernem Maß am Werke sind, neiderfüllt aus all der Mittelmäßigkeit unsrer Breiten heraus, möchte man sich am liebsten zu alledem mitsamt seinem Chaos bekennen. Schließlich aber wird wohl Jeder, dessen Gegnerschaft überhaupt gegründet war, nur schärfer den Unterschied erkennen zwischen dem ethisch-wirtschaftlichen Ziel des Kommunismus und der speziellen Methode, ihm nachzugehen, die die bolschewistische ist. Man sieht deutlich, wie allein der Schritt der Machtergreifung vor der Reifezeit alle Schwierigkeiten und Widersprüche zur Folge gehabt hat. Holitscher zeigt, daß roter Terror, neue militärische Tyrannei, Zusammenbruch des individuell-geistigen Lebens, kurz: all Das, was uns vollends abschreckt von dem Experiment des Bolschewismus, nicht Verrat ist am ursprünglichen Plan, nicht Verrat an den zuerst mit tönendem Wort geköderten Massen, für die sich nichts gebessert hat, sondern daß alles Das der Notlage entstammt, für die gewiß nicht der Kommunismus, sondern der Krieg, der reaktionäre Widerstand und die Wirtschaftsblockade hauptsächlich die Verantwortung tragen. Gewiß; nur daß damit gerechnet werden mußte und auch gerechnet worden ist, und daß trotz solcher Voraussicht der Zeit in die Speichen gegriffen, Politik hitzigster Art gemacht wurde. Hier liegt ein Verbrechen, das gleiche, dessen wir die Generale zeihen, die vor allem handeln

wollen und leider dabei auch andrer Menschen Existenz mitriskieren. Man hat gewußt, daß kleine Kinder auf der „Sucharnewka”, dem heimlichen Markte Moskaus, stehen und mit zitternden Händen den Vorübereilenden ihren Ball zum Kaufe anbieten würden. Man hat gut gewußt, daß schließlich nur eine neue, die Sowjet-Bourgeoisie herangezüchtet werden würde. Doch genug der Polemik; sie stellt sich schon wieder her, so ergrifffen man auch vor dem monumentalen Anblick des neuen Rußland steht. Auch Holitscher ist nicht leichten Fußes an jenem Kind mit dem Ball vorübergekommen, und wäre er so mit Haut und Haaren ein Leninist geworden, wie man ihm wohl nachgesagt hat: er hätte nichts von diesem Kinde gesagt, hätte uns das groteske Schauspiel des offiziell genudelten inmitten aller Not gemästeten Bariton-Favoriten Schaljapin, hätte uns die traurige Oede des „Hauses der Gelehrten”, den lauten Tand der Sowjet-Lyrik und das Verwesen und Verwahrlosen an allen Enden nicht so schonungslos geschildert.

Logikstarre und generalhaft selbstgerecht erscheinende Aktivität haben die spontan-romantische Sympathie vieler junger Herzen unter uns wieder abkühlen lassen. Nun hat Holitscher manches davon zurückerobert und den moralischen Verlust dse Kommunismus durch die Wahnsinnstaktik der deutschen Dynamit-Helden zum Teil wieder eingebracht. Er hat die verblichene Großartigkeit Sowjet-Rußlands als eines Beispiels erneuert und Fülle der Farbe für einen Haufen von Formeln gegeben. Vokabeln sind aufgetaut zu lebendigen Vorstellungen: wir haben die sozialisierte Fabrik, das neue Bildungswesen von innen her gesehen. Es sind strahlende Stellen in diesem Gemälde: der kleine, von noch ganz echtem Freiheitsempfinden helle Knabe Wassili im Kinderheim etwa, oder das Wunder des „Subbotnik”, jenes in freiwilliger, unentlohnter, gemeinschaftlicher Arbeit für die Gemeinschaft begangenen „kommunistischen Samstags”, der ein kaum ermeßliches Opfer darstellt jener zermühten, kaum genährten Arbeiter, ein seltenes Beispiel für die Macht der Gemeinschaftsidee. Man hat die volle Anschaulichkeit, ja die diabolischen Imponderabilien dieser Welt, indem man, oft stockenden Atems, den Autor begleitet durch die Fabriken, vor die Denkmale der Revolution, auf ihre Paradefeste, in das Gebäude der „Außerordentlichen Kommission”, in Theater, Freiateliers, Offiziersschulen, über die grasbewachsenen Straßen Petersburgs und in das Museum mit den drastischen Belegen zaristischer Grausamkeit. Aber Holitschers Buch, künstlerisch geballt zur Gestaltung tragischen Schicksals, ist mehr als Schilderung. Es ist erschütterte Mahnung. Mahnung an Sowjet-Rußland, nicht vor lauter Staatsraison den religiösen Urgrund des Kommunismus unter den Füßen zu verlieren, auf dem allein die Zukunft recht stehen könne. Mahnung an Alle, daß die Heimat nur dort sei, wo um den neuen Menschen gekämpft wird. Von Rußland her tönen die Signale. Die Geschichte geht diesen Weg, und grade der Gegner der bolschewistischen Gangart sollte wieder erkennen, daß nur das Opfer den Schrecken abwehren kann. Opfer vor allem an Haß, Trägheit und Trotz.

Erwiderung an Döblin

von Wenzel Goldbaum

„Die Zeit des Sozialismus ist vorbei, wir treten in eine stark kapitalistische Periode.” Ich gebe dem Dichter Alfred Döblin, der in Nummer 27 der ‚Weltbühne‘ diesen meinen Satz zitiert, recht: der Satz ist falsch; aber in einem andern Sinne. In Deutschland war nie eine Zeit des Sozialismus. Döblin ist andrer Ansicht; er glaubt — wahrscheinlich — an die Macht Ledebours; ich glaube an die Macht des Generals Seeckt. Die Verse Theobald Tigers haben mich von dieser Macht tief überzeugt, das Urteil gegen Helmhake und der ausgezeichnete Herr v. Jagow. Zu dem Glauben Döblins stimmt nicht sein Notruf: „Ich würde ja schweigen, wenn ich nicht die schauderhafte Notlage des deutschen Schriftstellers kennte.” Ein merkwürdiger Sozialismus, der den geistigen Arbeiter so schlecht behandelt. Und eine merkwürdige Notlage, die dem Schriftsteller, im Gegensatz zu allen andern Deutschen, die schöne Freiheit gibt, „keine Geschäfte zu machen, keinen Sinn dafür zu haben und ihn nie zu erwerben” zu brauchen. Und auf dieser schauderhaften Notlage ruht der „große Selbstverwaltungskörper des Schutzverbandes”.

Was verwaltet eigentlich der Schutzverband ? Darüber gibt uns der Kassenbericht in dem Heft 5/6 des ‚Schriftstellers‘ einen vorzüglichen Aufschluß. Ein Barvermögen von rund 11 000 Mark; er bucht unter anderm 4474 Mark an Ausgaben für eine Opernvorstellung — kein Geschäft ? — und bezeichnet den Ertrag dieser Opernhausvorstellung als Einnahme des Schutzverbandes. An Mitgliederbeiträgen bucht der große Selbstverwaltungskörper mit den vielen Gliedern 37 344, 95 Mark an Ausgaben für Miete, Porto, Gehälter, Diverses (?) 56 821,85 Mark. So gerüstet nimmt er den Kampf mit den Verlegern auf, deren wirtschaftliche Macht Döblin nicht unterschätzt. Im Mai/Juni-Heft des Organs des Schutzverbandes steht: „In seinen Ausführungen macht Karlernst Knatz darauf aufmerksam, daß unbedingt die Finanzverhältnisse im Verbande so liegen müssen, daß das Existenzminimum vom Verband selbst aufgebracht wird und die ihm darüber hinaus zufließenden Beiträge für die Erweiterung und Stärkung seiner Tätigkeit verwendet werden können. Nach den heutigen Wert- und Teuerungsverhältnissen sind unsre Mittel völlig unzureichend, und nur unter Anspannung aller Kräfte konnten die laufenden Arbeiten der Geschäftsführung, der Rechtsschutz und die Unterstützung in befriedigender Weise durchgeführt werden. Im großen und ganzen haben unsre Mitglieder gezeigt, daß sie sich durch eine Belastung, die den Bedürfnissen des lebensfähigen Verbandes unter den heutigen Verhältnissen einigermaßen entspricht, nicht haben erschrekken lassen. Nur durch die höchste Anspannung der Opferwilligkeit unsrer Mitglieder können wir durch die kommende Zeit schwerer wirtschaftlicher Krise hindurchkommen, die Deutschland als ganzes zu gewärtigen hat, und der die geistigen Arbeiter besonders schutzlos gegenüberstehen.” Man beachte, daß das „Existenzminimum” vom Verband selbst aufgebracht wird: „selbst” muß zehnmal unterstrichen werden.

Nach diesem Kassenbericht kann man wirklich nicht von einer aufblühenden Gewerkschaft sprechen. Nicht einmal von einer im Aufblühen begriffenen. Herr Döblin wird einwenden, daß nur mein „armseliger kleinbürgerlicher Instinkt" die Macht der Organisation nach der Kasse beurteilt. Aber worin sonst liegt eigentlich die Macht einer Gewerkschaft, die sich durch den einzelnen Rechtsanwalt Wenzel Goldbaum so furchtbar bedroht sieht ? Ich will hier nicht gegen die Einbildung kämpfen, ich wollte den Schutzverband umzingeln, terrorisieren, knebeln, fesseln, vernichten: es ist eine Einbildung; ich kämpfe nicht gegen den Schutzverband. Gegen den Schutzverband kämpfen die Tatsachen, vor denen das Phrasentum weichen muß. Welche Tatsachen ?

Der Schutzverband nennt sich eine Gewerkschaft. Womit steht und fällt jede Gewerkschaft ? Mit dem Tarifvertrag. Schließt sie ihn — und sei er noch so schlecht — dann ist sie lebensfähig. Schließt sie ihn nicht, dann verfehlt sie ihre Aufgabe, dann beweist sie ihre Machtlosigkeit gegenüber dem Unternehmertum. Der Tarifvertrag ist, der „Sinn der Gewerkschaft, der gemeinnützigen, fürsorglichen" — den ich in meiner Beschränktheit nicht begreife. Der Tarifvertrag sorgt für die Schwächern: er sichert ihnen Rechte, die sich Einzelne nicht erkämpfen können. Leistet eine Gewerkschaft diese „Recht schützende und Recht erkämpfende Arbeit", dann leistet sie etwas. Sonst nicht. Wo ist der Tarifvertrag des Schutzverbandes mit den belletristischen Verlegern, Herr Döblin ? Schicksalsfrage.

Ist der Vertrag, den der ‚Verband Deutscher Erzähler' mit den Verlegern schließen wollte, schlecht ? Das kann man doch nur dann beurteilen, wenn man den Durchschnitt der Verlagsverträge zum Vergleich heranzieht. Bitte, meine Herren: zeigen Sie Ihre Verträge vor. Ich will aber nicht nur die Verträge der „Prominenten" sehen; ich will außer den Verträgen auch die Abrechnungen sehen. Denn Viele, die auf dem Papier 20 % bekommen, erhalten wirklich nur 15 %. Entweder müssen sie die 5 % zurückzahlen, oder sie müssen sich eine Berechnung des Ladenpreises gefallen lassen, die zum gleichen Abzug führt. Diese Wichtigkeit, die Döblin den Prozenten gibt, schielt eigentlich stark nach dem „Geschäft". Dieser Handel um die Prozente steht im Gegensatz zu dem Gebot, „keine Geschäfte zu machen". Aber auch hier setzen sich durch die Phrasen die Tatsachen. Der Normalvertrag des ‚Verbandes Deutscher Erzähler' ist anders, als ihn meine „Gegenseite" schildert. Er bestimmt nicht 15 % als Höchstsatz; er stellt diesen Prozentsatz als Richtlinie auf, nimmt aber keinem das Recht, mehr zu vereinbaren. Es ist unwahr, daß kein Autor mehr als 15 % Tantiemen nehmen darf, es ist wahr, daß vielgelesene Erzähler, Georg Engel zum Beispiel, nur 15 % bekommen. Der Vertrag gibt dem Verleger nur das deutsche Buch; er nimmt ihm die durch das Verlagsgesetz — leider nicht zwingend — vorbehaltenen Rechte der Uebersetzung, Dramatisierung, Verfilmung, die sich viele Verleger übertragen lassen, ohne zur Verwertung dieser Rechte etwas

„Geschäftliches" tun zu können, auf Zufälle rechnend. Er stellt einen Mindestsatz auf: diese 15 % — als Richtlinie, auf die sich der Autor berufen kann. Zwingend ist die Bestimmung nicht; allein, was der Schutzverband in zehn Jahren nicht erreicht hat, konnte der ‚Verband Deutscher Erzähler' selbst in zehn Wochen nicht erreichen. Der Vertrag schränkt das Recht der Verramschung. ein, Herr Döblin. Unterrichten Sie sich, ehe Sie den geschäftsführenden Direktor loslassen. Nach dem § 21 des Verlagsgesetzes kann der Verleger ohne Zustimmung des Verfassers den Ladenpreis herabsetzen, ohne dabei berechtigte Interessen des Verfassers verletzen zu dürfen. Wenn ein Buch drei Jahre nicht gekauft worden ist, dann möchte ich das Gericht sehen, das in der Herabsetzung des Ladenpreises eine solche Verletzung finden würde, besonders wenn der Verleger nachweist, daß er selbst Schaden leidet. Lesen Sie Allfelds Kommentar Seite 478, Voigtländer-Fuchs Seite 313, die beide auf dem Standpunkt stehen, daß der Verleger von der Herabsetzung dem Verfasser nicht einmal Kenntnis zu geben braucht; lesen Sie den Kommentar von Müller-Meiningen, der nur dann eine Verletzung der Urheberinteressen sieht, wenn der Verleger „offensichtlich aus Schikane" handelt, und der dem Verfasser die Beweislast dafür aufbürdet, das seine berechtigten Interessen verletzt worden sind. Lesen Sie schließlich an Stelle von Denunziationen das Urteil des Reichsgerichts im 39. Bande der Entscheidungen in Strafsachen Seite 115 — und dann erklären Sie, daß der Ramschparagraph des Vertrages ein Nachteil sei, weil er dem Verleger erst nach fünf Jahren unter bestimmten Voraussetzungen und Garantien das Recht der Verramschung gibt.

Sie tadeln den Schlichtungsausschuß und das Schiedsgericht — wohl deshalb, weil sie schneller, billiger und kundiger urteilen als die „bürgerlichen Gerichte", weil alle Gewerkschaften nach solchen Einrichtungen streben, und weil in den nächsten Monaten eines der mächtigsten Gesetze erlassen werden soll: die Schlichtungsordnung, deren 128 Paragraphen Sie im Interesse der notlidenden Schriftsteller genau auf ihre Verwendbarkeit für den geistigen Arbeiter geprüft haben, während ich den Schutzverband terrorisierte und sämtliche Rechte aller deutschen Schriftsteller an Morgan verkauft habe.

Sie verdächtigen die Geschäftsstellen des Verbandes Deutscher Filmautoren und Deutscher Erzähler, die von Schriftstellern — ich nenne Georg Engel, Hermann Sudermann, Hans Land, Hans Brennert, Richard Schott, Walter von Molo, Paul Oskar Hocker, Walter Bloem — kontrolliert werden. Was sollen denn die deutschen Schriftsteller mit ihren zurückeroberten Verfilmungs- und Uebersetzungsrechten anfangen, wenn nicht Vertriebsorganisationen ad hoc bestehen ? Haben Sie Verbindungen nach Frankreich, Spanien, Italien, nach England und nach dem Lande des dem deutschen Schriftsteller so unangenehmen Dollars ? Kennen Sie die Filmfabriken, die den Mord an einer Butterblume brennend gern verfilmen möchten ? Wissen Sie nicht, daß für den Vertrieb der Aufführungsrechte besondere Anstalten gegründet werden mußten, nachdem die Verleger auf diese Rechte

hatten verzichten müssen ? Warum sagen Sie nicht, daß die Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Filmautoren, an deren Wiege Herr Robert Breuer stand — denkst du daran, mein tapferer Lagienka ? —, Hunderttausende an deutsche Schriftsteller abgeführt hat ? Vergleichen Sie damit, was der Schutzverband seinen Mitgliedern zuführt — „an Hand" seines Kassenberichts. Und noch Eins: wenn diese Geschäftsstelle — nach dem Muster der Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten — die Berufsorganisation stützt, weil viele Mitglieder infolge ihrer Notlage keine Beiträge zahlen können: ist diese Unterstützung nicht ebenso unanfechtbar und moralisch wie die Veranstaltung einer Opernvorstellung — nicht für die Wohlfahrtskasse, sondern für die Ausgaben des Schutzverbandes ? ? ? Vergleiche den Kassenbericht, Einnahmen 1920, Posten Vier.

Seit Wochen wissen die Schriftsteller aus der antisemitsch gefärbten Broschüre des „geschäftsführenden Direktors" — ich denke, Sie führen keine Geschäfte ? —, daß sie verraten werden sollten, und daß der Schutzverband sie gerettet hat. Hat sich ihr Notlage gebessert ? Nach Ihrem Aufsatz ist sie noch immer „schauderhaft". Haben Sie das System des domaine d'état eingeführt ? Nein; aber den Widerstand der mächtigen Verleger haben Sie glücklich gegen den Plan organisiert ! Haben Sie Ihren Anteil am Valutazuschlag ? Haben Sie die drückenden Verträge beseitigt ? Haben Sie den Autoren mehr als 15 % erwirkt ? Haben Sie die pünktlichen Abrechnungen erzielt, Herr Döblin ? Wenn Sie die lange Liste der Forderungen, nicht der Erfüllungen gehört hätten, die Ihr „Direktor" im Reichsarbeitsministerium verlesen hat: Sie würden staunen, was alles von Ihnen noch nicht erreicht ist ! Haben Sie die Schriftsteller in „die Mitte des Produktionsprozesses geschoben" ? Nein ! Aber Dreierlei haben Sie glücklich von der revolutionären Arbeiterbewegung gelernt: die Liebe zum Schlagwort, den Blick zur Galerie und die Verdächtigung praktischer Arbeit ! „Wir trachten, neue Rechte zu erringen". Klingt prachtvoll und sagt nicht eine Silbe mehr, als daß Sie letzten Endes mehr verdienen wollen. „Uns herabziehen und hineinziehen auf das Niveau des kleinen Verdieners" ? Des großen Verdieners, Herr Döblin, des großen ! Das ist der Zweck ! 50 % des gebundenen Exemplars ! Mit 50 % stehen Sie genau in der merkwürdigen „Mitte des Produktionsprozesses".

Sie haben auch einen Sieg erfochten: die Verleger haben den Vertrag abgelehnt, weil er — nur Vorteile für die Schriftsteller böte ! Triumphieren Sie ! Aber gleichzeitig, wenn Sie von der schauderhaften Notlage der deutschen Schriftsteller sprechen, seien Sie sich bewußt, daß Sie und Ihr Schutzverband bis zu diesem Triumph nichts von Bedeutung gegen diese allgemeine Notlage getan haben und nach diesem Triumph alles, diese Notlage dauerhaft zu machen.

Herr Döblin, ich schätze Sie. Aber Ihr Sozialismus gefällt mir nicht.

Der gewaltige Hahnrei von Ferdinand Lion

Dieses Stück von Cromelingk behandelt das Lieblingsproblem der französischen Komödie: die Geschichte vom Hahnrei. Nur daß es hier einmal ein Hahnrei in der tausendsten Potenz ist, ein „Du hast es gewollt, Georges Dandin” ohne Ende. Der Held nämlich weiß sich keinen Rat vor der Unsicherheit der Eifersucht. Ach, wenn er nur sicher wüßte, daß er wirklich betrogen ist ! Welche Ruhe würde er dann genießen, welches Landen auf festem Boden ! Er stürzt herum wie ein Stier von Banderillos gespickt, gierig nach dem Dolchstoß, der ihn erlösen soll. Er fleht, beschwört seine Frau, ihn zu betrügen, schließt sie eigenhändig mit dem Liebhaber ein, wartet, hofft in Aengsten. Beide kommen nach einer Weile, die wohl genügen könnte, aus dem Zimmer. Aber noch ist der Hahnrei in spe seiner Sache nicht sicher und tief beunruhigt. Und er jagt die Geliebte von Einem zum Andern, hetzt sie in die Arme des ganzen Dorfs. Es ist die Raserei des Hahnreitums.

Wie entsteht aber so ungemeine Eifersucht ? Im ersten Akt wird seine Liebe geschildert: maßlos, schon irrsinnig, ein Aufblühen, Gegirr, Gebrüll, etwas Trampelndes, Verzehrendes, Flammendes, alles ausfüllend bis zum Rand. Und grade, weil das Gefühl bis zum Rand alles Seins und Wesens geht, kann es nicht weiter, muß zurück, abbrechend oder untergehend oder sich verwandelnd. Aus einer solchen Liebe entsteht die Eifersucht grundlos. Die Liebe schlägt in ein umgekehrtes Gefühl über. Es ist das Spiel der Hegelschen These und Antithese, das hier in der Geschichte des Herzens aufgezeigt wird. Eifersucht ist Liebe mit negativem Vorzeichen.

Die Gefühle, die Cromelingk schildert, sind also Paroxysmen, Tobsuchtsanfälle der Liebe, dann der Eifersucht und, bei der Frau, der Hingabe, des Opfermuts; denn um ihren Mann zu beruhigen, gibt sie sich allen aus Liebe zu ihm hin. Und diesem Toben entspricht auch die Sprache, die diese Menschen reden: nicht in kubistisch verkappten Worten, auch nicht in naturalistisch ausgebauschten Sätzen; sie sprechen überhaupt nicht, sondern sie erbrechen ihre Seele. Also Tiraden ? Nein, Kaskaden, die sich überstürzen, der Held (im zweiten Akt) redet allein über eine Viertelstunde, läßt aus Eifersucht Niemand zu Wort kommen, sieht Jedem, der naht und die Lippen öffnet, sofort an, daß er etwas sagen wird, das seine Leidenschaft nähren kann, reißt es ihm tierhaft weg, improvisiert, erfindet und jubelt über seine Beute, atemlos daran würgend.

Also: Ueberfülle der lebendigen Gefühle und ihre Expression. Also: Expressionismus ? Sage man einfacher: Es ist echte vlämische Kunst. Der Autor Cromelingk ist Vlame. Das, was er gibt, ist Kirmeß. Auch Verhaeren hatte auf natürlichste Weise, wenn auch noch in naturalistischer Epoche, diese tobende Fülle, auch de Coster hatte sie, und, wenn die Epoche dem Genius dieser Rasse entgegenkommt und selbst die Fülle fordert und sie zuläßt, wie im Barock, dann entsteht hier unendlich Großes: Rubens. Diese Art ist also hier bodengewachsen und wartet zur Blüte immer nur den günstigen Augenblick ab. Wäh-

rend daher anderswo (zum Beispiel: im Darmstädtchen) die Explosionen des rasenden Lebens intellektuell gesucht werden, wurden sie hier mühelos gefunden.

Freilich, bei alledem ist dem Autor noch nicht gelungen, das große Novum: das ganz ungebundene Leben auf der Bühne zu geben, ein Stück vor unsern Augen schaffender Natur, den Uebernaturalismus, der vielleicht kommen wird. Denn noch ist hier zu viel berechnende Logik trotz dem Anschein eines überwältigend sich austobenden Gegenteils. Die Unsicherheit des Eifersüchtigen wiederholt sich im zweiten und dritten Akt zu oft. Das Leben bleibt irgendwie gehemmt an einer Stelle, rast nicht weiter, wird zum theatralischen Ausbau festgehalten. Eigentlich sollte, wie die Liebe im ersten Akt in Eifersucht umschlägt, so die Eifersucht auf ihrer Höhe umschlagen, sich umtobend in ein Andres, Drittes. So reicht die Kraft von Cromelingk nicht ganz zu seiner Aufgabe aus. Sie erlahmt, was besonders bei einer solchen Art empfindlich ist. Der dritte Akt mit den durch Fenster, Türen hereinsprudelnden Liebhabern der Frau ist nur noch gemachte Dionysik.

Dieser dritte Akt hat auch die pariser Kritik über die Zukunft des Autors stutzig gemacht, der vielleicht doch nur ein Virtuose auf der Hahnreisaite ist. Denn die Person des Hahnreis bleibt wohl bis zum Schluß gewaltig. Aber welche Armut der Komparsen um ihn ! Cromelingk erscheint doch als ein später Erbe des Vlamentums: es gelingt ihm der große Wurf der einzelnen Gestalt — aber nicht mehr, wie bei Rubens, um den trunkenen Silen noch die Nymphen, Kinder und wilden Tiere. Wie hätte die Frau dem gewaltigen Eifersüchtigen eben so gewaltig entgegen spielen sollen ! Sie opfert sich aus Liebe, um ihn zu beruhigen. Aber im dritten Akt weiß man nicht mehr recht, ob sie noch weiter leidet oder nicht bei diesem Spiel anfängt, sich recht gut zu amüsieren. Richtig aufgeführt hätte grade dieser Zug von großer Komik sein können: eine Messalina wider Willen, bei der plötzlich doch das hemmungslose Urweib losbricht. Im Stück dagegen geht sie mit einem Liebhaber am Schluß davon, und es bleibt unklar, ob es vielleicht nicht doch ein letztes Mittel ist, um ihren Mann zu heilen, oder ob sie wirklich den Andern jetzt liebt. Sie könnte Mona-Lisa-haft dazu lächeln, das Ganze aber bekommt hierdurch ein fragwürdig skeptisches Ende, das grade zur Vitalität des Ganzen nicht paßt.

Das Stück nennt sich eine Farce. Jedenfalls ist es schwer in eine Gattung unterzubringen. Es ist nämlich nahezu eine Komödie; denn die Grundlosigkeit der Eifersucht, ihre Unkausalität schon ist im höchsten Grade lächerlich, und gar, daß der toll Liebende seine Frau auffordert, ihn zu betrügen, also zu seinem eignen Leid der Eifersucht sich noch selbst den Grund schaffen will und muß, ist ein Gipfel des Lächerlichen. Aber zum Lachen wird dann doch im Stück sowohl von dem Mann wie von der Frau zu tief gelitten. Also ist es eine Tragikomödie ? Letzten Endes sind Leidenschaften im Exzeß immer tragikomisch: nämlich komisch in ihrer Entstehung, ihrem Unverstand, ihrer Narrheit, aber tragisch in ihrer Auswirkung, in ihrer den ganzen Menschen mitreißenden, schicksalhaften Gewalt. Die größten

tragischen Helden, wie Othello, Hamlet, Lear, sind irgendwie komsich, und andrerseits sind Tartuffe und Misanthrope nahezu Tragödien. An dieser großen Grenze von Komischem und Tragischem bewegt sich also der ‚Gewaltige Hahnrei'. Die Schwäche aber ist, daß man diese Grenze zu sehr fühlt und fortwährend zwischen Lachen und Weinen schwankt. Der fragwürdige Ausklang, auf den gedeutet wurde, ist also ein Fehler, der durch das ganze Stück geht und nur am Schluß ganz deutlich wird. Das Stück aber nennt sich eine Farce. Es ist überhaupt im pariser Theater das Jahr der Farcen gewesen: Martin du Gard, der Autor des großen ernsten Jean Barois, hat eine Bauernfarce geschrieben, Ghéon, der katholische Dichter, die Farce vom ‚Abgehängten Gehängten'. Will also das Paris des Sieges nur breit lachen ? Es will noch mehr: es möchte eine der politischen Stellung Frankreichs entsprechende Literatur schaffen. Man geht auf die große Tradition der gallischen Heiterkeit zurück, auf die mittelalterliche Farce und ihre wuchtige Derbheit, die sich oft bis zur Grausamkeit steigerte. Man hat das Elsaß wie unter Ludwig dem Vierzehnten: nun soll der Racine kommen, nun auch der Molière, denn auch seine Komödien knüpften an, erwuchsen aus der Farce.

Seemannsgedanken beim Ersaufen

von Joachim Ringelnatz

Ich sterbe. Du stirbst. Er stirbt.
Viel schlimmer ist, wenn ein volles Faß verdirbt.
Aber auch wir wollen erst ausgetrunken sein.
Besauft euch beizeiten.
Alle Flüssigkeiten
finden sich wieder ins Meer hinein,
wo wir den Schwämmen gleich sind,
wo uns nichts gebricht,
weil wir weich sind.
Und wenn man in eine Leiche sticht:
sie fühlt es nicht.
Wird mich nie mehr acht Glasen wecken,
will ich gerne den Fischen wie Hackfleisch mit Rührei schmecken
Weil das mit Sinn so geschieht,
denn die haben gewiß nicht vergessen,
wieviel Schollen wir in uns hineingefressen.
Nur bei den Würmern im Sarge ist ein Unterschied.
Wenn uns der Haifisch beim Wickel kriegt —
das müßte mal Einer malen !
Was da wohl Alles so unten beisammen liegt —
zerbrochene Schiffe, Krebse und Apfelsinenschalen.
Frisch ersoffen also und nicht gejammert,
aber natürlich auch nicht zu übereilt.
Wer sich nicht tapfer noch an die letzte Handuhle klammert,
der ist im Leben nie um die Horn gesailt.
Ein Schuft, wer mehr stirbt, als er sterben muß !
Ersaufen ist auch ein Genuß,
und vielleicht wird man dann nie mehr nüchtern.
Denn nur über das Fleisch und die Knochen
weiß man was, offenbar.
Aber sonst hab ich noch Keinen gesprochen,
der richtig ersoffen war.

Rundschau

Das Gesicht der herrschenden Klasse

Da nur der Jude guter Antisemit sein kann und ein umso besserer Antisemit, ein umso besserer Jude er ist, da überhaupt jeder wahre Haß Selbsthaß ist und grade entgegengesetzt dem durch Presse und atavistische Dummheiten aufgepeitschten Fremdheits-Empfinden (Rassenhaß genannt) — also: ein wie guter Deutscher muß George Grosz sein, der Deutsches so hassend zu sehn vermag. Weil Grosz ein guter Deutscher, weil sein Haß Selbsthaß ist, darum ist seine Kunst von moralisch so hohem Niveau, von weit höherm als die Kritik am Deutschtum, welche Dieser oder Jener übt, ohne letzten Endes Gefahr zu laufen, daß der geführte Dolchstoß auch das eigne Herz verletze. Und den Geschmäcklern, welche Groszens Einseitigkeit, seine Versessenheit auf dem einen Thema bedauern, diesen Ueberschätzern der Kunst und Unterschätzern der Wirklichkeit sei gesagt: Daß George Grosz Kommunist ist, ist Notwendigkeit und Triumph, denn der Haß aus Selbsthaß gilt nur der einen Seite des Objekts — und ebenso glühend ist die Liebe zur andern Seite. Die andre Seite eines bourgeoishaft verrotteten Volks aber ist die Hoffnung des Arbeiters. Das Gesicht der herrschenden Klasse ist die Schattenseite des Deutschtums. Groszens Blätter, unter diesem Titel im Malik-Verlag zu erfreulich billigem Preise (drei Mark) gesammelt erschienen, sind die Danse macabre der deutschen Gegenwart. Wer dieses Buch nicht kauft, der hat sehr viel versäumt, und wer darin zu blättern vermag, ohne berührt und überzeugt zu werden — nun, dem ist nicht zu helfen. Denn wessen Konterfei in dieses Buch gezeichnet ist, dem ist nicht mehr zu helfen, und wem — soweit die deutsche Zunge reicht — nicht mehr zu helfen ist, dessen Konterfei steht sicherlich darin.

Da Grosz — Gottseidank ! — nicht anders kann, hat er übrigens, die Bürger Tarascons verhöhnend, auch hier versehentlich ein paar deutsche Spießer erschlagen. (Ich meine seine Zeichnungen zu der neuen Ausgabe von Daudets ‚Tartarin aus Tarascon‘, die bei Erich Reiß erschienen ist.)

Peter Squenz

Auch ein Stein zum Wiederaufbau

Fontanes Wanderungen — wer hätte sie nicht gelobt ! Wer hat sie gelesen ? Kurt Tucholsky, denk' ich, und Hans Siemsen und Konrad Wandrey. Gewiß, Doppeldutzende toter Seiten stehen darin. Knietief gehts durch sterilsten Sand. Lehnin und Chorin sind erquält, nicht empfangen. Und nicht nur sie. Dennoch — welch ein Buch !

„Ein entzückender Tag. Die Gruft hatte nichts herausgegeben, aber das Leben hatte bunt und vielgestaltig zu mir gesprochen. Und das bedeutet das Beste.” So endet die Weihnachtswanderung nach Malchow, die, auf ihren historischen Ertrag hin angesehen, ergebnislos verlaufen war, dafür aber ein Erlebnis mit einem geschwollenen Scholarchen und eine herzerwärmende Plauderstunde in einem märkischen Pfarrhaus gebracht hatte.

Es ist im Letzten dasselbe Bekenntnis, mit dem der Wanderer die blut- und leichenfarbene küstriner Stadtchronik aus der Hand legt: „Jedes Blatt ein Klageschrei. Und doch verklingt er an unserm Ohr, weil der statistisch-trockenen Aufzählung aller dieser Notstände die menschlich- erschütternden Züge fehlen. Und nur sie haben Wert, nur sie stimmen uns zu Lust oder Schmerz, und der scherzhaft zugespitzte Satz: ‚daß ein rauhes Wort Reinharts an Lorle (in Immensee ?) uns mehr rühre als der Untergang einer Dynastie‘, birgt einen Kern ernster, tiefer Wahrheit.”

Nur solch weltweite Betrachtung vermochte die Sätze über Luise von Preußen zu schreiben: „Mehr als von der Verleumdung ihrer Feinde hat sie von der Phrasenhaftigkeit ihrer Verherrlicher zu leiden gehabt. Sie starb nicht am ‚Unglück ihres Vaterlands', das sie freilich bitter genug empfand. Uebertreibungen, die dem Einzelnen seine Gefühlswege vorschreiben wollen, reizen nur zum Widerspruch."

Wann gibt uns Cotta statt der vier Wälzer zwei seelenvolle Auswahlbände ? Wann erscheint die Anthologie treuster Heimat- und wahrster Menschenliebe ?

Philipp Spoo

Sächsische Miniaturen

Humoristen haben auf einander stets eine mächtige Wut. Hans Reimann und ich zum Beispiel — wir sind schrecklich höflich zusammen. Wenn wir uns sehen, lächeln wir uns an — (so, nach der Melodie: „Was an Dem eigentlich komisch ist, das möchte ich auch mal wissen. Es muß wohl so eine Art Lokalberühmtheit sein . . . !"). Und dann grüßen wir uns wieder furchtbar freundlich. Nur wenn die Rede auf den großen Meister des unfreiwilligen Humors kommt: auf Schlaikjers Erich — dann schweigen wir ehrfürchtig still. Denn da können wir alle Beide nicht mit.

Was ich sagen wollte: Wißt Ihr, was Nippes sind ? Nippes ist, wenn man es als Kind entzweiwirft und man bekommt Prügel. Und wenn einer je — wie Pazaurek in Stuttgart — ein Gegenbeispiel-Zimmer aufbaut, etwa einen sächsischen Salon: dann dürfen die ‚Sächsischn Miniaturen', die Hans Reimann soeben im Verlag seines ‚Drachen' (zu Leipzig, König-Straße 19) hat erscheinen lassen, nicht fehlen. Ich weiß nicht einmal, was sie kosten, aber für eine Mark mehr werdet Ihr immer noch lachen, das ist gewiß.

Mit den Dialektschnurren ist das so eine Sache. Wer nicht in der Lokalität geboren ist, oder wer sich nicht sehr einfühlen kann, dem werden die ‚Oberschlesischen Schnurren' von Felix Kondziolka, dem wird ‚Jöä' von dem Hannoveraner Théodore le Singe — dem werden Döntjes und Läuschen kein Lächeln ablocken. Erstens enthält das Heftchen den Extrakt Reimannscher Saxonica, und dieser wiederum enthält die Herzgose des sächsischen Börjers in Reinkultur.

Sachsen, ein Land, das in völliger Verkennung der Tatsachen nicht an den „Feindbund" abgetreten worden ist, verrät zum Glück auch jedem Unkundigen seine Seele durch die Sprache. „Seele" — ist übertrieben; aber „Sprache" ist es auch. In letzter, formvollendeter Echtheit kann Reimann diese Mitteilungsart schriftlich wiedergeben. Man versteht die holden Laute überhaupt nur, wenn man sie sich selbst laut vorliest.

‚De Gadze' und ‚Schbießr' habe ich mir mindestens zehn mal laut vorgelesen. Ohne Lachen gings nie. Wie da mißtrauisch, gedankenfaul und lautreich immer Einer um den Andern herumredet, wie da aus Nichts Gedanken wie Blasen heraufsteigen und zerplatzen: das ist ganz wundervoll beobachtet. Und mehr: mit jener epigrammatischen Verkürzung wiedergegeben, in der so etwas allein möglich ist.

Fast Alles in dem Heftchen ist ganz erster Güte. Anekdoten, Witzchen — am nettesten fand ich jene, die, wie die Gegend, gar keine Spitze aufweisen; das Gespräch fängt an, rinnt so fort, hört auf . . . Brillant die Behandlung der Sprache; sie ist so „pfleglich behandelt" (wie das unsre Hämorrhoidarier in den Kultusministerien nennen), daß man Hans Reimann auf ein Lährschdielchen für säcksche Rädeweise in Connewitz zu berufen denn doch nicht länger zögern dürfte.

Bevor die Redewendung erstrahlt: „Igloowe, srähjnd." „Siss awwr och gee Wundr bei dähn

Wäddr !" — steht als Glanzleistung da: ‚Baul Ball‘. Das ist mehr als Spaß.

Wie dieser Plattenbruder mitten in der Nacht, um Zwei, sein Gespräch beginnt: „Guudr Mann, ich bin nähmlich ä Freigeist !" — und wie er dann sofort dazu übergeht, von seinen drei Operationen an der Hand und jener andern am Bein zu erzählen, und dann, wie er überhaupt geartet sei, an der Seele beispielshalber und am Garaggder: das erinnert in seiner Mischung von Herzensgüte, Gedankensprüngen und Besoffenheit an Hauptmanns Schluck. Diese Drucksachen sind beste Literatur.

Ein solches Buch, das ganze Landstriche erklärt und ihre Bewohner, Gott behüte, bis aufs Hemd auszieht, konnte nur Einer illustrieren, und der hats auch illustriert: George Grosz. Es war ein Fressen für ihn. Er hats noch sanft gemacht: milde wie der Beischlaf eines Kommandierenden Generals ist der Zeichenstift dahingefahren und hat dabei Sachsens Mann, Frau und Kind schonungslos getroffen. Der Spießer lacht gern über sich, wenn der Verlachte eine Generation zurückliegt, und Niemand ist unter Bornierten freundlichen Applauses so gewiß wie der Spitzwegsche Kleinbürger. Grosz hat den von heute beim Kragen, bei der Krawatte, beim Bauch genommen — und der Schädel mit der Einbuchtung auf Seite 34 ist Helfferichs Gefolgmann ein für alle Mal. Schade, daß er ‚Die Jalousien‘, diese wundervolle Geschichte des Provinzklatsches, nicht bebildert hat.

Und um euch zum Schluß Laune zu machen, daß Ihr das Heft beim Verlag des ‚Drachen‘ bestellt — eine (fast koscher zubereitete) Rosine aus dem Guchen: „De Laadschn. Wemmr ä Baar Laadschn hadd, unn der eene iss weck unn mr hadd bloß den andrn — da nudzen een alle beede nischd !"

Peter Panter.

Aus dem Buche Kaspar

Neulich traf ich einen Menschen, der sich so verändert hatte, daß ich mich nicht wiedererkannte.

*

„Wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen", sagte der Regenwurm zum Heupferd, das sich beim Hüpfen das Bein verstaucht hatte.

*

Wenn Jene wüßten ! — dann wüßten sie erst recht nicht.

*

Ich höre oft erzählen: „Wir sind einander menschlich näher gekommen". Wie sie das wohl gemacht haben ?

*

Ist über zwei Menschen einmal das Chaos hereingebrochen, dann ist es müßig, danach zu fragen, wer eigentlich angefangen hat.

*

„Elegant" ist ein besseres Wort, als gemeiniglich angenommen ward; und man sollte gut hinhorchen, wenn von einem Fechterausfall, einem Kopfsprung oder einer mathematischen Lösung gesagt wird, sie seien elegant. Der Geck ist immer nur mühsälig. Elegant sein aber — so wollen wir es verstehen — heißt: befreit sein.

*

Er hat eine Art, mit Messer und Gabel zu essen, als wollte er damit demonstrieren, daß er nicht mit den Fingern zufasse.

*

„Wieder einmal tief unglücklich, Vetter Schmerzensreich ?"
„Im Gegenteil. Hoch unglücklich."

*

Was bleibt diesem traurigen Volke übrig, als sich lustig zu machen !

*

Ein Lump, wer das Schöne beschönigt !

Alfred Grünewald

Antworten

Mittelsmann. Sie haben am einundzwanzigsten Mai bei mir angerufen, zwei Tage, nachdem der ebenso häßliche wie traurige Handel des Herrn Stefan Großmann in Gang gekommen war, und mich hinterher des Wortbruchs bezichtigt. Jetzt schreiben Sie mir spontan: „Sie erklären, daß Sie sich mir gegenüber telephonisch nur verpflichtet haben, meinen Namen als Mittelsmann nicht zu nennen. Ich entsinne mich genau, daß Sie mir auch zusicherten, Sie würden von unserm Gespräch keinen publizistischen Gebrauch machen. Hier steht Behauptung gegen Behauptung. Ich habe aber keinen Anlaß, Ihnen den guten Glauben, daß Sie sich so zu mir geäußert haben, abzusprechen. Infolgedessen muß ich annehmen, daß hier ein Mißverständnis vorwaltet, und dieses Mißverständnis würde mich nicht berechtigen, Ihnen zu erklären, daß Sie mir gegenüber Ihr Versprechen gebrochen haben. Ich nehme infolgedessen meine Aeußerung zurück." Noch schicklicher denn bei mir, der diese Mitteilung umso befriedigter empfängt, als er sie niemals verlangt noch gar erbeten hatte, weil er weiß, daß kein Mensch von Wert nach der Lektüre eines halben Heftes der ‚Weltbühne' ihn im Ernst eines Wortbruchs für fähig halten wird — also schicklicher denn bei mir stände diese Mitteilung in dem Blatte der Gegenpartei, der Sie sie ja wohl auch zugesandt haben werden. Ich bin nicht leicht mehr zu überraschen. Aber mich würde doch überraschen, sie dort zu finden.

Hermann F. Sie verlangen, von mir zu erfahren, was dem Herrn Admiral geschehen ist, der nach der . . . nach der . . . also heraus damit: nach der Revolution einen Unteroffizier erschossen hat, weil der ihn nicht gegrüßt hatte. Sonderbarer Schwärmer ! In Deutschland gibt es zwei Arten von Leuten, denen nie was geschieht, wenn sie eine strafbare Handlung begangen haben: Geisteskranke und Offiziere.

Camill Hoffmann. Sie schreiben mir: „Natürlich will ich die Zuschrift des Hern Alfred Korn, die Sie in Nummer 23 gedruckt haben, nicht unbeantwortet lassen. Ihm kommt es nicht wenig auf den Hinweis an, daß er mich ‚kennt', und daß ich eine amtliche Eigenschaft habe, nämlich Presse-Attaché der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Berlin bin. Ich kenne Herrn Korn nicht, aber ich erkenne ihn wieder — seine Worte waren schon in einem anonyrnen Angriff der ‚Bohemia' enthalten. Meine amtliche Eigenschaft soll mich wohl vor deutschen Lesern in ein zweifelhaftes Licht setzen. Die leidenschaftlosen Tatsachen, die ich nicht nur als der (trotz allem !) deutsche Schriftsteller Camill Hoffmann, sondern auch als Presse-Attaché der tschechoslowakischen Republik mitgeteilt habe oder noch mitzuteilen haben werde, dürfen nicht wahr bleiben, weil sie versöhnlich lauten. Da haben Sie unsre ‚deutschböhmische' Ideologie ! Sie ist auf die Verneinung des tschechoslowakischen Staates eingestellt. Nicht etwa die ganze deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei denkt so, aber die Mehrzahl der Berufspolitiker, die hoffentlich in dem Augenblick erledigt sein wird, wo der nationale Friede da ist. Inzwischen leben sie von der Opposition um jeden Preis (auch den deutscher Interessen) und von der Sabotierung des Friedensschlusses. Zugegeben, daß die Umschaltung der Zeit schmerzliche Opfer fordert. Aber man leugne doch nicht ewig, daß in der. k. u. k. Monarchie die Deutschen und die Magyaren eine bevorzugte Stellung einnahmen. Was nun in der Repu-

blik, in der sie eine Minderheit bilden, geschieht, ist ein zwangsläufiger Ausgleich. Die Deutschen kämpfen um jeden Posten ihrer alten Vormacht und können sich nicht an den Gedanken gewöhnen, so lange zu unterliegen, bis ihre Machtstellung eines Tages ihrer Zahl und Bedeutung entspricht. Sie empfinden jede Minderung des bisherigen Uebergewichtes als ein Unrecht, das ihnen zugefügt wird, und benützen das Unglück des Besiegten und die Resonanz der deutschen Sprache zu einer gewissen moralischen Majorisierung der Tschechen. Wie schlimm ergeht es den Deutschen, die den Spieß nicht mit umdrehen und nicht wenigstens schweigen ! Ich denke an den Universitätsprofessor Ehrenfels, der ungefähr nur die Aeußerung gewagt hat, er glaube an die Zukunft der slawischen Rasse und an die Tschechoslowakei. Man stempelte ihn sofort zum Verräter, obwohl er seinem Werk und Wesen nach (Gelehrter und Dichter) der Inbegriff des idealistischen, aufrechten Deutschen ist. Die Erben Karl Hermann Wolfs leben, spielen prahlerische Irredenta und wölben die von unentwegtem Radikalismus hochgeschwellte Brust. Sie geben in der deutschböhmischen Politik noch den Ton an, das heißt: sie stellen Liberale, Bauern und Sozialisten unter den Druck des deutschnationalen Radikalismus. Dennoch erblickt Herr Korn die Chauvins ausschließlich auf tschechischer Seite. Er schwingt sich nicht einmal zu jener billigen Objektivität auf, die in ähnlichen Fällen die Schatten auf beide Seiten zu verteilen pflegt. Er sieht die unbestrittene Herrschaft in der Tschechoslowakei in den Händen von Leuten, die sogar schlimmer sind als ‚Ihre Hakenkreuzritter und Edeldeutsche', lieber S. J. Die unbestrittene Herrschaft in der Tschechoslowakei gehört, wie bekannt ist, Männern wie Masaryk und Benesch, wenn man Einzelne nennen darf. Die bestrittene wohl auch andern. Es scheint mir ein Akt stupender Selbstverleugnung zu sein, wenn Jemand seinen redlichen, alttestamentarischen Namen durch eine Buchstabenvexierung verkappen muß, um einen Nationalismus zu bekunden, der ihm sonst nicht geglaubt werden würde, und einer Politik beispringt, die ihm solch eine Mimicry-Rolle zuweist. Herr Korn tuts mit der Geistesverfassung eines Menschen, der bemerkt, daß er unversehens in einen Zug gestiegen ist, der mit ihm in falscher Richtung davonrast. Die Entdeckung mag aufregend sein, aber er wird sich noch bewußt werden, daß Aufregung, wie Masaryk sagt, kein Programm ist, und daß hier nur das Umsteigen hilft. Die grundsätzliche Umkehr ! Es gehört nicht viel politischer Witz zu der Erkenntnis, daß der Bestand der Tschechoslowakei in Mitteleuropa heute die einzige Gewähr bietet gegen eine Restauration, in der sich die schwärzesten Mächte Ungarns, Bayerns und Oesterreichs nach dem Gesetz der Affinität unaufhaltsam vereinigen und der gefährlichsten klerikal-feudal-agrarischen Reaktion zum Triumph verhelfen würden. Die Tschechen sind nun einmal in diesem Erdenwinkel die Träger der republikanischen Idee par excellence und leider gewiß nicht im gleichen Grade die Deutschen. Die Tschechoslowakei als Staat verneinen, heißt: diese Reaktion bejahen. Wer die Freiheit liebt und die bessere Zukunft Europas herbeisehnt, wird, selbst wenn mit einzelnen innern Vorgängen nicht einverstanden, keinen Finger rühren, die Tschechoslowakei zu schwächen, denn er würde damit der Reaktion helfen; er wird Alles tun, um die Annäherung, die Verständigung , das Zusammenleben der ohnedies durch geographische, historische und wirt-

schaftliche Gegebenheiten unlösbar auf einander angewiesenen Nationen zu fördern. Meine Stellung hindert mich keineswegs daran, die Wahrheit zu sagen: sie ermöglicht mir vielmehr, die Sache von mehr als einer Seite zu sehen und dabei zu beobachten, wie Berichterstatter vom Schlage des Herrn Korn übertreiben, verallgemeinern und entstellen, wo allein nüchterne Sachlichkeit und der Wille, nicht das Trennende, sondern immer wieder und unermüdlich das Verbindende hervorzuheben, am Platze wären."

Sonderrichter. Du sprichst: „Als Richter kommt man häufig dazu, etwas tun zu müssen, was mit dem eignen Willen nicht übereinstimmt." Schwätzen sie da im Kolleg von der Unabhängigkeit des Richters ? Das ist graue Theorie. Du Praktiker erinnerst an den Musketier Knoll: Du hältst nicht die Wage, Deine Augen sind nicht verbunden, sondern stramm stehst Du da und sagst: Jawoll !

Rheinländer. Im fernen Land, unnahbar euern Schritten, find' ich dein Leibblatt, deine Kölnische Zeitung in zerschnittenem, doch nicht so sehr zerschnittenem Zustande, daß ein Teil des Leitartikels unlesbar wäre. Und da lese ich: „Die zwei meistgenannten Wochenschriften Berlins sind von einem ehemaligen Schauspieler und von einem Theaterkritiker gegründet worden. Die Gewohnheiten, die ganz eigentümliche Denkweise der Bühne, ihre Sucht nach Augenblickswirkungen werden damit in die Kreise führender Journalisten übertragen, die die Menge leiten und beraten sollen." Und nun folgert der Autor, der weder bisher zu den meistgenannten gehört hat noch nach menschichem Ermessen überhaupt je genannt werden wird, daß wir es sind, die „eine große Nation wie die deutsche in solches Unglück gestürzt" haben. Meine Selbstschätzung ist bekanntlich nicht klein: aber daß eines Tages ich den Krieg angefangen haben würde — das hätt' ich mir doch nicht zugetraut. Ach, diese „Realpolitiker" entrüsten sich über die „Zivilisationsliteraten", und dabei haben grade sie durch ihr nationalliberales Schiebertum, durch ihre schäbig parteiverbohrte Kriegsrüstungs- und Dividenden-Politik das Land um rund vierhundert Jahre zurückgeworfen. Eine Schicht, die ihre verblasenen Ideale fast immer nur zur Verschleierung ihrer wirtschaftlichen Interessen gebrauchte und günstigstenfalls in hoffnungsloser Geistesverfassung an ein Deutschland glaubte, das es garnicht mehr gab, an eine Kultur glaubte, die es garnicht mehr gab — diese Schicht ist von einer erbarmungslosen andern, nicht bessern und nicht schlechtern Welt überrannt worden. Daß das geschehen konnte, ist allerdings unsre Schuld. Wir nämlich hätten euch rechtzeitig überrennen sollen. Dann sähe es heute in Deutschland freundlicher aus.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto : Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 11. August 1921 Nummer 32

Sechzig Millionen Deutsche von Karl Rothammer

Die Frage, ob und wie ein Volk weltpolitische Aufgaben erfüllen wird, hängt nicht mechanisch von der Kopfzahl ab. Sonst hätte das verhältnismäßig kleine England sein Imperium nicht aufbauen können. Die Bevölkerungsziffer bekommt ihre politische Bedeutung durch die Qualität der Volksgemeinde, deren Wirksamkeit wiederum bestimmt wird durch den Wert der Einzelnen. Das gigantische Rußland kann seine neunzig Millionen nicht so hoch einschätzen, wie es England mit seinen fünfundvierzig Millionen ohne falsche Rechnung tun darf. Wenn aber die Qualitäten der Bevölkerungen annähernd die gleichen sind, so muß notwendig die reine Zahl ausschlaggebende Bedeutung bekommen. Gegen achtunddreißig Millionen Franzosen stehen heute sechzig Millionen Deutsche. Es läßt sich vollkommen verstehen, daß die französischen Generale vor dieser Verhältnisziffer der Bevölkerungen erschrecken, und daß sie den Wunsch haben, zehn oder zwanzig Millionen dieser Deutschen verschwinden zu lassen. Solche Operation dürfte aber jetzt kaum mehr ausführbar sein: Deutschlands Entwaffnung ist den sechzig Millionen eine Art Lebensversicherung. Abwanderung kann sich, selbst wenn sie größern Umfang annehmen sollte, kaum spürbar machen. Mit dezimierenden Hungersnöten braucht nicht gerechnet zu werden. Völkermordende Kriege werden sich jenseits der deutschen Grenzen abspielen; Plänkeleien, wie sie in Oberschlesien oder in Mitteldeutschland zu verzeichnen waren, können auf die Bevölkerungsziffer keinen Einfluß üben. Die sechzig Millionen Deutsche sind und bleiben eine dauernde Größe von weltpolitischer Bedeutung. Mit ihnen muß jede Weltpolitik rechnen, mit ihnen muß auch Frankreich sich abfinden. Sechzig Millionen Produzenten und Konsumenten lassen sich aus dem Welthaushalt nicht ausschalten, und zumal dann nicht, wenn sie nichts andres zu tun haben, als zu konsumieren und zu produzieren. Auch so betrachtet, wird Deutschlands scheinbare Ohnmacht ein Vorteil. Man mag diesen sechzig Millionen noch so viel Bleigewichte der Reparation und der Sanktionen anhängen, man kann die unsichtbaren Kriegsanleihen, von denen Wirth gesagt hat, daß sie das deutsche Volk bei sich selbst gemacht hat, diesen vierjährigen Raubbau an der Menschenkraft und an der Volkswirtschaft noch so bitter hoch ansetzen: die Stoßkraft der sechzig Millionen bleibt auch dann bestehen, zumal nicht vergessen werden darf, daß von diesen sechzig Milionen nur hunderttausend Mann dem unproduktiven Waffenhandwerk angehören dürfen und demgemäß auch die Zahl derer, die unproduktives Werkzeug, Waffen und Munition, herstellen, unbedeutend bleiben muß. So vorsichtig man immer die ein wenig plötzlich aufgetauchten Abrüstungs-

vorschläge der anglo-amerikanischen Gruppe einschätzen mag: sie bleiben ein Anzeichen neuer Erkenntnis von der produktionshemmenden Last der sogenannten Wehrkraft. Ein entwaffnetes Sechzig-Millionen-Volk von hoher Qualität inmitten einer waffenstarrenden Welt ist, wie sie sich zeigen wird, nicht benachteiligt, sondern bevorzugt. Es kommt nur darauf an, daß diese sechzig Millionen bei einander bleiben, daß sie dauernd eine kompakte Einheit bilden, und daß sie ihre wirtschaftliche, soziale und technische Struktur, ihre politische Gliederung ständig verfeinern. Alles Uebrige wird diesen sechzig Millionen zwar nicht in den Schoß fallen, aber es wird sich erarbeiten lassen. Die Organisation der Arbeit und die Vernichtung der Arbeitslosigkeit, die Sicherung und die Ausgestaltung der Demokratie und schließlich die Einleitung und konsequente Durchführung einer gerechten Wirtschaftsordnung, die aus Zweckmäßigkeit und zugleich um der Völkersehnsucht willen Sozialismus genannt werden soll : das sind die Waffen, mit denen Deutschland seine Weltpolitik machen kann und machen wird — eine Weltpolitik, die, was immer Herr Helfferich (weil ihm der Kopf belassen wurde) an Hohn verspritzen mag, bald den Budgetgestaltern der Weltkonkurrenten und, was viel wichtiger ist, der Lebensbejahung aller Völker ein erstrebenswertes Beispiel sein wird.

Innere Ausgestaltung und Zusammenhalt der Einheit: das sind die Voraussetzungen für Deutschlands wachsende Teilnahme an der Weltpolitik. Beide Faktoren regeln sich nach dem Willen des Volkes. Sie sollen sich danach regeln. Um den hierfür notwendigen Zwang, um die hierfür notwendige Macht geht aller innerpolitische Kampf. Sieg der Demokratie und der sozialen Gerechtigkeit bedeutet für Deutschland mehr als für jedes andre Volk: daß es im Neben- und Gegeneinander der Weltmächte vorwärtskommt.

In dem ausgezeichneten Buch, das Caillaux über seine Gefangenschaft geschrieben hat, steht der Satz: „Hat man wahrgenommen, daß unser Land mit seinem wundervollen Klima, seiner herrlichen Fruchtbarkeit dennoch in geschwächtem Zustande mitten in dem großen wirtschaftlichen und moralischen Kampfe von Nationen steht, weil seine Bevölkerung kaum gewachsen ist seit fünfzig Jahren, weil sie heute im Stillstand verharrt und morgen im Abnehmen begriffen sein wird ?” Durchaus zutreffend weist Caillaux darauf hin, daß der wirtschaftliche und moralische Kampf der Nationen auch „im Schoße Vereinigter Staaten von Europa, ebenso wie in der Sternbahn eines Völkerbundes” ausgetragen werden wird. Die Bevölkerungsziffer ist das erste und, wenn die Qualität der Bevölkerung sowohl körperlich wie geistig Welthöhe hält, das ausschlaggebende Kriterium für den Sieg in solchem Kampf. Die sechzig Millionen Deutsche sind ihrer Zukunft gewiß.

Die Orientpolitik der Dritten Internationale von Elias Hurwicz

Aller Welt Augen sind heute auf Kleinasien gerichtet, wo die Türken als erstes der besiegten Völker unerbittlich gegen die Folgen des Weltkriegs ringen. Aus dieser Erhebung ist jedoch der moralische und materielle Anteil Moskaus nur schwer hinwegzudenken. Mustapha Kemals Kampf ist nur ein Teil eines großangelegten Plans der Revolutionierung des gesamten Ostens, eines Planes, dessen hartnäckige, systematische Verwirklichung der Kundige schrittweise verfolgen kann und — bewundern muß. Am vierundzwanzigsten November 1917, schon kurze Zeit nach dem Herrschaftsantritt, wendet sich die Sowjet-Regierung mit einem flammenden Aufruf ‚An alle mohammedanischen Völker Rußlands und Asiens': unter der Losung der nationalen Selbstbestimmung spornt sie diese Völker an, das Fremdenjoch europäischer Kapitalisten von sich abzuwerfen. Das erste Orientland, das dem Einfluß Moskaus verfiel und sein festestes Bollwerk und wichtige Uebergangsbrücke zu den Ländern des ferneren Ostens wurde, war Turkestan. Hier wurde, mit vereinten Kräften der moskauer Agenten und der einheimischen Bolschewiki, bereits am dreizehnten November 1917 die Räte-Regierung ausgerufen. Gleich im Anfang des Jahres 1918 wird dann mit Persien angebandelt. Schon die Neujahrsnummer der ‚Iswestja' verlangt die Annullierung der zarischen Politik des Divide et impera, die im russisch-englischen Vertrage von 1907 ihren unumwundenen Ausdruck gefunden hatte. Neunundzwanzig Tage später bringt das offizielle Organ einen Brief Trotzkis an die persische Regierung, der den Verzicht Räte-Rußlands auf seine Rechte in Persien aus dem besagten Vertrage in Aussicht stellt. Hand in Hand mit der Ideologie wird aber kräftig auch an einer staatsrechtlichen und verwaltungstechnischen „Verankerung" der Orientpolitik gearbeitet. Für die muselmannischen Völker Rußlands wird im Januar 1918 ein eignes ‚Mohammedanisches Kommissariat' eingerichtet, dem weitgehende Vollmachten auf allen Gebieten des nationalen Lebens dieser Völker eingeräumt werden. Dann folgt die Errichtung eine Agitationsschule in Taschkent, der Hauptstadt Turkestans, zu dem Zweck, die kommunistischen Agitatoren in der Sprache desjenigen Landes auszubilden, wohin ihre spätere Mission sie führen wird. Und am einunddreißigsten Oktober 1918 entsteht ein ‚Verband zur Befreiung des Ostens', dessen Satzungen neben der Emanzipation von den Kolonialmächten die Sozialisierung des Landes, des Handels und der Industrie als leitende Gedanken aufweisen.

So haben die ersten Wurzeln der kommunistischen Orientpolitik fest gefaßt. Aber das Jahr 1919 bringt eine gewisse Ablenkung. Die Sowjet-Regierung muß hart mit den sie von allen Seiten bedrängenden weißen Armeen ringen. Dazu kommt die Auswirkung der Ereignisse in Mitteleuropa: der deutschen Revolution, der ungarischen und bayrischen Räte-Republiken. Ganz deutlich spiegelt sich die Wirkung all dieser Ereignisse, die die Aufmerksamkeit der Dritten Internationale absorbieren,

in den Verhandlungen ihres ersten Kongresses (März 1919) wieder. Die Orientpolitik tritt hier in den Hintergrund. Aber nur vorläufig — um gleich mit dem Anfang des neuen Jahres in ihr drittes Stadium der intensivsten Entwicklung einzutreten. Das Jahr 1920 bringt nämlich für die Räte-Regierung die siegreiche und endgültige Ueberwindung aller ihrer äußern und innern Feinde. Nunmehr kann sich auch ihre Orientpolitik, mehr oder weniger ungehindert, strahlenförmig nach allen Richtungen ausbreiten. Im Osten macht die Niederlage Koltschaks den Weg frei zunächst nach Sibirien und von dort aus nach Korea, Japan und China, wo die nationalen Gegensätze geschickt gegen einander und zugunsten des Bolschewismus ausgespielt werden. Im Süden fällt mit Denikin und später Wrangel die Zwischenwand, die Moskau lange von den Mohammedanern des Kaukasus und dadurch mittelbar auch von allen angrenzenden Orientländern trennte. Bereits in den Juli 1920 fällt die Reise Envers Bei nach Moskau, die als Anfang des russisch-türkischen Bündnisses zu betrachten ist. In einem Briefe an Karl v. Wiegand hat Enver schon damals klar erkannt und offen ausgesprochen, daß das einzige Land, welches der Türkei mit tätiger Freundschaft beistehen kann, Sowjet-Rußland sei. Und in der Tat: kurz darauf beginnt bereits die türkische Nationalbewegung in Kleinasien.

Im September 1920 findet dann in Baku der erste Kongreß der Orientvölker statt — -ein, trotz allen Bespöttelungen in Paris und London, zweifellos markantes und folgenschweres historisches Ereignis. Der Rest des Jahres 1920 ist von aggressiven Handlungen der Sowjet-Regierung im Orient ausgefüllt: in Aserbeidschan wird aus Anhängern Moskaus ein verbündeter Räte-Staat errichtet, dann beginnt die Einkreisung der menschewistischen Staaten Armenien und Georgien, die Ende 1920 und Anfang 1921 mit deren vollständiger und gewaltsamer Sowjetisierung endet.

Im Jahre 1921 erntet die Sowjet-Regierung, was sie gesät hatte, mit vollen Händen. Im Februar werden freundschaftliche Verträge mit Persien und Afghanistan, im März mit der Türkei abgeschlossen. Die Verträge mit Chiwa und Buchara fallen bereits in das Vorjahr. Und allen diesen Verträgen folgt endlich der langersehnte Handelsvertrag mit England — offensichtlich (wie schon sein erster Artikel beweist) unter der Pression der bolschewistischen Orientpolitik, deren nachhaltige Wirkungen sich auch in Indien bemerkbar machen.

Diese Orientpolitik ist ein Komplex von Idealismus, Ideologie, Agitation und Gewalt. Ihre Hauptschwäche ist, wie das türkische Beispiel deutlich dartut, daß die Orientvölker den Bolschewismus vor allem als Instrument der Befreiung von den Kolonialmächten, von Europa auffassen und benutzen: als Nationalbolschewismus (Bolschewik ist, wer gegen England ist, sagte Enver schon auf dem Kongreß von Baku). Aber eben in dieser Schwäche — vom orthodoxen kommunistischen Standpunkt — liegt die Stärke der Orientpolitik der Dritten Internationale in weltpolitischer Beziehung. Mag der Bolschewismus sich nur

noch kurze Zeit oder lange halten: in der Kräftigung des Selbstbestimmungswillens der Orientvölker wird er, ja hat er schon unverwischbare Spuren hinterlassen. Die gegenseitige Anziehung aber, die Sowjet-Rußland und Orient auf einander heute ausüben, liegt zutiefst in der europäischen Konstellation. Wie das isolierte Deutschland sich naturnotwendig mit der Türkei, ja mit dem Orient überhaupt (Wilhelms des Zweiten Damaskus-Rede !) verbündete, so ist es auch mit Räte-Rußland der Fall, das Europa nicht in seine Staatenfamilie aufnehmen kann und will. Lenin ist hier ein natürlicher Nachfolger Wilhelms des Zweiten, nur ein unendlich erfolg- und zukunftsreicherer. Die Ostvölker aber fühlen in Rußland instinktiv einen Verwandten: ein großes Orientland, das ihren Vorposten gegen Europa bildet.

Hier konnte nur ein ganz kurzer Abriß dieser ganzen interessanten Materie gegeben werden. Wer sich in sie vertiefen will, sei auf des Verfassers Schrift: ‚Die Orientpolitik der Dritten Internationale' hingewiesen, die nächstens in der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte erscheint.

Luther oder Christus ? von Eugen Fischer

Es ist Goethe, der die Begriffe ‚Natur' und ‚Geist' unvergeßlich verbunden hat. „Auf daß sich Gott-Natur uns offenbare", liest man, wenn ich nicht irre, an einer Stelle. „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe", setzt der Pessimist Schopenhauer, den Namen Goethe daneben schreibend, als Leitspruch über sein Werk, von dem angenommen wird, daß es des Geistes nicht entbehre.

Zwischen Natur und Geist scheint eine Beziehung zu walten. Wenigstens, wenn Wolfgang Goethe nicht ganz fehlgesprochen hat.

Und so verstehe ich ihn. Geist ist bemüht, zu Kern und Keim, das ist: zur Urkraft der Dinge zu dringen. Je besser ihm das glückt, desto reiner seine Freude. Hat er sich ganz ins Innere gesenkt, so feiert er Vermählung. Er ist im Ding, das Ding in ihm. Er ist entrückt, verzückt, unbedingt, „schaut alle Wirkungskraft und Samen und tut nicht mehr in Worten kramen".

So verstehe ich Wolfgang Goethe und den hinter ihm schwebenden Baruch Spinoza.

Wie die Faust-Dichtung beweist, kennt der Dichter Goethe auch Zustände, in denen der Geist nicht mit der Natur vermählt ist. Er „tut dann in Worten kramen", „ist mit Wissensqualm beladen". Von seinem Lebensquell abgeschnitten, ist er fern seiner Bestimmung, entartet, unnatürlich.

Wie ist Unnatur möglich ? Alle Dinge sind natürlich. Die Zustände des Geistes sind Natur-Erscheinungen. So wendet ein Gegner ein, der „den Götzen Natur" vom Throne stoßen möchte. Aber es gibt Blumen, die verkümmern, weil ihnen der Boden, die Luft oder der Himmel da, wo sie stehen, nicht zusagen. Und man sagt dann, daß sie nicht unter ihren natürlichen Bedingungen leben. Zwar verkümmern sie naturgemäß,

und ihre Todeszuckungen noch, wenn man es so ausdrücken darf, sind natürlich, aber zugleich unnatürlich, weil nur noch ein Tasten, ein unbefriedigt Sehnen, ein Nichtmehrkönnen aus Schwäche. So kennt der Mensch einen Zustand des Leidens. Goethe und seinesgleichen erklären Leiden als ungenügendes Einsinken der Seele in die Dinge. Sie nehmen an, daß alle Dinge Eine Seele haben. Sie kennen also einen Zustand des Verfangenseins im Aeußerlichen, Unwesentlichen, worin die Seele keine Nahrung findet. Diesen Zustand nennen sie unnatürlich. Zum natürlichen fühlen sie sich durch den Urtrieb ihres Lebens stets von neuem gedrängt, in den unnatürlichen zu ihrem Schmerz immer wieder zurückfallend. Daher ihr Lob der Natur, ihr Schmerz in der Unnatur, ihre Qual, verlassen zu sein, ihre Reue, wenn sie zurückgefunden haben.

Auf das Grunderlebnis, das ich hierdurch in einiger Uebereinstimmung mit Goethe und Andern glaube beschrieben zu naben, möchte ich den Verfasser einer Schrift, die den Titel ‚Luthertum oder Christentum' führt, „von einem Christen" stammt und bei Bleyl & Kaemmerer in Dresden-Blasewitz erschienen ist, mir erlauben hinzuweisen. (Der „Christ", Pastor Dr. Fiedler, ist inzwischen dieser seiner Schrift wegen aus dem Dienst der Sächsischen Landeskirche entlassen worden.) Er nimmt an, Geistigkeit gehe nicht mit Natürlichkeit zusammen. Er meint, einem Naturhaften bleibe die Wonne der Religion, das Einswerden mit dem Ewigen, versagt. Als wichtigstes Merkmal des Naturhaften gilt ihm die Zeugungskraft. So stellt er Luther als den unermüdlichen Kindermacher aus Bauernkraft Jesu, dem uradligen dekadenten Betätiger schöner Männerliebe entgegen. Hier der fleißige Pfarrhausgründer, der sich unglaublich glücklich fühlte, obgleich ihm seine Angetraute nicht ein bißchen gefiel, doch sich als weiblichen Geschlechtes erwies, der fröhliche Esser, Trinker, Lautenspieler, Künstler des Wortes, Politiker, Mann des Erfolges, Optimist, was alles er wurde, sobald die irre Klosterzeit hinter ihm lag — und da der dekadente Genießer homogener Geschlechtsbeziehung, kein Esser, kein Trinker, kein Politiker, kein Künstler, Mann des Mißerfolges, Pessimist. So, nach der Meinung des Verfassers, der sich einen Christen nennt, Luther und Jesus, Natur und Geist. Der Christ tritt damit der Ansicht bei, die von den römischen Theologen, zuletzt den Mönchen Denifle und Grisar, bekannt ist, mit der Einschränkung, daß bei dem von der Kirche geduldeten Jesus-Bild die Züge fehlen, die einer Sondergemeinde von Naturverächtern für heilig gelten. Auf die Uebereinstimmung unsres Christen mit den Männern der römischen Kirche zeige ich nicht hin, um ihm Unselbständigkeit vorzuwerfen, sondern, um den Zusammenhang seines Gedankens mit einer Weisheit oder Unweisheit, die immer noch als die anerkannte der hellenisch-römisch unterwiesenen Menschheit bezeichnet werden muß, anzudeuten. So gewiß also das Bekenntnis alt und verbreitet ist, so gewiß beruht es auf tiefer Erfahrung. Stellt nicht alle Gesittung einen Kampf gegen die Natur dar ? Wenn und soweit die bejahende Antwort, die von der Mehrheit der Denkenden auf diese Frage gegeben wird,

richtig ist, soweit ist die Lehre Platos, der Kirche und unsres Verfassers, die zwischen Geist und Natur Feindschaft setzt, wahr. Der Naturmensch, so spricht in Beispielen die Lehre, nimmt weg, was er immer wo immer liegen sieht und brauchen kann; der Gesittete läßt, was nicht sein ist, unberührt. Der Naturmensch schimpft, schlägt, tötet, sobald er erzürnt wird; der Gesittete denkt, sucht Recht und weigert sich nicht, zu leiden. Der Naturmensch überfällt, wenn es seine Sinne reizt, das Weib auf der Straße; der Gesittete — hier gehen die Meinungen auseinander. Nach dem von unserm Verfasser als philosophisch gepriesenem Beispiel kennt der Höchstgesittete jenen Trieb nicht mehr, geht also unberührt und ohne zu berühren vorbei. Der Naturmensch, meinen endlich, um das Ueberzeugendste nicht unerwähnt zu lassen, die Naturverächter, würde seine Körperreinigung nach Säuglingsart vornehmen, während der Gesittete es mache, wie man weiß.

Ich konnte diese Beispiele nicht niederschreiben, ohne ein kleinstes Wenig der Spottlust zu verfallen. Scheint mir doch, als ob die ganze Welt Derer, die mit dem Geist gegen die Natur zu kämpfen behaupten, so bitter ernst sie genommen sein wollen, und. so verdienstlich ihr Wirken durch Jahrhunderte gewesen sein mag, doch nichts als ein unaussingbares Spottlied herausforderten. Heißt es denn gegen die Natur gekämpft, wenn man mit wachsender Denkkraft eine Reihe von Tätigkeiten einem Zweck unterordnet ? Wenn der Fuchs das Hühnchen nicht angeht, weil vor diesem ein verdecktes Loch ist, in das er seinen Kameraden die vorige Nacht fallen sah: kämpft er dann gegen seine Natur ? Ja, indem er eine Bewegung unterläßt, die er ungewitzigt täte, und nein, weil er den Mißerfolg denkend vorausnimmt und durch die Unterlassung umso sicherer ein andres Huhn zu gewinnen hofft. Ist der Hund, der gelernt hat, gewisse Fleischstücke liegen zu lassen, unnatürlich ? Die stubenrein gewordene Katze — ist sie unnatürlich oder übernatürlich ? Schwerlich, denn auch Tiere halten ihre Behausungen rein, sind also offenbar imstande, den Gedanken einer zweckvollen Verwendung der einzelnen Oertlichkeiten zu ahnen; auch bei Tieren beobachtet man, daß sie zum Anfang einer Achtung vor dem Eigentum Andrer gelangen. In all dem liegt Geist oder doch der Anfang davon. Aber Un- oder Uebernatur ? Keineswegs. Vielmehr: Bildung von Sitte und Art zur Erhaltung der Natur. Mit vorschreitendem Geist verschwindet die Unmittelbarkeit, aber damit nicht die Natur. Sonst wäre schon der erste Schritt unnatürlich, den ein Wesen nach seiner Nahrung tut und natürlich nichts als das Mäulchenaufsperren zum Einnehmen der von der Mutter hingereichten Milch. Ja, noch die Bewegungen des Aufsperrens und Einziehens wären Unnatur.

Ich habe von Tieren gesprochen und Menschen gemeint. Was man gewöhnlich Ueberwindung der Natur heißt, ist in Wahrheit Zurückverlegung der ursprünglich von den Gliedern ausgeführten überflüssigen oder schädlichen Bewegungen ins Gehirn, ist Unterordnung vieler und möglichst aller Tätigkeiten

eines Lebens unter einen einzigen naturgegebenen Zweck. Oder sage man statt Zweck, wie man mag. Sage man: Genuß, Liebe, Gottesdienst, Ekstase, worin ja nach dem Verfasser unsrer Schrift das Glück beschlossen liegt. Es ist mir noch keine Tat sogenannter Ueberwindung der Natur vorgekommen, die ich nicht als Naturbehauptung verstanden hätte.

Es geschieht aber mit gewissen Pflanzen und Tieren, daß der Züchter eine Anzahl ihrer Triebe und Fähigkeiten absterben, andre verkümmern läßt, weil die Verkümmerungs- und Entartungserscheinungen ihrer Feinheit wegen Liebhaber finden. Gewisse Hunde-Arten sollen so entstehen. Hier hat keine Gehirnkräftigung unter der Herrschaft eines dem Wesen angemessenen Zweckgedankens stattgefunden, sondern eine Gehirnschwächung. Ein Wesen, das zwar seidene Füßchen hat, aber nicht darauf gehen kann, ist ein Bild der Zersetzung. Auf diese Erscheinungen kann und muß der oben gewonnene Goethische Begriff der Unnatur, der nicht etwas besseres, sondern etwas Schlechteres als die Natur bezeichnen will, angewandt werden.

Wir begegnen ihnen im Menschenleben. Die großstädtische, die sich selbst dekadent nennt und aus Dekadenz einen Lebenszweck gemacht hat, beschäftigt uns hier. Denn religiöse Dekadenz kennzeichnet das Menschenbild, von dem unser Christ meint, daß ihm die Besten zustreben sollen, und dem nach seiner Ansicht Jesus im Gegensatz zu Luther entsprochen hat. Schwach an ursprünglichem Leben, schwach an Nerven, also zeugungsunfähig oder mindestens -unlustig, lebenverneinend, also überzeugt, daß besser nichts bestünde, infolge dieser Anlage der verzückten Hingenommenheit fähig: so, meint unser Evangeliendeuter, war Jesus, der Christ.

Ich gebe zu, daß Verzückung den an Lebenstrieb und Nerven Schwachen leichter überkommt als den Gesunden. Wir berühren bekannte Dinge. Fasten war zu allen Zeiten ein Mittel der religiösen Künstler, sich zur Verzückung bereit zu machen. Oder auch, wo erdentsteigende oder künstliche Dämpfe, wo Schauer im Eichenwipfel, wo Musik und Tänze die Hingenommenheit vorbereiteten, bedurfte es höchst- oder überempfindlicher Menschen. Muskel- und Nervenstarke können wir uns kaum unter den Mantikern und Derwischen denken. Ob aber dem Munde solcher Verzückungskünstler Wahrheit entströmte ? Daran zweifle ich. Ich halte sie nur für Nachäffer der echten Propheten, von denen ich glaube, daß sie mit den Kräften des besten Körpers, des völlig ungeschwächten Gehirnes arbeiteten. Ich unterscheide eine gesunde und eine krankhafte Hingenommenheit. Jene folgt der Anwendung der Sehergabe, die ins Wesen der Dinge dringt und bis zu der Empfindung der ewig und überall gleichen Einen Kraft gelangt. Der in ihr Berufene arbeitet selbsttätig, unaufhörlich. Er benötigt keine Zurüstung. Seine Ergriffenheit kann sich zur Hingerissenheit, ja Leidenschaft steigern und gewaltiger Entladungen bedürfen. Noch glücklicher bleibt sie ruhig und wirkt im stillen, sanften Säuseln. Man erkennt sie immer am Erweis von Geist und

Kraft, wie der von unserm Christen wenig geehrte Jude und Christ Paulus es so unwiderleglich ausgedrückt hat. Von diesem immertätigen, echten Seher unterscheiden wir den Nachahmer, dessen künstliche, gewollte Entzückung und Verrückung das Auge nicht sichtig, sondern blind macht. Dem Schwachen gerät diese Ekstase am leichtesten, die aber als Auflösung des Bewußtseins im Geist unergiebig bleibt.

Daß der echte Seher gesund und stark sei, wird bestritten werden. Einige werden kurzerhand auf Dostojewski verweisen. Vor kurzem hat Hermann Hesse Gedanken über die Geschichte der Brüder Karamasow veröffentlicht. Da findet man die Hysterie Dostojewskis als Naturausstattung des Propheten gepriesen. Ich wunderte mich, als ichs las, Hermann Hesse den Einflüsterungen der Dekadenzgemeinde erlegen zu sehen. Hesse wird wissen, ob Dostojewski hysterisch war, und es scheint nicht geraten, Dostojewskis Sehergabe zu bestreiten. Aber wenn er ein Seher war, so verdankt er seine Blicke ins Ungenannte nicht der Hysterie, sondern der Ruhe, die ihm zwischen den hysterischen Zuständen und in und hinter und trotz der Hysterie gegeben war. Da wenige Dichter von Hysterie ganz frei, also zu prüfen imstande sind, ob ihr Geist in der hysterischen Erregung oder in der natürlichen Ruhe hell ist, so überraschte es mich, einen Dichter den Sachverhalt mißverstehen zu sehen.
Goethen hielt sein schwärmerisches Gefühl für das Ewige nicht ab, Naturforscher zu sein. Vielmehr genoß er, das Gegenständliche betrachtend, den Unsichtbaren am innigsten. Keiner Hysterie, Dekadenz, Ungeschlechtlichkeit, Weltverneinung bedurfte er dazu, sondern klarer Sinne, natürlicher Liebe, begründeten Glaubens. Dennoch war seine Seele von unendlicher Empfindlichkeit. Und der Natürliche erreichte eine achtunggebietende Sachlichkeit, die ihn von Selbstsucht erlöste. Bei den neurasthenischen Verächtern des Natürlichen beobachte ich Mangel an Sachlichkeit, Unterworfenheit unter eine oft krasse Selbstsucht. Und der Sinnliche erreichte, daß sein Sinnliches zum Ausdruck des Geistes wurde. Den Dekadenten und Uebersinnlichen geschieht, daß sie in vermeintlicher Verfeinerung und Sinnenflucht den trübsten Sinnlichkeiten erliegen. Und der Optimist brachte es weit in selbstvergessender Güte. Bei den auf Pessimismus Stolzen erweist sich Eitelkeit nicht als seltener Charakterzug.

Ich glaube nicht, daß das Lob der Abwendung von der Natur als des Anfangs im Genusse Gottes bestehen kann. Ich halte fest am Bekenntnis zur Gottnatur als entsprungen aus der Einsicht in die Quelle des Lebens. So bin ich der Ueberzeugung, daß alle religiös Großen das Lebendige liebten, das Natürliche anbeteten. Darum halte ich für frevelhaft, die Jesus-Gestalt in demselben Buch mit neuer Leidenschaft als religiösen Führer preisen zu wollen und ihm die natürlichen Kräfte abzusprechen. Luther aber zum Tölpel zu entwürdigen, einfach indem man seine Naturkraft belacht, heißt sich und Andre über den Weg zur Gottheit betrügen. Jesus, Paulus, Luther sind Begnadete derselben Kraft. Sie fühlten das Lebendige, begriffen das Wirkliche, erkannten das Wahre und lebten im Geist.

Unser Christ greift den Paulus so heftig darum an, daß er Christologie gelehrt habe. Ich möchte wissen, was das Buch des Christen andres ist als Christo- oder, wenn er lieber will, Jesulogie. Nur daß Paulus sich die Einswerdung mit Gott nicht so unbehindert vorstellte wie sein Tadler, nur daß Paulus die Qualen des Gewissens und der Reue kannte und dem Menschen Gedankenrat gab, wie er seine Not überwinde. Diese Gedanken dienen nicht dazu, den Abstand der Seele von Gott zu schaffen, sondern zu überwinden. Die neurasthenische Dekadenz glaubt, alle Zeit an des Baches Ranft liegen und sich in Gott entzücken zu können. Es soll aber Zustände der Seele geben, in denen sie sich eher nach dem rückwärts stehenden Eichbaum umsehen als harmlos zerfließend am Bächlein hinstrecken möchte. Wie Paulus, muß Luther sich gefallen lassen, Buchstabenmensch und Abstandmacher statt Vereiniger zwischen Seele und Gottheit zu heißen. Aber sein Tadler übersieht, daß es ein religiöses Denken gibt. Und sogar religiöse Tat ! Zum Beispiel: das Erheben eines Stückes Speise zum Mund mit dem Glauben, den leibhaftigen Gott als allgegenwärtig im Ewigseienden in sich aufzunehmen — wie Luther meinte, daß man im Abendmahl mit den Elementen tue, indem er die Uebergeistigkeit, die den Stoff nicht sein lassen wollte, als Ungeistigkeit erkannte. Die Schwärmer aber, die Dekadenten und Neurastheniker von damals wie heute kennen nur das religiöse Zerfließen, und wenn sie essen und trinken, fühlen sie sich von Gott verlassen.

Wir haben das religiöse Reden, Malen, Bilden, Tönen, Singen übergangen. Auch all dieses verwirft der Neurastheniker. Kunst, meint er, sei Sache der Sinne, also nicht religiös. Die Gleichnisse Jesu, unleugbar Kunstwerke, sollen nichts als eine Art Brillantfeuerwerk sein, mit dem er zeigen wollte, daß er das auch könne, aber nicht wesentliche Offenbarung.
Doch wenn ich noch die übrigen Kunstwerke, als da sind die Bergpredigt oder die Reden des Johannes-Evangeliums, diese inbrünstige Dichtung, und was diesen Werken ähnlich ist, abziehe: was bleibt in meiner Hand ? Auch paßt eitles Sichzeigenwollen schlecht genug in das Bild des uradligen, dekadenten Pessimisten. Er selbst, so wie er in der evangelischen Legende gestaltet, ja schon die Tatsache, daß solche Legende geschaffen ist, widerlegt, was hier mit ihm bewiesen werden soll, und stellt ihn, wie zu den altjüdischen Psalmisten und Erzählern, so zu Luther, dem Sinnlichen, dem Propheten, dem Künstler. Von dessen Gemütstrauer, die ihn selten verließ, unser Christ nichts ahnt.

Mit seinem dekadent-neurasthenisch-homosexuell-pessimistischen Uebermenschen will aber unser Christ zuguterletzt die Bollwerke der Militaristen, Kapitalisten, Nationalisten brechen und den Sozialismus durchsetzen. Wie kann ein Pessimismus ohne Lebenskraft und Zeugungslust eine Zukunft ausdenken, in der er schrittweise einem Menschheitsziel näher kommen will ? Und was gedenkt er dafür zu tun ? Zu leiden, vollkommen zu leiden, meint er, ohne damit allerdings ganzen Ernst zu machen, da er sich Rock und Mantel nicht nehmen lassen will. Er ver-

rate aber das Geheimnis, wie durch Leiden und Liegen am Bachesrand Brot wachsen soll ! Wenn vielmehr durch Arbeit, dann ists vorbei mit der neurasthenisch-dekadenten Gebärde. Wirklich vorbei, und mit dieser Mode von vorgestern sollte unser Tag nicht mehr genarrt werden. Aber alle Menschen von Geist und Glauben sollen sich hinter die Gewesenen von Geist und Glauben stellen, so Jesus wie Paulus und Luther und die Andern in einem Zuge. Glaube ist nun einmal Glaube, und man sollte nicht selbst zu tätigem Glauben auffordern und auf mehr als hundert Seiten eine der stärksten Gewalten, die je aus Glauben geboren wurde, verleugnen. Besonders dann nicht, wenn die Gestalt, die man dagegen hält, auch nichts Stärkeres zu sagen weiß, als: „Dein Glaube hat dir geholfen".

Luther wollte eine neue Welt und schuf vorerst die lutherischen Kirchen. Trauriges Mißlingen ! Doch es ging ihm wie dem jüdischen Meister. Dessen Person war das Reich Gottes — aber konnte er die Welt vollkommen machen ? Wo ist der Geistbeweis seiner zwölf Boten ? Man darf den Meister nicht nach ihnen, Luther nicht nach seinen Kirchen beurteilen.

Auch als Kämpfer sind die beiden nicht so ungleich. Wenn Luther, der vorher den Bauern geholfen hatte, ihre ausgebrochene Bestialität niederschlagen hieß, um dann zu sehen, daß Herrenselbstsucht nicht menschlicher tobte, so kostete der Junkerfeind die Tragik des Lebens damals vielleicht am bittersten. Jesu blieb eine ähnliche Entscheidung erspart. Aber wer mit der Geißel in der Hand Ladentische umstößt, wer furchtbare Schimpf- und Schmähworte gegen seine Feinde nicht spart, der hat dem Kampf, sogar dem körperlichen, sein Recht gesprochen. Nur Casuistik wird in der Geißel des Geistes, im Spieß des Fleisches Werkzeug am Kampfe sehen. Geist und Recht kämpfen mit allen Mitteln. Und die unkörperliche Waffe, das Wort, kämpft manchmal fleischlich.

Geist ist Kraft, und Gott ist in der Natur.

Georg Hermann von Jan Altenburg

Es tut mir leid, daß diese Zeilen zufällig in dem Moment erscheinen, da von Georg Hermann ein neues Buch herausgekommen ist. Das erweckt den Anschein, als sei ein äußerer Anlaß nötig, um sich Georg Hermanns zu erinnern. Hundertmal im Jahr gedenke ich seiner dankbar ! In jenen vielen, vielen Fällen, da man sich des Glückes bewußt ward, in Berlin leben zu dürfen, in dieser ruppigen und schönen Stadt, die noch in den Flegeljahren ist (sie existiert ja erst seit 1871 !), und die sich soeben von schwerster Krankheit zu erholen beginnt. Ich gedenke seiner auch dann, wenn von den besten deutschen Künstlern die Rede ist.

*

Es ist das besondere Pech dieses Schriftstellers, daß ihm sein erster großer Publikumserfolg bei vielen bessern Europäern geschadet hat. Seit anno Jettchen Gebert stehen seine stillen und feinen Dichtungen zwischen dem üblichen und üblen Lese-

futter der Leihbibliotheken; die Etikette „Biedermeier" wurde ihm damals unverwischbar aufgebrannt. Die Welt des Biedermeier bildet einen zwar liebenswerten, aber unwesentlichen Teil seines Werkes. Erheblichere Bedeutung haben seine Schilderungen Berlins.

Es gibt viele Romane, die in München oder Dresden spielen, aber es gibt keinen Dresdner oder Münchner Roman. Berlin hat Glück gehabt. Von Glasbrenner über Fontane bis zu Hauptmanns ‚Ratten' ist von Dichtern und Malern der Charakter der Stadt eingefangen und festgehalten worden. Als vor zwanzig Jahren der ganz neue Westen erstand, als in den scheinbar physiognomielosen Straßen an der Lisière der scheinbar noch physiognomielosere letzte Trockenwohner das hochherrschaftliche Haus bezog, da war mit ihm auch schon sein künstlerischer Chronist Georg Hermann da. Wenn der Beweis noch zu erbringen wäre, daß die verlogenen bombastischen Denkmäler und Bauten, die ein allerhöchstgeborener Knallprotz Berlin aufpfropfte, Fremdkörper und verhängnisvolle Vorbilder in der im besten Sinne nüchternen Stadt sind: die Bücher Hermanns würden das beweisen. In ihnen lebt und atmet ganz Berlin, aber der Siegesallee, der Paraden und des Domes wird kaum gedacht; Privatgelehrte, fleißige Kaufleute, Barbiergesellen, Dienstmädchen, der Vizewirt Piesecke, Herr Max Löwenberg und Herr Markowski haben keine, aber auch gar keine Beziehung zu jenen fremd anmutenden Bezirken. Vor einem Jahrzehnt bestaunte man in den Versen von Ernst Blaß, Georg Heym und Jakob van Hoddis die Kreuzberg-Stimmungen oder die Schilderungen berliner Sonntagnachmittage mit den hingefläzten leeren Straßen, mit den Cafés, den Balkonen und dem Grammophon. Georg Hermann hatte das alles schon vorher entdeckt und auf seine eigne, ironische und witzige Weise (wer wird denn gleich so pathetisch werden !) endgültig formuliert. Der Kurfürstendamm und der Alexanderplatz, Quartiere in Lichtenberg und Tanzlokale im Westen, die arbeitsame Bevölkerung, die es viel eher zuwege bringt, durch Witz und Selbstbespöttelung sich selbst zu negieren, statt, wie der Wiener, sich selbst zu besingen, sind hier mit den scharfen, überwachen Sinnen eines Künstlers aufgenommen und so festumrissen hingezeichnet worden, daß man nicht mehr an der Gedächtniskirche vorbeigehen oder einen Wortwechsel auf der Elektrischen belauschen kann, ohne gleichsam mit Augen und Ohren Georg Hermanns zu sehen und zu hören.

Wenn ein wahrhafter Künstler ein Gebiet und eine Technik allzu souverän beherrscht, dann interessiert ihn beides nicht mehr. Die spärlich verstreuten, „echt berliner" Partien seiner letzten Bücher zeigen, daß Hermann jedes Jahr einen humoristischen berliner Roman erfolgreich produzieren könnte. Er hat sich andern Bezirken zugewandt.

*

Sein feines Buch : ‚Einen Sommer lang' beginnt mit dem Satze: „Diese Geschichte, die eigentlich keine Geschichte ist . . ." Man kann Gift darauf nehmen, daß dieses ganz entzückende, überreiche Buch wirklich keine Geschichte ist ! Grob gegen-

ständliche Geschehnisse nach dem Herzen des romanhungrigen Lesepublikums gibt es bei Georg Hermann kaum. Man muß bei der Lektüre seiner Bücher scharf aufpassen, sonst verschwindet plötzlich eine der Hauptpersonen, ohne daß es der Leser merkt. Der Doktor Fischer erschießt sich sozusagen in einem Nebensatz — aber die Hauptsätze dieses Sommerbuches und der andern Dichtungen sind dafür randvoll von Beobachtungen, Erlebnissen und Einfällen. Wenn Hermann von dem Schriftsteller George Moore behauptet: „Er ist kein Schriftsteller für den Leser, er ist ganz Detail, er ist mehr ein Schriftsteller für den Schriftsteller", so trifft das für ihn selbst zu. Ich kenne außer Johannes V. Jensen keinen lebenden Autor, der wie er mit so unglaublicher Treffsicherheit zu charakterisieren versteht. Er sieht Dinge und Menschen und die sie umgebende Landschaft naiv und überlegen zugleich und findet schier mühelos die schlagkräftigsten, bildhaftesten Adjektive und höchst einprägsame Vergleiche. Der Pfiff einer Lokomotive, der Klang einer Dampferglocke, der Tonfall eines Gespräches, Struktur, Farbe und Duft der Blumen sind mit geschärften Sinnen belauert und zugleich dichterisch empfunden. Aus dem Gemisch von farbigen Reflexen, von Klängen und Gesprächsfetzen bauen sich dann so meisterhafte Gesamtschilderungen auf wie die des Gartenlokales mit dem vorüberziehenden Gewitterregen oder der militärischen Musterung mit ihrer grauen Trostlosigkeit in ‚Kubinke'. Ich weiß nicht, ob das noch Impressionismus oder schon Expressionismus, ich weiß nur, daß es hohe Kunst ist.

Einen „glücklichen Griff" im Sinne erfolgreicher Romanautoren hat Georg Hermann nur einmal getan, als er auf das Milieu und die Zeit Jettchen Geberts verfiel. Später wählte er ganz farblose, alltägliche Menschen und Begebenheiten. Aber indem er sie aus der Menge heraushob, erhob er sie gleichsam und zeigte alle Sensationen der Seele an diesen Alltagsgestalten auf. Es kann nicht schwer sein, die sogenannten Bohémiens des sogenannten Künstlercafés mit ihren ostentativ zur Schau getragenen Allüren zu schildern, aber daß Hermann an ihnen vorbeiging und sich die unscheinbare Sammtischrunde mißvergnügter Spießer, die seit zwanzig Jahren dasitzen und seit zwanzig Jahren nicht beachtet werden, für die ‚Nacht des Doktor Herzfeld' auserwählte: das ist eine Tat. Die Art, wie er Potsdam schildert, ist sehr schön und sehr gekonnt, aber ich gebe diese Partien mit Vergnügen dahin um der unerhört eindrucksvollen Darstellung willen, die er in seinem neuen Roman ‚Schnee' von einer simplen Junggesellenwohnung in der Trabener Straße und von einem Rangierbahnhof an einem Novemberabend gibt.

*

Bei irgendeiner Gelegenheit schrieb Franz Blei boshaft: „Der Dichter hat das ihm von niemandem auf der Welt geneidete Recht auf den Kretinismus und lebt von den Empfindungen, die er direkt durch die Nieren auf das Papier schwitzt." Georg Hermann macht von diesem Vorrecht des Dichters auf Dummheit wahrhaftig keinen Gebrauch. Er ist sogar so gescheit, daß er Einwände, die man gegen ihn erheben wollte (wie zum Exem-

pel den, er sei kein Dramatiker) vermutlich selbst schon längst gemacht hat. Es ist ein Vergnügen, seine klugen Anmerkungen über ostasiatische Kunst, über europäische Galerien, über entlegene Dichtungen zu lesen, die er in gemächlich ausladenden Sätzen in kultiviertem Plauderton vor uns ausbreitet. Die Menge der Wahrnehmungen und Einfälle, die zwischen Gedankenstrichen, zwischen runden und eckigen Klammern eingeschaltet wird, zersprengt bisweilen den eigentlichen Bau des Satzes, der plötzlich abbricht und von neuem beginnt. Dann aber folgen wieder große Partien, wo die weiche Sprache in sanften Rhythmen hinfließt, und die man wie Verse immer wieder liest.

Die humoristische Einstellung scheint bei Georg Hermann ein Akt der Notwehr zu sein, um nicht von Melancholie und tiefster Resignation überwältigt zu werden. Sein scharfer Intellekt behindert die vielgerühmte Einfalt des Herzens, die sich fromm und mild auch mit der andern Seite aller Dinge abfindet. Unendliche Trauer beschattet sein letztes Werk ‚Schnee' (wie alle seine Werke im Verlag von Egon Fleischel & Co. zu Berlin erschienen), das in jeder Beziehung ein echter und rechter Georg Hermann ist. Es ist der Gedanke an den Krieg, der hier immer wieder jede aufkeimende Heiterkeit und jede liebe Erinnerung erstickt. Der edle Haß eines im Innersten getroffenen Mannes, der starr vor Entsetzen dem Gebirge von Gemeinheit, Dummheit und Verbrechen gegenübersteht, macht sich nicht in schrillen Aufschreien Luft, sondern in verhaltenen Worten, die still und unwiderleglich feststellen und anklagen. Unter den viel zu wenigen Stimmen, die eine Menschlichkeit, die nichts gelernt und nichts vergessen hat, immer wieder wachrufen könnten, ist diese ruhige Stimme eine der eindringlichsten.

Zu dieser Revolution von Nicolas Chamfort

Der Adel, sagen die Adligen, ist eine Zwischenstufe zwischen König und Volk. Ja, wie der Jagdhund eine Zwischenstufe zwischen dem Jäger und dem Hasen !

*

Definition einer despotischen Regierung: Eine Ordnung der Dinge, wo die Oben niedrig sind und die Unten erniedrigt.

*

Die meisten Adligen erinnern an ihre Ahnen ungefähr wie ein italienischer Cicerone an Cicero.

*

Nur die Geschichte freier Völker ist wert, daß man sie studiert. Die Geschichte von Völkern, die im Despotismus leben, ist eine Anekdotensammlung.

*

In Frankreich läßt man die Brandstifter in Ruhe und verfolgt dafür die, welche die Sturmglocke läuten.

*

Wer immer aus dem Volke hervorgegangen ist, der hilft zu seiner Unterdrückung. Der Söldner, der Krämer, welcher Hoflieferant wird, der Geistliche ländlicher Herkunft, der Ergebung in die Willkürherrschaft predigt, der höfische Geschichsschreiber, der aus bürgerlichen Kreisen stammt. Die Krieger des Kadmus ! Kaum haben sie Waffen in den Händen, so stürzen sie sich schon auf die Brüder.

Potsdamer Kunstsommer von Hans Siemsen

Dieser Ausstellung ging der Ruf voran, sie würde, von berufenen Kennern zusammengestellt, einen Ueberblick über die Entwicklung und einen Querschnitt durch das Niveau der heutigen Malerei in Deutschland geben. Die hohen Erwartungen, die man deshalb in sie setzte, erfüllt sie nun leider doch nicht.

Man hat zwar auf Krüger, Blechen und Menzel zurückgegriffen. Aber eine Entwicklung wird dadurch keineswegs deutlich, kann dadurch nicht deutlich werden. Schon die Generation um Liebermann ist ja künstlerisch nicht mit Krüger und Blechen, kaum ein wenig mit Menzel verwandt. Die jungen Leute von heute und gestern aber stammen ganz gewiß nicht von ihren Vorgängern in Deutschland, weder von Blechen noch von Liebermann, sondern von Cézanne, Gauguin, Matisse und Munch und teilweise vielleicht ein wenig von Renoir ab. Diese Ausstellung gibt also wohl einen Begriff davon, wie man vor achtzig, vor fünfzig, vor dreißig Jahren malte, und wie man heute in Deutschland malt. Aber eine Entwicklung wird nicht durch sie deutlich, da sie nur die Resultate, nicht die Ursachen, Quellen und Anreger dieser Entwicklung zeigt.

Und auch der Querschnitt durch die heutige Malerei scheint nicht ganz geglückt. Man hat einigen der jüngern Maler einen besonders großen Raum überlassen. Doch wohl, weil man sie für die maßgebenden, originellsten unter ihren Zeit- und Kunstgenossen hält, weil man meint, daß sie es sind, die der deutschen Malerei unsrer Tage das Gesicht geben. Aber man hat nicht ganz die richtigen ausgesucht. Schmidt-Rottluff, Pechstein, Heckel repräsentieren nur einen Teil der heutigen Malerei, und wer einen Querschnitt durch das wirkliche Niveau von heute geben will, der muß ihnen nicht allein Kokoschka, sondern auch Levi, Grossmann, Bangerter und ebenso Hofer, Fiori, E. R. Weiss und vielleicht auch Macke und Klee in gleich erschöpfender Auswahl gegenüber oder, sagen wir, zur Seite stellen. Das tut diese Ausstellung nicht. Neben ein paar gut und erschöpfend vertretenen Künstler sind andre, die mindestens ebenso wichtig sind, ungenügend oder gar schlecht vertreten. Von einem wirklich objektiven und erschöpfenden Ueberblick oder gar Querschnitt kann man also nicht reden.

Trotzdem bleibt diese Ausstellung, mit dem etwas prätentiösen Namen, bemerkenswert und füllt manche Lücke der Ausstellungen des vergangenen Winters. Es ist überflüssig, hier die Bedeutung vergangener Generationen zu analysieren. Blechen und Krüger zu sehen, ist immer eine Freude. Menzels Riesenschlachtgemälde ‚Der Ueberfall bei Hochkirch' kann uns, Menschen einer andern, sehr andern Zeit, nicht grade begeistern. Aber man nimmt doch unwillkürlich den Hut ab vor solch einer Leistung, selbst wenn das Resultat durchaus nicht vollkommen erscheint. Es stecken in diesem Riesenschinken nicht nur malerische, sondern auch menschliche Qualitäten von einer Größe, wie man sie in den Bildern unsrer Zeitgenossen nur verdammt selten findet. Da ein guter kleiner Leibl zwischen zwei schönen

Thomas hängt, sei erlaubt, an dieser Stelle zu behaupten, daß die Kunst Leibls neben der Kunst Hans Thomas fast artistisch wirkt. Leibl kann mehr. Aber Thoma ist mehr.

Ein unbestreitbares Verdienst der Ausstellung ist die Uebersicht über Liebermann, Corinth, Slevogt. Slevogt erscheint als der schwächste von ihnen, Liebermann als der kultur- und geistreichste, Corinth als der stärkste. In Slevogts bestem Bild, einem Herrenporträt, ist das Beste von Liebermann. In andern von Daumier oder gar Delacroix; und selbst in den Bildern, in denen er wirklich ganz er selbst bleibt, wirkt er doch nie so persönlich wie in seiner Graphik. Liebermann ist mit Bildern aus allen Jahrzehnten vertreten. Die frühern sind so gut wie die spätern. Aber die spätern sind doch leichter, gelöster, beherrschter. Es ist erstaunlich, wie er in einem Porträt einen Menschen bis in fast erschreckende Tiefen aufdeckt und entblößt, während er scheinbar sein Augenmerk auf nichts andres richtet als auf die „bonne peinture", die gute Malerei. Ein Pinselstrich von ihm — und du stehst im Hemde da. Corinth erreicht die gleiche Wahrheit und Tiefe auf ganz andre Weise. Ist Liebermann reich an Geist, so ist er es an Sinnlichkeit. Er ergründet seine Opfer weniger durch Klugheit als durch die Sinne. Seine Malerei scheint nie das Resultat einer Ueberlegung, sondern immer das eines Temperamentsausbruchs. Aber wie er die scheinbar ungebändigten Kräfte zu höchster Leistung diszipliniert: das zu beobachten, ist einer der höchsten Genüsse, deren man durch die heutige Malerei teilhaftig werden kann. Weshalb hat man Lesser Ury ein wenig abseits gehängt ? Seine Bilder streifen zuweilen das Dilettantische. Aber man vergesse nicht, daß der Dilettant und das Kind dem Genie weit näher stehen als das Talent. In einem großen Bild aus dem Jahre 1884 schlägt sich dieser Maler mit Problemen herum, die außer ihm zu jener Zeit nur Cézanne zu lösen suchte. Heute sind sie jedem Akademieschüler geläufig. Aber damals ? Alle Achtung vor dem Mann !

Von den jüngern Leuten sind nicht grade erschöpfend, aber doch so vertreten, daß man seine Freude an ihnen hat: Pascin, Levi, Grossmann, Bangerter, E. R. Weiß. (Nebenbei: was der Franzose und Rumäne Pascin in einer Ausstellung zu suchen hat, die so national beschränkt ist, daß Munch und Hodler in ihr fehlen, ist nicht ganz erklärlich.) ‚Die Auswanderer' von Kokoschka sind eines seiner guten Bilder und zeigen, was er ist: ein zwischen seiner Sinnlichkeit und seinen Ideen hin und her gerissener, zum Glauben wie zur Skepsis, zum Genießen wie zum Grübeln gleich bereiter Mensch, der nicht nur genialisch, sondern leider auch talentiert ist, dem nicht, wie Andern, Ungeschicklichkeit, sondern Geschicklichkeit gefährlich wird. Der problematischste und im wahren Sinne fragwürdigste unter den jüngern Meistern. Und damit ist Das, was die jüngern Leute den alten Herrschaften bescheiden, aber doch würdig zur Seite stellen können, auch schon so ziemlich erschöpft. Einige fehlen, wie gesagt. Andre, zum Beispiel: Hofer, sind sehr unglücklich ausgewählt. Sein ‚Trommler' ist erstaunlich arm; und abhängig von den ersten kubistischen Versuchen Picassos. Und

der Rest, und grade Die, denen man den größten Platz eingeräumt hat, sind wirklich nicht sehr erfreulich. Von Purrmann ist allerdings ein ganz hübsches Interieur zu sehen; aber die großen Stilleben und gar das Frauenporträt sind so kalt, so ganz gefühllos abgemalt, daß man da von schöpferischem Künstlertum wirklich kaum mehr reden kann. Die Absicht ist einzig und allein gewesen, gute Malerei zu machen. Aber eben deshalb ist nicht einmal das erreicht. Auch zur bloßen Malerei gehört eben doch noch ganz was andres als bloßes Malenkönnen.

Die eigentlichen Repräsentanten scheinen, nach dem Raum zu urteilen, den man ihnen zur Verfügung gestellt hat, Pechstein, Schmidt-Rottluff, Heckel, Kirchner und Nolde sein zu sollen. Aus Kirchners und Heckels Bildern, so anfechtbar und unzulänglich im Handwerklichen ihre Malweise erscheint, spricht immerhin ein starkes Gefühl, das bei Kirchner sinnlich gerichtet die verzehrende Schönheit der Welt preist, bei Heckel religiöser gewendet die Kehrseite sucht. Beide wirken immer ernst und anständig. Weit unerfreulicher sind die geschicktern Schmidt-Rottluff und Pechstein. Ganz hilflos ist der allerdings sehr ungünstig vertretene Nolde; seine verschmierten, immer gleich die ganze Palette oder gar die ganze Farbenfabrik zeigenden Bilder haben mit Malerei wohl kaum noch was zu tun. Sieht man sich die achtzehn oder zwanzig Bilder von Pechstein und Schmidt-Rottluff an, so versteht man nur schwer, wie es möglich war, daß diese Art Malerei von Publikum, Kunsthandel und Kritik an so ehrenvolle und repräsentative Stelle gerückt werden konnte. Die Grundbedingung schöpferischer Kunst: Erstmaligkeit und Einmaligkeit fehlt diesen Künstlern völlig. Weder ihre Ideen noch ihre Ausdrucksmittel sind erstmalig und einmalig. Weder ihre Welt-Anschauung noch ihre Malweise stammt von ihnen. Beide stammen von Gauguin, von Gogh und Munch und haben beide der künstlerischen Eroberungsarbeit ihrer Väter nichts hinzugefügt. Nicht einmal ihre Fehler und Torheiten sind originell: auch sie stammen vom (falsch verstandenen) Gauguin. Wie ist es möglich, daß diese Art von Malerei eine solche Rolle spielen kann ? Es muß Gründe außerhalb der Kunst und Malerei haben. Und in der Tat: ist der Schritt von Pechstein zu dem furchtbaren Willy Jäckel und von diesem wiederum zu Arthur Kampf, der in dieser Ausstellung „à la Delacroix prussien" frisiert erscheint, wirklich so groß ?

Ich habe die Plastik nicht vergessen. Aber sie ist so wenig repräsentativ ausgewählt, daß es nichts Wesentliches über sie zu sagen gibt. Außer zwei ganz herrlichen Porträtbüsten von Schadow sind nur zwei, drei kleinere Sachen von Barlach und ebenso viele von Fiori gut und erfreulich. Reizend sind die kleinen Figuren der Sintenis. Kolbe ist nicht schlecht, Lehmbruck und Gaul sind nicht gut vertreten. Milly Steger verarbeitet Anregungen des frühen Fiori, Scheibe chinesisches Porzellan zu entsetzlichen Ornamenten.

*

Ziemlich mies- und mißgestimmt verläßt man diese Stätte der Kunst — und sieht zu den Füßen der Orangerie den Park

von Sanssouci. Es ist nach einem heißen Tag kühler geworden. Die Linden blühen, und, weiß Gott, da stehen Orangenbäume, die blühen. Der Geruch von Gras, Blumen und Erde zwischen den Bäumen in der noch vom Tage heißen Luft erregt das einfältige Herz fast zu Tränen. Dort unten liegt ein französisch abgezirkelter Gartenplatz mit ein paar unregelmäßig über den Rasenplan verstreuten großen Bäumen: ein köstliches Zusammenspiel von Kunst, nein, von Künstlichkeit und Natur. Alles scheint hier von alter, sich nur langsam abwärts entwickelnder Kultur sorgsam zubereitet, bestimmt und ausgewählt — bis man dann plötzlich vor einer Grotte steht, in der sich Kaiser Wilhelm der Zweite zu seinem Regierungsjubiläum selbst ein verdientes Denkmal gesetzt hat. Mit Kadiner Kacheln, postgelben Ziegelsteinen und goldenen Buchstaben ist eine Art von Architektur zusammengebastelt, die das Aeußerste von Bierpalastherrlichkeit darstellt. Noch die eisernen Treppengitter sind scheußlichste Friedhofsmanufaktur. Wenn man sich umschaut, nach Sanssouci, nach dem Neuen Palais und nach der hundert Jahre jüngern und schon viel schlechtern, aber doch noch immer sehr anständigen Orangerie und dann diese Musterkarte wilhelminischer Geschmacklosigkeiten vor sich sieht, so hat man mit einem Blick die ganze jammervolle Entwicklung nicht nur der Hohenzollern und Deutschlands, sondern Europas in den letzten hundertfünfzig Jahren. Und plötzlich versteht man auch die Malerei der Pechstein und der Jäckel. Sie entstammt genau so gut wie die von Arthur Kampf und wie vor fünfundzwanzig Jahren die von Franz Stuck dem Geist unsres glorreichen wilhelminischen Zeitalters: der Brutalität, der pathetischen Pose und dem Größenwahn. Es ist durchaus kein Wunder, daß diese Kunst so viele Bewunderer hat. Sie ist tatsächlich der so viel gesuchte und beredete „Ausdruck unsrer Zeit". Aber was für eine Zeit ist das ! Man müßte speien, wenn man nicht überall und auch in dieser Ausstellung deutliche Anzeichen spürte, daß sie ihrem Ende zugeht, und daß eine neue Epoche heraufkommt, in der es nicht mehr für verächtlich gilt, sein Handwerk zu können und sein bescheidenes Häuschen zu mauern, so gut man eben kann.

Kuttel Daddeldu und Fürst Wittgenstein

***von* Joachim Ringelnatz**

Daddeldu malte im Hafen mit Teer
und Mennig den Gaffelschoner Claire.
Ein feiner Herr kam daher,
blieb vor Daddeldun stehn
und sagte: „Hier sind fünfzig Pfennig,
lieber Mann, darf man wohl mal das Schiff beseh'n ?"
Daddeldu stippte den Quast in den Mennig,
daß es spritzte, und sagte: „Fünfzig ist wenig.
Aber, God demm, Jedermann ist kein König."
Und der Fremde sagte verbindlich lächelnd: „Nein.
ich bin nur Fürst Wittgenstein."
Daddeldu erwiderte: „Fürst oder Lord —

Scheiß Paris ! Komm' nur an Bord.”
Wittgenstein stieg, den Teerpott in seiner zitternden Hand,
hinter Kutteln das Fallreep empor und kriegte viel Sand
in die Augen, denn ein schwerer Stiefel von Kut-
Tel Daddeldu stieß ihm die Brillengläser kaput.
Und führte ihn oben von achtern nach vorn
und von Luv nach Lee.
Und aus dem Mastkorb fiel dann das Brillengestell aus Horn,
und im Kettenkasten zerschlitzte der Cutaway.
Langsam wurde der Fürst heimlich ganz still.
Daddeldu erklärte das Ankerspill.
Plötzlich wurde Fürst Wittgenstein unbemerkt blaß.
Irgendwas war ihm zerquetscht und irgendwas naß.
Darum sagte er mit verbindlichem Gruß:
„Vielen Dank, aber ich muß . . .”
Daddeldu spuckte ihm auf die zerquetschte Hand
und sagte: „Weet ä Moment, ich bringe dich noch an Land.”

Als der Fürst unterwegs am Ponte San Stefano schmollte,
weil Kuttel durchaus noch in eine Osteria einkehren wollte,
sagte dieser: „Oder schämst du dich etwa vielleicht ?”
Da wurde Fürst Wittgenstein wieder erweicht.
Als sie dann zwischen ehrlichen Sailorn und Dampferhallunken
vier Flaschen Portwein aus einem gemeinsamen Becher getrunken,
rief Kuttel Daddeldu plötzlich mit furchtbarer Kraft:
„Komm, alter Fürst, jetzt trinken wir Bruderschaft.”
Und als der Fürst nur stumm auf sein Chemisette sah,
fragte Kuttel: „Oder schämst du dich etwa ?”
Wittgenstein winkte ab und der Kellnerin.
Die schob ihm die Rechnung hin.
Und während der Fürst die Zahlen mit Bleistiftstrichen
anhakte, hatte Kuttel die Rechnung beglichen.

Der Chauffeur am Steuer knirschte erbittert.
Daddeldu hatte schon Vieles im Wagen zersplittert,
während er dumme Kommandos in die Straßen und Gassen
brüllte. „Hart Backbord !” „Alle Mann an die Brassen !”
Rasch aussteigend, fragte Fürst Wittgenstein:
„Bitte, wo darf ich Sie hinfahren lassen ?”
Aber Daddeldu sagte nur: „Nein !”
Darauf erwiderte Jener bedeutend nervös:
„Lieber Herr Seemann, seien Sie mir nicht bös:
ich würde Sie bitten, zu mir heraufzukommen,
aber leider . . .” Daddeldu sagte: „Angenommen !”
Auf der Treppe bat Fürst Wittgenstein
den Seemann inständig:
um Gottes Willen doch ja recht leise zu sein.
Und während er später eigenhändig
Kaffee braute — und goß in eine der Tassen viel Wasser hinein —
prüfte Kuttel nebenan ganz allein,
verblüfft, mit seinen hornigen Händen
das Material von ganz fremden Gegenständen.
bis ihm zu seinem Schrecken der fünfte
zerbrach. Da rollte er sich in den großen Teppich hinein.
Dann kam mit hastigen Schritten
der Kaffee. Und Fürst Wittgenstein
sagte, indem er die Stirne rümpfte:
„Nein, aber nun muß ich doch wirklich bitten.
Das widerspricht selbst der simpelsten populären Politesse”.
Daddeldu lallte noch: „Halt' die Fresse !”

Wenzel Goldbaums Antwort von Hans Kyser

Herr Rechtsanwalt Dr. Wenzel Goldbaum greift erneut in seiner Erwiderung an Alfred Döblin, die in Nummer 30 der ‚Weltbühne' erschienen ist, den Schutzverband Deutscher Schriftsteller an. Ich habe bisher absichtlich vermieden, zu irgendwelchen Ausführungen des Herrn Dr. Goldbaum Stellung zu nehmen, da er in der Presse mehrfach veröffentlicht hat, daß er eine Privatklage gegen mich angestrengt habe. Ich wollte also die Klärung dieser zum Teil sehr schwierigen Fragen der objektiven Urteilssprechung des Gerichtes überlassen. Bis heute, fast zwei Monate nach meinen Ausführungen in der Sondernummer des ‚Schriftstellers': ‚Der Verrat am deutschen Schrifttum' ist diese Privatklage nicht erfolgt, und da Herr Goldbaum aus der in solchen Fällen üblichen Zurückhaltung heraustritt, sehe ich mich zu einer sachlichen Klarstellung einiger seiner Irrtümer genötigt.

Die Erträgnisse der Opernhaus-Vorstellung sind nicht für den Verband, sondern für Unterstützungen verwendet worden. Es war also mit dieser Wohltätigkeitsveranstaltung kein „Geschäft" verbunden. Tarifverträge, wie Herr Goldbaum sie entwirft, lassen sich nur abschließen, wenn die Autoren deren Kosten tragen. Er übersieht hierbei die außerordentliche Differenziertheit der geistigen Arbeit und sucht durch Zwang zu erreichen, was er durch Leistung sich nicht zu erreichen getraut. Die wirtschaftliche Verwertung der geistigen Arbeit, an der sich Autor, Verleger und Buchhändler beteiligen, in ein angemessenes Verhältnis zu einander zu stellen, das heißt aber: entsprechend der Erhöhung der Sortimenter-Rabatte auch eine Erhöhung der Autoren-Rabatte vorzunehmen, ist eine wirtschaftliche Verpflichtung einer gewerkschaftlichen Berufsvertretung und hat wiederum nichts mit dem Goldbaumschen Geschäft zu tun. Der Normalvertragsentwurf des Verbandes Deutscher Erzähler, wie er den Verlegern zur Unterschrift vorgelegt wurde, spricht von höchstens 15 Prozent. Es dürfte für jeden Einsichtigen klar sein, daß der Vertrag, den die Gegenseite unterschreibt, zur Beurteilung von Vertragsverhältnissen maßgebend ist. Wenn der Vertrag das Recht der Verramschung auf der einen Seite einschränkt, so spricht er auf der andern Seite grundsätzlich den Verlegern das Recht der Verramschung zu. Das Verlagsrechtsgesetz kann wohl am wenigsten, schon infolge seiner dispositiven Art, ein Idealrecht genannt werden. Grade diese dispositive Art aber ermöglicht auch den Autoren, Bestimmungen des Verlagsrechtsgesetzes abzulehnen und sich so in Fragen der Verramschung auf den Boden der Kommission des Reichstags für das Urheber- und Verlagsrechtsgesetz von 1901 zu stellen, die über den von Goldbaum angezogenen Paragraphen 21 urteilt, daß er bedenklich und der Billigkeit zuwider erscheint. Es heißt dort (siehe Voigtländer-Fuchs Seite 313): „Die Herabsetzung des Preises eines Werkes wirke stets schädlich auf den Ruf desselben. Sei einmal durch Preisermäßigung ein Werk diskreditiert, so werde es dem Verfasser erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht,

für eine weitere Auflage einen andern Verleger zu finden; meistens sei er dem bisherigen Verleger auf Gnade und Ungnade überliefert." Es durfte also unter keinen Umständen geschehen, daß das Recht zur Verramschung von einem Autorenverband grundsätzlich anerkannt wurde. Ueber den Schlichtungsausschuß und das Schiedsgericht hat der Schutzverband mehrfach schon vor Herrn Goldmann mit dem Deutschen Verlegerverein verhandelt. Diese Verhandlungen sind, wie viele andre, durch Herrn Goldbaum und den Verband Deutscher Erzähler nur auf das empfindlichste gestört worden, weil sie diesen Schlichtungsausschuß von einem Zwangskartell und einem Zwangseintritt in den Verband Deutscher Erzähler abhängig machen wollten. Der Verband Deutscher Erzähler wird selbst am besten wissen, auf welcher Seite die großen deutschen Erzähler stehen, und wie viele seiner Mitglieder aus dem Vorstand und dem Verband längst ausgeschieden sind, die noch immer nach außen hin in der Mitgliederliste geführt werden. Ich erinnere an Carl Bulcke, Gustav Frenßen, Thomas Mann, Ewald Gerhard Seeliger, Jakob Wassermann. Wenn die Verhandlungen über den Valutazuschlag nicht wiederum von dem Verband Deutscher Erzähler gestört wären, so würden die deutschen Schriftsteller die vertraglichen Sicherheiten allgemein schon haben, die der Schutzverband im einzelnen und in der Gesamtheit durchgesetzt hat. Selbstverständlich haben hunderte von deutschen Autoren heute noch einen höhern Honorarsatz als 15 Prozent. Aber die deutschen Schriftsteller werden sich selbst langsam erwürgen, wenn sie nicht endlich zu der Einsicht kommen, daß nur eine große Einheit, auch wenn sie mit kleinen persönlichen Eitelkeitsopfern erkauft wird, ihnen noch Rettung bringen kann. Die Arbeitsgemeinschaft für Kunst und Schrifttum, zu der sich der Schutzverband, die Genossenschaft deutscher Tonsetzer und der Reichswirtschaftsverband der bildenden Künstler zusammengeschlossen haben, ist aber Herrn Goldbaum auch schon ein empfindlicher Dorn, und auch diese Einheit sucht er zu verdächtigen. Er hat bis heute überhaupt noch nicht erkannt, worum es sich im Kampf gegen ihn und gegen das Geschäftsstellenprinzip handelt. Wir greifen nicht die Geschäftsstellen an sich an. Mit diesen wäre leicht eine Einigung zu erzielen. Wir greifen das Prinzip an, daß Exponenten dieser Geschäftsstellen die richtunggebenden Verhandlungen mit den Verlegern führen, und daß diese Geschäftsstellen nicht genossenschaftlich, sondern in Form einer G m. b. H. privatkapitalistisch organisiert sind. Wenn Herr Goldbaum mich als „Geschäftsführenden Direktor" — „Ich denke, Sie führen keine Geschäfte ?" — angreift, so beweist er nur meine Behauptung, daß er den grundsätzlichen Unterschied zwischen Geschäfteführen und Geschäftemachen nicht erkannt hat. Das ist seine Sache. Die Sache des Schutzverbandes wird es sein, weiterhin durch Aufklärung und organisatorische Maßnahmen das wichtigste Ziel zu erreichen: die Einheit des deutschen Schrifttums.

Erstarkende Privatwirtschaft von Waltreu

Der für die Arbeitnehmer unglückliche Ausgang des britischen Bergarbeiterstreiks ist ein bedeutsames Zeichen ungebrochener und wieder erstarkender Kraft des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Er wird wie ein Sturm auf der Meerfläche weltwirtschaftlichen Geschehens Kreise und Wellen erzeugen, die weithin zittern und, wo sie an Ufer schäumen, tiefe lohndrückende Wirkungen üben.

Als die Arbeiterschaft aus dem Kriege ob ihrer Leistung gehobenen Hauptes heimkehrte, die Macht des Privatkapitals durch die Revolutionsflammen in Rußland und Deutschland bedroht und gefährdet schien, Umstellungsschwierigkeiten zu beseitigen waren, die ohne den guten Willen der Arbeiterschaft nicht gelöst werden konnten — da war die taktische Lage für das Proletariat ungemein günstig: es forderte, und alle Wünsche wurden, gewiß nicht freudig, aber de facto doch in mehr oder weniger großem Umfang, je nach der Stärke des proletarischen Druckes, erfüllt. Heißer Warenhunger stachelte den Profitwillen. Hochkonjunktur brandete auf und spülte großen, oft unverdienten Reichtum in die Taschen der mit guter Witterung für die Gunst des Tages Begabten.

In dieser Zeit war das Proletariat stark. Schlug es zu, so traf es eine in rasendem Tempo schnurrende Wirtschaftsmaschine. Es hatte die Macht, dem Unternehmer ungemessene Gewinnchancen zu verderben. Erhob es den Arm, so wehrte der Arbeitgeber geduldig und sanftmütig dem Ungestüm und erklärte sich zur Einigung auf mittlerer Linie allemal bereit.

Andre Zeiten. Feuer auf Feuer muß unter den Maschinen gelöscht werden. Die Arbeitslosigkeit wächst. Auf der einen Seite in Sicherheit gebrachter Reichtum, mindestens aber gesicherter Besitz an Produktionsinstrumenten; auf der andern Seite wachsender Kampf um magerstes Existenzminimum, erbittertes Ringen, Indexziffern und Löhne in Gleichgewicht zu halten.

Unter diesen ungleichen Bedingungen bricht der englische Bergarbeiterstreik aus. Die Arbeiter befinden sich in Abwehrstellung. Sie wollen eine Kürzung der Löhne nicht dulden und vergessen, daß sie, die ohnehin Schwächern, mächtig erstarkten Gegnern zu stehen haben, im ungünstigsten oekonomischen Gelände schwer haltbare Positionen, notdürftig ernährt und bekleidet, gegen Edelmetallgepanzerte verteidigen sollen.

Schlagen sie jetzt zu, so treffen sie ins Leere. Für den Unternehmer ist günstiger, die Betriebe zum Stillstand zu bringen, als bei sinkenden Preisen um Absatz zu kämpfen.

Rasch erfaßt der Arbeitgeber die Situation und drängt auf Lohnkürzungen. Die hochfliegenden Hoffnungen der Arbeiterschaft müssen gedämpft werden. Der Ausgang des Kampfes hat es bewiesen.

So ist, von oben gesehen, die Lage. In allen Ländern sind während der letzten Wochen erhebliche Lohnkürzungen vorgenommen worden: in Amerika, Belgien und besonders in Frankreich. Gewöhnlich ohne Streik, weil die Arbeitnehmer die Ungunst der Zeit erkennen und es vorziehen, durch Verhandlungen das Mögliche herauszuwirtschaften. Nur die englischen Kohlenarbeiter glaubten, in die Bresche springen zu müssen. Sie haben prinzipiell den Abwehrstreik

unter großen Opfern über zwei Monate durchgefochten und ihn für sich und die Andern — verloren. Diese Tatsache beherrscht jetzt die Situation und löst alles Uebrige automatisch aus.

Das Unternehmertum steht stärker denn je auf dem Posten. Die Lohnminderungen senken die Gestehungskosten; schärferer Wettbewerb setzt ein und übt einen Druck auf das Lohnniveau von Staat zu Staat. Wie in kommunizierenden Röhren gleichen die Löhne sich dem niedrigsten Satz an. Die Unternehmer-Rente ist wieder gesichert, und die Weltrevolution ist nur noch ein Traum, der die Enterbten bestenfalls im Schlaf zu beglücken vermag..

*

Reichskanzler, kehrseitig: Finanzminister Wirth hat bekanntgegeben, wie er sich die Aufbringung von hundert Papiermilliarden denkt. Damit ist aber der Bedarf des Reiches für die Reparationsleistungen noch keineswegs gedeckt. Wie man die Sache auch wende: nur eins von den Wundern, die sich in Märchen zuweilen trostbringend auftun, nachdem man durch tausend Fährnisse den Helden atemlos gefolgt ist, vermag das geprüfte Reich aus den Klauen der Sphinx zu lösen. Rathenau empfiehlt seine „Produktionspolitik” und hat recht damit: aber das internationale Absatzproblem vermag auch er nicht zu entwirren. Die Kommunisten raten zur Enteignung der großen Vermögen: wie indessen diese zu Gunsten der Reparationsforderungen zu realisieren und zu verwerten sind, weiß Niemand; auch sie nicht. Leute, die gildensozialistische Ideen für das Nonplusultra volkswirtschaftlicher Weisheit halten, bitten alle paar Tage eindringlich und ausführlich, die „Steuergemeinschaft” — die schon Friedrich Naumann in seinem von den Ereignissen schnell überholten ‚Mitteleuropa‘ empfohlen hat — an Stelle der jetzt üblichen Fiskalwirtschaft zu setzen. Diese Gruppe überschätzt die produktive Wucht des Organisationsgedankens und will nicht einsehen, daß mit ihrer Lösung das Problem im Wesentlichen nur eine Verschiebung auf den unbekannten, aber breiten Rücken der Steuergemeinschaft erfährt.

Bängnis im Herzen ist das einzig sichere Resultat aller Denkarbeit um diese unsre Schicksalsfrage. Reichskanzler Wirth hat unter dem Druck dieser Empfindung daher geglaubt, der Sache zu dienen, wenn er die Lösung hinausschob und sie der Heilkraft der Zeit preisgab. Eine logische, den Verstand befriedigende Antwort ist damit freilich nicht erteilt. Das Wunder ist eingeschaltet, und vielleicht, fast möchte ich es glauben, blitzt es, alle Dunkelheit meisternd, doch einmal auf.

„Kredite” sollen helfen. Der erste Abschluß von 150 Millionen Goldmark ist der vermittelnden Tätigkeit des amsterdamer Vertreters von Mendelssohn & Co. geglückt. Ueber die Bedingungen sind Einzelheiten nicht bekannt; aber man weiß, daß übermäßig hohe Pfandforderungen nicht gestellt worden sind, und daß die Konditionen als mäßig gelten können. Bedeutsam an dieser Transaktion ist die Aussicht auf weitere Kredite. Das Abkommen soll alsbald auf den mehrfachen Betrag erweitert werden; amerikanische Darlehn werden folgen, obwohl diese nur zum Teil dem Staat, überwiegend der Privatwirtschaft, gewährt werden sollen.

Der Abschluß dieser Verträge hat eine wichtige Voraussetzung. Die internationalen Geldgeber mußten sich, bevor sie zur Tat schritten, die Frage beantworten, wie die Entwicklung des Markwertes sich ver-

mutlich gestalten werde. Waren sie der Meinung, daß die Mark zu hoch stünde (in einer Zeit, da der Dollar mit 78 Mark gewertet wurde), so durften sie Kredite nicht bewilligen. Sank die Mark, so wurden auch die Aussichten auf Rückzahlung aus Export-Erlös in Papiermark geringer. Die Gläubiger sind aber offenbar zu der andern Auffassung gelangt: daß nämlich die Mark zu niedrig bewertet sei und den Zukunftsmöglichkeiten der deutschen Volkswirtschaft nicht entspreche. Sie hoffen also, die Rückzahlung werde ohne Schwierigkeiten zu besserer Zeit in besserer Mark erfolgen.

Damit ist der Wille zur Stabilisierung und Besserung der Reichsmark in die weltwirtschaftlichen Kraftkomponenten eingeschaltet. An dieser Tatsache vermag der gegenwärtig noch immer niedrige Stand unsrer Valuta nichts zu ändern.

*

Auch die in Berlin tätige Garantie-Kommission hat erklärt: nur wenn die Markschwankungen zur Ruhe kämen, hätten die Pläne der Reichsregierung zur Erfüllung der mit dem Londoner Ultimatum übernommenen Pflichten Aussicht auf Erfolg. Man sollte meinen, daß sie diese Erkennntis nun auch zu praktischen Ratschlägen an ihre Regierungen verdichtet und gebraucht hätte. Weit gefehlt. In England glimmt allerdings die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der durch Diktat gefundenen Lösung auf. In Frankreich aber verdunkelt der Hunger nach Konjunkturgewinnen noch immer alle nüchternen oekonomischen Ueberlegungen. Paris ist von dem Basiliskenblick der täglichen Not so fasziniert, daß es zur Abschätzung wertvoller Zukunftsmöglichkeiten nicht gelangt.

Die Sanktionen sollen beibehalten werden. Briand will sie einstweilen nicht preisgeben, obwohl sogar ein Mann wie Philippe Millet nicht mehr wagt, sie bedingungslos zu verteidigen. Woher stammt diese Hartnäckigkeit Briands ?

Der Plan, die Einfuhr französischer Luxuswaren zu kontingentieren, soll erst in einer kommenden Konferenz zwischen Loucheur und Rathenau erörtert werden. Bis dahin versucht Frankreich im Rheinland und den letzthin besetzten Gebieten seine für uns wahrlich überflüssigen Erzeugnisse an den Mann zu bringen und durch heimlich ausgehöhlte Löcher im Westen nach Osten abzuschieben. Wenn trotz der Aussicht auf große Kredite das Ausland in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, keine Neigung bekundet, seine Leerverkäufe in Reichsmark einzudecken und die deutschen Haussiers ihre Positionen zu lösen einstweilen nicht willens sind, so ist hier eine der wichtigsten Ursachen zu finden. Die Ueberzeugung, daß ein vernünftiger Ausgleich der natürlichen wirtschaftlichen deutschfranzösischen Gegensätze jetzt schon möglich sei, ist eben noch, leider, recht schwach. Die französische Politik in der oberschlesischen Frage tut ein Uebriges, um dem Glauben an eine bessere Zukunft die Flugkraft zu nehmen. Hier aber liegt der Angelpunkt aller weltwirtschaftlichen Schwierigkeiten, und wenn irgend, in vielfacher Bedrängnis, ein Trost zu finden ist, so dieser: Die Erkenntnis, daß vor Beginn der großen Sanierung trotz allen Hemmnissen eine Lösung am Rhein gefunden werden muß, beginnt allmählich, aber unaufhaltsam Gemeingut zu werden.

Rundschau

Flaubert in Aegypten

Der achtundzwanzigjährige Flaubert unternimmt eine Reise nach Aegypten. Seine Aufzeichnungen des Gesehenen und Gelebten ergeben dieses Tagebuch (‚Tagebuch über Aegypten‘. Deutsch von E. W. Fischer. Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin-Potsdam). Die Landschaft Aegyptens steht auf, lebt in der Weite der Sandfläche, aber auch in jedem Boot, das neben dem Schiff schwermütig sich treiben läßt. Aus den Buchstaben treten die Erscheinungen der geschehenen Dinge körperlich, ihre Seele schwingt mit. Daß Aegypten Kunstschätze hat, kommt für Flaubert erst in zweiter Linie. Alle andern Aegypten-Reisenden — ihre Bücher bezeugen es — blicken von der Kunst auf die Landschaft. Flaubert blickt von der Landschaft auf die Kunst. Darum ist Aegypten in diesen flüchtigen Notizen, das Land, die Menschen, die Standbilder, der Mythos, das ganze Aegypten.

Was das Geheimnis Flauberts ist, sein Auge, auch hier strahlt es, durchdringt es alles Sichtbare. „Am Himmel Scharen von Vögeln, die sich wie eine ungeheure, losgelöste Peitschenschnur entfalten; das zieht durch die Luft wie eine lose Leine, die vom Winde hin und hergetrieben wird.” Wie ist das gesehen !
Auf jeder Seite findet man einen solchen Triumph dieses unerbittlichen, leuchtenden Auges, dem nichts zu klein war, das bis zur Grausamkeit schauen konnte — etwa wenn er im Spital zu Kairo die Kranken besieht und einfach schreibt: „Hübsche Fälle von Syphilis” —, und das die Schwermut des Schauenden zu erleiden hatte, vor dem alles vergeht, dem
die Bilder wie die Schicksale in sinnloser Ewigkeit wechseln. Daß diese Melancholie seiner Aufzeichnungen in denselben dunklen Farben schimmert wie die Freundschaftsbriefe von Delacroix, macht nicht das Verwandte der Rasse, sondern die Gemeinsamkeit des tragischen Erlebens: durch das Auge zu leben, vom Auge nicht loskommen zu können, ein Schauender zu sein, zu bleiben in der Vergänglichkeit.

„Denn ich habe die Manie, immer gleich Romane von den Gesichtern abzulesen, die mir begegnen”, so spricht der Schauende. Und wenn ein dummer Stutzer, als ein Regen kommt, über seinen peinlich modischen Anzug ein altes schäbiges Ueberzieherchen anzieht, so verrät das in Flauberts Augen den ganzen Menschen, seinen Aufstieg, seine Begrenzung, sein Schicksal. Aber zuweilen fühlte er dieses beglückende Geschenk des Schauens als Fluch. Wenn ihm die Gleichheit alles Geschauten zum Bewußtsein kommt, kann er selbst in Aegypten stöhnen: „Was ist das für ein ewiger Ueberdruß, o mein Gott, den ich mit mir herumschleppe ! Er hat mich auf der Reise verfolgt ! Ich habe ihn mit nach Hause gebracht ! Dejaniras Hemd klebte nicht fester auf dem Rücken des Herkules als die Langeweile an meinem Leben. Nun zerstört sie es langsam, das ist der ganze Unterschied !”

Ruhevoll ist sein Blick nur, wenn er die Natur und der Natur nahe stehende Frauen trifft. Vor den Menschen, besonders den Männern, wird in ihm ein Grauen, ein Hohn, ein Haß. Er sieht die Memnon-Kolosse : sie verfehlen ihm den Eindruck, aber er schreibt: „Steine, die so viele

Menschen beschäftigt und so viele Leute herbeigelockt haben, betrachtet man nicht ohne Vergnügen. Wie viele Blicke von Spießern haben nicht darauf geruht ! Jeder sagt seine Meinung darüber und geht weiter.” Und als ein kleines Mädchen von zehn bis zwölf Jahren ihn zu führen hat und seinem Pferd in Trab und Galopp folgen soll, fragt er ingrimmig und belustigt: „Die Eltern in diesem Lande sind also noch dümmer als die in meiner Heimat ?” Mit solcher Ueberlegenheit sieht er auf das Gewimmel der Menschen, von hoch oben und urteilt ohne viel Umschweife, aber es gibt keine Berufung gegen diesen Spruch, weil er ganz ins Innere des Menschen trifft. Von einem Konsul, der geschwätzig, fade, langweilig ist, der alles weiß, alle Welt kennt, Casimir-Périer, Thiers, Louis-Philippe Ratschläge erteilt haben will, sagt er nach all diesen Voraussetzungen nichts weiter als: „Armer Mann !”, und man sieht, wie dieser Mensch, unermüdlich um das Glück der großen Welt buhlend, seinen Gerichtstag erlebt.

Aber schaut dann Flaubert Sonnenuntergänge, deren Phasen er alle mit ängstlicher Seligkeit festhält, Vögel über dem Nil, weite Landschaften, so verliert er augenblicklich seinen Hohn und Trotz, wird er ruhig wie die Dinge selber. So war der junge Flaubert auch in Aegypten ein Stück Erde, losgebrochen von der Ganzheit, mit der dumpfen Schwermut und der klaren tragenden Kraft ausgeworfener Ackerfelder, sehnsüchtig, wieder sein Menschliches, den Drang des Blutes zur Tat, zu verlieren, wiederum nichts als Erde zu sein, von einer Ewigkeit in die andre schlafend.

Oscar Maurus Fontana

Frauendorfer

Er wurde in der Zeitung nur genannt, wenn er kam oder ging. Sonst wußte man von diesem stillen, aufrechten Mann nichts zu berichten. Er war ein ruhiger Arbeiter, dem Tageslärm abhold, ein Beamter im besten Sinne des Wortes.

Nach den Amtsstunden, die er sich sehr reichlich zumaß, erholte er sich bei seiner Münzsammlung. Er muß seine Münzen über Alles geliebt haben.

Eines Tages brauchte er Geld, wohl um eine kostbare Münze zu kaufen, vielleicht auch zu anderm Zweck; kurz: er brauchte Geld. Seine Ministerschaft hätte ihm sicherlich viele Kassen geöffnet — er verschmähte diesen Weg. Aber er mußte doch in den Besitz der kostbaren, geliebten Münze kommen. Da schickte er Münz-Imitationen zur Versteigerung.

Die Sache kam auf. Die Polizei schritt, unlustig, zur Untersuchung, bewahrte, taktvoller als sonst, Stillschweigen.

Da muß irgendein kleiner Reporter von der Angelegenheit etwas erfahren haben. Gewöhnt, von falschen und, seltener, von echten Sensationen zu leben, setzte er sich hin und schrieb. Und der kleine Journalist, der sich vor strengem Blick des Chefs sonst duckt, der jede Zeile, die man ihm anrechnet, bitter erkämpfen muß, er ließ den Minister Frauendorfer gehörig seine Macht fühlen. Er nannte keine Namen, bewahre, und doch mußte jeder Eingeweihte wissen, um wen es sich handelte.

Einen Kollegen ließ der Ruhm des Entdeckers nicht schlafen. Er — wer anders könnte es sein als der ‚Miesbacher Anzeiger‘ ! — brachte den Namen, und von da ging er durch alle Zeitungen. Wer soll sich denn auch solch fette Neuigkeit entgehen lassen !

Der unbekannte, ungenannte Frauendorfer sah sich in Aller Munde. Was blieb ihm übrig, als zu gehen ? Und so, wie er im Leben gewesen, besorgte er

sich den Tod: ohne viel Reden und gründlich.

Er starb nicht als erstes Opfer der Zeitung. Wird er das letzte sein ?

Ueber seiner Leiche streitet eine entmenschte Journaille darüber, wer angefangen habe. Nicht einmal dem toten Frauendorfer gönnen sie die wohlverdiente Ruhe.

Otto Katz

Steigerungen

Positiv. Zu Frankfurt am Main sprach kürzlich in öffentlichem Wahllokal die Frau eines Arztes, den deutsch-nationalen Wahlzettel in der Hand, die Worte: „Sieh, da sitzt ja so'n alter dreckiger Stinkjude !" Gemeint war ein ehrenamtlich bei der Wahlorganisation helfender Herr, der leider sich vermaß, auf Grund seiner offenen Ohren einen Beleidigungsprozeß anzustrengen. Wahrscheinlich dachte er, in einer Stadt, die dank der Steuerkraft und privaten Freizügigkeit ihrer zwölf Prozent jüdischer Mitbürger in vielen Beziehungen auf den ersten Platz gerückt ist, seien dergleichen Aeußerungen wenig notwendig. In der Tat: obgleich die Dame durch einen Indizienbeweis, wonach ihr nicht der Ausdruck Stinkjude, sondern nur die Bezeichnung Saujude geläufig sei, die ganze Aeußerung zu bestreiten versuchte, verurteilte sie der weise und gerechte Richter zu — 20 (zwanzig) Mark Geldstrafe, wohingegen dem Kläger das Publikationsrecht durch die Zeitungen nicht zugestanden wurde. Dieser Vorgang muß die Antisemiten immerhin mit einiger Hoffnung erfüllen; denn da sie meist wohlhabend sind, werden sie sich bis zum Beginn besserer Zeiten ihr Vergnügen gern 20 Emm kosten lassen. Großagrarischer Butterverkauf bringts schon wieder ein.

*

Superlativ. Der Manchester Guardian meldet aus Galizien, daß die ukrainischen Soldaten dortselbst nach alter guter Sitte die Juden in den Synagogen zusammentreiben und sie, soweit sie nicht schon vor den Türen abgeschossen werden, samt ihren Gotteshäusern verbrennen. Die Nachricht beantwortet mit überraschender Schnelligkeit die kürzlich in dieser Zeitschrift aufgeworfene Frage, wo denn noch der Unterschied von den Scheiterhaufen des Mittelalters sei. Nirgends, und recht so ! Die Methode ist die menschlichste, denn sie ist ehrlich und von rascher Wirksamkeit, und sie sei den deutschen Antisemiten dringend zur Nachahmung anempfohlen. Wenn denn Schluß gemacht werden soll mit dem auserwählten Volke, so folgt nur alle diesem Beispiel und arbeitet gründlich, damit es bald zu Ende gehe. Ihr verdient euch einen Gotteslohn damit. Und wenn Ihr dann eure heißeste Sehnsucht erfüllen könnt, Ihr Deutschen, dann findet sich vielleicht auch ein mildtätiges dollarisches Konsortium, das andrerseits euch, die von den oesterreichischen Brüdern schon petionierten, zum Selbstmord nötigen Gifte zur Verfügung stellt . . . Damit es auch mit euch schnell und gründlich zu Ende gehe. Denn bildet euch doch ja nicht ein, daß die Gesamtheit der Völker euch weniger innig hasse als Ihr die Juden, und bildet euch erst recht nicht ein, daß der Haß jener in irgendeiner Hinsicht nicht mindestens ebenso gut oder schlecht zu begründen und zu begreifen sei als der eure.

Hans Glenk

Der Herr Intendant

Weil in den Romanen und Lokalberichten der Herr Intendant ein Mann war, der sehr blond, sehr schlank und sehr aristokratisch aussah, als Graf bei Kavallerie gestanden hatte und den Theaterkram mit müder Geste so nebenbei schmiß, von stramm stehenden Theaterarbeitern ehrfürchtig gegrüßt wurde und die kleinen Ballerinen in seinem Arbeitszimmer, na, warten ließ —: deshalb bewunderten die guten Deutschen einen jeden Intendanten. (War einer zufälligerweise kein glatter Dummkopf, wie Seebach und Hülsen, dann stieg der Respekt ins Ungeheure.) Und bewunderten umsomehr, als man das nicht werden konnte: Intendant — die Laune, pardon, die Gnade des Königs oder Kaisers machte einen dazu. Vom Himmel hoch, da kam er her.

Die Desertion des King scheint hierorts dazu gedient zu haben, alten Leihbibliotheksidealen in die Wirklichkeit zu verhelfen. Es hagelt Intendanten.

Der deutsche Titelunfug ist in der Republik gewaltig gewachsen. (Woran sie ganz unschuldig ist — denn ihr fehlt zum vollen Glück nur noch ein Monarch.) Das Lustigste ist, daß die harmlosen Bürger, die sich mit den Titeln ihrer Sehnsucht schmücken, nun wirklich glauben, an die alten, bewunderten Vorbilder heranzureichen. Aber so viel Post-, Stadt-, Berg-, Zoll- und Studien-Assessoren es nun auch geben mag: so gehaltvoll dämlich wie ein Regierungsassessor der guten, alten Schule ist keiner. Es sind ja doch alles nur strebsame mittlere Beamte, die sich unerhört gehoben fühlen, wenn — wie im Roman ! — der Friseur ihnen den Stuhl zurechtrückt : „Bitte, Herr Assessor !”

So auch der Intendant. Sie kommen wild vor. Jeder Stadttheaterthespis verfehlt nicht, sich am Telephon mit: „Intendant Piesecke” zu melden — ja, die Manager von Vergnügungsstätten schmücken sich eilig auch mit diesem süßen Titel. Daß er wertlos ist, empfindet keiner. Sie spielen alle noch: Kaiserreich.

Und ein Publikum spielt munter mit. Welche Wonne, einen — wie auch immer beschaffenen, aber doch einen — Assessor in der Familie zu haben ! Und gar einen Intendanten — ! Die Assoziationen bei diesen Titeln sind die alten geblieben. Inhalte haben gewechselt — macht nichts: der Deutsche will seinen Titel.

Und dieser Spaß mit all den vielen Intendanten, die es heute gibt, ist so bezeichnend für die Lächerlichkeit, in der eine Nation heute noch lebt und empfindet.

Nicht darüber haben sie sich gekränkt, daß es Assessoren und Exzellenzen und Oberassistenten gab, die Jeden, der es nicht war, verachteten. Sie waren darüber böse, daß sie es nicht auch waren. Und so, wie es bei der militärischen Schutzpolizei keine „Leute” mehr gibt, sondern nur noch Wachtmeister — so beeilt sich das ganze Land, Titel, Titel, Titel zu fressen und zu verleihen. Sie glauben an den Titel.

Was eine Amtsbezeichnung mit dem Menschen zu tun hat, ahnt nur der Deutsche. Die ganze Feigheit und Ohnmacht eines verächtlichen Systems liegt darin: die Feigheit von Männern, die den Titel brauchen, weil die Persönlichkeit nicht langt, und die Ohnmacht, ohne Kriecher seinen Willen durchzusetzen. Das geht ohne Ansehen der Partei durch alle: der schikanierende Bahnschaffner, der stramm organisiert ist, und der Kriegsgerichtsrat, der plötzlich — im Gegensatz zu den sozialistischen Schulräten — für jeden Posten geeignet ist: diese Beamtenschaft braucht den Titel.

Kein Geld und keine Geltung, aber: Jedermann sein eigner Intendant. Es muß — so habe ich gelesen — jeder seinen Platz auf der Leiter der Ordnung haben. Und wo stehen diese Deutschen ? Sie halten sie.

Ignaz Wrobel

Antworten

Republikanischer Führerbund. Du schreibst mir: „Der Republikanische Führerbund ist bei den mit allen Mitteln gegen die Erhaltung der Republik arbeitenden Kreisen, vor allen Dingen bei den Orgesch-Formationen und -Organisationen, die sich illegal gebildet haben, der gefürchtetste Faktor der republikanischen Bewegung des deutschen Volkes, weil er mit nur legalen Mitteln für die Erhaltung der republikanischen Staatsform eintritt. Der Bundestag des Republikanischen Führerbundes hat am einunddreißigsten Mai beschlossen, nochmals alle Anstrengung zu machen, um die Grundlage des Bundes zu befestigen und zu erweitern. Nach Ansicht aller erschienenen Vertreter erfordert die politische Situation unbedingt den Ausbau und die Stärkung des republikanischen Gedankens vor allen Dingen innerhalb der Polizeimacht, da sich die Reichswehr zum Teil in Händen von Leuten befindet, die nicht die Gewähr geben können, vollkommen fest auf dem Boden der Republik zu stehen. Ein umfassender Ausbau der Organisation und eine Erfüllung der Aufgaben des Bundes können jedoch nur erfolgen, wenn dem Bunde die genügenden Geldmittel zur Verfügung stehen. Die Orgesch ist durch die Opferwilligkeit der kapitalistischen Kreise zu ihrer jetzigen Staatsgefährlichkeit angewachsen. Auch für die republikanische Bewegung sind private Geldmittel in größerm Umfang notwendig. Es darf sich Niemand später den Vorwurf machen, daß der Kampf um die Erhaltung der Republik durch Sparsamkeit am falschen Ort und durch Unverständnis geschwächt worden ist. Alle Geldmittel sind direkt an die Bundesleitung des R. F. B., Berlin NW. 6, Luisen-Straße 31 b, einzuzahlen."

Hans Reimann. Du schickst mir ein lustiges kleines Buch (erschienen bei Erich Matthes zu Leibzj, oder wie sonst Du den Namen Deiner Vaterstadt schreibst), betitelt: ‚Mit roter Tinte', die Du dazu benutzest, immer mal wieder allerhand kleine Fehler und Sprachdummheiten anzumerken. Erlaube mir aber, Dir anzuvertrauen, daß Dir selber ein Schwupper passiert ist. Lies mal, was unten auf Deiner Seite 13 steht: „Der Verfasser hat hier mit Bedacht ‚welche die' geschrieben und möchte bei dieser Gelegenheit betonen, daß ‚die die' unter allen Umständen von Oberflächlichkeit zeugt. Der oberflächliche Mensch schreibt: ‚In der nämlichen Zeitung, die die vorliegenden Zeilen zum ersten Mal veröffentlicht . . .' " Nee, Hänschen. Hör mal, was Vater Wustmann sagt: „Aber gibt es denn nicht Fälle, wo man ‚welcher' gar nicht umgehen kann, wo man es ganz notwendig braucht, um einen häßlichen Gleichklang zu vermeiden ? Wenn nun unmittelbar auf ‚der' (qui oder cui) der Artikel ‚der' folgt ? Die Bildwerke, die die hehre Göttin verherrlichen — das Tau, das das Fahrzeug am Ufer hielt: das sind doch ganz unerträgliche Sätze, nicht wahr ? Mancher Schulmeister behauptets. Es gehört das in das berühmte Kapitel von den angeblich unschönen Wiederholungen, vor denen der Unterricht zu warnen pflegt. Die Warnung ist aber ganz überflüssig, sie stammt nur aus der Anschauung des Papiermenschen. der die Sprache bloß noch schwarz auf weiß, aber nicht mehr mit den Ohren aufzufassen vermag. Der Papiermensch sieht das doppelte ‚der der' oder ‚die die', und das flößt ihm Entsetzen ein. Aber lies doch einmal solche Sätze laut, lieber Leser, hörst du nichts ? Ich denke, es wird dir aufdämmern, daß es zwei ganz verschiedene Wörter sind, die hier neben einander stehen: ein lang und schwer gesprochenes ‚der' (das Relativpronomen) und ein kurz und leicht gesprochenes ‚der' (der Artikel). Was man hört, ist deer dr." Und dann sagt Wustmann noch, die gefürchtete Doppelung entstehe oft nur durch falsche Wortgruppierung im Satze, und zeigt auch den Fall, den einzigen, wo man wirklich welcher sagen soll, wenn nämlich ein Relativsatz vom andern abhängt. Gestatte mir, Ihnen, sehr

geehrter Herr Reimann, fünfzehn Mark für diese Belehrung anzukreiden, und bitte ich Sie, mir dieselben am einunddreißigsten September hujus abzutragen.

Josef Filser. Jetzt wissen wirs. Dein Erzeuger schreibt wirklich nicht die „Leitartikel" des Miesbacher Anzeigers. Wenigstens hat er das der Vossischen Zeitung mitgeteilt. Ob er nicht andre Beiträge schreibt, hat er verschwiegen. Aber es ist zu vermuten. Denn in den Münchner Neuesten Nachrichten „steht er nicht an, zu gestehen", daß er der Zeitung seines Heimatbezirks „zugetan und dankbar" sei. Sie wirke „befreiend". Ihre „Art" „freue" Ihn. Bravo ! Recht hat er. Ehrlich ist er. Pfeift auf Sauberkeit und steht nicht an, zu gestehen, daß ihm in einem Mistpfuhl sauwohl ist. Da wird er begreifen, daß andre Leute ebenso offenherzig sind: daß auch sie nicht anstehen, zu gestehen, was sie beim Anblick seiner Haltung oder eines seiner Stücke empfinden. Zum Beispiel Hans Siemsen, Theaterkritiker der ‚Freiheit', bei der Aufführung der ‚Lokalbahn' im Neuen Volkstheater: „Eine Volks-, eine Arbeiter-Bühne dürfte ein Stück von Ludwig Thoma nicht aufführen ! Nicht weil dieser Mensch politisch rechts steht, sondern weil dieser Mensch einer der unwürdigsten, tiefststehenden und verächtlichsten Literaten Europas ist. Solange mit der Opposition noch ein Geschäft zu machen war, führte er im ‚Simplicissimus' einen papiernen und, wie man zugeben muß, witzigen Kampf gegen bayrisches Pfaffendunkel und preußischen Militarismus. Als im Kriege diese Opposition gefährlich wurde, fiel er einfach um, katzbuckelte vor jeder Uniform, wichste den Stiefel, den er vorher bespuckt hatte, und betrieb vom sichern Schreib- und Biertisch aus die amtlich gewünschte und bezahlte Kriegshetze in einer selbst für deutsche Verhältnisse besonders rohen Weise. Nach der Revolution gar hat er sich rechtzeitig mit den bayrischen Pfaffen, an denen er früher nicht ein gutes Haar ließ, versöhnt und zieht nunmehr Arm in Arm mit diesen Schwarzröcken gegen alles das zu Felde, was er früher verherrlicht hat. Statt aller Charakterisierungsversuche eine Probe von der Art und Weise des Thoma-Organs: ‚Ochsenziemer gibt es bei uns genug, die Messer müssen gewetzt werden, die Säue müssen geschlachtet werden, bei der nächsten günstigen Gelegenheit müssen sie gestochen werden.' Und zur Erläuterung sei gesagt, daß mit den ‚Säuen', die abgestochen werden müssen, die Juden, die Sozialisten und die Demokraten gemeint sind, was für Leute von miesbacher Intelligenz allemal das Selbe ist. Nun, Ludwig Thomas Schicksal ist besiegelt. Frank Wedekind, der ihn kannte und durchschaute, hat ihm schon vor Jahren, als er noch beim ‚Simplicissimus' war, in seiner Satire ‚Oaha' ein verdientes Denkmal gesetzt. Heuchlerisch, gemein und roh schildert ihn Wedekind — und so wird sein Bild dastehen, bis man ihn vergißt. Daß aber das Volkstheater, eine Arbeiterbühne, acht Tage, nachdem ‚die Sau' Gareis ermordet ist, wie der ‚Miesbacher Anzeiger' es gewünscht hat, das Stück eines Menschen aufführt, dessen — ." Ich stehe nicht an, zu gestehen, daß ich Hans Siemsen zugetan und dankbar bin. Seine Kritik wirkt befreiend. Ihre Art freut mich. Bravo !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburrg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 18. August 1921 Nummer 33

Soll und Haben nach sieben Jahren von Emil Ludwig

I. Haben

Sicher weiß man es nicht, doch manche Forscher meinen: das Zellgewebe, das der Mensch fort und fort in sich selbst produziert, sei nach sieben Jahren aufgebraucht, alle Säfte, die ihn ernährten, ausgeschieden — nun steht er, in stetigem Werden verwandelt, völlig erneut in der Welt. Die mystische Sieben hat also sogar Physiologen verführt; und wenn auch Seelenforscher die „siebenjährige Periode" im Menschen unterscheiden, so folgt ihnen der Politiker gern, der immer Physiolog der Gesellschaft ist und immer zugleich Seelenforscher sein sollte.

Seit sich Europa gewöhnt hat, an jedem ersten August den Blick rückwärts zu werfen, um ihn für vorwärts zu schärfen, hat kein Jahr so stark wie dieses als Zäsur gewirkt; denn ist noch Krieg in der Welt, so ist er doch nicht mehr in Europa, und alle Feuerherde sind schwächer geworden im letzten Jahre, viele erloschen. Nicht nur formal ist der letzte Friede erst gestern geschlossen worden, und wie Amerika sich jetzt erst versöhnte, so hat auch Deutschland erst jetzt mit seinem Entschlusse Das übernommen, was zwei Jahre vorher die Drohungen der Hufeisentafel von Versailles, an der drei Erdteile als Totenrichter saßen, erzwungen hatten.

Wirklich erscheinen heute die gefährlichsten Probleme der Lösung näher gerückt: Rußland und Europa beginnen sich sachte so zu verständigen wie Irland und England, um Eupen, Fiume, das Burgenland, vielleicht sogar um Rybnik wird Blut kaum mehr fließen. Niemand fordert, daß Alle sich umarmen; aber überall fordern die Besten, daß Viele sich verständigen. Die Krankheit hat fünf Jahre gedauert: so braucht die Rekonvaleszenz der Regel nach zehn, und wir beginnen eben erst das dritte. Ist dennoch schon heute zu sehen, was Europa gewann ?

Die neue Karte zeigt nur ein Stück davon. Die drei neuen Slawenstaaten, meist aus dem Leibe der Monarchie geschnitten, bedeuten darum einen Gewinn, weil die 57 Millionen, die sie einschließen, endlich mit ihren Brüdern leben dürfen und ihre Unruhe nicht mehr Europa zum Gewehranschlag verpflichtet. Da Habsburg versäumte, sich zu modernisieren, und seinem Völkerstaate immer noch befehlen wollte, statt inter pares präsidieren zu lernen, wars logisch und erwünscht, daß Alles zunächst nach allen Seiten verlief, um sich am natürlichen Laufe der großen Donau in völlig neuem Stile bald wieder zu finden. Nichts konnte Europa der Gesundung rascher zuführen als die Auflösung der beiden Kunstgebilde im Südosten, der beiden „Kranken Männer", die, seit dies Wort im Jahre 1853 Zar Nikolaus noch einseitig auf die Türkei geflügelt hatte, seit siebzig, seit fünfzig und wieder seit dreizehn Jahren den, Erdteil bald schuldhaft, bald schicksalsvoll beunruhigt hatten. Ehre ihrer Geschichte, Vergessen ihren Fehlern, Friede ihrer Asche, aus der sich neue Vögel verheißend erheben !

Der zweite Gewinn, negativ wie der erste, steht nicht auf der Karte, doch sieht ihn Jeder, der einst und der jetzt durch Deutschland reist: das bunte Tuch, das das Farbbild jeder Straße bestimmte, der wunderliche Fetisch, der diese eine Nation bezauberte, doch alle andern in Aerger oder Ironie versetzte — beinahe ganz ist er verschwunden, und wenn das halbe Volk sein Bildnis weiter heimlich verehrt, so sorgt doch die andre Hälfte, nach der gigantischen Enttäuschung, daß er nie mehr zum Staatsgott erhoben werde.

Hat Deutschland an Einem Tage die meisten Fürsten und die meisten Soldaten verloren, die ein so kleiner Raum je umschloß, so war für Europa dieses weit wichtiger als jenes: die stärkste Armee mußte zuerst verschwinden, wenn überhaupt Armeen schwinden sollen; die deutschen Fürsten aber haben Europa umso weniger gestört, als es unter ihnen schon alle Grade gab, die sich leicht weiter demokratisieren ließen, denn von Mecklenburg bis nach Baden war der Weg so weit wie vom Zaren zum König von England. War es dem Deutschen Reiche möglich, drei Stadt-Republiken zu ertragen, so hätte es entmachtete Dynastien umso leichter verdauen können, als ja die meisten längst entmachtet waren und, gehorsame Generale Preußens, sich als Kulturhöfe vorteilhaft von Berlin unterschieden. In Berlin aber regierte Prinz Max von Mitte Oktober 1918 an beinahe wie Lloyd George: verantwortlich dem Parlament, einen Scheinkönig an der Spitze.

Da im Grunde kein andrer Bundesstaat militarisiert war, da Tradition und Suggestion nur aus Preußen kamen, so würde schwerlich wieder das Schicksal der Welt aufs Spiel gesetzt, wenn ein durch vollkommenen Völkerbund wahrhaft entwaffnetes Europa den Deutschen, die zur Republik ja doch nicht taugen, irgendwann einmal ihre Fürsten wiedergäbe, nach deren Auftreten, Hochzeiten, Leichenfeiern, Taufen, Einzügen, Eröffnungen, Lächeln, Leutseligkeit, Hofbällen, Orden dieses Volk sich maßlos zurücksehnt. Als neulich der kluge alte Exkönig von Württemberg die Bauern seines Gutes fragt, wie es denn nun stünde im Lande, sagte einer: „Esch wär' halt ganz gut, Herr Herzog — wenn mir nur dabei an gelernte König hätte !"

Erst die Entwaffnung des eisernen Riesen hat Abrüstung wahrhaft populär gemacht, denn wenn ein großer Fleischfresser vom Arzte bekehrt wird, freuen sich alle Vegetarier. Der Aufstieg Wilsons, genau parallel mit dem Abstieg des preußischen Militärs, von 1916 bis 1918, bleibt, was immer man sagen möge, der größte Gewinn des Krieges; daß er, wie Galilei, seine Lehre abschwor, hat sie so wenig unwirksam gemacht wie jene, besonders da die Welt das geflüsterte Wort von seinen erbleichenden Lippen hörte: Eppur si muove ! Heute beweist die bedeutende Botschaft Hardings, die Wilsons Wirkung nur mangels akutester Gefahr zunächst nicht erreicht, nach Allem, was zwischendurch drüben geschah, wie typisch amerikanisch Wilsons Gedanke war. Eine neue Welt, in der jedes offizielle Fest mit einem Trinkspruch auf „diesen Hort der fremden Völker,

Zuflucht aller ehrlichen Männer jeder Zunge" beginnt, sucht, ihr Vorbild als Bund von vielen Staaten in gutgläubiger Unkenntnis der europäischen Schwierigkeiten auf die alte Welt naiv zu übertragen, und kann das weit stärker als die Schweiz, weil sie, mit 48 Staaten und über 100 Millionen Menschen, sogar einen Weltkrieg zu entscheiden vermag.

Die letzten vier Kaiserreiche der Welt sind untergegangen, sieben Freistaaten sind an ihre Stelle getreten, und Europa, das früher nur 2 Republiken kannte und 20 erbliche Kronen, besteht heute, soweit seine Staaten über 10 Millionen Einwohner zählen, aus 5 Republiken und 5 fast nur noch formalen Königreichen. Diese große horizontale Verschiebung wird von der vertikalen im rechten Winkel geschnitten: Rassenkampf und Klassenkampf bedingen und entwickeln sich aus einander. Nachdem die beiden großen Internationalen Europas: Sozialdemokratie und Vatikan den Weltkrieg verloren, weil sie ihn weder verhindert noch abgekürzt hatten, erneuerten beide am Schlusse sogleich ihre Bewegungen, und obwohl der Sozialismus in erster Linie die Klasse der Arbeiter emporbringen wollte, spielte er zugleich das Spiel von Millionen besiegter Bürger die ihre überlebten Regierungen samt der verstockten Weltanschauung der herrschenden Klassen durch seine Macht los wurden. Die Tragik des sozialistischen Gedankens: immer erst dranzukommen, wenn schon die Bühne voll Leichen liegt, und aus deren fünftem Akt gleich ihren ersten zu entwickeln, führte auch diesmal dazu, daß, nach dem Sturz des ersten Standes durch den vierten, der zweite und dritte wieder zu regieren begannen. Nirgends haben die Sozialisten heut noch die Mehrheit, und in Rußland neigt sich das großartige Experiment einer kommunistischen Oligarchie, vielleicht zu früh, heut, nach vier Jahren, zur Verständigung mit dem alten Westen.

Um so viele Stufen Adel und Militärstand von ihrer Allmacht in den drei Kaiserreichen stürzte, um ebenso viel stieg der Arbeiter empor, und glich die soziale Ordnung früher einer steilen Leiter, so könnte sie heut eher einem Trottoir roulant mit zwei, drei schwach unterschiedenen Flächen verglichen werden, die jeder Geübte über flache Stufen rasch erreicht.

Was sich im innern Gefüge überall verwandelt hat, kann hier nicht in zwei Worte gesammelt werden; alles aber scheint auf endliche Lockerung des legitim Erstarrten auszugehen. Heut vor sieben Jahren zog auf ein Mal das Abenteuer wieder in Europa ein, das Jahrzehnte in den letzten unzivilisierten Strecken der Welt versteckt gelegen und sich in unsern Staaten nur mit asozialen Existenzen eingelassen hatte. Plötzlich war es erlaubt und gab Tausenden solche Möglichkeiten zur Entfaltung ihrer Kräfte, daß Talente überall aus dem Dunkel tauchten, daß soziale Schichtungen, wie von einem Erdbeben zerschüttet, nun Nivellierung, nicht schön, aber höchst gerecht, bereiteten. Wagnisse wurden gestattet, ja belohnt, und zwischen früher unbewegten Männern und Frauen sind neue Formen der Macht und des Wirkens, des Genusses und der Freiheit unerwartet möglich geworden.

Der Krieg war angebrochen, weil ein halbes Dutzend gebildeter Staaten sich über natürliche Differenzen nicht vernünftig wie Kaufleute zu einigen vermochten: er wurde durchgeführt, um im Zentrum Europas so moderne Staatsformen zu erzwingen, wie sie ringsum überall herrschten. Durch eine den Führern unerwartete, höchst unerwünschte Logik der innern Zustände brach aber plötzlich auch das Zarentum zusammen, was auszunutzen das alte Deutschland psychologisch unfähig bleiben mußte. Es hing an einem Haar: Stürmers Separatfrieden hätte zugleich den Zaren und die Kaiser retten können und uns ein unerträgliches Europa konserviert.

So zerstörte derselbe Krieg auf beiden Seiten zugleich die veralteten Formen. Europa atmete auf. Das „Stahlbad", als das die Militaristen aller Länder den Krieg zu Anfang priesen, stählte nur ihre Gegner und ersäufte sie selber. Einen Augenblick schien es, als hätte sich in diesen Jahren nur die Haben-Seite angefüllt in dem großen Schuldbuch der Menschen, das auf den Knieen der Göttin liegt.

(Schluß folgt)

Die Diplomatie von Egon Friedell

Die Schurkerei, sagt der Pessimist, ist leider der menschlichen Rasse ziemlich eingefleischt, was sich nur zu oft grade in den für uns typischen (sowohl privaten wie öffentlichen) Handlungen zeigt und auch ziemlich deutlich in den Gesetzen und Institutionen, die wir zu errichten für notwendig erachten. Nicht doch ! sagt der Optimist: die Schurkerei ist der bedauerliche Ausnahmefall, die Mißbildung, das Pathologische am Baume der Menschheit, sonst hätte sie nicht allemal das (sowohl private wie öffentliche) Gewissen gegen sich. Gibt es, zum Beispiel, irgendeinen offiziell anerkannten oder gar staatlich betriebenen Beruf, dessen Inhalt die Schurkerei wäre ? Gewiß, erwidert der Pessimist, gibt es einen: die Diplomatie.

Man schafft jetzt so vielerlei Dinge ab, die teils gleichgültig sind, wie der Franz-Josefs-Orden und die Anrede „Kaiserlicher Rat", teils sehr nützlich, wie die mündliche Matura und die Sommerzeit; aber man denkt nicht daran, eine der gefährlichsten, verächtlichsten und dümmsten Sachen aus der Welt zu bringen: die Diplomatie. Um die schädliche, unwürdige und gradezu teufliche Rolle, die diese Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft spielt, auch nur einigermaßen erschöpfend darzulegen, müßte man aus der Geschichte beweisen, wie allerspätestens seit Ludwig dem Vierzehnten sämtliche großen Kriege von der Diplomatie verschuldet worden sind: entweder durch ihre tölpelhafte Ungeschicklichkeit oder durch ihre frivole und träge Fahrlässigkeit oder durch ihre infame Perfidie; man müßte aus der ganzen diplomatischen Technik beweisen, daß diese angebliche Kunst nichts ist als ein halb grauenhaftes, halb lächerliches Gemisch von Unsinn und Niedertracht; und man müßte schließlich an einzelnen, besonders hervorragender Repräsentanten, sogenannten „Meistern des Fachs" beweisen, daß sie durchweg Opfer einer merk-

würdigen und ungeheuerlichen Psychose waren, nämlich Naturen von einer gewissen Gestaltungskraft, die sich aber, da sie nicht geistig genug war, um sich künstlerisch entladen zu können, ins Leben verirrte, wo sie natürlich nur Unheil stiften konnte. Aber von alledem will ich nicht reden, sondern nur von einigen höchst einfachen Zusammenhängen, die sich unwillkürlich aufdrängen.

Man denke doch nur fünf Minuten lang über folgende haarsträubende Tatsache nach: Eine ganze Klasse von Menschen, zumeist jener fetten, trüben Oberschicht von Nichtstuern, Weiberjägern und Hasardspielern angehörig, die man bisher die Crême nannte, wird von den angeblich so sittlichen und zum Schutz gegen Laster und Verbrechen errichteten modernen Staaten erzogen, ausgestattet, mit Ehrenzeichen und Titeln belohnt — und ausdrücklich und eingestandenermaßen dafür, daß sie ihr Leben mit Lügen, Betrügen, Spionieren, Intrigieren und Bestechen hinbringt ! Staatlich anerkannte und besoldete Taugenichtse und Gauner also ! Drohnen mit Giftstachel also ! Menschen, denen Ehrlichkeit von Amts wegen strengstens verboten, dagegen Verleumden, Hinterslichtführen, Fälschen, Heucheln und jede Art menschlicher Nichtsnutzigkeit von allerhöchster Stelle zur patriotischen Pflicht gemacht wird ! Es gibt keine Räuberbande, keine Diebshöhle, keine Einbrechergesellschaft, die einem so sonderbaren Moralsystem huldigte. Denn in allen diesen Vereinigungen ist das Verbrechen gelegentlicher Anwendung vorbehalten: aber für den Diplomaten ist die Schurkerei dauernde und unverbrüchliche Lebensform, mit der er aufwacht und schlafen geht, die jede seiner Handlungen ausnahmslos beherrscht und reguliert.

Manche werden nun überlegen lächeln und sagen: Welche weltfremde, dilettantische und kindische Auffassung des Lebens und der menschlichen Beziehungen ! Wohin käme man denn, wenn man immer plump und gradezu die Wahrheit redete, alle seine Pläne redselig enthüllte und jede List und Finte wie die Pest scheute ? Schon der Einzelne würde es mit einer solchen Praxis nicht weit bringen. Um wie viel weniger ist derlei im Völkerverkehr möglich, wo es sich um die verwickeltsten, ausgedehntesten und schwankendsten Zusammenhänge handelt ! Mit solchen Maximen könnte man noch nicht einmal einen vorteilhaften Kuhhandel schließen, geschweige denn große Politik treiben.

Ich aber erwidere: Das Erste, was ein Mensch, der irgendwo etwas vorwärtsbringen will, wissen sollte, ist dies, daß sich mit Lügen nie etwas dauernd Wertvolles erreichen läßt. Das ist vielleicht sehr schade, aber es ist einmal so; die Empirie lehrt es. Ich wenigstens kenne keinen Fall in der ganzen Geschichte der Menschheit, an dem sich das Gegenteil beweisen ließe. Eine Lüge ist nichts, ist allemal nur die Negation irgendeiner Wirklichkeit: wie sollte es möglich sein, auf einem Nichts und einer Verneinung irgendetwas von einiger Festigkeit zu errichten ? Man sagt: Alle die Schlechtigkeiten, die die Diplomatie begeht, werden ja nur im Dienst eines ungemein reinen, hohen und edlen Zweckes getan — sie geschehen zum Besten des Vaterlandes. Aber daß etwas Edles durch gemeine Mittel, etwas Hohes von niedrigen Menschen und etwas Reines mit schmutzigen

Instrumenten vollbracht werden kann: diesen frechen und albernen Paralogismus wird mir kein Mensch einreden.

Aber ich will gar nicht von der Moral sprechen. Jede Lüge ist vor allem eine grenzenlose Dummheit. Jeder nur einigermaßen gescheite Mensch wird der Wahrheit unbedingt und in allen Fällen den Vorzug geben, denn er wird sehr bald erkennen, daß sie das bequemste, billigste und sicherste Verkehrsmittel ist. Es gibt nichts Dilettantischeres als Lügen. Und daher, glaube ich, kommt es wohl hauptsächlich, daß der Durchschnittsdiplomat ein geistig so besonders minderwertiger Mensch ist und, umgekehrt, intellektuell tiefstehende Personen sich mit solcher Vorliebe zu dieser Karriere drängen. Ein Leben andauerndster Spiegelfechterei, Geheimniskrämerei, schiefer, unklarer und zweideutiger Einstellung zu allen Menschen und Dingen kann man auf die Dauer nur aushalten, wenn man ein Esel ist (oder, wie die wenigen großen Diplomaten, ein Verbrecher). Und so stellt sich denn das groteske Mißverhältnis heraus, daß diejenigen Staatsfunktionäre, die die ungeheurlichste Verantwortung haben, in denen, wenn sie ihrer Aufgabe auch nur einigermaßen gerecht werden wollten, die abgeklärteste Wahrheit und Menschenkenntnis, ein sublimes Wissen um alle Dinge versammelt sein müßte, die beschränktesten, seichtesten und unkundigsten Menschen sind, deren Gesichtsfeld zumeist nicht mehr enthält als ein Aktenbündel und eine Tennispartie.

Die Diplomaten spielen im Völkerleben dieselbe Rolle wie die Advokaten im Privatleben. Diese sind dazu da, um durch Kniffe, Verdrehungen, Hinterhältigkeiten Unrecht zu Recht zu machen; dafür und nur dafür hält sie sich der verblendete Klient. Sie verwirren die Angelegenheiten auf heillose Weise: dies ist nämlich die einzige Methode, die ihnen die Hoffnung gibt, einem klaren Rechtsfall — denn im Grunde ist jeder Rechtsfall ganz klar, das behaupte ich steif und fest — zu einer für sie günstigern, das heißt: falschen Auslegung zu verhelfen. Sie greifen ferner den Prozeßgegner, der nichts weiter angestellt hat, als daß er einen Anspruch erhebt, auf den er, irrtümlich oder nicht, ein Recht zu haben glaubt, in ganz unzulässiger Art persönlich an, suchen ihn auf alle mögliche Weise lächerlich, verächtlich, verdächtig zu machen und nähren so eine Atmosphäre der Gehässigkeit, Gereiztheit und Unversöhnlichkeit, durch die jede billige, ehrliche und menschliche Lösung unmöglich gemacht wird. Sie nähren diese Atmosphäre, weil diese Atmosphäre sie nährt. So entstehen Prozesse, so ziehen sich Prozesse in die Länge, und so endigen Prozesse, meist zum Schaden beider Teile, denn auch dem siegreichen Partner ist zumindest seine Ruhe auf lange Zeit geraubt worden. Primitive Menschen haben denn auch eine instinktive Abneigung gegen das Gerichtsverfahren; sie halten es für nicht ganz sauber oder für unheimlich. Es ist auch etwas Unheimliches, denn es ist etwas Unmenschliches. Der einfache Mann aus dem Volke empfindet das sehr gut. Er geht ungern zu Gericht. Aber nun kommt der „Doktor" und beweist ihm, daß der Prozeß unbedingt zu gewinnen ist. Schön. Und selbst wenn er gewonnen ist, selbst wenn der Sieger alle Schätze In-

diens durch ihn gewinnt: nimmt er nicht unwiederbringlichen Schaden an seiner Seele ? Hat der Prozeß ihn nicht hassen, lügen gelehrt, hat er nicht den in Jedermann schlummernden teuflichen Mammonismus in ihm verzehnfacht ? Der Advokat gibt ihm Verhaltungsmaßregeln: wenn der Richter Sie das und das fragt, so sagen Sie das und das. Und doch, mein lieber Prozessierer, gibt es nur eine einzige Verhaltungsmaßregel für dich, vor Gericht sowohl wie überhaupt in jeder Minute deines Daseins: Wenn dich Jemand das und das fragt, so antworte ihm die Wahrheit, oder was du für die Wahrheit hältst. Hat aber schon jemals ein Advokat seinen Klienten so instruiert ? So lernt er lügen oder jene perfide Form der Scheinwahrheit gebrauchen, die noch weit schlimmer ist als die Lüge, weil sie nicht einmal mit dem Preis des bösen Gewissens bezahlt wird. Er lernt mit gutem Gewissen lügen: gibt es etwas Verdammenswerteres ? Und er lernt im Prozeßgegner seinen Feind hassen, und ebenso in jedem Zeugen, der gegen ihn aussagt, und in Jedem, der findet, er sei im Unrecht, also in der halben Welt ! Er geht aus dem Prozeß als ein Kind des Satans hervor.

Was der Advokat im Kleinen wirkt, das wirkt der Diplomat im Großen. Sie sind die Meister der Lüge, die Fürsten der Hölle. Der Staat hält sich bezahlte Schurken, und zwar die bösteste Spielart: Schurken mit gutem Gewissen, denn sie lügen ja „fürs Vaterland" ! In der Renaissance vergifteten sie fürs Vaterland. Wir blicken vom Gipfel unsrer Humanität mit einigem Abscheu auf diese Beschäftigung der frühern Attachés. Aber ist der Unterschied so groß ? Er ist sehr klein, vielmehr: er ist gar nicht vorhanden. Gottes Gebote sind alle gleich wichtig. Uebertritt eines von ihnen, nicht etwa in Leichtsinn oder Gedankenlosigkeit, sondern systematisch und bedacht, indem du dies zu einer Art Lebensinhalt machst, und du bist der Feind Gottes. Und übrigens vergiften unsre Diplomaten ja noch heute, nur mit feinern, und das heißt: bösern Giften. Sie machen ganze Völker zu „Prozeßgegnern".

Die Diplomaten haben natürlich den Krieg nicht erfunden, so wenig wie die Advokaten den Prozeß. Aber sie sind seine stärksten Helfer, Initiatoren und Verlängerer. Sie vertiefen und verewigen ihn. Wenn man die Diplomaten entfernt, so werden die Kriege nicht aufhören. Aber sie werden vielleicht seltener und bestimmt edler, aufrichtiger und mit mehr Widerstreben geführt werden. Und vielleicht, indem sie so ihre Stellung in der Oekonomie unsres Denkens und unsrer Moral immer mehr verlieren, werden sie dann doch aufhören.

Wenn man bedenkt, daß dreißig bis vierzig Jahrhunderte Arbeit und Aufklärung- zu weiter nichts geführt haben als daß die dreihundert Millionen Menschen, die es auf Erden gibt, dreißig zum größten Teil unwissenden und einfältigen Despoten in die Hand gegeben sind, von denen wieder jeder Einzelne von ein paar Schurken oder auch Dummköpfen gegängelt wird, — was soll man da von der Menschheit denken, was in Zukunft von ihr erwarten ?

Chamfort

Das Cölibat der Lehrerin von Hansi Meißner

Die Revolution hat die Stellung der Frau im öffentlichen Leben geändert. Sie ist mündig geworden, ist durch die politische Freiheit zur Gleichberechtigung gekommen: ihr ist die Möglichkeit gegeben, direkt, und nicht mehr durch Andre, ihre Interessen, ihren Willen zu vertreten. Inwieweit die Frau dies heute schon kann, inwieweit sie fähig ist, das individuelle Wohl mit dem Wohl der Allgemeinheit zu vereinen, soll heute nicht erörtert werden, sondern nur die Stellung der Frau, des Mannes und des Staates (den man hier immer noch von der Gesamtheit der Menschen trennen muß) zu Einer Frage: dem Cölibat der Lehrerin. Vielleicht ist daran zu sehen, welche Arbeit die Frau bis zur Erringung der politischen Reife noch zu leisten hat.

Was heißt denn überhaupt Aufhebung des Cölibats ? Nichts weiter, als daß die Frau, ähnlich dem Manne, das unumschränkte Recht bekommt, über sich, über ihren Körper in der Weise zu bestimmen, wie sie es wünscht. Daß sie befähigt werden soll, ihrem Beruf nicht ihr persönliches Leben aufzuopfern. Daß die Schließung der Ehe (also eine rein private Handlung) die Frau nicht ihre produktive Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft und ihren Verdienst kostet. In andern Berufen ist das Recht der Verheirateten auf Arbeit, auf Wahl der Lebensform nicht mehr beschränkt.

Wie stehen nun die einzelnen Gruppen: Lehrerin, Lehrer, Staat zu dieser Frage ? Seltsam und fast unglaublich, aber wahr: daß bei vielen Abstimmungen der Lehrerinnen-Verein mit einer Mehrheit gegen die Aufhebung war. Und warum ? In den meisten Fällen, weil die Lehrerinnen keine Ahnung hatten, worum es sich prinzipiell handelt, weil die Mehrheit dieser Frauen, die Menschen zum „Leben” erziehen sollen, politisch ahnungslos waren. Zufällig grade nicht in der Lage, sich zu verheiraten, fühlten sie die Tragweite ihres Beschlusses garnicht und überschätzten einseitig die Erfüllung des Berufes gegenüber den Forderungen des lebendigen Lebens. Die vielen Auseinandersetzungen, daß entweder Schule oder Haushalt notleiden würden, führen zu keinem überzeugenden Ergebnis, sondern immer wieder darauf zurück, daß die Frage nur individuell zu lösen ist. Daß das Alter, oft unbewußt, der Jugend nicht gönnt, was ihm selbst nicht beschieden war, ist eine Sache für sich.

Aber wenn ich die Verneinerinnen alle fragen wollte, ob sie sich klar waren, daß sie mit ihrem Veto eindeutig das Recht, über ihr Privatleben zu bestimmen, also ihre persönliche Freiheit zu genießen, abgelehnt haben — wie wenige könnten die Frage bejahen !

Der Standpunkt der Lehrer ? Soweit im Lehrer-Verein Abstimmungen stattfanden, hat sich ein Plus für die Aufhebung des Cölibats ergeben. Die Männer müssen also den befreiten Frauen die Freiheit schenken.

Der Staat ? Man sollte annehmen, daß er zustimmte, mit der Einschränkung, daß Frauen, die leistungsunfähig würden, den Dienst quittieren müßten.

Aber was geschieht ? Man macht Schwierigkeiten, verweist auf Schwangerschaft und Kindbett und dessen Kosten und auf die Jungfrauen, die doch jedes Jahr zum Berufe stoßen. Als ob der Lehrerinnenberuf eine Anstalt zur Bewahrung der Jungfernschaft wäre oder eine Gemeinschaft mit dem Hintergedanken: Je mehr verheiratet, desto mehr neue Stellen ! Das ist der neue Sozialismus, die Demokratie, daß man, weil zweifellos Kosten entstehen, Menschen zwingt, gegen ihre Ueberzeugung zu leben und unfruchtbar zu bleiben. Ganz abgesehen davon, daß sich über die Verringerung oder den Wegfall des Gehalts während der Zeit des notgedrungenen Urlaubs durchaus verhandeln ließe, ist doch zu sagen, daß im allgemeinen Frauen mit dem Willen, viele Kinder zu gebären, nie einen Beruf außer dem der Mutter behalten werden, und daß ein oder zwei Geburten der Staat, der in seiner Gesamtheit doch den Nutzen von der neuen Generation hat, wohl vertragen könnte.

Und was geschah ? Der prinzipielle Grund: Erwerbung persönlicher Freiheit für die Frau blieb unbeachtet. Heute, zweieinhalb Jahre nach der November-Revolution, ist alles beim Alten. Die wenigen Lehrerinnen, die nach tausend Bittgängen, Gesuchen und Klarlegung ihrer pekuniären Notlage erreicht haben, daß sie als Aushilfslehrerinnen weiter unterrichten dürfen, sind entlassen worden. Entlassen worden entgegen der wohlwollenden Gesinnung, die aus dem letzten Erlaß des Kultusministers vom achtzehnten Juli 1920 spricht: „In Erweiterung meiner Anordnung vom achten März 1920 ermächtige ich die Regierungen, falls die Lehrerinnen nach ihrer Verheiratung weiter im Schuldienst zu bleiben wünschen, fortan von der ihnen zustehenden Entlassungsbefugnis vorläufig bis auf weiteres keinen Gebrauch zu machen. Dies schließt in sich, daß die Lehrerinnen in ihrer planmäßigen Anstellung verbleiben.”

Die „Ermächtigung” des Ministerialerlasses hat selbstverständlich die ausführenden untergeordneten Behörden keineswegs veranlaßt, von ihrer gegenteiligen Auffassung in der ganzen Angelegenheit abzuweichen. Die verheirateten Lehrerinnen haben ja auch noch die Heirats-Klausel in ihrem Anstellungsdekret. Durch die Eheschließung ist der Vertrag gebrochen, also die vollständige Ausscheidung aus dem Dienst von Rechts wegen geboten. Sind wir denn noch im wilhelminischen Zeitalter ? Haben wir keine Revolution gehabt ? ! Hat ein Säugling, der nach dem neunten November 1918 geboren wurde, mehr Recht auf die Wohltat der Gesetze seiner Zeit als eine Lehrerin, die auf die neue Reichsverfassung vereidigt wurde ? Hat man auf den Abgang des Kultusministers gewartet, und fühlt man sich durch seine entgegenkommenden Erlasse nun nicht mehr gebunden ? (Da kam ein neuer König auf den Thron, der wußte nichts von Konrad Haenisch und konnte die „verheiratete Lehrerin” nicht leiden.) Sollen die bewährten verheirateten Lehrerinnen für die gesetzliche Regelung — die bei dem Freiheitsstreben der Frau, nach dem Beispiel Bayerns, doch zu erhoffen ist — nicht mehr in Frage kommen, da sie ja schon auf Veranlassung der einzelnen Behörden ausgeschieden sind ?

Was helfen Erlasse, die durch die Abschiebung der Verantwortung immer noch dem Machtdünkel des alten Regimes Raum lassen ? Kann der Kultusminister in dieser großen, für die Freiheit des einzelnen Menschen wichtigen Frage sich nicht so entscheiden, daß keine kleinlichen Gesichtspunkte der untergeordneten Behörden seine neugebahnten Wege zuschütten und zerstören ?

Ihr aber, Ihr Frauen, erwacht ! Erwacht Ihr, die Ihr den Beruf haben wollt, Menschen aufs Leben vorzubereiten !

Ein Buch über Karl Kraus von Heinrich Fischer

Da nun auch diesem Buche — ‚Karl Kraus und sein Werk' von Leopold Liegler (im Verlag R. Lanyi zu Wien) — aus dem so ruhig und rein die Stimme zeitlosen Wertes tönt, um seiner Materie willen die literarische Resonanz versagt bleibt und ein gehässiges Schweigen dort zu spüren ist, wo rechtens nur ein beschämtes zu erwarten wäre, wollen wir umso nachdrücklicher unsern Dank abstatten.

Echte Verehrung legitimiert sich nicht durch Hymnen, sondern durch Einsichten. Leopold Liegler, der das geistige Erlebnis Karl Kraus literaturkritisch zu fixieren versucht, beglaubigt den hohen Anspruch seiner Einleitung, ein Bekenntnisbuch geschrieben zu haben, durch die Tatsache, daß er ein Erkenntnisbuch geschrieben hat. Das schließt nun freilich in diesem Falle mehr in sich als die Anerkennung einer aesthetisch wirksamen Fähigkeit. Denn Karl Kraus verstanden — weiß man es noch immer nicht ? — hat nur Einer, dessen ganzes Sein im allerpersönlichsten Sinne von ihm erschüttert und entschieden worden ist; dem an der beispielhaften Einheitlichkeit von Wort und Leben aufgegangen ist: Das ist dein Kampf — für dich, um dich wird er geführt ! Und den solches Wissen zur Tat treibt: „Nicht länger zögernd, Zeuge muß ich sein !"

Noch manch andre menschliche Voraussetzung war zu diesem Werke nötig. Ein Dichter etwa wie Karl Borromäus Heinrich, der leider seit Jahren Verstummte, konnte wohl eine tief erschaute Wirkung — ‚Karl Kraus als Erzieher' — in den leidenschaftlich bewegten Worten seines Essais festhalten; aber: „Karl Kraus in seiner geistigen Totalität, so wie ich diese sehe, darzustellen," schrieb er, „scheitert an meinem Anstand." Liegler gebietet der Anstand, es zu tun. Denn seine Denkform ist die des Gelehrten und er selbst, der, wie ganz Wenige heute, fähig und bereit ist, die Freiheit künstlerischer Eigenart uneingeschränkt anzuerkennen, für seine Person hinreichend Systematiker, um sich über das ihn bewegende Lebens- und Sprachphaenomen vollständige sachliche Rechenschaft zu geben.

Und endlich konnte nur ein Wiener hierzu berufen sein: nur ihm, der noch an eigner Seele die letzten Atemzüge einer wahrhaft liebenswürdigen, heute schon sagenhaften Kultur verspürt, das Wien Lanners und Nestroys, seine Geistesgemeinschaft mit Kraus zu erkennen vermocht hatte — nur ihm konnte der innere Zusammenhang zwischen der lokalen Polemik des

jungen Kraus und den überpersönlichen Anklagen gegen eine kriegerische Entmenschtheit so sichtbar werden.

Die einzige begriffliche Kategorie, unter die Liegler das Gesamtschaffen des Karl Kraus zu stellen weiß, ist die des Wertes. „Die satirische Aufgabe, wie sie Karl Kraus sich stellt, ist Ethik im allerweitesten Sinn, nicht festgelegt auf das Moralisch-Sittliche, sondern ein Bekennen des Wertes überhaupt. So erhält man einen freiern Typus, der sich ein für alle Mal vom Doktrinarismus fernhält, aus dem ganzen Lebensbewußtsein schöpft und neben der Ethik noch Geist und Schönheit bis in ihre letzten Konsequenzen respektiert.” Dieses „aus dem ganzen Lebensbewußtsein Schöpfen” oder, wie Liegler an andrer Stelle sagt, die „persönlichste Notwendigkeit, jeden Augenblick im Zentrum des Seins zu leben, von dort her alle Gesetze zu empfangen und dorthin allein verantwortlich zu sein” — das nennt er mit einem überaus glücklichen Ausdruck das „offene System” des Karl Kraus, das heißt: ein Anschauungssystem, das nicht durch feststehende Normen, sondern jeweils im Augenblick durch den unfehlbaren Instinkt des genialen Menschen gerichtet und ausgeglichen wird. Einziger Regulator seiner Stellungnahme ist eben die Idee des Lebenswertes, den zu schützen der Künstler, und vor allen der antithetisch wirkende Künstler, der Satiriker, schöpferisch wird. Vor dieser hohen und edlen Würdigung geistiger Potenz, die zur Zeit der literarischen Pathographien fast absonderlich anmutet, wie ärmlich werden vor ihr die Einwände, die sich gegen „Meinungen” und „Gesinnungen” des Karl Kraus wenden ! Anders gesehen: wie einfach und verständlich wird Alles, was dieser Mann in zweiundzwanzig Jahren getan und geschrieben hat, unter dem Aspekt der beleidigten Natur: seine schroffe Ablehnung etwa der Psychoanalyse (die schon Scheler in ähnlicher Befürchtung eine „philosophische Spekulation à la baisse” genannt hat); seine Bücher gegen die Verbindung von Sittlichkeit und Kriminalität, ein Aufschrei für das gemarterte Geschlecht — „. . . das Hurentum das einzige Heroentum einer ausgelaugten Epoche . . .” — ; sein Hohn über eine geistentwertende Journalistik; seine Achtung vor Fürsten, die fürstlich, sein Haß gegen Kaiser, die knechtisch sind; nicht zuletzt seine Träne für alle leidende Kreatur, für dich, gequälter Soldat, für dich, gepeinigter Hund — welch ein Bekennen des Wertes !

Wie Persönlichkeit und Werk zu immer klarerer Form erwachsen, wird auf mehr als zweihundert Seiten geschildert. Kein Wort von Bedeutung, das Karl Kraus je geschrieben hat, ist von diesem Ohr ungehört, von diesem Herzen unempfunden, von diesem Intellekt uneingestellt geblieben. Gundolfs Mahnung: die „Leistung des Bildungshistorikers möge der des Uebersetzers verwandt sein”, hat hier schönste Erfüllung gefunden; Schritt vor Schritt ist das Werk des Künstlers in die Sphäre des Kritikers transponiert und hier noch einmal dargestellt worden. Immer wieder aber bricht in persönlicher Apostrophie das Erlebnis des Autors durch, und ein plötzliches

Aufhören der sachlichen Gedankenführung — wie ein überraschtes Selbstbesinnen auf etwas Wichtigeres — läßt aus der Erläuterung Klage und Anklage werden: „Wir alle sind schuld an dem Krieg, denn wir haben die Hände untätig in den Schoß gelegt, wir haben uns nicht verantwortlich gefühlt, wir haben nicht gewußt, was mit uns geschah, wir haben uns wohlgefühlt in der Gedankenlosigkeit !” Wer kritische Objektivität das Verfahren nennt, Lob und Tadel schön gleichmäßig zu verteilen, eine Methode, die freilich der Mediocrität und Submediocrität sehr genehm sein muß, wird von Lieglers höchst subjektiver Darstellung unbefriedigt sein.

Grade ihr verdanken wir die hundert schönsten Seiten des Buches: das Kapitel über die Sprache. Eine erstaunliche Hellhörigkeit, die in solchem Maße gewiß nur aus der vollkommenen Hingebung an eben diese Sprachform zu erklären ist, vermag die verborgensten Zusammenhänge in Sinn und Klang, Rhythmus und Bedeutung aufzudecken; mit mathematischer Präzision (wahrhaftig durch +a und −a !) wird die geheimnisvoll wirkende Spracharchitektonik in den Gedichten erwiesen oder „das Sich-Vorwärts-Tasten am Seil der Sprache” durch die Wortverschlungenheit eines Aufsatzes hindurch verfolgt. Auch hier unterläßt Liegler den Versuch, für das letzte Rätsel künstlerischer Schöpfung ein logisches Aequivalent zu finden. Wer an sprachkritische Rationalismen oder selbst an Bergson denkt, der ein Transitorisches wie die Wortkomik durch Regeln fassen zu können glaubt — „man erhält eine komische Wirkung in all den Fällen, wo man sich stellt, als verstünde man einen Ausdruck, der übertragen gemeint war, im eigentlichen Sinne” — : der wird die behutsame Ehrfurcht dieser Sprachuntersuchung zu werten wissen. Man lese sie.

Jede Zeit muß ihren Satiriker, den einen, der nicht ihre „Schwächen geißelt”, sondern ihrer Lüge als unversöhnlicher Feind entgegengestellt ist, notwendigerweise mißverstehen — verstünde sie ihn, sie bedürfte seiner nicht. Sie kommt ihm mit Haß und Verehrung entgegen, er aber sucht nur einen Lohn: daß man durch die Tat für ihn zeuge. Und weil Lieglers Buch, die geistige Tat eines Kritikers, auf jeder Seite diese allerseltenste menschliche Wirkung verrät, steht es über den meisten Büchern seiner Zeit. Denn von ihm geht jene Macht eines lautern Herzens aus, die seit den Zeiten des Matthias Claudius die gleiche ist wie heute: „Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Taten, ja, ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmütig mit ihnen werden !”

Die große stehende Armee ist und bleibt eine verderbliche Einrichtung, und wenn Europa es je so weit bringt, sie durch einen Kongreßbeschluß aufzulösen (von einer Minderung geht löblichst die Rede), so ist der große Schritt getan, der am besten zur geselligen Ordnung und zum Völkerglück führt.

Webers Demokritos

Kean von Adolf von Hatzfeld

Während Hanns Heinz Ewers Schillers hinterlassenes Fragment ‚Der Geisterseher' vollendet, um es unter dem Titel ‚Der Geisterseher von Friedrich von Schiller und Hans Heinz Ewers' herauszugeben, schuf Kasimir Edschmid sein Stück unter Anlehnung an den Franzosen. Die heutige Zeit, des großen Liebenden unfähig, schenkte uns den Typus des Don Juan, den Don Juan, den Spieler, das Geschöpf jeder individualistisch orientierten Zeit, den Sensationslüsternen, den großen Sexuellen, den falschen Heiligen und Indiskreten, die Prostitution der göttlichen Liebe. Schon in den frühen Novellen Edschmids waren diese stilbildenden Elemente gefährlich beisammen. Wir erinnern uns dann, daß Edschmid im Auftrage des wilhelminischen Deutschland eine Kulturpropaganda-Reise nach Schweden unternahm. Geistiger Niederschlag: seine Bettgeheimnisse mit schwedischen Frauen, vor allen Augen entblößt. Dann kam ein ‚Tegernsee'-Feuilleton in der Frankfurter Zeitung. Inhalt ? Versuch, die Anatomie des weiblichen Körpers auf die Natur zu übertragen. Und als er sich unterfing, die apokalyptische Hure zu malen in den ‚Achatnen Kugeln', geschah es, daß er ein blutleeres Menschlein schuf, ohne Dämonie leidenschaftlicher Größe und wahrhafter Berechtigung, den Schöpfer dieser Welt vor ihren Richterstuhl zu zitieren. Blutleer trat sie ins berstende Licht der Welt, ohne die geringste Beziehung zum Menschlichen, sogar ohne jede Möglichkeit dazu.

Das Neue an diesem Theaterstück ? In dem persönlichen Nachwort heißt es: „Zwischen die wundervollen Trüks muß nun Seele hineinschmettern. Es müssen Menschen dahin, wo er Dramatisches suchte und Effekte fand. Es darf Wahrheit dort sein, wo er gaunerte und Glissandos machte. Wo er gallisch krähte, muß Schicksal hinein." Und das Resultat ? Es ist in diesem Stück, als habe der liebe Gott angesetzt mit seinem Atem, und als sei ihm der Atem ausgegangen, weil es ihm vielleicht wichtiger war als diese Sache von Schöpfung, sich mit einer Geliebten zu Bett zu legen, dieser schäbige liebe Gott des zwanzigsten Jahrhunderts. Es reden, spielen und quälen sich diese Menschen wie im Dämmerzustand vor der Geburt, zucken, möchten leben, halbfertig Stehengebliebene, bitten fast rührend, fertig gemacht zu werden, verkrampfen sich ein bißchen, sind Fische, die aufs Land geworfen sind, manchmal sickert etwas Blut, wo es spritzen müßte, wie Fontänen und rote Fahnen, wenn Schicksal in ihnen läge. Und als Kean, gepackt von Wut gegen Jämmerlichkeit und Kläglichkeit seiner eignen Person und Derer, die Schuld haben an seinem Geschick, in Raserei ausbricht, aufschreit: „Verdammter Gott, deine Welt ist schlecht, nur zum Untergang gut": da tönt dieser Schrei hohl und ohnmächtig, morsch und wurmstichig aus einer kleinen provinzialen Welt.

Ja, Edschmid sah sich vor die Aufgabe gestellt, war persönlich vom Schicksal dazu berufen, Kean zu der Erkenntnis

zu führen, daß Alles, was er bislang tat, alle Hurerei mit den Frauen, alles Preisen ihrer Schenkel, dies gewaltige Rasen von Darmstadt bis Kreuzeck, die gigantische Lustfahrt auf Segelvögeln am Tegernsee und Wannsee, alle Freundschaft mit Jahel, alle Ekstase des Fleisches, aller Ruhm, kläglich zusammengeklebt durch Tamtam, alle Sensation und Lüsternheit — daß Alles nur Eitelkeit war. Und hier liegt das Neue, das persönlich Neue Edschmids. Da steht auf einmal Don Juan vor uns, jener, der in schauervollen Nächten sein Schicksal erkennt, denn er hat wirklich vom Blute Gottes geleckt. Er zog sich aus, der arme Kean, nackt bis aufs Hemd, stand vor uns, rein und edel, einen kurzen, göttlich schönen Augenblick. Da schlägt ein Ton an in diesem Stück, der das Blut aufregt. Denn es ist die Musik des kommenden Jahrhunderts, dieser tolle dumpfe Ton des rauschenden Blutes. Wir wollen Edschmid glauben, daß er sein persönlichstes Problem in diesem Stück fand, das, was er selbst am klarsten fühlt, von sich abzulegen: seine Eitelkeit. Wir wollen ihm dies Letzte noch lassen: das Begreifen seiner eignen Existenz. Denn diese flackert durch das Stück hindurch, ist tragisch und das einzig Neue in ihm. Doch es ist etwas Persönliches, das nur sein Leben angeht, für die Kunst aber ohne Bedeutung. Wir wollen ihm auch glauben, die göttlichste aller Beglückungen und Umarmungen erfahren zu haben durch die Offenbarung eines menschlichen Herzens. Wohl suchte Edschmid verzweifelt loszukommen von seiner Eitelkeit, denn ihr Angelhaken würgt in seiner Kehle. Doch er übersteigerte sich und scheute sich nicht, Allahs Prophet zu sein und zu rufen: „Tuet ab das Kleid Eurer Eitelkeiten”. Don Juan stand nackt. Das war der große Moment. Dann aber zog er ein farbenprächtigeres Kleid an, das Kleid der Eitelkeiten, indem er sagte: „Ich bin eitel. Ja, seht mich, ich bin nackt.” Er putzte sich auf mit seiner Nacktheit, stolzierte wie ein Hahn, reicher denn zuvor.

Edschmid steht auf dem Kreuzeck, keiner jener Propheten aus der Wüste, die Gott suchen gingen. Er streckt seine Hände aus, Menschenherzen zu berühren. Doch siehe: sie versteinern und werden versteinern, wenn er sie berührt, bis in alle Ewigkeit. Dies war und ist sein Schicksal.

Wer dieses Stück gesehen hat, weiß, daß er zu warten hat, allein für sich, und versuchen kann, vor sich zu bestehen. Was dem Stück den Erfolg geben wird, ist das Technische, die Pappe, der Routinier, ist Dumas, ist das Materielle, das Gottlose, der Trick, das Variété auf der Bühne des Theaters.

Das Schicksal jedes Theaterstücks liegt im Charakter seines Schöpfers. Ohne inneres Gefüge, ohne Haltung, Disziplin und Ordnung, ohne das kalte Gehirn, das die vor Erregung bebenden Gestalten bändigt, scharf ausblickend nach einem großen Erfolg, denn nur dieser vermag noch seine innere Existenz zu festigen, fand er bei Dumas das, was ihm fehlte: das Gefüge. Er nahm das, was Dumas infolge der Tradition jener Stadt Paris besaß, in der tausende von Dramatikern jahraus, jahrein schaffen, das nahm er auf, entzündete sich daran, nicht an

dem Genialischen, das selbst den Kitsch noch durchzuckt. Allein daran fing er Feuer, woran Die Feuer fangen, die Edschmids Bücher neben denen stehen haben von Hanns Heinz Ewers, die hysterischen Frauen, Weiber, Demiviergen der Salons, die Köchinnen und kleinen Mädchen, und das inbezug auf die Frau korrumpierteste Jahrhundert wird diese Bücher lesen. Eine anständige Hure liest sie nicht.

Die Franzosen sind so verflucht sachlich. Dumas würde sagen: „Monsieur, machen Sie doch nicht den Versuch, in Ihrem ‚persönlichen Nachwort' den Kritikern alles vorwegzunehmen an den nur irgendwie möglichen Einwänden. Es ist unvornehm und unklug. Wer sollte Ihr kritisches Wort noch ernst nehmen ? Preisen Sie Ihre Bücher nicht selbst in diesem Umfang an, wie Sie es tun. Es fängt nur Die, auf die Sie im Grunde keinen Wert legen, mon pauvre ami. Die Andern lächeln. Sprechen Sie nicht so exakt von dem Genialischen in Ihnen, wenn es niemand anders tut. Sollten Sie aber wirklich nur sich suchen bei Allem, so sagen Sie ehrlich, daß Sie kuppeln wollen mit Ihren Büchern. Weiter nichts. ‚Ich wollte nur meinen Schmarren. Sonst nichts.' Lassen Sie dann aber die Seele weg. Finger davon. Das ist Betrug."

Antwort an Wenzel Goldbaum von Alfred Döblin

In einem kleinen Aufsatz: ‚Der Verrat am deutschen Schrifttum' (der in Nummer 27 der ‚Weltbühne' erschienen ist), hatte ich die Geschäftemachertendenz der Goldbaum-Gruppe der gemeinnützigen Arbeit des Schutzverbandes gegenübergestellt. Will man diese Gegenüberstellung widerlegen, so muß man entweder die privatkommerzielle Tendenz der Goldbaum-Gruppe widerlegen und ihre gemeinnützige Tätigkeit demonstrieren, oder die gemeinnützige Arbeit des Schriftstellerschutzverbandes in ihrer Bedeutungslosigkeit oder ihrem Nichtvorhandensein demonstrieren.

Ich habe bisher nichts von der humanitären Tätigkeit der Goldbaum-Gruppe gehört, er spricht selbst nicht davon. Dagegen hat der Schutzverband — nun, viele hundert Schriftsteller wissen davon, wir wollen davon nicht sprechen. Die Namen und Summen stehen in keinem Kassenbericht; ja, die Kassenberichte des Schutzverbandes sind klein; bei minimalen Mitgliederbeiträgen wurde ehrenamtlich Ungeheures von vielen nicht genannten Herren und Damen geleistet. Man soll nicht wagen, sich über die sehr stolzen Kassenberichte lustig zu machen.

Aber das ist nur Philanthropie, Humanität. Wir sollen Gemeinnützigkeit als „Gewerkschaft" beweisen. Schon ist Unterstützung nichts Kleines; Unterstützungen an notleidende Kollegen zu verteilen, war immer Aufgabe der Gewerkschaften.

Unbestritten aber ist Rechtsschutz, Durchführung prinzipieller Prozesse, Kampf gegen Unterdrückung durch Private und Behörden Sache von Gewerkschaften, und Niemand wird leugen dürfen, was der Schutzverband hier geleistet hat und leistet.

Ja, Goldbaum findet in seiner eignen Verbandszeitschrift Belege: an jener Stelle, wo berichtet wird, wie verhaßt den Verlegern der Schutzverband ist. Ich habe aber nicht gehört, daß die Goldbaum-Gruppe unangenehme Gefühle bei den „Unternehmern" erweckt hätte; im Reichswirtschaftsministerium sah ich vielmehr eine interessante Gruppierung: sämtliche literarischen Arbeitnehmerverbände saßen an einem Tisch-Ende zusammen; am andern saßen die Arbeitgeber und dazu — die Herren der Goldbaum-Gruppe !

Wir haben in gemeinnütziger Arbeit nicht genug geleistet. Wer ist daran schuld als die Schwäche, die immer in Organisationen Geistiger liegt, die Schwäche, die Herr Goldbaum selbst vergrößert durch seine Taktik !

Er wünscht einen Tarifvertrag von uns. Zum Wesen eines Tarifvertrags gehören Minimalsätze. Kein Wort davon in seinem eignen so autoritativ uns vorgesetzten Vertrag.

Wohl aber tut Goldbaum Alles, was er vorhat, durch ein neues Gebilde, einen gänzlich dunklen „Verband Deutscher Erzähler". Dieser soll die wahre Gewerkschaft sein. So sehr ist Alles, was geschieht, gebunden an diesen dunklen Verband, daß die Herren verlangen, wir Schriftsteller müßten, müßten in ihn eintreten. Sie wollen uns locken; aber nicht die geringsten Anstalten treffen sie, uns zu zeigen, wohin ! Wodurch weiß ich, daß dieser Verband vertrauenswürdig ist, wer und was in ihm die Regie hat ? Einige Namen, die man mir nennt, besagen nichts; in Deutschland hat man auch die „Demokratie", aber in Bayern ist sie nicht von Pappe. Ich will Vorgeschichte, Taten, Beweise der Gesinnung — und da hör' ich von Geschäften, Geschäften, und daß sie um Alles in der Welt mit dem Schutzverband nichts zu tun haben wollen, dessen Lauterkeit und Gemeinnützigkeit doch Niemand, selbst Goldbaum nicht, bestreitet.

Ein Schiedsgericht soll ich monieren ? Ganz und garnicht. Aber das Schiedsgericht des dunklen „Verbandes deutscher Erzähler", der mich garnichts angeht, an dessen Spitze von Niemand gewählte Herren stehen, die aus Gott weiß was für Gründen wild gegen den Schutzverband sind, das Schiedsgericht im Kartell mit einer Verlegergruppe, an dessen Spitze ein hitziger Herr steht, dem wir ja „rot" sind. Er redete auch von „Vertrauen", das zwischen Autor und Verleger herrschen müsse (schlaf, Kindchen, schlaf) und: wenn ein Buch gekauft wird, so geschieht es, „weil es in dem und dem Verlag erscheint" — glatt und nett. Der Hochmut dieses Herrn — meines Richters !

Ich frage: Warum geht Herr Goldbaum und seine Gruppe direkten Verhandlungen mit dem Schutzverbande aus dem Wege ? Er tat es und tut es. Er tat es, als er mit Andern an die Gründung seines Erzählerverbandes heranging; sie hätten „garnicht" an den Schutzverband gedacht und waren sehr erstaunt, als sie uns vorfanden. Er tat es zuletzt, als er und auch seine Gruppe, eingeladen von uns, sich mit uns über eine Arbeitsgemeinschaft zu besprechen, die Einladung unter nichtigen Redensarten ablehnte. Ablehnte. Denn „der Schutzverband ist eine

Ruine” (siehe Kassenbericht); „Der Fachverband siegt” (zuletzt sah man keinen „Erzählerverband” mehr). Die Herren um ihn und er selbst hatten ihre eignen Pläne und Ziele, sprich : Geschäftsideen. Nun sind sie entsetzt, da es sich um das ganze deutsche Schrifttum handelt, daß sich auch andre Leute pflichtbewußt in die Sache mischen und schreien „Wehe”, weil es nicht so einfach ging mit dem Geschäft, wie ein Führer der Goldbaum-Gruppe meinte: er wettete, im April, Mai seien wir Alle bei ihm. Die Herren aber waren ohne uns machtlos. Sie hatten, die Kenner der wahren Gewerkschaft, vergessen, im Abc der Gewerkschaft nachzulesen, daß der Beginn einer Gewerkschaft möglichst restlose Sammlung der Berufsgenossen ist. Auch „Geschäfte” sind nach Erfüllung dieser Voraussetzung möglich; Goldbaum aber gedachte, das Pferd am Schweif aufzuzäumen.

Was hindert den Zusammenschluß ?

Persönliche Animosität einiger Rufer im Streit. Selbstherrlichkeit und Besserwisserei andrer. Ahnungslosigkeit vom Wesen eines sozialen Kampfes bei wieder andern.

Der Zusammenschluß der deutschen Urheber wird auf dem Boden der Grundsätze und Kampfesweise des Schutzverbandes erfolgen. Die deutschen Urheber werden, wie ich selbst — der ich keinen eignen „Sozialismus” habe sondern ein einfacher Mann von der Straße bin — die Gesellschaft, die um Goldbaum ist, Blumenthal, Rachmann und andre „goldlegende Hennen” ablehnen. Herr Goldbaum ist ihr Sklave, mit uns wird er und werden die deutschen Autoren nicht ihr Sklave sein. .Zu diesem Optimismus ist verpflichtet, wer die deutschen Urheber organisieren will.

Mignonne von Walter Mehring

Da liegt Paris ! Und da liegst du !
Und deckt euch beide mit der Blöße zu.
Das Dunkel tastet sich zur Höh —
d'la butt' sacré' !

Ich pilgre als dein Matador
zu deiner Kirche Sacré-corps,
bis ich vor deinem Altar steh —
d'la butt' sacré' !

Wenn ich so viel Moneten hätt
wie Gold Moulin de la galett':
Du stündst, als Heil'ge für Entrée —
d'la butt' sacré' !

Du glänzt so schamlos wunderbar:
schon weiß mans auf den Boulevards !
Was kümmert mich dein fiancé —
d'la butt' sacré' !

Geht deine Tugend auch zuschand,
manch andres Wunder kam zustand !
Zum Morgen bläst der vitrier —
d'la butt' sacré' !

Dein Brüstchen spiegelt Frühreflex.
Auf bald ! mein Schatz ! Schon schlägt es Sechs !
Paris — du — ich: la trinité . . .
d'la butt' sacré' !

Rundschau

Fratzen von Grosz

Der Zusammenhang zwischen der bildenden Kunst und dem Leben ist nicht ganz aufgeklärt. Es ist noch nicht heraus, ob die Damen in England um 1830 so ausgesehen haben, weil Burne Jones sie so hingehaucht hat, oder ob er so malte, weil sie so aussahen. Jedenfalls waren sich beide einig: der Maler und seine Zeit, und so war Alles in bester Ordnung.

Der Karikaturist hats schon schwerer. Nach ihm richtet sich Keiner. Im Gegenteil: der Getroffene — und grade der Getroffene — erkennt sich nicht einmal, und jeder Fleischermeister erklärt, solche Specknacken gäbe es überhaupt nicht. Und doch richtet sich Einer nach dem Zeichner mit dem Zerrstift.

Der Sehende richtet sich nach ihm. Sicherlich hat Spitzweg Viele veranlaßt, mit seinen Augen zu sehen — und was der (alte) ‚Simplicissimus' auf diesem Gebiet geleistet hat, wißt Ihr noch Alle: sahen wir nicht Gulbranssons Spießer mit den Korkzieherhosen und dem Wellenbauch, Thönys feisten Agrarier und dann die Herren Leutnants . . . ?

Lang, lang ists her. Der ‚Simplicissimus' ist tot, Thoma lebt in der Nähe ländlicher Sauställe, und ein Witzblatt von Gesinnung haben wir nicht mehr. Aber einen Karikaturisten, der sie alle, die von damals, überragt, einen, der mit Monokel, Mikroskop und zwei gesunden Augen neu, neu und noch einmal neu sieht: George Grosz.

Fünfundfünfzig politische Zeichnungen sind von ihm unter dem Titel ‚Das Gesicht der herrschenden Klasse' im Malik-Verlag erschienen. Neben der Mappe: ‚Gott mit uns' das meisterlichste Bildwerk der Nachkriegszeit.

Die deutschen Gesichter haben sich verhärtet. Schärfer sind die Kinne geworden, verbissener die Lippen, brutaler die Unterkiefer. („Haifische" nennt der Italiener seine Blutgewinner.) Und ich weiß Keinen, der das moderne Gesicht des Machthabenden so bis zum letzten Rotweinäderchen erfaßt hat wie dieser Eine. Das Geheimnis: er lacht nicht nur — er haßt. Das andre Geheimnis: er zeichnet nicht nur, sondern zeigt die Figuren — welche patriotischen Hammelbeine ! welche Bäuche ! — mit ihrem Lebensdunst, ihrer gesamten Lebenssphäre in ihrer Welt. So, wie diese Offiziere, diese Unternehmer, diese uniformierten Nachtwächter der öffentlichen Ordnung in jeder einzelnen Situation bei Grosz aussehen: so sind sie immer, ihr ganzes Leben lang.

Sie sind alle da: die brutalen Mordoffiziere und Nachfahren eines Ludendorff, die allesamt nicht ertragen können, in Zivil zu arbeiten, und die vorziehen, in Uniform zu töten — so das Blatt: ‚Prost Noske ! Die Revolution ist tot !', eines der stärksten politischen Pamphlete unsrer Zeit; früher machte das lächerlich, heute wird man, wenn man nur sonst ein guter Gustav ist, Oberpräsident —; die Kaufleute, die garnichts andres sehen als Geschäft, und deren Kinne zeigen, wie man lebt, und deren Lippen, wie man leben läßt; die Viechskerle von Soldaten, Bulldoggen und Sergeanten des kaiserlichen Heeres; Herren und Generäle; einen bezaubernden, immer wiederkehrenden Typus eines Waschlappen: Demokraten mit Pelerine, Umhängbart, Schlapphut, Regenschirm und der jeweils nötigen Ueberzeugung; Studentenschnösel und Klassenmediziner — und der Letzte, nicht der beste: Erich Ludendorff-Lindström. (Grosz hat sich liebevoll in dieses Gesicht versenkt — es ist dem Gesicht nicht gut bekommen. Aber Vater Hindenburg ist auch nicht ohne.)

Und all das ist von neuer Formulierung. Ob Grosz der erste war, weiß ich nicht. Er muß Väter gehabt haben: Primitive, die ersten Expressionisten, Alle, die aus der Haut und aus der Samt-

jacke fuhren und die Malerei wieder den geistigen Künsten zuführen wollen. Aber er ist doch der Erste von ihnen Allen. Und alle Blätter — die man bald bestellen möge, bevor sich eine deutsche Strafkammer mit einem Beschlagnahmebeschluß vor ihnen blamiert — rufen uns jene Zeit ins Gedächtnis, wo Alles zusammenzubrechen schien und Alles blieb; wo so viel verpaßt wurde und so viel geschönt; die uns dreihundert oppositionelle Führer kostete und Mörder: Exekutive, Militär und Richter am Leben ließ. Guten Abend, deutsche Revolution !

Der Hakenkreuzgastwirt, der Wenn-und-aber-Demokrat, der verhetzte Student, der gefügige Staatsanwalt, der grauenhafte sture Kleinbauer — sie werden das Heft nie zu sehen bekommen, weil bei uns ja alle neben einander leben und zumal unbequeme geistige Regungen gern unbeachtet bleiben. Was nützt Groszens Pazifismus und all Das ? Ungestört singen die Kindergärtnerinnen ihr: „Ja, mit Herz und Hand . . .”; ungestört lehren wildgewordene Oberlehrer ehrwürdige Geschichtslügen; ungestört toben Justiz und Universität. Vom Kapital zu schweigen. Und wohin du blickst: Fratzen von Grosz. All diese Gesichter kann man auch zum Sitzen benutzen.

Wir aber wollen in dies Bilderbuch sehen und jener Jungfrau Germania gedenken, die mit jedem Offizier — bis zum Feldwebel abwärts — gehurt hat. Und sprechen: „So siehst du aus !”

Ignaz Wrobel

Giesberts contra Wirth

Die Rechtsparteien einiger Länder haben in ihrem Kampf gegen die Friedensverträge von Versailles und Saint Germain einen wertvollen Sukkurs erhalten: das Reichspostministerium der deutschen sogenannten Republik. Es lehnt nämlich den Friedensvertrag, den die außenpolitische Vertretung der gleichen Republik abgeschlossen hat, sowie die andern Verträge ab: es ignoriert sie hoheitsvoll. (Daß es sie verschlafen hat, das glaubhaft zu machen, dazu sind verschiedene Indizien nicht ausreichend.) Beweis: die Eisenbahnkarte, die dem im Reichspostministerium hergestellten Reichskursbuch beigegeben ist. Da sind nämlich die „Landesgrenzen” mit blauen Strichen eingezeichnet —; das heißt: „wie sie sie auffassen”. Mal ist eine zu wenig da, mal eine zu viel. Die tschechoslowakische Republik, zum Beispiel, hat es noch nicht bis zur Anerkennung durch Herrn Giesberts gebracht: auf der famosen Eisenbahnkarte gibt es keine Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Oesterreich. Und Bozen und Trient sind beileibe nicht italienisch — die Grenze des Herrn Giesberts läuft noch da, wo sie vor dem ersten August 1914 lief: bei Pontebba. Aber oben in der Nordmark und in Ostelbien, da gibt es zwei Grenzen (wohlgemerkt: mit der gleichen Farbe bezeichnet): im Osten eine bei Bentschen und eine bei Alexandrowo. Das ist ja auch sehr zweckmäßig: wenn es schon leider garnicht mehr zu verschweigen ist, daß es seit Versailles einen polnischen Staat gibt, dann will man doch wenigstens die Fiktion aufrechterhalten, daß er da aufhört, wo früher Rußland anfing.

Wollen wir uns erst über den Zweck dieser lächerlichen Aktion unterhalten ? Wollen wir uns gefallen lassen, daß nicht nur deutschnationale Desperados der gegenwärtigen Regierung (die zumindest durch ihren verantwortlichen Repräsentanten sich das wertvollste Auslandsguthaben verschafft hat, das es heute gibt: einen Fonds von Vertrauen) in den Rücken fällt, sondern sogar die Mitglieder seiner eignen Regierung ?

Der Reichskanzler Wirth muß diesem Skandal sofort ein Ende bereiten, wenn er sich nicht zum Mitschuldigen an einer Hanswurstiade machen will.

Hermann Reisner.

Pfauenfedern

Victor Auburtin gehört zu den paar Schriftstellern in Deutschland, die für „Feuilletonisten” gelten, aber eigentlich viel mehr sind, nämlich Poeten des Kunstgewerbes. Diese Naturen fassen einen dürren Stoff an, wie ihn der Alltag hinreicht, und er wird in ihrer grazilen Hand ein schimmerndes Gewebe von Seide. Gäbe es bei uns in Deutschland mehr Gefühl für Stil der Sprache — nur etwa so viel Empfinden, wie für Kunstgewerbe vorhanden ist —, so müßten diese wenigen Feuilletonisten nicht, dem Zwange bitterer Not gehorchend, sich zerschreiben, sondern würden Kostbarkeiten schaffen. Subtile Sprachgewebe. Filigranarbeit des Geistes. Aus Worten Geschliffenes, in dem Menschliches spiegelt.

Die Skizzen — nein, wie soll man sie nennen, da ihr Erzeuger selbst keinen Namen für sie hat ? — diese Arbeiten, die Victor Auburtin unter dem Titel: ‚Pfauenfedern‘ (bei Albert Langen in München) herausgibt, sind so reine Gebilde, daß man sich behutsam ihnen nähern muß. Wie einer Sammlung von echten Pfauenfedern, die durch seidige Tönung und das große, einsame, tiefblaue Auge mit seinen vielfachen Schattierungen verlocken. Das sind hier wunde Geschichten alles, wie sie Einer erzählen muß, der hinter den Schein der kleinen Menschen sieht und doch mit dieser „unruhigen und schönen Erde” verwachsen ist. Einer, der gegen Leiden den Stachel seines agilen Geistes zückt und mit ihm sehr scharf und sicher sticht. Im Grunde: ein stiller Poet aus der Sphäre jenes Andersen, der sich selbst durchschaut und die Tiere liebt, ganz besonders die Schmetterlinge.

Es ist ja nicht wahr, daß dieser „Feuilletonist” nur ein charmanter Plauderer mit romanischer Ironie wäre, wofür ihn die Leser der Tageszeitung ausgeben, die im übrigen nicht sehr viel mit ihm anzufangen wissen. In seinen kleinen Geschichten schimmert Menschentum von echter Art, spiegelt sich die farbige Welt, liegt viel tiefere Wahrheit, als an dieser Einfachheit von außen sichtbar ist. Da steht eine Erzählung: ‚Das Ende des Odysseus‘, sie braucht nicht einmal zehn schmale Seiten, ist von letzter Klarheit und enthält in nuce die ganze Tragik des alternden Mannes. Oder Auburtin schreibt eine Skizze: ‚Der Dreifuß der Helena‘, worin auf vier Seiten die sinnlos-grausame Wirrnis dieses Erdentreibens vom Fenster des Götterolympos aus betrachtet ist. Vielleicht ist das Reinste, was Auburtin zu geben hat: die Tierfabel. Die spielerische Grazie seiner Melancholie kann sich hier am freiesten entfalten. Eine Fabel steht auch in diesem Buche. Sie erzählt das Liebesschicksal einer männlichen Eidechse, heißt: ‚Der Schwanz‘ — und ich glaube, daß mit dieser vollendeten Anmut seit Andersen Niemand mehr in Prosa gedichtet hat.

Erich Marcus

Der Ueberlebende

Suchomlinow, der russische Kriegsminister bei Ausbruch des Krieges, ist im Sanatorium Lahmann ‚Weißer Hirsch‘ abgestiegen, um dort in Ruhe und Zurückgezogenheit seine Memoiren, die sich hauptsächlich mit der Vorgeschichte des Krieges beschäftigen, zu vollenden.”

„Der Ritter Exzellenz Ernst von Possart fuhr einmal mit zwei Freunden an Helgoland vorbei. Exzellenz lehnten an der Reeling, grüßten mit der weitausladenden Rechten hinüber und sangen: „Sei gegrüßt, du meine Heimat !” „Nanu ?” sagten die Freunde, „Du bist doch nicht in Helgoland geboren ?” „Doch,” erwiderte der Virtuose. „Mein Vater war dort Oberförster.”

Antworten

Patriot. Mit welcher grenzen- und bodenlosen Ungeniertheit die alldeutschen Totengräber Deutschlands, dieweil sie es noch nicht völlig unter der Erde haben, sich daran machen, ihr unterbrochenes Handwerk wieder aufzunehmen oder das heimlich getriebene ganz offen zu treiben, beweist neben ihren brüllenden Morgen- und Abendzeitungen diejenige von ihren Wochenschriften, die ihre Existenz allein der Tatsache dankt, daß sie sich manches Jahrzehnt hindurch gutliberal verhalten hat. „Ist es wirklich zweckvoll, eine neue Inflation, Verarmung, Preisrevolution, Valutagewinnlertum, Staatsdefizit großzuzüchten, um der Entente die zwei ersten Goldmilliarden zu präsentieren . . . ?” Seht diese Christen, die an solch einem Blatt keinen Juden Korrektor sein lassen würden ! Aber er würde von Sprache und Interesse des Landes, dessen übel geduldeter Gast er ist, wenigstens so viel verstehen, um der Entente die ersten zwei Goldmilliarden eher zu präsentieren als die Anregung an die „deutschen Steuer-, Zoll-, Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, von nun an in allem, was die vergeblichen Bemühungen, Unerfüllbares zu erfüllen, betrifft, ihrem eignen Gewissen zu gehorchen”, auf Deutsch, wie dieses Gesindel es auffaßt, spricht und schreibt: zu defraudieren. Es ist überzeugt, daß Männer existieren, „deren Stimme” — wofern die Steuerhinterziehung allein nicht ausreicht — „unser Volk heute heilen könnte”. Diese Männer heißen: Bülow und Tirpitz und sind „beide noch heute lebensfrisch” und die „einzigen Politiker von Wuchs in unserm Geschlecht”. Mehr als das: sie sind „Bismarck-Männer”, zum Unterschied von den „Scheide- und Bethmännern” — „und wie sich Bismarck-Männer in unsrer Lage an der Spitze des deutschen Gemeinwesens ausnehmen, werden wir vermutlich in nicht allzu ferner Zeit erleben”. Im Lenz 1920 haben wir das zehn Tage erlebt. Im Herbst 1921 werden wirs „vermutlich” zwanzig Tage erleben und „für den furchtharen Preis, den wir zahlen, nicht einmal klug werden”, weils überhaupt keine Summe gibt, um diesen phrasendreschenden Hohlköpfen jemals Klugheit zu kaufen.

Prodomos. Gesetzt, daß die Zeitungsausschnittbüros den dritten Teil der Verwünschungen erfassen, die wider meine Zeitschrift „geschleudert” werden: dann verdammt man sie täglich an dreißig Stellen Deutschlands zum Tode. Davon offenbar wird sie so lebendig und gesund, daß ich nicht einmal jede Woche nötig habe, auch nur einen dieser Flüche meiner Leserschaft zu Gehör zu bringen. Sie wird mir bestätigen, daß sie niemals von mir den Namen Moritz Lederer vernommen hat. Dieser Verehrer, Gesinnungs- und Parteigenosse des Jobbers der Republik hatte im vorigen Jahr sich „Siegfried Jacobsohns Schau- und Weltbühne” so energisch vorgeknöpft, daß es ihm lohnte, die Nummer seines Blättchens mit einem derart zugkräftigen Artikeltitel in den größten deutschen Tageszeitungen anzuzeigen, weil er auf einen Ersatz der Inseratenspesen durch die Reklame hoffte, die meine Abwehr ihm bereiten würde. Leider jedoch ließ ich die Methode, Inserate meines Organs für redaktionelle Ware auszugeben und meine Ruchlosigkeit daran zu demonstrieren, gänzlich ungerühmt; und Herr Lederer mußte zu andern Mitteln greifen, um seinem ‚Revolutionär‘ zu Ruhm zu verhelfen. Jetzt scheint ihm das geglückt zu sein. Um den Reichstagsabgeordneten Oscar Geck möglichst wirkungsvoll zu bekämpfen, hat er einen Brief von ihm gefälscht. Taxe: drei Wochen Gefängnis. „Das Vorgehen Lederers gegen Geck wurde als ein hinterhältiger, niedriger und gewissenloser Angriff eines jungen Mannes gegen die Ehre eines im Kampfe ergrauten geachteten

Politikers bezeichnet. Die mündliche Urteilsbegründung war eine einzige vernichtende Anklage gegen das gewissen- und schamlose Treiben Lederers." Dieser „junge Mann" kann gut werden. Immerhin massiert sich mir da allmählich eine hübsche Phalanx von „Feinden": zwei defraudieren, einer ist käuflich, einer ist Urkundenfälscher; und was den Rest betrifft, so macht er durch Talentlosigkeit seinen Mangel an Charakterlosigkeit reichlich wett.

A. G. Schade. Schade, daß der Streit zwischen den Generalen Hoffmann und Ludendorff nicht zum Austrag gekommen ist. Anfang April 1918 besuchte ich einen sehr bekannten Berliner von weitester Wirksamkeit. Ich fand den verehrten Mann, von dem ich mir einen Beitrag wünschte, verstört und verbittert. „Schreiben ? Einen Artikel schreiben ? Was ich schreiben möchte und müßte, darf ich ja doch nicht publizieren. Hier im Schreibtisch liegt der Entwurf der Verfassung für die künftige Republik Deutschland, den ich während des Winters mit N. H. ausgearbeitet habe. Wollen Sie den vielleicht drucken ? Das wäre ein Fressen für das Oberkommando. Oder wie wäre es mit dem Gespräch, das ich vorgestern mit dem General Hoffmann gehabt habe ? Der saß auf diesem Stuhl da und beichtete mir seine Gewissensnot. Ludendorff habe die große Frühjahrsoffensive zur falschesten Zeit an dem falschesten Punkt begonnen. Höchstwahrscheinlich sei überhaupt die Aera der Offensiven vorbei. Diese vollends sei zum Zusammenbruch verurteilt. Die unaufhaltsame Folge, spätestens für den Herbst dieses Jahres fällig, sei ein Zusammenbruch Deutschlands von unabsehbarer Fürchterlichkeit. Er, Hoffmann, habe mit sich gekämpft und kämpfe noch jetzt mit sich, ob er nicht vor den Kaiser treten und seine Meinung aussprechen solle. Aber was würde ein solcher Schritt nützen ? Der Kaiser hasse zwar Ludendorff mehr als die Sünde, aber er sei ja vollständig machtlos. Ludendorff würde den Kaiser, wenn er mitzureden wagte, einfach absetzen und ihn, Hoffmann, wegjagen. Wie die Dinge stünden, bliebe nichts übrig, als dem Verhängnis seinen Lauf zu lassen." Ich war kindlich genug, nicht in diesem Maße zu resignieren, und heckte für mein nächstes Heft eine ‚Antwort' aus, die über Deutschlands Lage so skeptische Andeutungen machte, daß mein Gewissen beruhigt war — aber eben Andeutungen, von denen ich hoffte, daß die Vorzensur drüber weglesen würde. Sie tat es nicht. Der Oberleutnant, der die unbequeme ‚Weltbühne' zu bewachen hatte und jeden Dienstag kurz vor Beginn der Drucklegung telephonisch verfügte, was zu entfernen sei, vergaß diesmal seine musterhafte Höflichkeit und wurde grob. Was diese versteckte Flaumacherei zu bedeuten habe, und was ich mir eigentlich dachte, und wie ich mir einbilden könne, klüger zu sein als die Oberste Heeresleitung, die sicher sei, durch diese grandiose Offensive die Westfront endgültig aufzurollen ! Und kurz und gut: an den Platz dieser ‚Antwort' gehöre eine andre. Tags darauf ging ich auf die Militärische Stelle des Auswärtigen Amtes, um einen Hauptmann zu interpellieren, der sich unter vier Augen meist sehr verständig ausgelassen hatte. Er lachte mich aus. Die Sache sei ungeahnt schwer, aber der Endsieg außer Zweifel. Na, wir genießen ja jetzt seine Früchte. Erich Ludendorff ist der gewaltigste Deutsche, so lange wenigstens, bis dieses Volk seinen Kaiser wiederhat, und Max Hoffmann steckt nach leichtem Zeitungsgeplänkel den Degen ein. Schade. Hebt bei uns einmal Einer an, über und wider seinen weiland Vorgesetzten öffentlich die Wahrheit zu sagen, dann erstirbt sie ihm sofort auf den Lippen — auf Lippen, von denen zeitlebens kein Wort so oft gekommen ist wie das Wort: Zu Befehl !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn,Charlottenburg, Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto : Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 25. August 1921 Nummer 34

Soll und Haben nach sieben Jahren von Emil Ludwig

II. Soll

Waffenstillstand. Zehn Millionen Leichen lagen auf der Wahlstatt. Der Genius der Menschheit verhüllte sein Haupt.

Doch er schien abgewandt zu bleiben auch während des Friedens. War er mit Trauern so beschäftigt, daß er sich nicht den glänzenden Festen zuwenden konnte, die die elektrisierte Stadt des Lichtes erfüllten ? Die neue Welt, verwickelt in die Intrigen der alten, verzaubert von ihren Künsten, zog ihre großen und edlen Gedanken in sich selbst zurück, wich Schritt um Schritt und ließ am Ende einen Frieden zu, wie ihn die Deutschen ein und zwei Jahre vorher nicht sehr viel schlimmer diktiert hatten. Ungeheure Erbitterung hätte die Völker, doch nie die Führer entschuldigen können: aber grade die Völker waren milde gestimmt, müde, verträglich — die Führer überforderten Sieger wie Besiegte.

Daß der Friede die neue Karte der Nationalitäten schuf, war kein Verdienst, denn die Fordernden saßen an der Tafel der Sieger; daß er sie unbillig oktroyierte und in die alten Fehler der Besiegten verfiel, war schuldhaft, denn Krieg und Sieg verpflichteten die Freiheitskämpfer zu jener Gerechtigkeit, um die er erkämpft sein sollte. Nicht weil es Wilson versprochen hatte — und seine Punkte galten formell zwei ungebrochenen Parteien, nicht einem geschlagenen Gegner — sondern weil es Idee und Zweck dieses Krieges war, durfte er territorial nach keinem andern als nach dem Willen der Völker beendet werden. Keine Quadratmeile Europas durfte ohne Abstimmung ihrer Bewohner vergeben werden. Nach den Bedürfnissen mußten Kolonien verteilt, nach Tragfähigkeit Entschädigungen fixiert werden. Kein Tiroler durfte gehindert werden, reichsdeutsch statt italienisch zu werden, wenn seine Landsgenossen in ihrer Mehrheit so fühlen sollten. Keine „historische”, keine strategische Grenze durfte das Antlitz Europas schänden.

Frankreich, das territorial mehr Mäßigung für sich selbst zeigte, als man nach allen Chauvinismen hoffen durfte, hätte für sich und seine Freunde durch solche moderne Friedens-Technik kaum verloren: ein abstimmendes Elsaß wäre ihm, Posen wäre Polen zugesprochen worden — und wem kann es nützen, daß magyarische Streifen an die drei Nachbarn fremden Stammes, oder daß deutsche Orte in Südtirol an Italien geklammert werden !

Es nützte dem großen Feinde, dem einzigen, den zu vernichten Sinn der Geschichte gewesen sein kann — es nützte dem preußischen Kriegsgeist: der konnte jetzt mit Fingern auf die Regierung der Revolution weisen und mit leichter Geste diese bedrängten Minister und Parteien einer Unterzeichnung anklagen, deren Voraussetzungen er allein geschaffen hatte.

Was macht denn heute, nach sieben Jahren, dies deutsche Reich so reaktionär, was denn sonst als dieser Friede und die hohen Steuern, die alle von einem kurzsichtigen Sieger erzwungen werden ! Ein großer Aufwand schmählich ist vertan, darf man heut mit Mephisto sagen: nur daß Europas Seele in Versailles nicht dem Teufel weggepascht wurde, sondern dem Geiste einer neuen Zeit, dem alle dienen sollten.

Deutschland konnte nicht in ein paar Monaten umlernen und war recht froh, als man ihm vorlog, unbesiegt wäre es von hinten im Rücken erdolcht worden. (Ludendorffs Wunde müßte dann freilich vorn sitzen, denn er blickte hilferufend in die Heimat, weil er „die Front nicht vierundzwanzig Stunden mehr sicher halten könne" !) Dennoch hätte ein moderner Friede alle Verständigen gestärkt und zur Vernichtung friderizianischen Denkens bei uns mehr vermocht als Englands Flieger und Amerikas Tanks. Die Deutschen, mit ihrer Passion für das Tragische, konnten vor den sichtbaren Fehlern des Friedens sich aufs neue als „schuldlos" fühlen, Opfer von Sklavenhaltern, und so verdammten sie Propheten und Revolutionäre so tief, wie sie die armen, unbesiegten Generale erhoben, höher als je ein Franzose die seinen, die als Sieger durch den Triumphbogen eingezogen waren. Daß Helfferich die Pferde ausgespannt, Hindenburg auf dem Kyffhäuser die Schultern mit einen Blumenregen bedeckt werden, hat am Ende Clemenceau zu verantworten.

Auch der psychologische Fehler der Kriegsprozesse rächt sich mit jedem Monat mehr. Als man sah, daß sich von vierhundert Männern nur einer freiwillig stellen wollte (und dieser, Auer in München, war garnicht gemeint), obwohl sich alle schuldlos fühlten, da mußte Paris, so wie es London wollte, auf jeden Zwang verzichten und nicht den unsinnigen Mittelweg über Leipzig gehen, von dem gerechte Urteile zu fordern bei der Sinnesart dieser Richter unsinnig ist. Jeder Freispruch schürt den Haß in Paris, jede Verurteilung schafft einen deutschen Märtyrer.

Aus dem falschen Frieden stammen zugleich die meisten innern Kämpfe im Reich. Wo Vergeltung geübt wird, pflanzt man die Rache für die Vergeltung ein. Schützer des internationalen Gedankens steht die Sozialdemokratie als Wache da und wird, wenn es im Herbst zum zweiten, bessern Kapp-Putsch kommt, durch Generalstreik jede „nationale Erhebung" hindern. Je mäßiger ihre Klassenforderungen sind, umso mehr Bürger wird sie für solchen Ausnahme-Zustand als Gast-Mitkämpfer gegen die Reaktion um sich scharen. So wird die Frage des Frage des Zusammenschlusses beider sozialistischen Parteien in Deutschland zu einem entscheidenden Problem Europas, das durch neue Abenteuer alten Stiles mit wer weiß welcher Unterstützung in neue schwerste Verwicklungen stürzen könnte.

Daß die soziale Ordnung, die den Krieg nicht verhindern konnte, überall revidiert wird, ist so wenig erstaunlich, wie daß die drei besiegten Kaiserreiche dies gewaltsam, die siegreichen Völker durch Evolution erstrebten. Doch während die Sozial-

demokratie der Mittemächte ihre wirtschaftlichen Klassenforderungen meist versinken sah und heute fast nur noch die Etiquette des Reichspräsidenten druckt, erreichten ihre Genossen in Siegerländern, besonders in England, ohne Revolution in manchen Stücken mehr als jene. So scheint, wie paradox es klingen mag, die besiegte Bürgerschaft antisozialer oder doch im innern Kampf stärker als die siegreiche.

Auch an Arbeitskraft. Notwendigkeit rief die deutsche Produktion an ihre wohlerhaltenen Maschinen rascher, als Haß und Ingrimm den benachbarten Feind zur Herstellung der seinen kommen ließ. Ueberall aber machte das Problem der Geldentwertung oder Ueberwertung Hunderttausende brotlos, deren Erhaltung alle Staatskassen belastet.

Eine ganze Generation — zumindest in den Mittelstaaten — tritt schwach und ohne physische Kräfte des Widerstands in die Welt. Ihr gegenüber tritt jener Haufe gewandter Verdiener, denen Zusammenbruch ebenso zinst wie Sieg, und die aus den Schlössern verarmter Edelleute den Sitz des Parvenu als Karikatur erstehen lassen. Konnte früher ein großes Vermögen meist als Frucht des Fleißes von Generationen gelten, so stapelt es sich jetzt in einem Jahr und zerfließt im zweiten. Menschen, die nie eine Zahl gebogen hätten, fälschen im allgemeinen Karneval sämtliche Erklärungen zur Steuer, hinterziehen, verstecken, flüchten ihre Vermögen, und Niemand findet viel dabei.

Was an der Zeitwende mehr als alles fehlt, das sind Vorbilder. Nichts hat dem sozialistischen Regime so sehr geschadet wie das private Leben vieler ihrer Führer, die, statt eine neue Form des Regierens sogleich bei doppelter Arbeit und dreifacher Verantwortung darzutun, den Stil jener junkerlichen Minister zu imitieren versuchten, und dabei obendrein noch lächerlich wurden. Dies persönlich habsüchtige, genießerische Auftreten von Führern, die in äußerster Einfachheit die ungeheure Arbeit auf sich nehmen mußten, enttäuschte die Seelen aufs tiefste, und es schien anfangs Vielen, als habe nur der Machthaber gewechselt, nicht das Weltbild. Wenige vertrugen die Macht und erhielten sich die Integrität ihres Namens auch bei den Gegnern; Minister aber, die Schlösser „mieteten", des Kaisers Weine aus den Schloßkellern „kauften", Geld nach Holland und Steine in die Schweiz schickten, sind, als Arbeiterführer, noch schlimmer denn Hohenzollern, die ihre Habe aus einem Lande schleppten, das ihnen treulos schien, obwohl sie treulos waren.

Der Mord ist frei. Wem eine Partei nicht gefällt, der erschießt ihren Führer. Zur Zeit bleibt er in Deutschland straflos, wenn er nach links schießt; wärs umgekehrt, es wäre kaum besser. Eine der britischen Inseln war bis gestern Kriegsschauplatz; vielleicht ist sie es morgen wieder. Italiens Städte sind es alle paar Wochen. In den geschlagenen Ländern ist der Jude beinah so vogelfrei, als ob er ein Armenier wäre (in England hat er drei höchste Staatsämter inne). Die geschlagenen Hauptstädte zu beschreiben, ist überflüssig: haben

die Völker selber damit nichts zu schaffen, so ist es doch die Luft, in der ihre Vertreter regieren.

Daß es „unter Wilhelm besser war als unter Ebert”, ist der unsinnigste Einwurf: wars unter Wilhelm gut, so saß Ebert ja heut nicht auf seinem Stuhl. Goethe:

„Warum denn wie mit einem Besen
wird so ein König hinausgekehrt ?
Wärens Könige gewesen,
sie stünden alle noch unversehrt !”

Nach sieben Jahren hat Europa sein Zellgewebe erneuert. Die alten Symptome der Krankheit sind meist verschwunden, denn mit einem Ultimatum wie damals kann heute kein Kabinett mehr einen Weltkrieg entrieren. Das ist vorbei: Europa wacht. Neue Krankheit ist dafür aufgetreten. Doch diese scheint das Fieber vor der Genesung zu bedeuten. Wofern Geschichte innern Sinn enthält, kann diese Katastrophe nichts andres bezweckt haben als eine solche Krise, Erschütterung, Reinigung, daß sich aus allen Uebeln eine neue Ordnung erzeugt: Gerechtigkeit im Innern, nach außen Gericht.

Ataman Semenov **von Elias Hurwicz**

Mit dem „aufsehenerregenden” Aktenraub bei dem russischen Obersten von Freyberg platzten die sibirischen politischen Kämpfe mitten in das berliner Leben hinein. So steht es eben heute um Rußland und die Welt. Gleich der französischen Revolution — und wohl noch stärker — zieht heute die russische überall ihre Kreise, und es gibt kein politisch einigermaßen bedeutendes Land, das davon unberührt bliebe. Der März-Putsch in Deutschland, die Staatsverschwörung in Konstantinopel, das Attentat auf den serbischen Thronfolger in Belgrad, Propaganda-Skandale in Reval: das sind alles Glieder einer Kette, deren vorläufig letztes der mysteriöse Aktenraub in Charlottenburg ist. Dazu kommt, daß die vielen staatlichen Gebilde, in die das frühere russische Reich zerfiel, die Regierungen, die in diesen Gebilden einander ablösen, die Heerführer, die sich berufen fühlen, Rußland und die Welt zu retten — daß sie alle es für ihre Pflicht erachten, „diplomatische Vertretungen” im Ausland zu unterhalten. Es passiert, daß zwei oder mehrere solcher diplomatischen Vertretungen, Botschaften, Delegationen, Missionen sich gleichzeitig den Rang ablaufen: Hetman-Gesandtschaft und Petljura-Gesandtschaft, Delegation Sowjet-Armeniens oder Sowjet-Georgiens und Delegation des frühern freien, nicht sowjetisierten Armenien und Georgien. Es soll sogar passiert sein, daß einige Gemeinden eines frühern russischen Gouvernements, die jetzt den stolzen Namen der „Republik der Krim-Tartaren” führen, gleichfalls nicht versäumt haben, eine Gesandtschaft nach Europa zu senden. Und so erklärte auch der sibirische Oberst von Freyberg den Pressevertretern: die „Auslandsmission des Atamans Semenov” habe zur Aufgabe, „die Auslandspresse und die Stimmungen der Oeffentlichkeit zu verfolgen, um den Ataman Semenov darüber auf dem Laufenden zu halten”.

Wer ist nun aber dieser Ataman Semenov ? Der deutsche Leser hat davon wohl nur wenig gehört. Nun, Semenov ist gegenwärtig in Sibirien und im übrigen Rußland nicht weniger bekannt als Koltschak. Er ist ja auch im Grunde der Nachfolger Koltschaks, der ihn, kurz vor dem eignen Ende, am vierten Januar 1920 zum „Oberkommandierenden der bewaffneten Kräfte des fernen Ostens" ernannte. Semenov ist in der Tat ein echtes Kind Sibiriens, der Sohn eines transbaikalischen Kosakendorfes. Um seine Intelligenz zu demonstrieren, teilt uns sein Biograph und Apologet (B. Borissow: ‚Der ferne Osten', erschienen in Wien 1921) mit, daß er „der Erste im Dorfe war, der eine Zeitung abonnierte und sie seinen Dorfgenossen vorlas" — eine Betonung von unzweifelhaft „lokalem Kolorit". Im übrigen spricht Grigorij Michailowitsch Semenov fließend burjatisch, mongolisch und kalmülkisch. Als die einst große russische Reichsarmee zu zerfallen begann, glaubte er ein Rettungsmittel in der Bildung von militärischen Nationalformationen gefunden zu haben, und erhielt dazu auch die Erlaubnis der Provisorischen Regierung. Er bildete dann die sogenannte Mandschurische Truppe, die aus Burjaten, Mongolen, Chinesen, Japanern, Russen und Serben bestand. Nach dem Sturz der Provisorischen Regierung nahm Semenov ungesäumt den Kampf gegen die Bolschewiki in Sibirien auf und schon am achtzehnten November 1917 fand in Werchne-Udinsk der erste Zusammenstoß mit den Bolschewiki statt, denen das Mongolisch-Burjatische Regiment unter der Anführung von Semenov gegenüberstand. Unter Koltschak — übrigens als dessen Rivale und später Nachfolger — setzte er diesen Kampf fort. Seine Tätigkeit fand, wie selbst seine Gegner zugegeben, lebhaften Anklang in breiten Schichten der sibirischen Bevölkerung. Das haben ihm aber die Bolschewiki selbst ermöglicht, die zwar anfänglich mit der Ortsbevölkerung auszukommen wußten und mit deren Vertretern sogar in der ersten konstituierenden Versammlung Sibiriens zusammenarbeiteten, sie dann aber durch ihre bekannte Wirtschaftsart von sich stießen. Semenov versuchte nun, diese Chancen für sich auszunutzen, und veröffentlichte am vierundzwanzigsten August 1920 sein bekanntes Dekret, durch das er der Volksversammlung von Tschita die ganze Zivilgewalt übergab und sich nur die Militärgewalt vorbehielt. Im übrigen werden ihm oder seinen Beamten (dies ist oft, zumal in Rußland, schwer auseinanderzuhalten) grausame Verfolgungen aller „Sozialisten", die man offenbar schlecht von den Bolschewiki unterschied, nachgesagt, wobei es auch zu Erschießungen und öffentlich erteilter Prügelstrafe gekommen sein soll. Doch den Bolschewiki gelang es, vorzudringen, und Semenov wurde aus Transbaikalien verdrängt. Er schlägt nunmehr sein Zelt in Port-Arthur auf und damit wird diese Stadt zum Wallfahrtsort aller aktiven antibolschewistischen Elemente Sibiriens. Noch im März dieses Jahres empfing er dort eine Delegation von Buriaten, Bauem und Kosaken, die erneut um seine Hilfe baten. Ende März wandte sich Semenov auch mit einem Memorandum „An alle Völker der Welt" — dies ist jetzt die große Mode in der Politik, die mitzumachen Jedem unverwehrt bleibt —, worin er „im Namen Gottes, der Gerechtig-

keit und der Weltkultur" die Völker der Welt aufrief, „der Arbeit der politischen Maniaken, die meine Heimat Rußland schänden und das Weltreich der Roten Internationale ins Leben rufen wollen, ein Ende zu machen". Als Gegengewicht schlug Semenov vor, ein „einheitliches zentrales Internationales Organ" zu schaffen, dem obliegen würde, den Kampf mit den Bolschewiki von hoher Warte zu leiten und die entsprechenden russischen Organisationen tätig zu unterstützen. Aber „die Völker der Welt" sind jetzt selbst müde, und Semenov erfreut sich vorderhand nur der Unterstützung Japans, dessen tätige Hilfe freilich in ihren Motiven sehr zweifelhafter Natur ist, da der aktive japanische Antibolschewismus mit imperialistischem Appetit auf den fernen Osten und Sibirien unlöslich verbunden ist.

Politische Heerschau von Tyrus

Die deutsche Regierung rüstet zum Winterfeldzug; wenn man dieses etwas kriegerisch klingende Wort heute noch gebrauchen darf. Sie hat die Strapazen des Sommers leidlich überstanden und ist an der Klippe Oberschlesien bis zur Stunde nicht gescheitert. Es hat auch den Anschein, als ob mit der Verweisung der oberschlesischen Frage an den Völkerbund die Gefahr eines Sturzes des Kabinetts über diesen Stein beseitigt sei. Bleiben also für die nächste Zukunft nur die innerpolitischen Klippen der Steuervorlagen. Diese sind allerdings gefährlich genug, und die Gegner des Kabinetts halten das Pulver trokken und verteilen ihre Streitkräfte recht geschickt. Der geschickteste Schachzug dabei war der Abschluß des Burgfriedens Hergt — Stresemann. Damit ist den vernünftigen und in der Frage des Wiederaufbaus und der Wiedergutmachung bejahenden Elementen der Deutschen Volkspartei jede Möglichkeit, mit der Regierung Wirth zusammenzuarbeiten, versperrt.

Innerhalb des interessantesten Ressorts der Reichsregierung — und das ist merkwürdigerweise immer noch das Auswärtige Amt — ist der Einfluß der Rechten nicht nur ungeschwächt, sondern verstärkt. Rosen, der mit löblichen Vorsätzen in das Amt kam, soweit es sich um Reformen des Auswärtigen Amts und des diplomatischen Dienstes handelt, ist ein stiller Mann. Das schließt nicht unbedingt den Vorwurf der Untätigkeit in sich. Rosen gibt sich eben nicht als Politiker und Staatsmann, sondern als Diplomat. Er ist weder parlamentarisch gewandt noch parteipolitisch engagiert, und die eine Rede, die er bis jetzt im Reichstag gehalten hat, war nicht grade überwältigend. Aber er hat die Fäden zu den ausländischen Missionen und seinen diplomatischen Kollegen geschickt anzuknüpfen verstanden, und das ist schließlich ein sehr wesentlicher Teil seiner Aufgabe. Er hat auch bei den wenigen und unausgiebigen Gelegenheiten, wo er bis jetzt wirklich in Aktion getreten ist, gut abgeschnitten; bei der Beantwortung der Durchmarsch-Forderung für französische Truppen sogar, trotz den anfänglichen Anfeindungen, den Beifall der Rechtspresse erlangt. Damit aber hat er die Grenzen seiner Wirkungsmöglichkeit erreicht. Er ist der Diplomat, der Fachminister, der vielleicht einmal — so könnte Rosen wohl rechnen — auch einem andern Kabinett als Außenminister angehören wird.

Alle über den Rahmen der diplomatischen Kunst hinausgehenden Sachen überläßt er dem Reichskanzler, der in seiner Vielseitigkeit und Verantwortungsfreudigkeit gerne zugreift. Unter solchen Umständen kommt das Problem der Reformen im Auswärtigen Amt und die Säuberung von reaktionären Elementen zu kurz, und wo Rosen mit irgendwelchen Vorschlägen auf Widerstand stößt, weicht er sofort zurück. Zum Beispiel wollte er Herrn von Haniel, den politischen Staatssekretär, als Gesandten nach dem Haag schicken. Es ließ sich mancherlei dafür anführen. Herr von Haniel denkt aber nicht daran, das berliner Feld zu räumen. Herrn Boyé, den Staatssekretär für wirtschaftliche Angelegenheiten, schickt man auf seinen eignen Wunsch als Gesandten nach Peking. Im natürlichen Verlauf der Dinge wäre der bisherige Leiter der Außenhandelsstelle, Ministerialdirektor Wiedenfeld, sein Nachfolger geworden. Bevor aber diese Frage akut wurde, hatte Wiedenfeld schon einen Sonderauftrag als Führer der deutschen Spezialmission nach Moskau bekommen. Wann und unter welchen Verhältnissen Herr Wiedenfeld zurückkehren wird, ist heute noch nicht zu übersehen. Es rechnen nicht Alle, die seine Außendung befürworteten, mit einem Erfolg. Jedenfalls scheidet Wiedenfeld aus der Reihe der Kandidaten für den Posten des sogenannten „Staatssekretärs W" aus. Diese Erbschaft hat vorläufig einmal Herr von Simson angetreten, diese viel umstrittene und streitbare Persönlichkeit. Von ihm war in diesem Blatte schon mehr als einmal die Rede. Man wird sich der Rolle entsinnen, die er unter dem Regime Simons gespielt hat, und die keineswegs immer als sehr glücklich bezeichnet werden konnte. Grade zu der Zeit, als Simons fiel, trat Simson einen längern Erholungsurlaub an, von dem er zum Erstaunen seiner Freunde und Gegner frisch und vergnügt zurückkam, um sich energisch wieder auf seinen Platz zu setzen. Man hat ihm damals nichts anhaben können, und jetzt ist er, wie man sich im Wilhelmstraßen-Jargon ausdrücken würde, „die Treppe hinaufgefallen". Ob er auch weiterhin einen so starken Einfluß auf die auswärtige Politik ausüben wird, ist allerdings fraglich. Schon Mancher, der Klippen leichtfüßig überschritt und sich als unverwundbar von politischen Dolchstichen erwies, ist Narkotisierungsversuchen schließlich doch unterlegen.

Die bisher von Herrn von Simson geleitete Abteilung hat mittlerweile Herr von Mutius übernommen. Auch Herr von Lucius ist nach wie vor in einer nicht ganz fest umrissenen Stellung tätig. Die wetterfesten Demokraten, zu denen sich ja der Reichskanzler Wirth noch in seiner Rede zum Verfassungsgedenktage öffentlich bekannt hat, werden also erkennen, daß auch außerhalb ihrer Reihen — unter den Trägern des alten Systems, im Adel aller Grade — immer noch eine bemerkenswerte Anzahl von Männern vorhanden ist, deren Dienste der demokratische Volksstaat offenbar nicht entbehren kann. Nur vereinzelt hört man einen bürgerlichen Namen aus diesem politischen Wetterwinkel. Man hört, daß Rosen vergeblich versucht, als Nachfolger des zum Generalkonsul in Shanghai ernannten Botschaftsrats Thiel seinen bisherigen Mitarbeiter im Haag, den Oberst Renner, nach Tokio zu entsenden — gegen den kaum verschleierten Widerstand der japanischen Regierung, die fürchtet, Renner könne etwa mit ihrer Militärpartei in zu intimen Verkehr treten. Man hört ferner ab und zu bürgerliche Namen für den Posten des Botschafters in Washington, Namen

von bedeutenden Handelsherren, die aber dann regelmäßig ablehnen. Nur Legationsrat Horstmann aus der Familie des Begründers des ‚Frankfurter General-Anzeigers' scheint seine Ernennung zum Botschaftsrat in Washington ziemlich sicher in der Tasche zu haben.

Ob Rosen grade auf die Bevorzugung des Adels in der Besetzung der leitenden Stellen des Auswärtigen Amtes Wert legt ? Es ist schwer zu glauben. Ob der Reichskanzler Wirth, der sich, wie die Ernennung Hemmers zum Staatssekretär der Reichskanzlei gezeigt hat, mit ganz andern Männern umgibt, dabei Machtworte gesprochen hat, ist auch mehr als zweifelhaft. Wo also sind die Einflüsse zu suchen, wo sind die Männer, die für eine solche Entwicklung der Dinge verantwortlich sind und eines Tages einmal verantwortlich gemacht werden können ? Es sind die Prätorianer in Zivil, die Ritter vom Geiste der Wilhelm-Straße, von dem Geiste, der nicht auszurotten ist, und der heller denn je erstrahlen wird, wenn etwa das Kabinett Wirth über die Steuerfragen zu Fall kommt und der Präsident zum Appell an die Wählerschaft gezwungen sein sollte.

Wie dieser Appell beantwortet werden wird, darüber kann leider kein Zweifel sein. Wir werden dann einiges erleben, was uns besser erspart bliebe. Eine Politik der Vergeltung im Innern und der Halsstarrigkeit und des politischen Vabanque-Spiels nach außen: das wird dann hoffentlich für eine Weile die letzte Klippe für unser Staatsschiff sein, und diese Episode wird uns vielleicht zu dem Kabinett der Erfüllung und Beruhigung führen, als dessen Vorläufer das Kabinett Wirth zu betrachten ist. Dann aber wird man sich doch entschließen müssen, etwas robuster zuzugreifen, auch in Fragen der Personalpolitik, denen man jetzt immer wieder mit einer gradezu mimosenhaften Scheu auszuweichen versucht.

Mittlerweile müssen wir dankbar sein, daß die Aufschiebung der Entscheidung über Oberschlesien uns vorläufig noch vor einer verhängnisvollen Wendung in der Entwicklung unsres Wirtschaftslebens bewahrt hat. Schon lange herrschte unter den Scharen der berufenen und unberufenen Retter Oberschlesiens düstere Stimmung, zuweilen in heulendes Elend ausartend. Was sollte geschehen, wenn diese Quellen versiegen ? Soll sich dieses Heer, über dessen Zahl und Verteilung kein Mensch in Deutschland genaue Angaben zu machen vermag, auf den abgefressenen, ausgedörrten Knochen der Schuldfrage stürzen ? Oder sollen diese Wackern, zehn auf jeden Einwohner, die Bevölkerung von Helgoland wieder zum Evangelium des Reichsgedankens bekehren ? Oder sollen sie gar — entsetzlicher Gedanke ! — zur produktiven Arbeit im freien Wettbewerb des Wirtschaftslebens zurückgeleitet werden ? Die Folgen einer solchen plötzlichen Ueberflutung des Arbeitsmarktes sind gar nicht auszudenken.

Man zog einmal in einen Krieg mit großen Büchsen und mit viel Gewehren, wie es eben Sitte ist; da stund ein Narr da und fragte, was Leben das wäre.
Man sprach: Die ziehen in den Krieg !
Der Narr sprach: Was tut man im Krieg ?
Man sprach: Man verbrennt Dörfer und gewinnt Städte und verdirbt Heu und Korn und schlägt einander tot.
Der Narr sprach: Warum geschieht das ?
Sie sprachen: Damit man Frieden mache !
Da sprach der Narr: Es wäre besser, man machte vorher Frieden, damit solcher Schaden vermieden bliebe. Wenn es mir nachginge, so würde ich vor dem Schaden Frieden machen und nicht danach; darum so bin ich witziger als eure Herren.

Pauli: Schimpf and Ernst

Die Kriegsschuld des Militarismus von Leonhard Fritzsching

Der Militarismus muß als eine Krankheit bezeichnet werden, welche durch Massen-Suggestion eine riesenhafte Verbreitung findet. Die Schilderung seiner Aeußerungen kann ich mir sparen. Eine verlogene Geschichtsschreibung, die Fabel vom „frisch-fröhlichen” Krieg, Reden und Massenversammlungen, Musik, Kommandorufe, Fahnen und bunte Farben, Gewehrgeknall und Kanonendonner, Bilder und fulminante Zeitungsartikel: das sind seine Infektionsstoffe.

Der Militarist strebt nicht nach einem gewissen Ziel, sondern nach Ehre und Ruhm. Er will Schlachten gewinnen, Heere vernichten, Völker unterjochen; und wie der Sieger, der Blut gerochen hat, treibt ihn seine Leidenschaft immer weiter. Alle unsre Gegner verfolgten bestimmte politische Ziele, zu deren Erreichung ihnen allerdings eine starke Wehrmacht diente. Aber sie sahen darin nur ein Mittel, ein notwendiges Uebel. Wir hatten gar keine solchen fest umrissenen Ziele. Erst nach den großen Siegen tobte sich der Wahn ins Ungemessene aus. Und ich bin fest davon überzeugt: Mit der Erringung noch größerer Erfolge wären die Ziele in immer unabsehbarere Fernen gerückt.

Wer als Soldat und besonders als aktiver Offizier vor dem Kriege und im Kriege seinen Beruf ernst nahm, der brauchte trotzdem kein Militarist zu sein. Mir wenigstens stand mein Beruf viel zu hoch, als daß ich etwa für das Soldatenspielen der Wehrkraftjungen ein Verständnis gehabt hätte. Immer habe ich unangenehm empfunden, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft den Offizier nicht nach seinen Leistungen, sondern nur nach seinem Rock beurteilte. Genug absprechende Urteile in Kameradenkreisen hörte ich über das aus der militaristischen „Mentalität” geborene wahnwitzige Streben nach der Stellung eines Reserve-Offiziers. Den ernsten Offizieren schien es durchaus keine Ehre, daß zehnjährige Prinzen schon in Leutnantsuniform herumstolzierten, und daß ein Schwarm meist wenig befähigter Abkömmlinge von Königen sich in unsern Stand eindrängten. Mancher Kamerad hat mir seine Verachtung der Zivilisten ausgesprochen, die vor Generalen und Leutnants katzbuckelten. In meinem Regiment wurde es fast als Strafe empfunden, wenn wir Leutnants zu Feierlichkeiten in Veteranen- und Kriegervereinen kommandiert wurden. Es ist ein großes Unrecht, die Masse der strebsamen und tüchtigen aktiven Offiziere nach jenen ostelbischen Karikaturen oder nach jenen Gewaltmenschen bei den hohen Kommandobehörden im Kriege zu beurteilen. Man beobachte scharf ! Ich habe in der letzten Zeit eine Menge ehemaliger aktiver Offiziere gesprochen, die sich innerlich ganz von allen militaristischen Systemen losgesagt haben, es aber für ihre Kavalierpflicht halten, immer noch in das alte Horn zu tuten. Eine Exzellenz, über dessen fortschrittliche Ansichten ich mich schon im Kriege immer gefreut hatte, sagte neulich zu mir: „Eigentlich bin ich Sozialdemokrat, gewählt habe ich einen Demokraten — aber ich bin Mitglied des Deutschnationalen Ver-

bandes. Da ich den Personen des alten Regimes zu Dank verpflichtet bin, kann ich mich nicht offen von ihm lossagen.”

Der unsinnige Drill, die Forderung des Kadavergehorsams, der Parademumpitz, die Monarchenverehrung, die säbelrasselnde Außenpolitik und der militärische Klassendünkel hatten im aktiven Offiziercorps ihre schärfsten Gegner. Nur drang dieser Kampf selten in die Oeffentlichkeit. Grade beim Militär fanden sich scharfe Antitoxine gegen den Militarismus, ganz besonders in Mittel- und Süddeutschland. Aber sie waren machtlos gegen die Krankheit, welche das ganze Volk ergriffen hatte, die Zivilisten vielleicht mehr als die Militärs. Die gefährlichen Vor - kämpfer des Militarismus im Militär bestanden aus zwei Gruppen: die eine bildeten die Offiziere z. D. und a. D., diese Bezirkskommandeure, die alten, in den Kriegervereinen quasselnden Knacker, die es für ihre Ehrenpflicht hielten, das Gift ins Volk zu träufeln; die andre Gruppe bildeten die Streber, die Gewalt- und Schiebernaturen, welche in der Vertretung militaristischer Tendenzen einen Weg zum Erfolg sahen. Aus ihnen rekrutierten sich auch die unseligen Ratgeber der Fürsten und ihrer Sprößlinge. Ist es nicht bezeichnend, daß dieses Element in der republikanischen Reichswehr bereits wieder die Oberhand gewonnen hat, daß es in den Kriegsarchiven sein Unwesen treibt, um durch seine Geschichtsschreibung sich reinzuwaschen ?

Der Militarismus ist keine Organisation, sondern eine „Mentalität”. Der Kenner sieht ihn dem daran Kranken am Gesicht an. Es gab im Frieden wie im Kriege Offiziere, welche sich gegen Untergebene, gegen feindliche Landeseinwohner oder Gefangene einfach alles erlauben konnten, ohne einen Haß auf sich zu ziehen. Es kam nur darauf an, wie sie solche Maßnahmen „begründeten”, ob sie in Ausübung einer Pflicht handelten, einer schweren Pflicht, zu der sie sich nur mit Ueberwindung, ja mit Abscheu, durchringen mußten — oder ob sie von einem perversen Lustgefühl getrieben wurden. Die Wollüstlinge sind eben die „Militaristen”. Diesem Typus gehören auch die Bluthunde und grausamen Gewaltmenschen an, die wir im Zivilleben finden. Beobachtet einen Schutzmann oder Gerichtsvollzieher bei der Ausübung seiner Amtspflicht, den Richter bei Verkündung einer Strafe, seht euch den Lehrer an, wenn er einen Schüler bestraft, den Direktor, wenn er einen Arbeiter entläßt, den Jäger beim Schießen, den Arzt bei der Operation, ja den Gärtner, wenn er einen alten Rosenstamm abschneidet. Ihr werdet hier das Pendant des Militaristen sofort erkennen.

Leider ergreift der Militarismus, als eine Seuche, auch harmlose tndividuen. Das ist ein Spezifikum des deutschen Militarismus. Wenn englische Offiziere Kolonien eroberten und dabei Einwohner bedrückten, sich als echte Militaristen benahmen, so ist doch dem englischen Volke nie eingefallen, diese Taten mit Nachdruck gutzuheißen oder sie gar zu verherrlichen. Das deutsche Volk aber hatte schon lange vor dem Kriege die militärischen Gewaltmethoden zur Tugend erhoben. Man lese doch nur jene ekle populäre Literatur über den Krieg 1870/71, die vom Volk in Massen verschlungen wurde — während die ernsten,

wahrheitsgetreuen Berichte nie zur Kenntnis der Allgemeinheit gekommen sind.

Ich habe im Kriege wiederholt von Offizieren die schärfste Verurteilung unsrer militaristischen Presseberichte gehört. Sie bezeichneten es als eine Beleidigung der Frontsoldaten, als eine Verhöhnung ihres schweren Berufs, daß man dessen Wesen und seine Ziele für eine sensationslüsterne Menge so entstellte. Ich kannte vor dem Kriege einen ältern Offizier, der es nicht gern sah, wenn sein Junge „Soldaten" spielte, weil, wie er sagte, der Beruf zu groß sei, als daß man einen Ulk für Kinder und Laien daraus machen dürfe.

Freilich mußte man grade vor dem Kriege beobachten, wie der Widerstand im bayrischen Offiziercorps gegen die von Nordosten heranrollende militaristische Agitationswelle immer geringer wurde. Man sehe sich die Bilder bayerischer Generale von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis fast gegen das Jahrhundertende an, und man wird finden, wie hier — genau wie heute noch in Frankreich — der „Gelehrten-Typus" vorherrscht, und wie seit fünfundzwanzig Jahren mehr und mehr der kalte, starre Militaristenkopf sich vordrängt. Es war eben ohne den preußischen militaristischen Schnitt keine Karriere mehr zu machen.

Dies galt übrigens ebenso, wenn auch in geringerm Grade, vom zivilen Staatsdienst. Auch hier begann der „forsche" Stil das Vorwärtskommen zu erleichtern.

Alle diese Umwandlungen gingen langsam, dem Einzelnen kaum fühlbar vor sich. Das Ausland aber hat sie genau bemerkt und daran die „europäische Gefahr" erkannt.

Das deutsche Volk wurde von dieser Krankheit ergriffen und hat ihr nicht den gebührenden Widerstand entgegengesetzt. Darin liegt seine Schuld ! Ich will nicht entscheiden, ob die Ausdehnung der Krankheit von gewissen Gruppen und Persönlichkeiten bewußt gefördert wurde. Auch diese Förderer waren ja krank. Ihr und unser Verhängnis war, daß sie ihren psychopathischen Zustand selbst für den gesunden und für einen volksbeglückenden hielten.

An Lucy v. Jacobi von Katharina Rathaus

„Aber die gesamte französische Romanliteratur verböte ich auf Jahrzehnte . . . Was weißt du denn schon von einer alten Magd, wenn ihr Aussehen, ihr Tun, ihr Lebensweg genau aufnotiert ist ? Gib sie in die Hände Gogols, Dostojewskis: mit einem Satz wie mit einem Schlag wird er dahin zielen, wo der Kern, das Wesentliche der Kreatur sitzt, und sofort vollzieht sich das Wunder, um dessentwillen allein es wert ist, schwarze Buchstaben auf weißes Papier zu drucken: Du erkennnst die Schwester."

Lucy v. Jacobi in Nummer 28 der ‚Weltbühne'

Ich habe einmal die Geschichte einer Magd gelesen, die ihre Herrin liebte und einem Mann in Liebe verfallen war. Sie belog, betrog und bestahl das angebetete gnädige Fräulein, um dem Schuft, der Jupillon hieß, und den sie liebte, Rosen unter die Füße zu breiten, um ihm die Qual der Armen, die Fron einer verhaßten Arbeit zu ersparen, um sich durch Geld, das sie ver-

schwenderisch an ihn verschenkte, begehrenswert und unentbehrlich zu machen, da ihre reine Seele und ihre große Leidenschaft keinen Marktwert für ihn besaßen und als Zahlungsmittel der Liebe ihn nicht entzünden konnten. Sie erleidet das Frauenschicksal Derer, die sich verloren haben; die kein „Glück" auf Erden finden, weil sie es in einen andern Menschen projiziert haben, und weil die Seele dieses Menschen kein Spiegel ist, der wiedergibt, sondern eine stumpfe schwarze Fläche, die das hineingeworfene Licht frißt. Es steht darin geschrieben, wie unselige Angst und Gehetztheit des Herzens die Qualen eines abgenützen Körpers mißbraucht, um die Schreie der Seele zu übertönen, wie diese Magd endlich durch Tränen zu jener höchsten Verachtung kommt, „zu jenem Gipfel des Leidens, wo das Uebermaß des Schmerzes einer Ironie gleicht, wo der Kummer, indem er das Maß menschlicher Kräfte übersteigt, das Empfindungsvermögen des Menschen weit unter sich zurückläßt, wo das gefolterte Herz, das die Schläge nicht mehr fühlt, zum Himmel, dem es Trotz bietet, emporruft: ‚Noch mehr !' "

Diese Geschichte heißt ‚Germinie Lacerteux', ist von Jules und Edmond de Goncourt, und bevor sie beginnt, steht auf einer Seite als Geleitwort: „Das Publikum liebt die unechten Romane: dieser Roman ist echt. Es liebt die Bücher, die sich wie Gesellschaftsmenschen benehmen, die geschniegelten und gebügelten Bücher: dieses Buch kommt von der Straße." Ach, es kommt sehr von der Straße; denn wenn du einmal zwischen Nacht und Morgengrauen durch eine nördliche, übelbeleumdete Straße von Paris oder Berlin gehst, siehst du zwischen Rinnstein und Hausflur auf dem schmalen Bürgersteig belebte, unheimliche Schatten, hörst die rauhe und brutale Stimme eines Mannes, sein kurzes und unmenschliches Lachen und dann eine lang gezogene Frauenstimme voll kreischenden Geheuls, das von der Schönheit des Schmerzes nichts, von seinen Qualen alles weiß. Und du fühlst, daß er sie schlägt, wenn nicht — was schlimmer ist — hinauswirft, daß es von ihr zu ihm alle jene folternden Bande gibt, die die Frau für immer binden: das Opfer, das Leiden, die Erniedrigung. „Er besaß sie, weil er ihr Inneres verletzt, ihre Illusionen mit Füßen getreten, ihr Leben gemartert hatte. Sie war sein für ewig, an ihn wie an den Herrn all ihrer Schmerzen gebunden." Und du erkennst, daß es die klagende Stimme von Germinie Lacerteux ist, dieser großen Liebenden, die auf sich nahm die Schande aller Frauen dieser Welt und sie durch namenloses und verschwiegenes Leid entsühnte. Und wie der Buddhist noch im Tier sich erkennt: „Tat twam asi", so erkennst du in ihr die Schwester: „Das bist du !". Alles, was sie tat, tat sie um Liebe, und das Leben schlug sie dafür wie Keine. Als das alte Fräulein von Varaudeuil, ihre kindlich geliebte und so oft betrogene Herrin, ein paar Tage nach Germinies Tode auf den Montmartre-Friedhof fährt, um ihr die Verzeihung für so viel Schmach und Sünde an das armselige Grab zu bringen, da hat man vergessen, das Stück Holz, das Kreuz der Armen, einzupflanzen, das die Stätte, wo sie ruht, hätte erkennen lassen. „Um an ihrem Sarge zu beten, mußte man auf gut Glück

zwischen den Gräbern zweier Tage beten, als ob das Schicksal der armen Germinie auf Erden ihrem Leib nicht mehr Platz als ihrer Seele gönnen wollte."

Diese Geschichte ist wohl gar kein Roman; es ist „die Erlösung des Herzens"; ach, es ist gewiß kein „geschickt gesteigerter und brillant erzählter Schundroman". Der sie schrieb, hatte auch wohl nichts von jenem pariser Redakteur, „der einen Aufsatz über Deismus mit der Begründung zurückschickte: ‚La question de dieu manque d'actualité'." Es ist auch nicht eine „erlesene und kostbare Spielerei", und es brauchte wahrhaftigen Gott nicht auf Jahrzehnte verboten zu werden.

Vielleicht hat Thomas Mann recht, wenn er die russische Literatur die „heilige Literatur" nennt; aber ich glaube, daß alles, was große Dichter schrieben, „heilige Literatur" ist, gleichgültig, welcher Nation sie angehören. Und wer wird „heilige Literatur" verbieten wollen ! Ist es nicht schön, zu wissen, daß der Dichter des ‚Allmächtigen Goldes' ein Franzose war, der 1918 am Kriege starb, und der vor langen Jahren den Helden dieses Buches zu der geliebten Frau also sprechen ließ: „Weißt du nicht, daß in zwanzig Jahren dieser Sohn deines Herzens, dieser Sohn meines Gedankens die Musterung eines Pferdehandels durchzumachen hat ? Und wenn er zu seinem Unglück gesund ist, wird man ihn wie ein Tier numerieren ! Beschwöre nicht das einzige Bild dieses Krieges — die Kaserne ist auch schrecklich. Mein Sohn, dein Sohn ist ein Knecht dessen, was man die Nation nennt. Zwanzig Jahre unendlicher Mühen unsrer beiden aufmerksamen Seelen, unser Fleisch, unser Werk, unser Opfer: es wird gefangen, geschlagen, beschmutzt, vielleicht getötet werden im Namen des Molochs, der Vaterland heißt."

Wer Wagners ‚Tristan und Isolde' so auf Adar und Izel wirken läßt wie Peladan im ‚Sieg des Gatten', der gibt uns wirklich Brot; und es ist auch Licht, trotzdem es aus dem Westen kommt.

Hier wie dort ist es nicht l'art pour l'art, ist es nicht die sublime Beherrschtheit der Sprache, die aus dem spröden Material der Worte einen köstlichen Behälter für süße Nichtigkeiten macht: die Sprache ist die Sklavin der Idee, und wenn ihre Schönheit uns erschaudern läßt, sodaß wir leise dieselben Worte wieder und wieder flüstern, so ist es das Verdienst allein der hohen Sache, der sie die Zunge leiht.

Die Franzosen haben viele Bücher geschrieben, die Das haben, was Sie allein den Russen zuerkennen wollen: „die Erlösung des Herzens". Denken Sie ein wenig an Madame Bovary, diese arme Seele, und den bösen Jammer ihres verpfuschten Lebens. Wandelt sie nicht hier auf Erden wie eine arme Irre, um einmal durch Arsenik vom Leben erlöst einzugehen in die reichen Gefilde ihrer maßlosen Träume !

Gibt es wirklich in der ganzen romanischen Literatur nichts so Reines und Edles wie eine kleine Erzählung von Gogol oder Gontscharow ? Kennen Sie ‚Die kleine Stadt' von Charles Louis Philippe und darin vielleicht die einzige Novelle: ‚Der Tod des Alten' ? Die Geschichte ist ohne Anfang und ohne Ende; der

alte Vater Turpin stirbt der alten Mutter Turpin nach, wie ein Regentropfen dem andern nachfließt. Es wird kein Wesens davon gemacht, und es ist kein Konflikt dabei, den man erzählen könnte; es ist sogar schwer, eine Inhaltsangabe zu machen von diesen sieben groß gedruckten Seiten. Aber es ist das Leben darin und der Tod und sogar der Uebergang vom Leben zum Tode, gleichsam die Brücke, die von einem zum andern führt, und der Weg ist klar und einfach; und wenn du die Geschichte zu Ende gelesen hast, ist es, als ob der Tod kein Rätsel mehr ist. Ist das nicht viel für sieben groß gedruckte Seiten ?

In diesem Buche sind noch mehr Geschichten, die das Herz erlösen und die Seele frei machen vom Staube der Alltäglichkeitslügen, so daß sie klar und bloß und durchsichtig wird wie Bergkristall. Da ist ‚Das Sterben der Armen', das so sang- und klanglos vor sich geht, wie das braune herbstlich-zerschrumpfte Blatt vom Zweige zu Boden raschelt, das sich in der Luft noch ein paar Mal um sich selbst in letzter Agonie dreht und dann doch der Anziehungskraft der Erde folgen muß. Da ist ‚Die Rückkehr', ‚Die Werbung', und da sind ‚Die beiden Nachbarinnen', die Woche um Woche abwechselnd sich gegenseitig den Kaffee kochen, damit sie nicht beide morgens Feuer anzumachen brauchen. Und wie jede die andre bemogelt und die jeweils Betrogene immer noch Komplimente über den ausgezeichneten Kaffee — der in Wirklichkeit ein fader Aufguß ist — machen muß, mit welcher krankhaften Sucht sie sich gegenseitig alle kleinen Niederträchtigkeiten des täglichen Lebens antun, und wie — nach plötzlicher Trennung — eine die andre nicht mehr missen kann und beim Wiedersehen ihre aufrichtigen Tränen sich vermischen: das ist ungetrübte, reine Tragikomik, die auf alle Mittelchen verzichtet und allein in der Auswirkung der Charaktere an den Begebenheiten des Alltags ihre ergreifenden Reibungsflächen findet.

Ich wüßte kein Ende, wollte ich ‚Vater Perdrix', ‚Croquignole' oder gar ‚Marie Donadieu' hierherzitieren, Bücher, über deren Seiten so viele große, kleine, grade, krumme, böse und gute Menschen wandern, daß einem müde und traumhaft schwer in den Gliedern wird von so viel heller Einsicht in das Sein und Tun unsrer Brüder und Schwestern und so viel süßer Nachsicht mit ihren törichten Sehnsüchten.

Darum wollen wir nicht die gesamte französische Romanliteratur auf Jahrzehnte verbieten, sondern froh sein, wenn wir zuweilen in Emma Bovary die heiße Gottessehnsucht von Dostojewtski aufflammen sehen, wenn wir in Peladan den Atem Strindbergs und Hamsuns zu spüren glauben, wenn uns die durchsichtige Melancholie der Novellen Charles Louis Philippes an die düstere Schwere Gogols mahnt. Wir wissen, daß Peladan und Rolland zu denselben Göttern beteten wie Franck, Latzko, Tolstoi, Dostojewski und Andre, die wir lieben. Und wir wollen — arme Kämpfer des Wortes — den Frieden, den die Waffe uns versagt, aufrichten und erhalten in unserm Vaterlande der Gedanken, wo an den Bäumen die Verse und an den Sträuchern die schönen Geschichten wachsen.

Bücher über Schönberg von Gisella Selden-Goth

Das eine, von Paul Stefan, heißt zwar: ‚Neue Musik in Wien'; aber dieser Begriff deckt sich heute mit dem Titel des andern: ‚Arnold Schönberg', einer Studie des Musikwissenschaftlers Egon Wellesz über seinen Lehrer. (Beide Bücher sind bei E. P. Tal in Wien erschienen.) Schönberg ist das Ereignis für die musikalische Jugend Wiens. Kein Wiener, mag er seiner Schule und Gefolgschaft auch persönlich fernstehen, kann sich der Wirkung seiner aufregenden Nähe entziehen. Schönberg ist die Gegenwart einer Musik in Wien, deren Vergangenheit Gustav Mahler heißt, deren Zukunft vielleicht bei Jenen liegt, die, laut Paul Stefan, „im Sinne des Novalis den unmittelbaren Ausdruck einer Empfindung, ohne Rücksicht auf die überkommene Form, in Töne zu fassen suchen; daher hier jeder Versuch einer Deutung mit den hierzu sonst angewandten Mitteln scheitern muß".

Also gedeiht in Wien offenbar noch der musikalische Expressionismus. Ich sage „noch"; denn hierzulande scheint er abgewirtschaftet zu haben. Keiner der Komponisten, die jetzt nach Einfall, Melodie, Form schreien, will mehr dabei gewesen sein. Ich glaube nicht, daß die jungen Wiener eine einleuchtende Definition dieses pleonastischen Terminus technicus — Musik, die ja nichts darstellt, ist ihrem eignen Wesen nach immer Ausdruckskunst — geben können. Aber ihr Streben und Ringen nach Auseinandersetzung mit neuen Problemen, wie es in diesen Büchern dargestellt ist, zwingt gewiß Achtung ab, Stefan ist mit Worten der Anerkennung nicht sparsam; Namen, die bisher nicht über Wien hinausgedrungen, bedenkt er mit enthusiastischem Lob, andern, deren flüchtiger Bekanntschaft man hier nur unerfreuliche Eindrücke von Schönberg-Mimicry und forcierter Askese verdankte, rühmt er, vielleicht hellhöriger, reichste Phantasie und Erfindung von wahrhaft neuer Art nach. Abwarten !

Inzwischen erfährt man aus den beiden Büchern merkwürdige Dinge. Zum Beispiel: daß Schönberg in einem Jahre der Not die Komposition seiner ‚Gurre-Lieder', die im besten Fluß war, beiseite legen und dafür sechstausend Seiten Operettenpartitur instrumentieren mußte, zum Teil für „recht bekannte" Autoren. Auch: daß seine beiden musikdramatischen Werke — deren monströse Partituren allerdings angeblich das Komplizierteste und Unzugänglichste sind, was je für Orchester geschrieben wurde — seit zehn Jahren unaufgeführt im Pult liegen. Man erfährt aber auch, daß es in Wien Komponisten gibt, die auf der Vierteltonskala ruhende Streichquartette schreiben, und solche, denen Schönbergs Atonalität nicht radikal genug ist, die „den gegebenen musikalischen Fall ohne Ideen, ohne Ausbau, ohne alles Außermusikalische, also auch ohne Persönlichkeit, die sich etwa aussprechen könnte, lösen wollen". Und manches Bemerkenswerte liest man über den ‚Verein für musikalische Privataufführungen', der nicht den Zweck verfolgt, neue Komponisten bekannt zu machen, sondern das Publikum zum Hören moderner Musik zu erziehen. Völliger Ausschluß der Presse von den allwöchentlichen Vortragsabenden, höchste Vollendung der Auf-

führungen durch viele, gut honorierte Proben, strenge Kontrolle der zuhörenden Mtglieder, keine Ankündigung des Programms: das sind einige seiner Prinzipien; Schönberg ist ihm Leiter, seine Schüler fungieren als Ausführende und Vortragsmeister. Dieser Verein wäre in Berlin nicht möglich. Gibt es hier Leute, die sich an zehn Abenden hintereinander ebensoviele Proben der ‚Kammersynphonie' anzuhören Zeit, Geduld, Nerven und Wohlwollen haben ? Zehn Proben, denen keine Aufführung folgte; denn es sollte ja nur „Jenen, die das Werk von Grund auf kennen lernen wollten, Gelegenheit geboten werden, dessen Aufbau unter Leitung des Komponisten von Anfang bis Vollendung mitzumachen".

Die Leute, die bei diesen zehn Proben sitzen, sind die Musik von Wien. Es sind Andre, und im Grunde doch Dieselben, die einstmals am Sonntag nachmittag schon vor der Kasse des Hofopernhauses standen, um Montag früh den unnumerierten Sitzplatz auf der Vierten Galerie zu ‚Tristan und Isolde' zu erobern. Dieselben Leute spielten dreimal die Woche zuhause Streichquartett und johlten, wenn ihnen zwanzig Takte aus dem ‚Siegfried' fehlten. Und als an einem düstern Maitag ein zum Sterben Heimgekehrter zu Grabe getragen wurde, säumten sie im strömenden Regen die lange Straße zum Grinzinger Friedhof, und das Herz schlug ihnen in Schmerz und Trauer bis zum Halse hinauf.

Mahler . . . „Was gäben wir einmal, noch einmal um diese Ouvertüre von ‚Don Giovanni'," sagt Stefan — „es ist vorbei !" Nicht vorbei für uns Beneidenswerte, die jenen wiener Mozart-Winter unverblaßt im Herzen tragen. Ich saß vor den berühmten grauen Türmen des ‚Don Giovanni', vor der kein zweites Mal erreichten Vollendung von ‚Figaros Hochzeit'; saß in der Parkettreihe unmittelbar hinter Mahlers Cembalo, als ‚Cosi fan tutte' zum ersten Mal über die Bühne flog, und las aus dem zuckenden, vibrierenden Dirigentengesicht die letzte Heiterkeit des göttlichen, unsinnigen Werkes. Bei dem Lachterzett der drei Männer lachte dieses Gesicht unbändig, hingebungsvoll, hemmungslos mit. Nie, nie empfinde ich seither das menschlich reine, verklärte Lächeln Mozartischer Musik, ohne an dieses Lachen denken zu müssen.

Mahler hat Schönberg geliebt und ihm geholfen und sich in der Erkenntnis seiner Begabung auch nicht irre machen lassen, als er den Wegen des Jüngern nicht mehr zu folgen vermochte. „Wozu schreibe ich noch Symphonien, wenn das die Musik der Zukunft sein soll ?" — seufzte er vor den Orchesterstücken, deren Partitur er angeblich nicht zu lesen vermochte. Aber er kreditierte Schönberg sein Vertrauen für eine Zeit, die er — hätte er sie erlebt — sicherlich nicht in allen ihren Erscheinungen verstanden hätte. Seinem Beispiel zu folgen ist vorläufig Pflicht auch Jener, die die Zukunft der Musik ganz anderswo sehen als auf dem Gebiet der Negation alles Bestehenden. Sie sollen sich, wie Wellesz sagt, „dem vagen Gefühl hingeben, einer großen Erscheinung gegenüberzustehen, der man auf alle Fälle seine Hochachtung zollen muß".

Auswendig lernen von Ernst Toller

„Zornig, angeekelt las ich den Haßgesang des Börries von Münchhausen in Nummer 30 der ‚Weltbühne'. Wie mag da erst der Otto Ernst schwelgen ! Ich habe einige Zeilen der Reimerei geändert und sende Ihnen den neuen Text."

Wir Männer, die wir nach fünf Jahren,
in denen wir — wir die Betrogenen waren,
heut zitternd vor Zorn den Haßschrieb gelesen,
der doch ihrer Blutschuld Beweis gewesen —

Wir Weiber, die wir, was wir geboren,
den Heimatlügnern vertrauend, in Schlachten verloren,
unsre Männer, unsre lieben Knaben
gemordet in der Erde liegen haben —

Wir Kinder, die wir vor Haßpoetenrichtern
stehen mit hungeralten Gesichtern,
vor Kerls, die unsre Händchen in Frondienst wollen zwingen,
den sie, zwei Mark die Zeile, in Stinnesblättern heilig singen —

Wir alle, wir alle, wir alle schwören
einen heiligen Schwur, und das Volk soll ihn hören,
wie's Freiheitslied ins Herz wir schmieden:
Wir wollen Frieden ! Wir wollen Frieden !

Damit wir einst in helleren Tagen
die Otto und Börries zum Teufel jagen,
die sich wie Zecken in unsre Leiber krallten,
und die heute ihr schamloses Maul — nicht halten !

Rundschau

Republik Deutschland

Eine Bilanz von entscheidender Beweiskraft zieht E. J. Gumbel in einem Heftchen des Titels: ‚Zwei Jahre Mord' (erschienen im Verlag Neues Vaterland).

Dies ist Gumbels Statistik, von der er uns versichert, daß er nur solche Fälle aufgenommen habe, wo auch die erschießende Partei nicht behauptet, in Notwehr gehandelt zu haben, daß er vor ihrer Aufstellung alle Prozeßberichte eingehend studiert und, wo ihm das Material nicht ausreichend schien, bei Berichterstattern und Angehörigen genauere Auskunft eingeholt habe — dies ist seine Statistik:

Von politisch rechts Stehenden wurden innerhalb zweier Jahre deutscher Republik 314 politische Morde verübt. Gumbel führt die Namen sämtlicher Ermordeten und die Arten an, wie sie getötet wurden, und berichtet uns dann über Namen und Schicksal Derer, die für den Mord verantwortlich sind, und Namen und Schicksal Derer, die den Mord ausgeführt haben. Wie steht es darum ?

Nun: Von den Verantwortlichen ist auch nicht einem einzigen ein Haar gekrümmt worden, und die Gesamtsühne an den 48 Ausführenden der 314 politischen Morde beläuft sich auf 31 Jahre 3 Monate Einsperrung (Zuchthaus, Gefängnis oder Festungshaft) nnd eine lebenslängliche Festungshaft.

35 links Stehende begingen 13 politische Morde. Ihre Gesamtstrafe: 8 Todesurteile und 176 Jahre 10 Monate Einsperrung.

In zwei andern Tabellen gibt Gumbel einen juristischen Ueberblick über die recht gut mit einander vergleichbaren Ausgänge der Fälle zweier Revolutionsversuche im republikanischen

Deutschland. Es stellt das Schicksal der Kapp-Rebellen dem Schicksal der bayrischen Rebellen gegenüber. Das Ergebnis. lautet:

Alle Mitglieder der Kapp-Regierung sind in Freiheit. Von 775 Offizieren, die am Kapp-Putsch beteiligt waren, ist gegen 486 das Verfahren eingestellt worden, 91 wurden beurlaubt, 57 versetzt, 48 des Dienstes enthoben, 13 disziplinarisch bestraft, 6 verabschiedet, gegen 74 ist noch keine Entscheidung gefallen. Gerichtlich bestraft wurde von 775 Insurgenten-Offizieren kein einziger. Ebenso ist gegen keinen einzigen der 54 Anhänger der Kapp-Regierung in der Provinz, die sich in hervorragenden öffentlichen Stellungen der Republik befanden, irgendwie eingeschritten worden.
Von 49 Mitgliedern der bayrischen Räte-Regierung jedoch wurden einer erschossen, 2 erschlagen und 46 zu insgesamt 146 Jahren 4 Monaten Einsperrung verurteilt. Ohne Strafe kam keiner davon. Ueber die 74 Anhänger der Räte-Regierung in der Provinz und die Inhaber militärischer Stellen bei der Räte-Regierung wurden 373 Jahre 5 Monate Einsperrung verhängt.
Was heißt das ?

Das heißt: Wir haben in den letzten zwei Jahren die Ungeheuerlichkeit erlebt, daß ein Menschenschlag, dessen Geistesverfassung wir fünf Jahre Blut und Tränen und fünfzig kommende Jahre Schuldknechtschaft verdanken, und auf dessen Credit-Seite einzig die Herbeiführung des Zusammenbruches eines Deutschland steht, das das ihre war — daß dieser Menschenschlag nach einer Revolution gegen ihn seine Zählebigkeit durch Errichtung eines Schreckensregimentes erweisen durfte, das auszuüben er in den Jahren seiner offiziellen Herrlichkeit nicht nötig hatte.

Auf nahezu jeden zweiten Tag kommt in zwei Jahren deutscher Republik ein ungesühnter Mord von rechts, wobei die Tatsache des Mordes an sich ebenso die
moralische Verlumptheit derjenigen Kreise brandmarkt, in deren Atmosphäre die Mörder gedeihen konnten wie die Tatsache seiner Ungesühntheit die moralische Korruptheit deutscher Richter offenbart und beides zusammen von neuem erweist, daß die Revolution keine Revolution gewesen sein kann, über die Diejenigen herrschen, gegen die sie sich durchgesetzt hat.
Hans Bauer

Carusos Unsterblichkeit

Caruso ist gestorben. Und ich halte eine Totenfeier ab.

Ich besitze kein Grammophon; aber ich habe mir eins geliehen. Und nun singt der tote Caruso, der da drüben in Neapel starr und bleich unter Blumen und brennenden Kerzen liegt, singt mir seine Lieder vor in meinem einsamen Zimmer zu Berlin.

Er soll kein so ganz edler, reiner, verehrungswürdiger Mensch gewesen sein. Bestimmt war er fett. Wahrscheinlich war er eitel und geschaftstüchtig; und das zahlungskräftige Publikum dreier Erdteile warf ihm Millionen in die sowie so schon goldne Kehle, während es andre, weniger gut genährte und weniger hörbare Künstler, Gelehrte, Erfinder, Genies von Zeit zu Zeit verhungern läßt. Das ist gewiß.

Aber diese Stimme ! Wenn danach Gott selbst zu singen anfangen wollte, so könnte er es nur mit der Häßlichkeit versuchen und wie eine heisere alte Frau erschütternd zu krächzen beginnen — durch Schönheit kann er dieses Organ nicht übertrumpfen. Glänzt es von Fett, von Gold oder von Gefühl ? Ich weiß nicht — es ist das reinste Metall.

Er singt ‚Aida‘, ‚Rigoletto‘, ‚Il Trovatore‘ und zusammen mit Antonio Scotti:„In dieser feierlichen Stunde”. Und dann zum Schluß: „Canta pe 'me”. Das ist ein Neapolitanisches Volkslied, ein Lied seiner Heimat. Ich verstehe kein Wort. Aber ich bin überzeugt: es ist ein Liebeslied;

und der Text wird sein wie bei bei allen Liebesliedern: „Ich liebe dich, ich liebe dich !" Wie er das singt ! Ich bin vor dieser Stimme, vor dieser Leidenschaft schon aufgesprungen und in die andre Ecke des Zimmers gelaufen. Er soll in Amerika Mädchen „unzüchtig" berührt haben (wie soll man, nebenbei, ein Mädchen züchtig berühren, wenn man es schon berührt ?), er soll Damen sozusagen gewaltsam überfallen haben. Das glaube ich gerne ! Wie sollte er sonst so singen, so wie ein melodischer Raubvogel schreien können ? Man könnte vor Süßigkeit, vor Sehnsucht — nicht weinen, nein, selber schreien, wenn man dies Liebesschluchzen hört. Er singt und singt noch einmal — während seine Leiche da, noch unbeerdigt, zwischen Blumen und Kränzen liegt. Er singt zu seinem eignen Begräbnis. In seiner Stimme schluchzt und lockt es. Seine Stimme ist hell und zart und geil und siegreich wie je. Der Tote, der da liegt, schluchzt, jauchzt, jubelt, singt, singt — wie die Erde, wie die Liebe, wie das Leben selbst. Er singt und singt und kann nicht sterben. Es ist eine tolle Totenfeier !

Hans Siemsen

Das Seebach-Stift

Was ist wohl trauriger und hilfloser als der altgewordene Schauspieler, dem es unmöglich war, sich für die Tage, die uns nicht mehr gefallen, einen Spargroschen zurückzulegen ?

Sowie seine geistigen und körperlichen Kräfte nachlassen, gleitet er in die Niederungen des Lebens. Redet mir um Gottes willen nicht von dem leichtsinnigen Künstlervölkchen, Ihr trägen und satten Philister, die Ihr euer Gewissen noch immer mit diesem albernen Märchen beruhigt !

Wißt Ihr, welch eine Fülle von Arbeit, Entsagung und unablässigem Kampf mit der gemeinen Not des Daseins oft solch ein Künstlerleben einschließt ? Ihr wißt es nicht.

Aber Marie Seebach, diese große gütige Frau, die wußte es, und so gründete sie in dem stillen Weimar das nach ihr genannte Heim für die Veteranen der Bühne.

Da kam der Krieg und durch ihn die furchtbare Teuerung. Die Zinsen des Stiftvermögens reichten nicht aus, und Genossenschaft, Pensionsanstalt und Bühnenverein spendeten große Summen um den Veteranen ihr Altersheim zu erhalten.

Aber all diese Opferfreudigkeit — sie langt nicht.
Monatlich 2000 Mark: mehr ist nicht vorhanden für 25 alte und gebrechliche Leute.
Und der Winter steht vor der Tür !

Was braucht es da noch vieler Worte ?
Steht ihnen bei, euern alten Kollegen, Ihr Künstler mit den Riesengagen, die Ihr oft an einem Tage Tausende im Film verdient. Wie lange kann ein alter gebrechlicher Mensch, der auch einmal jung und glücklich war wie Ihr, von dem leben, was euch ein einziger Tag einbringt ! Denkt daran, daß auch Ihr vielleicht einmal alt und gebrechlich sein werdet. Aber was brauche ich euch lange zu bitten ! Ihr ward ja immer gütig und hilfsbereit, wenn es galt; und Irene Triesch und Albert Bassermann sind euch schon mit dem schönsten Beispiel vorangegangen.

Aber auch Ihr Andern — helft ! Es sind Künstler im Seebach-Stift, die euern Eltern Stunden der Weihe und Erhebung gegeben haben. Es sind hochbetagte, vom Leben zermürbte Menschen. Die älteste Insassin ist 92 Jahre alt, und ihre fleißigen Hände ruhen heute noch nicht — die alte Dame strickt, um sich einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen. Solche Hände sollten nicht mehr arbeiten.

Die armen Leute denken an die kommende Zeit in zehrender Angst. Sie möchten die glühenden Sonnenstrahlen dieses Sommers einfangen für den Winter,

den sie frierend verbringen müssen, wenn Ihr nicht helft.
Helft !
Fanny Rheinen

Der Verlag der Weltbühne nimmt Gaben entgegen und wird unter denn Kennwort: ‚Für das Seebach-Stift' quittieren.

Der T.-I.

Das ist eine Menschengattung, die in Deutschland wild vorkommt: der Tatsachen-Idiot.
Der Tatsachen-Idiot ist ein Mensch, dems immer nur auf das Wie ankommt, nicht auf das Warum. Selbiger hat sein ganzes Leben lang furchtbar zu tun, um bei allen Manipulationen, technischen Vorrichtungen, Organisationen und Einrichtungen aller Art zu wissen, „wie es gemacht wird". Das wäre ja an sich ganz löblich; aber der Tatsachen-Idiot fängt das Ding immer von hinten an: bei den Fachausdrücken der letzten Jahre, ohne vom Grundprinzip der Dinge eine bescheidene Ahnung zu haben. Du hörst den T.-I. auf allen Eisenbahnfahrten, an allen Stammtischen, in allen Zigarrenläden begeistert streiten. Denn der T.-I. weiß nicht nur alles: er weiß es auch besser. Der T.-I. ist immer rechthaberisch. Er beweist alles. Wenn er ohne Kopf hinter einer entgleisten Lokomotive liegt, beweist der stattliche Rest des T.-I., daß die Lokomotive gar nicht entgleisen konnte. „Sie wern mir doch nicht erzählen . ."

Eine ganz besondere Wonne des T.-I. sind Verfügungen. Er kennt alle Reglements aller Behörden und liebt sie zärtlich. „Die Bestimmung lautet aber nun einmal so . . .", sagt er dreimal hintereinander. Er weiß Bescheid mit der Stufenleiter und den Rangverhältnissen aller Beamten, und all das hat für ihn die Gültigkeit von Naturgesetzen. „Was ? Ihr Schwager ist Oberleutnant geworden ?" sagt der T.-I. „Kann er ja gar nicht ! Denn . . ." — und nun hebt er an.
Er ist erst beruhigt, wenn er weiß, daß alles nach der Regel gegangen ist. Der T-I. ist begeisterter Rationalist. „Was ? Christus hat Wasser in Wein verwandelt ? Kann er ja gahnich ! Das wär' ja auch noch schöner, wenn da Jeder ohne behördlichen Wunderschein — ! Nein, mein Lieber !"

Sport begünstigt die Anlage zum T.-I. Gaffen und sich nur an das rein Tatsächliche halten: das ist die Freude des T.-I. Er wacht eifersüchtig über die Natur, daß nichts geschieht, was er nicht — genau nach den geltenden Bestimmungen — verstanden und somit auf den vorliegenden Fall angewandt hat. Gewitter, der Regenbogen, das Finish, die Beförderung, das Haltesignal auf der Eisenbahn, Uniformen, Postmarken, Steuervorschriften, die Polizeistunde — wie ungeheuer wichtig ist das alles ! Er kennt nur eins: den Apparat. Kurz: ein idealer deutscher Untertan.
Peter Panter

Insterburg

Das Ostpreußische Tageblatt schreibt:

Ein Stadtrat von Insterburg, aber keiner von den „kleinen", sondern einer, der im Magistrat das Hauptwort zu führen ge wohnt ist, soll es für möglich befunden haben, in einem öffentlichen Lokal in ein harmlos-scherzhaftes Stammtischgespräch über die Oberbürgermeisterwahl in der ungewöhnlichen, etwas stark drastischen Art und Weise einzugreifen, daß er den erstaunten Bürgern einen Körperteil, den der anständige Mensch mit den Beinkleidern zu verhüllen pflegt, in entblößter Form zum Beschauen darbot. Vielleicht dürfte ob dieses Vorkommnisses eine kleine Anfrage an den Magistrat in der nächsten Stadtverordnetensitzung in nachstehender Form am Platze sein: 1. Ist dem Magistrat von diesem skandalösen Vorfall etwas bekannt ? 2. Was gedenkt der Magistrat zu tun, um in Zukunft solche das Ansehen des Magistrats wahrlich nicht fördernde „Enthüllungen" eines seiner Mitglieder zu verhüten ?

Antworten

Zentrale für. . . Kinnings, organisiert nicht so viel ! Es ist schauerlich. „Im Benehmen mit" — was wahrscheinlich „im Einvernehmen mit" heißen soll —, also angetan mit einer falschen, undeutschen Wendung stürzt sich jede von euch Zentralen mitten hinein ins Gefecht. Und das teilt ein und ordnet unter und ordnet über und zentralisiert und dezentralisiert und zählt auf, daß einem himmelangst wird. Könnt Ihr euch gar nicht denken, daß Jeder auch außerhalb der Organisation tüchtig arbeitet ? Eure Organisationen sind Ueberorganisationen. Sie verschlingen viel zu viel Kraft. Wie toter Ballast schleppt sich das fort, und es ist kein Wunder, daß der Luftballon keineswegs steigen will. Man steigt nicht in die Luft mit hundertundzweiunddreißig Bänden, die dick und schwer und zu nichts zu gebrauchen sind. Jede Zentrale bildet sich ein, das deutsche Volk sei nur ihretwegen da, und jede von ihnen sei ganz besonders wichtig und unentbehrlich und nötig und über die Maßen ersprießlich. Wi hebbt da naug von ! „Das im Grundplan unter XV. 1. 2. 3. a. b. c. d. angegebene Ziel wird somit erreicht." Ach nein ! So nicht ! Und Ihr tätet gut, etwas weniger zu organisieren und dafür lieber ein bißchen mehr zu arbeiten ! Man tau !

Heidelberger Student. Eine Freude, in Ihres weiland Max Weber ‚Politischen Schriften' zu lesen (die jetzt der Drei-Masken-Verlag zu München herausgibt). Anno 1906 schreibt er an Friedrich Naumann: „Das Maß von Verachtung, welches uns als Nation im Ausland nachgrade — mit Recht ! das ist das Entscheidende — entgegengebracht wrid, weil wir uns das Regime dieses Mannes gefallen lassen, ist ein Machtfaktor von ‚weltpolitischer' Bedeutung für uns geworden. Jeder, der einige Monate lang die fremde Presse verfolgt, muß das bemerken. Wir werden „isoliert', weil uns dieser Mann in dieser Weise regiert und wir es dulden und beschönigen. Kein Mann und keine Partei, die in irgendeinem Sinn demokratische und zugleich nationalpolitische Ideale pflegt, darf die Verantwortung für dieses Regime, dessen Fortdauer unsre ganze Weltstellung mehr bedroht als alle Kolonialprobleme irgendwelcher Art, auf sich nehmen." Eine Freude, das jetzt zu lesen ? Eine gemischte Freude. Kein Mann und keine Partei durfte . . . Und alle Männer und alle Parteien haben . . . Und so kams, wie es kommen mußte.

Provinzler. Was bei euch möglich ist, das überwältigt einen Großstädter doch immer wieder. Da krieg' ich ein Blatt der Bergisch-Märkischen Zeitung zu fassen, und da ist der Entlassungsschein eines Landsturmmanns aus dem Jahre 1831 facsimiliert: voll von dem komischsten altväterischen Schwulst, voll weiser Ratschläge an den Reservisten, sich des „Gehorsams gegen Orts- und Lands-Obrigkeit, pünktlicher Befolgung vorhandener Gesetze, sittlichen und wahrhaft anständigen Betragens, lieblichen Benehmens gegen seine Mitbürger" zu befleißigen, und voll tröstlicher Versicherungen, wie ihn im Alter das Bewußtsein, einmal der Garde-Landwehr angehört zu haben, wärmen und nähren wird. Ueberschrift : ‚Wie es einst war !' Und daneben steht, was neunzig Jahre später der Zeitungsschreiber im Dienst des Herrn Stinnes euch mitzuteilen hat: „Der Generalappell aus Ehrgefühl des schlichten Soldaten ist für uns Menschen der heutigen Zeit

gradezu erschütternd. Mit würgendem Ingrimm müssen wir daran denken, wie die Wüstlinge am deutschen Geist, die Saboteure unsres Sieges versucht haben, unser ganzes Heer auseinanderzuohrfeigen. Wie den Soldaten aus speckigen Notizbüchern Zettel in die Hand gedrückt wurden mit der Aufschrift: ‚Entlassen'. Und darunter ein kaum leserlicher Namenszug, der sich notdürftig über die drei Kreuze des Analphabeten erhob, mit dem grauenvollen Epitheton: ‚Soldatenrat'. Das ist der Geist des November 1918 in Vergleich gesetzt zu dem Geist des November 1831, der aus dem hierneben wiedergegebenen Blatte spricht. Wähle, du deutscher Bürger ! Wähle, du Arbeitsmann, der du einstmals voll Stolz den Rock deines Königs getragen hast und deine eigne Ehre in jede seiner Nähte verwoben fühltest. Damals trugst du in deinem Werktagskleid wie in deinem Feiertagswams den Militärpaß. Heute hast du die Mitgliedskarte deiner Partei, bei deren Anblick dir heiß auf die Seele fällt, was dieser kümmerliche Wisch dich an Geld kostet, von dem du nicht siehst und nicht weißt, was damit geschieht. Fühlst du dich heute wohler, deutscher Arbeitsmann ? Wenn nicht, dann lies noch einmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben dieses wunderbare Blatt, das wir heute wiedergeben. Suche seinen Geist zu fassen und die Wege des deutschen Mannes zu wandeln, wie sie dort vorgezeichnet sind." Es sind die Wege, von denen wir Kinder in jenem November 1918 gehofft hatten, daß sie das Alte Regime zum dunkeln Hades hinabführen würden. Aber dem Alten Regime schauderte es vor der Kühle dort unten. Es zog sein Gewand fester an sich, die feldgraue Toga, die ihm sein Freund, der Arrnee-Intendant, aus seinen Beständen besorgt hatte, und kehrte um. Schon seh ich es auf dem langen Pinienwege heraufwandeln. Es ist nicht mehr weit vom deutschen niedergeschlagenen Reich. Und in kurzem wirds dessen Grenzen überschritten haben und mit brausendem Jubel empfangen werden.

Das neue Europa

Zürich, Wien, Berlin.

Das Augustheft enthält eine Reihe sehr interessanter und aktueller Artikel, zum Beispiel: ‚Völkerbund und Reparationskommission' vom ehemaligen Botschafter Dr. C. Th. Dumba, ‚Das Fiasko der Revolution in der Volksseele' von Rudolf Jeremias Kreutz, ‚Der deutsche Pazifismus' von Dr. Gargas (Berlin), ‚Paléologues Memoiren' von Dr. Josef Kunz, ‚Franz Josefs Umgang mit Frauen' von Leopold Wölfling. Bestellungen beim Verlag C. Konegen, Wien, 1 . Bezirk, Opernring 3.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin: 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H.. Potsdam.

XVII. Jahrgang 1. September 1921 Nummer 35

Weltkrieg und Feudalismus von Lothar Engelbert Schücking

I. Das Ende des Feudalismus

Wir stehen den Ereignissen zu nahe, die wir erlebt haben in den letzten fünf Jahren. Wir vermögen unsre Zeit nicht so zu beurteilen, wie unsre Kinder oder wir selbst es in Jahrzehnten tun werden. Wenn das aber erst möglich ist, wenn die Katastrophen Europas erst den Edelrost angesetzt haben, der den Historikern ermöglicht, die großen Causalitäten aufzudecken: dann wird man nicht mehr nur von Nationalisms und Kapitalismus, von Chauvinismus und Kommunismus reden. Dann wird man klar die großen ethischen Defekte der Zeit erkennen. Man wird von den evangelischen Geistlichen erzählen, die im Weltkrieg als Reserveoffiziere sich im Handgranatenwerfen hervortaten und, in die Heimat zurückgekehrt, verboten, daß in ihre kirchlichen Anzeiger Artikel über Pazifismus Aufnahme fanden. Man wird von Militärärzten erzählen, die auf den Verbandplätzen Verwundete auf Vordermann aufstellten. Man wird geheime Akten über die Repressalienlager auf beiden Fronten veröffentlichen und schaudernd feststellen, daß die Menschheit den höchsten Rekord an Unmenschlichkeit von 1914 bis 1918 erreicht hat. Der Gründe sind viele: die großen Massen mit ihren potenzierten Leidenschaften, die Ausbildung der Technik mit ihren Giftgasen, Fliegerbomben und Granaten mit Verzögerung. Aber es kam doch Eines hinzu, etwas unheimlich Grausames: das war der Feudalismus, der sich im Militarismus noch zum letzten Male austobte.

Im Wesen des Adels liegt aus zwei Gründen etwas Unmoralisches. Der Adel entsteht überall aus der Kriegerkaste. Der Adel steht und fällt sozusagen mit der Kriegerkaste. Adel ist im Mittelalter, richtiger Ansicht nach, keine Klasse, kein Stand, sondern eigentlich ein Beruf, nämlich der militärische. Ohne den Adel, der die Privilegien des Krieges dann ausgebeutet hat, wäre die Welt längst pazifistisch geworden, hätte man längst begriffen, daß der Pazifismus eine Forderung nicht der Vernunft, sondern vor allem der Moral ist; was die Handgranatenwerfer unter der Geistlichkeit aus natürlichen Gründen zuzugeben sich weigern. Aber auch noch aus einem andern Grunde ist der Feudalismus unmoralisch. Er bekämpft das Gemeinschaftsgefühl. Der Adel lebt davon, daß er sich nicht gemein machen will.

Allerdings: wenn er, wie der westfälische Adel, so unpopulär geworden ist, daß Niemand mehr aus ihm seine Führer entnehmen will, dann kann vorkommen, daß selbst ein Adelsklub wie der Münsterische im vorigen Jahr bei der großen Prozession den Grundsatz aufstellt: „Der Adel gehört zum Volke”. Solchen Satz wird erst eine Aristokratie aufstellen, zu der - das Volk kein Vertrauen mehr hat -— denn Niemand hat so gegen diesen Satz gehandelt wie unser deutscher Adel. Nie-

mand trennte sich so vom Volke, wie diese Chambre-séparée-Aristokratie, die seit Jahrhunderten Gemeinschaftsgefühl weder mehr besaß noch zeigte. Und trotzdem lief das Bürgertum hinter dieser Aristokratie her. Trotzdem war das Bürgertum stolz, diesem Feudalismus sich anzupassen und anzugleichen inbezug auf Militarismus und Volksverachtung. Inbezug auf Kultur, also Wissenschaft, Kunst und Religion hat der deutsche Adel längst an das Bürgertum die Führung abgegeben. Trotzdem suchte das deutsche Bürgertum die Defekte der angebeteten Feudalen nachzuahmen. Und der Hauptdefekt war diese lebendig erhaltene Eignung für den Militarismus, dem die alte Kriegerkaste ihre Privilegien und ihr Dasein verdankt. Die Kriegerkaste muß auf Brutalität und Rücksichtslosigkeit,. auf Grausamkeit und Menschenfeindschaft züchten, sonst bleibt sie nicht Kriegerkaste. Die Bekämpfung und Verkrüppelung des Gefühlslebens war eine der Hauptaufgaben der Kadettenanstalten. Edle Menschlichkeit kann niemals Ziel einer adligen Kaste sein. Sie würde sich selbst damit aufgeben. Pazifismus und Demokratie müssen dem Feudalen verhaßt sein, der den entgegengesetzten Prinzipien seine Stellung verdankt. Wie gutmütig war im Kriege der deutsche Landsturmmann, wieviel härter der Offizier, wie grausam die Generalität in ihren Etappen- und Operationsbefehlen ! Und wie merkwürdig stolz waren die höhern Kommandobehörden auf jede Rücksichtslosigkeit, die sie sich leisteten. Die bewußte Abkehr von der Menschlichkeit ist ein charakteristischer Zug des Militaristen. Und diesen Zug hatte sich der Junker am lebendigsten erhalten. Ein Mann aus dem Volke hätte als Soldat niemals den Befehl geben können, daß ein Lazarett mit Schwerverwundeten plötzlich umziehe aus irgendeinem bürokratischen Grunde. Ein Mann mit bürgerlicher Gesinnung hätte auch zu Repressalienzwecken niemals Gefangenenlager einrichten können, in denen Leute von Ungeziefer aufgefressen wurden und verhungerten. Dazu gehört überall die Herzlosigkeit des Junkers, die allem menschlichen Gefühl mißtraut, weil es nationale Interessen schädigen kann. Als ob für die nationalen Interessen Brutalität wertvoll wäre ! In Oberschlesien können wir uns doch für Alles, was geschieht, unmittelbar bei Denen bedanken, die den Polen durch eine brutale Gesetzgebung ein Jahrzehnt entrechtet haben. Und was dort an deutschem Eigentum zerstört wird, dafür müßte von den Herren v. Tiedemann und Kennemann persönlich Ersatz verlangt werden, da ihre Politik der einzige Vorwand ist, auf den sich die polnischen Räuberbanden stützen können.

Was allerorten zusammenbrach, zunächst im Heere, dann in der Staatsverfassung, das war das Junkerregiment. Spätere Zeiten werden das klarer sehen als wir, die wir noch in den Ereignissen drin stehen. Das Volk mit seinem Schrei nach innern Reformen sah darin klarer als manche Staatsmänner. Die herrschende Adelskaste wurde im Kriege entlarvt als das, was sie war: egoistisch, grausam und volksfeindlich. Der Gedanke, daß Adel zu höherer Moral verpflichtet, ein Gedanke, den der baltische Adel jetzt noch hat, war in Deutschland längst ins Gegen-

teil verkehrt. Seit der Marne-Schlacht berechtigte der Adel nur noch Standesherren zu hohen Stellungen in der Etappe, andre Edelleute zu hohen Stellungen bei Stäben, im Kriegsministerium — nur nicht im Graben, wo schließlich, wie man vielfach sagte, die Volksschullehrer als Offiziere Soldaten kommandierten, die Arbeiter waren. Der Adel leitete, aber er machte immer weniger mit. Es gibt Leute, die darüber Statistiken anzulegen versuchten. Aber man lernte sich kennen. Ich kann von mir selber sagen, daß ich bis zum Kriege geglaubt habe, diese Antipazifisten der Ritterschaft, die den Krieg immer als Notwendigkeit erklärten, würden im Kriege, so wie ihre Vorfahren, bis zum letzten Mann vor der Front fechten. Noch der große Kurfürst von Brandenburg führte in der Schlacht bei Logelbach (Colmar) seine Schwadronen einzeln in die Attacken und war einer der tapfersten Leute seiner Zeit; in der Zeit, da der Adel Bedeutung gewann, gab es keine Telephongenerale. Aber Jeder, der im Krieg unsre adligen Kavalleriegeneralstabsoffiziere bei den Stäben gesehen hat, weiß, daß diese Tapferkeit der Ritterschaft, nachdem die Blüte der Nation 1914 gefallen war, sich nicht durchgehends vererbt hatte und Adel schließlich eine Anwartschaft auf eine Etappenstellung bedeutete. Der deutsche Arbeiter sah das mit Staunen und Interesse, und so hat der Weltkrieg uns vom Feudalismus endgültig erlöst, indem er der großen Masse des Volkes die falsche Ehrerbietung vor Leuten genommen hat, die diese garnicht verdienen.

Unsre Aristokratie kommt dagegen mit gewaltigen Statistiken über Kriegsverluste.

Zugegeben. Aber wie stark ihre Beteiligung war, so stark mußten ihre Verluste sein. Auch im Bürgertum sind ganze Familien ausgestorben. Aber man hat sich kennen gelernt in diesem Kriege. Der sozialdemokratische Arbeiter und der gräfliche Fideikommißbesitzer haben den Krieg nicht als Genossen, sondern ihrer verschiedenen Friedensstellung entsprechend mitgemacht: der Arbeiter war in der Sappe unter feindlichem Minenfeuer und der Graf hinten bei der Division als Ordonnanzoffizier. Dem Arbeiter imponiert der Graf nicht mehr; denn der Arbeiter weiß ganz genau, daß dieser Graf selbst im Kriege noch ein Lotterleben führt und unter dem Kriege versteht, daß Andre für ihn sterben.

Wie lange hat es gedauert, bis diese feudalen Herren mal bei der Infanterie vorn tätig werden durften, und wie bald waren sie da wieder verschwunden !

Es hieß, sie müßten geschont werden, um die Armee später nach den alten Prinzipien wieder aufzubauen. Warum schloß sich dieser sonst so kriegerische Adel nicht zu Todesbataillonen zusammen und ging zum Angriff vor, statt die Etappenorganisation auszubauen ! Daß der deutsche Adel militärisch hoch qualifiziert sei und sein Ansehen verdiene, glaubt in Deutschland kein Mensch mehr, seit die Garde-Kavallerie sich in einer Denkschrift wegen ihres Verhaltens in der Marne-Schlacht hat verteidigen müssen. Als die Revolution kam, waren die feudalen Herren vielfach am ängstlichsten vor den eignen Leuten.

Wer früher als Demokrat den Adel angriff, begegnete einer gewissen Zurückhaltung in Bürgertum und Arbeiterschaft. Wer kannte diese Leute eigentlich so recht, die sich von aller Gemeinschaft mit dem Volke so ängstlich zurückhielten ? Würde im Kriege nicht jeder ein Held sein von dieser alten Kriegerkaste, die Völkerverständigung als hellen Unsinn betrachtete ? Wollten nicht nach der Felddienstordnung die Offiziere des Generalstabs, bei dem der Adel so bevorzugt wurde, die Patrouillen gehen ?

Ich bin bei fünf Infanterieregimentern im Graben gewesen und habe nie einen Generalstabsoffizier eine Patrouille gehen sehen. Sie arbeiteten die Angriffsbefehle für Andre aus.

Dem Adel fehlt das Gemeinschaftsgefühl. Er erzieht seine Kinder in der großen Kunst der Unhöflichkeit gegen andre Menschen, die gesellschaftlich unter ihm stehen. Dieser Mangel des Gemeinschaftsgefühls macht den Junker so grausam gegen den Feind, so brutal gegen den Untergebenen, so unhöflich gegen den nicht adligen Kameraden. Eine Klasse, die zusammengehalten wird nicht durch ethische Prinzipien, sondern durch Abwehr gegen Alle, die nicht Klassengenossen sind, muß in einer Armee verheerend auf die Kameradschaft wirken. Und so hat auch der Adel zersetzend und vernichtend gewirkt, denn eine gewisse Demokratie ist in jedem Heere selbstverständlich. Auf die Kavallerie war die Wut in der ganzen Armee schließlich am größten, weil dort der Feudalismus am stärksten war.

(Schluß folgt)

Tschechoslowakei von Alfred Korn

Sie waren, sehr verehrter Herr Jacobsohn, so freundlich, mich in Nummer 23 der ‚Weltbühne' sagen zu lassen, daß der herrschende Geist in der Tschechoslowakei mit dem Geist der deutschen Hakenkreuzritter wesensverwandt sei und selbst die einsichtigen Deutschen zur Resignation treibe, woran ich die Bitte schloß, mitzuteilen, daß Herr Camill Hoffmann, der in Nummer 19 aufgefordert worden war, die Wahrheit über die Tschechoslowakei zu verkünden, als Presseattaché der berliner Tschechoslowakischen Gesandtschaft, also in amtlicher Eigenschaft, spreche. Herr Hoffmann wirft mir daraufhin in Nummer 31 Aufregung vor, unterbreitet Ihnen die „deutschböhmische" Ideologie, die seine „leidenschaftslosen Tatsachen" nicht als wahr gelten lassen wolle, und beschuldigt die Deutschen, die nicht seiner Meinung sind, der moralischen Majorisierung der Tschechen. Gönnen Sie mir noch eine Erwiderung, in der ich mich möglichst auf Tatsachen beschränken will, freilich nicht auf leidenschaftslose Tatsachen, da doch Tatsachen, bei denen Blut fließt, notwendigerweise mit Leiden und Leidenschaft verbunden sind.

Ungefähr zu derselben Zeit, als Herrn Hoffmanns Vernichtung der deutschböhmischen Ideologie im allgemeinen und meiner Person im besondern gedruckt wurde, sind in Aussig an der Elbe Menschen vernichtet worden. Lassen Sie sich erzählen. In der Stadt Aussig, deren Bevölkerung zu 83 Prozent deutsch ist, wurde Sonntag, am einunddreißigsten Juli, auf

freiem Platz eine Versammlung der tschechischen Legionärs- und Minderheitenvereine abgehalten, um die sich die deutsche Bevölkerung, wie sichs gehört, nicht kümmerte. Weil aber in einem nahegelegenen Wirtshaus Klavier gespielt wurde, kam es zu Prügeleien. Im Wirtshaus wurde der Klavierspieler, ein Blinder, geprügelt, auf der Gasse vier andre Deutsche, darunter zwei Sechzigjährige, die offenbar wegen ihres Alters besonders rauflustig waren. Die städtische Polizeiwache, die Ruhe stiften wollte, wurde mißhandelt (vierzehn Wachleute meldeten körperliche Beschädigungen) und zog es vor, unverrichteter Dinge abzurücken.

Wegen dieser Straßenereignisse wurde für den dritten August eine deutsche Versammlung angesagt, um Schutz für die Bevölkerung zu verlangen. (Herrn Hoffmann gestehe ich, daß ich die Versammlung für überflüssig halte, weil es keinen Schutz vor randalierenden Patrioten gibt.) Die (sicherlich pathetische) Wendung in der Versammlungs-Einladung, die deutsche Heimat sei bedroht, war Vorwand, um im tschechischen Gebiet südlich von Aussig die demobilisierten Legionäre zu mobilisieren. Das sind Leute, die in der tschechischen Auslandsarmee gedient, jetzt Staatsanstellungen und das Recht erhalten haben, ihre Waffen mit nachhause zu nehmen und nach Belieben in Uniform aufzutreten. Diese Demobilisierten, aber nicht Abgerüsteten, fuhren, zweihundert Mann stark, gratis mit der Bahn nach Aussig. Dort war inzwischen die deutsche Versammlung verboten und der Versammlungsplatz von Gendarmerie abgesperrt worden. Hinter dem Kordon forderte ein deutscher Abgeordneter die Versammlungsbesucher zum Nachhausegehen auf. Grade, als sich der Menschenhaufe löste, kamen die Legionäre vom Bahnhof, der Gendarmeriekordon öffnete sich vor ihnen bereitwillig, und gleich darauf fielen Schüsse. Die „Zivilisten” liefen davon, die Legionäre mit Bajonetten hinter ihnen her. Um zehn Uhr abends war die Eroberung von Aussig beendet. Das Ergebnis war: 1 Toter, 9 Schwerverletzte (von denen 2 inzwischen gestorben sind) und 36 Leichtverletzte — alles Deutsche, bis auf einen tschechischen Handwerker, der sich bei seiner Einbringung ins Krankenhaus darüber beschwerte, daß seine Landsleute schlecht aufgepaßt hätten. Die städtische Wache war während dieser Ereignisse eingesperrt, die Gendarmerie sah zu, und das Militär war — wie der terminus technicus lautet — in der Kaserne konsigniert.

Tags darauf gab der Ministerpräsident eine Erklärung ab, darin er die Deutschen als die Schuldtragenden bezeichnete, weil sie drei Wochen vorher in einer Protestversammlung wider den Steuerdruck gegen den Staat gehetzt hätten, darin er ferner sein Bedauern über den Vorfall aussprach und eine strenge Untersuchung ankündigte. Heute, nach zwei Wochen, wird vermutlich noch immer untersucht, aber die fieberhaft nachforschende Behörde weiß noch nicht, wer den Tod von 3, die Verletzungen von 43 Menschen verursacht hat.

Und nun frage ich Sie, Herr Jacobsohn: Erinnern Sie sich Ihrer Hakenkreuzritter ? Spüren Sie den Hauch ihres Geistes,

der Ungeist ist ? Erkennen Sie die rührend ergebnislose „Untersuchung” scheinheiliger Staatsbehörden wieder ?

Ich erzähle die Geschichte einer physischen Majorisierung, bei der Blut, während bei Herrn Hoffmanns moralischer Majorisierung höchstens Tinte vergossen wird, weil sie beinah Alles über den Geist, um den es sich zwischen Herrn Hoffmann und mir dreht, aussagt. Wenden Sie nicht ein, daß man nicht verallgemeinern dürfe. Denn Aussig ist kein Einzelfall; Blut ist auch vorher geflossen, in Kaaden, in Teplitz, Eger, Asch, in Pohrlitz, in Zuckmantel, in andern Orten, sogar in der Slowakei, wo es nicht gegen Deutsche, sondern gegen Slowaken geht. Den Geist des blutrünstigen Chauvinismus, den die Behörden des Staates gewähren lassen, und an dem sie mitschuldig werden, wollte ich an Einem Beispiel materialisieren und darf wohl Ihnen wie mir ersparen, überdies noch das Epos der Rechtsbeugungen, der Ungerechtigkeiten, der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gewalttaten, der Vergehen gegen die bloße Vernunft und die Staatsraison zu rezitieren, ein Epos, das den tschechischen Chauvinismus der Hauptschuld überführt, den deutschen (den ich in Nummer 23 der ‚Weltbühne‘ keineswegs verschwiegen habe) allenfalls der Mitwisserschaft.

Herr Hoffmann hat Aussig nicht geahnt und die Vorgänger vergessen, als er schrieb, daß die unbestrittene Herrschaft, „wie bekannt ist”, Männern wie Masaryk gehöre. In Wirklichkeit ist Masaryk machtlos gegen den militanten Chauvinismus. Alle Begeisterung und Verehrung, mit der Masaryk überschüttet wird, ist Lippendienst. Sie bleibt am Aeußerlichen haften, gilt nur dem Heroischen, der mechanischen Tat des Staatsgründers, nicht aber dem großen Moralethiker und Wahrheitsfanatiker, dessen Geist unverstanden bleibt. Wie bezeichnend ist es doch, daß seine Partei eine Tischrunde unter Führung des Professors Rádl darstellt, die sich an Wahlen nicht beteiligt, geschweige denn ein politisches Mandat erhalten hat. Nicht Ein Vertreter Masarykscher Gesinnung sitzt im Abgeordnetenhaus oder im Senat. Selten ist ein großer Mann von der Intelligenz seines Volkes so verlassen gewesen wie Masaryk, und wer dem kenntnislosen Ausland einredet, daß Masaryk die unbestrittene Herrschaft gehört, um den Nimbus dieses Namens für seine Zwecke zu mißbrauchen, der baut Potemkinsche Dörfer.

Auch die gleichzeitige Nennung des Namens Benesch ist eine Spekulation auf die Kenntnislosigkeit des Auslands. Der jetzige Minister des Aeußern Benesch war Masaryks wertvollster Mitarbeiter während der Auslandsrevolution: im neuen Staat betätigt er sich als Imperialist und Chauvinist, steht den Nationalsozialisten nahe und gehört in meinem Sinne gewiß zu der Gruppe, die die unbestrittene Herrschaft besitzt.

Wenn Herr Hoffmann die deutschböhmische Ideologie als frivolen Widerstand gegen „Umschaltung”, „zwangsläufigen Ausgleich”, „Minderung des bisherigen Uebergewichts” darstellt, so bleibt er wohlweislich an der Oberfläche der Dinge haften und wirft Anlässe und Ursachen durcheinander. Alle Versündigungen der „deutschböhmischen Ideologie” bei verschiedenen

Anlässen verblassen vor der Ursache allen Kampfes, vor dem Gewaltgeist, der unternimmt, einen Staat von (ungefähr) sechs Millionen Tschechen, dreieinhalb Millionen Deutschen, zwei Millionen Slowaken, einer Million Magyaren, anderhalb Millionen Ruthenen und etlichen Polen als tschechoslowakischen Nationalstaat aufzuzäumen — wobei ein großer Teil der Slowaken aus unsichern Kantonisten besteht, die noch heute durch den Ausnahmezustand bei der Stange gehalten werden müssen. Die Fabrikanten des tschechischen Staates haben große Augen gehabt und alles Erreichbare zusammengerafft. So ist statt des angestrebten Nationalstaates ein Nationalitätenstaat, eine Fünfvölker-Republik entstanden, ein leibhaftiges Klein-Oesterreich. Diese Entdeckung mag aufregend sein, sie ist aber eine leidenschaftslose Tatsache und nicht aus der Welt zu schaffen, auch nicht durch das Geschrei und die Faust der Chauvinisten, die sich Befugnisse weit über ihre Zahl, ihre Bedeutung, ihre Fähigkeiten hinaus anmaßen. Da hilft nur grundsätzliche Umkehr und politischer Witz, freilich nicht Herrn Hoffmanns politischer Witz, der ihn erkennen läßt, daß der Bestand der Tschechoslowakei in Mitteleuropa heute die einzige Gewähr gegen eine Restauration der schwärzesten Mächte Ungarns, Bayerns und Oesterreichs biete. Das ist ein schlechter Witz, der die politische Lage Europas vom Horizont des prager Hradschin beurteilt. Als guter Republikaner kann man nur wünschen, daß nie der Tag kommen möge, da die Reaktion in jenen Gegenden nur noch den Widerstand der Tschechoslowakei zu überwinden hätte. Das könnte kurios verlaufen.

Vielleicht wird Herr Hoffmann wieder sagen, daß ich nicht, wie er, die andern Seiten sehe. Ich sehe vor allem die Seite, wo der Wurm im Holz sitzt und das Gerüst zernagt, während Herr Hoffmann — aus Neigung oder Beruf — verzückt die Firlefanz-Fassade rühmt. Annäherung, Verständigung, Zusammenleben, wirtschaftliche Gegebenheiten (welch eine „wirtschaftliche Gegebenheit" war doch Oesterreich-Ungarn !), nüchterne Sachlichkeit, Verbindendes: lauter schöne Sachen, die aber einen bittern Beigeschmack bekommen, wenn sie mit Gewehren und Bajonetten gelehrt werden. Wer die wirkliche Freiheit liebt (und nicht die Freiheit des Faustrechts), wer die bessere Zukunft Europas herbeisehnt, die nur im Frieden werden kann, muß sich zunächst gegen den Geist der Hakenkreuzritter zur Wehr setzen, auch der tschechoslowakischen, die im Pulvermagazin Europa mit Pechfackeln hantieren. Freiheit und Friede, Verständigung und Zusammenarbeit und die bessere Zukunft, von der Herr Hoffmann spricht, können in ein Staatswesen nicht einziehen, solange dort das Recht gebeugt, Siegerübermut, Machtwahn, Gewaltanbetung gezüchtet und das Bajonett als Argument verwendet wird. So wenig Wilson mit den Hohenzollern, so wenig kann ein Demokrat mit Herrn Hoffmanns Brotgebern paktieren. Sie — und nicht der deutsche Chauvinist, mit dem später abzurechnen sein wird — sind die unmittelbare Gefahr, die bekämpft werden muß. Und der Deutsche in der Tschechoslowakei, der das tut, ist ein besserer Tschechoslowake, als Herr Hoffmann ahnt.

Orgovan von Andor Gábor

Im Wald von Orgovan bei Kecskement haben Horthys Offiziere, vor allen der berüchtigte Massenmörder Iwan Hejjas, hunderte von Unschuldigen zu Tode gemartert und dann an die Bäume gehängt. Die geknebelte ungarische Presse mußte schweigen, bis in der Nationalversammlung eine Interpellation eingebracht wurde — freilich, ohne die Zustände Horthy-Ungarns zu bessern. Das folgende Gedicht stammt aus einem in Wien erschienenen Bande des Dichters Andor Gábor.

Das ist der Wald, der, wenn der Wind sich hebt,
von Gräueln raunt und vor sich selbst erbebt.
Wo aus dem kleinsten Zweig, knickt ihn der Wind,
ein purpurroter Tropfen niederrinnt.
Der Wald, in dem der Morgensonne Licht
sich statt im Tau in blut'gen Tränen bricht.
Der Wald — ein riesiges Medusenhaupt —,
der, seiner Schmach sich schämend, nicht mehr glaubt,
daß je ihm neue Frühlingswinde nahn:
Orgovan !

Ein Wald in Ungarn — nicht im Märchenland.
Herr Horthy erntet hier mit eigner Hand.
Und rauscht der kalte Nachtwind in den Zweigen,
dann heben Knochenbeine sich zum Reigen.
Die Tänzer wiegen leicht sich im Geäst,
ein rotweißgrüner Strick hält jeden fest.
Ein neuer Tanz, den Horthy sich erdacht.
Man tanzt ihn unermüdlich Nacht um Nacht.
Die Glieder schlenkern hoch auf luft'gem Plan:
Orgovan !

Du Unhold mit vertiertem Angesicht,
kannst du noch schlafen ? Flieht der Traum dich nicht ?
Gibts noch ein Bett, daß dich nicht ausgespien ?
Noch einen Gott, der Ruhe dir verliehn ?
Noch eine Sonne, die ihr Licht dir sendet ?
So fragen Die, die deine Hand geblendet.
Scherzt du mit Frauem noch, keck und galant ?
So fragen Die, die deine Hand entmannt.
Wann trinkt er dich, der blut'ge Ozean ?
Orgovan !

Hoch überragt die Burg das blut'ge Meer.
Dort steht ein Thron — was, Horthy ? — der ist leer ?
Doch hoch und höher steigt die rote Flut.
Langst nach der Krone du, mit frechem Mut ?
Aasgeier, Totengräber du ! Vermessner Tropf !
Der Königsreif auf eines Henkers Kopf ?
Nein, Weihrauchduft zieht nie in deine Lungen,
der Krönungschor, dir wird er nicht gesungen.
Tief unterm Throne endet deine Bahn:
Orgovan !

Noch stehen Bäume viel in Ungarns Gärten,
die alle, Horthy, dich, nur dich erwarten.
Devote Bäume ! Sieh, wie sie sich biegen,
um dich auf ihren Aesten sanft zu wiegen.
Vor unserm Fluch, Durchlaucht, muß dir nicht bangen:
die Bäume sind es nur, die nach dir langen !
Und einer schwingt dich hoch in sein Geäst:
das wird der Wälder Ungarns schönstes Fest.
Wer weiß — es naht, eh' dreimal kräht der Hahn:
Orgovan !

Deutsch-amerikanischer Filmkrieg von Hans Siemsen

Der deutsch-amerikanische Friede ist geschlossen. Der deutsch-amerikanische Filmkrieg hat begonnen. Anzeichen sprechen dafür, daß er ähnlich verlaufen wird wie sein militärischer Vorgänger auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs. Einstweilen erfechten wir Sieg auf Sieg. Unser trefflicher Filmverleih-Generalstab hat dafür gesorgt, daß wir gleich mit unsern größten Kanonen beginnen konnten: Madame Dubarry; Anna Boleyn; Dr. Caligari. Diese Kanonen reichen nicht nur von Berlin und New York, sondern um die ganze Erde — und man soll sich in Berlin vorsehen, daß man nicht von den eignen Schüssen, wenn sie erst mal um die Erde rum sind, in den Rücken getroffen wird. Die drei großen Kanonen haben Erfolg in Amerika: aber was wollen wir hinterherschicken ? Werden die kleinern Kaliber auch so weit reichen ?

Die Amerikaner beginnen ihren Feldzug ganz anders. Harmlos und einzeln kommen sie angeplänkelt. Von großen Kanonen ist keine Rede. Mit ganz kleinem Kaliber fangen sie an. Trotzdem bringen sie schon Leben in die Bude. Man kann, weiß Gott, wieder in ein Kino gehen, ohne auf Hamlet, Dostojewski, Ibsen, Maeterlinck, Stefan George, Nietzsche, Freud und Schopenhauer zu stoßen. Wahrhaftig: diese Amerikaner verfilmen keine Sonette, keine psychologischen Romane, keine Musikdramen, keine Relativitätstheorien — und der himmlische Vater amüsiert sich doch.

Aber der Deutsche ! Aber der deutsche Doktor und Oberlehrer ! Er fragt nicht: „Amüsiere ich mich ?" Sondern: „Darf ich mich hier amüsieren ? Hier, wo keine Spur von Schopenhauer, nichts von Fichte, nichts von Goethe, ja nicht einmal was von Psycho- und andrer Logik, von Grammatik und Rechtschreibung zu merken ist — darf der gebildete Mensch sich hier amüsieren ?" Und nachdem er sich amüsiert hat, geht er entrüstet nach Hause. Oder wie mir nach einem schönen amerikanischen Wild-West-Film ein sehr gebildeter, sehr kluger, in Berlin sehr geschätzter Herr Doktor ganz harmlos sagte: „Das ist natürlich unterhaltender als die deutschen Filme. Aber geistige Werte hat es doch garnicht."

Der einfache, nicht gebildete und nicht mit dem Doktortitel verzierte Mensch aber amüsiert sich, ohne zu fragen: „Darf ich ?" Er weiß zwar nicht, daß nicht nur das feine Buch und das gebildete Theater, sondern auch der Zirkus, auch die Menagerie, auch eine Reise nach Afrika Reize und Anregungen haben, die sich vielleicht neben den „geistigen" Werten des Theaters und des Buches sehen lassen können, wenn sie einstweilen auch nur sinnlicher Natur sind und erst durch ein gutfunktionierendes Gehirn zu „geistigen" Werten verarbeitet werden müssen (wofern es denn durchaus sein soll). Der einfache Mensch weiß das nicht. Aber er benimmt sich, als ob ers wüßte. Er geht gern in den Zirkus und in die Menagerie und geht auf der Straße lieber spazieren als in den meisten Büchern und sieht sich den ungebildeten amerikanischen Film lieber an als den gebildeten deutschen. Und ich gehe mit ihm und sehe eine Kavalkade schöner Menschen, die herrlich reiten können, eine waldige Schlucht hinunterrasen, ich sehe einen halbnackten Indianer auf kahlem Felsen neben seinem Pferde, ich sehe einen Bären durch das Unterholz trotten, einen führerlosen Wagen mit zwei wilden Pferden einen Steinbruch

hinunter stürzen, einen Neger unter Wasser schwimmen, eine fröhliche, aber ganz ernst gemachte Boxerei und Verfolgungen und Wettrennen auf Autos, auf Lokomotiven, Motorrädern, Dampfern, Kanus und zu Pferde und immer wieder zu Pferde. Und selbst wenn das Alles nicht in so wundervollen Landschaften vor sich ginge: ich würde es doch noch viel lieber sehen als die ewige Intrigantenfalte um den Mund unsres trefflichen Reinhold Schünzel oder die schwarz umränderten Augen, mit denen Mia May den „geistigen" Werten des erschütternden Satzes: „Nein, Egon, laß das !" mimischen Ausdruck zu geben versucht.

Ich will noch einmal ausdrücklich erklären: Die amerikanischen Filme, die man bis jetzt in Berlin gesehen hat, sind ganz kleines Kaliber — es ist nicht Ein bekannter Name darunter. Und ein Urteil über das wirkliche Niveau der amerikanischen Filme kann man sich erst erlauben, wenn man Fairbanks, Hart, Hayakawa und Charlie Chaplin mehrere Male gesehen hat. Was bisher in Berlin zu sehen war, ist für Amerika nicht einmal guter Durchschnitt — es gibt nur eine schwache Ahnung von der Art, dem Tempo und der Technik. Was für einen von diesen amerikanischen Filmen man sich ansieht, das ist ziemlich einerlei. Sie heißen: Caro Aß; Newyorker Schreckensnächte; Goliath Armstrong; Am Marterpfahl. Und ihre „Idee", ihr Manuscript (wenn überhaupt eins da war) erhebt sich niemals über das Niveau des kindlichsten Indianerschmökers: Irgendjemand, der irgendwas geraubt hat, oder dem irgendwas geraubt werden soll, wird von irgendjemand verfolgt. Es ist immer das Selbe. Aber wie reizend werden diese albernen Manuscripte verfilmt ! Die deutschen Manuscripte sind gewiß viel besser und ganz sicher viel gebildeter. Aber was nützt mir das herrlichste Manuscript, wenn ein langweiliger Film draus wird ? Langweilig sind die amerikanischen Filme gewiß nie. In ‚Goliath Armstrong', zum Beispiel, taucht immer wieder ein Mann auf, der die geheimnisvolle und alberne Rolle eines „Phantôme" zu spielen hat. Er trägt eines Maske und einen malerisch flatternden Mantel. Aber er sitzt nicht, wie in den Romantiker-Romanen, auf einem schwarzen Roß, sondern auf einem eleganten Motorrad, und er macht mit diesem Motorrad Sachen, die kein Reiter mit seinem Pferde riskieren würde. Er fährt die tollsten Abhänge hinunter und hinauf, durch dicksten Wald mit Unterholz, über die Geländer explodierender Brücken, durch Bäche und Flüsse, er springt mit dem Rad von einem Abhang auf einen fahrenden Zug, fährt über die Dächer der Waggons, stürzt in Steinbrüche und erscheint immer doch noch eben grade rechtzeitig in der höchsten Not. Und immer in Maske und wehendem schwarzem Mantel. Das mag meinetwegen komisch, albern, kindisch sein — aber langweilig ist es ganz gewiß nicht.

Und man übersehe bei den technischen, sportlichen, akrobatischen Leistungen nicht die schauspielerischen ! In ‚Caro Aß", zum Beispiel, einem Film nach dem denkbar dümmsten und albernsten Manuscript, können die Hauptdarsteller Maria Walcamp und Lawrence Pytom nicht nur wundervoll reiten, fahren, schwimmen, schießen, boxen: sie sind auch zwei ganz ernst zu nehmende Schauspieler. Da ist eine Liebesszene: sie im Begriff, einen lebensgefährlichen Ritt anzutreten, wirft sich, zum ersten Mal, ihm in die Arme, und er, der ein Hüne und Athlet ist, zieht sie ganz schüchtern, ganz zart und unbeholfen

an sich — das machen ihnen nur sehr, sehr wenige deutsche Schauspieler nach. Und aus seinen Schlägereien geht er durchaus nicht als göttlicher und unnahbar siegreicher Held hervor, sondern als keuchender, halb geschlagener, nur grade eben noch sich auf den Beinen haltender armer Junge, der trotz seinem Sieg und seiner Wut eine ganz beträchtliche Portion Angst im Herzen fühlt. Es sind eben keine Götter und keine Filmhelden, sondern — trotz allen „Sensationen", Sport- und Kraftleistungen — ganz einfache und natürliche Menschen. Und dadurch, nicht nur durch die körperlichen Rekordleistungen, Motorräder, Pferde und Landschaften, wirken diese amerikanischen Filme mit den miserablen Manuscripten so angenehm. Die berliner Kritik hat keinen Sinn für die grenzenlose Naivität eines Films wie ‚Goliath Armstrong'. Ich meinesteils habe keinen Sinn für die Entgleisungen des vierten Teils, der keine Pferde und Reiter und Boxer, sondern alberne sadistische Maschinen eines vertrockneten Chinesen vorführt. Dieser Teil ist übel und dazu langweilig. Sadismus machen wir in Deutschland besser.

*

Mit den deutschen Filmen war inzwischen nicht viel los. Man sah Imitationen der Amerikaner. Es wurde auch geritten, gefahren, geschossen, geboxt. Aber wie ? Fragt mich nur nicht, wie ! Mit Droschkenpferden und halbverhungerten Edelkomparsen kann man keine auf körperliche Leistungen berechneten „Sensationsfilme" machen. Es rächt sich jetzt, daß der junge Mann, der zum Film wollte, in Deutschland immer gefragt wurde: „Haben Sie einen Frack ?" statt: „Können Sie reiten, schwimmen, boxen ?" Einen Frack haben sie nun alle. Aber damit allein macht man keine Filme. Diese Imitationen heißen: Jagd auf Schurken; Der geheimnisvolle Juwelendieb; Der Held des Tages (mit Breitensträters sympathischer Gestalt) — sie sind alle abscheulich dumm und langweilig.

Ein ganz guter Film ist: Das Haus in der Dragonergasse. Werner Krauß macht darin einen Zuhälter, einen im Grunde gutmütigen Taugenichts. Er macht das mit einigen Mätzchen, aber doch recht gut.

Und es gab noch einen sehr feinen, sehr literarisch aufgemachten Film, wieder mit Werner Krauß in der Hauptrolle. Einen „Film ohne Texte" mit Namen ‚Scherben'. Er hat großen Beifall in der Welt der Doktoren gefunden. Und es war, weiß Gott, der gebildetste und literarischste Film, den ich je gesehen habe. So etwa das Niveau einer nicht grade genialen Milieu-Novelle aus den Jahren des guten alten, halb Haupt-, halb Sudermannschen „Naturalismus". In die friedliche Oede eines Bahnwärterhauses schneit ein junger städtischer Inspektor und verführt die Tochter. Was bleibt der Mutter übrig, als draußen in der Winternacht vorm Muttergottesbilde zu erfrieren ? Und der Vater erwürgt den Don Juan und stellt sich, halb meschugge, dem Gericht.

In diesem Film passiert — da ja die Verführungsszene, aus Rücksicht auf Professor Brunner, leider Gottes nicht gezeigt werden kann — außer dem Erwürgungsmord und einen zwei- oder dreimal vorbeiprustenden Schnellzug so gut wie nichts. Nur die Oede, das drohende und das lastende Unheil werden fünf oder sechs Akte lang mit allen Mitteln der Mimik immer wieder und noch mal und noch einmal dargestellt. Das wird durchaus anständig gemacht, mit Seufzen,

Vor-sich-hin-stieren, Aufatmen, wieder Seufzen, Herzbeklemmungen, Warten, Zusammenschrecken, Enttäuschtsein, wieder Seufzen, Warten, Warten. Werner Krauß, der den alten, pflichttreuen, fast zur Maschine gewordenen Bahnmeister spielt, ist sogar ganz vorzüglich: langsam, lastend, schwerfällig, eindringlich, unvergeßlich. Aber was ist das Resultat dieser sechs mit Musikillustration sich dahin schleppenden Akte ? Kopf-, Leib- und Zahnweh. Und eine nicht zu unterschätzende Herzbeklemmung. Gehe ich deshalb ins Kino ?

Nein, dieser Film ist häßlich. Er ist mit viel Mühe und Sorgfalt, mit sehr viel Bildung und Geschmack auf ein für das Genre erstaunliches hohes Literatur-Niveau gebracht. Aber er ist (trotz der prachtvollen Leistung Werner Kraußens) abscheulich langweilig und unerfreulich. Er zeigt durchaus keine neuen Wege, wie Waschzettel und Kritik gleich begeistert versicherten, sondern einen recht ausgetretenen Literatur-Pfad, der immer irgendwie an der aesthetischen Hintertreppe landen wird. Er ist mit seiner, ach, so gesprächig illustrierenden Begleitmusik eine Art Kino-Melodram. Gott soll uns vor der Bildung schützen und vor der Geschmacksvöllerei ! Diese ‚Scherben' bringen dem Kino kein Glück. Sie beweisen vielmehr, daß man dem Film nicht mit Hilfe von guten, gebildeten und literarisch wertvollen Manuscripten zu Leibe gehen kann, sondern nur mit Hilfe von Schauspielern und Regisseuren. Und die wiederum müssen bei uns noch viel von den Amerikanern lernen, nicht nur Reiten und Boxen, sondern Natürlichkeit in den Bewegungen und Einfachheit in den mimischen Mitteln, und vor allem die Tatsache, daß es für den Film nicht genügt, so auszusehen, als wäre man das, was man spielt — kühn, gewandt, stark, schnell —, sondern daß man es sein muß. Bei welchem salomonischen Rat ich keineswegs übersehe, daß auch die Amerikaner noch manches von uns lernen können.

Billardopfer von Joachim Ringelnatz

Er starb am Billard, beim letzten Stoße.
Engel trugen ihn in die Höh.
Abraham fand in seinem Schoße
blaue Kreide und ein Billardqueue,
und er stieß in spielerischer Idee
nach den Sternen und Monden mit Linkseffet.
Abraham bekam des Spielen satt,
weil der Himmel keine Bande hat.
Warf also das Queue wütend zur Erde zurück.
Das brach einer alten Frau das Genick.
Die stand auf der Straße, doch nicht auf der Einwohnerliste.
Die nächste Gemeinde begrub und bezahlte die Kiste.
Und von dem Blitze, der bald dieses, bald jenes vernichtet,
wurde dann unter ‚Lokales' berichtet,
daß er eine fremde Zigeunerin draußen erschlug,
die einen gestohlenen Billardstock bei sich trug.

Ob wohl in Afrika oder am Delta des Nils
auch Leute so sterben als Opfer des Billardspiels ?

Wilnaer Schauspieler in Berlin von Arnold Zweig

Nun soll man euch also in Berlin begrüßen. Am ersten September fangt Ihr an.

Das Vergangene, das noch garnicht vergangen, sondern, noch unerlöst, unsereinem in Geist und Blut gebannt lebt, bis mans gestaltet ausstoßen darf — dies Stück vergangene Gegenwart belebt sich wieder, deutlich bis zum Schaudern.

Nach einem Armiererdasein von siebenundzwanzig Monaten, verdummt, gelähmt, angeknickt und im Wesen verstört, aber zu innerst hellhörig gemacht und aus einem Jugendschlaf von zehn Jahren gerüttelt, kommt man, ehemals Schriftsteller, nach Bialystok; dorthin auch kommt Ihr, um zu gastieren, und das Gerücht, euch voraneilend, rühmt euch mit Reinhardt-Vergleichen. Das nimmt den endlich zum Mißtrauen Erzogenen gegen euch ein; Juden, sagt er sich, in jüdischen Dingen sind entweder pro oder contra zur Uebertreibung angeregt; den Sachverhalt, objektiv gesehene Welt, geben sie selten wieder. So geht er zu euch, sitzt in jenem scheunenhaften Saale und sieht, in primitiven Kulissen östlicher Theaterei, erst skeptisch, im Verständnis durch das fremde Jiddisch gehemmt, bald warm und endlich ganz bezwungen, euch spielen. Das ist keine Spur von Reinhardt, sagt er sich, aber Brahm, Otto Brahm, qualvoll am Krebs verstorben, unsterblich in der Geschichte der deutschen Bühne, dieser Schöpfer des naturalistischen Theaters dürfte, und würde, euch als Enkel erkennen. Das wart Ihr: prachtvolles, naturalistisches Theater; im Zusammenspiel und in jeder Gestalt so wunderbar echt, so unverlogen und ungeschminkt, daß die Zuschauer, alte und junge, das Parkett und die wild übervölkerte Galerie, sich selber in euch erkennen und ihrem eignen Dasein, ihren eignen Noten und Idealen, unter euren Gestalten verborgen und durch sie ihnen offenbart, rasenden Jubels voll zu akklamieren nicht aufhören. Ihr, eure Stücke und sie, waren eine Einheit in drei Erscheinungen; das antike Theater, die Bühne Shakespeares hatte keine andern Vorbedingungen als Ihr, nur normalere, freiere, unvergleichbar leichter atembare Luft und produktivere nationale Existenz. Aber immerhin war diese Bühne, die Ihr in Bialystok, Grodno, Wilna, Warschau aufschlugt, um diesem Volke und seinem Drama genug zu tun, mitten in jüdisches Leben gestellt — immerhin wart Ihr Alle bei einander.

Und nun versucht Ihrs in der Fremde, in Berlin, mit einigen Protagonisten, dies gebrechliche, formlose, ganz nur ans Volk appellierende jüdische Drama zu spielen ? Ihr habt die prachtvolle Alomis und Asro, diesen nervösesten, härtesten und zugleich spitzesten eurer Kameraden; Ihr habt Schnëur, der in seiner breiten Ruhe prachtvoll die Väter verkörperte, die Blumenthal, deren frappant von einander unterschiedene Frauen ich heute noch vor dem innern Auge sehen kann, und Andre, die ich nicht kenne; das ist ein Kern, der manches verspricht und viel ermöglicht. Aber wo ist die Kiwkin, wo die Walter, wo vor allem ist Nachbusch, der Seïde, der Großvater, dessen Hochzeitstanz ich während dieses Daseins nicht vergessen werde: diesen

innig erschütternden, zugleich Weinen und Lächeln machenden Tanz mit der Flasche auf dem Kopfe und der verzücktesten, gesammeltesten Seligkeit um die geschlossenen Augen ?
Ihr werdet ja wissen, was Ihr tut: Ihr wagt etwas, und Wagen ist allemal erlösend in feiger auf Geschäft gerichteter Theaterzeit. Auf einer Bühne, die, getragen von einem großen Mimen, das zotige budapester Stück als ‚Jargonstück' dem Gelächter und Gewieher des bourgeoisen Juden und Nichtjuden ausstellte, auf dieser Bühne, einst Herrnfeld-Theater, jetzt Theater in der Kommandanten-Straße, deren Tradition Ihr gegen euch habt, werdet Ihr das jüdische Drama zu spielen versuchen: ‚Die pußte Kreczme' (Verlassene Schenke) und den ‚Verworfenen (einsamen) Winkel' Perez Hirschbeins, die noch keine Dramen sind, aber dem Drama schon nahe, und all das, was ich von euch sah: Aschs ‚Gott der Rache', Pinskis ‚Jankel der Schmied', Kobrins ‚Dorfsjung', den ‚Wilner Balhabessel', Nombergs ‚Familie' — all diese wirklichkeitsdurstigen, künstlerisch primitiven, aber mit den Sitten und dem Geiste der versunkenen ‚Tscherta' gesättigten Stücke, die euch Anlaß zur Gestaltung geben werden, ohne eure Spielfreude, euer bestes Teil, einzuschränken. Die Uebersetzungen eures frühern Repertoires braucht Ihr nicht zu bringen; Nathansen und Tschirikow, Fulda und Sudermann sind schon oft und besser gebracht worden, als Ihrs vermögt (obwohl Sonja in der ‚Schmetterlingsschlacht' eine der zartesten und entzückendsten Kindergestalten zauberte, die ich je auf der Bühne sah); aber ‚Eifersucht' werdet Ihr spielen, nicht ? diesen Schmarrn von Artzibaschew, in dem ich zwei unerhörte Bühnenaugenblicke erlebte ? Doch Gordin laßt beiseite, der ist Vergangenheit.

Und nun werdet Ihr ja anfangen. In Berlin habt Ihr zwei Elemente kunsthafter Art als Ersatz für das mangelnde Naturelement des national geladenen Zuschauerraums: große Schauspieler als Vorbilder und sachverständige, mit geistigen Maßstäben bewaffnete Kritik. Wollt Ihr euch in dieser Theaterstadt halten, so nehmt einen Rat an: seid ein Ensemble, ein Ganzes; seid sachlich und mit dem Geiste der Unterordnung unter den gemeinsamen Zweck eurer Spielfreude hingegeben. Ihr wart damals, in der Abgeschlossenheit der jüdischen Gasse und deutschen Etappe, eine künstlerisch ernste und prachtvolle jüdische Angelegenheit: nichts wird euch hindern, jetzt, vor der hellen kritische Oeffentlichkeit, zu beweisen, daß Ihrs noch immer seid. Ich jedenfalls wünsche euch herzlich Hals- und Beinbruch.

In der Zelle von Kaspar Hauser

Der eine Gefangene: Wie die Lampen blitzen ! Wie die Uhr schlägt !

Der andre Gefangene: Das sagst du jeden Abend. Jeden Abend um acht Uhr !

Der Eine: Dann ist der Tag so gut wie herum — der verfluchte Tag.
Der Andre: Wie lange noch ?

Der Eine: Noch sieben Jahre.

Der Andre: Ich komme drei Tage früher heraus als du.

Der Eine: Ich habe dir schon einmal für diesen dämlichen Witz mit dem Wasserkrug den Schädel halb eingeschlagen — solls ich noch einmal tun ?
Der Andre: Willst du noch einmal vier Wochen Dunkelarrest dafür haben ?

Der Eine: Hund.

(Pause.)

Der Eine: Was gibts Neues ?
Der Andre: Die Brüder von Nummro Acht sind wieder raus. Heute morgen.

Der Eine: Was ? Wie sies bloß anstellen ! Es ist jetzt das vierte Mal.
Der Andre: Wieso das vierte ? Das dritte !

Der Eine: Das vierte. Das erste Mal — das waren die Liebknecht-Leute. Wie lange waren die drin ? Warte mal — eigentlich gar nicht. Sie kamen gleich frei, nein, sie kamen in eine andre Anstalt. Man kennt das. Bloß das arme Luder von Soldat, den die Offiziere in der Patsche sitzen ließen — der sitzt ja wohl heute noch.
Der Andre: Und das zweite — ?

Der Eine: Das zweite Mal — da waren hier die Stuben voll. Da haben die Soldaten in der Stadt die Offiziere eingesperrt, die aus dem Putsch. Wir haben nicht viel davon erfahren — die Aufseher lügen. Ich hatte mir ein Endchen Zeitung geklaut. Da stand alles drin. Die Jungens hatten aufs falsche Pferd gesetzt, und da kamen sie, anstatt zu Aemtern und Pöstchen, hierher. Wie lange saßen die ?
Der Andre: Vier Tage.

Der Eine: Dann kam eine Ordre — von oben, sagte der Kalfaktor, da waren sie frei.
Der Andre: Und das dritte Mal — ?

Der Eine: Das dritte Mal warens Baltikumer. Die gingen gleich wieder — einer hatte achtunddreißig Stunden gesessen. Er drohte dem Reichswehrminister mit Absetzung.
Der Andre: Und dieses vierte Mal — ?

Der Eine: Was die ausgefressen haben, weiß ich nicht. Aber es muß eine dolle Sache gewesen sein — denn sie waren in zwölf Stunden frei.
Der Andre: Wie sies nur anfangen — !

Der Eine: Sie haben Protektion. Die hast du eben nicht.
Der Andre: Aber es sind doch schwere Jungens wie wir — sie haben gemordet, sie haben doch Hochverrat machen wollen, sie haben den Eid gebrochen, sie haben . . .

Der Eine: Du vergleichst uns mit diesen Kerlen — ! Du hast so wenig Ehrgefühl im Leibe, daß du uns mit diesen Brüdern vergleichst — ! Mit denen da — ! Du — !
Der Andre: Ich meinte nur . . . Hilfe — ! Hilfe — ! Laß den Wasserkrug weg — !

Der Eine: Man hat doch seinen Stolz, verdammt nicht noch mal — ! Du Hund — !

Der Aufseher (von draußen): Wird da Ruhe da drin ! Oder soll ich dazwischen fahren — !

(Es wird still.)

Der Eine (flüsternd): Nimmste das zurück ?
Der Andre: Ja doch.

Der Eine: Merk dir das: Und wenn die ganze Republik die ansiedelt und versorgt — bei uns nicht ! Wir wollen anständig bleiben ! Gute Nacht — !

(Sie legen sich auf die Pritschen.)

Rundschau

Her mit dem Kriegsmuseum !

Dem Guten müssen bekanntlich alle Dinge zum Besten dienen. Und zwar auch den guten Nationalisten, die das Kunststück fertig bringen, selbst aus der Riesenpleite des verlorenen Kriegs Kapital zu schlagen. Seit das geprellte Volk ihnen die Prokura entzogen hat, behaupten sie frech und frei, dieser Akt der Selbsthilfe sei die Ursache unsres Elends.

Aber von dieser falschen historischen Buchführung soll hier nicht die Rede sein. Noch in andrer Hinsicht wollen die Herrschaften den verlorenen Krieg ihrer Stimmungsmache nutzbar machen. Ihre Spekulation geht auf die Spießerpsyche, wenn sie heute fast allerorten für Kriegsdenkmäler aus Erz und Stein werben. Nach einem gewonnen Krieg Denkmäler zu setzen, ist keine Kunst. Aber nach einem verlorenen ! Das soll einer dem deutschen Spießer nachmachen !

Es gibt böse Menschen, die dieses Denkmalsbedürfnis für belustigend halten. Wahren wir lieber feierliche Objektivität, indem, wir sagen: wenn schon, denn schon. Das heißt: Wenn es Leute gibt, denen Kriegserinnerungen in der Gestalt tausender verkrüppelter Volksgenossen, hunderttausender von Witwen und Waisen nicht genügen, dann werden ein paar behauene Steine und gegossene Bronzen auch nicht ausreichen. Ich komme dir, deutscher Spießer, also entgegen mit der Anregung: ein Kriegsmuseum zu schaffen.

Einen Raum werden wir Wilhelm weihen. Du wirst hier die Statue deines Heldenkaisers sehen. Erhitze dich nicht zu sehr in Begeisterung: sie ist nämlich aus Wachs. Das umgehängte Pappschild trägt die Aufschrift: „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen.” Unter Glas und Rahmen findest du die Originalakten mit den berühmten Randbemerkungen. Die verschobenen Hohenzollern-Millionen wird man durch einen Berg von Tausendmarkscheinblüten veranschaulichen. Solche Darstellung ist einprägsamer, als öde Zahlen zu sein pflegen. Auch eine Kriegskostabteilung haben wir, worin man die Wochen-Speisezettel sämtlicher Großstädte finden wird. Unter einer Vitrine — damit du nicht zum Mundraub angereizt wirst — sollst du hier das Proletariergericht der Kriegszeit finden: Kohlrüben. Unter einer zweiten in naturgetreuer Nachbildung neben einander die gedeckten Tafeln eines Etappen-Kasinos und eines beliebigen Schieberlokals, wie sie zur selben Zeit etwa an patriotischen Festtagen aussahen, mit der gesamten Speisenfolge und sämtlichen Weinen. An andrer Stelle werden die Zahlen deiner gefallenen und ihren Wunden erlegenen, an Krankheit und Untererernährung zugrunde gegangenen Volksgenossen graphisch und statistisch dargestellt werden. Vielleicht wird man auch an Wachspräparaten die Wirkungen der modernen Mordmaschinen demonstrieren, und ich will nur hoffen, daß du bei Besichtigung dieser Stahlbaderfolge deinen gesunden Appetit nicht verlierst.

Von den Präsenten, die hohe Herren in der Etappe ihren Kurtisanen machten, bis auf die Stricke, womit die Helmhakes angebunden wurden, müßte eine Unzahl von Dingen zu finden sein. Du selbst, mein Spießer, hast im Kriege jahraus jahrein lamentiert über die unzureichende Herstellung von Propagandafilmen. Allerdings: jene Filme, die du meintest, eignen sich nicht für unser Museum. Es galt, Menschen zu photographieren, die mit den Mienen von Henkersopfern sich für einen Sturmangriff zurechtmachten, Menschen, die zerschossen und doch noch atmend tagelang unterm Sonnenbrand im Stacheldraht hingen, Erblindete, die, eben erst in Nacht versunken, von grauenvollstem Schmerz gefoltert, mit den Händen nach Licht griffen (nicht

solche, die, schon ruhig geworden, mit Stock und Hund still durch die Straßen gehen), Verwundete unterm Operationsmesser, Irrsinnige und so weiter. Daß wir diese Anti-Kriegs-Propaganda-Filme nicht besitzen, ist für unser Museum zu bedauern. Aber wie unvollständig immer es sein mag: die große Masse unsres Volkes wird mehr Interesse dafür haben als für alle in fünfzig Jahren errichteten Siegesdenkmäler zusammengenommen.

Ob wir der Jugend Einlaß gewähren sollen ? Ich möchte das nicht ohne weiteres bejahen. Kinder gehören nicht in die Schrekkenskammer. Allerdings: jenen Bürschchen, die im Zeichen des Hakenkreuzes sich als revanchekriegslüsterne Maulhelden produzieren, könnte man durch solches Anschauungsmaterial das Fieber vielleicht ein bißchen abtemperieren.

Eins aber, deutscher Spießer, wollen wir dir gerne zugestehen: Vom Dach dieses Hauses mag getrost die schwarz-weiß-rote Fahne wehen.

H. Matthäus Becker

Von der Eisenbahn

Anno 1916 gab das damalige Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten einen Erlaß heraus, wonach alle diejenigen Kriegsteilnehmer, die mit dem E. K. I bedacht worden waren, beim dienstlichen Aufstieg besonders zu berücksichtigen seien. Nach Lage der Sache konnten während der Kriegszeit vom Personal Schritte zur Inhibierung einer solchen Maßnahme nicht eingeleitet werden.

In der Revolution und der folgenden Zeit versuchte jedoch die Organisation des Eisenbahnpersonals gegen diesen Erlaß Sturm zu laufen. Von allen Seiten wurde das Ministerium aufgefordert, diesen Erlaß rückgangig zu machen: begründet wurde die Forderung damit, daß, wie allgemein bekannt, zunächst die Etappenhelden in den Besitz des E. K. I gelangt seien, und daß man nicht einsehen könne, weshalb diese Zeitgenossen nun auch noch weiterhin im Dienst bevorzugt werden sollten. In einem Schreiben an das Ministerium ist insbesondere lebhaft auf den Hungerfeldzug in der Heimat hingewiesen und der Verwaltung dabei klargemacht worden, daß für solche Spielerei, wie sie die Verwaltung beabsichtige, die Zeit zu ernst sei. Sämtliche Organisationen verlangten die Zurückziehung dieses vollkommen überflüssigen und lächerlichen Erlasses.

Die Verwaltung behandelte jedoch die ganze Angelegenheit dilatorisch und hat sie trotz aller Mühe der Organisationen bis jetzt noch nicht erledigt. Auf den Druck der Eisenbahnergewerkschaften wurde darüber kürzlich im Reichsverkehrsministenium verhandelt. Mit Ausnahme des Vertreters der christlichen Gewerkschaftsrichtung, der sein Christentum in der Belohnung des Waffengebrauchs glaubte zeigen zu sollen, verurteilten die Gewerkschaften die Handlungsweise des Ministeriums und forderten wiederum mündlich die sofortige Zurückziehung des Erlasses. Amtlich wurde darauf hingewiesen, daß das Ministerium dadurch ja gewissermaßen eine Schlappe erleiden würde, und daß die Gewerkschaften ihm das nicht zufügen dürften. Man behauptete, daß etwa tausend Gesuche vorlagen, die auf den Erlaß zurückzuführen seien.

Bedenkt man, daß in dieser Angelegenheit schon dicke Aktenstücke verarbeitet worden sind, daß ein Staatssekretär, ein Ministerialrat, ein halbes Dutzend Regierungsräte und ein Schwarm von Sekretären und Expedienten in einer derart unfruchtbaren Sache beschäftigt werden, so weiß man, wo im Eisenbahnbetrieb gespart, wo durch Sparsamkeit das Milliardendefizit dieser Verwaltung herabgemindert werden könnte.

Die Angelegenheit hat jedoch auch noch eine politische Seite. Wie bei der Weiterführung der

alten kaiserlichen und königlichen Dienstsiegel, der alten Aufschriften an den kaiserlichen und königlichen Dienstgebäuden, so soll auch in diesem Falle dem Publikum und dem gesamten Personal von oben her die Meinung suggeriert werden, daß die republikanische Staatsform nur ein Interregnum darstelle. Man will eben in der Republik die alten kaiserlichen oder königlich gesinnten Beamten, die ihren kalten Eid auf die Republik geleistet haben, für diese Anstrengung entschädigen, ihnen aber gleichzeitig von vorn herein gewisse Vorteile bieten, um sie bei einem neuen Kapp-Putsch mit beiden Füßen auf die Plattform der Monarchisten zu stellen.

Es wäre interessant, die Stellungnahme der Linksparteien des Reichstags zu diesem Zustand zu hören.

Wilhelm Thurau

Die christliche Kleinkinderschule

In meiner gegen die jetzige entchristlichte Kirche gerichteten Schrift: ‚Luthertum oder Christentum ?‘ (Verlag Bleyl & Kaemmerer, Dresden-Blasewitz) habe ich auf Seite 81 auch auf die große Schwierigkeit hingewiesen, die einer Neuchristianisierung der Kirche grade von Seiten der Theologen entgegensteht. Diese würden, so führte ich dort aus, ihren ganzen persönlichen, amtlichen und wirtschaftlichen Einfluß aufbieten, um den alten Zustand zu erhalten und jede Regung wahrer Christlichkeit im Keim zu ersticken.
Man wird der Kirche zugestehen, daß sie nicht verpflichtet war, für diese Sätze (deren Richtigkeit ja ohnehin schon feststand) auch noch selbst ausdrückliche Beweise beizubringen. Sie hat es sich trotzdem nicht erlassen zu dürfen geglaubt, wie folgende Erfahrung lehrt:

Mein Verleger (der ein sehr praktischer und geschäftskundiger Mann ist) gibt eine kulturell sicherlich ganz unentbehrliche Zeitschrift mit dem Titel: ‚Die christliche Kleinkinderschule‘ (oder ähnlich) heraus, auf die er aus wirtschaftlichen Gründen großes Gewicht zu legen genötigt ist. Eines Tages nun kommen die Herausgeber des Blattes zu ihm und erklären, sie müßten zurücktreten (die Zeitschrift also eingehen lassen), wenn er meine Broschüre noch weiter vertriebe. Was sollte er darauf tun ? Konnte er seinen Verlag meinetwegen lahmlegen lassen ? Er schrieb an mich und stellte mir seine Lage vor.

Ich aber stelle sie der Oeffentlichkeit vor. Und ich weiß für meinen Bericht keine bessere Ueberschrift als die, die oben zu lesen steht: Die christliche Kleinkinderschule.

Kuno Fiedler

Ueber den Fürsten

Es gab so viel gekrönte Häupter — und so wenig gekrönte Köpfe.

*

Das Umherreisen gewisser Herrscher sollte dem Volk das Gefühl ihrer Allgegenwärtigkeit geben. Aber die Nähe nahm ihnen den Nimbus.

*

Fürsten sollten sich nicht photographieren lassen — nur malen.

*

Der König ist tot, es lebe der König: der Ausdruck unwandelbarer Treue.

*

Die Abschaffung der Monarchie ist der Anfang einer gerechten Erbschaftssteuer.

*

Jedes Volk hat den Fürsten, den es verdient. Aber zum Glück für die Fürsten hatte nicht jeder Fürst das Volk, das er verdiente.

Richard Lewinsohn

Theorie des Romans

Der Philosoph Georg von Lukács hat in einem schmalen Bändchen, das den bescheidenen Titel: ‚Theorie des Romans‘ führt (und bei Paul Cassirer erschienen ist), die geschichtsphilosophische Situation unsrer Zeit mit einer unerhörten Eindringlichkeit dargestellt. In welcher Epoche sind überhaupt die großen Romane möglich ? — so lautet die Grundfrage des Denkers, und er beantwortet sie aus einer Metaphysik, in der sich das inbrünstige Verlangen der Gegenwart nach dem Wiedererscheinen Gottes in der Welt zusammenballt.

In jeder geschlossenen Kultur ist der „Sinn" dem Leben immanent, das ganze Dasein wesenhaft. Die Kunstform jener seligen Zeiten ist das Epos, und dieses spiegelt bei Homer sowohl wie bei Dante einen Kosmos wider, der seiner vollen Ausdehnung nach durch den Sinn überdeckt wird. Erst wenn der Sinn sich aus der Welt verflüchtigt, zwischen Seele und Gebilde, Innen und Außen der Abgrund sich öffnet, ist die geschichtliche Stunde für den großen Roman gekommen. Er ist ein „Ausdruck transzendentaler Obdachlosigkeit", ist die Epopöe eines Zeitalters, „für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat".

Aus dem Grundwesen des Romans ergibt sich seine Struktur. Lukács charakterisiert die Welt des Romans als eine uferlose Unendlichkeit, weist nach, daß das dichterische Subjekt zu dem Kunstmittel der Ironie greifen muß, um durch dieses Sichhinwegsetzen über die eigne Innerlichkeit zu der von seinem Ich abgetrennten Realität gelangen zu können, und kennzeichnet als Helden des Romans das problematische Individuum, das die zum Chaos zerfallene Welt auf der Suche nach dem Sinn durchstreift. Nicht die Götter selber, sondern dämonische Gestalten erfüllen bestenfalls den Roman, Dämonen, vor deren Macht in hohen Augenblicken die Wirklichkeit plötzlich wie „trockener Lehm" zerfällt und ihre Substanzlosigkeit offenbart.

In einer Typenlehre der Romanform unterscheidet Lukács zwischen dem Roman des „abstrakten Idealismus" und dem der „Desillusionsromantik". Jener Roman entsteht, wenn die Seele gleichsam zu eng ist, um die Außenwelt ganz zu bewältigen; sein vorbildhafter Typus: der Don Quixote, ihm zuzurechnen auch die Romane von Dickens und Balzac. Dieser Roman — der Desillusionsromantik — entsteht, wenn die Seele sich so maßlos weitet, daß ihr gegenüber die Außenwelt beinahe zum Traum verblaßt (Beispiele: Jacobsens ‚Niels Lyne‘ und Gontscharows ‚Oblomow‘). Nach einer meisterhaften Charakteristik des als Synthese beider Romanformen aufgefaßten ‚Wilhelm Meister‘ und einer nicht minder tiefen Stilanalyse der Werke Tolstois feiert schließlich Lukács Dostojewski als den Schöpfer eines neuen Epos, in dem der Sinn wieder dem Leben immanent wird.

Sicherlich gehört dieses Buch, aus dessen aesthetischen Betrachtungen über all das leiddurchfurchte Antlitz des metaphysischen Ethikers hervorleuchtet, zu den bedeutendsten philosophischen Leistungen unsrer Zeit. Einwände regen sich höchstens gegen die Typologie, die zu Verzerrungen führt, und gegen die Bewertung Dostojewskis, der, innerhalb der abendländischen Kultur wenigstens, wohl niemals die ihm von Lukács angewiesene überragende Stellung erlangen wird.

Vielleicht ist die tiefste Erkenntnis, die man aus dem Werk gewinnen kann, daß sich heute mehr denn je die Aufgabe der Philosophie — und nicht nur der Philosophie — darin erschöpft, die Flamme der Sehnsucht wach zu halten, bis endlich einmal der Genius erscheint, der durch seine Tat diese unsre aus den Fugen gegangene Welt von dem Fluch der Sinnlosigkeit erlöst.

Siegfried Kracauer

Herrn Brunners Verantwortlichkeitsgefühl

|m Juli-Heft der ‚Hochwacht', dem Organ des Sittlichkeitsprofessors Brunner, wird unter dem Titel ‚Unverantwortliche Literaturkritik' gegen die Herausgeber des ‚Kalenders der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung' gewettert, weil sie einen Aufsatz über Wedekind aufgenommen haben, der Herrn Brunners Ansichten nicht entspricht. Gustav Hermann, der gemaßregelte Verfasser, hat dann unter anderm gesagt, Wedekind sei „ein Großer, ein Ueberklarer, ein Prediger in der Wüste und ein Prophet". Besonderes Aergernis scheint aber die Bemerkung erregt zu haben: „Wedekind war ein Moralist." Der Vorstand der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung hat sich sehr geschämt und schleunigst bekanntgegeben, daß er diese Werturteile „in keiner Weise billige", und daß der Aufsatz ohne sein Wissen veröffentlicht worden sei. Trotzdem fühlt sich Herrn Brunners Organ verpflichtet, ihm zu sagen; „So ist es doch ein charakteristisches Beispiel für den Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl der Herausgeber, wenn so etwas an diesem Orte dem deutschen Volke geboten werden kann."

In dem gleichen Heft der ‚Hochwacht' befindet sich ein längerer Aufsatz von Kurt Bock über das junge Drama, und darin heißt es über den gleichen Wedekind: „Mit streng sachlichem Ernst und unerbittlich logischer Zuspitzung offenbart er die vom Atem der unheiligen Zeit vergiftete Schicksalssendung der echten Leidenschaft. Hier wird er zum ehrlichsten Richter, jedes Wort zur Geißel; und die rein negative Idee, unsre Sittlichkeit in all ihrer grausamsten Wirklichkeit zu enthüllen und grotesk zu übersteigern, wächst hier zur Tat idealer, menschheitlicher Gesinnung."

Mit diesem Urteil stimmt das gerügte überein. Man kann nur annehmen, daß Herr Brunner dieses Werturteil in keiner Weise billigt, und daß der Aufsatz ohne sein Wissen veröffentlicht worden ist. Das wäre dann „ein charakteristisches Beispiel für. . ."

Oder ist es so gemeint, daß zwar die ‚Hochwacht' die Wahrheit sprechen darf, daß aber in jenem Kalender unbedingt Volksverdummung betrieben werden muß ?

Fritz Zielesch

Liebe Weltbühne !

Im Restaurant des Deutschen Theaters kopierte Paul Graetz seinen Direktor Hollaender. Dessen Schwägerin stürzte prustend ins Bureau und rief hinein: „Felix, Du mußt herunterkommen und Dir anhören, wie der Graetz Dich kopiert !" Felix lief hinunter und schrie vor Lachen. Als es zu Ende war, stand er auf, legte die Hand auf Graetzens Schulter, und lispelnd, wie nun einmal die gütige Natur über ihn verhängt hat, sprach er: „Lieber junger Freund: Sie kopieren mich köstlich — wirklich ganz köstlich. Aber Sie machen einen Fehler: Sie lispeln. Ich lisple nicht." Graetz erwiderte fassungslos: „Herr Direktor — Sie lispeln nicht ?" „Nein, lieber Graetz," lispelte der Direktor, „ich lisple nicht. Was Sie für Lispeln halten, das ist nur die Intensität meiner Lippen."

Antworten

Julius Bab. Sie schreiben: „Allen Verlegern sowie den Redaklionen der Zeitschriften und Zeitungen, mit denen ich in beruflicher Beziehung stehe, teile ich das Folgende mit: Ich muß um Nachricht bitten, falls es mir in der nächsten Zeit nicht vollkommen gelingen sollte, meine übernommenen literarischen Verpflichtungen zu erfüllen. Ich bin nämlich soeben mit meinem ganzen Haushalt, zu dem, einige Untermieter eingerechnet, neun Köpfe gehören, auf die Straße gesetzt worden. Es ist dies das Werk des frühern Bäckermeisters Krische, der vor zwei Jahren Eigentümer des Mietshauses im Grunewald wurde, in dem ich elf Jahre vorher im besten Frieden gewohnt hatte. Seitdem hat er ununterbrochen an dem nunmehr erreichten Resultat gearbeitet. Die vielen Behörden, an die ich mich im Laufe der Zeit um Schutz wandte, haben teils nicht den guten Willen, teils nicht die Macht gehabt, mich zu schützen. Da meine Bibliothek auf dem Speicher steht, auch der größte Teil meiner Papiere und Aufzeichnungen mir unzugänglich ist, und ich vor allen Dingen keinen eignen Raum zum Wohnen und Arbeiten besitze, wird meine Arbeitsmöglichkeit in nächster Zeit naturgemäß sehr beschränkt sein. Da ich vor der Hand keine eigne Adresse habe, erbitte ich Zuschriften nach Berlin W. 50, postlagernd.” Sie fügen hinzu, daß diese Mitteilung erstens zeigt, wie es mit dem viel besprochenen Mieterschutz in Wahrheit bestellt ist, und zweitens, welche Achtung unsre Behörden vor der Existenz eines geistigen Arbeiters haben, wenn Hausbesitzerinteressen in Frage stehen. Daß der anständige Bürger heut recht- und schutzlos ist, hat wohl schon Jeder von uns am eignen Leibe erfahren. Meine Erfahrung mit einer „Behörde” plane ich sehr ausführlich darzustellen, sobald die letzte Instanz gesprochen hat. Leider nur wird mir Keiner glauben, da der Fall von phantastischer Ungeheuerlichkeit ist (oder wenigstens mir und meinem Rechtsbeistand so erscheint).

Nuditätensammler. Nichts hübscher, als wenn Einer sich unbewußt selbst enthüllt. Einer von „unsern nach Ungarn gesendeten Sonderkorrespondenten” schreibt: „Die Christlich-Nationalen haben kein politisches, hauptsächlich ein ethisches, die ‚kleinen Landwirte‘ nur ein wirtschaftliches, aber kein politisches und ethisches Programm. Beide umfängt der gemeinsame Haß gegen den Sozialdemokraten und den Juden, sie stellen also so etwas dar wie die Demokratie des kleinen Bürgers.” Also . . . Die treue Seele !

Karlsbader Jüngling. Sie sind zum ersten Mal in Berlin gewesen und schreiben mir: „Fassen Sie es nicht als provinzielles Ressentiment auf, wenn ich nicht Alles über den grünen Klee lobe, sondern im Gegenteil gleich sage, wie sehr ich von dem offenbar unveränderlichen Geist dieser Stadt und ihrer Bewohner erschreckt wurde. Was da leibt und liebt und treibt und schiebt, was da an strammen Monarchisten noch nicht demobilisiert und an forschen Republikanern schon wieder mobilisiert, zehn Stunden und mehr im Tag seine Arbeit mit jener maschinellen Hast verichtet, die nach Scheler die tiefere Kriegsursache war, morgens die verhetzenden Zeilen eines Leitartikels, abends die verhetzenden Strophen eines Couplets zu sich nimmt: es ist das ewige, ewige Preußen ! Daß es immer noch die ‚Tägliche Rundschau‘ gibt, ist arg; aber es gibt Aergeres: die Leser der ‚Täglichen Rundschau‘; und man muß mit großer Liebe in dieser Stadt verwurzelt sein, um wie Sie oder gar

wie Theobald Tiger — der mich deshalb nicht zerfleischen mögel — immer wieder sympathische Züge an einem Typus zu sehen, der morgen wie gestern ‚draußen' jene zuverlässige Arbeit tun würde, von der sein heutiger Tag erfüllt ist. Mir wenigstens ist der ehemals freundliche Aspekt (der in der Antithese Wien-Berlin beschlossen war) auf lange Zeit hinaus verstellt. Daß sich freilich in diesem Strom der Welt — dem wirbelndsten unter allen, die ich kenne — ein Charakter zu bilden und zu bewahren vermag, ist ein Anreiz, der von nirgendwo anders ausgeht." Und der vielleicht nicht, wenn Sie zu uns übersiedelten, aber ziemlich sicher, wenn Sie bei uns geboren waren, alle Gegenreize besiegen würde.

Leo Menter. Sie schreiben mir: „In Nummer 32 antworten Sie Hans Reimann auf die große Frage: ‚Die, die' oder ‚welche, die'. Erlauben Sie mir, auf einige Worte Christian Morgensterns hinzuweisen, der doch gewiß kein Papiermensch gewesen ist. In seinen ‚Stufen' finden Sie folgende Sätze: ‚Wenn ich bei einem Schriftsteller auf jeder Seite Die, die lese, so kann mir schon übel werden. Wozu hat der liebe Gott das schöne Wort welche geschaffen ? Aber rede einmal einer dieser time-und-money-Zeit von welcher und derselbe !' Und drei Seiten vorher: ‚Welche und Derselbe sind durch unsre besten Prosaiker hundertmal geheiligte Wörter, welche die modische Abneigung ertragen können. Derselbe, dagegen sich heute der überlegene Spott noch des armseligsten Skribenten richtet, ist nicht schlechter und nicht besser als eine Unmenge andrer deutscher Wörter. Dem Stilisten bedeutet jedes Wort solcher Art eine Möglichkeit mehr, und dem papierdeutschfeindlichen Sprachreiniger kann nicht entgehen, daß just dieses Derselbe in Mundarten — man denke, zum Beispiel, an: selch, sell, dersöll — ein höchst lebendiges Dasein führt.' In den Reihen der Sprachforscher ist allerdings kein Platz für Morgenstern. Dazu ist bei ihm das Gefühl für die Sprache zu tief gewesen. Er mußte allein gehen, und dabei hat er alle Theoretiker (mit und ohne Ohr) hinter sich gelassen. Jetzt sitzt er sicherlich auf einem seiner besungenen Meilensteine und wartet. Wartet, bis sie alle zu ihm gefunden haben. Selbst der vollbärtige Herr Oberlehrer Professor Doktor für den deutschen Sprachunterricht. Und Morgenstern wird ihn lächelnd zu sich winken und ihm neben Palmström einen Ehrenplatz einräumen." Wenn er die Hoffnung aufgegeben hat. Wer aber so glücklich ist, noch hoffen zu können, wird ihm das neue Heft der ‚Fackel', betitelt: ‚Zur Sprachlehre', in die Hand drücken und ihn ermahnen, diese sechsundsiebzig Seiten eines leidenschaftlichen Liebhabers der Sprache auswendig zu lernen, ein Heft, das ganze Wälzer aufwiegt, und über das einmal den leidenschaftlichen Kritiker der Sprache Fritz Mauthner zu hören aufschlußreich sein müßte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33
Verantwortllch für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958

XVII. Jahrgang 8. September 1921 Nummer 36

Weltkrieg und Feudalismus von Lothar Engelbert Schücking

II.Die Fideikommisse

Die ganze Kraft des Feudalismus beruht im Grundbesitz. Das wissen die Feudalen sehr gut, und deshalb machten sie während des Weltkrieges, als das Volk zu Hunderttausenden für den Staat starb, einen kühnen Versuch, im letzten Moment ihren Grundbesitz durch ein neues Fideikommißgesetz noch fester zu „verankern”. Das Ausland war entsetzt über diese Frechheit, denn der Krieg zeigte doch jeden Tag, daß Adel und Kriegerberuf längst nicht mehr identisch waren, daß auch der leiseste Anlaß, den Feudalismus noch länger durch eine Sondergesetzgebung vor den Stürmen der Zeit zu schützen, längst gefallen war. Es hat großer Mühe bedurft, die törichten Verhandlungen über Erneuerung des Fideikommißgesetzes zum Abbruch zu bringen, und nichts hat uns in Europa so geschadet wie diese unzeitgemäße Erörterung verstaubter Privilegien, die jedem Franzosen, jedem Schweizer, vor allem aber jedem Amerikaner als direkt minderwertig erschien, denn man muß wissen, daß das Ausland, wenigstens das gebildete Ausland, Demokratie längst als eine Forderung der Moral ansieht, und daß die Duldung der Anmaßung des Adels in Deutschland dem Ausland als eine Art Immoralität erscheint. In Frankreich ist der Adelstitel frei, und in Paris legt sich bekanntlich jede Prostituierte Adelstitel bei. Uns gelang in der Revolution leider nicht, die Aufhebung des Adels so durchzusetzen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Allerdings sind wieder mal theoretisch alle Adelsvorrechte beseitigt; aber da die Adelsnamen erhalten geblieben sind, während Nobilitierungen nicht mehr stattfinden, ist den Besitzern von Adelstiteln unbenommen, sich jetzt erst recht als bevorzugter Stand zu fühlen.

Die erste Forderung der Revolution war die Aufhebung der Fideikommisse. Die Reichsverfassung nahm den Gedanken auf, den Ausführungsgesetzen und Verordnungen blieb die Ausführung vorbehalten. Es hat nun unendlich lange gedauert, bis Auflösungsbehörden geschaffen wurden, die jetzt in Tätigkeit treten sollen, und man kann in Preußen ebenso wie in Bayern diesen Auflösungsverordnungen vorwerfen, daß sie eine Scheinauflösung bedeuten. Allerdings: wenn alle Agnaten einig sind, ist das Verfahren verhältnismäßig einfach; aber über die Art der Auflösung werden die Agnaten selten einig sein, und dann tritt die Zwangsauflösung ein, und für diese Zwangsauflösung gibt es viele Hintertüren.

Da ist das Waldgut, das Mustergut, Güter, bei denen erst recht der Grundbesitz befestigt wird. Es ist doch schon bezeichnend, daß in der Provinz Westfalen die Auflösungsbehörde zwei sachverständige Grafen hat, die der ansässigen Ritterschaft entstammen und wohl dafür sorgen werden, daß jede Hintertür

der Ausführungsverordnung des Justizministers benutzt wird, um das Gegenteil von dem zu erreichen, was die Reichsverfassung gewollt hat. Zu den merkwürdigsten Dingen in Norddeutschland gehört die Tatsache, daß über den Einfluß und die Herrschaft des Feudalismus verhältnismäßig wenig Klarheit herrscht. Wer weiß, zum Beispiel, etwas über die Organisation der Ritterschaften in Rheinland, Westfalen, Hannover, der Altmark, Schleswig-Holstein, ihre Mittel und ihre praktische Betätigung ? Als der Graf Reventlow noch Sozialdemokrat war, erfuhren weitere Kreise Schleswig-Holsteins etwas über den merkwürdigen Verband der Schleswigschen Ritterschaft, der von der Krone Preußens eines Tages das Geschenk einer besondern Landschaft er hielt. Wer weiß, daß die Provinz Westfalen in ritterschaftliche Bezirke eingeteilt ist, sogenannte Sektionen, deren feudale Vertreter bei jeder Landratswahl zur Stellungnahme zusammentreten ? Wo werden Mitteilungen veröffentlicht über das Vermögen der ritterschaftlichen Korporationen in den Landschaften, in die die Provinz Hannover zerfällt ? Ueber jeden Pfennig, den die Gewerkschaften haben und sammeln, wird öffentlich Rechenschaft abgelegt: aber was in den Kreisen des Feudalismus an riesigen Vermögensmassen für rein feudale Zwecke gesammelt und verwendet wird, entzieht sich so der Oeffentlichkeit, daß nur hin und wieder ein Oberbürgermeister in einer ständischen Vertretung davon erfährt. Und doch sind alle diese Vermögensmassen der heimliche Kriegsschatz des Monarchismus ! Nie hört man, daß daraus für eine Universität, für einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck, ja nur für einen Sportzweck irgendetwas nutzbar gemacht wird. Es ist das Wesen des Feudalismus, das Land auszusaugen und eine Schmarotzerkaste zu bilden, die von dem Lande lebt, aber ihm möglichst wenig wiedergibt von dem, was sie genommen hat. Beim baltischen Adel, der ethische, Zwecke in seinem Kampfe mit fremden Nationen auf seine Fahne geschrieben hatte, verstand sich von selber, daß er seine Reichtümer der Kultur des Landes nutzbar machte, Lehrerseminare und Gymnasien unterhielt, Postanstalten gründete und Wege baute. Wann hat der viele Millionen reiche westfälische Adel aus seinen Stiftungsfonds jemals für einen öffentlichen Zweck nur einen Pfennnig hergegeben ? Wann hat er jemals etwas andres getan als seine Mitglieder unterstützt und die Kirchen ? Denn dieser Bund zwischen Feudalismus und Kirche, wohlgemerkt: hochorthodoxer Landeskirche, ist uralt.

Die Auflösung der Fideikommisse ist allerdings in der Gegenwart für den Feudalismus doppelt gefährlich wegen der großen Abgaben. Der Agnat, der augenblicklich aus dem aufgelösten, an irgendeinen Kriegsgewinnler verkauften Fideikommiß eine größere Summe erhält, macht die traurige Erfahrung, daß der größte Teil des Betrages ihm als Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs, Vermögensnotopfer, und wie die andern schönen Abgaben alle heißen, weggesteuert wird. Aber in der Demokratie ist der Gedanke, daß alle Bürger gleichmäßig zu den Lasten herangezogen werden, selbstverständlich, und die ganze Steuergesetzgebung richtet sich grundsätzlich so gegen die An-

häufung von Vermögensmassen, daß bei den Fideikommiß-Agnaten nicht Halt gemacht werden kann. An und für sich ist ja traurig, daß in einer Zeit, wo jeder Besitzende sein Vermögen in Grundbesitz zu verstecken versucht, für einen Kreis von Personen dieser Grundbesitz kapitalisiert und mobilisiert wird. Aber die Fürsorge des preußischen Justizministers eben wie des bayrischen für den Adel hat sich doch als so bedeutend herausgestellt, daß in Wirklichkeit die Suppe lange nicht so heiß gegessen wird, wie sie von der Nationalversammlung gekocht ist. Wenn man die Waldwirtschaft aus Gründen des Klimas und der Landwirtschaft erhalten wollte, war nichts einfacher, als die Waldfideikommisse zu verstaatlichen, und der Staat hätte hierbei viel verdienen können und die Gesamtheit, der diese Wälder seinerzeit genommen worden sind. Mache man sich doch klar, wie klein die Güter der Feudalen jahrhundertelang gewesen sind, wie sie das Eigentum an den großen Waldflächen erlangt haben durch Mißbrauch des Forstbanns, durch Mißbrauch des Obermärkerrechts, durch widerrechtliche Aneignung von Marken der Gemeinde, vor allem aber durch kapitalistische Ueberlegenheit ! In tausenden von Fällen läßt sich nachweisen, daß der Edelmann vor hundert Jahren in Zeiten wie den jetzigen die großen Ablösungsgelder verwandte, um Bauern zu legen, daß er seine wirtschaftliche Ueberlegenheit benutzte, um kleinen Leuten die Steuern zu bezahlen, die sie nicht tragen konnten, und daß er sich auf diese Weise planmäßig ihr Eigentum aneignete, das sie nicht halten konnten, weil sie den öffentlichen Lasten nicht gewachsen waren. Wenn Friedrich Wilhelm der Erste seinen Junkern, von denen er übrigens nicht viel hielt, in großem Maßstab ihre Güter abkaufte, so hätte das umsomehr der jetzige preußische Staat machen können, der doch theoretisch bis zur Siedelungsaufgabe gelangt ist und innerlich ganz anders gerichtet erscheint. Was würde es der ganzen deutschen Kultur schaden, wenn die wirtschaftliche Lage des deutschen Adels erheblich dadurch verschlechtert würde ! War die Rolle, die dieser im öffentlichen Leben zu spielen sich anmaßte, irgendwie anders als historisch begründet ?

Ein Blick auf die Tätigkeit der Landwirtschaftskammer beweist das Gegenteil. Für den Westen Deutschlands läßt sich die Minderwertigkeit des Adels jederzeit statistisch belegen. Die Landwirtschaft hat in Viehzucht und Saatgutwirtschaft bei uns im Vergleich zum Ausland nicht unbeträchtliche Leistungen aufzuweisen. Im ganzen Westen Deutschlands kann man sagen, daß Edelleute hierbei im allgemeinen keine führende Rolle spielen, trotzdem sie durch ihren alten und befestigten Grundbesitz dazu hundertfach die Möglichkeit hätten. Im Osten Preußens muß man zugeben, daß der Adel in dieser Beziehung mit dem Bürgertum noch konkurriert, aber doch auch nicht derartige Verdienste hat, daß sich irgendwelche Privilegien des alten und befestigten Grundbesitzes vor dem bürgerlichen Rittergutspächter und den Bauern rechtfertigen ließen. Hat sich doch der deutsche Adel auch im vorigen Jahrhundert immer noch zu einseitig auf die alten feudalen Traditionen der Kriegerkaste eingestellt, die ihn

emporhob und privilegierte, hat er doch die Kulturtraditionen des achtzehnten Jahrhunderts, wo er im Besitz der Bildung war und das Bürgertum überragte, längst vergessen. Kunst und Wissenschaft sind seit hundert Jahren bürgerlich geworden.

Die Einseitigkeit des Feudalismus, der sich immer noch auf die Kriegerkaste einstellen möchte, ist nun die große Gefahr nicht nur der Demokratie, sondern vor allem auch der Republik. Jedes Heer neigt zum Monarchismus. Ein französischer General hat kürzlich einem deutschen Reichstagsabgeordneten durchaus glaubwürdig erzählt, daß heute noch in Frankreich jeder General mehr oder weniger des Monarchismus verdächtig sei — und unser Adel ist monarchistisch. Das zeigen tausend Beispiele. Ich erwähne nur die Verurteilung der demokratischen Zentrumspolitik durch den Verein katholischer Edelleute oder die Gründung des Ketteler-Bundes. Will die junge Republik Bestand haben, dann muß sie im deutschen Adel ihren Todfeind sehen und im Edelmann den verkappten Monarchisten, der das Bestreben hat, früher oder später „den alten Flor der Familie” durch Wiedereinführung der Monarchie, Wiedereinführung des Militarismus zu beleben und zu vergolden. Der Feudalismus aber fällt mit seiner wirtschaftlichen Basis: dem Großgrundbesitz und dem Fideikommißwesen.

Es wäre deshalb wahrhaftig an der Zeit, daß man sich mit der Auflösung der Fideikommisse eingehender befaßte, daß man die Scheinauflösung des preußischen Justizministers, der mit den angestammten Grafen arbeitet, unter die Lupe nähme und ebenso wie in Bayern dazu überginge, im Parlament eine Kontrolle zu versuchen, wie eigentlich die Absichten der Nationalversammlung und die Bestimmungen der Reichsverfassung in der Praxis ausgeführt werden. Juristisch-technisch wäre die Sache überaus einfach zu regeln, wenn man die Agnaten als Miteigentümer betrachtete, was sie ja eigentlich auch sind, und den Nießbrauch des Fideikommißbesitzers im Grundbuch löschen ließe. Dann hätte jeder Agnat das Zwangsversteigerungsrecht des Miteigentümers. Ein Vorkaufsrecht des Staates für Siedlungszwecke besteht jetzt schon, und eins für die Waldwirtschaften könnte im öffentlichen Interesse leicht eingeführt werden. Aber das ist das Unglück der Republik, daß in ihr Millionen von Menschen leben, die die mit der Revolution eingetretenen Verhältnisse nicht als zwangsläufig betrachten, sondern als einen Uebergangszustand, den sie eines Tages wieder wegzuwischen hoffen, weil sie sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen können, daß ihre Kaste wegen eigner Minderwertigkeit ihre Bedeutung verloren hat, weil sie sich nicht klar machen, daß ihren Korporationen der ethische Gedanke längst entschwunden ist, und daß auch zur Zeit der Privilegienwirtschaft ein Stand nur Privilegien bekam, wenn er tatsächlich durch Leistungen vor andern hervorstach. Auch das deutsche Bürgertum trifft hier eine große Schuld, besonders die dem Adel am nächsten stehende Schicht. Ein Vorsitzender der Deutschkonservativen Partei in N. pflegte zu sagen: Ein Nationalliberaler ist ein Mann, der- sich ärgert, daß er nicht adlig ist. Der Servilismus des Bürgertums, der Byzantinismus der höhern

Bürokratie gegenüber dem Feudalismus hat seit 1870 den Feudalismus gradezu gezüchtet. Der Sozialismus aber stand dem Feudalismus so fern, daß er sich viel zu wenig mit ihm beschäftigte. Das Bürgertum wagte es nicht, um nicht anzustoßen. Welcher Historiker schreibt bei uns über die Entstehung der großen Rittergüter ? Welche Behörde gab Auskunft über den alten und befestigten Grundbesitz, der früher zum preußischen Herrenhaus wählte ? Wie diese Gesetzgeber zustande kamen, war in Preußen geheim. Man denke sich einen Staat, in dem nicht veröffentlicht werden durfte, wie die Grafenverbände der Provinz zum Herrenhaus wählten, und man begreift die Verachtung der Angelsachsen für unser früheres preußisches Staatswesen. Was uns not tut, ist zunächst einmal eine Inventarisierung des Feudalismus, eine Inventarisierung aller dieser der Republik feindlichen und noch bestehenden feudalen Verbände, Stiftungen und Vermögen, die in der Gegenwart nur den einen Zweck haben, dem deutschen Volksstaat zu schaden, ihn zu bekämpfen, ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Diese Geheimorganisationen des Feudalismus sind viel gefährlicher als die Orgesch, denn sie liefern den Geheimorganisationen des Militarismns erst die wirtschaftliche Unterstützung und die Mittel zu einer gemeingefährlichen Gegenorganisation.

Aus alledem sieht man, wie gefährlich es für das Bürgertum und den Sozialismus ist, an der Frage der Auflösung der Fideikommisse mit der bisherigen Gleichgültigkeit vorüberzugehen und eine Scheinauflösung zu dulden, die dem Willen der Nation ebensowenig entspricht wie dem Kulturfortschritt, den Feinden aber immer wieder Unterlagen dafür gibt, uns als feudal und militaristisch zu bekämpfen.

Das Buch von der deutschen Schande von Ignaz Wrobel

E. J. Gumbel hat im Verlag Neues Vaterland ein kleines Buch erscheinen lassen: ‚Zwei Jahre Mord'. Es ist die wichtigste Publikation der letzten drei Jahre.

E. J. Gumbel hat die politischen Mordtaten der Jahre 1918 bis 1920 kühl und sachlich gesammelt, alle, die von rechts und die von links, und er hat gleichzeitig ihre gerichtliche Aburteilung aufgezeichnet. Die Vorarbeiten machen den Eindruck der lobenswertesten Sorgfältigkeit; es ist nirgends ein Anhalt dafür zu finden, daß der Verfasser Tatsachen umgekrempelt hat, um irgendeinen Standpunkt zu verfechten. Er hat, wie ausdrücklich bemerkt ist, alle Mordtaten überhaupt fortgelassen, die von einer Menschenmenge, gleichviel welcher Art, begangen worden sind; ferner solche, wo die erschießende Partei behauptete, angegriffen worden zu sein; alle Erschießungen in Oberschlesien; alle Fälle, wo es sich um persönliche Racheakte handelte; alle Fälle, wo die Erschießung auf Grund eines kriegsgerichtlichen Urteils erfolgte (was sehr anständig von ihm ist: denn Qualität und Kompetenz dieser „Gerichte" waren mehr als suspekt) — und endlich alle Fälle, die nicht ganz aufgeklärt sind. Was dargestellt wird, ist einwandfreies Material.

Im November 1918 flutete ein Heer von annähernd acht Millionen Mann in die Heimat; die dort befindlichen Formationen kamen in Unordnung und lösten sich teilweise auf. Es ist nicht gesagt, daß die Desertion Desjenigen, dem ein erzwungener Fahneneid geleistet worden war, die Ursache hierzu war. Ungezählte Truppenteile hielten — wenigstens, solange sie in Feindesland waren — aus Klugheit zusammen. Wenngleich auch hier viele Offiziere ihre Extratouren fuhren — im Allgemeinen war doch in der Masse die Sehnsucht, „endlich wieder zu Muttern" zu kommen, ebenso groß wie der Wunsch, den verhaßten feldgrauen Kittel auszuziehen. Hunderttausende jubelten.

Aber das erste Gesicht, das ich in den Tagen, da Ludendorff Lindström hieß und in Schweden weilte, in einer münchner Weinstube genauer ansah, war das eines typischen alten Majors, ein Gesicht, in dem die Backenknochen gar grimmig arbeiteten. Seine Frau durfte garnicht zu ihm sprechen, so wütend war er; der ganze Mann, der da in einem Räuberzivil am Tisch saß, schien eine bis zum Platzen gefüllte Wutblase. Und, merkwürdig, er wirkte unedel. Zwei Tage vorher waren wir rnit einem sehr bekannten oesterreichischen General im eiskalten Coupé von Budapest nach Wien gefahren, und als der Morgen dämmerte und wir uns verabschieden wollten, hatte der hochgewachsene Mann sich mit aschgrauem Gesicht erhoben, hatte Jedem von uns die Hand gedrückt und hatte sagen wollen: „Meine Herren — Gott erhalte . . ." Er hatte es nicht zu Ende sagen können, und in dem kleinen Raum war wohl Keiner, dem nicht das Wasser in die Augen gestiegen war. Wir fühlten: hier zerbrach ein Leben. Und wie verschieden wir alle auch zum Kriege standen — wir fühlten: dieser Mann sah etwas versinken, an das er klar und selbstlos geglaubt hatte sein Leben lang. Fahr wohl . . . Der alte Major in München wirkte wie ein Nußknacker. Ob seine Kinnladen noch funktionierten, war ungewiß — sicher war nur, daß er nun keine Nüsse mehr bekommen würde, und daß es — so schiens damals — unwiederruflich vorbei war: vorbei mit der Selbstherrlichkeit und vorbei mit der Anbrüllerei, vorbei mit dem Vorzugsessen und vorbei mit der Vorzugsstellung, vorbei mit dem dicken Gehalt und mit verschiedenem andern auch. Was war das für eine neue Welt, wo die „Kerls" in derselben Weinstube sitzen durften wie die „Herren", wo man nicht durch ein Achselstück ein für alle Mal als höherer Held legitimiert war, sondern wo man — Tag für Tag und Situation für Situation — seinen Mann stehen und sich immer wieder aufs neue Das erkämpfen mußte, was man darstellte. Der Schmerz jenes Generals war tragisch — der Schmerz des Majors grotesk. Dem Einen war ein Idol zerbrochen — Dieser war von einer Höhe heruntergepurzelt, auf die er nie gehört hatte.

Der Major war nicht der Einzige. Ein kleines Heer unbefriedigter, verärgerter, deklassierter und menschlich degradierter Männer war nach Hause zurückgekehrt und wußte nicht, was beginnen. Ihre Hauptangst, die Rente könnte ausbleiben,

trat später zurück — aber das Andre blieb doch: mit der Separatstellung im Staat und täglichen Leben war es zunächst einmal aus. Flüche hallten ihnen in die Ohren: betrogen habt Ihr uns und belogen ! Ihr habt uns das Essen vier Jahre lang vom Munde weggestohlen ! Ihr habt gesoffen, während wir darbten ! Ihr habt geschnauzt ! Ihr habt getreten ! Ihr habt Scheine bekommen, wo man uns Groschen hinwarf ! Ihr habt uns wie Hunde behandelt — schlechter als die feindlichen Offiziere und viel schlechter als die Damen in den Nebenstraßen eurer Etappen ! Und — schlimmer als die Flüche die Versicherung —: Nie wieder ! Schmiert Akten, schleppt Kohlen, macht euch nützlich: wir fügen uns nicht mehr ! Wir ordnen uns nicht mehr unter !

So 1918. Damals war keiner der Hauptschreier von heute auf dem Plan, damals wagten sich keine Achselstücke auf die Straße . . . Sie warteten.

Es waren viele, die da warteten. All die aktiven Offiziere, die ihr Handwerk kümmerlich erlernt hatten, aber weiter nichts, jene, die ganz genau wußten, daß die Phrase: „Der deutsche Offizier kann Alles !" eben nur Phrase war, und daß sie ohne die Befehlsgewalt, hinter der das Zuchthaus stand, unter den natürlichen Hemmungen des Zivillebens nichts ausrichten konnten; ehrgeizige Streber, die die Qualifikation als Reserve-Offizier zu einer persönlichen Machtgeltung benutzten, wie sie ihnen in Familie und Amt oder Beruf versagt blieb; und das Heer der chargierten aktiven Subalternen, die der deutsche Sadismus und der Zivilversorgungsschein gleichermaßen zu ihrem Handwerk gelockt hatten. Die Verachtung einer Welt interessierte sie nicht. Hier war Deutschland, hier schinde ! Und nun warteten sie.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Es ist heute erwiesen, daß Organisation und Einmarsch der Truppen, die 1919 in Berlin einzogen, beschlossen war, bevor die berliner Unruhen begannen, und daß alle die radauliebenden Elemente, die in irgendeiner bunten Uniform „Ruhe und Ordnung" zu schützen kamen, Anlaß und Motiv sorgfältig vertauscht hatten. Der Schuster ohne Leisten wird sich unglücklich fühlen — wenn der gelernte Soldat keinen Feind hat, dann macht er sich einen.

Ein entlaufener Kriegsberichterstatter und früherer sozialdemokratischer Redakteur machte die Wand. Was jener Noske, heute lebender Oberpräsident der Provinz Hannover und wohlbestelltes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei angerichtet hat, bezeugen 49 Gräber. Sein zweites Werk war eine Reichswehr, die heute schon jährlich fünf Milliarden verschlingt, an Stelle eines glücklich ausgerotteten Heeres — und sein drittes: die Wiedererweckung der deutschen Pest, des Militarismus. Sekundiert wurde Noske dabei von Wolfgang Heine, einem Rechtsanwalt, bei dem es allenfalls zu einen gut bürgerlichen Kampf gegen die Zensur reichte — und sekundiert von den ewig blinden tapsenden Demokraten, denen es doch ein klein wenig bänglich war, daß nun gar Keiner mehr da sein sollte, vor dem sie stramm stehen konnten . . . Das Werk begann.

Ich habe das deshalb so ausführlich erzählt, weil so — und nur so — die militärische Schreckensherrschaft der letzten Jahre verständlich ist: aus dem gänzlich unpolitischen Impetus jener gärenden, immer kampflustigen, versorgungsbestrebten Masse unbefriedigter junger Leute: aktive Offiziere, Studenten, aus der Bahn geschlagene Beamte, Abenteurer und Schieber. Sie hätten die Freicorps auch in der tiefsten Wüste gegründet: sie mußten das tun — es war eine Frage des Bluts, daß sie es taten. Sie standen wie leere Droschken oder nächtliche Damen an der Ecke und warteten auf ihren Käufer.

Der kam. Eine gerissene politisierende Industrie hielt die Freicorps aus, die ungeheure Mittel verschlangen — und nun griff das in die politischen Wirren ein.

Diese Soldateska hat sich — und das nachgewiesen zu haben, ist das unschätzbare Verdienst E. J. Gumbels — gegen die eignen Landsleute schlimmer als die Neger benommen.

Ueber die widerwärtigen Roheitsakte, die nicht tötlich ausgingen, berichtet das Buch garnicht — man braucht diese Grosz-Gesichter nur gesehen zu haben, um Alles zu verstehen: die Prügelszenen und die Kolbenstöße, immer gegen Deutsche — auch nichts über die bis heute verbliebene Gewohnheit polizeilicher und militärischer Formationen, Gefangene körperlich aufs Schlimmste zu mißhandeln. (Also grade das, was die deutschen „Gegenlisten", mit Recht, den Feinden vorwerfen.)

Aber immer bliebs nicht beim Schlagen. Noske trägt die Verantwortung — ruhe sanft, Verantwortung ! — für 49 Morde im Berlin, v. Oven, der „Befreier" Münchens, die für 184; die kommunistischen Unterjocher hatten 14 Tote auf dem Gewissen — und der Kapp-Putsch kostete 62 Republikanern das Leben.

In den meisten Fällen handelt es sich um politischen Mord. Daneben gabs auch sinnlose Uebergriffe größenwahnsinniger Sadisten, wie die, wo man zwei Sechzehnjährige und einen Achtzehnjährigen auf eine Denunziation hin ohne Beweiserhebung erschoß; wie die, wo ein Tischler ohne Untersuchung und Beweisführung ermordet wurde, weil er einen leeren russischen Patronenrahmen sein eigen nannte; wie die, wo ein sechzigjähriger Mann erschossen wurde, weil er seine Waffe, die er nicht benutzt, auch nicht angegeben hatte — erschossen von demselben Burschen, einem Leutnant Szekalla, dem Mörder eines Familienvaters, der Waffen und Waffenschein besaß und beides sofort auf Befragen herausgegeben hatte. Einer wurde abgeknallt, weil er ein Fernglas, eine Mitgliedskarte der U. S. P. D. und gedruckte Straßenpläne besaß. 29 Matrosen wurden in der Französischen Straße von einem grünen Jungen ermordet, der den Kopf verloren hatte — und das Alles immer mit Berufung auf irgendwelche Wische sonst beschäftigungsloser Offiziere, „militärische Dienstbefehle" genannt.

Schlimmer waren die politischen Morde. Es wurden, systematisch, alle irgend erreichbaren Führer der Opposition hingemordet. Ach, und was verstanden diese Soldatengehirne nicht alles unter „Opposition" ! Zu dumm und zu faul, etwas

andres als Dienstvorschriften, Jagdhumoresken, die Tägliche Rundschau, ein Blatt ähnlichen Kalibers oder Zoten zu lesen, richteten sie sich in ihrem Haß gleichmäßig gegen Demokraten, Bolschewisten, Dada-Leute, moderne Maler und Nationaloekonomen. Unverdächtig war, wer Schmisse auf den Gesichtsbacken und jenes vorschriftsmäßig deutsche Bullenbeißergesicht trug, in dem die richtige Mischung von Kellner und Assessor ganz realisiert war.

Ermordet wurden: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, Leo Jogiches, Dorenbach, Gustav Landauer, Alexander Futran, Bernhard Schottlaender, Hans Paasche. Die Liste kann beliebig verlängert werden: dies sind die bekanntesten, die getötet wurden. Und wie getötet ! Zerstampft, zu Tode geprügelt, von hinten erschossen, erschlagen, ins Wasser geworfen und mit „Fangschüssen" erledigt !

Summa: 314.

Demgegenüber stehen während zweier Jahre 14 analoge Mordtaten der Kommunisten.

*

Die deutsche Justiz hat vor diesen Mordtaten versagt.

Das aktenmäßige Material Gumbels versetzt uns in die Lage, klipp und klar festzustellen:

Wie da — in den Jahren 1913 bis 1921 — politische Morde von deutschen Richtern beurteilt worden sind, das hat mit Justiz überhaupt nichts zu tun. Das ist gar keine.

Verschwendet ist jede differenzierte Kririk an einer Rechtsprechung, die Folgendes ausgesprochen hat:

Für 314 Morde von rechts 31 Jahre 3 Monate Freiheitsstrafe, sowie eine lebenslängliche Festungshaft.
Für 13 Morde von links 8 Todesurteile, 176 Jahre 10 Monate Freiheitsstrafe.

Das ist alles Mögliche. Justiz ist das nicht.

Ganz klar wird das, wenn wir das Schicksal der beiden Umsturzversuche: Kapps und der münchner Kommunisten vergleichen, zweier Versuche, die sich juristisch in nichts unterscheiden:

Die Kommunisten haben für ihren Hochverrat 519 Jahre 9 Monate Freiheitsstrafe erhalten. Eine Todesstrafe hat man vollstreckt.

Die Kapp-Leute sind frei ausgegangen.

Hier kann ich nicht kritisch folgen. Ich weise es von mir, mich mit Männern — Staatsanwälten und Richtern — ernsthaft auseinanderzusetzen, die das fertig bekommen haben. Sie haben nicht gerichtet — Sie sind es. Sie sind es leider nicht.

Und wie sollte das Resultat auch anders sein bei ihrer Vorbildung, die in Offizieren und Reserve-Offizieren einen bevorzugten Stand sieht, also grade die für eine ordnungsmäßige Ausübung der Rechtsprechung nötige Voraussetzung vernachlässigt ! Diese deutschen Richter sind keine.

Daß ein Richterverein, daß ein Justizminister, daß laue Blätter der ängstlichen Demokraten wagen, einen Stand zu verteidigen, der einen ganzen Hochverratsversuch wie den von Kapp juristisch einfach unter den Tisch fallen läßt: das spricht für die Verkommenheit des deutschen Rechtsempfindens.

Denn dies eben heißt Verkommenheit: nicht mehr fühlen, wie tief man gesunken ist.

Keine Strafe ! Ich könnte mir denken, daß ein humaner Richter den Kapp-Offizieren gewisse mildernde Umstände zubilligt, daß er ihnen alles Mögliche zu gute hält: das Toben der Kommunisten — aber wo hätten die je so getobt wie die Militärs ? —, ihre Vergangenheit, die Kriegspsychose, Alles, Alles — aber er mußte am Ende doch zu dem Schluß kommen: diese Leute haben einen Hochverratsversuch begangen und müssen bestraft werden. Sie sind alle in Freiheit.

Soweit nicht die Hintermänner des Umsturzes in den Parlamenten ihre Militärs durch die Amnestie retteten, die sie ihren Gegnern verweigerten, fand sich kein deutscher Richter, der Offiziere für die schwersten Verbrechen verurteilte. Er war ein Offizier. Und jener ist sein Richter. Sie sind einander wert.

Gumbels Buch kam zur rechten Zeit. Mit dem Vertrauen der anständigen Leute in die politische deutsche Rechtsprechung dürfte es nunmehr endgültig vorbei sein. Was diese deutschen Richter künftig noch in politischen Prozessen für Recht erkennen, mag ihre subjektive einwandfrei begründete Meinung sein: objektives Recht ist es nicht.

Lest dieses Buch von der deutschen Schande ! Von der Schande unsres Militärs und von der Schande unsrer Justiz ! Unterstützt von einem verprügelten und auf seine Unterkasten stolzen Bürgertum wüten Exekutive und Rechtsprechung nach wie vor, Woche aus, Woche ein gegen Schwarz-rot-gold für Schwarz-weiß-rot, gegen die Republik für die Monarchie, gegen den Geist — für Preußen und Bayern und, wenns so weiter geht, für ihr Deutschland.

*

Wir Andern aber vergessen viel zu rasch. Wir konstatieren und gehen nach Hause. Jene dagegen wiederholen Tag um Tag und Tag um Tag, seit zwei Jahren: den Schwindel vom Dolchstoß, die Legende vom Scheidemann-Waffenstillstand, der doch eine Monarchenniederlage war, die historischen Unwahrheiten vom U-Boot-Krieg und die Lüge vom Erzberger-Frieden. Und sie drehen die Geschichte unermüdlich so lange, bis auch sie ihnen und ihrer Existenz recht gibt.

Und wir ? Wir trommeln nicht. Wir reden immer zu uns. Wir glauben, es sei nicht unterhaltend, den Leuten Das einzuhämmern, was sie doch erst einmal wissen müßten, bevor sich die Grundlage für ihre Wandlung bilden kann. Geld fehlt. Freunde fehlen. Zeitungen schweigen. Immer wieder ? Nie genug. Blut steht auf dem Spiel.

Ich habe geglaubt, es müßte noch einmal im Lande gezeigt werden, daß es auch andre Deutsche gibt als solche, die auf dem Kasernenhof gezüchtet worden sind. Und daß diese Deutschen die Eigenschaften, die das Reichsgericht in diesen Tagen als Tugenden des deutschen Militärs ausgerufen hat, für Laster ärgster Art halten.

Deshalb stand hier noch einmal die Geschichte vom Buch deutscher Schande.

Matthias Erzberger von Tyrus

Worauf ist eigentlich das Schlagwort von dem Dilettantismus Erzbergers zurückzuführen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß Rankúne seiner politischen Gegner es geprägt hat ? Man hätte verstehen können, wenn der Vorwurf vor anderthalb Jahrzehnten erhoben worden wäre, als Erzberger noch „der Benjamin des Reichstags” war und trotzdem, wie der Berliner sich ausdrückt, selbst den alten Parteibonzen gegenüber eine Lippe riskierte. Sein schlimmster Fehler war damals in den Augen seiner ältern Kollegen des Parlaments, daß er keine Furcht hatte und auch für überflüssig hielt, Furcht, oder gar Ehrfurcht, zu heucheln. Nachdem er aber das erste Jahrzehnt seiner parlamentarischen Tätigkeit hinter sich gebracht hatte, war auch dieser Vorwurf nicht mehr begründet: sein Auftreten war das Ergebnis von parlamentarischen und politischen Erfolgen und hatte nicht mehr das Odium der Dreistigkeit, sondern trug den Stempel der Unerschrockenheit. Wie Journalisten, die sich auf ihrem kurulischen Sessel schon Hämorrhoiden ersessen haben, ohne jemals durch das Labyrinth eines Etats gestiegen zu sein, die hundert schwülstige Artikel über den Friedensvertrag geschrieben haben, ohne ihn überhaupt zu kennen — ganz zu schweigen von allgemeinen Kenntnissen der Zeitgeschichte —: wie solche Leute gegen Erzberger den Vorwurf des Dilettantismus erheben konnten, ist nur schwer begreiflich. Ebenso unbegreiflich wie die Veranstaltung eines Festzuges der berliner Presse zwischen den Raubtierkäfigen des Zoologischen Gartens am Tage nach der Ermordung Erzbergers, der doch auch Journalist, also ihr Kollege war. Eine solche Presse und ein Publikum, das eine solche Presse liest, ohne scharenweise die Spezialisten für Gallenleiden zu überrennen, sind freilich nicht zu belehren.

Wenige Wochen vor der letzten Fahrt nach Griesbach hatte Erzberger noch die Freude, daß — trotz aller kunstvoll dilatorischen Behandlung mit großen Pausen und langsamen Reisen der Akten vom Untersuchungsrichter zum Staatsanwalt, zum Oberstaatsanwalt, zum Reichsanwalt, zum Oberreichsanwalt, zum Justizministerium, und was noch für Instanzen dazwischen liegen mögen (ich bin zu sehr Dilettant, um alle der Reihe nach aufzählen zu können) — also er hatte die Freude, daß die Mitteilung an ihn gelangte: die Untersuchung habe nicht die geringste Veranlassung zur Erhebung einer Anklage wegen Meineids ergeben. An diesem Tage traf ich ihn und fand ihn selbstverständlich nicht nur in guter, sondern in kriegerischer Stimmung. „Jetzt sollen die Leute was erleben”, sagte er grimmig. „Ich komme wieder und rechne ab. Auf die Steuerangelegenheit pfeif ich. Daß auch da nichts herauskommt, ist ganz selbstverständlich. Ich würde mir nicht einmal was draus machen, wenn ich wirklich irgendwo einen Paragraphen getreten hätte. Es gibt ja wohl wenige Leute, die das nicht getan haben. Aber eben zu diesen wenigen gehöre ich, und grade darüber ärgern sie sich. Das ganze Verfahren, von der Denunziation an, ist nur zu dem Zweck eingeleitet worden, mich vom Reichstag fern zu halten, genau so wie die Meineidsgeschichte. Die Denunzianten wußten das und die Gerichte auch. Die Justiz, die ja reaktionär bis auf die Knochen ist, hat sich mit Wonne in den Dienst Derer um Helfferich gestellt.”

Und dann erzählte Erzberger eine nette kleine Episode. Der Untersuchungsrichter hatte ihm in einer der unzähligen Vernehmungen die Frage gestellt, ob er Diäten versteuert habe. Auf die verneinende Antwort folgte die triumphierende Frage: „So — und warum nicht ?" „Weil das Diätengesetz vorschreibt, daß sie nicht zu versteuern sind." Und nun hielt Erzberger diesem wirklich gründlichen Beamten unsres Instituts für angewandte Rechtspflege ein kleines Privatissimum darüber, daß eine Anklagebehörde sogar einen Vorwurf, geschweige denn eine Anklage nur dann erheben könne, wenn sie die Gesetze, die der Beschuldigte verletzt haben soll, also die Gesetze, die sie anzuwenden hat, auch selber kenne.

Was man unserm westlichen Nachbar nachsagt: daß seine Brutalität gegen Deutschland nicht seiner innern Natur entspringe, sondern der blassen Furcht vor dem Tage, da sich das jetzt noch politisch, militärisch und wirtschaftlich gefesselte Volk wieder wird regen können: das galt auch von Erzberger und seinen Gegnern. Die Angst vor ihm hat sie zum Morde getrieben. Nicht nur die kleine Schar, die ihn persönlich verfolgte und dabei die Grenzen von Gesetz und Anstand nicht innehielt, nicht nur die vielen Beamten, die nervös wurden, wenn Erzberger mit Wünschen, Anregungen, Erinnerungen oder gar Beschwerden erschien, die immer zittern, wenn in der Budget-Kommission ihre Kapitelchen im dickleibig überlasteten Staatshaushaltsplan zur Erörterung kommen, sondern am meisten vielleicht Diejenigen, die mit Weitblick die Ereignisse der Zeit verfolgen und die Entwicklung zu berechnen versuchen. Diese wußten oder fürchteten doch, daß aus Erzbergers Idee des christlichen Solidarismus — Name ist Schall und Rauch — sich eines Tages ein Wesen entwickeln würde, vor dem ihnen graute. In ihren düstern Ahnungen sahen sie Schwärme am Horizont heraufziehen, deren Fittiche ihre wärmende Sonne verdunkeln und deren Strahlen ihnen abfangen könnten.

Gewiß: die Zeit für die Erfüllung solcher Ahnungen war noch fern. Erzberger selbst — dem das Stinnes-Blatt unabsichtlich im Nekrolog die Ehre antut, zu vermuten, daß sein Tod den von ihm geförderten Bestrebungen (engere Zusammenarbeit zwischen Zentrum und Sozialdemokratie) ein Ziel setzen werde — Erzberger war schließlich noch keine fertige Persönlichkeit und deshalb auch noch kein Führer großen Stils. Er hatte aber die Fähigkeiten dazu und fühlte das. Und in diesem Gefühl verschmähte er, sich, wie manche seiner Gegner, mit der Rolle des Verführers zu begnügen. Er arbeitete unablässig nicht nur für sich und die Seinen, sondern auch an sich. Von diesem sechsundvierzigjährigen Manne, man möchte fast sagen: Jüngling mit der unverwüstlichen Arbeitskraft und den eisernen Nerven wäre noch viel zu erwarten gewesen.

Die Rolle, die Erzberger in den Tagen der Fehrenbach-Simonsschen Kabinettskrise gespielt hat, seine Mitwirkung bei der Bildung des Kabinetts Wirth und dessen langsamer Vervollständigung: dies — aber man soll nicht die Geschichte eines Kabinetts schreiben, das noch am Leben ist. Uebrigens ist auch Erzberger noch nicht für immer verstummt. Es mag wohl sein, daß man eines Tages aus dem Grab seine Stimme hören wird, wenn nicht etwa die Wegelagerer von Griesbach Bundes- und Berufsgenossen haben, die mit Dietrich und Brecheisen umzugehen verstehen. Erzberger hatte nämlich ein wohl-

geordnetes Bureau, und in diesem Bureau befinden sich einige Schränke, deren Inhalt von Interesse für die Historiker sein dürfte.

Genug: für den Augenblick schreckt Erzberger nicht mehr die Träume der steuerscheuen Einfaltspinsel, die noch immer glauben, sein Gegner Helfferich würde, wieder ins Finanzministerium berufen, als moderner Moses der berliner Bankwelt, Wasser aus den Felsen schlagen oder die über unserm Kopf zusammenstürzenden Wogen der Papierflut in gleißendes Gold verwandeln. Mögen all Diese und all die Andern, die vor ihm zitterten, für den Augenblick aufatmen — Eines ist sicher: die Hoffnung des Stinnes-Organs, daß mit Erzberger auch die Idee, für die er gekämpft hat, zu Grabe getragen worden ist, mögen die Mannen des ungekrönten Königs von Deutschland ruhig zu Grabe tragen. Ideen sterben nicht so leicht, am wenigsten Ideen, die aus dem Geiste der Zeit und der Weltgeschichte geboren sind, wie diese. Der anständige Teil des deutschen Volkes, für dessen Glück Erzberger gelebt und gestritten hat, schreibt seinen Feinden, schreibt den Genossen seiner Mörder mit Flammenschrift an die Wand: Exoriare aliquis . . .

Nachruf von Theobald Tiger

Gehaßt, weil du Konkursverwalter
der Pleitefirma Deutsches Reich,
liegst du zerschossen als ein kalter
und toter Mann — und Deutschland ist das gleich.

Es kostet nichts. In Blutkapiteln
erlebten wirs — was kriegt solch Vieh ?
Den Auslandspaß — „Nichts zu ermitteln”:
so kämpft der Geist der Monarchie.

Gehaßt, weil du Zivilcourage
den Herren vom Monokel zeigst —
weil du schon Siebzehn die Blamage
der Ludendörffer nicht verschweigst . . .

Das kann der Deutsche nicht vertragen:
daß Einer ihm die Wahrheit sagt,
daß Einer ohne Leutnantskragen
den Landsknechtsgeist von dannen jagt.

So fielst du.
Hinter deiner Bahre
gehn grinsend, die den Mord gewollt:
in Uniform und im Talare
der wildgewordne Teutobold.

Und wie dein Blut die Steine netzte,
da atmet auf das Militär.
Es kondoliert, wer grad noch hetzte . . .
Du warst der Erste nicht — bist nicht der Letzte.
Prost Helfferich !
Der kommt nicht mehr.

Mein „Mieterschutz" von Julius Bab

Mein „Mieterschutz" war so.

Erst lebte ich elf Jahre in dem Hause Auerbach-Straße 17 am Bahnhof Grunewald in ganz guten Beziehungen zu meinem Wirt und in allerbestem Einvernehmen mit allen Hausgenossen. Den Krieg hindurch, während dessen der Wirt für die Häuser absolut nichts tun konnte, hielt ich die Wohnung mit mancherlei Reparaturen und andern Opfern aufrecht. Dann starb der Besitzer, und es kam Herr Krische, bis dahin Bäckermeister. Nun wurde er „Eigentümer" und entfaltete Herrschgewalt. Er tat das derartig, daß allen Mietern der Häuser Auerbach-Straße 17 und 17a das Leben zur Hölle wurde; ich weiß aus dem Munde der allermeisten Mietsparteien, daß sie heute das Eigentum dieses Herrn je eher je lieber verlassen würden, wenn sie nur wüßten, wohin !

Mit ganz besonderer Sorgfalt wandte er seine Herrscherseele auf mich und meine Familie. Aristokratisch bis auf die Knochen, wie Bäckermeister und Eigentümer nun einmal sind, wollte er vor allen Dingen ein „herrschaftliches Haus" — möglichst Rentiers oder doch hohe Beamte; ich dagegen und meine Frau lagen in gemeiner plebejischer Weise dem Gelderwerb ob, indem wir schriftstellerten, Vorträge hielten und Unterricht gaben. Unter unablässiger Zusammenhäufung von hundert blöden, teils erfundenen, teils aufgebauschten Kleinigkeiten erhob er also vor allen Dingen Protest gegen den Mißbrauch unsrer Wohnung durch „Gewerbebetrieb".

Als er zum ersten Mal mit dieser Begründung das Recht verlangte, unsern Mietsvertrag nicht fortzusetzen, war Vorsitzender des Mietseinigungsamtes im Grunewald Herr Landgerichtsrat Caspari (jetzt Landtagsabgeordneter). Dieser wies das Ansinnen des Herrn Eigentümers zurück, indem er betonte, daß Leute, die erhebliche Miete bezahlten, auch das Recht haben müßten, das dazu nötige Geld zu verdienen.

Herr Krische aber ließ durchaus nicht locker. Er hatte inzwischen auch begriffen, daß die ziemlich umfangreiche Wohnung, die meine Familie nebst drei Untermietern auf anderthalb Etagen inne hatte, durch Aufteilung ertragreicher zu verwerten wäre. Unter weiterer Anhäufung von allem erdenklichen Klatsch und Tratsch ging er mit jenem Hauptargument vom „Gewerbebetrieb" nach Jahresfrist wieder vors Mietseinigungsamt — und nun beginnt mein „Mieterschutz".

Vorsitzender dieses Amtes war inzwischen der Assessor, spätere Rechtsanwalt Thiem geworden; und diesmal wurde (obwohl das voraufgehende Urteil des Mietseinigungsamtes uns ja ausdrücklich berechtigt hatte) nicht etwa unser „Gewerbebetrieb" untersagt, sondern hierin ein Grund gefunden, die Nichtverlängerung unsres Vertrages auszusprechen. Auf welcher Höhe juristischer Einsicht sich das Urteil bewegte, das uns nach zwölf Jahren aus unsrer Wohnung verbannte, das illustriert ein kleiner Umstand. Bei der Verkündigung sagte der Herr Vorsitzende nämlich: nun sei zwar die Möglichkeit zur Räumungsklage für den Wirt gegeben — über die eigentliche Streitfrage aber werde ja das Amtsgericht noch befinden können. Tatsächlich liegt die Sache bekanntlich so, daß nach Spruch des Mietseinigungsamts die ordentlichen Gerichte sich um den Streitinhalt überhaupt

nicht zu kümmern haben, sondern nur formal das Räumungsurteil ergehen lassen !

Hierauf beginnt (ich lasse einige Wiederholungen und Umwege aus) meines „Mieterschutzes” zweiter Akt. Es ward uns nach einigen Monaten eine Wohnung in der Augsburger Straße angewiesen, gegen die wir einige Kleinigkeiten einzuwenden hatten: erstens war eine Stadtwohnung nach vorliegendem ärztlichen Zeugnis für meine Frau gesundheitsschädlich; zweitens mußte sie bei Wegzug aus dem Grunewald ihre kleine Familienschule, die einen Teil unsres Einkommens bildete, einbüßen; drittens gab es in dieser Wohnung keinen geeigneten Raum für meine schriftstellerische Arbeit und meine Bibliothek; viertens konnten der Zimmerzahl der Wohnung nach unsre Untermieter, von denen zwei seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden mit unsrer Familie leben, keine Aufnahme finden. Da aber der Eigentümer Krische inzwischen bereits einen sehr geeigneten Nachfolger für die eine Hälfte meiner Wohnung gefunden hatte und zur Verwertung der andern Hälfte bereits ein Räumungsurteil von ähnlicher Begründung gegen einen Bankbeamten, der den Rest meiner Etage bewohnte, in der Tasche trug, so fand das Mietseinigungsamt alle diese meine Einwände gegen die Wohnung in der Augsburger Straße unerheblich und urteilte, daß ich ausziehen müsse, sobald diese Wohnung frei sei.

Der dritte Akt meines „Mieterschutzes” vollzog sich nun so, daß ich mich an das Wohlfahrtsministerium wandte. Dieses gab die Sache (mit freundlicher Empfehlung übrigens) an das Oberpräsidium, und das Oberpräsidium (ohne sich um das zweite Urteil über die Zulänglichkeit der Wohnung in der Augsburger Straße überhaupt zu kümmern) holte sich seine Orientierung über die Berechtigung des Räumungsurteils an sich vom Mietseinigungsamt Grunewald — ausschließlich und allein von eben jenem Amt, über das ich Beschwerde führte ! Hierbei leistete sich dieses Amt nun zwar zur Stützung seines Standpunkts eine hübsche kleine nachweisliche Unwahrheit, indem es behauptete, daß Unregelmäßigkeiten in der Mietszahlung ein wesentliches Motiv seines Urteils gewesen seien. (Tatsächlich sind die selbst vom Herrn Eigentümer nie behauptet worden; ein Mal nur hat er sich aus Schikane geweigert, von mir, im Gegensatz zu andern Mietern, einen Scheck in Zahlung zu nehmen, und da hat dieses selbe Mietseinigungsamt geurteilt, daß hierin eine Nichtzahlung der Miete keineswegs zu erblicken sei.) Jedennoch: das Oberpräsidium teilte mir nach sechs Wochen mit, daß es sich auf die amtlichen Mitteilungen des Mietseinigungsamtes stütze, und nach noch einigen Wochen vertraute mir das Ministerium an, daß es nach den „Informationen” des Oberpräsidiums die Sache für erledigt ansehe. Solchen Schutz fand ich bei den Verwaltungsbehörden.

Der Schutz aber, den mir das Wohnungsamt Grunewald angedeihen ließ, und der nun den letzten Akt bildet, sah so aus:

Um die Wohnung in der Augsburger Straße, die ich keineswegs begehrte, bewarb sich ein Arzt, Dr. König. Darauf bot mir das Wohnungsamt eine andre Wohnung — in der Potsdamer Straße — an (die aber erst Ende September frei wird) und fragte, ob ich bereit sei, diese gegen die Wohnung in der Augsburger Straße zu vertauschen. Ich erklärte, daß ich das nur könne, wenn in dem bestehenden Be-

schluß des Mietseinigungsamtes diese neue Wohnung vollständig an die Stelle der alten träte, sodaß ich nicht in Gefahr käme, auf die Straße gesetzt zu werden. Dies wurde mir vor Zeugen bestätigt.
Auf meine ausdrückliche Bemerkung, was nun geschehe, wenn früher, als ich endgültig untergebracht sei, der Eigentümer Krische mit seinem Exmissionsurteil und dem Möbelwagen ankäme, wurde mir erklärt, das sei ja ganz ausgeschlossen; er werde eben auch von diesem Wohnungstausch amtlich benachrichtigt werden. Als aber auf meinen Verzicht hin der Dr. König die Wohnung in der Augsburger Straße bezogen hatte und nun allerdings der Eigentümer Krische mit Exmissionsurteil und Möbelwagen vor meiner Tür erschien, leugnete das Wohnungsamt schlankweg ab, mir irgendeinen Schutz zugesagt zu haben.

Schluß und Nachspiel. Während man meine Wohnung schon ausräumte, fuhr ich zu letzter Hilfe mit meinem Anwalt aufs Oberpräsidium, die Aufsichtsbehörde der Wohnungsämter. Da war der Präsident nicht da und der Dezernent nicht da und auch der Vertreter des Dezernenten nicht da. Es war überhaupt Niemand da, und es war aus.

Als Resultat dieses vielfältigen „Mieterschutzes” liegt heute eine Familie mit drei Kindern, einem Dienstboten und drei Pensionären auf der Straße. Eine Häuslichkeit, die ich mir in fünfzehnjähriger Arbeit erbaut habe, ist vernichtet, meine Arbeitsmöglichkeit ist auf lange Zeit schwer beeinträchtigt — und wenn ich nicht Freunde hätte, die die Glieder meiner auseinandergerissenen Familie hier und dort bei sich aufnahmen, und die mir nebenbei auch die auf Tausende sich belaufenden Exmissionskosten vorstreckten, so würde ich wohl vor einem Ruin meiner Existenz stehen.

Sollte dieser Fall nicht die Vermutung nahelegen, daß im Verwaltungswesen unsres Staates immer noch nicht der rechte Geist herrscht ? Daß die Beamten ihre Autorität wahren (mit welchen Mitteln auch immer): das ist es im Grunde, wofür sie sich verantwortlich fühlen. Daß sie vielleicht auch so ein bißchen auf der Welt sind, um zur Wohlfahrt der von ihnen verwalteten Volksgenossen beizutragen: das ist es, was man nicht einmal im „Volkswohlfahrtsministerium” genau zu wissen scheint.

Mein harmlos Lied von Joachim Ringelnatz

In einem Untertässchen
voll Schnee und Rosenlikör
erwachte das kleine Prinzeßchen.

Noch ganz verschlafen und ohne Gehör
gewahrte sie mit Erröten
auf ihren niedlichen Brüsten
sechsundvierzig breite Warzenkröten,
die sich gegenseitig auf den Podex küßten.
Und schrie, als sie sowas erblickte:
„Pfui Keks !” Woran sie erstickte.

Und nun ist in jeder Zeitung zu lesen:
sie sei ein großer Schweinigel.gewesen.

Pariser Theater von Walter Mehring

Es gibt zwei Methoden, Kunst zu prüfen: auf ihren Nährwert; auf ihre Dauerhaftigkeit. Es gibt Werke, die noch nach tausenden von Jahren für Generationen von Direktoren, Regisseuren, Inspizienten, Kritiken, Literarhistorikern genügend Kalorien erzeugen. Wenn man aber kein vereidigter Bücherrevisor ist, gibt es nur eine Methode: nämlich obs einen interessiert.

In Paris bummelt man die Boulevards entlang und orientiert sich aus der Fachtageszeitung ‚Comoedia' über das gesamte Vergnügungsprogramm: von der Opéra bis zu den Bouffes du Nord, von der Pawlowa bis zu Charlot. Man will sehen, was und wie in pariser Theatern gespielt wird (man will ja auch wissen, wie die Welt vom Eifelturm aussieht, und wie man im Bois speist), und wählt Hammelbraten oder ernste Literatur.

*

Unter den Theatern modernsten Stils werden heute die zwei von Gémier geleiteten: ‚Comédie Montaigne' und ‚Théâtre Antoine' empfohlen. Aber natürlich bedeutet „modern" für Paris etwas andres als für Berlin. Der Shakespeare der Meininger und der Shakespeare Jessners sind zwei ganz verschiedene Dichter, einander so unähnlich wie jeder für sich dem Original; und von Franzosen gespielt wird er ein sprühender Causeur. Daß Voltaires Romane Anlaß einer Revolution wurden: auf diesen Gedanken würde man ohne geschichtliche Kenntnis nicht kommen. Hingegen erregt in Deutschland das soziale Jugendwerk eines Reaktionärs revolutionäre Begeisterung einer revolutionsfernen Zuhörerschaft.

Gémier und seinem Regisseur Baty verdanke ich eine Darstellung der letzten Spielzeit. Sie brachten von ausländischen Autoren: Shaw (‚Soldat et héros'); Strindberg (‚Fräulein Julie' — das andre Theater der Modernen: ‚L'Oeuvre" brachte den ‚Totentanz"); Wedekind (‚Frühlings Erwachen') — alle ohne besondern Erfolg. Bei Strindberg und Wedekind findet man überwundenen Symbolismus, und Shaw befremdet durch die Kälte seines Dialogs. Die Franzosen, die die Unterhaltungssprache am höchsten kultiviert haben, können einen Dialog nicht vertragen, der gärt oder paradox springt. Ihre Sprache ist traditionell fixiert, fast mathematisch, und kennt jedes Mal nur Einen Ausdruck als die Lösung. Ueber Shaw — allerdings sah ich ihn nur in zweiter Besetzung — hilft man sich deklamatorisch oder sentimental hinweg; der französische Darsteller will eintreten für die Idee seiner Figur, nicht snobistisch ihr überlegen sein. Er ist auf den ererbten Platz im Ensemble eingespielt, wie das Russische Ballett, das versagte, als es in Picassos kubistischer Dekoration tanzte. Daher wirkt Gémier bahnbrechend, wenn er in einem Seeschlachtdrama virtuos ein zwergiger, mit Lächeln maskierter Offizier Japans wird — seit man bei allen Sehenswürdigkeiten, in Fabriken und Schlössern dem Kronprinzen Hirohito begegnet, seit man die Perle wie Kaninchen züchtet, ist Japan in Paris dernier cri.

Daher wird Lenormand, Gémiers bedeutendster Autor, stark umstritten. In Berlin sah man sein Drama: ‚Les rates' (unter dem Titel: ‚Die Tournee'). Sein markantestes heißt: ‚Terres chaudes' — Weiße in Afrika, die moralisch und körperlich dem tropischen Klima unterliegen. Schicksal und Charakter seiner Personen sind immer das Produkt der Umwelt, die in Wirklichkeit das Drama agiert; die Einsätze seiner Szenen sind exakt wie bei Ibsen; seine Sprache ist echt französisch spirituell bis ins Tragische. Sein tiefstes: ‚Le temps est un songe' (bisher nur in Genf aufgeführt) spielt in der Eintönigkeit eines holländischen Hauses, wo die Zeit stagniert. Die Vision eines Unglücks, die sich durch Zufälle zur Ungewißheit kompliziert, ob sie Geschehenes oder Kommendes bedeutet, findet eine tragisch natürliche Lösung. Man sieht die Verwandtschaft mit Strindberg — nur: Strindberg generalisiert, Lenormand gibt einen Vorfall; Strindberg legt den Mechanismus der Zusammenhänge frei, Lenormand läßt ihn ahnen.

*

Den größten literarischen Erfolg hatte das Theater L'Oeuvre mit dem Stück eines jungen Autors: ‚Les pêcheurs d'ombre' von Jean Sarment, das einen sanft in die Zeit vor Ibsen zurückversetzt. Ein junger Mann hat sein Gedächtnis verloren. Seine stille Jugendgeliebte, die ihn spröd verschmähte, reist an, um schöne Erinnerungen zu wecken. Aber er hat einen Bruder, der sie liebt und ihm einredet, sie wäre garnicht jene. Worauf sich der junge Mann ohne Gedächtnis entleibt, nicht ohne sterbend die Wahrheit erfahren zu haben. Sarment spielt ihn selber bildhübsch und wacker. Trotzdem sagt man in dieser Zeit der Verrohung: Na, wenn schon !

*

Mais pour revenir à nos moutons: Hammelbraten ist europäisches Gemeingut. Und dazu geht man nicht nach Paris. Aber unnachahmlich sind die Poularden auf Rosenholz, die kleinen Boulevard-Theater, von denen jede der Städte, die Paris bilden, ein ihr eigentümliches besitzt. Die pariser Typen gehen auf die Bühne, wie sie in den Zuschauerraum gehen, sie spielen oben und unten, sie haben kein Talent nötig, sie haben Instinkt und den Anstrich. Auf Montmartre steht das Théâtre Marjal der Polaire. Ihre berühmt schlanke Taille ist etwas im Abnehmen oder vielmehr Zunehmen begriffen, aber die Klänge ihrer tiefen Stimme zucken und springen, und ihr Rollenfach sind jetzt die Vierzehnjährigen. In der ersten Szene turnt sie am Barren. In der zweiten ist Bar-Stimmung — aber echt ! Verlebte Jünglinge und verliebte Greise. Kokotten, die von der Straße hereingeschneit sind und sich den Deibel um das Publikum scheren — in der zweiten Szene tanzt sie und singt Chansons. In der dritten ist sie verliebt und keusch. Denn die Polaire kann alles als Spezialität. Sie ähnelt stark der Nielsen, in der Art, wie sie hastig schnuppert, und würde die größte französische Filmschauspielerin sein, wenn das Kino in Frankreich Bedeutung hätte.

Das ist die Volkskunst für alle Schichten vom Grand Guignol-Repertoire des Kriminalisten Méténier bis zu den Petite Guignols, den Kasperle-Theatern der Kinderspielplätze. Die mehr salonfähigen Lustspiele lieferte bisher der weltberühmte Henry Bernstein, dem jetzt Jean Cocteau erfolgreich Konkurrenz macht. Cocteau hat den Vorsprung, ultramodern zu sein; in seinem Eifelturm-Sketch schlägt er futuristisches Tempo an und macht Miene, bei Dada zu enden. Ganz vornehm aber geht es in Poirets Oasis zu, dem Hors-d'oeuvre-Theater der luisants und gommeux. Die Vorstellungen finden im Garten an der Längsseite seines Palais statt. Wenn man die achtzig Francs Eintrittspreis zur Eröffnung erlegt hatte, konnte man sich bei ihm zu Hause fühlen, denn aus den Batik-Stühlen, in denen man mehr lag als saß, sah man über die Terrasse durch weitgeöffnete Türflügel ins Innere Manet- und Degas-geschmückter Salons. Der Garten war durch Lichtkörper, die teils gedämpft aus dem Boden aufleuchteten, teils in grünen Trauben aus den Bäumen niederhingen, dekorativ umgestaltet. Ueber dem Ganzen schwebte ein Himmel aus gelbem Ballonstoff — falls es nämlich regnen sollte. Von der Guilbert bis zu den neusten Tänzen umfaßte das Programm alle Modeschöpfungen des Maître tailleur, vor allem seine letzte Inspiration: die altspanische schmale Krinoline. Eine winzige Javanerin tanzte Heimattänze, und ein Mannequin zeigte sich als lebender Springbrunnen aus drei Glasperlenkaskaden, die im verdunkelten Garten intensiv hell phosphoreszierten. Am Schluß erschien die junge Kaiserin Eugenie auf der Freitreppe mit ihrem Hofstaat, um sich nach dem Muster des berühmten Bildes zu gruppieren (was keine monarchistische Kundgebung war, sondern im Sinne Balzacs: Glücklicherweise gibt es seit zwanzig Jahren keine Königin mehr — ich hätte sonst die Königin lieben müssen !).

*

Aber der Clou der Eleganz war erst eine Vorstellung des Schwedischen Balletts im Théâtre des Champs Elysées, zu der der dicke Dichter Claudel — noch schnell vor seiner Abreise als Ambassadeur nach Tokio — eigens eine Pantomime: ‚Der Mensch und sein Schicksal‘ geschrieben hatte. Die Bühne war in drei Etagen aufgebaut. Hoch oben zogen langsam die Stunden als schwarzer Fries der Nacht, als weißer des Tages vorüber, unten wechselten Mond und Sonne, und in der Mitte tanzte der Meister des Schwedischen Balletts, den Menschen spiegelnd, orange wie eine Modellpuppe aus blank poliertem Holz. Die Musik, ein bruitistisches Donnerwetter mit allen Schützengraben-Requisiten, nahm die Sensation für einen kommenden Abend schon vorweg. Da hielt nämlich Marinetti, der Futuristenhäuptling, eben dort eine Conférence mit Orchesterbegleitung:

Der Beifall war an beiden Abenden gleich stark und einstimmig, denn die Zeit, da man Marinetti in Mailand noch mit Kartoffeln bewarf, ist vorüber. Er ist in die Reihe der Arrivierten eingerückt. Er hat den Weg aller Revolutionäre genommen.

Rundschau

Enver Bei

Die Freundschaft zwischen der Sowjet-Regierung und der rebellischen Türkei hat für uns bisher mit dem Besuch Enver Paschas bei Lenin im Sommer 1920 angefangen. Neuerdings behauptet Artur Ransome, sie habe schon im Frühling 1919 begonnen, als Talaat den Radek im Gefängnis von Moabit besuchte. Nun ist aber Talaat tot, und Ransome bestätigt selbst, daß Enver (der heute im Grunewald unter einem angenommenen Namen lebt) eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen der Sowjet-Regierung und Angora ist. Enver genießt immer noch eine große Popularität im ganzen Osten. Sein Haß gilt hauptsächlich den Engländern, und diesen mißt er auch die Schuld bei, daß er, der ja sein Kriegsglück auf Deutschlands Karte gestellt hatte, verspielt hat.

Diesen Verlust sucht er nun durch die panislamitische Bewegung mit der tätigen Hilfe Sowjet-Rußlands wieder einzubringen. Er hat Ransome offen erklärt: solange die Angora-Regierung gegen den Vertrag von Sèvres kämpfe, würde er, Enver, sie mit Rat und Tat unterstützen. Sollte sie aber nachgeben, so würde er, gestützt auf Rußland, ihr schnell den Garaus machen. Vor allem würde er nicht dulden, daß Smyrna den Griechen gegeben wird. Uebrigens gehen seine Wünsche ja noch weiter. Einmal, erzählt Ransome, habe er, um Enver zu prüfen, sein Erstaunen darüber ausgedrückt, warum dieser kein Imperialist sei. „Wie denn kein Imperialist ? erwiderte Enver nachlässig. „Die ganze Frage dreht sich nur um den Umfang des Imperiums."

Ransome, der mit Enver einige Wochen lang in Moskau dasselbe Haus bewohnte, gibt von ihm ein Porträt, das ihn als einen nur oberflächlich gefirnißten Urmenschen erscheinen läßt. Ein Bolschewik berührte einmal im Gespräch mit Enver das Thema von der Massenermordung der Armenier, die bekanntlich nicht zuletzt Enver zugeschrieben wird. „Was glauben Sie denn !" antwortete dieser. „Haben wir sie etwa nur zum Spaß geschlachtet ?" Er vergißt aber keinen Augenblick, daß alle seine Feinde nur auf die erste Gelegenheit lauern, ihn zu skalpieren. Nach seiner Ankunft in Moskau wurde er in einem Gasthaus untergebracht, in demselben Zimmer, wo vorher Mistreß Sheridan, die englische Bildhauerin, gewohnt hatte, aus der in Moskau die Gerüchte eine mysteriöse Erscheinung machten. Allein in diesem kleinen Zimmer, wurde Enver plötzlich von einer derartigen Furcht ergriffen, daß er wie ein wildes Tier aus seinem Käfig ausbrach und durch die Hintertreppe in den Garten rannte, nachdem er den Türschlüssel sorgfältig versteckt hatte. Ein ander Mal begann er bei der Mittagstafel den amerikanischen Finanzmann Vanderlip zu porträtieren. Er war vollständig in seine Arbeit vertieft, als plötzlich sein Bleistift abbrach. Mit Blitzesschnelle zog er aus einer seiner Taschen einen ungeheuern Dolch hervor, mit dem man einen Ochsen erlegen könnte, schwang ihn dicht vor Vanderlips Gesicht und begann den Bleistift anzuspitzen. Dann steckte er den Dolch wieder ein und konterfeite das erschrockene Gesicht Vanderlips seelenruhig weiter.

Und doch besitzt dieser Urmensch irgendeine Anziehungskraft, die in fast kindlicher Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit wurzelt. Er ist in seiner Art fromm. Er trinkt und raucht nicht. Er ist ein guter und leidenschaftlicher Schnellporträtist. Bei seinem Fluge nach Rußland landete er, dank dem Irrtum des Piloten, an der litauischen Grenze. Die litauische Behörde ahnte nicht, mit wem sie zu tun hatte, und sperrte ihn ein. Im Gefängnis betätigte er sich als Porträtist,

und sein Ruhm kam dem Gouverneur zu Ohren, der bei ihm sein und seiner Frau Porträt bestellte. Er war mit der Arbeit so zufrieden, daß Enver außer dem Honorar noch die Erlaubnis erhielt, sich sein Essen aus dem Restaurant holen zu lassen. Heute bewahrt mancher der damaligen Gefängnisinsassen seine Porträts.

Elias Hurwicz

Wenn Deutsche schwimmen

„Nach dem Rundgang versammelten sich die Teilnehmer an der Besichtigung im Klubhause zu einem Frühstück. Zunächst ergriff hierbei der erste Vorsitzende des Schwimmklubs Hansa, Studienrat Lasarzik, das Wort. Studienrat Lasarzik betonte vor allem, daß der Klub auf vollkommen nationaler Grundlage stehe. Wer nicht urdeutsch denke, werde nicht aufgenommen."

Zu dieser Reichswehr

Die biblische Ueberlieferung sagt, daß das Fehlen jeglicher Arbeit, das Nichtstun, ein wesentliches Moment der Glückseligkeit des ersten Menschen vor seinem Sündenfall gewesen sei. Die Liebe zum Müßiggange ist bei den Menschen auch nach dem Falle dieselbe geblieben; aber es lastet nun auf den Menschen ein Fluch, und zwar nicht nur insofern, als wir uns nur im Schweiße unsres Angesichts unser Brot erwerben können, sondern auch insofern, als wir vermöge unsrer moralischen Eigenschaften nicht zugleich müßiggehen und in unsrer Seele ruhig sein können. Eine geheime Stimme sagt uns, daß wir durch Müßiggang eine Schuld auf uns laden. Könnte der Mensch einen Zustand finden, in dem er müßigginge und doch dabei das Gefühl hätte, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein und seine Schuldigkeit zu tun, dann hätte er damit ein Stück der ursprünglichen Glückseligkeit wieder gefunden. Und eines solchen Zustandes, wo der Müßiggang pflichtmäßig ist und keinem Tadel unterliegt, erfreut sich ein ganzer Stand: der Militärstand. In diesem pflichtmäßigen, tadelfreien Müßiggange hat von jeher die hauptsächlichste Anziehungskraft des Militärdienstes bestanden, und das wird auch allezeit so bleiben.

Tolstoi: ‚Krieg und Frieden'

Käufliche Kritiker

Nichts in den schönen Künsten und ihrer Kritik ist so verächtlich und gemein, wie daß Einer sein Urteil für baren Vorteil hergibt. Solch Einer stößt sich selbst zum Abhub der Menschheit hinunter, indem er die reine Luft, da die Gestaltungen der Einbildungskraft gedeihen sollen, verpestet und aus dem Reiche der Imagination und ihrer geistigen Apperzeption eine Krämerei macht.

Schelling

Liebe Weltbühne !

Nach Jahren sibirischer Gefangenschaft geh ich zum ersten Mal wieder zu ‚Tristan und Isolde' in das Opernhaus meiner Vaterstadt Wien. Neben mich auf den zweiten und ersten Platz der Parkettreihe setzt sich ein Kriegsgewinnlerpaar. An der Rücklehne jedes Sitzes ist hinten ein kleiner Sockel. Darauf stellt der Gemahl eine Flasche Bier. Der Logenschließer tritt herzu und fragt höflich: „Wünschen Euer Gnaden an Opern-Glas ?" „I dank scheen", erwidern Dero Gnaden, „mir trinken aus der Flaschen." Ihro Gnaden hingegen haben auf ihren Sockel ein kleines Paket gelegt. Dem entnimmt an der schönsten Pianissimo-Stelle des zweiten Aktes die Dame eine Wurst und vertilgt sie schmatzend. Ihre Hintermännin protestiert leise. Die Genießerin wendet sich ruhig um und spricht langsam und laut: „Wenn man ka Göld hat, sich a Wurst zu kaufen, nacha soll man auch net in die Oper gehn."

Antworten

Antipazifisten. Lest nicht nur die Stelle aus ‚Krieg und Frieden‘, die ich in die Rundschau von heute gesetzt habe: lest das ganze, das herrliche Buch ! Das ist Epik — diese unerbittliche sachliche Ruhe ! Es gibt keine schonungslosere Entlarvung des Militarismus. Satz um Satz aktuell und erbarmungslos. Dieser Tolstoi nennt einfach die Dinge beim Namen, und die Uniformen fallen ab wie Zunder. Dabei ist er weise wie Homer und von einer wunderbaren Allwissenheit um den Menschen. Unsereinen bezwingt das zur Anbetung. Leset auch Ihr es ! Vielleicht bekehrt es doch Den oder Jenen von Euch.

E. Ch. Da schreibt mir ein gewisser Domingo, er habe die Kaisergruft in Worms gepachtet und wolle sie zu einem eleganten Nachtlokal ausgestalten. „Wissen Sie: Alles sehr diskret . . . Leise Musik . . . Nach Mitternacht Zusammensein mit toten Kaisern.” Diese Revolution hat doch einen Grad von Schamlosigkeit hervorgebracht . . . !

Julius Bab. Solange Sie, lieber Freund, obdachlos sind, rate ich Ihnen, der Sie Ihre Wohnung einem Major haben räumen müssen, im Gerichtssaal der Albrechtsburg von Meißen zu kampieren und sich an dem Spruch zu erbauen, der weithin sichtbar unter der bildlichen Darstellung der Dame Themis prangt: „Gerechtigkeit bin ich genannt, Gift und Galle sind mir unbekannt. Ich sehe nicht an die Person, arm oder reich — Ich wäge den Kaiser und den armen Bauer gleich.” GuteNacht !

Optimist. Nun muß sich Alles, Alles wenden ? Wenn ich nur nicht genau dieselben Reden wie nach Erzbergers Wegräumung nach dem Kapp-Putsch gehört und gelesen hätte ! Von jenem Staatsanwalt an, der damals in dem Prozeß des Fähnrichs v. Hirschfeld pflichtwidrig und parteiisch die Schuldfrage nur auf schwere Körperverletzung, nicht auf Totschlags- oder gar Mordversuch gestellt, bis hinunter zu dem miesbacher Lumpenkerl, der das Wild auf die Fährte gehetzt hat — es wird Keinem ein Leid widerfahren. Ja, richtig: ein paar Zeitungen werden verboten; und nach vierzehn Tagen doppelt gierig verschlungen. Gewiß: im Reichstag werden sie sich, in drei Wochen, die Mäuler zerreißen — und wann kommt der Nächste dran ? Es ist eine Kur an Symptomen, und die hat noch nie geholfen. Sobald man dem wahren Sitz des Uebels einen Schritt näher rückt, tönt Wut- und Wehegeschrei. Zum Beispiel: daß Richter ein großes Land allmählich balkanisieren — das ist erträglich; daß ihre Absetzbarkeit erwogen wird — unerträglich. Protestieren — allenfalls. Ernst machen — nie ! Und selbst zum Protest ist nicht mehr als eine Minorität zu haben. Das Gros ? Am Strande begegnet mir ein Hauptmann. Zivilberuf vor und nach dem Krieg: Gutsbesitzer. „Dolchstoß von hinten — aba sebbvaständlich.” „Sie waren vom ersten bis zum letzten Tag an der Front — haben Sie jemals Ein Flugblatt der pazifistischen Propaganda, ein einziges gesehen ?” „Nein, das nicht.” „Ist Ihnen bekannt, daß Ludendorff Waffenstillstand in vierundzwanzig Stunden gefordert hat ?” „Wo steht das ?” „Dort und dort.” „Na, wer weiß, was für eine Regierung das herausgegeben hat ! Die alte hats bestimmt nicht getan.” Da stürzt' ich mich kopfüber in die Fluten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto : Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 15. September 1921 Nummer 37

Deutschland und Frankreich von Lilli Jannasch

Bei uns droht mehr und mehr das Schlagwort: Französischer Militarismus hat preußischen abgelöst ! — das auch Pazifisten sich zu eigen gemacht — Urteilsgefahr zu werden. Und doch ist Frankreich heute noch weit pazifistischer als vor dem Kriege. Die chauvinistische Presse, angeführt von ‚Echo de Paris' und ‚Action française', vertritt die öffentliche Meinung Frankreichs so wenig wie die militaristischen Kundgebungen im besetzten Gebiet. Wer in nächster Nähe die alldeutsche Propaganda sieht, die die zahllosen Vertrauensmänner von Orgesch, Heimatdienst und dergleichen in allen Städten, Dörfern, Flecken des Rheinlands methodisch organisieren, wird die Franzosen im Rheinland ganz anders beurteilen. Täglich schießen hier neue Turn-, Gau-, Gesang-, Wander-, Literatur-, Bibel-Vereine ins Kraut, die durch Feste, Redetourniere und militärische Uebungen in unverfälschtem schwarz-weiß-roten Revanchegeist es darauf anlegen, die Bevölkerung aller Kreise, besonders aber die Jugend, aufzuhetzen und die Franzosen zu provozieren. Wandernde Schulklassen werden abgerichtet, sobald französische Uniformen in Sicht kommen, hochpatriotische Lieder zu singen, militärische Allüren anzunehmen, „um die Franzosen zu ärgern", wie die Schüler strahlend verkünden. Die Leiter der Propaganda sind meist frühere Corpsstudenten. Kann man sich wundern, daß die Franzosen da und dort scharf zugreifen, Ausweisungen anordnen, die Hetzapostel aus dem unbesetzten Gebiet zurückbefördern, als Gegenmaßregel militärische Machtentfaltung zeigen, um Alldeutschland zu beweisen, daß sein Revanchespiel mit verfluchtem Ernst beantwortet werden würde, wenn . . .

Wer weiß, zum Beispiel, im unbesetzten Deutschland, daß 1919 und 1920 der Heimatdienst im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern und dem Auswärtigen Amt im besetzten Gebiet den Generalstreik gegen die französischen Behörden organisierte ? Noch heute werden von alldeutschen Vertrauensleuten in französischer Sprache verfaßte aufreizende Broschüren an die Soldaten verteilt. Auch unter den Kolonialtruppen wird von arabisch sprechenden Vertrauensleuten des Heimatdienstes zum Ungehorsam gehetzt. Alle Propaganda richtet sich, wie die Anweisungen des Heimatdienstes hervorheben, ausschließlich gegen die französischen Besatzungsbehörden, während betont wird, daß im amerikanischen und englischen Gebiet keinerlei Hetze organisiert werden soll. Daß ein solches Verfahren die Franzosen nervös macht — wen kann das wundern ? Aber das ist ja grade der Zweck der Alldeutschen, die Material für ihre Hetze brauchen. Sicher ist, daß es auch unter den Franzosen Offiziere gibt, denen die von Alldeutschland hochgeschätzten preußischen Musterbeispiele vorschweben. Aber das sind Ausnahmen. Was im besetzten Gebiet als französischer Militarismus gilt, ist nicht zum System verdichtet, sondern durch alldeutsche Provokationen diktiert. Durch sie wird bei den Franzosen der Glaube befestigt,

daß dem Deutschen nur durch Gewalt imponiert werden kann. Der Zivilmilitarismus — unsre übelste politische Krankheit —, der sich um unsre besiegten und desertierten „Heldengenerale” schart, ist in Frankreich wie in der ganzen Welt ebenso unbekannt wie undenkbar.

Und die Franzosengenerale selbst ? Marschall Foch hielt am Napoleonstag im Invalidendom eine Gedächtnisrede. Am Schluß äußerte er als seine persönliche Meinung, ungeachtet historischer Erläuterungsversuche: Napoleon mußte stürzen, weil er vergaß, daß ein Mensch nicht Gott ist, daß über dem Individuum die Nation steht, über dem Menschen die Moral, und daß der Krieg nicht das letzte Ziel ist — denn über ihm thront der Friede ! General Maudhuy, einer der populärsten Kriegsgenerale der Verdun-Front, trat wenige Monate vor seinem kürzlich erfolgten Tode als Abgeordneter in der Kammer mit großer Beredsamkeit für Beschränkung der Dienstzeit auf ein Jahr ein. General Castelneau, der chauvinistischste General Frankreichs, plädierte in der Kammer dafür, mit Rücksicht auf die große Hitze zur Schonung der Soldaten die große Revue vom vierzehnten Juli abzusagen. Er fand stürmischen Beifall. Was hätten wohl im gleichen Fall siegreiche Preußengenerale getan ?

Bei uns drängen Studenten, Gymnasiasten, Einwohnerwehren zu Waffenübungen und Freicorps. In Frankreich weist die Offizierschule von Saint Cyr solche Lücken auf, daß die Sorge um Auffüllung des Offiziercorps täglich größer wird. Sieht das nach Militarismus aus ? Tatsächlich ist der „französische Militarismus” nur Akt der Notwehr. Man sieht, wie der deutschen Hydra immer neue Köpfe wachsen, man sieht die schaurig-wüsten französischen Norddepartements als furchtbare Warnung und bleibt widerwillig, mit Ekel zur Abwehr gerüstet. Wie groß die Sehnsucht weiter französischer Kreise ist, endlich moralische Abrüstung bei uns konstatieren zu können, beweist mir mein Briefwechsel mit dem bekannten französischen Schriftsteller Pierre Mille, dem ich kürzlich Material über die Arbeit des Bundes Entschiedener Schulreformer sandte, um ihm zu zeigen, daß wir nicht nur alldeutsche Lehrer haben. Er schrieb mir darauf :

„Wenn Sie tatsächlich für Ihre Friedensbestrebungen eine kleine tatkräftige und aufopfernde Gruppe von Volksschullehrern gewinnen können, haben wir gewonnenes Spiel. In Frankreich haben die Lehrer die Demokratie geschaffen. Sagen Sie Ihren Freunden, den Lehrern, daß ihre Arbeit grundlegend ist. Ihre Aufgabe ist, die deutsche Seele wieder zu wecken; nur wer nicht vom Kaiserismus vergiftet ist, kann solche Arbeit leisten. Ich bin nicht für einen mystischen Internationalismus. Die Deutschen sollen Deutsche bleiben und stolz darauf sein, wie die Franzosen es auch sind. Aber sie müssen begreifen lernen, daß Militarismus und Revanche nichts weiter heißt, als für den Großgrundbesitz, für den schneidigen Preußenoffizier und für alle Dummheiten der Hohenzollern oder Wittelsbacher, was das Selbe ist, zu wirken.”

Zur Frage dei deutschen Demokratie äußert sich Pierre Mille folgendermaßen:

„1789 und bereits früher begann man bei uns die Latifundien aufzuteilen. Eine Demokratie ist nur lebensfähig, wenn sie sich auf eine große Zahl kleiner bäuerlicher Besitzer stützt. Unsre Republikaner können nicht an die deutsche Demokratie glauben, weil der Großgrundbesitz weiterbesteht. Während die Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien, selbst bis zu einem großen Grad Polen mit der Aufteilung des Bodens begonnen haben, hat das deutsche Parlament nichts getan, um den Großgrundbesitz zu beseitigen. In Frankreich hätten die Demokraten sich weit schärfer gegen die Zuteilung Oberschlesiens an Polen gewendet, wenn Oberschlesien nicht zu sieben Achteln Latifundienbesitz wäre. In dieser Beziehung mißtraut der französische Bauer dem Polen ebenso wie dem Deutschen. Hätte Deutschland den Großgrundbesitz aufgeteilt, so wäre die französische Bauerndemokratie gegen Polen für Deutschland eingetreten. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Einfluß der Reaktionäre in Frankreich gleich Null ist. Zu ihnen gehören das reiche pariser Bürgertum und die kleine unzufriedene Bourgeoisie. Das politische Rückgrat Frankreichs, das heißt : 75 Prozent der Bevölkerung, besteht aus den kleinen Grundbesitzern und den Handwerkern der Provinzstädte. Sie sind alle Demokraten und Pazifisten. Geben Sie uns die Möglichkeit, zu entwaffnen ! Es ist unser sehnlichster Wunsch."

Pierre Mille ist weder Politiker noch gehört er zu einer pazifistischen Gruppe. Aber er repräsentiert einen wesentlichen Teil der öffentlichen Meinung Frankreichs. Lehrreich ist an seinen Ausführungen vor allem, wie sehr Frankreich an einer demokratischen innern Politik Deutschlands interessiert ist. Das muß uns zu denken geben. Unsre Reaktion im Innern, wie der Mord an Erzberger wieder deutlich beweist, findet ihr Echo in der gesamten französischen Politik gegenüber Deutschland. Sanktionen, oberschlesischen Jammer, alle übrigen außenpolitischen Leiden danken wir unsern Ludendorff-Geistern. Nur ihre Vernichtung verheißt uns neues Leben. „Nie wieder Krieg !", der Weckruf vom einunddreißigsten Juli war endlich ein guter Ton. Aber Einer Friedenskundgebung stehen tausend Revanchetrophäen gegenüber. Erst wenn überall — wie kürzlich in Zeitz, Brandenburg und ein paar andern Orten — das Volk aus eigner Kraft die Hetzer zu Paaren treibt, sobald sie zu Demonstrationen ausholen, wird Frankreich sich beruhigen.

Sehr bezeichnend ist der starke Verständigungswille in der französischen Literatur der Jungen. Auch außerhalb der Barbusse-Gruppe. Die Nouvelle Revue Française ist ihr Sprachrohr. In ihrer Mai-Nummer brachte sie einen vernichtenden Artikel über die psychologischen Wirkungen des Soldatenberufs von Allain und eine ebenso feine wie tiefe psychologische Studie von Rivière über die fundamentalen Charakterdivergenzen von Deutschen und Franzosen, mit Anregungen, wie Franzosen deutsche Eigenart besser verstehen könnten. Der Komplementärcharakter beider Völker ist hier ganz im Sinne Friedrich Wilhelm Foersters behandelt. Rivière schildert, wie die deutsche Aktivität und Energie mit ihrem starken Opportunismus völlig auf Gegenwarts-

und Zukunfts-Hoffnungen und -Möglichkeiten eingestellt ist. Diese Initiative kann und will nur im Vergessen der Vergangenheit schöpferisch wirken und wird durch alle Hinweise auf vergangene Schuld und Verpflichtung verärgert und gelähmt. Die Ablehnung und Abneigung, deutsche Kriegsschuld anzuerkennen, sagt Rivière, sei beim Volke nicht Bosheit oder Camouflage, sondern entspringt der Unfähigkeit der Deutschen, sich mit der Vergangenheit gründlich und endgültig auseinanderzusetzen. Die Deutschen rechnen ja auch mit ihren eignen Unterdrückern und Unheilschöpfern nicht ab. Keinem Hohenzollern, keinem Unglücksgeneral ist Leids geschehen. Nicht ein Denkmal, nicht einmal ein Schloßfenster ward in der Revolution zertrümmert. Ohne Rachsucht, aber auch ohne Schwungkraft ist die Revolution „gemacht" worden. Nur aus Sachlichkeit, nicht aus Temperament, wie in andern Ländern. In dieser Sachlichkeit liegt Kraft und Schwäche der Deutschen. Für die Franzosen dagegen ist die Vergangenheit lebendig. Ihre Anpassung an Gegenwarts- und Zukunfts-Forderung ist verhältnismäßig gering. Ihre Gedanken sind mit Bildern der Vergangenheit erfüllt. Deutlich kommt das in der Reparationsfrage zum Ausdruck, wo Frankreich Deutschland seinen Willen aufdrängen möchte. Rivière räumt ein, daß Deutschland nur auf seine Weise, nach seinen Methoden Reparation durchführen kann. Je günstiger die Bedingungen sind, die Frankreich deutscher Leistung gewährt, umso schneller wird Reparation werden. Wollen die Franzosen neue Zukunft erbauen, predigt Rivière, so müssen sie etwas vergessen lernen, so dürfen sie in den Deutschen nicht nur die Schuldigen sehen. Sie müssen ihre Bitterkeit überwinden und sich ein Beispiel an der Freudigkeit des Werdens und Schaffens nehmen, die den Deutschen eignet.

Was lehrt uns Rivière ? Zu schnell zu vergessen, ist so tragisch, wie kraftlos in Erinnerung zu versinken. Wir leiden am Fluch der „Nur-Gegenwart". Haben weder Kraft noch Mut, uns mit der bösen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung allein aber ist imstande, das moralische Fundament für unsern Neubau zu liefern. Kein Fleiß, keine Tüchtigkeit kann sonst diesen Neubau vor Zusammenbruch retten. Der mächtige Aufstieg der Reaktion, der bald nach der Revolution einsetzte und Deutschland in der Welt über alle Maßen schädigt, beweist die Notwendigkeit gründlicher Abrechnung. Wie einst Frankreich durch rücksichtslose Selbstreinigung aus der Dreyfus-Affäre neugestärkt hervorging, wie es nach dem Sturz Napoleons des Dritten mit der kaiserlichen Korruption aufräumte, so müssen auch wir dem alten militaristischen Despotenfluch Kampf bis zum Aeußersten ansagen. Erst dann werden wir aufhören, das Ghetto der Welt zu sein.

Dann wird die alte deutsche Seele wiedergeboren, die bei allen Weltvölkern Heimatrecht genossen, die, dank ihrer Universalität, geistiges Band der Völkerversöhnung werden kann. Dann wird Renans Prophetenwort wahr werden: „Wenn dereinst Frankreich und Deutschland sich versöhnen, werden die beiden Hälften der menschlichen Seele sich wiedergefunden haben."

Wilhelminisches Amerika von Eduard Goldbeck

Das maßgebende Amerika ist in wilhelminischer Stimmung.
Uns kann Keiner !

Ich schlage eines jener Büchlein auf, die den Fremden amerikanisieren wollen. Erster Satz: „Die Vereinigten Staaten sind die größte und ruhmreichste Nation in der ganzen Welt”. Das genügt. Kommentar überflüssig. Diskussion aussichtslos. Aber dies Büchlein stammt von einem Niemand. Was sagen die berufenen Vertreter der Nation ?

In einer Rede zu Gotham hat Präsident Harding die folgenden Sätze gesprochen: „Wenn ich Ihnen mein eignes Ideal für diese Republik kennzeichnen darf, so ist es dies, daß Amerika ein Land der gegenseitigen Rücksicht, der Freundlichkeit, des vollkommenen Verstehens, ein Land dauernder Gerechtigkeit werde — nein, mehr noch: ich möchte, daß wir ein gottesfürchtiges Volk werden, das sich der Aufgabe angelobt, die Welt zu reformieren und die Menschheit zu lehren, daß es nicht gut ist, Krieg zu führen.”

Herr Harding ist ein liebenswürdiger, gutherziger Mann, und diese Eigenschaften sprechen deutlich aus seinen wohlmeinenden Worten. Indessen: Wilhelm war ja auch (wie ihn Walther Rathenau schildert) kein Ungeheuer. Er wollte, daß am deutschen Wesen die Welt genese, und Herr Harding will „die Welt reformieren”. Ich habe den Kaiser zu oft verhöhnt, als daß ich nun nicht über Warren Gamaliel lächeln sollte. Wenn Wilhelm dergleichen sagte, so nahm es die Welt als einen vollgültigen Beweis deutscher Ueberhebung und deutscher Eroberungssucht. „Authentische Interpretationen”, in denen Fürst Bülow Meister war, halfen nichts. Der Bequemlichkeit halber zitiere ich, was ich in meinem (zu Chicago erscheinenden) ‚Wochenblatt‘ über Hardings Rede sagte. Dann begegne ich wenigstens dem Vorwurf, daß ich Amerika und die Amerikaner hier preise und in Deutschland schelte:

Die europäischen Völker, die jetzt hören, daß Harding sich von Don Quixote Wilson die Mähre „Rosinante” erbeten hat, um auf ihr durch die alte Welt zu traben, werden höhnisch grinsen. „Ist Amerika uns wirklich sittlich so überlegen, daß wir uns demütig unter seine Erzieher-Rute beugen müßten ? Dies Land mit seiner einzig dastehenden Verbrecher-Statistik, seinen Lynchmorden, seinem Ku Klux Klan, seinem skrupellosen Kapitalismus und Imperialismus, seiner Nullität in Kunst und Literatur, seinen rohen und einförmigen Sitten, seiner tyrannischen Majoritätsherrschaft, die immer eine Minoritätsherrschaft ist, seiner politischen Verderbtheit, seinen mittelalterlichen Gefängnissen, seiner triefenden Sentimentalität, seinem stumpfsinnigen Puritanismus ? Fegt doch, liebe Leute, erst einmal auf eurer nicht allzu appetitlichen Türschwelle, bevor Ihr es unternehmt, uns zu bessern und zu belehren ! Fragt doch einmal die Massen (unterschlagt aber nicht ihre Antwort !), wie Viele denn bei euch noch mit dem herrschenden System zufrieden sind, wie Viele an die Vorbildlichkeit eurer gepriesenen demokratischen Institutionen glauben. Ihr müßt uns nicht für gar zu töricht, gar zu schlecht unterrichtet halten. Werdet erst einmal das Amerika, von dem euer Präsident mit Rednerschwall schwärmt, und dann kommt wieder !”

So ungefähr werden die Europäer aller Länder sprechen. Freilich: in den Zeitungen wird von solchem Protest auch nicht das leiseste Echo vernehmbar sein. Da werden wir nur Lob und Preis über den „Idealismus" unsres Regierers hören. In die „Atmosphäre der Anbetung", die, nach des Henry Adams gewichtigem Zeugnis, jeden Präsidenten umgibt, dringen solche Ketzereien nicht.

Dies und einiges Andre schrieb ich, denn der Gedanke, daß wir die Welt reformieren sollten, erschreckte mich. Wir haben wirklich nicht das Zeug dazu. Wir denken ja auch garnicht daran. Es ist ja Alles nur hohles Gerede. Auch hat sich die Nation mit überwältigender Mehrheit gegen die Politik erklärt, laut welcher wir, den Bakel in der Hand und Honig auf den Lippen, Europas Schulmeister spielen sollten.

Kaum hatte der Präsident das große Wort gelassen ausgesprochen, so trat der Vize-Präsident Coolidge auf den Plan. Auch er schwang ein Weihrauchfäßchen in der linken, das Sternenbanner in der rechten Hand. „Das Eigentum der Nation," sagte er, „gehört dem Volke und ist hier gleichmäßiger verteilt als irgendwo auf Erden." Ist der Mann auf einem Gebiet, das sein eigenstes sein sollte, so hoffnungslos unwissend, oder versucht er, uns einzuwickeln ?

Das Eigentum der Nation ? Zunächst doch wohl der Boden, nicht wahr ? Gehört er dem Volke ? Theoretisch vielleicht. Praktisch genommen ist Amerika das Land der „private empires", die Ferrero mit den Latifundien Roms verglichen hat. Californien hat 20 000 000 Acker Land, die nicht bebaut sind. Der Privatbesitz erstreckt sich von 25 000 bis zu 1 000 000 Acker. Millionen von Menschen könnten dort in rüstigem Behagen leben, aber das Land ist nur zu Monopolpreisen zu haben. Ein Kenner der Landwirtschaft, Frederic C. Howe, sagt in seinem Buch ‚The land and the soldier': „Boden-Monopol und Spekulation haben eine Mauer um das Land aufgeführt. Wir können nicht heran. Der Farmer kann nur für Jemand anders arbeiten. Eine Nation, die Land genug für 500 000 000 Menschen besitzt, steht vor der Gefahr abnehmender Nahrungsmittel-Produktion." Also der anbaufähige Boden gehört dem Volke nicht.

Vielleicht aber gehören ihm die Schätze der Tiefe. Nun, über diesen Punkt können wir Herrn Coolidge leicht aufklären. Herr Keller, republikanischer Abgeordneter für Minnesota, hat kürzlich über diese Frage interessante Daten gegeben. Nicht weniger als 44 Prozent der Anthracit-Kohlenlager unsres Landes gehören einer einzigen Eisenbahngesellschaft. Ein Fabrik-Konzern monopolisiert 60 000 Acker Conellsville-Kohle, deren Wert mehr als 50 000 Dollars für den Acker beträgt. Eisenerz, Kupfer, Blei, Oel und Holz sind in den Händen einiger weniger Interessen-Gruppen. Mehr als die Hälfte der Wasserkraft, die in den Vereinigten Staaten benutzt wird, ist im Besitz von 37 privaten Genießern und ein nicht sehr viel geringerer Betrag wird durch 120 Korporationen dem Gebrauch entzogen.

Meint nun vielleicht Herr Coolidge das Bar-Vermögen, und behauptet er das Geld sei hier gleichmäßiger verteilt als irgendwo auf der Welt ? Im Jahre 1919 zahlten 65 Personen Steuern

auf ein Einkommen von einer Million Dollar und darüber. 5526 Amerikaner beziehen zusammen ein Einkommen von mindestens einer Billion im Jahr. Nein, lieber Coolidge: Frankreich, Dänemark , Australien, Neu-Seeland, China und wahrscheinlich noch manche andern Länder sind uns in dieser Beziehung überlegen. Aber schon Alexis de Tocqueville wunderte sich darüber, daß in Amerika die Regierten so viel klüger seien als die Regierenden. Eine neue Bestätigung dieser alten Tatsache erbringt auch der newyorker Distrikts-Anwalt William Hayward. „Unsre Regierung", trompetet er, „wird Diejenigen, die gegen unsre Gesetze konspirieren, überall in der Welt verhaften lassen, wenn die Agenten unsrer Regierung glauben, daß sie genug beweiskräftiges Material gesammelt haben." Wovon spricht der energische Herr ? Natürlich von dem wichtigsten Problem der Welt: der Prohibition. Solche Töne der moralischen Entrüstung finden immer nur die Alkohol-Schnüffler. Wehe dem Amerikaner, der in Paris eine Pulle Sekt hinter die Binde gießt ! Kaum nötig zu sagen, daß hier heimlich und unheimlich gesoffen wird wie nur je. Wer es bezahlen kann, kriegt Alles, jeden Wein, jeden Jahrgang. Das weiß Herr Hayward, muß es wissen — aber warum soll ein Vertreter dieses „größten und glorreichsten" Landes nicht mal auftrumpfen ? Uns kann Keiner !

Deutsch-Böhmen a. D. von Camill Hoffmann

Noch eine Duplik an die Adresse des Herrn Alfred Korn (der in Nummer 35 der ‚Weltbühne' gegen mich geeifert hat) ? Ich werde mich nicht von seiner Aufregung anstecken lassen, die nun doch Programm zu werden droht. Er argumentiert gegen meine Ausführungen (in Nummer 31 der ‚Weltbühne') mit den Ereignissen von Aussig. Er versucht, eine momentane Situation auszunutzen. Er glaubt ernstlich, Aussig springe ihm bei, dies Beispiel eines „blutrünstigen Chauvinismus" helfe ihm; hurtig macht er es sich zu nutze. Woher er seine genaue Darstellung der aussiger Vorgänge schöpft, weiß ich nicht; ich lege ihr den gleichen Wert bei wie andern Zeitungsberichten. Ich weiß, daß die deutschen Sozialdemokraten in Böhmen von den Protesten der Deutschnationalen abrückten und ihnen die Mitschuld an der Schießerei zumaßen. Immerhin bleibt die furchtbare Tatsache wahr: es gab Tote und Verletzte. Aber Das soll eine Silbe widerlegen von all dem, was ich hier gesagt habe ? Soll widerlegen, daß die Annäherung, Verständigung , das friedliche Zusammenleben der beiden Völker in Böhmen unbedingt nötig und die deutschnationale Irredenta eine Gefahr für die Deutschen selbst sei ? Eine verblüffende Logik, wahrhaftig. Ich halte Aussig für eine traurige Bestätigung. Herr Korn vereinfacht die Sache, indem er die Tschechen aus lauter „Siegerübermut, Machtwahn, Gewaltanbetung" handeln läßt und sie als Nation von Räubern und Unterdrückern malt. Er vermutet, ich habe „Aussig nicht geahnt und die Vorgänger vergessen". Ich habe Aussig wohl nicht geahnt, doch kenne ich die verhetzte Atmosphäre der nordböhmischen Städte viel zu gut, um davon überrascht zu werden, und der Vorgänger erinnere ich mich nicht schlechter — ich kann bis in jene fürchterlichen Zeiten zurückdenken, wo tschechische Familien aus Saaz,

Eger, Asch, Gablonz, Teplitz, Brüx, Aussig haufenweise fliehen mußten. Damals, im unseligen Oesterreich, haben die Deutschnationalen Sturm gesät; wenn sie heute in der Tschechoslowakei — im Vergleich dazu ! — Wind ernten, so wundere sich, wer da glaubt, Politik werde nach Doktrinen gemacht. Kein Vernünftiger wird nationalistische Ausschreitungen, von welcher Seite sie auch kommen, billigen, kein menschlich Fühlender das Leid einer Bevölkerung, in deren Mitte sie sich abspielen, geringschätzen. Diese nordböhmischen Bezirke sind nun einmal von alters her empfindliche Gegenden. Trotzdem müssen die tschechischen Minoritäten dort immer wieder Zeugen sein, wie die ‚Wacht am Rhein‘ gesungen, die deutschen Reichsfarben ausgehängt und jenes ganze demonstrative Treiben zur Schau gestellt wird, das Sie an den vielzitierten Hakenkreuzrittern hinlänglich kennen. Auf den alldeutschen Monarchistenkongressen fehlen nie „sudetenländische Delegierte” mit klirrenden Reden. All dies suggeriert Legionären und Sokoln natürlich die Anschauung, die Regierung sei zu duldsam, und sie müßten zum Schutze der Republik ein Uebriges tun. Herr Korn entschuldigt aber die Irredenta mit jeder seiner Zeilen, er begründet sie mit dem großartigen Satz: „Die Fabrikanten des tschechischen Staates haben große Augen gehabt und alles Erreichbare zusammengerafft.” Die tschechischen Fabrikanten haben ihre Fabriken in Gegenden, die selbst der radikalste Irredentist nicht als deutsch requirieren kann, und haben mit Nordböhmen die unbequeme Konkurrenz der deutschen Industriellen gewonnen. Diese aber will Herr Korn doch nicht des Imperialismus zu Gunsten der Tschechoslowakischen Republik bezichtigen ? Herr Korn weiß und verschweigt, daß die Grenzen der Republik nach historischen Gesichtspunkten und vor allem nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestimmt wurden. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten anzuerkennen, ist auch die deutsche Industrie in Böhmen gezwungen, denn sie vermag weder die tschechischen Arbeiterhände noch die tschechischen Absatzgebiete zu entbehren. Das Irredenta-Spiel, das Herrn Korn gefällt, ist aus dem, was ich hier schon unsre „deutschböhmische Ideologie” genannt habe, verständlich. Der Wolfianer und Schönererianer von einst, der die Herrlichkeit des Trutzbummels in voller Couleur am prager Graben nicht aus der Erinnerung wischen kann, soll als Vollendetes hinnehmen, daß die inferioren Tschechen ihren selbständigen Staat und in der Welt richtig etwas zu sagen haben ? Einige Verwandtschaft hat das mit der wiener Denkart, der auch erst allmählich eingeht, daß die Tschechen nicht nur Schneider, Schuster, Dienstmädchen und Musikanten sind. Graf Friedrich Schönborn, der spätere Präsident des Obersten Verwaltungsgerichtshofs in Wien, hat schon vor einem halben Jahrhundert den Deutschböhmen vorgeworfen, daß sie wie versprengte Kolonisten hausen, sehr hoffärtig auf die eingeborene Bevölkerung herabblicken und den Boden nach Möglichkeit auszubeuten suchen. Ich identifiziere mich keineswegs mit solchem verallgemeinernden Urteil. Allein die Deutschen Böhmens hätten von ihren Nachbarn mehr wissen müssen, sollte man glauben. Sie hätten Einiges von der Geschichte der Tschechen wissen müssen, die ja — man denke an die Zeit der Reformation, die von Böhmen ausging ! — eines der bedeutendsten Kapitel der europäischen Geschichte ist. Einiges von den starken künstlerischen Schöpfungen der Tschechen, die ein

ursprüngliches, im Kern unversehrtes Volksleben voraussetzen — man denke an die Musiker Smetana, Dvorak, Novak, Suk, an die Dichter von Kollar, dem Herder-Schüler, bis Brezina, einem der größten Lyriker ! Einiges von dem ganzen Kulturkreis der Tschechen, der seine slawische Eigentümlichkeit und dabei alle modernen Elemente des Westens umschließt. Es ist gradezu ein Rätsel, wie wenig man davon wußte und heute noch weiß. Herr Korn weist darauf hin, daß in böhmischen Städten Blut fließt, und argumentiert damit gegen den tschechoslowakischen Staat, anstatt gegen Jene zu argumentieren, die die Tradition des Hasses, der Ueberhebung und der Ignorierung aufrecht zu erhalten bestrebt sind. Ich habe deutlich genug betont, daß weitaus nicht die ganze deutsche Bevölkerung der Sudetenländer an solchem Unwesen beteiligt ist, daß nur ein paar chauvinistische Berufspolitiker mit ihrem journalistischen Gefolge das verderbliche Feuer schüren; sogar Blätter wie die nationale ‚Reichenberger Zeitung‘ haben Anwandlungen von Erkenntnis und stoßen mitunter Warnsignale aus. Es geschieht anscheinend nur, wenn ihnen angst und bange wird vor der Gefahr, die sie selbst heraufbeschworen haben. Die heilsame Wende wird aber erst der Tag bringen, wo der Wille der deutschen Bevölkerung die von ihr gewählten Führer nötigt, entweder zu verschwinden oder die Obstruktions- und Demonstrationspolitik aufzugeben und zur gemeinsamen Arbeit an der Republik überzugehen, die nach der Abschaffung des Adels, der Enteignung des Großgrundbesitzes und vielen sozialen Gesetzen schon Anerkennung beanspruchen darf. Welch ein Erwachen wird das geben, welch eine Ernüchterung aus unbegreiflichem Traum ! Das wird der Tag der Entspannung sein, der Entwaffnung aller Chauvinisten. Ich glaube und hoffe, daß er nicht fern ist und die Deutschen sich dann in der Tschechoslowakei ähnlich einzurichten wissen werden wie die Deutschen in der Schweiz, die kein Alldeutschland erträumen. Herr Korn dagegen, der sich so weit versteigt, den Pazifisten und Moralisten Benesch einen Imperialisten und Chauvinisten und Masaryk einen von der Intelligenz seines Volkes verlassenen Mann zu heißen, sorgt mit dafür, daß dieser Tag sich nicht allzu rasch nähere.

Gustav Landauer von Arnold Zweig

I. Die Gestalt

1.

Seit zwei Jahren tritt zwischen die Gedanken der Jahreszeiten, der Arbeit und des Alltags, tritt zwischen die Empfindungen der Liebe und des Hasses, zwischen die ewigen Probleme und die Schreie der Zeit unablässig seine Gestalt. Seit den Nächten jenes blutigen Mai 1919, in denen man nicht schlief, geht Gustav Landauer, eine zentrale Gestalt, umher im Leben einiger junger Menschen und wirkt.

Dieser tapfere und freie Mensch, dieser spöttische und heitere Geist, dieser bis ans Ende gehende Verstand, dieser fleischgewordene, aufrechte und gute Wille. Vor der Wahl zwischen dem Gewinn dieser Welt und dem Schaden an seiner Seele, nahm er seine Seele heil und hoch zwischen die Hände und zuckte die Achseln über eine Welt entseelten Wohlstands und zerstörender

Erfolge. Noch seine Schwächen verrieten mehr Mannhaftigkeit als die Tugenden der Erfolgreichen und Gescheiten. Noch seine Irrtümer riefen das Ausmaß heroischer Seele in diese Bürgerwelt. Als er glaubte, die bayrische Revolution habe die Bauern für sich: hätte nicht ein Schöpfergott aus diesem Irrtum einen edlern und schönern Helden formen können als aus der besten Wahrheit Derer, die Recht behielten ?

In seinem Leben gab es keinen Kompromiß und nur Opfer. Ohne Schwanken verwarf er, was ihn hätte aufhalten können, zu Ende zu gehen. Er glaubte an den Menschen, in welcher nationalen Form der ihm auch entgegentrete. Er, der die deutsche Seele ganz gewiß genauer kannte als irgendein Mitlebender, die ewige metaphysische Seele, die Meister Eckehart und Thomas Münzer, Luther und Hölderlin, Goethe und Kleist ans Licht getrieben, er glaubte, durch seinen Anruf noch im Soldaten der weißen Garde diese freie und menschliche Seele zur Antwort rufen zu können. Er irrte: aber dieser Irrtum, der ihn tötete, ist nur eine Gloriole mehr um sein Haupt, welches von einem Schwaben zertrümmert ward, weil er die Schwaben liebte. Als er, vor Eisners Ermordung durch den Heros der deutschen akademischen Jugend, im Begriffe stand, sich von der bald durchschauten Vergeblichkeit des münchner Versuchs zurückzuziehen, um sich dem Aufbau palästinensischer Siedlungen, der Vorbereitung des jüdischen Sozialismus zu widmen, genügte dieser Schuß und dieser Tod, um ihn an seinen Posten zu fesseln. Jetzt gehen hätte aussehen können wie Flucht, und er, der in seinem Leben vor keiner Gefahr geflohen, weder vor Krankheit und Gefängnis noch vor Not und Verwirrung, blieb wie jeder Tapfere und Schuldlose, weil er dem Gesetz folgte, wonach er angetreten. Er hatte keine Wahl. Die übermenschliche Lüge, vier Jahre lang die wahre Kriegsgöttin der Europäer, und der unmenschliche Klatsch einer aufgewühlten, in der Sicherheit ihres Besitzes bisher nie angetasteten Stadt werden für immer verdunkeln, was er, der menschliche gute Wille, in den Wochen, die er dann noch zu leben hatte, an Gutem wirkte. Wer aber weiß, wer dieser Mensch in Wahrheit war, widerspricht nicht einmal mehr den Anpöbelungen seines Andenkens: es wäre zu viel Ehre verschwendet an dieses Niederträchtige, das noch immer, was man dir auch sage, das Mächtige ist. Uns wird berichtet, daß der letzte Eindruck von Größe, den er hinterließ, bevor man ihn zertrümmerte, in die Empfindungen der Offiziere geprägt ward, die ihn verhörten. Aber noch nach seinem Tode zwang die Gewalt dieses Charakters Denen, die sich über ihn öffentlich hören ließen oder privat über ihn meinten, die letzte Veröffentlichung ihres geheimsten Seins ab. Mancher „Führer" der Nation hat an ihm die verborgenste Schäbigkeit seiner Seele enthüllen, mancher gemischte Charakter alle Elemente seiner Mischung schamlos eingestehen müssen. Dieser unbewegliche Prüfstein der Männlichkeit zwang Geständnisse hervor von Legierungen, die man vordem für edleres Metall hätte halten dürfen, und was eifrige Glossatoren seiner Existenz in Zeitungen zum Besten der Leser

gaben, wäre ohne Ausnahme, zum Vorteil der Schreiber, besser verschwiegen worden. Was dieser Einer nicht verstand: daß Landauer in berliner Salons Vorlesungen hielt vor Damen, deren Motiv zum Hören dieses Menschen der Jagd auf Kuriositäten wohl verdächtig war, lieber, als daß er sich sein Leben mittels Reportage für Zeitungen ermöglichte: das eben macht ihn uns nur teurer. Denn er fühlte sich Macht genug, im Menschen, der vor ihm saß; auch wenn er töricht und wirr gekommen war, das Beste aus der Verschüttung zu heben und den Hörer anzuglühen mit seiner großen Glut und Liebe zum Echten, und er verachtete als Erster im Lande die große feile Lügnerin „Zeitung", die im Einzelnen zwar auch Wahrheit und Qualität vor ihre stets betrogenen Leser bringt, aber doch nur, um im Ganzen das Bild der Welt umso vollständiger zu verfälschen. Alles Niedrige zu durchschauen und verachtend zu beklagen, hieß Gesetz einem Manne, der das Blut des Amos und Hosea nicht eitel in sich pulsen wußte.

Er liebte die Deutschen und glaubte an sie, weil er den Menschen des niedern Volkes in diesem Lande gesehen hatte: seine tief beugende Last und seine unverfälschbare, echte Menschlichkeit. Diese aufzurufen und zu trösten, jene mitzutragen und zu erleichtern, ward ihm Aufgabe. Er zweifelte an den Juden, deren Essenz er in sich fühlte, weil er nur den bürgerlichen Juden als Masse kannte, und weil er, deutscher Jude, das jüdische niedere Volk des Ostens nie gesehen hatte. Dort hatte er die tiefer beugende Last gefunden und die ebenso unverfälschbar echte Menschlichkeit, und noch dazu denselben Rhythmus des Blutes, der ihn bewegte, den Rhythmus Hoseas und des Amos. Und den Gefahren dieses nähern Volkstums wäre er, der unbestechliche Geist, gewachsen gewesen, um sie auszutreiben, denn sie heißen: Uebertreibung der Idee ins streitsüchtig Rechthaberische; und: Ausmünzung des Geistes in Geld, des Lebens in Nutzen, der Arbeit in Handel — aber nicht, Gefahren der Deutschen, Beruhigung bei „Entwicklung", das heißt: Tatlosigkeit, Vergnügung im Massenhaften, das heißt: „Organisation", und Gewalttat, das heißt: Totschlag. Diesem zu erliegen, war sein Schicksal; unter Juden hätte er gesiegt, oder wenigstens sein Leben ausgelebt, denKampf bis in Greisenalter getragen und also doch: gesiegt.

2.

Denn sein Gdanke war: Schöpfung der kleinen Zellen, von denen aus echtes Leben von arbeitenden Menschen mit einander wie eine heilsame Ansteckung, wie Samen einer fruchttragenden Pflanze sich ausbreiten mußte. Er wußte, daß Zerstörung auch die neue Schöpfung über den Trümmern auf immer belastet, daß Abwarten das große Laster und die Sünde wider den Geist ist, und daß der moderne Staat nicht, unter keiner Bedingung, erneuert, sondern nur verlassen und aufgegeben werden kann. Sein Amt war nicht, diese oder jene Erleichterung oder Verbesserung zu bringen, sondern ganz neu anzufangen und zu pflanzen, was sich durch Beispiel verbreiten mußte, wenn anders das Gute im Menschen um ein Kleines überwog — im Men-

schen, der eine göttliche Seele leidvoll und dumpf und immer wirkend in sich trug und manchmal spürte. Er war der Herold dieses Anfangs inmitten einer massenhaften und ratlos trägen Zeit — der wahre Träger der revolutionären Kolonisation, die nichts verlangte als ein Stückchen freien herrenlosen Bodens. Man mußte sich Anarchist nennen, um diese Idee auszudrücken: so fürchterlich lagerte im neunzehnten Jahrhundert der allmächtige Staat über dem gottgeschaffenen Erdboden.

Er, Gustav Landauer, war der einzige wahre Revolutionär in dieser Zeit: denn er wußte, daß man sich zuerst und zuletzt der Gewalt enthalten müsse, um wirklich revolutionär zu sein, daß man hier und jetzt anfangen müsse, weil die Not des armen Menschen einen übermenschlichen Grad zu erreichen und die letzte Freiheit des Charakters auch in ihm zu ersticken drohe; daß die Revolution wie die Religion und die Kunst an die Seele des Menschen greift und sie schüttelt, die nackte Seele jenseits der Unterschiede der Sprache und des Blutes, die vor der göttlichen Gewalt des Befehls verblassen müssen und schwinden; und er ward der tragische unter den unglücklichen Revolutionären, weil, dennoch, im Menschen das Nationale eine unheimliche Macht hat, und weil die Rhythmen der Völker und ihres Geistes und Blutes so tief eingedrungen sind und gebettet in die Menschlichkeit, daß sie nur in ihren gehobensten Zuständen, wesentlich transitorischen Momenten, sich über diese natürlichen Bindungen erheben können.

So ging er dahin, Gustav Landauer, eine heroische und tragische Gestalt, aufgerichtet den Juden, die ihn gebaren, und den Deutschen, die ihn erzogen, die er liebte,und die ihn töteten. Schon leuchtet um seine Gestalt das Fanal des Erweckers; schon waltet sein Geist nicht allein mehr in ihm; schon ist er in die überzeitlich Waltenden eingegangen, schweigend gesellt zu Propheten und Lehrern und Tätern ihrer Tat. Bis der Künstler kommt, der ihn wieder ins Sinnliche prägt und sein Bild, umschimmert von der Göttlichkeit des Lebens und des heiligen Geistes, in den Seelen der Menschen aufrichtet, setzen wir diese Schrift auf sein Grab, strenge Worte der heroischen Psalmen:

Inmitten der Nacht stehe ich auf, dir zu danken für die Gebote deiner Gerechtigkeit ; ich komme früh und rufe, ich hoffe auf dein Wort.

Meine Seele trag ich immer in meinen Händen und deine Lehre vergesse ich nicht. Dafür, daß ich sie liebe, sind sie wider mich, ich aber bin Gebet.

Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Mesech, wohnen muß unter den Hütten Kedars !

Es wird meiner Seele lang, zu wohnen bei den Hassern des Friedens.

Ich bin der Friede,
Aber wenn ich rede, fangen sie Krieg an.
Schämen müssen sie sich mehr und mehr, zuschanden werden und umkommen.

Bei den Toten liege ich verlassen, wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen.

Aber erhöht werden wie des Einhorns wird mein Horn, und werde gesalbt sein mit frischem Oel.

(Fortsetzung folgt)

Saisonbeginn

Kulissen ! sagte mein Nachbar Meinert Knudsen, dem sonst keine Vokabel der Theatersprache bekannt sein dürfte. Er meinte, der treue Wärter der Vogelkoje, die schräggerichteten Strohwände, die er anno Tobak reihenweis aufgebaut hatte, um die Künste der Lock-Enten wirkungsvoller zu machen. Durch ein Astloch sah man auf jenen altvertrauten See, den sie im Frieden mit den herangelockten Genossen und der schreienden Brut bestrichen und beschwommen hatten — ein unvergessen graubunter Anblick von vielstimmig-quirliger Spielfreudigkeit. Es war der Stolz der Insulaner, die sich dies kleine, unter Bäumen versteckte Reich angelegt hatten — eins im Norden und eins im Süden —, es auf achttausend Exemplare von einundzwanzig Sorten gebracht zu haben. Das war im Frieden gewesen. Ach, er war nicht zurückgekehrt. Die Septembersonne, nachmittäglich milde leuchtend, herbstlich färbend und trotzdem noch immer von abschiederschwerender Wärme, beschien eine stille, leere Fläche. Geschütze, ein paar tausend Schritte weiter einbetoniert — sie hatten mit ihren widerwärtigen Geräuschen die grenzenlos unkriegerischen Vögel vertrieben; auf wie lange, das mochte der Himmel über dem zauberhaftesten Eiland zwischen Hammerfest und Gibraltar wissen. Nun ja: ein Feind war in den viereinhalb Jahren nirgends zu erblicken gewesen. Aber wenn Geschütze da sind, müssen sie auch benutzt werden; und sei es nur zur Verscheuchung unschuldigen Federviehs. Und wenn sich im Kriege gezeigt hat, daß gar kein Feind nötig ist, um den Bedienungsmannschaften das üppigste Faulenzerdasein zu gewähren, so ist die Beendigung des Kriegszustandes wahrhaftig kein Grund, die verfluchten Mordwerkzeuge aus der Erde zu reißen und die menschlichen Anhängsel einem gemeinnützigen Gewerbe zuzuführen. Hier sind wir — hier bleiben wir. Uns genügt nicht, daß wir von 1914 bis 1918 die armen Leute ausgesaugt und gebrandschatzt, daß wir ihnen die Hühner und Schafe gestohlen, die Mövenkolonien und Jagden ruiniert haben. Das wenigstens soll Versailles nicht verhindern, daß wir die größte der nordfriesischen Inseln in der gepanzerten Faust behalten. Deutschland geht unter, wenn wir derartige Bollwerke militärisch preisgeben. Dies kann ein Stützpunkt der deutschen Flotte werden, die wir im Sinne unsres erlauchten Monarchen uns wieder schmieden werden. Und außerdem hat das Festland nicht hinreichend Raum für Truppenübungsplätze. Was erfrecht sich das Lumpengesindel von Bauern und Fischern an uns nach Cuxhaven zu schreiben ? „Die Kommandantur scheint sich mit schlecht gespielter Harmlosigkeit in dem Glauben zu wiegen, daß die Militärbehörden sich unter der Bevölkerung allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Die kriegsgeschichtliche Vergangenheit der Insel ist ihr offenbar gänzlich aus dem Gedächtnis geschwunden. Sie wird garnicht verstehen, wenn wir ihr sagen, daß die Militärbehörden mit einer beispiellosen Gefühlsroheit gewirtschaftet haben, denn sie versteht nichts von großartigen Naturschönheiten. Sie versteht nicht, daß

in die Weltabgeschiedenheit dieser Dünen keine Kanonen und Unterstände, keine scheußlichen Baracken und das lärmende Getriebe des Militärs hingehören. Sie kennt nur ihre kalten Interessen und Paragraphen. Sie kennt nicht unsre Liebe zur Scholle. Gesetzt selbst den Fall, daß man unsre sämtlichen finanziellen Ansprüche befriedigt: unser sehnlichster Wunsch ist doch der, daß unsre Heimat von Militär nicht behelligt wird. Eine Geldentschädigung, von welcher Höhe sie sei, gibt keiner Macht das Recht, von uns zu verlangen, wir sollten die Beschränkung unsrer Freiheit für nichts erachten. Und wenn wir angesichts der fremden Verfügungen unsre Kaltblütigkeit verloren und uns zu Auflehnungen hinreißen ließen, so wäre das begreiflich." Solcher Sprache erkühnen sich diese Seeräuber. Sie sollen kommen mit ihrer Losinteressentschaft, die ein verbrieftes Anrecht auf die Strand- und Heide-Partien unsrer Wahl zu haben behauptet ! Sie werden von neuem unsern genagelten Stiefel im Nacken spüren. Sie vergessen, die Tropfe, wo sie von ihrer Freiheit faseln, daß die in den Händen eines demokratischen Reichswehrministers diejenige ist, die wir meinen. Sie werden einfach hintenherum enteignet werden. Hier sind wir — hier bleiben wir.

*

Der Theaterkritiker, leider, blieb nicht. Aus der steilen Wolkenwand über aufdämmerndem Meere stieg mit bedächtiger Schnelle eine mattgoldene Kugel und bestrahlte teilnahmslos das verwunderliche Geschöpf, das ihr auf einem Schiffe entfloh, um in künstlich erhelltem, dämpfendem, wohlgeruchermangelndem Hause die bange Frage beantwortet zu bekommen, wem Helene gehöre. Birnbaum hatte immer Nachtdienst, und so ging sie spät zu Krause. Hatte Dieser ausgeschlafen, flog sie wiederum nach Hause. Keiner wußte von dem Andern. Das läßt sich zwei Akte treiben. Doch mit Gottes Hilfe wird es länger nicht verborgen bleiben. Schrecklich rast Othello Birnbaum, Krauses Aug' entfließen Zähren — Frau Helene ists zufrieden, daß sie Keiner will entbehren. Aber plötzlich tagts entsetzlich: sie hat ohne gült'gen Segen (weil die londner Trauung Schwindel) in Herrn Krauses Arm gelegen. Bigamistin war sie gerne — Ehebruch scheint ihr unleidlich: daß Herr Krause wüst beschimpft wird, das ist jetzo unvermeidlich. Reuig kehrt sie heim zum Gatten, Grund ist nicht mehr zu Beschwerden: Birnbaum avanciert zum Tagdienst — Lenchen wird nun sittsam werden ! Das ist ein derber Schwank, den Herr Eberhard Buchner mit geringer Berechtigung Komödie nennt. Zur Komödie fehlt der Humor. Diese Helene ist vielleicht nicht ohne lächelnde Liebe gesehen, aber jedenfalls ohne belebende Liebe gestaltet. Sie wird kein Mensch, sondern bleibt ein Posten in dem Exempel, das uns der Autor vorrechnet: Was wird geschehen, wenn eine Frau . . . Hier steht die Verschlagenheit eines Weibchens und dort die Beschränktheit zweier Männchen. Mehr bringt Herr Buchner nicht bei. Das Exempel geht glatt auf. Das Resultat sind drei Akte von nackter Tatsächlichkeit. Ein bißchen berlinischer Charme, ein paar, meinetwegen auch nur eine

besonders gutgelaunte Episode, eine Spur gesunder Animalität: das alles wären erfreuliche Verschönerungen dieser dürren Abwandlung einer einzigen Szene gewesen. Es hat nicht sollen sein. Was machts ! Das Publikum „sieht nur Stoff„; und ist im Deutschen Künstler-Theater sommers nicht anspruchsvoller als winters.

*

Im Komödienhaus aber solls, immerhin, nach dem dritten Akt gepfiffen haben. Der luftige Garten, der mich nach dem zweiten Akt gastlich barg, vernahm davon nichts. Ich hatte ‚Jonnys Busenfreund‘ meinen eignen vorgezogen, der meinen zehrenden Kummer besänftigen mußte. Was, zum Teufel, hatte ich derartig früh auf dieser Galeere zu schaffen ! Bei dem Wetter konnten ja die Theater nicht andres tun, als den allerärgsten Schund vom Lager abstoßen. Jetzt waren da, wo ich vorgesterm abend noch auf der Bank vor dem roten Friesenhause gesessen hatte, Meinert Knudsens Kühe von ihrer Milch befreit worden. Hinter Seiher Jepsens Gefährt lief sein Fohlen zum Stall. Boy Bleikens Magd Sine trieb die Lämmer zu Paaren. Jürgen und Wicke Kamp hatten die jauchzenden Kinder vom letzten Erntewagen gehoben und das Korn in die Scheune gebracht. Am windstillen Watt war die unheimlich geisternde Vogelmusik des Spätnachmittags verstummt. Ueber der spiegelglatten Fläche ging ruhevoll der Viertelmond auf und vermischte sein weißes Licht mit dem gelben des Leuchtturms. Ueber den Zaun herüber grüßten von rechts und links vernunftbegabte Wesen, die nicht am nächsten Morgen um halber Fünf einen Dampfer bestiegen, um sechsunddreißig Stunden darauf die Entdeckung zu machen, daß ein burlesker Schwank des Amerikaners Walter D. Ellis in keinen menschenwürdigen Unterhaltungsgegenstand zu verdeutschen ist. Hatte Pallenberg meinen Schmerz vergrößern wollen, indem er Bertram Tullys traurig gesenkten Schnurrbart dem toten Seehund entlehnte, den sie ein paar Tage zuvor durch das Dorf getragen hatten ? Jetzt betrat er den Garten und setzte sich zu uns; fast schwebend, wie er als der platonische Homosaxone, der selig zerschmilzt, wenn sein Jonny ihn beim Vomamen ruft, soeben über die Bretter geschwebt war. Er bereicherte unsre völkerpsychologischen Kenntnisse durch die Mitteilung, daß dieses rüde, lärmende, läppisch einfallslose Stück Unglück die Amerikaner einige sechstausend Male begeistert hatte. Die Zukunft unsres Vergnügungstheaters liegt auf dem Wasser, das schließlich doch sogar die schlechteste deutsche Publikumsschicht von solchen Kunstgenießern abgrundtief scheidet. Die Laternen erlöschen. Für das bescheidene Abendbrot wurde ein kleines Vermögen einkassiert. Wenn das so weitergeht: wann wird der Augenblick da sein, wo von den vierunddreißig berliner Theatern höchstens noch drei bis vier mit zahlungsfähigen Gästen zu füllen sind ? Aber freilich: das fragt man sich schon seit Jahren bei jedem Saisonbeginn; und beim nächsten gibts eher mehr denn weniger. Mögen sich darüber vorläufig die Theatergeschäftsleute ihre Köpfe zerbrechen. Was mich betrifft: die Träne quillt — die Bühne hat mich wieder.

Erkenntnis von Margarete Liebmann

Seitdem es mir schlecht geht, so hundsgemein schlecht, so recht von Herzen schlecht, seitdem bin ich erst ein Mensch geworden. Je ärmer ich an Geld werde, desto reicher werde ich an Erkenntnissen. Ich wette: wenn ich erst ganz auf dem Pflaster liege, werden meine Augen so klar sein, so klar, die Menschen wie aus Glas, und ich werde durch sie hindurch sehen.

Wie liebenswürdig waren alle, als es mir gut ging, so recht von Herzen liebenswürdig: sie kamen zu mir, besuchten mich, waren unterhaltsam und fröhlich — sie liebten mich so sehr, daß der Neid, der in ihrem Herzen saß, nur ganz verschämt den Kopf hob. Sie nahmen so gern die Vorteile, die ich ihnen bot; sie bewunderten meine Umsicht, meine Tüchtigkeit und Güte. Aber da kam das Unglück. Ich verlor Haus und Hof und Geld, ich wurde arm an irdischen Gütern — aber da, grade da setzte mein Reichtum ein. Tag für Tag erwuchs eine Wahrheit, meine blinden Augen öffneten sich.

Zuerst wußte ich noch nicht, weshalb ich mich in kurzem so verändert haben sollte. Mein Gesicht war nicht mehr schön, meine Tüchtigkeit gering, man gab nicht mehr viel auf mein Urteil. Ich hatte wohl eine ansteckende Krankheit, daß Jeder vermied, mit mir zusammen zu sein. Einen Aussatz, den ich selbst nicht bemerkte. Es bildete sich gewiß eine gefahrdrohende Schicht um mich, die die Leute fernhielt.

Traf ich sie auf der Straße, so ging ich auf sie zu und sprach mit ihnen vertraulich wie in alten Zeiten. Sprach von mir, von meinem Unglück, ließ durchscheinen, daß ich in Not sei, und wartete so ein weniges, daß der Andre seinen Mund auftat. Aber er war einsilbig, hatte keine Lust, zu reden. Seine Augen bekamen einen zerstreuten Blick; er klopfte ein wenig mit dem Fuß, trällerte, kurzum: schien zerstreut.

Eine liebe Verwandte, die früher oft unser Gast gewesen und mir sehr zugeneigt war, gab gerne weise Lehren. Sie war berühmt dafür. Sie geizte nicht mit ihnen. Auch mir gegenüber nicht. Sie kosteten nichts. Sie lud mich zu einer Theatervorstellung ein oder ins Café. Einmal bemerkte ich, wie in ihre Augen ein Glitzern kam, als sie ihre Weisheit zum besten gab. Sie freute sich. Ja, sie freute sich sichtlich, daß ich ihr durch mein Unglück Gelegenheit gab, ihre Klugheit zu zeigen. Sie war von Herzen fröhlich darüber. Ihre eigne Lage schuf ihr Befriedigung, wenn sie sie mit der meinen so viel schlechtern verglich. Ihr Butterbrot schmeckte ihr besser, da sie wußte, daß neben ihr Jemand saß, der keines hatte; es bekam Seltenheitswert. Ich fing an ein bißchen herumzugehen und auf den Busch zu klopfen. Nur zum Vergnügen. Aus Freude an Menschenkennnis. Ich wollte hören, ob mir Einer etwas geben würde, ganz nackt: geben. Nebenbei, ich hätte nichts genommen. Ich gehöre zu den Leuten, die nicht nehmen können, um keinen Preis — lieber aus eignem Ermessen verschwinden. Aber es machte Spaß. Es war eine Gemeinheit von mir, die Leute auf

die Probe zu stellen, nur um meine Erkenntnis zu entwickeln. Aber ich tat es.

Ich ging gradezu und bat um Geld. Ja, da stand ich — und da stand der Andre und schämte sich und war wütend, daß er sich schämte und haßte mich deswegen. Und weil ich ihn veranlaßte, sich zu entblößen, wurde er grob und gemein, oder er wurde falsch, heuchelte und vergoß Krokodilstränen, und das plagte ihn noch ärger. Ich aber, ich Gauner, stand da und nahm zu an Menschenkenntnis. Und bat um Entschuldigung, ging hinaus, gebläht von Reichtum.

Einen Freund habe ich, den liebe ich sehr. Ich stelle ihn nicht auf die Probe. Ich bitte ihn um nichts, und er gibt mir nichts. Aber er hört zu, wenn ich klage und zeigt keine Ungeduld. Er ist sehr gut zu mir. Ich glaube, es ist ihm schmerzlich, zu sehen, wie ich herunter komme, meine Stiefel nicht mehr besohlen lasse, meine Kleider nicht mehr erneuere. Aber er tut, als sähe er nichts, und schont meine Gefühle. Er ist so zartfühlend. Wir gehen oft miteinander spazieren und philosophieren. Ihm gegenüber erwähne ich nie das Wort: Geld. Es liegt mir viel an seiner Freundschaft.

Wenn es mir noch einmal gut gehen sollte, werde ich meine frühern Bekannten und Freunde einladen. Ich werde in ihrer Mitte sitzen und werde sie ansehen. Und ich werde mich freuen über sie. Sie aber werden vergessen haben, daß ich sie ärgerte. Sie werden mich wieder lieb haben und schätzen, und unser gegenseitiges Zutrauen wird groß und ungetrübt sein.

Klante von Theobald Tiger

Hier spricht die Seele deines Volkes.
Von wegen: Macht ers ? 7:10 !
Ja, junger Mann: so, wie der Holk es
gekonnt, das — hab ich noch gesehn.

Zart überwölbt der Frühlingshimmel
Knaatsch und Tumult, den Schiebe-Ritt,
den Schnelligkeits- und Pferde-Fimmel
und Alle mit und Alle mit.

Und da kam Klante.
Klar zum Tippen !
Die Völker, so er ausgemist't,
sie hängen an des Herrschers Lippen . . .
Schon Einer war, was der jetzt ist.

Denn das ist Wilhelm.
Jede Geste
ist ganz S. M., der große Mann:
die Heldenbrust, die Kleckerweste —
nur, daß es Klante schöner kann.

Das ist noch immer so gegangen:
Der kleine Wetter, recht und schlecht,
kann Eines für sein Geld verlangen:
er will Verpackung, wenn er blecht.

Hier das Genie, das man verkannte,
und dort das Volk, das Hurra schrie.
Die Deutschen brauchen immer einen Klante.
Und ferner liefen: Germany.

Rundschau

Grete Zielke

Das Alltäglichste ist geschehen. Grete Zielke sollte am fünfundzwanzigsten August ihren Dienst als Hausmädchen antreten; auf ihren Wunsch nicht erst am ersten September. Sie kam nicht; und selbstverständlich auch keine Absage; ihre Freundin erzählte, sie hätte inzwischen bei einem Bäcker in Wilmersdorf, Holsteinische Straße 16, Dienst genommen. Ich ging in die Holsteinische Straße. Selbstverständlich kein Wort der Entschuldigung oder Rechtfertigung; und der Bäcker, der zufällig dabeistand, mußte herzlich lachen bei der Vorstellung, ich könnte gar versuchen wollen, das Mädchen mit Polizeigewalt aus seinem Laden holen zu lassen. (Weiß Gott, woher ihm diese närrische Vorstellung kam; ich hatte sie nur aufgefordert, am ersten September ihre Stellung als Hausmädchen anzutreten. Ein Vertrag ist immerhin ein Vertrag.)

Ich kann die Grete Zielke, wenn ich will, verklagen; der Schaden, den sie mir zugefügt hat, ist leicht festzustellen und zu beziffern; und da ihr Unrecht am Tage ist, wird sie ganz gewiß verurteilt werden, Schadenersatz zu leisten. Aber sie wird die Summe, zu deren Zahlung sie verurteilt wird, ganz gewiß nicht bezahlen können; wird dafür aber um die Erfahrung bereichert sein, daß sichs, wenn man in ihren Verhältnissen ist, allemal lohnt, Vertrag Vertrag sein zu lassen. (Ich werde also nicht klagen.)

Das Alleralltäglichste — fragt die Schlichtungskommissionen. Und die Moral ? Daß Dienstboten keine haben sage ich nicht; daß sie keine nötig haben, zeigt das Exempel. Obgleich sie nicht mehr Dienstboten sind, sondern Hausangestellte; Menschen, die Rechte haben. Unter Menschen, die Rechte haben, geht es aber wirklich nicht an, daß Verträge nur für Die gelten, die Geld haben und den Preis für gebrochene Verträge bezahlen können; und es rächt sich immer, wenn Menschen die Moral, die zu ihren Rechten paßt, nicht nötig haben. Unterdrückte sind heute aus Rechtlosigkeit emporgestiegen. Die Instanz, die ihren Schrei nach Menschenrechten erhört hat: die Revolution, sollte, eh es zu spät ist, Alle, die sie erhört hat, auch die Freunde und Genossen der Grete Zielke, darüber belehren — nicht, daß sie Pflichten haben (das hatten sie und das wußten sie immer), sondern darüber: was „Pflichten haben" für Menschen bedeutet, die nicht mehr Sklaven ihrer sozialen Ohnmacht sind; darüber: daß sie einen andern, höhern Pflichtbegriff zu lernen haben, als der war, den sie kannten; darüber: daß Pflicht ohne Recht nicht Pflicht, sondern Fron ist, durch die Macht Dessen, der sie auferlegt, gesichert; daß aber Pflicht, die nicht Fron ist, durch das Rechtsgefühl, den Rechtswillen, die Verantwortlichkeit Dessen gesichert sein muß, der sich verpflichtet hat; daß unter allen Rechten, die dem Menschen verliehen werden können, keines sich schwerer erwirbt, keines sorgsamer gehütet werden muß als das Recht auf Verantwortung, das Recht auf Pflicht; und daß rettungslos in Rechtlosigkeit sinkt, wer sich dieses kostbarsten aller Menschenrechte begibt.

Es rächt sich, wenn Menschen die Moral, zu der ihre Rechte passen, nicht nötig haben.

Klaus Pringsheim

Bei Pharaos

Im Jahre Eintausendneunhunderteinundzwanzig überfiel das Aethiopische Heer die Aegypter in einem Talkessel der Müggelberge. Was an ausländischer Presse aufzutreiben war, wurde in Dampfern zum Schlachtfeld transportiert, wo Lubitsch göttliche Vorsehung spielte. Den Schauplatz bildeten Hügel aus weißem, gänzlich vegetationslosem Flugsand, die eine dito Mulde

ringförmig umgeben, eine Szenerie gleich würdig der lybischen Wüste wie der Lubitschschen Sandmark. In der Mittagsstunde brausten die aethiopischen Heerscharen in das friedlich schlummernde Aegypterlager hinunter, ein grandioses Furioso, das durch zweimalige Gagenerhöhung noch gesteigert und da capo gefilmt wurde, da die Aethiopier in ihrer blinden Wut die feindlichen Schanzen hatten stehen lassen. Zehn Apparate kurbelten gleichzeitig — aber den kleinen Zwischenfall, wie der Pharao in letzter Verzweiflung die fünfundzwanzig Mark Zulage bewilligte, hat man nicht mitgedreht; trotzdem: um der historischen Echtheit willen, Ihr Regisseure, die Ihr einmal den Weltkrieg und die Revolution filmt, vergeßt den Löhnungsappell nicht ! Wer wirklich Geschichte miterlebt hat, huppt auf keinen Leim mehr. Und wenn ich bei meiner hundertsten Wiedergeburt zum phonoplastischen Kolossalfilm: ‚Der Untergang der Orgeschei' gehe, dann will ich Hindenburg beim Morgenkaffee sehn.

Die Tatsache des historischen Films läßt sich ebensowenig leugnen wie der Wilhelminische Burgenzauber und der Wagner-Siegfried-Rummel. Man will historisch echt sein, soweit das technisch möglich ist. Noch dem letzten kläglichen Ersatz für den Weltkrieg hat man den unbesieglichen Teutonenmythos eingeredet. Noch uns gestattet man sich auf ein reichassortiertes Aegypterlager hinzuweisen. Man sagt: Die Gewandung ist absolut historisch, und das Reinmenschliche, zum Beispiel: die Liebe hat sich, abgesehen von einigen nichtgefilmten intimen Gebräuchen, nicht geändert. Außerdem spielt der bekannte Mitterwurzer der Gegenwart mit, daß Sie schwören können: beim Zeus, ein alter Aegypter ! Außerdem gibt es Gelegenheit zu malerischen Massenszenen, die — fährt man fort — wirklich großzügig inszeniert sind ! Als die Streitwagen in Aktion traten, rief ein Aethiopier: Mensch, det sind aba valleicht Zossen ! Das war historisch echt ! Die gesamte Zuschauerschar hätte man mitfilmen müssen, die ausländische Presse, den Fesselballon, der sich in Windesnöten blähte, und Lubitsch, wie er die in hellen Haufen Flüchtenden noch vor die Apparate dirigierte. Ein Schlager, spannend und garantiert historisch echt. Das ganze Drum und Dran, den begeisterten dicken Schlächtermeister, der aus Versehen in ein Aufnahmefeld reingetreten war, und mittenmang den Aegypterpharao mit Götterbart und Sichelszepter.

Lubitsch ist ein Kerl, aber die historische Sehnsucht des Publikums fordert ihr Recht. Und schließlich kann er nicht statt Poehner den Laiber-Tag inszenieren, der sich kürzlich im finstern Mittelalter Münchens abspielte. Und schließlich: wenn er Schlachten lenkt, hat es einen Sinn, und er ist vor der kleinen Revolution der vereinigten aegyptisch-aethiopischen Heere nicht geflohen. Wir sind mit Feldherrntalenten nicht gesegnet — deshalb soll man ihn krönen !

Trotzdem: als im ‚Goliath Armstrong' die große Hängebrücke einstürzte und das Gespenst auf dem Motorrad zur Tiefe sauste — das hat man nicht geglaubt, aber bis ins Mark gefühlt

Einmal, wenn der historische Film abgespielt ist, werde ich meine Freude dran haben, wie am Panoptikum !

Walter Mehring

Schauspielers Traum

Es war einmal ein Schauspieler, der ging durch einen Zauberwald nach einer schönen kleinen Stadt. Da rauchten die Schornsteine gar lustig über den blauen Schieferdächern, weil die Bürgerfrauen unten Eierkuchen buken, die Tauben gurrten zärtlich und pufften sich heimlich, daß die Federn flogen, die Männer bosselten über ihren Handwerken oder

saßen im Ratszimmer zu feierlicher Beratung, die Kinder jubelten über die grasbewachsenen Pflastersteine als Räuber und Soldat, kurz: die Stadt lebte.

Als aber der Schauspieler nach seiner Wanderung auf die Hänge vor der Stadt kam, da verstummte der Lärm der Stadt jäh. Sie hielt den Atem an . . . Der Schauspieler hob die Hand . . .

Da stürzten die Frauen aus den Häusern heraus, daß die Eierkuchen in ihrer Pfanneneinsamkeit schwarz verpruzzelten, die Ratssitzung wurde unterbrochen, die Handwerker schlossen ihre Werkstatt, und die Kinder liefen an den Erwachsenen vorüber zum Tor hinaus. Der Schauspieler ließ die Hand sinken . . .

Da errichteten Zauberkünstler eine Triumphpforte, durch die er einziehen sollte, die trug oben aus hellroten Rosen seinen verschlungenen Namenszug, junge Mädchen in weißer Tracht boten ihm Gruß und Gedicht und der Bürgermeister der Stadt den schweren Willkommenspokal. Rote Teppiche hingen aus allen Fenstern, das Stadttheater hatte geflaggt, und der Schauspieler wußte durch Zauberei: alle Schaufenster der Stadt trugen seine Photographie, und der städtische Generalanzeiger brachte in acht Serienartikeln Hymnen über seine Kunst.

Der Schauspieler wollte grade den Fuß über den silbergewirkten Teppich durch die Ehrenpforte setzen — da geschah es, daß er ein helles Mädchenlachen hörte. Es war aus der Gruppe der weiß gekleideten Jungfrauen gekommen. Erstaunt wandte er sich um: „Warum wird hier gelacht ?”

Ein über und über errötendes junges Mädchen trat vor.

„Ich lache”, sagte sie, „weil ich mich freue, Euch heute abend im Theater zu schauen. Vielleicht spielt Ihr so schön wie jener tote Kainz, den ich noch gesehen habe.”

Da ergrimmte der Schauspieler aus dem Zauberwald, sah über die feiernde Stadt und über die Guirlanden und Teppiche und Flaggen und auf das eine Mädchen und sprach:

„Dieses ist ein großer Saustall, und ein Kritiker soll objektiv sein !”

Und wandte sich. Und schritt fürbaß.

Peter Panter

Völkische Schüttelreime

Im schönen deutschen Vaterland
man üblen Wortsalat erfand.
Ich mag aus dieser Masse Keinen,
weil sie die eigne Kasse meinen,
wenn sie treudeutsche Reden führen
und auf das Volk zu Fehden rühren.
Sie freuen baß sich, so zu raufen,
zu brüllen stets und roh zu saufen.
Woll'n sie das Reich mit Kahrlandsitten
von Schlesien bis zum Saarland kitten ?
Wenn Miesbach roh wie Hunde bellt,
dies kaum das Volk beim Bunde hält.
Nicht länger diese Schande leidet,
die Volk und Volk im Lande scheidet !
Es lern', wer rohe Triebe hegt,
daß ihm dies ein nur Hiebe trägt.
Nicht länger dieser „Edelrasse”
das Volk die freie Rede lasse.
Fort, Professorensabbern, Roethegeifer !
Werd' lieber, deutsches Volk, an Goethe reifer.

Franziscus

Liebe Weltbühne !

Auf der Durchreise durch Hamburg ließ ich mich wieder im Atlantic von dessen Barbier rasieren, dem einzigen, mit dem ich mich, da er Figaro ähnelt, zu unterhalten pflege. Diesmal erzählte er: „Neulich war einer von den Gebrüdern Rotter hier. Ich fragte ihn, weshalb seine Theater, die sicherlich — sagte ich wegen des Trinkgelds — die schätzenswertesten Leistungen böten, in den berliner Zeitungen gar so schlecht behandelt würden. ‚Ja, sehen Sie‘, erwiderte er, ‚diese kapitalistische Presse kann und kann uns nun einmal nicht verzeihen, daß wir Kommunisten sind.‘ ”

Antworten

Münchner Student. Sie schreiben mir: „Ort der Handlung: der münchner A. St. A. Zeit: Winter 1920 zu 21. Kurz vor den Weihnachtsferien wurden bei Beginn einer öffentlichen Sitzung die Vorstandsmitglieder des ‚Asta' zu Seiner Magnifizenz dem Herrn Rektor hinaufgebeten. Dieser — der bekannte Strafrechtslehrer Frank — teilte ihnen mit, dem Senat sei gelungen, Professor Einstein zu einigen Gastvorlesungen an der Universität München zu bewegen. Gastvorlesungen auswärtiger Größen hätte sich die Studentenschaft ja immer gewünscht. Nun sei wohl den Herren bekannt, daß es bei Vorträgen Einsteins in Berlin zu antisemitischen Störungen gekommen sei. Er verlange deshalb von der Studentenschaft die bindende Zusage, daß derlei blamable Szenen in München nicht passieren würden, da er sonst die Verantwortung, Einstein als Gast der Universität nach München zu laden, nicht übernehmen können. Er bäte um Stellungnahme. Nach einigem Hängen und Würgen ergriff der Führer des ‚deutschvölkischen Blocks' das Wort und erklärte, er wolle zwar für seine Gruppe die Garantie übenehmen; aber er müßte verlangen, daß sich Herr Professor Einstein ausdrücklich verpflichte, streng bei seinem Thema zu bleiben und die Vorlesungen nicht zu politischer Agitation auszunützen. Dann sprach der Herr Vorsitzende der Studentenschaft. Nachdem er Seiner Magnifizenz geziemend gedankt hatte, erklärte er, der Asta werde sich bemühen, Ordnug zu halten, obzwar es schwer fallen würde; denn die Person des Herrn Professor Einstein — hem ! . . . hem ! — sei, offen gestanden, einem sehr großen Teil der Kommilitonen nicht sonderlich sympathisch. Jetzt ergriff auf Aufforderung des Rektors Geheimrat Sommerfeld — neben Einstein und Planck wohl der bedeutendste Physiker Deutschlands — das Wort und las den beiden würdigen Vertretern der münchner Studentenschaft ein ironisch gehaltenes, aber von innerer Entrüstung durchzittertes Privatissimum über Person und Bedeutung Einsteins. Der Erfolg ? In der ersten Sitzung nach den Ferien fragte vor Eintritt in die Tagesordnung ein Mitglied der ‚Asta' an, was eigentlich aus dem Fall Einstein geworden sei. Unter äußerst starkem Beifallsgetrampel teilte der Vorsitzende mit, Professor Einstein hätte darauf verzichtet, vor der münchner Studentenschaft zu lesen. Nur ganz vereinzelt wurde gescharrt. Darauf beantragte einer der wenigen Vertreter der Opposition, die Namen aller Derer, die durch Getrampel ihrer Freude Ausdruck gegeben hatten, ob des kulturhistorischen Interesses für die Nachwelt ins Protokoll aufzunehmen. Prompt stand ein Vertreter der Hakenkreuz-Mehrheit auf und beantragte, die Namen aller Derer, die gescharrt hatten, ebenfalls ins Protokoll aufzunehmen. Aus demselben Grunde !" Wodurch, immer mal wieder, der große Bürger Ihres Bierdorfes Heinrich Mann seine Ueberzeugung bestätigt sehen kann: daß diesem Volke nicht zu helfen ist.

Hauptmann M. Einer meiner Freunde findet in einer rumänischen Schublade diesen Brief, den Sie am vierzehnten März 1918 einem Rumänen aus Berlin geschrieben haben: „Sehr geehrter Herr Petrescu ! Vielen Dank für Ihre freundlichen Kartengrüße, aus denen ich ersehen habe, daß ich nicht ganz vergessen bin. Die Wurst- und Schinkenkisten sind gut angekommen, ebenso der Honig, für den meine Mutter Ihnen herzlichst danken läßt. Wenn es Ihnen gelingt, wieder welchen für mich aufzutreiben, wäre es sehr erfreulich. Vielleicht könnten Sie für mich noch ein Schwein kaufen und durch Hauptmann R. schlachten lassen. Denn mit meiner Wurst werde ich wohl nur bis zum Sommer reichen. Alle Auslagen bitte ich Herrn Hauptmann R. zu nennen, der sie vorläufig für mich begleichen kann, und mit dem ich dann wegen der Regelung selbst in Verbindung treten

werde. Wie geht es Ihrer Familie, und wie denkt man dort über den demnächstigen Frieden ? Wird man nun endlich von seiner Ententefreundlichkeit geheilt sein ? Viele Grüße Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Töchterchen und herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeiten
Ihr M."
Nicht daß Sie, wengleich mit ein bißchen zu viel Freundlichkeit, den Rumänen um Fett anwimmern — Sie saßen in Berlin auf Druckvorposten und hatten Königlich Preußischen Heißhunger —, nicht, daß Sie als preußischer Hauptmann die nötige Reserve gegen den „Feind" von gestern vermissen lassen, sobald Sie Fett brauchen: das ist es Alles nicht, weshalb ich den Schubladenfund hier veröffentliche. Auch Ihr Name tut nichts zur Sache. Aber daß Sie das Schlußabsätzchen nicht unterdrücken konnten, daß Sie es für erforderlich und ersprießlich hielten, dem Ausländer vaterländischen Unterricht zu erteilen: das ist es, was mich zu einer öffentlichen Lektion post festum bestimmt. Aus dem ff.: Fett und Faterland haben Sie Ihre Sache verstanden. Glauben Sie denn, der Rumäne habe nicht schon aus diesem einzigen Feldpostwimmerbrief ersehen, was mit Ihnen und Ihresgleichen los war ? Glauben Sie denn, es habe Sinn gehabt, ihm „Ententefreundlichkeit" vorzuwerfen, wenn man im selben Atem- und Federzug zugeben mußte, man habe nichts zu essen in der Haupt- und Residenzstadt Berlin ? Da unten in Rumänien und überall, wo Sie und Ihresgleichen gewirtschaftet haben, ist man von ganz was anderm als der „Ententefreundlichkeit" geheilt. Sie haben geschoben und geschunden, geliebt und gelogen — nur für Ihr, für unser Land haben Sie nichts getan. Sie haben im Kriege Alles gehabt — nur nicht saubere Finger und einen saubern, rechtschaffenen Geist. Und darum, auch darum hat Ihre Armee den Krieg verloren. Vergnügten Schweinebraten, Herr Hauptmann !

Für das Seebach-Stift (zu dessen Gunsten in Nummer 34 aufgerufen wurde) haben eingesandt: L. J. 300 M.; Edmund Bing, Bamberg, 20 M.; Frau Hedwig Wolff-Fröhlich, Luffenhausen, 100 M.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto : Berlin 11958.

XVII. Jahrgang 22. September 1921 Nummer 38

Der weinende Kahr von Karl Rothammer

Herr von Kahr soll geweint haben, aus Kummer, daß er, wenn er Ehre und Pflicht, wie er sie versteht, nicht verletzen wollte, keine andre Wahl hatte, als den Posten eines Hoffriseurs bei der bayrischen Republik aufzugeben. Diese Tränen, sofern sie wirklich abgetropft sind, waren Seelenschmerz eines Romantikers; sie würden nicht unliebenswürdig, aber doch einigermaßen komisch und jedenfalls ein peinliches Symptom gewesen sein für den Dilettantismus einer Gattung von Eifernden, die Deutschland durchaus mit pathetischem Ruck aus dem Sumpf der Ohnmacht auf einen neuen Chimborasso der Weltglorie heben möchten. Was dieser Gattung vor allem fehlt, ist die Selbstdisziplin Gambettas: Nie davon sprechen, aber immer daran denken ! Was ihr ferner mangelt, ist die Erkenntnis des Möglichen, ist der Mut, Unmöglichkeiten sich selbst einzugestehen und zu verzichten, wo der eherne Schritt der Geschichte das Ideal von Gestern unwiederbringlich zermalmt hat. Herr Kahr ist gewiß kein Mordbube; aber es ist durch die Jahrtausende hindurch hinlänglich bewiesen worden, daß aus solcher Gattung der Romantiker mancherlei Krebs wuchert: die berauschten Jünglinge, die ihre faden Milchgesichter mit einem Andreas-Hofer-Bart vermummeln und in ihrer hemmungslosen Hohlköpfigkeit sich selbst als Vaterlandsretter vorkommen, sind die Abfallprodukte solcher mangelnden Einsicht in das Mögliche und Notwendige. Die Jünglinge werden sich von selbst wieder harmloserm Zeitvertreib zuwenden, wenn die Barden und Propheten aufhören, hysterische Infektionen abfließen zu lassen. Es kommt also darauf an, diese sogenannten Köpfe auszuschalten; dabei werden alle Mittel, der Ueberredung wie des Zwanges, anzuwenden sein. Furcht vor dem heiklen Geruch der Ausnahmegesetze oder vor der mangelhaften Humanität des kurz entschlossenen Hinauswurfes, wie er an dem hanseatischen Staatsanwalt endlich einmal prompt vollzogen wurde, und wie er von dem sozialdemokratischen Antrag höchst selbstverständlich für alle Beamten, die der Republik den Treueid nicht leisten wollen, gefordert wird — solche Furcht brauchen wir wahrhaftig nicht zu haben. Wenn zwischen weiland Nobeling und Hödel auf der einen und der damals noch knabenhaften Sozialdemokratie auf der andern Seite auch nur annähernd so viel Beziehungen bestanden hätten wie heute zwischen den Rechtsparteien und den nationalistischen Desperados aller Stufen, so würde das Sozialistengesetz von Bismarck, der wußte, was wir immer noch nicht ganz begriffen haben: daß nämlich der Staat nicht so sehr eine Rechtsform wie ein Machtinstrument ist, noch ganz anders angelegt worden sein. Wir müssen die Macht, die in der Hand der Mehrheit ruht, zu gebrauchen lernen. Die Annahme, daß unter dem Druck des Zwanges die Unvernunft so wachsen und gedeihen könnte, wie dies nach 1878 mit den Sozialisten geschah, ist gegenstandslos; denn was damals vor sich gehen sollte, das war die Abdrosselung des Lebensdranges von Millionen, war

die Rechtlosmachung der Produktiven, Derer, auf denen der neu entstehende Industriestaat sich aufbauen mußte. Heute handelt es sich nur um die Abstoßung von mehr oder weniger bösartigen Ueberbleibseln. Im übrigen sei darauf verwiesen, daß der Bismarck von 1878 schon reichlich verknurrt und, wie die Entwicklung ja gezeigt hat, viel weniger hellsichtig war als der Bismarck von 1848. Der Bismarck, der im Vereinigten Landtag Weinkrämpfe bekam und den Herr von Kahr wahrscheinlich als seinen großen Ahnherrn betrachten wird, der war kein Romantiker der Vergangenheit, der gab preis, was fiel, und war bereit, wenn auch unter Schmerzen mitzuarbeiten an dem, was kommen mußte. Es verlohnt sich, über diesen Bismarck, der entschlossen den Schritt von einer Vergangenheit zu einer Zukunft mitmachte und den Romantiker in sich recht zu zügeln wußte, in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ nachzuschlagen.

Da ist zunächst ebenso amüsant wie lehrreich zu lesen, wie Bismarck den Prinzen Wilhelm und später auch den König zum Weinen gebracht hat. Den Prinzen, als er „hart genug" war, ihm das Gedicht vorzulesen, das für die Stimmung der Truppen auf dem befohlenen Rückzug aus dem märzlichen Berlin bezeichnend gewesen sein mag:

Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte
der schwarze Adler sinkt herab entweiht:
Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,
hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
nach dem gefall'nen Sterne.
Was du hier thatest, Fürst, wird dich gereu'n.
So treu wird Keiner wie die Preußen sein.

Den König machte Bismarck weinen, mußte ihn weinen machen, weil er wußte, daß der Einzug des glorreichen Preußenheeres in Wien der Tod des deutschen Einheitsgedankens gewesen wäre. Bismarck opferte kalt die Romantik des Sieges der politischen Notwendigkeit. Warum er den Prinzen weinen gemacht hat, ist schwerer zu erkennen. Wahrscheinlich nur, um den Mann, mit dem er rechnen mußte, mit Gefühlsfäden an sich zu binden. Vielleicht hat ihn auch nur der Dämon getrieben, das Gespenst der Vergangenheit, das auch er liebte, aber dem er sich nicht unterwarf, einmal auftanzen zu lassen. Dort, wo es sich um Entscheidungen handelte, um Erkenntnis des Unabwendbaren, hat Bismarck, wenigstens der von 1848, das weinende Vorbild des Herrn von Kahr, selbst weinend den richtigen Weg zu finden gewußt. Hat gewußt, die eigne Erschütterung vor verheerendem Uebergriff auf die weniger verständige, aber vielleicht ebenso entzündbare Gefolgschaft zurückzuhalten. Der Romantiker in Bismarck weinte und stimmte gegen die Adresse; der Politiker akzeptierte das Programm der Mehrheit: „Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, . . . weil ich mir nicht anders helfen kann . . ., weil ich glaube, daß dies Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann . . . aus diesem Grunde werde ich demselben meine

geringe Unterstützung überall widmen, wo dies möglich ist . . . Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann."

Man vergleiche mit solchem Verhalten die Rüpelsprünge Derer, die sich heute mit Jahrmarktsgeschrei auf Bismarck berufen. Vergleiche mit diesem Bismarck der Selbstüberwindung und der politischen Erkenntnis, des Gehorsams gegen die Geschichte und der das eigne romantische Gefühl niederkämpfenden Disziplin den „stiernackigen" Herrn von Kahr (so ließ er sich ja wohl nennen), den immer kollernden Helfferich und den durch die Amerikaner, die nicht „schwimmen konnten", bis zur Verwesung blamierten Hergt. Von dem hakenkreuzelnden Mob zu schweigen. Solange die Gattung Kahr bei der Erwähnung eines neuen Deutschland weint, werden wir regungslos bleiben müssen, selbst wenn wir der wunderschönen Stadt Straßburg gedenken.

West-Ungarn von Géza Murányi

So sehr auch Ungarns — völlig machtlose, brutalster Offizierswillkür hilflos ausgelieferte — Regierung immer wieder beteuerte, daß sie den Vertrag von Trianon respektieren und die west-ungarischen Komitate anstandslos abtreten werde, konnte doch keinem Einsichtigen zweifelhaft erscheinen, daß die Gegend um Oedenburg bald zum Schauplatz eines zweiten Korfanty-Abenteuers werden müsse, ja daß die Regierung selbst weder willens noch imstande sei, dies zu verhindern. Der Ministerpräsident Graf Bethlen war sogar unvorsichtig genug, sich in offener Sitzung a priori zu salvieren und die Verantwortung für „Gegenaktionen patriotischer Verbände" abzulehnen. Denn er sah ja die kriegerischen Vorbereitungen, sah die Truppen- und Geschütztransporte dieser „patriotischen Verbände", wie er die mord- und plünderungsgierigen Horden der sadistischen und größenwahnsinnigen Bluthunde Hejjas und Pronay nannte, deren Greueltaten alle Schauerromane der Weltliteratur, alle Strafchroniken mittelalterlicher Hexenprozesse in den Schatten stellen, und vor denen seit nunmehr zwei Jahren ganz Ungarn erzittert.

Gleiche Ursachen gebären überall die gleichen Wirkungen: eine — von keiner Autorität gebändigte — Armee will Krieg führen, und gibt es keinen Feind, so schafft sie sich einen. Als die „Säuberungsaktion" gegen die „Roten" beendet, der letzte Kommunist erschlagen, der letzte organisierte Arbeiter hinter dem Stacheldraht der Internierungslager verschwunden war, produzierten die Spitzel-Abteilungen der nationalen Armee (die berüchtigten T-Abteilungen; T = titkos = geheim) künstlich Kommunisten. Als solche wurden — und werden noch — all Jene verfolgt, deren Beseitigung irgendeinem Offizier aus irgendeinem Grunde erwünscht erscheint; sei es, daß ihn die Frau, die Wohnung oder auch nur das Geld des Mannes reizt. Da jeder Offizier das Recht hat, wo immer und wann immer Verhaftungen und Haussuchungen vorzunehmen, so ist selbstverständlich, daß Belastungs-

material überall gefunden wird, wo man es finden will. Und die Donau ist tief, ihre Strömung rasch: nach Wochen erst wird irgendwo eine Leiche ans Land geschwemmt — „Beim Baden verunglückt" schreiben die Blätter, ohne sich dabei aufzuhalten, daß der Verunglückte mit ausgestochenen Augen und gefesselten Händen gebadet hatte.

Das aber ist die reguläre Armee — der mildere Teil der bewaffneten Macht. In ihren Reihen stehen — verzweifelt, widerwillig, zu bürgerlicher Arbeit unfähig — immerhin auch Männer, die nur die Zugehörigkeit zu dieser Truppe ehrlos macht. Den wahren weißen Schrecken, die wahre Militärdiktatur vertreten jene Banden verrohter Menschenbestien, die als „Detachements" unter dem Kommando der Hejjas, der Pronay, der andern großzügigen Mordbrenner und Pogromveranstalter stehen, die sich mit Aktionen gegen Einzelne nicht abgeben, sondern ganze Dörfer und Städte aufs Korn nehmen, und die längst aufgegeben haben, für ihr Wüten irgendwelche politische Ausflüchte zu suchen. Sie rotten einfach — das heißt: nicht einfach, sondern auf dem Umweg raffinierter Folterungen — die Juden und „jüdisch gesinnten" Christen aus und verkaufen deren Getreide, Vieh und Wein ins Ausland. Denn Ausfuhrbewilligungen erhalten nur Detachements-Offiziere — und Entente-Vertreter. Iwan Hejjas, vor Jahren ein simpler, wegen Betrugs entlassener, Bankpraktikant ist heute hundertfacher Millionär — so wohlfeil erstand er seit zwei Jahren die gesamte Obst- und Weinernte Kecskemets. (Der Foltertod des Weinhändlers Landau, seines einzigen unbequemen Konkurrenten, ist bekannt.) Und Herr Oberstleutnant Pronay — derselbe, der kürzlich den Präsidenten der Nationalversammlung, weil der eine Interpellation in Sachen der Detachements zuließ, öffentlich beschimpfte und zur Abdankung zwang — kerkerte dieser Tage einen seiner Hauptgläubiger ein und folterte ihn so lange, bis er ihm eine Quittung über den fälligen Betrag ausstellte. Diese — offenbar ungeschickt inszenierte — Angelegenheit kam erstaunlicherweise vor das Gericht. Pronay wurde selbstverständlich freigesprochen.

Diese beutehungrigen Rotten ließ man notgedrungen kürzlich auf das „befreite" Fünfkirchen los, wo es „Kommunisten" zu bestrafen gab, und sie stürzen sich jetzt auf West-Ungarn, wo sie die Rolle patriotischer Insurgenten spielen, denen der Schmerz über neuerlichen Verlust ungarischen Bodens das Gewehr in die Hand drückt. Hier wie dort die gleiche, nichtswürdige Verlogenheit. Im Süden spielte sich die „Befreiung" so ab, daß was Beine hatte vor den Befreiern die Flucht ergriff und bei den „Unterdrückern", den Jugoslawen, Schutz suchte. In Esseg, in Belgrad und anderswo sind wohlorganisierte Komitees an der dankenswerten Arbeit, den Hunderttausenden, die Elend und Ungewißheit der Befreiung durch Horthys Banden vorzogen, Unterkunft und Arbeit zu verschaffen. Unter den vertrauensselig oder träge Zurückgebliebenen wütet bereits der Horthy-Knüppel, die Drahtpeitsche, das Kastriermesser, die Gefängnisse sind überfüllt, die Standgerichte arbeiten — und die Taschen der Offiziere füllen sich mit Millionen.

In West-Ungarn ist die Beute sicherlich noch ergiebiger. Die Regierung arbeitet den Räuberhorden auch damit in die Hände, daß sie bis zum letzten Augenblick versicherte, die Uebergabe werde sich ruhig und reibungslos vollziehen — die Opfer wurden so in Sicherheit

gewiegt. Jetzt kommt das Heulen und Zähneklappern zu spät. Jetzt sind sie auf Gnade und Ungnade einem reißenden Tier: dem Oberleutnant Hejjas ausgeliefert, der sich wahrscheinlich über nichts so amüsiert wie über die wiener Noten an die Entente und über die budapester Bemühungen, ihn und seine Truppen als patriotisch entrüstete Volksmenge darzustellen, die dem oesterreichischen Feind die Heimat nicht kampflos überlassen will. Um diese läppische Lüge glaubhaft zu machen, wurden sogar Scheingefechte zwischen „regulären Ordnungstruppen” und „Insurgenten” arrangiert, die sich nachher gemeinsam bei geraubtem Wein den Buckel voll lachten.

Die Einzigen, die willig und gläubig auf diesen plumpen Schwindel hineinfielen — nein, die so taten, als fielen sie auf ihn hinein, waren die wiener Blätter. Die hatten den weißen Terror überhaupt nie zur Kenntnis genommen. Ihr menschliches Fühlen wurde stets nur von Rußland in Bewegung gesetzt. Ein politischer Mord in Moskau oder Petersburg konnte die Neue Freie Presse zu Tränen rühren. Die dreihundert Juden, die Hejjas in Orgovan mordete, die ungezählten, die am Plattensee von Horthy, Salm, Ostenburg eigenhändig massakriert, die im Dorf Marczali von Pronay auf den Boden gelegt und entzweigetrampelt wurden, die fünfzigtausend in Internierungslagern verhungernden Arbeiter und heimgekehrten Kriegsgefangenen ließen die wiener Presse kalt. Hier vermied man, auch nur die kleinste Mißbilligung oder gar Empörung zu zeigen. Denn: in Ungarn hatte man Abonnenten und Inserenten. Die man verlor, falls Horthy dem Blatte den Postdebit entzog — wie jedem, das auch nur ein Endchen der Wahrheit über Ungarm andeutete. Also schwieg man den weißen Terror tot, ging wohl auch — wie die Neue Freie Presse — so weit, sich dem Gesandten Horthys zur Verfügung zu stellen, wenn er eine Tribüne für seine Potemkiniaden brauchte, und druckte einfach die amtlichen Telegramme des Ungarischen Korrespondenz-Bureaus ab.

Auch jetzt noch, als in West-Ungarn ein richtiger Krieg anhob. Aber weil es eben ein richtiger Krieg wurde, beschlossen zwei der größten wiener Blätter — die Neue Freie Presse und das Neue Wiener Tagblatt —, eigne Kriegskorrespondenten an die Front zu entsenden. Denen erging es nun freilich wesentlich anders als im k. u. k. Kriegspressequartier fröhlichen Angedenkens. Sie wurden als Spione verhaftet, verhört, durchsucht, mit Erschießung bedroht — schließlich aber forderte man sie nach gutem, altem Brigantenbrauch auf, ihre Brieftaschen, Uhren, Ringe und Mäntel abzugeben, worauf sie höflich an die Grenze befördert wurden. In Wien angekommen, beeilten sie sich, ihren Lesern das Abenteuer mitzuteilen: und nun konnte man zum ersten Mal in wiener Blättern lesen, daß die Offiziere der Hejjas-Detachements gemeinste Räuber und Wegelagerer sind.

Nachgrade wäre es an der Zeit, daß sich auch die Entente solcher Erkenntnis nicht länger verschlösse. Was in dem Augenblick erreicht wäre, wo sämtliche Mitglieder der ungarischen Entente-Missionen abberufen und durch unvoreingenommene, einwandfreie Persönlichkeiten ersetzt würden. Die jetzigen nämlich sind allesamt gefügige Helfershelfer von Horthys Henkerwirtschaft. Sie haben sich an dieser Wirtschaft ohne Ausnahme bereichert. Es begann mit Provisionen bei der Beschaffung ausländischer Kapitalien, es endete mit Kino-Konzessionen, die man den Juden wegnahm (der englische Oberst Stead hatte deren

allein ein Dutzend), und mit Ausfuhrscheinen, die sie entweder selbst zur Verschiebung von Agrarprodukten verwenden oder gleich für schweres Geld an einheimische Schieber weitergeben. Geschäfte, die bei opulenten Banketten in den Palais der Aristokratie und der Bank-Welt die Form harmloser kleiner Aufmerksamkeiten annehmen, es aber doch zu Wege brachten, daß unausgesetzt die günstigsten Berichte über die „konsolidierte Rechtsordnung" im Horthy-Staat nach Paris und London abgingen, und daß jüngst in Fünfkirchen der englische Oberst Gosset die Schurkerei begehen konnte, mehrere hundert sozialistische Arbeiter unter der Zusage seines persönlichen Schutzes von der Flucht zurückzuhalten, ihnen die Tabakfabrik als sicheres Asyl anzuweisen — um diese dann sofort den einrückenden Truppen zu übergeben, die dort ein gräßliches Blutbad anrichteten.

Dennoch: West-Ungarn wird demnächst schon in der Zugehörigkeit zu Deutsch-Oesterreich — und über kurz oder lang zu Deutschland — das Wüten dieser Mordbrenner vergessen und verschmerzen. Ungarn aber bleibt wohl für lange Zeit den Greueln einer Militärdiktatur ausgeliefert, gegen die das schwache, eingeschüchterte Bürgertum ohnmächtig ist, und mit dem sich der Adel und die katholische Kirche verbündet hat, um doch noch einmal die schönen, feudalen Zeiten aufleben zu lassen, da der „Herr" am Kartentisch bei Zigeunermusik den Arbeitsertrag des Bauern verjubelte und diesem mit der Peitsche eins über den Rücken zog, sobald er dem Vierergespann etwa nicht rasch genug auswich.

Wyneken von Carl Albert Lange

Einmal ist alle Welt am Ziel !
Die Stunde kam, die ungeheure,
die aller Jugend ewig teure,
da auch die letzte Maske fiel.

Die Wolken wehten fort wie Flöre,
die Berge standen wie aus Erz,
die Wälder tobten Freudenchöre
der Sonne um das rote Herz.

Denn Zwei, die all und jeder Zeit
getrennt ein muffiges Gesetz,
zerrissen kühn das faule Netz
und spürten jäh Gemeinsamkeit.

Der Lehrer nackt und nackt der Schüler,
so stürzten sie sich in die Arme —
da aber hob bebrilltem Schwarme
die Schnecke Schlüpfrigkeit die Fühler.

Die graue Schnecke Schlüpfrigkeit,
bornierter Richter Hirngemisch,
kroch blöde übern grünen Tisch
und wußte im Gesetz Bescheid.

Die Stunde kam, die hundsgemeine,
die Einen ins Gefängnis stieß,
der neue Reinheit strahlen ließ,
der Welt die Wege wies ins Reine !

Um das hungernde Rußland von Elias Hurwicz

Die russische Hungersnot erwies sich als ein gefundenes Fressen für Zeitungen und Politiker aller Länder. Kein Wunder übrigens. Hat man doch so lange die „Evolution" des Bolschewismus von verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Faktoren erwartet: von der Blockade, der Aufhebung der Blockade, der Vernichtung der Weißen — und immer erwiesen sich solche Hoffnungen als eitel. Jetzt aber kommts, dachte man: eine „elementare Katastrophe", achtzehn Millionen Menschen am Verhungern — jetzt wird doch endlich, endlich, die Sowjet-Regierung sich mausern oder gar gehen müssen ! Man übersah dabei nur, daß für Rußland — quantitativ — achtzehn Millionen Menschen lange nicht das Selbe wie etwa für Deutschland bedeuten, zumal in einem Lande, wo der Wert des Menschenlebens so gesunken ist. Vor allem aber: die Bolschewiki haben auch diesmal Glück ! Grade die zentralen Gouvernements um Moskau herum haben nicht nur eine mittlere, sondern teilweise sogar eine übermittelgute Ernte. So zieht sich um den Kreml ein gepanzerter Gürtel, und mit der Phantasie von einer Horde Hungriger, die verzweifelt in Moskau einbricht und Alles über den Haufen rennt, ist es nichts. Die rote Armee wacht.

Aber noch andre Phatasien mußten zu Grabe getragen werden. Im Juli, als das Ergebnis der Mißernte endgültig feststand, appellierte die Sowjet-Regierung an die „gesellschaftlichen Kräfte" des Landes, und es entstand das „Allrussische Moskauer Hilfskomitee" aus etwa zweiundsechzig Personen mit ziemlich weitgehenden Vollmachten. Gleichzeitig wandte sich die Regierung um Hilfe an das Ausland. „Der Anfang vom. Ende !", frohlockte die ‚Chicago-Tribune', der bereits ein internationales Hilfskomitee mit tief in die Funktionen der Lokalgewalt eingreifender Kontrollmacht vorschwebte — wovon dann bis zur Ergreifung der Zentralgewalt ja doch „nur ein Schritt" wäre. Bescheidenere begnügten sich mit „Koalitions"-Vorstellungen. Zu dieser wilden Spekulation in Politik gesellte sich eine ganz widerwärtige Finanzspekulation, zu deren Träger sich kein Geringerer machte als Lloyd George. Aber Lloyd George ist ein Mann von Takt. Und ein Mann mit gutem Herzen. Das soll ihm keineswegs bestritten werden. Nur hat er in seiner Rede vom sechzehnten August eine sonderbare Verquickung von Humanität und Finanzpolitik vorgenommen. Er schilderte zunächst — auf Grund der Berichte des englischen Handelsattachés in Moskau, Hodgson (der die Zahl der Hilfsbedürftigen übrigens auf fünfunddreißig Millionen schätzt) — den Hungertod, die unendlichen Scharen herumziehender Menschen, die ihre Sitze an der Wolga verlassen und nach Turkestan, nach Sibirien, nach Polen ausschwärmen, und betonte schließlich die internationale Pflicht, zu helfen. Dann

aber hieß es, vorsichtig: „Ob Sie für den Handel mit den Bolschewiki sind oder dagegen, für die Anerkennung der Sowjet-Regierung oder dagegen — kein Wort ist in Paris gefallen, das einen auf den Gedanken bringen könnte, irgend jemand wolle diesen Hunger für politische Ziele ausbeuten . . . Die Hilfe ist ohne Warensendungen vom Ausland unmöglich. Aber diese Waren kann man nicht erhalten, solange die Sowjet-Regierung ihre für bereits hingesandte Waren übernommene Verpflichtungen nicht anerkennt. (Beifall.) Ich behaupte es nicht, weil ich die Hungersnot ausnutzen möchte. um die Anerkennung der Schulden durchzusetzen. Dies wäre ja einfach etwas Satanisches. (Hört, hört !)" Allerdings ! Aber von was für Schulden und Verpflichtungen wird hier so mysteriös geredet ? Wohl von den während der Hungersnot oder wenigstens unmittelbar vorher hingesandten Waren ? Die Enträtselung kommt im nächsten Passus: „Es gibt tausende, zehn- und hunderttausende Menschen in Frankreich, die ihren letzten Groschen hingegeben haben, um Rußland in der einen oder der andern Krise während der letzten Jahre" — ah, sagen wir — „zu helfen. Es gibt Viele auch in unserm Lande, die dorthin ihre Waren sandten, dort ihre Kapitalien investierten, dorthin Alles gaben. Will nun die Sowjet-Regierung Vertrauen zu sich erwecken, so muß sie sagen, daß sie alle diese Verpflichtungen anerkennt." Und wieder: „Ich hoffe, man wird mir glauben, daß ich genötigt bin, dieses furchtbare Elend nicht um der Anerkennung des Prinzips willen zu benutzen, sondern weil ich Alles sorgfältig erwogen und gefunden habe, daß es im Wege steht."

Das war nicht nur wenig fein, sondern auch wenig sinnvoll. Was hätte Lloyd George davon, wenn die Sowjet-Regierung schon sagte, daß sie alle Staatsschulden Rußlands anerkenne ? Aber sie hat es nicht einmal gesagt, sondern währenddessen eifrig mit dem amerikanischen Hilfswerk verhandelt, und Litwinow hat mit Brown ein Abkommen geschlossen, das offenbar die erste (wenn nicht die einzige) durchgreifende Hilfsmaßnahme des Auslandes ist. Dieser Erfolg hatte aber sehr unangenehme innenpolitische Folgen. Die politische Spekulation, die von der Emigranten-Presse an die Hungersnot geknüpft wurde, machte die ewig argwöhnische Sowjet-Regierung nur noch argwöhnischer. Und als — nach dem günstigen Ausfall von Litwinows Verhandlungen — der hierzu extra gebildeten „Auslandsdelegation" des „Allrussischen Hilfskomitees" die Auslandsreise nicht gestattet wurde und sie Protest erhob, da wurde das ganze Hilfskomitee einfach aufgelöst. Die Tscheka versäumte natürlich nicht, die sich bietende Gelegenheit pflichtschuldigst wahrzunehmen, und eine ganze Anzahl der „gesellschaftlichen Kräfte" sitzt schon hinter Schloß und Riegel. Hoffentlich bleibt ihnen wenigstens das „Wändchen", wie man in Sowjet-Rußland liebkosend sagt, erspart.

Gustav Landauer von Arnold Zweig

II. Der werdende Mensch

1.

Und nun gehe man zu einem Versuch über. Nun denke man sich irgendeinen unter den bedeutenden Deutschen von heut eines jähen Todes verstorben, irgendeinen unter den bedeutenden Europäern (soweit ich sie kenne), der die Vierzig überschritten und in öffentlicher Gestalt schon dasteht, wie Landauer stand, als gebannter Umriß, schlagwortartig anrufbar. Keiner — George oder Husserl, Einstein oder Freud nicht ausgenommen — wird sich nach seinem Tode noch ändern, keiner wird sich anders wandeln als so, daß nun das Bleibende in ihm sich ausweist und ein breiter Rest erst verstaubt und bald verweht. (Das Bleibende braucht dann nicht so karg zu sein wie in den Fällen Ibsen, Dehmel, Wedekind.) Dieser aber, Landauer, beginnt erst jetzt, sich ganz zu enthüllen. (Von ihm selbst herausgegeben erschienen, unter andern, folgende Schriften: bei Rütten & Loening ‚Die Revolution' und zwei Bände ‚Revolutionsbriefe'; bei Paul Cassirer der unvergleichlich wichtige ‚Aufruf zum Sozialismus' und die politischen Aufsätze ‚Rechenschaft'; bei Theodor Thomas die Uebersetzungen der beiden bedeutendsten Bücher Peter Krapotkins: ‚Geschichte der französischen Revolution' und ‚Gegenseitige Hilfe'; bei Karl Schnabel die Neuausgabe des ‚Meister Eckehart'; bei Egon Fleischel & Co. ‚Skepsis und Mystik'.) Ein Nachleuchten hebt an, eine Epiphanie von völlig ungekannter Macht, immer glühender, immer körperlicher ersteht am Horizonte des Geistes gestirnhaft eine strahlende Substanz. Und für Jeden, der Augen hat zu sehen, offenbart sich in Landauer ein zentraler Mensch dieser und der kommenden Epoche.

2.

Drei starke Bände liegen jetzt vor: die Shakespeare-Vorträge (bei Rütten & Loening) und ein Band Aufsätze über menschliche und literarische Gegenstände: ‚Der werdende Mensch' (bei Gustav Kiepenheuer); aber das ist nur der Anfang. Zwei Bände sozialistischen und politischen Inhalts stellt der Herausgeber Martin Buber in Aussicht, und dann bleiben noch die Buchbesprechungen, die Theaterkritiken und die Briefe, die sicherlich zu den wichtigsten Dokumenten unsrer Zeit gehören werden. Denn dieser aus der Fülle sprudelnde Geist, bei jedem Anlaß immer ins Zentrum des Menscnen sprechend, dieser fast improvisierende Schreiber muß grade in ihnen das stärkste und rundeste Bild seines Wesens geben, und wo ein Wesen so bedeutend dasteht wie das Landauers, der ja stets den Primat des Lebens vor dem Schreiben, der Tat vor dem Schaffen gelebt hat, ist eine Enttäuschung ausgeschlossen. Hier ist wieder einmal — bei wem von heute darf man dergleichen noch behaupten ? — ein schreibender Mensch mehr als die Summe seiner Schriften.

3.

Dabei sieht Landauer überall streng auf die Sache, die ihm grade am Herzen liegt. Das macht seine Aufsätze, über die zuerst berichtet werde, zu so aufschlußreichen, belehrenden, stofflich schon fesselnden Gegebenheiten. Grund dafür ist die Liebe zum Gegenstand, die ihn überhaupt erst an seinen Stoff bringt. Andre schreiben heut zur Selbstdarstellung, um sich an Gelegenheiten zu manifestieren; was just sie zu sagen haben, und wie klug sie sind, dergleichen zu wissen, vor allem: wie sie zu schreiben verstehen, was für Stilisten die deutsche Sprache an ihnen fand, und was für Kerls überhaupt in ihnen herumlaufen, ist das bewegende, nie vergessene Agens ihres Schreibens — weil sie letztlich für Ihresgleichen schreiben, für Duft und Oberschicht gleich ihnen, auf die sie Eindruck machen müssen, um sich leben zu fühlen. Landauer, bedeutend genug, um sich jeden Augenblick vergessen zu können, und reich und groß genug, um zu lieben, schrieb für Jedermann. Nichts ist schlichter, und klarer als seine Sprache, zugleich ist nichts persönlicher als sie: wenn persönlich die Sprache ist, die den Charakter des Schreibenden unwillkürlich offenbart, wie jede offenbarende Handlung unwillkürlich. Schreibt er überhaupt ? Sicherlich ist auch sein Schreiben eindringliches Sprechen. Den Worten ist der ganze Tonfall und die volle Unmittelbarkeit der Rede geblieben; sie sind vor dem innern Ohr und oft vor dem äußern konzipiert, und der lange Atem des starken Sprechers wird genau balanciert durch den kontrollierenden Verstand des starken Denkers. Dies Gleichgewicht macht seinen Stil fest, schreitend, beweglich und klar; und da er nie ohne ein konkret vorgestelltes Gegenüber schreibt (zumeist die Leserschaft seines ‚Sozialist'), gewinnt er jene unvergleichliche Disziplin der Wortwahl, die ihn zum Muster der Verständlichkeit macht.

Schreibt er nun so über Goethes Politik, so sieht er nur Goethe — aber den ganzen geliebten Menschen, der auch als politischer Weiser sich fabelhaft von dem unterscheidet, was liberale Plethi (Reaktionär !) und konservative Krethi (Aristokrat !) scheltend oder lobend aus ihm machen möchten, wenn Landauers Augen quer durch jedes Vorurteil ihn sehen, und dessen Werke, wie er selbst (im Nachwort zum zwanzigsten Bande der zweiten Cottaschen Ausgabe von 1816) eines Tages aussprach, „nur Einzelheiten" sind, „die auf einem Lebensboden wurzelten und wuchsen, wo Thun und Lernen, Reden und Schreiben unablässig wirkend einen schwer zu entwirrenden Knäuel bildeten". Diesen „Lebensboden" vergißt Landauer keinen Augenblick; er hat es nie mit bedrucktem Papier zu tun; mit konkreter Phantasie gestaltet er sich das lebendige und einmalige Individuum, aus dessen einmaliger Stimmung oder Epoche Aeußerungen oder Werke fließen. So beleben und durchleuchten sich ihm Goethe und Hölderlin, so Krapotkin, Tolstoi, Whitman und Strindberg. Daher fehlt ihm als Kritiker jede Möglichkeit zum Aesthetizismus. Nichts ist ihm fremder als l'art pour l'art. Er weiß stets, daß im Schaffen zwar der Künstler nur das Gestalten des Vorschwebenden im Sinne hat, aber auch, daß sein ganzes gelebtes Wesen

ins Werk mit einfließt, daß er, der als Mensch von Willen, Leidenschaft und zornigem Drang getrieben gegen seine entgötterte Umwelt und für eine Erneuerung des Lebens aufsteht, dies nicht als privates Wesen tut, abgeschnürt von seiner Produktion — sondern daß sein Geschaffenes von der gleichen heiligen Heftigkeit durchpulst wird wie sein Leben. So nur wird der Aufsatz über Hölderlins Hymnen möglich, der das Schönste ist, was über Hölderlin gesagt wurde: tief, behutsam klar und endgültig Hingestelltes.

4.

Gestalt und Werke der Dichter werden Landauers Thema; und das ist in gewissem Sinne merkwürdig. Wenn, wie später zu zeigen, es ihm wesentlich auf den Geist ankommt: warum dann nicht zu den Philosophen gegangen ? Warum dann Dichter betrachtet ? Abgesehen von anderm: es stehen Bemerkungen auch über Philosophen in diesem Bande, und sogar ein großer Aufsatz über ein sich selbst für Philosophie haltendes Werk. Aber während Landauer von Dichtern nur beispielhafte Gestalten sucht und sie eminent richtig bewertet, ist er für neuere Philosophie überhaupt blind; er sieht nur zwei Nichtigkeiten und diese groß. Er hat es immer nur mit ganzen Menschen, nie mit genialen Verständen allein zu tun. Sein ungeduldiger, nach dem Wort des Geistes hungriger Sinn nimmt so philosophische Surrogate ernst, wenn sie nur solche Totalität vorspiegeln, die er hohnlachend beiseite legte, träten ihm gleiche Qualitäten als Dichtung entgegen. Er verstand das Zeitalter der Philosophie nicht, die Phase nicht, in der wir seit Kant leben: daß sie die der Einzelforschung sein muß, die der Wesensuntersuchung aller sinnlich und geistig gegebenen Tatsachen nach einer neuen, genial errungenen, der phänomenologischen Methode; daß sie, wie Husserl es in jenem ‚Logos'-Aufsatz formulierte, der Philosophie die Strenge und Gesichertheit mathemathischer Erkenntnis vorzubereiten habe; Kants Problemstellung, überaus neu fundiert, nicht mehr nach synthetischen Urteilen a priori allein fragend, aber das Gleiche suchend, beherrscht diese und noch mehr Epochen, weil das Gebiet des zu Erfahrenden auch im Geistigen sich machtvoll erweitert hat. Landauer, radikal und aufs Große gerichtet, mehr auf philosophische Attitüde eingestellt als auf wirkliches Philosophieren, wie es sich heut allein zeigen kann, und von der Genialität Spinozas fasziniert, vermißt im heutigen Denken das Weltumfassende und die Lehre erhärtende Lebenshaltung des Philosophen; dazu noch kommt jene absurde Skepsis der Sprache gegenüber, als sei sie nur dem Dichter Werkzeug des Geistes, sonst aber fälschendes Medium: und darum, abgesehen von anderm, wendet er sich den Dichtern zu.

Dies Andre ist seine ungewöhnliche Begabung für das Sehen des Dichters, die unmittelbare Einsicht in seine aufgedeckt vor ihm ausgebreitete Natur oder Wesenheit. „Dichter sein heißt: irgendwie scheu sein, dichten heißt: irgendwie verstecken. Der Dichter ist von innen genötigt, was er zur Welt und von seinen Wünschen zu sagen hat, nicht grade herauszurufen oder zu

schreien, sondern indirekt herauszubringen, in Mythen und Gestalten zu verbergen, in Rhythmen schwimmen, in Bildern aufstrahlen zu lassen.” In diesem Satze ist Wesentliches des Dichters gefaßt; konsequent fortgeführt, immer den Gegenstand vor dem geistigen Auge, vermag er alle Typen des Dichters und seiner Weltgestaltung zu erklären. Und solcher Sätze finden sich immer neue, überall verstreut: „Daß die größten seiner (Goethes) Werke eine so bezwingende Kraft haben und uns im wirklichen Sinne des Wortes so bewegen, kommt daher, daß er den Verwirklichungsdrang, den er so gern in erschütterte Menschenherzen gegossen hätte, in seine Dichtungen laden mußte.” Daß der Dichter, „in einer Einheit andrer Gattung” Elemente des Philosophischen, Musikalischen, Tänzerhaften habe; daß er „mehr eine Natur als eine Kraft” sei, daß sich, wenn er zu Unrecht und „in unvergleichlicher Mimicry zu machtvollen Stoffen greift . . . seine Falschheit . . . durch ölpapierne Unbeteiligung der Sprache und eitel gebildete Partizipialkonstruktionen verrät” — all das sieht selbstverständlich aus, aber nur, weil es so richtig ist. In der ‚Ansprache an die Dichter‘ vollends faßt er einige solcher Erkenntnisse zu einer ganz bedeutenden Synthese zusammen, mit hartem und liebendem Blick reißt er das Gespenstische des Dichters in die Erkenntnis — und das alles, weil er selbst wichtige Elemente des Dichters in seinem Wesen hat, nur das Entscheidende nicht: das gestaltende Verhältnis zur Sprache. Er muß aussagen, die Erkenntnisse, die auf ihn einstürzen oder in ihm aufsteigen, unmittelbar entladen, ohne den Umweg über die Gestalt, den Rhythmus, das Bild suchen oder abwarten zu dürfen. Sein Blick aber und dessen Gegenstand, der Mensch und das Leben, ist dichterhaft erhellt und intuitiv: drum weiß er von Dichtern und Dichtung am meisten, drum stellt er die große Gestalt des wahren Dichters als Maß in unsre so literarisch und literatisch ausgeartete Epoche.

In diesem Sinn also weist sich Landauer, die Kunst überall unter der Optik des zu versittlichenden Lebens sehend, als literarischer Kritiker heute einzigen Formates aus — als Kritiker, das heißt: als Anwalt des Geistigen gegen alles Ungeistige, seien es Affekte oder roher Stoff, ethischer oder gedanklicher Wirrwarr, Vorurteil oder Anmaßung. Und da Geist als Urbildner im Religiösen als Sehnsucht nach dem Absoluten, im Sittlichen als seelenbildende Kraft, im Politischen als gemeinschaftsstiftende Gesinnung, im Kunsthaften als vollkommene Form sich manifestiert, ist zu gleicher Zeit Richtung seines Tuns wie Umfang und Begrenzung seines Gebietes gegeben. Schon das Register des Buches skizziert den Umfang, die Richtung aber stellt, mit denkbar heftiger Klarheit, erst die Lektüre des ganzen Buches, und die genaue, vor Augen. Denn wie bei jedem Denkenden so wuchtigen Formats sind in der hellsten Klarheit Ergebnisse leicht und schlicht hingesetzt, die recht nur würdigen kann, wer sich die Denkakte selbst zu rekonstruieren versucht, deren Endprodukt sie sind, obwohl Jeder, dem es nicht so sehr auf Landauer als auf seine Gegenstände ankommt — womit er selbst sehr wohl

zufrieden wäre —, sie auch, bereichert, empfangen kann, wie sie dastehen. Dann wird er über vergängliche Tagesanlässe (Titanic, Tarnowska, Beilis) emporgerissen werden in eine Höhe, die ihm ermöglicht, sie auf ihre Gründe und Antriebe hin, auf Wirkung und symbolische Bedeutung durch und durch zu schauen; ewige Probleme (Gott, Nation, Sozialismus) werden ihm so nahe gebracht werden, daß er sie im Detail wie im Verbindenden zu sehen gezwungen wird und nie mehr in Halbheiten herumkramen dürfte; Kunst, Dilettantismus, Ehe, Jugend, Judentum oder Tiernatur des Menschen werden ihm sozusagen exemplarisch vorgeschaut von einem Manne, der wohl irren, aber nie fackeln oder schwindeln kann: und diese Sehweise, diese Kraft des Sagens, diese alles durchwaltende Einheitlichkeit des Willens und Wertens muß ihn zu allem Guten überwältigen, dessen er überhaupt fähig ist.

5.

Denn Eines bleibt gewiß nicht aus: das herzhafte Vertrauen zu der unbestechlichen Lauterkeit dieses Menschen, der so vornehm zu fühlen, so scharf zu sehen und so volkstümlich zu schreiben vermag, das Gefühl, in seiner Atmosphäre — von Philosophie immer abgesehen — keiner zweifelhaften oder zwielichtigen Begegnung ausgesetzt zu sein, und die Ueberzeugung, durch einen Irrtum Landauers immer noch besser gefördert zu werden als durch an sich richtigere Meinungen der dii minorum gentium. Und dieses Vertrauen ist das pädagogische Element in Landauers Wirkung. Führen kann nur, wem vertraut wird. Nur wer den Habitus des lautern Herzens und unbestechlichen Intellekts an sich hat, wirkt auf die Dauer. Und so wird von diesem Buche, sobald eine billige, meinethalb holzpapierene Ausgabe vorliegt, eine Wirkung ausgehen, wenn von allem, was heute an Kritik und Ethos sich darbietet, nur noch das Hundertstel vorhanden und verständlich ist.

6.

Wie das Gefühl für Dimension und das Wissen um Maßstäbe aus der Wahrhaftigkeit quillt, die alles Urteilen und selbst noch die leichthin gesagte Meinung aus der innersten Fülle eines Charakters kommen läßt, das zeigt sich am deutlichsten in den Verneinungen Landauers. Sein Nein ist immer der Schatten, der ein helles Ja abgrenzt. Wer in der klaren Schlichtheit der Diktion das Zeichen für substanzielles und lebendiges Denken sieht, wird gegen die Affektation und Dunkelmännerei des Schreibens grob bis zur Zornwut werden — und herrlich in seiner mundfreien Deutlichkeit ist der Aufsatz ‚Puppen', der alles geistig Zweideutige der Rilke-Kaßner-Hofmannsthalschen Essayistik, die katholische Vollmoellerei und alles Affentum der Wichtigtuer des Geistigen an die Wand quetscht. Daß die tiefe, Menschlichkeit mimende Verlogenheit — naive Verlogenheit, gutgläubige Verlogenheit — einiger als Symptome gegriffener Dichter beider Generationen diesen Wahrhaftigen in Harnisch und zu Felde bringt, wundert Keinen: „Ist der Dichter, wie es nach den

modernen Beispielen scheint, ein geschmeidiges, schillerndes Wesen ohne Treu und Glauben und ohne Zentrum, ein Spieler ohne Ziel und Willen und Vernunft, so möchte man für die Männer, von denen die Upanischaden und Psalmen stammen, für Aischylos und Dante und Shakespeare eine andre Benennung suchen als die eines Dichters." (Zu Tolstois Tagebuch.) Da er des Menschen eigentlichste Aufgabe in seiner Vergeistigung sieht, verwirft er — zu Unrecht, wie wir überzeugt sind — die Psychoanalyse, welche die Triebe, die Affekte heraufzubringen sich bemüht, um die ins Dunkle gedrängten und erkrankten zu heilen, und überall, auch in der Deutung der Geisteswissenschaften und Kulturergebnisse, auf die Triebgrundlage des Menschen zurückgreift, zu Unrecht von ihm verworfen, weil der bewußt gemachte, mittels des Wortes und kathartischen Durchlebens ins Helle heraufgeholte Trieb an diesem weißen geistigen Lichte zu normaler Größe und Funktion einschrumpft. Und da Niemand wie er die verbindende, für das Ganze der Zeit verantwortliche, die demokratische, die duldsame und antihochmütige Sendung des Geistes vor dem Volke, dem niedern besonders, lebt (ohne daß er diesem etwa schmeichelte), muß Niemand wie er dem Kreis um George und der kaiserhaft diktierenden Haltung des Dichters selbst tief feindlich sein. (Gibt es doch nichts Aufreizenderes als die wahrhaft unverschämte Art, mit der Gundolf, ein Geist, den man gerne überall achten möchte, in seinem literarhistorisch vortrefflichen Shakespeare-Buche überall dort „Pöbel" sagt, wo von den niedern Volksständen die Rede ist, als ob er, der Jude Gundelfinger, nicht, wie wir Alle, ein Kind dieses Pöbels ware. Hätte der Verfasser des mit Einschränkungen prachtvollen Goethe-Buches nur, wenn ihm der Verkehr mit dem gemeinen Manne schon verschlossen ist und Erfahrungen ihm nur gedruckt vermittelt werden — hätte er nur nachgedacht über jene Briefstelle des jungen Goethe, der am ersten Juni 1774 aus Frankfurt an Schönborn von dem Feuer in der Judengasse berichtet, bei dem er löschen half: " . . . und die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind" — nämlich, würde Landauer beifügen, wenn von Not oder Leidenschaft die Seelenzone des Gemeingefühls in ihnen bloßgelegt wurde, was bei ihnen eben viel leichter geht als beim besitzbesessenen Bürger. Oder sollte der gegenwärtige Friedrich Grundolf, der durch das Fegefeuer des Armiererdaseins gegangen ist, jene Meinungen abgelegt haben, von denen man ihn so ungern befleckt sieht ?) Diese beiden Ablehnungen übrigens finden sich nicht an besondern Anlässen kundgetan: sie durchwalten das ganze Werk, einschließlich des ‚Shakespeare', von dem gesondert die Rede sein soll; eine andre Ablehnung, die Wedekinds, äußert sich in sehr beredtem Schweigen: denn den Gestalter der Triebbesessenheit, den großen Künstler Wedekind, hätte er in seinem Künstlertum nur preisen dürfen, während ihm der Wille dieser Dramen — nicht der des mit unzureichenden Mitteln moralistischen Dramatikers — tief zuwider sein mußte.

7.

Manches also, was er verwirft, ist uns teuer, manches ihm Teure (besonders Constantin Brunner, dem Landauer gottlob „später anders gegenüberstand") negieren wieder wir — aber vor dem Ganzen gilt Schillers: „Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es nur eine Rettung, die Liebe." Und da scheint uns sehr bedeutsam, daß dieser große sondernde Geist, der in allem religiös und poetisch Lebendigen der letzten Jahrhunderte wie in seinem eigentlichen Elemente waltete, gegenwärtigen Kräften so offen und ressentimentfrei gegenübertritt. Beweis dafür ist der Aufsatz über Buber — der freilich von seinem Eigentlichsten kaum erst Kunde zu geben begonnen hat —, über Georg Kaiser und vor allem über Strindberg. Drei Aufsätze über diesen Dichter beweisen, daß Landauers Strindberg-Buch das moderne Gegenstück zu seinem ‚Shakespeare' geworden wäre. Das Chaotische, das Absurde, das Ringende in diesem großen Künstler, seine Freiheit und kühne Frische der Form, seine wilde Ehrlichkeit und das erschütternde Leiden an seiner Welt: all das sieht Landauer und deutet es, während er einzelne seiner Werke genau analysiert. Mit der zartesten Gerechtigkeit jede Einzelheit an die rechte Stelle rückend, beweist er, was Andre nur durch Aussagen feststellen — die wir ihnen glauben mögen oder auch nicht, je nach der Glaubwürdigkeit, die wir ihrer Person zubilligen —, beweist er die Einmaligkeit und das Genie dieses großen Kämpfers auch all Denen, die ohne Führer vielleicht Moden mitmachen, aber vor den Werken selber geschlagen, verwirrt, empört oder begeistert in ihrem unklaren Eindruck stecken bleiben. Diese anschauliche Sachdarstellung einem modernen Dichter gewidmet zu sehen, beglückt sehr — heute, wo nicht einmal mehr die Impression, wo vielmehr das nackte Gefasel an die Stelle der kundigen Analyse und die gegenseitige Lobpreisung oder Anfeindung an die Stelle der Erkenntnis in Kunstdingen getreten ist. Wenn Herr X. oder Y. uns nicht als meinungsberechtigt sich ausgewiesen haben — wen interessiert ihre öffentliche Meinung über irgendein Buch oder Stück, die sie so selbstgewiß in Papier prägen, und mit der sie nur Jene verwirren, die noch unkritischer und jünger sind als sie ? Gegen solche Zeittendenz ist Landauers Essayistik der stärkste Helfer. Wir werden das Strindberg-Buch nicht erhalten und nicht das Goethe-Buch, das er an andrer Stelle versprach, wissen aber, wie es geraten wäre, und worum die Deutsch Lesenden gebracht worden sind, denn wir haben zum Glück und Leid das große Exempel davon, das Shakespaere-Buch. Und die Frage drängt sich auf: Werden nun wohl, vor diesen Dokumenten, jene gewalttätigen Kräfte in ihren Repräsentanten der Nachdenklichkeit entrinnen über den heiklen Punkt, wen sie da eigentlich ermordeten, an jenem Mai, in Stadelheim ? Wird so etwas wie Bedauern, Scham und Reue in ihren Druckpapieren laut werden ? Wer das war, dieser Jude und Hetzer Landauer, bei dessen Namen der münchner Bürger einen rot ergrimmten Kopf bekommt ? Man müßte schon sehr Narr sein, die Antwort darauf nicht im voraus zu wissen. Aber man ließe sich recht gern angenehm enttäuschen. (Schluß folgt)

Von Edschmid bis Eulenberg

Keinen Satz über Herrn Dialogkünstler Kasimir Edschmid, aber einige von ihm. Kean spricht: „Lernen Sie mich diese Distanz der Gefühle. Ich lerne Sie die Leidenschaft, Monseigneur . . . Es ist ein grauenhaftes Geschick ereignet.” Im Irrtum wäre, wer etwa entschuldigend vermutete, der Komödiant solle als Analphabet preisgegeben werden: diese Klippschulensyntax ist allgemein. Monseigneur, der Prinz von Wales, spricht: „Sie täten sich keinen Gefallen, denn Sie machten einen Mund stumm eines Grundes halber, wegen dem er vom Pferd stieg, um ihn zu stärken.” Und die Gräfin Helene Konfeld spricht: „Glauben Sie, eine Sekunde hätte vermocht mich zu reizen, anzunehmen, daß Das, was zwischen von Damen ausgehaltenen Equipagen und betrunkenen Matrosen hintaumelt, den Ruhm eines bedeutenden Schauspielers sich zugesellt, zur Erfüllung von Wünschen auch nur bedacht werden könne, die wahrhaft andres verlangen als solche Episoden ?” Der lapidare Ausruf: „Zum Kotzen !” wird unvorsichtig oft zu Gehör gebracht; und wäre doch „sekündlich” am Platz. Es mag kein kleines Kunststück für den Regisseur Gustav Hartung gewesen sein, diesen Jargon Schauspielern mundgerecht zu kneten, denen nicht an der Wiege gesungen worden ist, daß sie auf ihre alten Tage mit ernster Miene zu sich selbst würden sagen, müssen: „Der Tiefsinn riß auf in mir.” Aber den Schwachsinn eines geblähten Pfuschers, der jahrzehntelang bewährte handfeste Schnürbodenvorgänge sich absichtlich kompliziert, weil ihn das „heutig” dünkt, und der tausend Kinkerlitzchen aus Zirkus, Kino, Box-Manege und Variété auf die Bühne überträgt, damit die dunkeln Vorgänge seinem Publikum gleichgültig werden — diesen Schwachsinn wettzumachen gelang auch Herrn Hartung keineswegs: welche grauenhaften Geschicke da oben ereigneten, blieb unaufgeklärt. Was Herrn Hartung gelang, war: Marquis von Kean; eine schlaue Verpflanzung erfolgreicher Regieprinzipien vom Gendarmenmarkt in die Schumann-Straße. Hier hatte man den guten alten ‚Kean‘ ebensowenig gespielt wie dort. Wenn Matkowsky Lust auf die Schwarte hatte, zog er hinaus ins Luisen-Theater der Reichenberger Straße und adelte das Nudelbrett durch seine Feiertagskunst. Für Bassermann wäre Dumas deshalb eines Tages zu wünschen, damit er ihn von Herrn Edschmid reinige. In dem Hohlraum des französischen Reißers haben alle Empfindungen Platz. Aber an der Unmenschlichkeit des sozusagen expressionistischen Hochstaplers stieß sich Bassermanns Menschlichkeit immer und immer wieder wund. Man wußte niemals, was ihn mitten in diesen widerwärtig blöden Kolportagebegebenheiten zu weinen trieb, und beschränkte den Herzensanteil auf den Fetzen aus ‚Hamlet‘. Die Bewunderung hielt sich an Bassermanns Wesensnoblesse, an seine distanzierende Künstlerhaltung zwischen anständigen Rowdies und rohen Aristokraten, an seine Fähigkeit, nacheinander zehn dekorative Kostüme zu tragen wie eine schöne Frau ohne Eitelkeit, und an die artistische Ausgefeiltheit der Darstellung.

Im Gegensatz zu dem kleinen Falschmünzer aus Darmstadt schwätzen die echten Pariser Flers und Caillavet immerhin mit Manieren, mit ganz unsnobistischen. Aber so wenig Einfälle wie für ‚Die Fahrt ins Blaue' hätte eigentlich auch Einer allein haben können. Wenn einem dann noch das Theater der Königgrätzer Straße als Vierge Fräulein Erika Gläßner zufügt, die Spezialistin für Demi-Vierges, so hält einen nicht einmal Frida Richard über die Pause fest. Am Friedrich-Karl-Ufer ist es kaum vergnüglicher. ‚Die Spielereien einer Kaiserin' sind in der Bilderbogenmanier jener Kolportagedramatik verfertigt, die für jedes Bild einen Untertitel sucht und findet: Das Dragonerweiß, Das Frühstück, Das Taschentuch, Die Witwenhaube, Das Kaiserinnenbett. Darin liegt schon die Entwicklung: Das Dragonerweiß stirbt schließlich im Kaiserinnenbett. Aber ist es denn eine Entwicklung ? Trotzdems von Marienburg über Moskau nach Petersburg, aus einem Kriegszelt durch ein Fürstenhaus in das Zarenschloß und aus dem Jahr 1702 bis ins Jahr 1727 geht — trotzdem bleibt unverändert Katharinens Gemeinheit, ihre Weinerlichkeit und ihre Liebe zu Menschikoff. Dadurch nämlich hat Dauthendey eine russische Atmosphäre zu treffen geglaubt, daß er seine Personen abwechselnd flennen und schimpfen, beten und saufen, singen und morden, treten und getreten werden läßt. Es entsteht eine Eintönigkeit, die man fünf Akte lang erlitten haben muß, um sich von diesem halb gemütvollen, halb zähnefletschenden Lyriker weit weg zu einem wirklichen Mannskerl, einem entschlossenen Rohling, einem brutalen Schauerstückfabrikanten, einem wilden Kulissenreißer hinzusehnen. Kurz: zu Méténier oder Philippi. Was hat Barnowsky von Dauthendey ? An Spannung und Erregung jeder Art, feiner wie grober, ist in diesen fünf — unzusammenhängenden, beliebig zu vermehrenden und zu vermindernden — Akten ein Mangel, der für das Theater der Tod ist. Historische Namen rollen mit Donnergepolter über die Bühne — und nichts rührt sich in dir. Nervenchocs der erregungsbedürftigen Premierenleute werden mit einem ungeheuern Apparat vorbereitet — und kein Choc tritt ein. Auf den Tumult der schrecklich bunten Begebenheiten soll ein literarisch veredelndes Licht fallen — und Alles bleibt dunkel. Kann Schauspielkunst es erhellen ? Zu Steinrücks quadratischer Wuchtigkeit, die schwer aus der Ruhe zu bringen ist, kontrastiert kulissenhaft hart die fiebernde Begierde der Durieux, mit ihrem prallen Organ, ihren breiten Gesichtsflächen, ihren weitausladenden Bewegungen die Effekte jeder Situation bis auf den letzten abzubrennen. Von den flirrenden Kopftönen der Koketterie bis zu dem Kontrabaß eines geheuchelten majestätischen Schmerzes zieht diese endlich ausgereifte Virtuosin alle Register mit einer Stärke, die für das Große Schauspielhaus zureichen würde, aber auch im Lessing-Theater nicht übertrieben wirkt. Unsre Dramatiker haben mit den welschen ein neues Austauschbündnis geschlossen. Hier ist eine deutsche Interpretin für die toten und lebenden Sardous. Wer stillere Schauspielkunst im Dienst eines Dichters vorzieht, reise nach Steglitz.

*

‚Alles um Geld' — oder besser: Traumulus. Nämlich darum besser, weil das Schicksal dieses Vincenz durch sein unheilbares Träumertum bestimmt wird, nicht durch seinen heilbaren Geldmangel. Er kriegt ja immer wieder Geld — aber er verschleudert oder verbrennt es. Er könnte sich durch Zugeständnisse rangieren, — aber er verschmäht sie. Er nennt sich zuversichtlich einen Raubvogel — aber ist er nicht ein Lamm ? Herbert Eulenberg hat gewiß gemeint, hier einen allerdeutschesten Typus den großen Typen der Gallier entgegenzustelien: Lesages Turcaret, dem nichts als niedrigen Geldmenschen; Balzacs Mercadet, der in den Taschen der Andern das Geld findet, das noch garnicht darin ist; Zolas Saccard, der jahraus, jahrein Millionen verzehrt, ohne je selbst einen Pfennig zu besitzen — diesen Dreien eine halb namenlose Kreatur Gottes, die nicht sät und nicht erntet und doch erhalten wird; den Verbrechern einen Windbeutel; den Zahlenmenschen einen Musiker; den gewissenlosen Spekulanten einen gewissenszarten Phantasten, der keine Unschuld für sich leiden läßt. Im Drama werden die gallischen Typen durch die pittoresk vorüberhuschenden Episoden kleiner Halsabschneider, Börsianer und Heiratsvermittler vertreten. Eulenberg müht sich redlich ab, den Gegensatz zwischen absonderlichen und gewöhnlichen, zwischen träumenden und rechnenden Menschen sinnfällig und dramatisch zu machen. Das Malheur ist nur, daß er seinen Aufwand beinah für nichts vertut, daß er jenen Gegensatz eigentlich garnicht ausnutzt. Auf Vincenz läuft Alles hinaus. Aber die Geldnot kann ernstlich einer Seele nichts anhaben, die in andern Welten lebt; und was diese Seele ernstlich trifft, hat nichts mit Geld und Geldeswert zu schaffen. Wenn dieses Drama undramatisch ist, wenn dieser Körper kein Rückgrat hat und an vielen Stellen blutleer anmutet: so kommt das daher, daß der Gegensatz unnotwendig, daß er ein Akt dichterischer Willkür ist.

Einen zweiten Gegensatz konstruiert Vincenz mit dem Munde. Er erklärt für ein Unglück, daß er mehr Geist als Glück, mehr Genie als Geld habe. Dazu würde noch nichts gehören. Aber wo ist sein Schenie, ich meine sein Geist ? Müßte er nicht wenigstens durch Worte hörbar werden, da er durch keine Leistungen sichtbar wird ? Verzichten wir auch darauf, um endlich zur Freude an der Schönheit dieser Dichtung zu kommen. Vincenz hat weder Geist noch Glück, weder Genie noch Geld. Aber er hat: Sehnsucht. Er und sein Troß, sein verkrüppelter Sohn, seine romantische Tochter, sein empfindsamer Schreiber und Ursula, die prächtige alte Gefährtin seines jammervollen Ausgangs: sie Alle sind wie im Exil, von einem schönern Stern in diese kalte Welt verbannt. Sie frieren allein und wärmen sich an einander. Sie schwelgen in ihrem Heimweh und berauschen sich an ihren Ekstasen. Sie glauben lachend an ihre Träume und träumen zehn neue, wenn einer zerrinnt. Eulenberg gibt hier meisterhaft die besondere Not jedes Einzelnen und die Atmosphäre von freudiger Entrücktheit, die sie Alle umschimmert und verbindet. Von dieser Atmosphäre geht ein Zauber aus, der sogar in die häßliche praktische Welt hinübergreift.

Ein fetter Börsenmensch wird gut und hilfreich, ein unbedenklicher Verführer ziemlich menschenähnlich. Die blühende Beredsamkeit ist für jenes ausgesetzte Häuflein nur ein Mittel mehr, sich zu betäuben. Darum ist sie diesmal sogar dramatisch unanfechtbar. In andern Fällen ist sie es nur sprachlich gewesen. Von jeher klang jedes Wort von Eulenberg neu und eigen, weil seine Menschen immer ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz hatten. Aber es brauchte nicht immer dieselbe Empfindung zu sein. Eulenbergs Menschen handelten nicht aus psychologisch kontrollierbaren Beweggründen, sondern aus jähen Impulsen. Sie hielten nicht fest auf ein Ziel zu, sondern hüpften unfaßbar närrisch herum. Sie überrumpelten fortwährend sich und uns. Dieses Werk aber enthält dramatische Existenzen, Menschen, deren Schöpfer weiß, was er mit ihnen will, die selbst wissen, was sie wollen, und die trotzdem nicht etwa unkompliziert sind.

Leider sind sie in irgendeine dramatische Handlung gestellt; und mußten in die dramatische Handlung gestellt sein, der ihr Wesen nicht entrinnen kann. Noch einmal (von links herum, wie der Schadchen Cyriak sagt) : was diesen Vincenz zeitlebens erfüllt und schließlich umbringt, und was uns an seinem Schicksal nahegeht, das ist völlig unabhängig von seinen Geldnöten; die Jagd nach dem Geld aber nimmt vier Fünftel des Stückes ein. So ist es gründlich verformt. Schade. Denn es hat in aller Eintönigkeit eine berückende Klangfülle, in aller Einfarbigkeit ein strahlendes Nuancenspiel. Es ist voll von schrullenhaften Humoren, die diesmal nicht von Jean Paul und Dickens und Raimund, sondern durchaus von Eulenberg sind. Es ist gleichwohl ein Trauerspiel und wird in seiner melancholischen Bangigkeit, die der Weichlichkeit noch immer zur rechten Zeit ausbiegt, eine Zuflucht vor dem Jahrmarktslärm des Tages für jedes traumulische Dasein bleiben, für den ewigen Menschenschlag, den der Dichter Eulenberg von jeher gestalten wollte und hier einmal gestaltet hat: Sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen.

Dieses Nachtstück, auf der Maultrommel gespielt, verlangt einen Stil, der Schärfe und Ungreifbarkeit zu einer Art fließender Plastik vereinigt. In der Dachkammer, wo die Gläubiger des Vincenz, Seelenverkäufer von abgestorbener, nicht recht geheurer Lustigkeit, ihren gespenstigen Flackertanz vollführen — da muß immer wieder die Stimmung eines Albdrucks entstehen, den der Morgen verscheucht und die nächste Finsternis neu gebiert. Eulenberg hat vor zehn Jahren so gedichtet, wie heute überall inszeniert wird. Auch im Schloßpark-Theater. Dessen Direktor, Regisseur und Protagonist heißt Paul Henckels. Sollt' er als Garten-Thespis und Vorort-Jeßner auf die Dauer versagen, so wird sich die Reichshauptstadt des Mimen bemächtigen. Ein hochgeschossener, langarmiger, vogelprofiliger, bühnefüllender Gestalter, aus dessen Augen Strahlen von überlegener Ironie auf die Grübelfalten des sehnigen Antlitzes fallen. Eine Freude, ihn undeklamatorisch Eulenbergs Sprache beseelen zu hören, die sich zu Edschmids verhält wie Nachtigallengesang zu Fröschegequak.

Hans Breitensträter von H. von Wedderkop

In Berlin angekommen, wohin man sich, wenn rheinische Süßigkeit lästig wird, zum Ausgleich begeben soll, geriet ich sofort — Cassirer war in Rom — in die Mitte von Alfred Flechtheim und Rudolf Großmann, von de Fiori und Siemsen, der Sintenis und der Sauermann, die ein einziger Magnet anzog.

Flechtheim, nez en l'air, hinter der neuen Mappe, durchdrang kurzgefaßt und ungehemmt den Wall mystischer Oeffentlichkeit der sich schnell um Breitensträter gelegt hatte, und steuerte kurzer Hand im Auto auf eine obere Etage im Wildwest der kleinen Riesenstadt. Nachdem man sich unterwegs noch der Undurchdringlichkeit berlinischer Steinwüsten versichert hatte, kam man vor die Tür der obern Etage, hinter der ein Hund mit greulichen Tönen warnte: Wohnung des Managers Herrn Buß.

Ueber dem Schreibtisch hängt Rosario Guerrero, das herrliche Weib. Unwillig hervortretend aus unbeachtetem Privatleben. Sie sieht aus wie ein sehr ärgerlicher Herr. Der Oeldruck hat ihr das strahlende Geschlecht genommen. Für meinen Geschmack. Boxern kommt sie sicherlich sehr entgegen. Sie entzünden sich an dieser Unerbittlichkeit zur Kampfeshitze.

Herr Buß erscheint, gesetzt, aber verdammt kräftig. Warum haben diese Leute, die auf die Ausbildung ihrer Körperkräfte halten, ihren großen Stil in ihrem ganzen Gehabe ? Warum haben sie einen Ernst in Gang, Begrüßung, Benehmen, und warum wirken vielwissende Leute oft wie kleine Affen oder Mißbildungen ? Am äußern Gehabe und seinem Ausdruck scheint das Zerebrale nur hemmend beteiligt zu sein. Herr Buß, nicht gehemmt durch Beschäftigung mit schwächenden Geistigkeiten, kurz gefaßt, direkt vom Gedanken zur Ausführung, geht bedächtig und klar vor. Mit Sicherheit, die einen beruhigt wie ein schützender Mantel. Man wird selber ruhig. Rudolf Großmann, als vom Metier, zeigt sich am wenigsten beeinflußt, ist am objektivsten dieser Erscheinung gegenüber, die sein täglicher Frühumgang ist.

„Kommen Sie”, sagt Herr Buß, „wir können direkt zu unserm Hans im Glück gehen. Er hat grade eine größere Filmaufnahme hinter sich, bekommt täglich fünfzig Briefe aus der Damenwelt und ist neulich in Holland wie ein König empfangen worden.” Das sind also Märchentöne, die Herr Buß findet. Er schöpft mühelos aus dem deutschen Märchenschatz. Hans ist ein Boxermärchen.

Es geht zu einer ebensolchen Etage wie die des Herrn Buß, aber in einer ganz andern Gegend, hinauf. Hans wird gerufen und kommt, ein fester Ball, mechanisiertes Wunder, die Treppen herunterkugelnd, ins Zimmer herein. Lehnt vor uns, an einem kleinen dummen zerbrechlichen Schreibtisch, den er elastisch schont, gleichgewichtsschwebend. Blond, blau, Gold an Zähnen, eine verhauene, im Wirbel herumgedrehte Nase, frisch, riskieren wir kurz: „jünglingsstark”, gebräunt, gestärkt durch Schläge, Training. Zum Bewundern sachlich hingestellt. Bitte ! Man merkt gleich die Art: Widerstandsfähiger Ball, der vorwärts braust, aufstoßend, aufschwebend, vorwärtsgestoßen, zurückgehalten, von harten Gegenständen elastisch wegprallend, immer in Bewegung, sich gehenlassend, gewährenlassend. Mit noch nicht ganz eingespannten, noch nicht nur dem Zweck dienenden Muskeln,

die Weichheit noch bestehen ließen, auf der Kippe zwischen weich und hart, grade im günstigen Moment, wo aus unbewußter Genußbewegung harter, berechneter Zweck wird.

Breitensträter wird gezwungen, das Nähere über seinen Personenstand anzugeben. Kein Mensch macht Halt vor dieser prachtvollen Vitalität. Nun weiß man, daß er aus Magdeburg ist und sagt:
Aus Magdeburg ? Aber sehr lange in den Wäldern von Westamerika. Also „getouched" vom Amerikanischen. Das war auch nicht anders denkbar. Wie kommt sonst dieser Gleichmut, diese Kühle, diese stilisierte Wurschtigkeit in diesen Burschen hinein ! In Deutschland denkt man zudem noch immer bei Boxern oder andern Leibesübern: Was sind Sie im Nebenberuf ? Wie ist das Milieu ? Dieser hier ist abgeschliffen, abgespült vom Leben im Freien, unter Fremden, durch unalltägliche Ereignisse, die durch Häufigkeit und Uebung zu Alltäglichem wurden. Er hat etwas durchgemacht, eine sehr wohltuende Schule, um die wir ihn sofort beneiden, die wir, täglichen Ereignislosigkeiten ausgesetzt, das Gehirn als Ersatz bemühen. Nichts Europäisches, und doch nicht Tagore. Wunder. Aber ein angenehmes.

Er ist auch nicht griechisch. Nicht die Spur. Kein Grieche aus Sachsen. Alles Erinnern unsres durch klassisches Cliché vergifteten Gehirns muß zerstört werden. Festgehaltene Bilder müssen Platz machen, damit ein neues Bild geprägt wird. Aber wir übernehmen unbekümmert, wie vor uns schönheitstrunkene Seher am Gymnasium griechische Vorbilder, nunmehr die Vorbilder aus Gotik, Südsee, Aegypten. Ohne die geringste Skepsis, ohne Leben wird die gangbare Vergangenheit nach Mustern abgesucht. Breitensträter und weniger Lebendigem gegenüber versagt der bequeme Einstellungsapparat, all dies große Erkenntniswerkzeug soll verschwinden. Es ist schon besser, alles Edle auf der Welt zu vergessen, als daß es einem immer wieder den Weg zur Erkenntnis des Gegenwärtigen verbaut oder einen sinnlos in die Kreuz und Quer führt, mit der Gefahr, selbst geadelt zu werden. Außerdem: von Myron hat er nichts, von dessen scharfer Schwere, noch von dem öligen Praxiteles. Auch keine Mischung.
Er stammt aus Magdeburg. Eher können wir ihn auf einen amerikanischen Grundbegriff bringen. Er hat das Wiegen und Taumeln davon, ein ewiges weiches schwankendes Hin und Her. In seinen Beinen ist Gemütlichkeit, Sanftheit, Komik, zarteste Vorsicht, wie ein vorsichtiges Tasten eines temperamentvollen, aber mißtrauischen Tieres, alles ein wenig schwer und noch unbewußt, fern dem formsichern, kurz entschlossenen, willensstarken lateinischen Ideal. Vielleicht noch nicht immer zusammengehalten, nicht hart, nicht unsentimental genug. Daß das heraus muß, wird vielleicht sein Wesen erheblich berühren.

Wir sehen, besonders die Damen, ab von praktischen Erwägungen, die mit der Zukunft zu tun haben. Gegenwart genügt, unsystematische, also verbummelte Gegenwart. Schattenboxen — Atempausen zwischen entscheidenden Minuten — oder Boxen einen Millimeter an der Wirklichkeit vorbei, Swing, Uper cut, Kinnschlag, alles mit Wirklichkeitsschwung, aber mit sicherm Halt einen Millimeter vor dem Ende oder dauernder Verstümmelung, entzückt und macht die Damen jung. Sie sagen: Nur starke Männer sind Kavaliere, sie gehen ganz auf in dem Gegensatz zu uns. Sie sagen: Nur das Boxen, nur körperliche Uebung, und holen aus zu einer mindestens vierwöchigen Betätigung

dieser Gesinnung. Breitensträter wird unter Zuhilfenahme solcher Stimmung und Gesellschaft eingeflößt, dem Boxen müßten mehr geistige Kreise gewonnen werden. Er läßt alles über sich ergehen, ist zu ausweichend, nachgebend-liebenswürdig, um das nicht auch als wünschenswert zu bezeichnen. Allmählich fürchtet man bei dieser Beeinflussung von allen Seiten. Bewunderung aus untrainierten Körpern umgibt ihn wie dünnes Geplätscher, ihn und seine starke Brust, seine eleganten Hüpfbeine. Man möchte, er schüttelte sich wie ein schneller Hund, der, nicht mehr gehemmt in seinen Fähigkeiten durch fremdes Element, aus dem Wasser steigt. Schleunigst sollte er mit seinem Vater, dem Trainer Kees, aufs Land; Weiber, Literaten, Bewunderung, Einführung in das Transzentendale des Boxgewerbes vergessen. Dafür Tauspringen, Punchingball, im Freien leben nur mit Kees, der die fünfzig Briefe des Weiberchores abfängt, so wie es dieser Trainer und große Sportsmann schon bei Breitensträters Vorgänger, dem Hohenzollernprinzen Friedrich Karl, zu tun gewohnt war.

Die Schulden der Alliierten von Morus

Während die Verteilung der ersten deutschen Goldmilliarde eine ernste Verstimmung zwischen Frankreich und England geschaffen hat, taucht schon ein Finanzproblem von nicht geringerer Bedeutung und nicht geringerer Schwierigkeit auf: Die Regelung der interalliierten Kriegsschulden steht noch aus. Man hat begreiflicherweise die Lösung dieser Frage hinausgeschoben, bis die deutschen Reparationen festgesetzt waren, und man hat, namentlich in Frankreich, die Oeffentlichkeit mit der fröhlichen Verheißung abgefunden, daß die Tilgung der eignen Kriegsschulden für die Siegerstaaten eigentlich gar kein Problem sei, weil ja doch die Besiegten alles bezahlen müßten. Jetzt, da offenbar wird, daß Deutschland auch bei stärkster Anspannung und bei genauester Erfüllung der Verpflichtungen nicht ersetzen kann, was eine irre Welt in vier Jahren verpulvert hat, tritt die peinliche Frage auf, wie denn die interalliierten Schulden getilgt oder wenigstens in eine geordnete Finanzwirtschaft übergeführt werden können. Der Zeitpunkt rückt näher, wo diese Frage akut wird. Denn der größte Teil der interalliierten Kriegskredite ist von April 1919 an auf drei Jahre zinsfrei verlängert worden, und von April 1922 sollen, wenn bis dahin keine andre Vereinbarung getroffen ist, Zinsendienst, Zinszahlung und Amortisation beginnen.

Amerika, das unter Wilsons Aegide im Frühjahr 1919 den Aufschub gewährte, ist inzwischen aus dem engern Kreis der alliierten und assoziierten Mächte ausgeschieden und steht jetzt als loyaler, aber freier Kontrahent seinen frühern Waffenbrüdern gegenüber. Das interalliierte Schuldenproblem ist aber in erster Linie eine europäisch-amerikanische Angelegenheit, deren Erledigung ohne das Wohlwollen der Vereinigten Staaten unmöglich ist. Hier zeigt sich am deutlichsten, daß der Weltkrieg wirtschaftlich nicht mit einem Sieg der Entente geendet hat. Amerika ist der Generalgläubiger diesseits und jenseits des Kanals. Die europäischen Ententemächte schulden, wie aus einer Aufstellung des amerikanischen Schatzsekretärs Mellon hervorgeht, den Vereinigten Staaten rund 10 Milliarden Dollars. Unter den Schuldnern steht an erster Stelle England mit 4,16 Milliarden; es

folgen Frankreich mit 3,35, Italien mit 1,64 Milliarden Dollars und dann in weitem Abstand die kleineren europäischen Mächte. England aber ist wiederum der Hauptgläubiger Kontinental-Europas. Die Kontinentalstaaten schulden England rund 1,5 Milliarden Pfund, also fast doppelt so viel, wie England von den Vereinigten Staaten entliehen hat. Frankreich, Italien und Belgien stehen etwa in gleicher Höhe bei England und bei Amerika in der Schuld. Die übrigen europäischen Alliierten schulden England beträchtlich mehr als den Vereinigten Staaten. Die kleinern intereuropäischen Kredite, die Frankreich zu Anfang des Krieges gewährt hat, fallen für die Riesenrechnung nicht ins Gewicht, zumal Rußland auf absehbare Zeit aus der Reihe der zahlungsfähigen und zahlungswilligen Schuldner ausgeschieden ist. Im Ganzen stellt sich also die Verteilung der Schulden so dar, daß Amerika der Nurgläubiger, Kontinental-Europa der Nurschuldner ist, und daß England den Vereinigten Staaten etwa die Hälfte von dem schuldet, was es selbst von den Kontinentalstaaten zu bekommen hat.

Frankreich, das nach der Niederlage von 1870 der reichste Geldgeber der Welt war und nun als ruhmreicher Siegerstaat die schwerste Schuldenlast trägt, hat freilich an der baldigen Lösung des interalliierten Schuldenproblems kein sonderliches Interesse, denn die Aufrollung der Frage dürfte nicht grade dazu beitragen, sein politisches Prestige zu stärken. Umso mehr ist England an einer möglichst raschen Regelung der interalliierten Schulden interessiert. Denn es ist ein schlechter Trost, eine Menge unsicherer Außenstände zu haben, wenn einem selbst der Wechsel präsentiert wird. Obwohl England, buchmäßig, auf der Seite der Gläubiger steht, versucht es, die Annullierung der gesamten interalliierten Schulden durchzusetzen. Das amerikanische Schatzamt hat jetzt einen Brief Lloyd Georges bekannt gegeben, den er schon im August 1920 an Wilson gerichtet hat, und worin es heißt: „Großbritannien hat Frankreich davon in Kenntnis gesetzt, daß es einer Vereinbarung zustimmen würde, gleichgültig, ob es sich um eine Herabsetzung oder Annullierung der interalliierten Schulden handelt, aber zur Bedingung macht, daß das gleiche Abkommen mit sämtlichen Mächten geschlossen werde.” Natürlich versäumte man auch nicht, wie es sich für gesittete Völker gehört, die etwas heikle Angelegenheit mit dem nötigen ethischen Pathos zu verbrämen. So tritt in dem vornehmsten englischen Wirtschaftsblatt, der von Keynes herausgegebenen Zeitschrift der Royal Economic Society, R. Trouton für Annullierung der interalliierten Schulden mit der Begründung ein: diejenigen Enlentestaaten, die die größten Blutopfer gebracht hätten, nämlich die kontinentaleuropäischen, hätten einen moralischen Anspruch darauf, daß England und vor allem Amerika die größten Geldopfer brächten. Etwas kaufmännischer begründet der bisherige Finanzminister Chamberlain die Annullierung: die Kreditfähigkeit der alliierten Länder würde dadurch gehoben, und die Neutralen würden leichter neue Darlehn gewähren. Aber weder die nüchternen noch die moralischen Vorstellungen haben bisher das Yankeeherz erweicht. Die Amerikaner denken nicht daran, Europa 10 Milliarden Dollars zu schenken, nur damit der Moral Genüge getan ist, oder damit etwa belgische Anleihen in Holland bessere Aufnahme finden. Statt der Annullierung wird im amerikanischen Senat einstweilen ein Gesetzentwurf über die Konsolidierung der Anleihen der Alliierten beraten. Da-

neben werden Sonderverhandlungen mit Frankreich über die französische Schuld geführt, die nach einem pariser Communiqué einen günstigen Fortgang nehmen.

Es wird in Deutschland gewiß nicht an jenen unsterblichen Optimisten fehlen, die auch aus diesem interalliierten Differenzen einen Vorteil für Deutschland erhoffen. Die Erfahrung dreier Jahre hat aber gelehrt, daß bei einem Streit zwischen den Alliierten immer noch — Deutschland den kürzern gezogen hat, und wir haben daher Ursache, auch diesmal eine gütliche interalliierte Regelung zu wünschen.

Ziehende Schafherde im Isartal von Walter Mehring

Die Schafe ziehn wie Poeten frisiert.
Sie haben alle den Buddha studiert
und richten die Augen fromm und naß
zum Brückenheiligen, der durch Glas
herniederstiert
und trägt ein goldenes Lammvries, das
vom Kreuz geziert.
Durch die Jahrtausende geht ihr Zug,
mondhell leuchtenden Steißes —
immer ein schwarzes, ein weißes !
Heiliger Nepomuk !

Die Hammel berechnen, wieviel Prozent
an Wolle dem Klöster sie zugewendt.
Sie hab'n eine alte Tradition,
sind ausersehen zur Schlachtbank schon
im Testament.
Sie haben auch einen Schutzpatron
ohn' Arm und Händ.
Durchs grüne Meer wandelt trocken ihr Zug,
mondhell leuchtenden Steißes —
immer ein schwarzes, ein weißes !
Heiliger Nepomuk !

Das Lamm lernt, wie ein Schaf man bleibt,
auf daß mans zur großen Bescherung treibt.
Die Alten träumen lüstern dumpf,
daß sich ein Mädchenbein am Strumpf
ihrer Wolle reibt,
bis einst sie die Kirche mit Seel und Rumpf
sich einverleibt.
Blökend und betend entwandelt ihr Zug,
mondhell leuchtenden Steißes —
immer ein schwarzes, ein weißes !
Heiliger Nepomuk !

Die Schafe ziehen zum Auferstehn,
als ob sie unter Palmen gehn.
Sie richten die Augen fromm und fad
zum Heiligen, der zum Schlachten hat
sie ausersehn.
ES IST BESTIMMT IN GOTTES RAT
SO WUNDERSCHOEN.
Durch die Jahrtausende geht ihr Zug,
mondhell leuchtenden Steißes —
immer ein schwarzes, ein weißes !
Heiliger Nepomuk !

Rundschau

Kinderheim Baumgarten

Richard der Dritte war, so erklärte der Oberlehrer der schlafenden Klasse, ein herzloser Geselle, ein Schuft und ein Ungeheuer. Auch an Familiensinn habe es ihm offensichtlich gefehlt. Könne Jemand irgendetwas andres als tiefsten Abscheu vor solcher Ausgeburt der Hölle empfinden ? Hier erwachte ein Schüler und behauptete, er könne. Auch erklärte er sein vollstes Einverständnis mit den Taten des Unholds. Er bäte um Aufklärung, warum der unsterbliche englische Dichter eigentlich eine solche Mißgeburt mit so großem Eifer abgemalt hätte. Der Oberlehrer sagte kurz und schlicht: „Sie gehören in ein Irrenhaus."

Diese erlebte schöne Geschichte ist zwar von gestern, aber unglücklicherweise auch von heute. Wie vielen jungen Menschen wird noch jetzt auf gleiche Weise das Fragen ausgetrieben ! Plappere, Schüler, denke nie: das ist noch immer ein bewährtes Lehrprinzip in vielen Schulen. Heraus kommt dann ein Otterngezücht von Kaiserbild-Anbetern und politischen Raubmördern.

Mit wie tiefer Freude muß man jeden Versuch begrüßen, die Erziehung umzubilden und die Grundsätze Wynekens, Berthold Ottos und andrer Schulreformer zu erproben ! Einen solchen Versuch machte Siegfried Bernfeld in einem jüdisch-zionistischen Kinderheim zu Wien, dessen pädagogischer Leiter er eine Zeitlang war. Seine Erfahrungen sind in einer Broschüre niedergelegt: ‚Kinderheim Baumgarten' (im Jüdischen Verlag). Bernfeld steht vor der Aufgabe, jüdische Flüchtlings- und Waisenkinder, die bis dahin in verschiedenen andern Stellen untergebracht waren, zu erziehen. Wie beginnt er es ?

Die Kinder sind durch erlebtes und gehörtes Unglück geschwächt und seelisch in keiner sehr guten Verfassung. Sie sind egoistisch und mißtrauisch. Das Erste, was sie lernen müssen, ist: Vertrauen.

Es dauert eine Weile, bis sie begreifen, daß sie keine Ausreden mehr gebrauchen müssen, um ins Kino zu kommen, daß sie zunächst tun und lassen können, was sie mögen. Allmählich gewöhnen sie sich daran, in den Lehrern nicht mehr die Feinde zu sehen. In der „Schulgemeinde" schaffen sie sich unter Anleitung des Lehrers selbst die Ordnung des täglichen Lebens, deren sie bedürfen, und beauftragen einige Kinder damit, die Einhaltung dieser Ordnung zu überwachen. Es wird unter ihnen zur Ehrensache, nicht die Gesetze zu verletzen, die sie sich selbst gegeben haben.

Ihr Wunsch, etwas zu lernen, ist anfangs sehr gering; sie schreien lieber durcheinander oder imitieren mit Kartenspielen und dergleichen die Gewohnheiten Erwachsener. Aber nun wird ihre Neugier gereizt, bis sie anfangen, Fragen zu stellen; denn der neue Erzieher lockt Fragen gradezu hervor, statt sie zu unterdrücken. Einer oder der Andre beginnt, regelmäßig zu arbeiten; schließlich schämen sich die Uebrigen ihrer Uninteressiertheit, und nun lernen sie besser und rascher als Kinder, die gezwungen büffeln, um nicht durchs Examen zu fallen.

Es kann nicht fehlen, daß sie nun auch zu einander anders stehen. Es bilden sich Gemeinschaften und kleine Bünde zwischen ihnen, deren Mitglieder mit leidenschaftlicher Treue für einander einstehen. Sie lernen den Kreis ihres Gefühls und ihrer Liebe erweitern, weit über ihr eignes Ich hinaus. Sie sind nicht mehr isolierte Einzelmenschen, die sich rüsten, im spätern Leben gewappnet gegen einander zu gehen, sondern sie fühlen ihre Zusammengehörigkeit. Sie haben Liebe gelernt: zu einigen ihrer Kameraden, zu der Schule, zu den Lehrern. Aus dem chaotischen Durcheinander ist eine gute Welt entstanden.

Die schöne Entwicklung wird jäh abgebrochen, als Bernfeld samt seinen Mitarbeitern wegen eines Konfliktes mit der Verwaltung die Leitung niederlegt.

Erneuerung der Gesellschaft: das ist das Stichwort unsrer Hoffnungen. Wie die guten und schöpferischen Kräfte im Menschen hervorgelockt, wie freiere Menschen gebildet werden können: zu diesen wichtigsten Wissen liefern Bernfelds Erfahrungen wertvolle Beiträge.

Franz Warschauer

Der Bayer mit dem Schießgewehr

Don Quixote war ein wirklicher Ritter — nur gaben die Beine mit dem Podagra nicht her, was der Kopf voll von Idolen plante.

Der dicke Bahnhofskommandant aus dem Kriege, Hauptmann und Königlicher Baurat, war ein verkleideter Spießer, mit all den Ambitionen eines Ritters, ohne ein einziges seiner wahren Attribute. „Commis mit der Hellebarde" hat Karl Kraus die Gattung genannt, die heute noch bei uns den Pegel der Memoirenflut bestimmt.

Tartarin aber, der gute, dicke, alte Tartarin aus Tarascon — seliger Victor Arnold, das wäre eine Rolle für dich gewesen ! — Tartarin ist beides: Don Quixote und Sancho Pansa, stolpernder Bramarbas und Hauptmann der Reserve aller Nationen, Kind und Männchen und Südfranzose nicht zuletzt.

Der Verlag Erich Reiß hat das hübsche alte Büchlein von Alphonse Daudet neu herausgebracht (in einer merkwürdig schwachen Uebertragung des sonst so formgewandten Klabund). Und George Grosz hat das Buch illustriert.
Man kann den Tartarin heute ironisch illustrieren — Paul Scheurich würde das reizend machen —, und am lustigsten wäre wahrscheinlich, man nähme sich alte Reisebeschreibungsholzschnitte der achtziger Jahre her: aber man kann das Ding auch ganz anders anfassen.
George Grosz (dessen vollständiges Oeuvre ich wohl besitzen möchte) seziert den Helden unerbittlich — nicht ein Faden bleibt heil. Das ist nun an sich keine Heldentat, denn der gute Tartarin ist grade kein erschrecklicher Held — aber es ist auch garnicht mehr Tartarin allein, der da verhohnepipelt wird. Die Schläge fallen und treffen eine ganze gens:
Die Familie der blutgierigen Spießer.

Niemand ist ein solcher Sadist wie der verdauende Bürger — und wir haben ja oft genug das Schauspiel erlebt, daß der unversehens zur Macht gerutschte Familienvater und Kartonnagenfabrikant viel Blutdürstiger und grausamer ist als der schlimmste deutsche U-Boot-Kommandant oder der französische Gefangenenschinder, und daß Noske allemal übler ist als Hindenburg. Von Bayern, wo der Miesbach fließt, zu schweigen.

Item: die gut assortierten Gesichter der Tarasconesen bergen Schreckliches — und Grosz macht die Köpfe einfach auf, um zu zeigen, was in ihnen ist: Mord, Tod und Plünderung, Brigantenstecherei und Hackebeile, Trichterpistolen und Helmspitzen, Horridoh ! Hep-hep ! Heil ! Zivio ! Jags ihm ein ! Immer feste druff !

Und die Illustrationen geben genau wieder, wie dieses nerohafte Jammergestell in Afrika herumwankt, Esel schießt und Hafenmädchen auf den fetten Knien schaukelt, von einem Levantiner finsterster Observanz hineingelegt wird und dann strahlend in den teuern Heimatport zurückkehrt: bejubelt von einer begehrockten Einwohnerschaft, von den extra zu diesem Zweck bereitgestellten Ehrenjungfrauen und vielen aus den Fenstern herausgehängten Bettvorlegern.

Wer ist das ? In der Fremde blamiert, übertölpelt, geschlagen und geprügelt, verachtet, ausgelacht und verjagt — zu Hause ein Held mit geschwellter Brust ? Mit Hurra begrüßt auf allen Bierbänken, Vogelwiesen und Tannen-

berg-Feiern ? Wer ist das ? Kennen wir ihn nicht ? Erleben wir das nicht ? Blickt nicht eine Nation von gläubigen Tarasconesen ihren zurückgekehrten Helden auf die triumphierenden Bäuche, und heben diese nicht an, wie Daudet schließt: „Stellen Sie sich vor, meine Herren, eines Abends, mitten in die Wüste Sahara — da . . ." ? Und Keiner weiß mehr, wie sich die Helden draußen, in der weiten Welt, bekleckert haben.
Weil wir gerade von Lindström-Ludendorff, Tirpitz und Karlchen Helfferich reden: kauft euch das kleine Buch mit den vielen hübschen Bildern. Es ist so alt und so neu.

Peter Panter

Literarische Aphorismen

In Deutschland kommen auf einen Menschen, der nur liest, neun, welche auch schreiben.

*

Die Nachläufer schmücken ihr Werk mit den fremden Federn, die der Vorläufer ausschrieb.

*

Manche Modebücher werden nachgrade vom Publikum beschlagnahmt — und das ist gut, denn so kommt der Außenseiter gar nicht dazu, sie zu lesen.

*

Große Werke sind unerschütterliche Monumente. Der Zahn der Zeit vermag ihnen nichts anzutun : er beißt auf Granit

Victor Wittner

Stahlbad und Geschäft

Das Antisemiten-Bad Borkum gibt einen Prospekt heraus, in dem steht:

Der Juli 1914 hätte Borkum den Höhepunkt in der bis dahin erreichten Besucherzahl mit 36 000 gebracht, wäre nicht dieser unselige Krieg ausgebrochen.
Denk mal, Wilhelm !

Liebe Weltbühne !

Einmal, als Ferdinand Bonn grade in Frankfurt gastierte, war auch der dicke Rudolph Nelson da und tingelte den Leuten was vor.
Am Abend wurde im Ratskeller von den Cabaretmenschen furchtbar getrunken — und weil Einer aus der Runde Geburtstag hatte, wurde noch mehr getrunken. Zwölf Uhr, ein Uhr, zwei Uhr, das Lokal ist fast leer, drei Uhr . . . „Kellner ! Zahlen !" Der Kellner sagte, es sei alles beglichen.
Das Geburtstagskind guckte Nelson an, Nelson guckte das Geburtstagskind an — und weil Jeder vom Andern glaubte, der habe bezahlt, so begann man, sich heftig zu bekomplimentieren, zu danken und abzuwehren. Dann strebten Alle dem Ausgang zu.
In der Ecke saß ein bescheidener Mann. Der hob, als Nelson mit seinen Leuten an seinem Tisch vorbeiging, die müden Augenlider, trat auf den kleinen Napoleon des Cabarets zu und sagte: „Ich habe mir erlaubt, Sie und Ihre Kollegen heute hier einzuladen. Danken Sie nicht ! Seit ich Sie heute abend als Sherlock Holmes bewundert habe . . . !"

Zweifel am Frauenwort

Eine Profanie

Catull, c. 70:

Nulli se dicit mulier mea nubere malle
Quam mihi, non si se Jupiter ipse petat.
Dicit: sed mulier cupido quod dicit amanti,
In vento et rapida scribere oportet aqua.

Nachdichtung von A. Tranner-Kleemann

Se meente, det se nie eenen Andern nähme,
Ooch wenn zu ihr d'r Herrgott — d'r Ludendorff — käme.
So red't se: doch wat eene Frau ee'm Valiebten vasprecht,
Is mind'stens ebenso wacklig wie's preußische Recht.

Antworten

Schlaumeier. Seitdem die Schilderung, die in Nummer 27 Hedwig Courths-Mahler von einem Besuch der Else Lasker-Schüler bei ihr gegeben hat, bitterernst genommen worden ist, scheint mir beinahe nichts mehr unmöglich. Aber nun finde ich meine scherzhafte ‚Antwort‘ aus Nummer 36 dergestalt in einer — sonst recht intelligenten — sozialistischen Zeitung wieder: «Die Kaisergruft als Nachtlokal. In der neuen ‚Weltbühne‘ schreibt der Herausgeber: „Da schreibt mir ein gewisser Domingo, er habe die Kaisergruft in Worms gepachtet und wolle sie zu einem eleganten Nachtlokal ausgestalten. ‚Wissen Sie: Alles sehr diskret . . . Leise Musik . . . Nach Mitternacht Zusammensein mit toten Kaisern.‘ Diese Revolution hat doch einen Grad von Schamlosigkeit hervorgebracht . . . !” Der Schieber benutzt sie, um mit allem Geschäfte zu machen . . .” Juhu ! Dem jungen Karl Kraus hat es jahrelang Vergnügen bereitet, seine Neue Freie Presse auf Laufkatzen und Grubenhunde reinfallen zu lassen. Damals glaubte ich, daß man mit dergleichen in Berlin kaum Glück haben würde. Aber man hat, man hat . . .

Wetter. Also verkündet ER: „Klante-Max steht da wie am ersten Tage !” An dem hatte er auch keinen Pfennig.

Adolf Grabowsky. Sie schreiben in Ihrem ‚Neuen Deutschland‘: „Mit dem Antisemitismus muß endlich Schluß gemacht werden”. Solch einen Satz hätt' ich mir Wolkenkuckucksheimer, aber nicht einem Realpolitiker wie Ihnen zugetraut. Würden Sie schreiben: „Mit der menschlichen Dummheit muß endlich Schluß gemacht werden” ? Nein. Würden Sie schreiben: „Mit der menschlichen Rohheit muß endlich Schluß gemacht werden” ? Nein. Wie also denken Sie sich, daß mit dieser Kreuzung von Dummheit und Roheit Schluß gemacht werden soll ? Dem Deutschen sind zwei Dinge elementarste Lebensnotwendigkeiten: das Bier und der Antisemitismus. Du kannst ihm Wilhelm und Ludendorff, Klante und Kapp, Hergt und Helfferich nehmen: an Patzenhofer und Wulle rühre ihm nicht !

Leser. K. G. Herwig hat neue Dokumente von und über Kleist gefunden. Ein geschlossenes Stück von größter literarhistorischer Wichtigkeit, höchstem literarischen Interesse und seltsamster Aktualität — wie Kleist sich über seine Gefangenschaft als angeblicher Spion auf einem französischen Fort in Aufzeichnungen und (meist unbeförderten) Briefen geäußert hat, welche Auskunft befragte deutsche Zeitgenossen von Rang gegeben, und was seine militärischen Wächter an ihre Vorgesetzten über den rätselhaft unpreußischen preußischen Junker-Dichter berichtet haben — dieses Stück wird hier am sechsten Oktober zu erscheinen beginnen und durch zehn bis zwölf Nummern gehen.

Für das Seebach-Stift (zu dessen Gunsten in Nummer 34 aufgerufen wurde) hat ferner eingesandt: Else N.-L., Barmen, 300 M.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 29. September 1921 Nummer 39

Neue Zeiten und alte Fehler von Lenin

Viele werfen jetzt mit der Phrase um sich, die Bolschewiki fingen an, den Glauben an die Arbeiterklasse zu verlieren. In der Tat: die bisherige Kampfperiode hat die Arbeiterklasse geschwächt. Sie braucht jetzt einige Zeit, um den Nachwuchs groß werden und die Alten sich erholen zu lassen. Freilich: die neuen Kräfte werden uns nur langsam zuwachsen. Indessen heischen die neuen Aufgaben einen Kampf, der unermeßlich viel stärker ist als bisher. Der Feind ist nicht mehr derselbe. Es sind nicht die Horden von Weißgardisten. Der Feind ist: die Alltäglichkeit des Wirtschaftslebens in einem kleinbäuerlichen Land; das kleinbürgerliche Element, das uns wie die Luft umgibt und immer stärker in die Reihen des Proletariates eindringt. Das Proletariat ist deklassiert. Fabriken und Werkstätten stehen still. Die Arbeiterklasse ist zersplittert. Das kleinbürgerliche Element aber wird von der gesamten internationalen Bourgeoisie unterstützt, die immer noch eine Weltmacht ist. Das Proletariat muß sich daher seine Aufgaben mit der äußersten Vorsicht stellen.

Stellen wir uns in aller Bescheidenheit diese Aufgaben, machen wir möglichst viele Zugeständnisse, natürlich ohne die Grenzen zu überschreiten, die dem Proletariat als herrschender Klasse vorgezeichnet sind. Schnellste Einziehung der ermäßigten Naturalsteuer; größte Freiheit für die Entwicklung, Stärkung, Wiederherstellung der bäuerlichen Wirtschaft. Unternehmen, die wir nicht unbedingt gebrauchen, wollen wir Pächtern vermieten, darunter auch Privatkapitalisten und ausländischen Konzessionären. Uns tut not: ein Bündnis des proletarischen Staates mit dem Staatskapital gegen das kleinbürgerliche Element. Dieses Bündnis will aber mit Verstand verwirklicht werden. Uns wollen wir nur den kleinsten Arbeitsteil nehmen, nur, was absolut nötig ist. Die geschwächte Kraft der Arbeiterklasse wollen wir auf Kleineres richten, dafür aber sie umso stärker befestigen; nicht ein- und nicht zweimal, sondern mehrfach wollen wir uns an der praktischen Erfahrung kontrollieren.

Schritt um Schritt, Werschok um Werschok [Werschok ist der sechzehnte Teil einer russischen Elle] — anders kann ein „Heer" wie das unsrige auf so schwierigem Wege, unter so schwierigen Umständen, unter solchen Gefahren heute nicht vorwärtskommen. Wem eine derartige Arbeit langweilig, uninteressant, unbegreiflich ist, wer die Nase rümpft oder ängstlich wird oder sich an einer Deklamation über den Verfall des frühern Aufschwungs, des frühern Enthusiasmus berauscht, der möge lieber von der Arbeit befreit und links liegen gelassen werden, damit er keinen Schaden bringt, denn er will oder kann sich nicht auf die Eigenart des heutigen Stadiums, der heutigen Kampfperiode einstellen.

Eben diese Elemente zetern am meisten über den Unglauben an die Kräfte der Arbeiterklasse. Das gleiche Zetergeschrei erhob sich, als wir den Frieden von Brest schlossen. Aber wir

schlossen ihn, wir gaben dem Räuber einen Teil der Habe um der Rettung der Arbeitermacht willen. Ebenso müssen heut unsre wirtschaftlichen Zugeständnisse der Bauernwirtschaft die Wiederherstellung ermöglichen, um die Wiederherstellung der Großindustrie vorwärtszubringen.

Wir sehen klar die Schwierigkeiten und werden sie systematisch überwinden. Mehr Initiative und Selbsttätigkeit für die untern Stellen ! Mehr Aufmerksamkeit für ihre praktische Erfahrung ! Größere Kraftanwendung ! Die Arbeiterklasse kann ihre Wunden heilen, ihre Macht als Klasse nur wiederherstellen, die Bauernschaft sich in ihrem Vertrauen zu der proletarischen Leitung nur bestärken in dem Maße, wie die Industrie tatsächlich wiederhergestellt und ein geregelter staatlicher Warenaustausch eingeführt wird, der ebenso vorteilhaft für den Arbeiter wie für den Bauer ist. In dem Tempo und dem Grad der Verwirklichung dieser Bedingungen werden wir auch neuen Kräftezuwachs erhalten, vielleicht nicht so schnell, wie Jeder von uns es möchte — gleichviel: erhalten werden wir ihn. Also auf zur Arbeit — langsamer, vorsichtiger als bisher, aber standhafter und beharrlicher !

Die welsche Grenze **von Walter Mehring**

Endlich einmal ist ausdrücklich festgestellt worden — von Lilli Jannasch in Nummer 37 der ‚Weltbühne' —: daß Frankreich, ausgenommen die überall einander würdige Presse, friedensgeneigter als Deutschland ist. Die Beispiele mögen aus persönlichen Eindrücken ergänzt werden.

Zwischen Köln und Aachen

Das Geschrei hallt noch von den Bahnsteigen, wo französische Generale, korpulent und weißhaarig, sich drängen zwischen schmerbäuchigen, bebrillten Deutschen, Müttern, die nach Anschlußzügen wimmern, langen Engländern, die gleichmütig warten, verladen zu werden. Die Menschen sind sauber nach Nationalmerkmalen geordnet, wie auf Neuruppiner Bilderbogen, wie im Gehirn des kleinen Mannes.

Von Erbfeindschaft spürt man nichts. Diesen Liliputanern hatte man den Krieg als letzte Existenzfrage eingeredet. Gewiß ist es schwer, sechzig Millionen Menschen zu beherrschen, die weniger von einander wußten als zwei Fachwissenschaftler verschiedener Nationen, und deren Nationalgefühl so wenig Gemeinsames hatte wie das eines friesischen Fischers der dänischen Grenze und eines Bergarbeiters im Ruhr-Revier. Man mußte ein erschlagendes Exempel statuieren, daß man noch da war, daß die mühsälig liniierten Grenzen praktische Bedeutung hätten, daß das „Vaterland" allein seligmachend sei. Der Militarismus arbeitete ja dem Katholizismus nach — aber wie plump, wie unpsychologisch ! Der Militarismus nahm seinen Leuten das Denken ab, begleitete sie vom Schuleintritt bis zur Altersgrenze des Landsturms — der Katholizismus ist gegenwärtig von der Wiege bis zum Sterben. Das heißt: der katholische Machthaber denkt kon-

kret, er ist sogar der größte Menschenkenner — der Staat kennt nur das Abstractum Vaterland.

Wie das an Grenzen praktisch aussieht, erfährt man in

Aachen

Beim ersten Eindruck scheint es französische Kleinstadt mit den schmalen braunroten Häusern und flachen Dächern, Villen im Chateau-Stil; zwischendurch holländische Viertel, Giebelbauten, deren Fronten nach alter Sitte jenes Landes von Kopf bis zu Fuß gewaschen werden. Für Deutschlands Herrlichkeit zeugen zunächst nur häßliche Neubauten, mit Burgenaufsatz, der Bahnhof und sein Adler mit „leicht angewinkelten” Flügeln auf Hosennaht. Dann allerdings in der Umgegend qualmt es von Fabrikschloten. Da sind die wirklichen Beweise deutscher Organisation, und obschon diese Ueberlegenheit nicht deutsche Offiziere berechtigte, Belgien zu verwüsten, könnte man sagen: Hier fängt sichtbarlich Deutschland an. Aber in Wahrheit ohne Uebergang ? Forscht man in den Familien nach, die an den Industriewerken teilhaben, so findet man sie nach Belgien und Holland hinüber verschwägert und blutsverwandt; selbst Besitzungen haben sie drüben; und die Frauen fuhren jede Woche nach Brüssel zu Verwandten, um ihre Einkäufe zu besorgen.

So eng greifen drei Länder kulturell in einander, getrennt durch den schmalen Streifen von Moresnet, jetzt Belgien gehörig, vor dem Kriege ein Freistaat, bestehend aus einem Dorf und und seinen Aeckern, ein Staatskuriosum mit mittelalterlicher Justiz (die eine einzige Strafe kannte: die Todesstrafe schon für den kleinsten Diebstahl). Ein Höhenzug inmitten dreier Kulturländer !

Die markierte

Grenze

aber — dieser Wunschtraum aus völkischen Lehnstühlen ist endlich erfüllt. Nur schloß Deutschland nicht von innen ab: man riegelte von außen zu, und ein Drahtzaun halbiert den aachener Bahnsteig — jenseits steht der Pariser Zug.

Warum verläßt man Deutschland wie eine Kaserne ? Wirklich nicht allein, weil man ständig drin lebt ! Seit Kriegsausbruch steht hier das Denken stramm und wartet untergeben auf das Kommando: Rührt euch ! Und das erste Gebot des Preußentums heißt immer noch: Tötet eure Feinde wie euch selbst, wenn nur der Kadavergehorsam gerettet ist ! Verteidigung ? Wenn das Morden einmal im Gang ist, gibt es allerdings keinen Ausweg mehr als Vernichtung ! Jetzt wars erreicht, und noch im tiefsten Dreck brüllten die Generale von hinten: Sie schießen auf Euch ! Nachts sieht man die Verwüstungen im Lichtkreis der Bahnhofslaternen: zersplitterte Wälder, Ruinen zwischen Neubaukolonien. Und im Morgen schon Rangierbahnhöfe, weite Geleisnetze, das typische Bild vor jeder Stadt; aber dann der düstere Montmartre aus zerhackten Bauten, hoch oben Sacrécoeur, schneeweiß, Vision türkischer Moscheen, und schließlich Einzug auf der Gare du Nord unter gleichgültigen Reisenden ohne Schlachtenmusik und Lorbeer !

Paris !

Was man vor allem empfindet: Hier öffnet sich nicht nur ein neues Land, sondern die ganze übrige Welt.

Wie weit man eine andre Kultur aufnimmt oder ablehnt, bleibt eine persönliche Angelegenheit. 1813 erklärte Goethe, er könne Frankreich nicht hassen, dem er einen großen Teil seiner Bildung verdanke; 1914 antwortete Gerhart Hauptmann — leider öffentlich — auf die Frage, ob man Shakespeare noch spielen dürfe ! Heute nach Europas Bankrott handelt sichs nicht so sehr um geistigen Kontakt. Nur die direkte Zusammenarbeit, die Gemeinschaft an allen Erträgnissen der Völker könnte die letzte Katastrophe vermeiden. Aber dann würde die gänzliche Nutzlosigkeit aller Derer, die nichts als Vorgesetzte spielen gelernt haben, für die Dümmsten und Letzten bewiesen sein. Und darum mästen sich diese Brunnenvergifter weiter vom Mißtrauen, darum arbeiten sie auf neue „Maßnahmen der Feinde”, Sanktionen und Verwirrungen hin, weil ihnen jedes Mittel zur Isolierung Deutschlands willkommen ist.

Daß das französische Volk nur blinden Haß gegen Deutschland kenne, lehrt man die Kinder schon in der Schule. Daß man in Paris als Deutscher angespien werde, wissen aus alldeutschen Hetzblättern Alle, die nichts vom Paris nach dem Kriege wissen. Zugegeben: da drüben lieben uns Viele nicht, dank der Fürsorge der Militärs, die sich vom Ueberfall Belgiens bis zu den Morden in München und Berlin so herrlich bewährt hat. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß beim Kriegsausbruch in Paris Trauer, in Berlin Jubel geherrscht hat.

Und als überragendes Denkmal des Krieges bleibt das Begräbnis des unbekannten Soldaten, während Deutschland bankrotte Heerführer feiert. Eindeutig sei immer wieder betont: daß die Gesamtstimmung drüben pazifistisch ist; daß man nirgends in Cabarets und music-halls die hüben üblichen Schimpfereien hört, wohl aber Chansons gegen den Krieg; daß Universitäts- und Schulprofessoren eine Zusammenarbeit mit Deutschland als Notwendigkeit ansehen und vergeblich auf ehrliche Gegenbeweise warten.

Henri Lichtenberger, Professor der Sorbonne, sagte mir vor ein paar Monaten, daß trotz der Bitte an deutsche Universitäten um wissenschaftliche und literarische Neuerscheinungen kein Buch gesandt worden sei. Trotzdem entschloß er sich zur Fühlungnahme mit deutschen Gelehrten: zu einer Studienreise (die allerdings im Hinblick auf den Ungeist der amtlichen Vertreter deutschen Geistes mehr zu fürchten als zu erhoffen ist).

Daß in den Künstlerkreisen der Moderne keine nationalen Unterschiede gemacht werden; daß ihre vornehmlichste Zeitschrift: ‚L'Esprit nouveau‘ ständig Beiträge von Deutschen bringt; daß die Studenten (und Professoren) sich jeder Verhetzung entziehen, zumal sie durchweg linksradikal eingestellt sind, ist nur im Hinblick auf deutsche Verhältnisse merkwürdig. Wesentlich ist, daß das Volk jedes militaristische Manöver: Kriegervereinsrummel und Uniformsucht ablehnt.

Das zu beobachten, hat man in der Stadt der immerwährenden Straßenfeste willkommen Gelegenheit. Als Carpentier, der Liebling, vergeblich in New Yersey um die Weltmeisterschaft boxte und auf der Place de la Concorde die Films von seinem Training und dazwischen die Nachrichten vom Hauptkampf gezeigt wurden, antwortete die Menge, die sich weit über die Seine-Brücke zur Chambre des Députées dehnte, mit schrillen Pfiffen auf die Niederlage. Als man aber mit dem „Einzug der pioupious unterm Arc de Triomphe" beruhigen wollte, setzte es Empörung und Schreie: Assez ! assez ! Finissez ! A bas la guerre !

Sonderbarerweise hört man in Berlin immer noch nicht gern, daß ein Deutscher in Paris nichts zu leiden hat. Ich selbst kam mit Vorurteilen hin, und der Erste, der sie mir benahm, war der Korrespondent einer großen deutschen Zeitung. Er hat wiederholt versucht, objektiv zu schreiben; er hat das Erlebnis seiner Reise durch das zerstörte Gebiet geschildert; er vermerkt alle die vielen Regungen der Vernunft in Frankreich: aber aus seinen Berichten wird systematisch herausgestrichen, was die Deutschen über die wahre Stimmung der Franzosen aufklären, was zur Versöhnung der beiden Völker beitragen könnte.

Denn immer wieder lebt das Mißtrauen auf, und hüben wie drüben sagt man: Ja, aber ! Hüben: Ja, aber Oberschlesien ! Drüben: Ja, aber die Orgesch ! Die geistige Fortsetzung der Kriegspolitik: Wir müssen mit Giftgasen arbeiten, sonst tuns die Feinde !

So kommt man nicht weiter ! Festzustellen wäre vielmehr, daß der Annäherungswille stark ist ! Man lese, was Paul Reboux in ‚Les drapeaux' (deutsch jetzt unter dem Titel: ‚Der einzige Weg' erschienen) ganz offen gegen die französischen Kriegstreiber sagt ! Man lese aber auch die vielen Zuschriften an ihn, von denen ich drei aus dem Original mit seiner Erlaubnis zitiere. Es schreiben:

Kommandant B . . . (Neuilly sur Seine):
Kriegsgeist und Haß muß Friedensgeist und Verbrüderung Platz machen ! Das ist für Deutschland und uns eine Lebensfrage !

Der Präsident einer der größten künstlerischen Genossenschaften :
Der Annäherungsgedanke ist notwendig für unser Land, das eine irrende Presse, eine unfähige Literatur vergiftet hat !

Ein Professor der Rechte:
Eine Vereinigung mit Deutschland ist die beste Politik, die einzige heilbringende !

So denkt man drüben ! Aber man hat es nicht notwendig, deswegen die Reise zu machen ! Die Grenzländer sind der Beweis, daß alle Grenzen willkürlich sind ! Und wer seine nationale Eigenart durch Fühlung mit Nachbarvölkern bedroht sieht, beweist seine nationale Schwäche ! Für Deutschland eintreten, heißt: gegen die völkischen Hetzer sein ! Es ist nicht ehrenvoll, sich für sie totschießen, nicht einmal: sich für sie boykottieren zu lassen !

Der Parteitag in Görlitz

1. Verstandeskritik von Karl Rothammer

Das Ergebnis des Parteitags der Sozialdemokratie darf man nicht nur, darf man nicht einmal hauptsächlich nach jener Entschließung, die der Koalitionspolitik freiere Bahn geschaffen hat, beurteilen. Diese Entschließung ist nicht mehr als eine Angelegenheit der Tagespolitik. Sie zwingt zu nichts, aber sie ermöglicht freie Bewegung. Unbedingt muß solche Bewegungsfreiheit im Hinblick auf ein Zusammengehen mit der Deutschen Volkspartei beurteilt werden. Aber wie nunmehr der Parteivorstand und die Fraktionen sich, wenn sie es für richtig halten sollten, mit der Partei des Herrn Stresemann zusammensetzen können, ebenso können sie, die ihnen jetzt gewordene Freiheit nutzend, diese Bindung wieder aufgeben und sich andern Parteien angliedern. Daß es in allernächster Zeit zu einer Koalition von Scheidemann bis Stresemann — oder richtiger: von Campe bis Otto Braun — kommen wird, ist zwar wahrscheinlich, aber noch nicht gewiß. Das Eine aber ist richtig: die Neubildung der preußischen Regirung und die unbedingte Notwendigkeit, die Sozialdemokratie an der Verwaltung und im besondern an der Kontrolle der Rechtspflege des größten der Länder wieder teilnehmen zu lassen, ist von entscheidendem Einfluß auf den taktischen Entschluß des Parteitags gewesen. Hier war zu fragen, was größern Schaden stifte: die Fortführung eines unkontrollierten Regiments Stegerwald, wie es auf Grund des unzulänglich, aber doch durch das freiste aller Wahlrechte gewählten Preußenparlaments möglich geworden ist — oder das Opfer des Intellekts, besser gesagt: der Gesinnung, mit unversöhnbaren Gegnern gemeinsam wenigstens das Schlimmste abzuwenden. Sollte man sich für die Politik des kleinern Uebels entschließen: das war die preußische Frage — die nicht aufgeworfen werden könnte, wenn sich die Preußen bei der letzten Preußenwahl vernünftiger und verantwortungsvoller entschieden hätten. Es wäre unrecht, die Führer zu tadeln, die auf einem so schwanken Grunde, wie das preußische Abgeordnetenhaus es ist, kein klar konturiertes Instrument der Demokratie und des Sozialismus aufzubauen imstande waren. Die Taktik der Parteien wird bestimmt durch die Brauchbarkeit der Parteikörper, und diese wiederum sind das Erzeugnis der Wähler. Die Unklarheit der Politik, die in Preußen und darüber hinaus in Deutschland getrieben wird und leider getrieben werden muß, ist nur das Spiegelbild der verheerenden Unklarheit der Bevölkerung. Solange die Kälber noch ihre Metzger selber wählen . . .

Das Parteigemisch des Reichstags ist zwar etwas erträglicher geraten als das des Preußenhauses: aber immerhin mag man sich daran erinnern, daß auch auf dieser Basis jede Regierungsbildung bisher die größten Schwierigkeiten bereitet hat. Vor allem muß man sich vergegenwärtigen, daß die Unabhängigen, als sie nach der Wahl die Regierungskoalition verstärken sollten, dies durch den mehr als kurzsichtigen Brief Crispiens rundweg abgelehnt haben. Auch heute noch wollen die

Unabhängigen mit bürgerlichen Parteien in keine Koalition eintreten. Der Regierung Wirth stehen sie zwar wohlwollend gegenüber, und, wie Kautsky sagt, würden sie sich mit der Zeit sogar für die Teilnahme an einer bürgerlich infizierten Koalition entschließen — aber: heut ist die Stunde, da gehandelt werden muß. So gilt also auch für das Reich, daß die Unsicherheit des Unterbaus — oder rückwärts gesehen: die Unklarheit der Wählermassen — die Zittrigkeit der Politik verursacht.
Man hätte fortwursteln können. Erst die Zukunft wird lehren, ob man nicht besser daran getan hätte, fortzuwursteln. Man hätte vielleicht auch das Reifwerden der heute noch gespaltenen Arbeiterschaft abwarten können; und auch hier wird erst die Zukunft lehren, ob die Politik, die jetzt getrieben werden soll oder wenigstens getrieben werden kann: die Politik mit der Deutschen Volkspartei, nicht nur ein Umweg ist, um durch hartes Fiasko, durch schwere Züchtigung, durch Geißel und Skorpione der Arbeiterschaft das Muß ihrer Einigkeit einzubläuen. Noch leiden wir an Noske — aber noch leben auch jene unheilvollen Kräfte, die einen Noske notwendig machten. Wäre er entbehrlich gewesen, so wäre die deutsche Politik heute den idealen Vorstellungen einer sozialen Demokratie jedenfalls wesentlich näher. Die Elemente, die die Republik von rechts her mit Handgranaten und Meuchelmord bedrohen, hätten sich nicht zusammenballen können, wenn die Unvernunft kurzsichtiger Zeloten sie nicht aus dem zusammengebrochenen Militarismus wieder hervorgeholt hätte. Es gehört zum Schicksal der Revolution und der Republik, daß Ludendorff nicht durch Scheidemann, sondern Liebknecht durch Liebknecht ausgeschaltet worden ist. Damals wurde der Fluch geboren, der sich jetzt zu verwirklichen scheint: die Koalition mit Leuten, die auch heute noch nur in der Zerbrechung der roten Ketten die Freiheit, wie sie sie verstehen, anstreben. Es wird in der Sozialdemokratie kaum Einen geben, der solchen Fluch nicht bitter empfände. Die Bayern-Debatte des Parteitags aber kann und soll Denen, die etwa aus der elastischen Taktik auf das Schwinden des revolutionären Wesens der deutschen Arbeiterschaft Schlüsse ziehen wollten, den Beweis liefern, daß auch heute noch die Sozialdemokratie neben der Taktik der breiten Koalition die Taktik des politischen Streiks im Interesse der republikanischen Freiheit bereit hat. Es ist nicht einzusehen, warum, wenn schon Beschlüsse über die Taktik zum Stigma des politischen Wesens einer Partei gemacht werden sollen, die Entschließung über die Koalitionspolitik höher bewertet wird als jener feierliche Schwur, einen bayrischen Angriff auf die Republik mit vernichtendem Schlage zu treffen.

Schließlich aber: die Sozialdemokratie hat in Görlitz nicht nur praktische Entschlüsse gefaßt— sie hat auch ein grundsätzliches Bekenntnis abgelegt. Es erneuert ausdrücklich die heiligen Tafeln des Erfurter Programms, durch das die deutsche Arbeiterschaft zu politischer Macht emporgewachsen ist. Und wenn der Parteitag das auch nicht getan hätte, so würde jedermann dieses Bekenntnis zu der Gesinnung und zu den Grundsätzen, kraft deren die deutschen Arbeiter aus Heloten zu Subjekten des

politischen Geschehens geworden sind, aus den stummen Massen herausgehört haben. Die Opposition auf dem Parteitag war dürftig. Machtvoll aber war die Einheit dort, wo die alte revolutionäre Energie zum Durchbruch kam. Und darum darf man hoffen, — daß — wie und mit welchem Erfolg — nun auch taktisch operiert werden wird — innerhalb der deutschen Arbeiterschaft Eines lebendig bleiben wird, und zwar lebendig und wirksam mit solcher Stärke, daß keine Führerschaft sich dem zu widersetzen vermag, lebendig wie am ersten Tag, da Lassalle in die Fanfare blies: der Wille zur Emanzipation von dem letzten Rest des Feudalismus, der Wille zum Aufbau einer neuen Welt.

Die Probe auf die neue Taktik aber wird sein: ob der deutschnationale Anschlag auf die Verfassung und auf die Freiheit der Bevölkerung abgewendet und, wenn er dennoch zum Ausbruch kommen sollte, vernichtet wird. Und ferner: ob — um nur Eines zu nennen — die Staatsanwälte der Monarchie Staatsanwälten der Republik den Platz räumen werden. Und schließlich: ob bei der für die Erfüllung der Reparation und für die Erhaltung des deutschen Volkes notwendigen Steuerpolitik die Kräfte der Starken nach dem Willen der Schwachen in Anspruch genommen werden.

2. Gefühlskritik von Theobald Tiger

Wir saßen einst im Zuchthaus und in Ketten,
wir opferten, um ein Mandat zu retten,
Geld, Freiheit, Stellung und Bequemlichkeit.
Wir waren die Gefahr der Eisenwerke,
wir hatten Glut im Herzen — unsre Stärke
war unsre Sehnsucht, rein und erdenweit.
Uns haßten Kaiser, Landrat und die Richter:
Idee wird Macht — das fühlte das Gelichter . . .
Long long ago —
Das ist nun heute alles nicht mehr so.

Wir sehn blasiert auf den Ideennebel.
Wir husten auf den alten, starken Bebel —
Wir schmunzeln, wenn die Jugend revoltiert.
Und während man in hundert Konventikeln
mit Fangschuß uns bekämpft und Leitartikeln,
sind wir realpolitisch orientiert.
Ein Klassenkampf ist gut für Bolschewisten.
Einst pfiffen wir auf die Ministerlisten . . .
Long long ago —
Das ist nun heute alles nicht mehr so.

Uns imponieren schrecklich die enormen
Zigarren, Autos und die Umgangsformen —
Man ist ja schließlich doch kein Nihilist.
Wir geben uns auch ohne jede Freite.
Und unser Scheidemann hat keine Seite,
nach der er nicht schon umgefallen ist.
Herr Stinnes grinst, und alle Englein lachen.
Wir sehen nicht, was sie da mit uns machen,
nicht die Gefahren all' . . .
Skatbrüder sind wir, die den Marx gelesen.
Wir sind noch nie so weit entfernt gewesen,
von jener Bahn, die uns geführt Lassall' !

Die Gefahr Stegerwald von Tyrus

Der Reichskanzler Wirth hat sich, wie einst sein Freund und Gesinnungsgenosse Erzberger, zu viel und unter Außerachtlassung der nötigen Vorsicht in der Oeffentlichkeit bewegt. Dadurch hat er sich Angriffen nicht nur von seinen politischen Gegnern, sondern auch von seinen Rivalen innerhalb der eignen Partei ausgesetzt. In erster Reihe steht dabei, wenn auch leider zu wenig beachtet, der preußische Ministerpräsident Adam Stegerwald. Dieser hielt es für richtig, in das innerpolitische diplomatische Ringen zwischen der Reichsregierung und Bayern einzugreifen, indem er die preußische Regierung als Hilfstruppe der bayrischen Reaktionäre aufmarschieren ließ.

Der Reichskanzler war so unvorsichtig gewesen, einen Bericht des preußischen Sicherheitskommissars Weismann im Ueberwachungsausschuß zu verlesen, einen Bericht, der von den Machinationen der Kappisten in Bayern handelte. In diesem Brief des Herrn Weismann fehlte die Angabe, daß die darin besprochenen Vorgänge zum größten Teil viele Monate zurückliegen. Wirth war bei der Verlesung dieses Dokuments von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß es sich um Vorgänge jüngsten Datums handelte. Schon die Aufklärung dieses Irrtums und die Notwendigkeit des Eingeständnisses mußten den deutschen Reichskanzler in eine wenig angenehme Lage bringen. Die Peinlichkeit dieser Lage wurde aber wesentlich verschärft durch die Tatsache, daß die preußische Regierung grade in diesem Augenblick offen auf die Seite Bayerns trat und ihr Bedauern aussprach, daß „der preußische Kommissar sich überhaupt um Vorgänge in Bayern gekümmert", und daß „die Oeffentlichkeit davon erfahren" habe.

Ein Bedauern darüber, daß Wirth überhaupt sich von Weismann habe unterrichten lassen, oder gar, daß Wirth überhaupt noch im Amte sei, war nicht in dem Schreiben ausgesprochen: das war nur der Unterton der Kundgebung, die unverkennbar reichsfeindlich und erst recht kanzlerfeindlich war. Dieser Tatsache war sich die preußische Regierung und ihr Chef Adam Stegerwald vollkommen bewußt, denn die Kundgebung ist ohne Wissen der Reichsregierung an das offziöse Telegraphenbüro gegeben worden. Die Benutzung dieses offiziösen Büros steht der preußischen Regierung frei. Sie braucht auch nicht in jedem Einzelfall die Reichsregierung zu fragen. Eine solche Kundgebung jedoch, wenn man sie schon nicht unterlassen konnte, mußte unbedingt zwischen Preußen und dem Reich besprochen und von beiden Teilen genehmigt werden. Dies ist nicht geschehen, und deshalb stellt sich diese Aktion als ein Dolchstoß in Wirths Rücken dar.

Wirth hat den Angriff schweigend hingenommen, was sonst nicht seine Art ist. Weshalb hat er in diesem Falle geschwiegen ? Hält er die Sache für unbedeutend ? Dann befindet er sich in einem merkwürdigen Gegensatz zu vielen seiner politischen Freunde. Hält er Stegerwald für ungefährlich ? Dann soll ihm ein Wort seines verstorbenen Freundes Erzberger zur Warnung dienen, der Stegerwald zur Genüge kannte und seinerzeit alle Zweifel, ob das Kabinett Stegerwald zustandekommen werde, niederschlug mit den Worten: „Das Kabinett wird zustandekommen. Wenn Stegerwald Gelegenheit hat, Ministerpräsident zu werden, so macht er sein Kabinett und, wenn es sein muß, nicht

nur ohne die Sozialdemokratie, sondern auch ohne das Zentrum. Den werdet Ihr aus dem politischen Leben nicht mehr entfernen."

Wie mit so vielen Dingen, die man nachträglich hat einsehen müssen, wird Erzberger auch damit recht behalten. Schon wird davon gesprochen, daß das Zentrum den preußischen Ministerpräsidentenposten Dr. Porsch übertragen will, während Stegerwald sich auf das Kultusministerium zurückziehen soll. Damit würde er nur zu neuem Sprung ausholen. Stegerwalds nächstes Ziel ist das Erbe Wirths, und er wird es erreichen. Wann und wie, kann man noch nicht sagen. Er wird es aber erreichen auf Grund des Gesetzes, das kürzlich in der Vossischen Zeitung bei Besprechung von Kohns Sportbankschwindeleien Sling überzeugend formuliert hat. ‚Zur Psychologie der Dummheit' hieß es da: „Keinen unter den Klugen hassen die Dummen mehr als den, der das Lügengewebe des großen Betrügers zerschnitt. Denn, so argumentieren sie: zugegeben, daß wir die Dummen sind — wie können wir zugeben, daß kluge Leute für uns sorgen ! Sind diese klüger als wir, so werden sie es verstehen, von dem Letzten, was wir hatten, zu leben."

Unwillkürlich erinnert man sich bei dieser praktischen Philosophie an den Entrüstungsschrei der Ueberpatrioten über die Mitwirkung Erzbergers an der Friedensresolution 1917, an der Herbeiführung des Waffenstillstandes, an seinen Feldzug gegen Helfferich und an seine Tätigkeit als Reichsfinanzminister. Wirth hatte verschiedene Teile der Erbschaft Erzbergers übernommen und verwaltete sie im Sinne des Erblassers. Das kann natürlich nicht andauern. Es meldet sich die betrogene Menge, die im Zustande des Betrogenseins sich glücklicher fühlte als nach dem unangenehmen Erwachen, bei der Präsentierung der Rechnung für die Genüsse der Vergangenheit. Diese Menge lechzt danach, wieder einen Mann als Führer an ihrer Spitze zu sehen, der ihr wenigstens große Versprechungen macht im Sinne des Wortes: „Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen". Nach einem Mann sehnt man sich, der den nationalistischen Instinkten der Massen schmeichelt, einem starken Mann, einem Mann der Ordnung im Sinne der alten Ordnungsparteien. Er darf nicht zu viele Hemmungen haben. Er muß sich von einer Partei wählen lassen — und mit den Gegnern gegen seine Wähler regieren können. Er muß demokratisch reden — und nationalistisch handeln können. Er muß seine Freunde im Stich lassen — und im gegebenen Moment mit seinen Feinden paktieren können. Dann wird er weder von der Linken noch von der Rechten angegriffen.

Ein solcher Mann ist der Verfasser der gegen den Kanzler gerichteten Kundgebung der preußischen Regierung vom siebzehnten September 1921.

*

Nachspiel. In der ‚Germania' erklärt Stegerwald, er habe weder den Kanzler stürzen noch Intrigen spinnen wollen. (Was für ein unbegabter Intrigant wäre er, wenn er das nicht erklärte !) Der Schluß des Artikels lautet: „So steht die Partie nicht. Ich kämpfe, nachdem der mehrheitssozialdemokratische Parteitag die hauptsächlichsten Hindernisse für eine breite Mitte mit einem starken Arbeiterflügel beseitigt hat, für Wirth." „Für Wirth" war gesperrt. Interessanter ist aber der Zwischensatz. Man fragt sich: Für wen hat Stegerwald vorher gekämpft ? Antwort: Für sich selbst. Das wird er auch weiterhin tun. Cavete !

Gustav Landauer **von Arnold Zweig** (Schluß)

III. Shakespeare

1.

Von allen andern, die man kennt, unterscheidet sich Landauers zweibändiges, gut gedrucktes Buch über Shakespeare zunächst durch die einzigartige Unbeirrbarkeit, mit der hier ein leidenschaftlicher Kenner, Freund und Sucher des persönlich Beseelten das Individuum „Shakespeare" in seinen Dichtungen greift, enger noch: den Gesellschaftsbildner Shakespeare, den Menschheitskritiker und leidenschaftlich Ersehnenden des unverzerrten Menschen und seiner geist- und sympathiegeformten Gemeinschaftsarten. Er sieht diesen Europäer W. Sh., Urheber grandioser Dichtungen, sich gegenüber: einen umfassend und aus der Höhe des Geistes her Wollenden, aus der Tiefe der Seele und eindringend fühlenden genialen Künstler — keine „Naturgewalt", keinen „unerkennbaren Schöpfer", sondern einen einst leiblich lebendigen Former, dessen Gedichte, in die Oeffentlichkeit gestellt, auf die Oeffentlichkeit aller Zeiten in bestimmten Sinne wirken sollten. Und wie ? Kurz und groß: vergeistigend; und die Welt, die aus den Fugen, durch die sinnlichsten Gestaltungen, die je da waren, wieder einrichtend, auf Bändigung der anarchischen Triebe hin, auf reinigende, versittlichende, die Hierarchie der Werte wiederherstellende Sozialität hin wirkend. Mit einem Schlage reißt Landauer alle Drapierungen ab, die allgemeiner Unverstand um den Gewaltigen legten: der Geist Shakespeare tritt in Wirkung.

2.

Was nicht gegeben wird, weil nur der analytisch begabte Dramatiker es geben kann, und weil es somit außerhalb der Zentrums von Landauers Aufmerksamkeit liegt, ist Shakespeare als Form, als Former, als Meister der dramatischen Gesetzlichkeiten und ihrer Anwendung. Nicht, als ob Landauer davon nichts wüßte. Oft und oft geht er auf einzelne Meisterzüge ein, bringt, während er, dem Aufbau seiner Vorträge gemäß, die Abwandlung der Geschehnisse darstellt, Hinweise auf dramatische Genialitäten, die erst mit Shakespeare in die Welt kamen (zum Beispiel die Art, wie die Terrassenszene — Hamlet-Geist — gebaut ist) — aber das Prinzipielle an seiner dramatischen Gestaltung, die Analyse der Dramen auf das Dramatische hin, unterbleibt. Und so ist das Buch: „Shakespeares Form" noch zu schreiben. Man wird, sollte es eines Tages da sein, erstmals in Deutschland wissen, was Form einer Dichtung überhaupt ist. Einer, der es wußte, Goethe sagt einmal ärgerlich: „Der Deutsche sieht überall nur den Stoff, und von der Form nur das Silbenmaß." Daher kommt es, daß er dem Spezifischen des Kunstwerks, nämlich dem Kunsthaften an ihm, hilflos gegenübersteht und, wenn man darauf Wert legt, mit der Antwort „Artist" ! oder „Ach, Handwerker . . ." unglimpflich bei Hand ist. Dagegen käme man nur an, wenn man einmal eines der Dramen Shakespeares auf das Dramatische hin ganz genau kommentierte. Dann be-

gönne eine neue Epoche der Aesthetik des Dramas, die sachgemäße nämlich, und statt vom Mythos wäre von der Spannung zu reden; und dann begriffe man, was Hamlet meint, wenn er in Stellvertretung seines Herrn über das Stück, das dem großen Haufen nicht gefiel (Kaviar für das Volk), zum Schauspieler sagt: „Aber es war, wie ich und Andre es nahmen, deren Urteil in solchen Dingen den Rang über dem meinigen behauptet, ein vortreffliches Stück: in seinen Szenen wohl geordnet und mit ebensoviel Maß als Verstand abgefaßt." In diesem Satze steht, was Landauer stets gegenwärtig ist: daß Shakespeare sich als Künstler, dramatisch, der Formforderung folgend, über jeden einzelnen Schritt Rechenschaft geben konnte. Landauer dagegen geht überall auf das Seelische aus — was mehr ist als nur Psychologie — und auf das Geistige, welches aus dem Gefüge des Ganzen spricht, und das er aufhellt ohne Rest.

3.

Was ihm die Kraft dazu verleiht, ist neben seinem wundervollen Verstande vor allem die Liebe zu den Gedichten, über die er spricht. Sie gibt seiner Darstellung die unwiderstehliche Wärme, sie befähigt ihn, jedes Drama wie eine leuchtende und bezwingende Erdgegend in unbeschränkter Totalität zu übersehn und zu beschreiben. Dabei ordnet er meisterhaft in seinem Berichte das Ganze nach Stufen der Wesentlichkeit an und erreicht dadurch eine Klarheit der Darstellung, die den verwickeltsten von Shakespeares Dramen gewachsen ist — zusammen mit der völligen Aufhellung aller Dunkelheiten und Schwierigkeiten im Drama selbst, vor allem der Charaktere. Daß ein Regisseur, Schauspieler, Kritiker noch einen Charakter in diesen Dramen mißverstehe oder überhaupt keinen Zugang zu ihm finde, oder daß über Sinn und Atmosphäre einer Gestalt in einem Drama (‚Julius Caesar', zum Beispiel) noch Unklarheit bestehe: das ist von nun an ausgeschlossen. In diesem Sinne wird das Werk eine neue Epoche der Shakespeare-Darstellung ermöglichen. Noch in anderm: es verführt zu Shakespeare. Was Dramatiker und junge Mienschen vom vierzehnten Jahr an spürten: daß neben diesen Werken alle andern an Wichtigkeit verlieren, an Leuchtkraft und magischem Funkeln, an Fülle, Tiefe, Gerechtigkeit und Kraft — das wird jetzt offenbar; und fast mit Bedauern — wenn das Entzücken nicht viel zu heftig wäre — sieht man seine heimlichen Lieblinge, Dinge, die nur man selbst ganz zu besitzen und zu verstehn glaubte (wie ‚Maß für Maß') dem Publikum kundgemacht. Andre (Troilus und Cressida) werden auch für uns neu entdeckt, viele bleiben unbehandelt (Heinrich der Vierte, Heinrich der Fünfte, Was Ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Richard der Zweite) und lassen uns im Zwiespalt der Gefühle: die Freude am freien Gebrauch eigner Intuition wird je und je verdrängt vom tiefen Bedauern, nicht auch über sie diese unvergleichliche Stimme zu hören. Denn Eins steht fest: dies Werk gehört für den guten Leser zu jenen, die stets zu früh enden. Noch einen Band ! ruft er, noch zwei ! Und da Gustav Landauer sterben mußte, ohne ihn geschrieben zu haben, liest er die beiden bestehenden von neuem.

4.

Und welcher Leser wird hier angerufen ? Jedermann schlechthin, der die Leidenschaft zur Dichtung hat. Die unsägliche Klarheit des reinen Abends waltet durch diese Darstellungskraft. Hier wird erhärtet, daß klar spricht, wer etwas zu sagen hat, und einfach, wer die Menschen beschenken will. Dies gesprochene Deutsch, aus Hören geboren, diese schmiegsame Fülle und Einsicht, dieser unfeierliche, weil hingerissene, von der Sache beherrschte und sie beherrschende Stil wird dem Buche, wenn es eines Tages billiger (jetzt kostet es sechzig Mark, gebunden über achtzig) wird herstellbar sein, den Charakter eines Volksbuches und damit den Einfluß eines großen Sprachbildners sichern. Seinen Verfasser aber gibt es schon jetzt, neben Lessing und Herder, Nietzsche und Schlegel, den Rang des großen Kritikers, von dem jeweils nur einer in einer Epoche lebt und herrscht. Jeder private Unsinn oder Engsinn über William Shakespeare wird von nun an lächerlich, und mehr noch, unmöglich sein. Die Luzidität der Liebe überhellt jede andre. Und jedes Urteil Landauers auch über andre Dichter, selbst wenn wir es nicht annehmen können, selbst wo es die Werte, die es an einer Dichtung preist, erst selber hineinzutragen scheint — jedes Urteil dieses strengen Liebenden gilt von jetzt an, vom Shakespeare-Buche her, als stärkster Zeuge für sein Objekt.

5.

Hier ist ein Buch, endlich eins, das beglückt, weil es so frei, herzlich, klar, klug und umfassend spricht; für jeden Mitreißbaren eine Offenbarung, für den jungen Shakespeare-Leser aber eine Erlösung: denn wer immer bei jeder, auch der zwanzigsten Lektüre eines der großen Dramen blindselig mitgerissen wurde in den weltschaffenden Atemsturm des Dichters, und wem die hinreißende Kraft, Kunst und Welthaltigkeit des Gedichts nur spürend und ahnend vag gegeben war, weil er von Hingerissenheit unfähig zur Analyse blieb und so, Alles ahnend, wissend, sehend, doch nicht imstande blieb, sich im Einzelnen Rechenschaft zu geben über Größe und Grund des Entzückens: für ihn ist hier die hellste Analyse vollzogen, eine Zerlegung von chirurgischer Behutsamkeit, ohne daß doch Duft, Schmelz und Unberührbarkeit der Dichtung zu leiden hätte. Schlechthin vollendet, wie gesagt, die Ausdeutung der Charaktere; wundervoll die Mitte, die Landauer innehält, zwischen ihrer Betrachtung als kunstgeschaffene Gestalten und als wirkliche Menschen, zwischen ihrer Stellung im Kosmos des Stückes und ihrer Bedeutsamkeit als Einzelwesen. Daß Hamlet, Brutus, Macbeth, Lear von Landauer congenial gesehen werden, ist kein Wunder (obwohl ein kleines Privatwunder die Unmittelbarkeit ist, mit der sie ihm, einem umfassenden Kenner der Shakespeare-Literatur, gegenübertreten); wundervoll aber ist seine unsagbar genaue und gerechte Haltung vor dem ‚Kaufmann von Venedig‘ etwa, weil Landauer ein großer Jude ist, oder vor Coriolan, der, als konservativer Aristokrat gestempelt, dem revolutionär-anarchistischen Führer noch am fremdesten sein sollte: mußte, wenn Landauer nicht der große gerechte, liebende und schauende

Mensch wäre, der er aber ist. Noch die Bedeutung zartester Züge — etwa der Fortlassung jener von Plutarch doch (wie bei Caesar und Antonius) auch bei Coriolan berichteten Geisterererscheinungen, Wahrzeichen und Unwetter vordeutender Natur — und Imponderabilien wird hier neben dem Wichtigen nicht vergessen. Aber von Einzelheiten beginnen, hieße überhaupt nicht enden können. Weder die leuchtende Reinheit und Zartheit der vergeistigten Frauengestalten noch die wahrhaft erschütternde Magie der Männerdarstellung darf hier näher gekennzeichnet werden. Was für eine Männlichkeit des Wesens in diesem Manne war, um beides so ganz deckend zu gewahren und zu berichten, das können nur Die ermessen, die ihren Begriff von Männlichkeit nicht an heutigen Konzeptionen gebildet haben. Darum aber kann von diesem Buche eine erziehende, idealbildende Macht ausgehen, heute, wo es einer verirrten und ins Reine strebenden Jugend in die Hände und Herzen gelegt wird.

6.

Und das ist der einzige Trost für uns, denen Gustav Landauer genommen: Sie töten den Geist nicht, Ihr Brüder ! Sein Geist ist am Werke. Unnennbar tritt er an die Seele des einsam verbundenen Lesers heran. Indem er Shakespeare vermittelt und nur ihn, gibt er sich kund: als der Führer. Als Der, dem die Quellen des Geistes und der Seele zugänglich sind, alle, weil sie auch in ihm fließen. Als unvergänglich leuchtende, in Reinheit des guten Willens bezwingende, zu Einsicht und wachem Leben überredende Gestalt. Als Prophet der Zeit, die in der Seele des Menschen vorgebildet liegt, und zu der er aufbrechen kann, sobald er sich entschließt, dieser Wirklichkeit der Gegenwart nur jenen Grad von Realität zu geben, der allein ihr zukommt: den des Widerspiels zum Gesollten, den des Widerstands, der zur Ueberwindung und Neugestaltung aufruft — den der Zeit, die auf den Fugen ist und fordert.

Neue Briefe des jungen Kainz

München, 28. Oktober 1881

Mein lieber, guter Onkel !

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt !" wirst Du zu meinem Briefe sagen. Der weite Weg entschuldigt zwar im Jahrhundert des Dampfes hier „Säumen" nicht mehr. Aber Theaterdirektoren und Intendanten können ein Hindernis werden, wenn sie einen so sehr mit Rollen überhäufen, daß man gar nicht mehr weiß, wo man die Zeit hernehmen soll, um nur seinen kontraktlichen Verpflichtungen gerecht zu werden. Ja, es ist herrlich beim Theater, wenn nur das verfluchte Komödienspielen nicht wäre. Diese dramatischen Scharfrichter glauben, man hat gar nichts anderes zu tun, als ihnen im Schweiße unseres Angesichts ihr Brod zu verdienen. Die Herren setzen sich an die Kasse, nehmen Geld ein und haben am Ende des Jahres ein Defizit zwischen 80 000 und 300 000 Mark, und unsereins darf um „schnöden Sold" Könige und Helden und Räuber „schwitzen" und das nennen sie dann „geteilte Arbeitskraft". Na, genug

von dem Kapitel ! — Ich wollte dir nur meinen herzlichsten Dank aussprechen für Deinen lieben Brief mit der Sendung „Gold”. Es hat bereits seine Verwendung gefunden und haftet an dem Ort seiner Bestimmung. Es ist uns zwar gar nicht aufgefallen, daß die vier kleinen Eckchen nicht fertig waren. Wir dachten, sie müßten weiß bleiben ! [Der Onkel war Vergolder und Rahmenmacher.]

Wie geht es Dir denn und Deiner l. Familie ? Wir befinden uns ganz wohl und unser Hausstand hat sich um eine Person vermehrt — Jetzt glaubst Du am Ende, ich habe mich in einer Art Anwandlung von Hundstagstollheit in das heilige Sakrament der Ehe gestürzt und Dich zum Großonkel allergnädigst avancieren lassen. — Nein ! mein Talent wirft noch nicht so viel Interessen ab, um mir ein Lager von Luxusartikeln anlegen zu können. Die Leute und Zeitungen faseln zwar von mehreren hunderttausend Mark, die ich vom König erhalten hätte, aber so sehr ich auch in allen Kisten und Kasten herumwühle, ich kann sie bei mir nicht finden. Habe ich sie verlegt oder aus der Westentasche verloren, das weiß ich nicht, sie sind halt nicht da !

Um wieder auf die eine Person zurückzukommen. Selbige stellt meine Tante Kathi vor, die den Winter über bei uns wohnen wird. Am vergangenen Donnerstag früh ist sie angekommen und es gefällt ihr so weit ganz gut.

Seitdem ich wieder in München bin, habe ich vom König nichts mehr gehört. Mir scheint, er geruhte, mich in Ungnade fallen zu lassen ! Weh hat mir bis jetzt dieser Fall nicht getan. Ich spiele mehr als je schöne Rollen und schlafe des Nachts ganz gut, wie früher !

Jetzt aber muß ich schließen, denn ich will noch einen Brief an den Totengräber des Matzleinsdorfer Friedhofes schreiben. Er soll noch einen Kranz aufs Grab [des Vaters] legen. Du gehst doch jedenfalls zu Allerheiligen oder zu Allerseelen hinaus. Es wäre mir recht, wenn Du mir schreiben würdest, in welchem Zustande Du das Grab gefunden hast. Eh' ich nämlich von Wien abreiste, bezahlte ich beim Totengräber den Aufputz für die beiden Feiertage. Es muß eine Grablaterne brennen und der Hügel selbst mit frischen Blumen geputzt sein und außerdem noch ein Kranz darauf liegen. Bitte schön, schreibe mir, ob Du alles so gefunden hast ! Der Totengräber hat zu diesem Zweck vier Gulden bekommen. Also bitte, sieh nach, ob alles in Ordnung ist. Jetzt leb' wohl, schreibe mir recht bald, wenn Du nichts Besseres zu tun hast, grüße mir die Tante und Toni und Marie recht herzlich und sei auch Du recht herzlich geküßt und gegrüßt von
Deinem Dich herzlich liebenden Neffen

Josef, k. b. quieszierter Kammermops

Viele Grüße von Mutter und Tante an Dich und die Deinen.

*

Berlin, am 19. September 1883

Mein liebes Herzensmütterchen !
Warum denn wieder diese unnötige Sorge ! Ich muß mir wirklich auch heute noch die Zeit abstehlen, um Dir zu schreiben

und habe Dir eigentlich nichts Wichtiges mitzuteilen. Wohnung, wie sie mir paßt, habe ich bis jetzt noch nicht gefunden. Vormittags habe ich auch wenig Zeit, zu suchen, denn bis jetzt fanden täglich Proben vom ‚Mennoniten‘ statt, und dann muß ich doch andern Leuten auch schreiben. Du glaubst gar nicht, was ich für Briefe zu beantworten habe. Von allen erdenklichen Seiten Gratulationen, sogar vom Ganghofer vom Königssee. Da waren wir schon einigemale eingeladen, auch in Potsdam. — Gestern hat mir die Pausinger geschrieben. Die bittet Dich mit aufgehobenen Händen, Du möchtest bis 6. oder 8. November in München bleiben, denn um diese Zeit kommt sie hin. — Gestern erhielt ich auch eine sehr liebenswürdige Einladung zum Gastspiel nach München, ich soll, wie ichs vorhersagte, in einer Separatvorstellung den Rustan spielen; in der Zeit vom 5. bis 9. November. Aber da gerade da hinein die Carlos-Vorstellungen fallen werden, so kann mir L'Arronge noch nicht bestimmt zusagen. Infolgedessen muß ich heute abschreiben. Denn Bürkel will sofortige Antwort haben, sonst müßte ein anderer die Rolle lernen. Es ist mir auch wirklich zu anstrengend ! Die Reise, dann das Spielen und nach der Vorstellung sofort wieder zurück — das geht nicht.

In ein paar Tagen hoffe ich Dich über die Wohnung beruhigen zu können, ich habe bereits eine sehr schöne in Aussicht, ganz so wie Du sie wünschest, ganz neu tapeziert, sie wird erst eingerichtet. Ich muß nur über den Preis noch einig werden.

Der ‚Mennonit‘ wird großartig ! Am Montag ist die erste Aufführung und morgen ist wieder ‚Kabale und Liebe‘. Pröll ist auch schon angekommen und hat mir schon geschrieben. Na kurz, in Berlin ist man eben ganz anders in Anspruch genommen als in einer kleinen Stadt, weil das Leben ein ganz anderes ist. Wenn Du erst hier bist, wirst Du's begreifen.

Also mach Dir keine unnütze Sorge mehr, wenn einmal ein paar Tage lang kein Brief kommt. Wie geht's Dir denn ? Du hast mir ja auch so lange nicht geschrieben. Jetzt lebwohl, ich muß noch dem Bürkel schreiben. Die Probe hat von 10 bis ½3 Uhr gedauert, bis 4 Uhr saß ich beim Essen, dann muß ich doch ein bißchen in frische Luft, und als ich nachhause kam, fing ich zu schreiben an. Jetzt ist's finster und um 7 Uhr möchte ich ins Theater.

Also lebwohl, ängstige Dich nicht, mir geht's sehr gut. Im andern Falle hätte ich Dich schon hertelegraphiert. Lebwohl, schreibe bald und nimm Millionen Küsse von Deinem Dich über alles liebenden, zufriedenen

Seppl

Grüße Unthals, die haben gewiß wieder mit Dir auszustehen gehabt !

*

Berlin, 25. Oktober 1883

Herzliebstes Mütterchen !

In aller Eile nur ein paar Zeilen. ‚Mennonit‘ war vorgestern zum ersten Male. Sensationeller Triumph ! Wildenbruch zehnmal gerufen ! Da man während der Vorstellung und zum Schlusse wie wahnsinnig meinen Namen brüllte, so dankte

Wildenbruch für die Künstler in einer sehr schneidigen Rede. Er umarmte und küßte mich nach der Vorstellung, dann waren wir in einem Kreise der ersten Journalisten und Schriftsteller Berlins zusammen. Alles zollte mir den ungeteiltesten Beifall. Sende Dir mit diesem Briefe die erste Zeitung Berlins, den ‚Börsen-Courier'. Die Kritik ist von einem der hervorragendsten Rezensenten verfaßt, Dr. Landau. Ich bin in allen Zeitungen ausnahmslos über den grünen Klee herausgestrichen. Hurra ! Der erste große, unbestrittene Sieg, den das Deutsche Theater errungen und ich habe die Fahne getragen ! Du — das ist keine Kleinigkeit in Berlin ! Der Verleger Wildenbruchs hat mir tagsdarauf Wildenbruchs sämtliche Novellen aus Verehrung dediziert — na, kurz und gut: ich hab die Leute umgekrempelt wie einen alten Handschuh. Wenn Du nur gehört hättest, wie dieses hochfeine, blasierte Publikum fortwährend „Kainz" brüllte, als ob lauter Schuster im Theater gewesen wären ! Heute ist es wieder. Jetzt muß ich zu Wildenbruch.

Dies sind die ersten Stücke einer Sammlung: ‚Briefe von Josef Kainz', herausgegeben von Hermann Bahr, die Mitte Oktober im Rikola-Verlag zu Wien erscheint.

Wirtschaftlicher Fatalismus von Waltreu

Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet das Ausland, wie unser unter schwersten Reparationslasten ächzendes Land ringt, zu neuen Anstrengungen Atem schöpft, vorwärtstaumelt und immer wieder zusammensinkt. Es beobachtet; aber es hilft nicht.

Heimische und fremde Techniker bemühen sich, Hilfsmittel für ihre Feststellungen zu bilden, Manometer, von denen der Atmosphärendruck über dem deutschen Wirtschaftskörper abzulesen ist. Wozu die Mühe ? Was hilft die Feststellung, daß die Spannung zu hoch ist und die Kessel bersten können, wenn Niemand den Mut hat, regulierend einzugreifen ! Die Explosion, der Bankrott, gegen den wir bislang noch immer mit Erfolg angekämpft haben, würde verheerend sein, auch für die Gaffer. Keiner verhehlt sichs. Jeder erwartet von Deutschland, das immer mehr zum Mittelpunkt alles wirtschaftlichen Geschehens wird (weil alle einst Krieg führenden Staaten verbriefte, anerkannte Forderungen an das unglückliche Land haben) — Jeder erwartet von Deutschland Hilfe, wenn nicht Rettung für sich selbst. In Frankreich besonders sind kaum noch großzügige oekonomische Ueberlegungen denkbar, die nicht irgendwie in das deutsche Problem münden. Deutschland als Maßstab der Dinge: das ist der Krankheitsherd.

Nicht wir haben ihn diesmal geschaffen. Es gibt Ententestaaten, in denen der Entschluß zur Selbsthilfe noch immer nicht aufschnellen will. Wenn Deutschland arbeitet, darf Niemand feiern. Selbst ein vernünftiges, gerechtes, erfüllbares Reparationsprogramm würde nicht genügen, Europas Wirtschaft ins Gleichgewicht zu bringen. Der Prozeß weltwirtschaftlicher Gesundung kann nicht beginnen, es sei denn, daß jeglicher Rentnergeist durch verbissen optimistischen Schaffensdrang hinweggefegt ist, die Protektionspanzer, Herde imperialistisch-militaristischer Stimmungen, gesprengt werden und Wirt-

schaft an Wirtschaft im freien Wettbewerb sich entzündet, steigert und reichlich Ertrag abwirft, auf daß die Völker satt, friedlich und für die Verständigung reif werden. Diese Voraussetzungen bestehen einstweilen, leider, noch nicht.

*

England führt seine schwere Krise darauf zurück, daß Deutschland als Käufer britischer Waren nicht mehr in Frage kommt. Die englische Valuta leidet zwar auch unter einem Disagio gegen die Goldparität von 25 %; aber an der unsern gemessen, ist sie noch immer hoch, zu hoch, als daß wir zu Einkäufen im Maßstab der Vorkriegszeit fähig wären. Wiederum hindert uns die schwankende Haltung der englischen Valuta, auch nur nennenswerte Kredite in Großbritannien abzuschließen. Das Pfund Sterling hat eben als Weltgeld seine Bedeutung eingebüßt.

Die Unterwertung der Mark verursacht aber nicht allein, daß Deutschland die britischen Märkte meiden muß. Umgekehrt wächst mit der sinkenden Kaufkraft unsrer Valuta auch die deutsche Exportfähigkeit und hilft die wirtschaftliche Stagnation in Großbritannien vertiefen. Das Heer der Arbeitslosen schwillt infolgedessen an, will unterhalten sein, heischt große Summen Unterstützung und verhindert, daß das englische Budget ins Gleichgewicht kommt.

Da wirklich die sinkende deutsche Valuta Ursache dieser menschlich und wirtschaftlich beklagenswerten Zustände in Großbritannien ist, darf festgestellt werden, daß mit wachsenden Schwierigkeiten für die Erfüllung der Reparationspflichten auch die britischen Lasten, die aus eben dieser Reparationsbürde herzuleiten sind, steigen. Es ist sehr fraglich, ob die deutsche Leistung jemals genügen kann, für alle Schäden, die sie schafft, auch nur annähernd einen Ausgleich zu bieten. In dem Augenblick, da aus dieser Erkenntnis in England Schlußfolgerungen gezogen werden, ist der Weg für die Gesundung der deutschen und britischen Wirtschaft frei.

Noch heißt es Geduld haben.

*

Die französisch -deutsche Verkettung ist besonders innig. Frankreich kann nur mit deutscher Unterstützung zu einer wirklich nachhaltigen Leistungsfähigkeit seiner Wirtschaft gelangen. Eben deshalb ist es so widersinnig, nicht allein unmögliche Leistungen von den Besiegten zu verlangen, sondern darüber hinaus für die Erfüllung des Geforderten auch noch besondere Schwierigkeiten zu schaffen.

Die Beibehaltung der Sanktionen bis zum fünfzehnten September ist von Frankreich dazu benutzt worden, große Mengen von Luxuswaren im Rheinland und den nach der Londoner Konferenz besetzten Gebieten zu stapeln. Diese Waren, für die eine von bitterer Not geplagte Menschheit nicht mehr das Interesse wie in wirtschaftlich normalen Zeiten hat, sollen möglichst in Deutschland abgesetzt werden, weil hier ein politischer Druck ausgeübt werden kann.

Aber Deutschland sträubt sich. Jede Flasche ausländischer Sekt, die unüberlegt getrunken wird, bedeutet eine Schwächung unsrer Valuta, weil nur durch rücksichtslose Beschränkung unsrer Einfuhr der Export, aus dem die für die Erfüllung der Reparation erforderlichen Golddevisen zu schöpfen sind, ausreichend gesteigert werden kann.

Der freiwillig von der Bevölkerung durchgeführte Boykott entbehrlicher ausländischer Waren ist also ein erfreuliches Zeichen sittlicher Genesung. Er ist notwendig und stammt keinesfalls nur aus nationalistischer Antipathie gegen alles Fremde.

Die französische Wirtschaft sollte sich umstellen: nur diese berechtigte und für Frankreich auch objektiv nützliche Forderung dürfte aus der deutschen Weigerung hergeleitet werden.

Gleichwohl versucht die französische Politik, die Aufhebung der Sanktionen in Zusammenhang mit den Besprechungen zwischen Rathenau und Loucheur zu bringen, die bestimmte und, soweit bekannt ist, recht hohe Einfuhrkontingente für französische Waren vorgesehen haben. Um geschäftlicher Vorteile willen glaubt Frankreich sich eines Wortbruchs schuldig machen zu dürfen. Die psychologischen Wirkungen dieser Handlung sind aber viel schlimmer noch als der wirtschaftliche Schaden, der unmittelbar durch die Beibehaltung der Zollgrenze verursacht wird. Die deutsche Reparationsleistung hängt von dem Erfüllungswillen des letzten deutschen Staatsbürgers ab. Aeußerste Anspannung ist nötig, um stufenweis der Erfüllung näherzukommen. Es genügt nicht, daß die Regierung zur Ausführung entschlossen ist. Nur wenn sie sich auf eine disziplinierte, nicht fatalistisch gestimmte breite Volksmasse stützen kann, wird ihr gelingen, auch die aus nationalistischer Verhetzung Widerstrebenden vorwärtszuzwingen. Die Zahl dieser Abseitigen ist aber grade in den Kreisen der sogenannten „produktiven Erwerbsstände" nicht gering.

Ihr steht heute zweifellos eine große Mehrheit gegenüber, die den endgültigen Frieden und die Freiheit durch harte wirtschaftliche Arbeit und große persönliche Opfer erkaufen will. Grade sie aber verlangt, daß sie mit ihren Opfern vorwärtskommt, daß ihre Leistungen auch wirklich den Sinn haben, den sie ihnen zu geben wünscht. Sonst muß Verzweiflung und Fatalismus überall Platz greifen. Das Netz behördlicher Verfügungen wird heimlich aufgeknüpft, und, während Gesten der Erfüllung zur Schau getragen werden, ist doch das Bestreben auf rücksichtslose Befriedigung egoistischer Lüste gerichtet.

Frankreich kann viel tun, diese Stimmung zu bannen. Die Beibehaltung der Sanktionen am fünfzehnten September hat nicht nur dem Kabinett, sondern auch der Anbahnung des wirtschaftlichen Weltfriedens viel geschadet.

An einen Juden von Heinrich Fischer

Unser Leben rollt, ein verflachter Stein.
Nur aus Deiner Brille bricht ein Schein
von vielhunderten erglühten Jahren.
Lieder kennst Du, die wir nicht verstehn:
bist Du ins Philistervolk gefahren ?
Du hast still vom Sinai gesehn.

Oh, wir wissen gut um Deine Feste —
Nächtens hat die Stube hohe Gäste,
und Spinoza spricht aus ihrer Wand . . .
Unser Leben ist verlorner Spott.
Wenn wir sterben, sind wir weit von Gott:
Bitte, lieber Bruder, nimm mich bei der Hand.

Hauptmann und Hebbel

So etwas wie ein verwunschenes Schloß. Auf einem Berg, zwischen Linden, Kastanien, Nußbäumen, Weinbergen. Bemooste Mauern wehren der Welt. Nichts klingt herein als die Glocke des naumburger Doms. Ihr Echo ist glockenartiges Lachen frischer Mädchenstimmen. Vier Schwestern. Frohnaturen vom Vater und Großvater her. Von dem alten Organisten, der Phantasie und Kunst weitervererbt, und dem erfolgreichen Kaufmann, der das hohe Haus mit dem dichten Park, das viele Geld und den heitern Sinn hinterlassen hat. Wie schön ist das gedacht ! Die reine und starke Luft eines glücklich-gesunden Bürgertums; der sonderliche Duft eines heimeligen Weltwinkels; der junge und der späte Frühling anmutiger, ungebundener, seelenvoller Geschöpfe. Die Umwelt einer Komödie war gegeben. Diese Umwelt brauchte nur durchdringend fühlbar zu werden. Die Charaktere einer Komödie waren gegeben. Die vier Schwestern Ruschewey brauchten nur, bei aller Verwandtschaft, vier ganz verschiedene Wesen von gleich überzeugender Leibhaftigkeit zu werden. Sabine, überlegen, wählerisch und, halb freiwillig, entschlossen, eine Ruschewey zu bleiben. Adelheid, ein südlicheres Temperament, auf dem Weg in ein mitteldeutsches Ehebett. Ludowike, das Nesthäkchen und Künstlerkind, mit dem klugen Köpfchen, den leichten Füßchen und der verschleierten Zukunft. Agathe endlich, der Ernst oder auch die Trübsal der Familie, von schwermütigem Reiz und mit einem Schicksal auf den schwachen Schultern. Durch Agathe allein konnte das Idyll der Jungfern vom Bischofsberg zum Drama werden: wenn nämlich ihr Schicksal in den Mittelpunkt gerückt wurde. Sollte aber das Drama eine Komödie sein, so mußte dieses Schicksal zum Guten gewendet werden. Von innen her oder von außen her: je nach dem, ob die Absicht des Dichters auf eine poetische oder auf eine possenhafte Komödie ging.

Vielleicht ist Hauptmanns ursprüngliche Absicht auf eine innerliche Entwicklung gegangen. Sein Einfall hat nur zur äußerlichsten Lösung gereicht. Agathe liebt einen Andern als ihren Verlobten, dem sie aus Wut oder Dankbarkeit, oder wer weiß was, ihre Seele verkauft hat, weil der Andre im entscheidenden Augenblick nicht zur Stelle war. Ihr Unglück ist groß, ihr Herz ist schwer. Um dieses Herz wieder leicht und glücklich zu machen, konnte der Dichter den Geliebten mit dem Verlobten zum Wettstreit um die Herrlichste von allen antreten lassen; konnte er den Verlobten durch sich selber lächerlich werden, den Geliebten durch die Gaben seines Geistes und seiner Gesinnung siegen lassen. Die humorhafte Färbung solch eines Wettstreits wäre Sache des Dichters gewesen. Aber so, so allein wäre der Stil der Anfangsakte zu wahren gewesen. Sie sind auf Feinheit und Zartheit gestellt. Die Atmosphäre ist da, ein unwillkürlicher Charme um die Dinge, und von den aparten Menschen wenigstens die aparte Sprache. Sie haben ihren eignen Tonfall, der manchmal der Tonfall ihres besondern Lebenskreises, manchmal nur der Tonfall des Dichters

Hauptmann ist; aber sie bringen es zum kleinsten Teil bis zu einer faßbaren Physiognomie. Selbst wo eine menschliche Beziehung künstlerisch wertvoll wird, wie die klaglos entsagende Bewunderung eines leidenden Polen für die Grazie und die musikalische Beseeltheit der jüngsten Schwester Lux, selbst da wird sie es höchstens für eine winzige scharfsichtige und mitfühlende Minderheit.

Diese Minderheit läßt nach den ersten drei Akten die Hoffnung keineswegs sinken. Sie sind übertrieben breit geraten und haben doch ihre Süße. Der Geliebte hat den Verlobten unversehens mit schrecklichen Gemeinplätzen überfallen, die zu nichts geführt haben, und hat uns doch in einer ganz kurzen, schmerzlich-sehnsüchtigen Liebesszene mit Agathe für sich und seine Leidenschaft eingenommen. Ein läppischer Vagabund ist eingeführt worden, mit der Bestimmung, den kindlichen Streich zu vollenden, durch den der Verlobte zu Gunsten des Geliebten unmöglich gemacht und verdrängt werden soll — und es ist doch noch nichts verloren. Denn wenn jetzt Agathe und ihr Geliebter sich beide als Menschen erweisen, die uns angehen, deren Jubel unser Jubel wird, so mag immerhin ein Schwankmotiv, wie die Verulkung und Vernichtung des verlobten Oberlehrers durch eine ausgegrabene Vorweltkiste voll — Schinken und Würsten, bühnengeschickt und schlagend witzig ausgenutzt werden. Dann wird am Ende kein neuer ‚Sommernachtstraum‘ entstanden sein, wohl aber ein harmlosnettes Lustspiel von anständigen Mitteln und bescheidenen dichterischen Eigenschaften, das bei unsrer Komödiennot gute Dienste leisten könnte.

Es kommt leider ganz anders. Das Schwankmotiv wird unendlich unbeholfen und rätselhaft geschmacklos abgewandelt. Die Verbrauchtheit wäre hinzunehmen: dieser Grad von Humorverlassenheit ist ohne Beispiel. Versöhnend wirkt während der Aufführung allenfalls die Empfindung, daß so weit hinter den geringsten Theaterfabrikanten nur ein Dichter zurückbleiben kann, der weder zu schwindeln noch zu handwerkern gelernt hat. Versöhnend wirkt weiter, in der Erinnerung, die Gewißheit, daß jener Eindruck namenloser Peinlichkeit im fünften Akt noch überboten wird. Das Ziel ist erreicht, die Bahn ist frei. Agathe ist entlobt und findet sich mit dem Mann ihrer Wahl zusammen. Das geschieht in einer romanhaft geschwollenen Sprache, die zu den knappen, herzensechten Tönen der ersten Liebesszene gradezu abenteuerlich kontrastiert. „Es ist etwas über mich hingeflogen, ich weiß nicht was”, hatte nach diesem schlichten Wiedersehen der Geliebte schlicht gesagt. Wir aber wußten, daß über uns der Hauch eines wahren Dichters hingeflogen war. Jetzt wissen wir, daß er damit zugleich verflogen ist. Jetzt heißt es: „Ach, ich habe mich so gesehnt, so gesehnt nach Dir ! Meine Seele ist um dies Haus hier geirrt ! O, ich war so krank ! O, ich war so gebrochen ! O, Du hast eine solche furchtbare Macht ausgeübt ! O, hättest Du das nur durchgemacht ! O, ich habe Dein Bildchen angebetet . . . Das liebe und milde und trotzige Herz, das ich liebe, so wie es schlägt in seiner göttlichen, bebenden Wohnung: mir zuschlägt . . treu ! mir klopft aus

der Brust ! — an meinem . . mit meinem . . so süß lebendig . . mir zu ! dem meinen, das zu ihm strebt ! — O tiefe, schmerzliche Bangigkeit ! O Angst ! O du Angst des höchsten Besitzes ! Ewig ! ewig ! O Ewigkeit !” So spricht in der glücklichsten Stunde seines Lebens ein Mann von vierunddreißig Jahren, der vieler Menschen Städte und Länder gesehen und uns vorher mit keiner Silbe verraten hat, daß er an einer bestimmten Stelle des Stücks vorübergehend, o, toll zu werden . . .

*

Das waren, vor annähernd fünfzehn Jahren, als ich, in Nummer 7 des dritten Jahrgangs der ‚Schaubühne‘, diese Kritik zum ersten Mal drucken ließ — das waren glückliche Zeiten. Denn diese Kritik rief eine Polemik hervor, die, in Nummer 8, auf fünf Seiten zwischen Hermann Bahr und mir, in Nummer 9 auf neun Seiten zwischen Felix Salten und mir geführt und in Nummer 11 von Christian Morgenstern gütig verspottet und beendet wurde. Wer lächeln will, schlage nach. Vier leidlich erwachsene, leidlich gescheite Menschen hatten dazumal nicht allzuviel größere Sorgen, als vier Wochen und achtzehn Seiten an die Frage zu wenden, ob Brahm die ‚Jungfern vom Bischofsberg‘ hätte darstellen sollen oder nicht. Bei der Wiederaufnahme ist weder im Publikum ein Skandal noch in der Kritik ein Meinungsstreit ausgebrochen. Hauptmann wird nicht mehr umkämpft. Dieses sein Werk ist weniger dünn als manch späteres. Von der allgemeinen Aufgeregtheit der Gegenwart kommt auf die Kunst nur ein Bruchteil. Und wenn ich die Hafenbrücke von Munkmarsch nennen höre, dann pfeif ich auf die dramaturgische Tabulatur; wenigstens bei Beginn der Saison. Nun ja: die Kistenausgrabung ist nicht sehr wirksam — aber „namenlos peinlich” ? Der delirierende Liebhaber spricht jetzt etwa die Hälfte; und diese, aus Hermann Thimigs Munde, besänftigend schlicht. Von dem verwunschenen Schloß bei Naumburg hat freilich der Regisseur Iwan Schmith eine andre Vorstellung als der Leser. Solchen Prunksaal wird sich der alte Ruschewey, der sicherlich seinem Bruder Diegelmann ähnlich war, nicht gebaut haben. Und man hat doch Bruder Diegelmann ähnlich war, nicht gebaut haben. Man hat doch wohl eine naturalistische Wiedergabe erstrebt. Daß der Landstreicher Edthofer einen Phantasiedialekt zwischen Schlesisch, Berlinisch, Sächsisch und Wienerisch kauderwelscht, entspringt kaum einer Stilisierungsabsicht. Eher schon, daß die Agathe des Fräulein Denera es darauf anlegt, aus dem Text Punkte und Kommata zu entfernen. Sie will offenbar, irregeleitet, statt einer kummervollen Gestalt Klangvarianten über den Kummer bieten. Aber dazu müßte mindestens der Klang immer herzensecht und ihre musikalische Empfindung untrüglich sein. Ich bin für Hans Brausewetter, der seine frische, blonde, herzhafte Achtzehnjährigkeit mit der Nachdrücklichkeit der Natur auf die Bretter der Kammerspiele stellte. Und ich bin, namentlich, für Max Gülstorff, der die Komik eines Oberlehrers mit stumpfem Zylinder und ungewickeltem Regenschirm bei dicker Sonne zur Tragikomik vertiefte und ohne Mühe die Luftschicht des Lustspiels heraufzuzaubern verstand.

Ins Deutsche Theater kam ich von Battistini, dem höchsten aller Kunstwunder, die mir zu Ohren gelangt sind. Dieser Südländer, süßester Wohllaut selber, strahlende Harmonie, gefühlvolle Flöte und eherne Posaune, dieser Götterliebling in der großmeisterlichen Beherrschung aller Elemente berauschenden Gesanges — er hatte empfänglich gestimmt für seinen Bruder und Gegenfüßler, den ringenden Hyperboräer Hebbel, der seine grüblerischen Leidenschaften zu kristallener Form gebändigt hat. ‚Herodes und Mariamne' spielt da, wo der angespannte Wachsinn nervenfeinster Spätlinge deshalb, nur deshalb nicht zum Wahnsinn wird, weil das urtümlich strömende Blut ihrer Ahnen nicht einmal durch Jahrhunderte ganz zu zersetzen war — und weil ihrem Dichter immer bewußt bleibt, was er ihrer historischen Stellung an einer Epochenwende schuldig ist. In den Zeitenlauf um Christi Geburt werden zwanglos Einzelschicksale gefügt, die uns qualvoll auf den Leib rücken, als hätte sie Strindberg aus unsrer Gegenwart gerissen. Mariamnes Tragik: daß ihre Persönlichkeit, das Anrecht ihrer Persönlichkeit auf Verständnis und Vertrauen erst von ihr, noch nicht von Herodes entdeckt ist. Ihr Stolz, ihr Trotz, ihre Schamhaftigkeit erhalten heroisches Maß durch die Rückständigkeit des Partners, der nicht schlechten Willens, nicht tauber Liebe, wohl aber unzulänglichen Instinktes ist. Die Tochter einer entstehenden Welt erliegt dem Repräsentanten der todesgeweihten, der die Macht hat, sie „unters Schwert" zu stellen, statt der Begabung, ihre besondern Gesetze zu entdecken. Es gibt in der deutschen Dramatik kein erschütternderes Gleichnis für das Los der Menschen, an einander vorbei zu leben, für ihr Verhängnis, das erlösende Wort zu spät zu finden. Kein abgründigeres Symbol unbedingter Kompromisse verschmähender, seelenbesitzeswütiger Liebe. Keine wuchtigere Zusammenfassung der dämonischen Kräfte, die durch das Labyrinth der leidensfähigen Brust wandeln.

Ich kam ins Deutsche Theater von Batistini. Belcanto ist Gleichmaß, ist Ausgewogenheit aller Teile, ist Stil. Dieser begnadete Schönsänger, vor acht Jahren fünfundsechzig-, dieses Jahr sechsundsechzigjährig, hatte in unerschöpflicher Gebefreudigkeit, zum Dank für Beifallsorkane ohnegleichen, die Anzahl seiner Arien beinah verdoppelt. So war ich doppelt empfindlich gestimmt gegen die ehrgeizloseste Inszenierung, die weder Hebbels Stil noch sonst einen noch ihren eignen getroffen hatte. Wenn die Literatur meines alten Mitarbeiters Otto Falckenberg einen Schluß auf die Eigenart seines Regietalents zuläßt, so ist er für die Komödie eher als für die Tragödie geschaffen. Zweifellos fehlt ihm auch die Faust, sich beim ersten Mal eines fremden Ensembles zu bemächtigen (wie denn überhaupt der Plan dieser Regisseurgastspiele als Ausgeburt der Hilflosigkeit erscheint). Aber ich hätte Falckenberg wenigstens dasjenige Maß von Bildung zugetraut, das davor schützt, ein Verdichtungsgenie wie Hebbel barbarisch zu verstümmeln. Hier ist kein Wort entbehrlich — und wie viele waren weggehackt ! Hier, in diesem Kammerspiel der fiebernden Seelen,

braucht kaum ein Wort laut gesprochen zu werden — und wie viele wurden geschrien ! Hier hat jede Figur ein Gesicht — und wie viele waren gesichtslos ! Damit ist nichts getan, daß man das Fest der Mariamne hinter die Szene verlegt: das Problem der Hebbel-Darstellung will auf der Szene entschieden sein. Aus dieser marmornen Verspracht ist das verborgene Feuer herauszuschlagen. „So wie bei diesem Stück stürmte es noch nie in meiner Brust; so fest hielt ich dem Sturm aber auch noch nie die Stange !" Das ist Hebbels Bekenntnis. Es ist zugleich für den Regisseur die Richtschnur. Beides muß hörbar und sichtbar werden: der Sturm — der innere Sturm ! — und die lenkende Gewalt. Im Deutschen Theater wurde vor einer Einheitsdekoration, gegen die an sich nichts einzuwenden war, unmethodisch und unrhythmisch Lärm gemacht. Teils von Provinzmimen, teils von falsch beschäftigten Großstadtkünstlern.

Nichts zeugt mehr wider Falckenberg, als daß er diese Besetzung hingenommen hat. Herodes und Mariamne gemeinsam haben in fünf langen Akten Einen starken Moment, den letzten: wenn er zum Abschied an ihr vorbei will — wie sie da Beide wanken, sich unmerklich zu einander neigen, warten, ob nicht der Andre den Bann brechen wird, und sich in furchtbarster Enttäuschtheit schweigend ihrem Geschick ergeben. Werner Krauß allein hat Einen starken Moment: wenn die verurteilte Mariamne vor ihrem Tode nichts weiter zu erbitten hat als ein Gespräch mit Titus — wie da sein entsetzter Blick in einem Sekundenbruchteil wortlos fragend aufschreit: Der auch ? Auch mit Dem ? O, Greuel der Greuel ! Auf diese Augen- und Mienen-Sprache waren beide Gestalten zu stellen. Krauß stellte seinen Herodes auf die bildhafte Einprägsamkeit eines fetten Schwelgers, halbjüdischer Napoleon, halb Indianerhäuptling; auf Einfälle des Charakterspielers; und auf Lautheit. Frau Strauß allein hatte keinen starken Moment. Sie hatte aus Versehen die Mariamne statt ihrer Mutter Alexandra bekommen. Diese Hetzerin läge ihr; wie alle entfesselten Weibstücke. Nichts hat sie weniger als grade, was Mariamne verlangt: verhaltene Hoheit. Muß sie sie vortäuschen, so vereinen sich in ihrer Stimme Saccharin und Schmalz zu einer ungenießbaren Mischung. Sie spricht: „ze Dir". Sie spricht: „haste". Sie spricht: „jebunden". „So wahr ich Makkabäerin" ? So unwahr ! Unwahr ist Alles: ihr Gesäusel; ihre Erschrecktheit; ihre Zerschmettertheit; wie sie die Nachricht empfängt, daß Soëmus den Auftrag habe, sie zu durchstoßen; wie sie nach dem Geständnis, daß sie nichts hatte, nichts habe, nichts haben werde, einen miauenden Klageton ausstobt. Bedauernswert die technische Hilflosigkeit. Wenn sie schon, statt zu erstarren, was schwer ist, auf die billigste Theatermanier zu Boden fällt: so kann sie nicht einmal dies, ohne daß es leer wirkt. Aus der lächerlich falschen Auffassung, ein selbstherrliches Heldenweib als demütiges Opferlamm zu geben, entsprang jede falsche Einzelheit. Berlin hat keine schlechtere Aufführung von ‚Herodes und Mariamne' gesehen. Wann, endlich, siehts eine gute ?

Rundschau

Rosa Luxemburg

Diese Frau, von staatlich privilegierten Lumpen feige totgeschlagen, lebt fort als die größte Revolutionärin, die es in Deutschland gab. (Genauer: die größere von den beiden Frauen, die deutschen Revolutionen vorangingen. Die andre war Emma Siegmund, die Gattin Herweghs. Merkts euch, Hepp-hepp-Historiker: auch die war eine Jüdin !) Als vorigen Jahres Rosa Luxemburgs Briefe erschienen, horchte man verwundert auf, wie aus dieser Kämpferin eine unendlich zarte, schwingende Frauenseele sprach, die in Ehrfurcht und kindlichem Staunen vor dem Kleinsten in der Natur und vor allem Großen im Geiste sich beugte.

Wunderbarer aber ist, daß diese Frau, die aus tiefstem Gefühl für die Unterdrückten stritt und aus Mitleiden zur Aufrührin wurde, die schärfste und klarste Denkerin war. Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß ihre ‚Akkumulation des Kapitals', die der Frankesche Verlag in Leipzig neu herausgibt, das bedeutendste wissenschaftliche Werk ist, das der Marxismus in Deutschland hervorgebracht hat. Der reiche Geist Franz Mehrings und die nüchterne Bravheit Eduard Bernsteins haben für die Geschichte des Sozialismus Wertvolles geleistet. Die sozialistische Theorie aber war in dem halben Jahrhundert seit dem Erscheinen des ‚Kapitals' nicht um einen Schritt weiter gekommen. Der emsige Philologe Kautsky hatte die Marx-Bibelforschung monopolisiert, und wer sich selbständigen Denkens verdächtig machte, wurde von der Parteiorthodoxie verfemt.

Auch Rosa Luxemburg ist diesem Schicksal nicht entgangen. In der ‚Akkumulation des Kapitals' suchte sie den exakten, theoretischen Beweis zu erbringen, daß der Imperialismus eine notwendige Folge des Kapitalismus sei. Sie verfocht also eine These, die als Redensart längst zum Rüstzeug der sozialdemokratischen Agitation gehörte; aber sie wies zugleich nach, daß in Marxens Akkumulationstheorie eine Lücke klafft, durch die das ganze Gebäude einzustürzen droht, und sie machte sich selbst anheischig, die Lücke zu schließen. Diese Marx-Kritik genügte, um die Rechtgläubigen in den Harnisch zu bringen. Das Werk und die Person Rosa Luxemburgs wurde in der offiziellen Parteipresse auf das unflätigste angegriffen.

Im Gefängnis schrieb sie eine Antikritik: ‚Was die Epigonen aus der Marxschen Theorie gemacht haben'. Auch diese Schrift ist, als zweiter Teil der ‚Akkumulation des Kapitals', im Frankeschen Verlag neu erschienen. Sie zeigt, in bezwingender Dialektik, unbelastet von dem historischen Material, schärfer noch als das Hauptwerk die Bedeutung des Problems und die Bedeutsamkeit dieser großen Frau.

Richard Lewinsohn

Juristentag

In Bamberg tagte, endlich wieder, zum zweiunddreißigsten Male, der deutsche Juristentag. Es ist kein Tag, es ist (mindestens) eine Woche. Denn wir Juristen haben uns viel zu sagen. Aber wir leisten auch was — im Reden. Die Reden sind nicht glanzvoll und leidenschaftlich — sie sind eher sachlich. Sie werden eingeteilt in Begrüßungsansprachen, Referate und Diskussionsreden; jene sind wichtig, diese lang, nie (Gott behüte) langweilig. Ist keine Beschränkung der Redezeit angeordnet, so kann nur Einer reden. Bei beschränkter Redezeit kommen die Andern — leider — auch dran. Einer von diesen Andern stellt gleich am Anfang den Antrag auf Beschränkung der Redezeit und begründet ihn „ganz kurz"; das heißt dann: „Geschäftsordnungsdebatte". Hierbei ist eine beschränkte Redezeit nicht vorgeschrieben, denn es ist

ja noch kein Beschluß gefaßt. Die Debatte beweist, daß der Antragsteller recht hat. Also geht der Antrag durch. Dann wird eine bestimmte Redezeit festgesetzt, die der Redner überschreitet. Er hat sich das Wichtige und unerhört Neue grade für ein kurzes Schlußwort aufgespart. Das beginnt gleich nach Ablauf der Redezeit. Es dauert, bis Einer energisch Schluß ruft. Das ist der nächste Debatte-Redner. Am Schluß der Rede steht ein Punkt, manchmal auch ein Fragezeichen oder ein rhetorisches Ausrufungszeichen, immer aber ein „Vorschlag", wie man ihn in den letzten dreißig Jahren nur selten gehört hat. Das Ende der Debatte ziert — die Uhr schlägt grade ein Uhr nachts — eine vom Referenten vorgeschlagene „Entschließung". Sie enthält Richtlinien, Vorschläge und Anordnungen; oft verdichtet sie sich zu Forderungen. Das merkt der Zehnte nicht; sie sind suaviter in modo abgefaßt. Unterschreiben kann sie der Erzrevolutionär so gut wie der Erzreaktionär. Wozu wären wir auch Rechtsgelahrte, wenn wir nicht mal für unsre Forderungen eine gemeinsame Formel finden sollten ! Außerdem sind die Meisten bei der Abstimmung nicht mehr im Saal. Ihnen und allen Nichtteilnehmern werden die Verhandlungsberichte mit den Resolutionen durch die Fachzeitschriften übermittelt, auch der Regierung und den maßgebenden Stellen. Dort wirken sie Wunder, sodaß der Laie staunt. Manche Entschließungen ermangeln nicht einer gewissen Rückwirkung auf Gesetzgebung und Praxis. Das merkt man aber nur bei ganz genauer Betrachtung.

Auf dem Juristentag spricht auch seine Exzellenz, der Herr Minister. Er wird mit Beifallsstürmen empfangen; dafür ist er Minister. Seine Persönlichkeit wirkt bedeutend, seine Rede ist es.

„Der deutsche Richter", sagt der Herr Minister, „ist Diener des Gesetzes, nicht sein Sklave !" (Na, ich weiß nicht, Exzellenz. Die Sklaverei ist abgeschafft — schön ! Aber der Gerichtsdiener bedankt sich auch. Sagen wir also, immer korrekt: Der deutsche Richter ist der Justizwachtmeister des Gesetzes.)

„Das beste Gesetz ist die Verfassung, die denn auch mit besonderer Heiligkeit umgeben ist." (Na, ich weiß nicht, Exzellenz. Wollen wir nicht vielleicht einstweilen mal sagen: Heiligenschein ?)

„Die deutsche Justiz ist verfassungstreu, sie steht auf dem Boden der Verfassung und ist gewillt, nach den Richtlinien der Verfassung treu ihres Amtes zu walten." (Freilich. Unentwegt. Nach links und rechts. Das walte Gott !)

„Eine tiefe Kluft besteht vielfach zwischen Urteilssprüchen und der Ueberzeugung des Volkes. Dieser Tatsache und deren Gefahr müssen wir klar ins Auge sehen, um ihrer Herr zu werden." (Na, ich weiß nicht, Exzellenz. Ich sehe nichts. Exzellenz haben wohl kein gutes Glas. Je schärfer das Monokel, umso kleiner die Kluft; je blitzender, umso leichter die Bezwingung der Gefahr. Darüber ist jede Diskussion überflüssig, die ich hiermit eröffne.)

Hugo Grotius

Massary und Roberts

In einem Tal bei armen Hirten erschien mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Austern schwirrten, ein Mädchen, schön und wunderbar . . . Für jede Frau ist eigentlich ein ganz besonderer Laut charakteristisch, den sie und nur sie hat: Manche müssen keifen, um ganz sie selbst zu sein, manche trällern und manche leise seufzen. Wenn man an die Massary denkt, stellt sich gleich diese Vorstellung eines tiefen Kehllauts ein, der alles Mögliche bedeuten kann: vor allem so viel Ironie. Es wäre ein Hauptspaß, einmal mitanzuhören, wie dieses Bündel überlegener Nerven auf acht verschiedene Liebeserklärungen reagiert . . .

Aber ‚Prinzessin Olala' soll weniger uns Vergnügen als dem Berliner Theater volle Häuser machen — und es ist sehr viel, daß sich streckenweise beides vereinigen lassen wird. Bei den Operetten muß ich immer an das alte Wort des nunmehr zu seinen Vätern versammelten Portiers des Deutschen Theater denken: „Man hat sich so viel Mühe damit genommen gehabt !" Ein paar Mal glaubte ich die Meisterhand Rudolf Bernauers zu spüren, und wenn der liebe Gott klug ist, läßt er ihn am Auferstehungstag den Chorgesang der Engel textieren. Dann bleibt Keiner liegen.

Ja, also die Massary kann Alles, macht Alles — und mit welcher Leichtigkeit macht sie es ! Einmal hebt und senkt sie die Schultern und wackelt im Lied so ein bißchen mit — eine entzückende Parodie auf allen Operettentanz der Welt. Wofür man ihr immer wieder zu danken hat, das ist ihre Diskretion, die nie, nie über die Rampe haut. Was hatten Soubretten mittlerer Gattung mit dem durchaus auf Freud fußenden Chanson: ‚Auf der Höhe der Situation' angefangen ! (Das heitere Liedchen behandelt in populären Versen die Divergenz der Lustkurven bei den Geschlechtern. Na, lassen wir das.) Sie ist, wie stets, das Beste, was es in diesem Genre augenblicklich gibt — und der ihr so oft Kränze geflochten hat, möchte auch diesmal nicht verfehlen, ihr so viel gelbe Rosen zu überreichen, wie er nur kaufen kann . . .

Sonst versank in solchen Stücken Alles neben ihr. Da sie nicht schwächer, sondern eher stärker geworden ist, muß Einer schon ein Kerl sein, daß man den ganzen Abend zwei Menschen auf der Bühne sieht. (Das ist übrigens ein Vorteil des Stücks und der Besetzung — welche Schauspieler mögen das wohl einsehen !) Dieser Andre ist Ralph Arthur Roberts.

Eine solche Vereinigung guter Schauspielkunst und grotesker Körperkomik war noch nicht da.
Man hat ihn oben am Schnürboden an Fäden aufgehängt, seine Gelenke sollten in Kollegs vorgezeigt werden, und wo er am Abend sein Schwergewicht läßt, ist noch nicht heraus. Einmal glitschte er über eine Apfelschale, mit einer Handbewegung entschuldigte er sich bei ihr, gab gleichzeitig zu verstehen, es sei gewissermaßen peinlich, daß Apfelschalen auf der Welt sind . . Die Besten englischen Exzentrics haben keine ausdrucksfähigere Mimik in den Knochen. (Und das ist ein Lob. Wenn nur Alles, was sich bei uns literarischer Schauspieler nennt, so viel Witz, so viel Begabung, so viel Ausdrucksfähigkeit hätte !) Auch er von bewundernswerter Diskretion — man hat noch im tollsten Ueberschwang den Eindruck: Ein Chevalier, der sich herbeiläßt, Ulk zu machen — ein Ruck, und er fällt wieder in die Menschlichkeit zurück. Man lacht über ihn nur, wenn er will. Auch ihm ein Sträußchen: aus Petersilie und edel geflochtenem Sellerie.

Am Schluß gab es eine boshafte kleine Monarchenverulkung — hier und da im Publikum stiegen leise Bedenken auf: Darf man auch darüber lachen ? Nun, der Lehrer war grade mal herausgegangen, und so amüsierte sich die Klasse — wenngleich mit einem leisen Anflug von Gewissensbissen — erheblich.

Auch eine Musik kommt in dem Stück vor.

Die Beiden aber . . . Sie teilten jedem einen Zippel, dem Komik und dem Grazie aus — der Jüngling und der Greis am Knüppel, ein jeder ging beschenkt nach Haus !

Peter Panter

Liebe Weltbühne !

Der greise Bernhard Baumeister wurde einmal gefragt, wie alt eigentlich sein Kollege und Freund Adolf Sonnenthal sei, der immer noch Bonvivants spiele. Er gab zur Antwort: „Bis Vierzig waren wir gleich alt. Dann habe ich ihn verloren."

Antworten

Boxer. In Nummer 38 H. von Wedderkops Schilderung eines Besuchs bei Breitensträter, die Ihnen so gefallen hat, ist die Einleitung zu der Mappe ‚Boxer', die Rudolf Großmann mit einem Vorwort von Breitensträter im Verlag Alfred Flechtheim herausgibt.

L. W. Herr Stresemann Minister des Aeußern ? Man glaubt es nicht; und vielleicht ist es auch nur ein Versuchsballon oder ein Schreckschuß. Das Auswärtige Amt einem Mann anvertraut, der anerkanntermaßen der Mann der Schwerindustrie und des Kapitalismus im übelsten Sinne ist und diese Kriegsvergangenheit hinter sich hat ? Der weder das Ausland und die auswärtige Diplomatie kennt noch das Auswärtige Amt als solches ? Zieht Herr Stresemann wirklich in die Wilhelm-Straße ein, so wird er ebenso hilflos wie seinerzeit Hermann Müller auf die Direktoren und Räte angewiesen sein, die mit ihm machen können, was immer sie Lust haben. Die Parole, daß das Ministerium des Aeußern als sogenannte Fachministerium betrachtet werden solle, scheint schon wieder vergessen zu sein, und die Sozialdemokraten, die ja von einer ergreifenden Bescheidenheit sind, wollen sich selbst mit Stresemann als Minister des Aeußern abfinden, wenn sie nur zur Regierung kommen. Das nennt man aufopferungsfähig. Sie opfern damit nicht allein ihre Partei-Interessen, sondern auch die größern Interessen der deutschen Außenpolitik.

Leser. Wer von Euch zufällig Nummer 36 aufbewahrt hat, sehe sich auf der ersten Inseraten-Seite gegenüber den ‚Antworten' das Signet des Verlags Alfred Richard Meyer an. Eine junge Dame, mit nichts als Schuhen, Strumpfbändern und Sonnenschirm bekleidet, spaziert am Arm eines Gents durch ein Tor. Es ist ein Bild von Zartheit, Grazie und äußerster Harmlosigkeit. Um daran Aergernis zu nehmen, muß man ein rechtes Ferkel sein. Oder ein Heuchler. Redaktion und Ausschuß des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel haben dieses Signet als „verfänglich" abgelehnt. Aber in Worten darf dort die ekligste Pornographie sich selber anpreisen. Und ich möchte einmal erleben, ob der Verlag des Herrn Artur Dinter, wenn er für dessen ‚Sünde wider das Blut' ein ähnliches Signet —, oder, deutschvölkisch, Zeichen — wünschenswert fände, es auch zurückgewiesen bekäme. Die vier Herren vom Vorstand des Börsenvereins wollen nämlich garnicht die gute Sitte hüten, sondern die „unzuverlässige" Gesinnung treffen. Munkepunke, wähl deutschnational ! Deine Maßregler haben fünf Jahre hindurch nichts gegen eine verlogene Kriegsliteratur getan, die unser Land ins Unglück gestürzt hat — jetzt müssen sies vor dem Unglück bewahren, das ihm der Anblick von Bildern nackter Mädchen bereiten kann. Bilderunterdrückung als Schutzmittel. Wenn die Herren keine geistigern haben, so sind sie Polizeibüttel. Und solange Verleger und Sortimenter sich deren inferiore Belästigungen gefallen lassen, bin ich ein Narr, daß ich sie davor zu schützen versuche.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 6. Oktober 1921 Nummer 40

Deutschnationale Einsamkeit von Karl Rothammer

Die Deutschnationalen haben im Reichstag wegen der Verordnung des Reichspräsidenten, die den Schutz der Republik sichern helfen soll, interpelliert. Herr Hergt redete veitstanzend. Indessen: Herr Hergt ist in seinem Elend nur das Sinnbild seiner Partei. Unheilbare Vertatterung lag über den einstigen Junkern, während Hergt wie ein trocken gelegter Fisch zappelte und Helfferich unwirsch vor sich hinblubberte. Augenfälliger könnte die Vereinsamung dieser Paladine a. D. nicht zum Ausdruck kommen. Sie mögen noch so viele Wortkulissen vor sich aufrichten: man fühlt, daß sie nichts mehr zu sagen haben.
Die Isolation der Deutschnarionalen, Derer, die heute schweigen müssen, die heute keine Bedeutung haben dürfen und nur Objekt der Politik sein können, ist in vollem Gange. Die Deutschnationalen liegen im Todeskampf. Aber — und das muß sehr laut gesagt werden —: sie verwelken zunächst nicht, weil die Republik ungeahnte Kräfte entfaltet, vielmehr darum, weil sie ihres Windschutzes verloren gegangen sind: der schwesterlichen Deutschen Volkspartei. Diese Tatsache ist scharf zu unterstreichen. Sie ist ein Erfolg der Sammelpolitik, die bei Ungezählten Widerstand, ja Uebelkeit erregt. Das Arm in Arm mit der Deutschen Volkspartei ist sicherlich eine Pferdekur, wird sicherlich manch Ideal und sogar manche Notwendigkeit kosten: die Deutschnationalen aber werden sich daran einen unheilbaren Knacks holen. Kahr und Poehner waren bis auf weiteres die letzten ragenden, nun zertrümmerten Säulen der Gegenrevolution. Was jetzt noch zu beseitigen ist, hat wohl mancherlei Gewicht, hat aber an „Verankerung" empfindlich gelitten. Fragt sich: ob der Auflösungsprozeß der Unbelehrbaren von gestern, ein Prozeß, der vielleicht auch den rechten Flügel der Deutschen Volkspartei erreicht, nicht zu teuer erkauft worden ist, oder ob er auf anderm Wege hätte vollzogen werden können. Da bleibt zum mindesten sehr unwahrscheinlich, ob es klüger gewesen wäre, die Vertreter des Kapitalismus — dem heute und für lange Zeit, wennmöglich für immer, Abbruch zugefügt werden muß — an diese nun brüchig gewordene deutschnationale Reaktion heranzutreiben, bei ihr zu lassen, mit ihr zu paaren.

Die sozialdemokratische Arbeiterschaft will zu einem erheblichen Teil diese Auffassung sich noch nicht aneignen. Sie murrt gegen den Beschluß von Görlitz. Dies Trommelfeuer der Arbeiterfäuste hätte erfunden werden müssen, wenn es nicht mit Naturgewalt hervorgebrochen wäre. Es zeigt den Kapitalsvertretern, was getan werden muß, wenn sie einer Politik der Zuspitzung, einer Politik des Endkampfes zwischen rechts und links ausweichen wollen. Zugleich aber stärkt der Widerstand der Arbeitermassen den Führern der Sozialdemokratie das Rückgrat, jenes Minimum, das bei der Neuordnung der Wirtschaft das Proletariat für sich in Anspruch nehmen muß, unter allen Umständen sicherzustellen. Wenn die Massen den Eindruck be-

kommen sollten, daß die Vergewaltigung ihrer Empfindungen, sich mit Herrn Stinnes zusammenzutun, nicht irgendwelche Erfolge mit sich bringt, werden sie, und das von Rechts wegen, unbekümmert um gegebene Möglichkeiten über die künstlich gezogenen Ufer hinwegwogen. Dann kommt die zweite Revolution, das Chaos. Darum: billig darf diese schwerste aller Operationen, die die deutsche Arbeiterschaft bisher zu überwinden hatte, nicht vollzogen werden. In keinem Augenblick darf vergessen werden, daß der Kapitalismus — besser noch als das Proletariat — darüber unterrichtet ist, welch Risiko ein Endkampf bedeuten würde. Mit einem Darlehnsgeschäft allein kann es nicht getan sein, selbst dann nicht, wenn die Erfassung der Goldwerte nur ein Schlagwort wäre. Sollten die Volksparteiler schon das Bekenntnis zur Republik für ein kaudinisches Joch halten, dann werden sie am besten von vorn herein auf jeden Versuch verzichten, durch eine ausgleichende Politik dem Risiko der ungehemmten Kräftemessung zu entgehen. Nicht heute darum, sondern erst, nachdem etliche Ergebnisse des in Görlitz eingeleiteten Versuches zutage gekommen sind, wird man urteilen können. Bis dahin werden die Massen Disziplin halten müssen.

War der Versuch zu vermeiden ? Angenommen, die Unabhängigen wären bereit, in die jetzt bestehende Reichskoalition einzutreten: würden Zentrum und Demokratie dieser Erweiterung der Regierungsbasis.zustimmen ? Der Widerstand in Preußen läßt die Möglichkeit zum mindesten sehr unwahrscheinlich sein. Hätte eine Neubefragung des Volkes eine starke Verschiebung der Parteien herbeigeführt ? Auch das ist kaum wahrscheinlich. Denn bereits bei den vorangegangenen Wahlen ergab sich wohl ein Austausch der Schattierungen innerhalb der Rechts- und Linksparteien, aber kaum — jedenfalls nur unmerklich — eine Verschiebung zwischen den koalitionsfähigen Gruppen. Wir stecken nun einmal in einer Sackgasse. Die Abschnürung der Deutschnationalen, Derer, die selbst das politische Gleichgewicht nicht hergestellt. haben wollen, bricht in solche Sackgasse vielleicht einen schmalen Ausweg. Stillegung des Kampfes um die politische Machtverteilung kann den Kampf um die Wirtschaft, an dem unser Leben hängt, nicht nur reinigen — kann ihn auch versachlichen. Die Sicherstellung der politischen Machtverteilung kann die wirtschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit erleichtern. Frellich nur dann, wenn das Kapital einsieht, daß die Hekatomben der Kriegsgefallenen, die Millionen der trotz dauernder Lohnsteigerung schwer leidenden Arbeitenden, daß die Not der Massen wirklich ungewöhnlich große Opfer verlangen. Die Festigung des politischen Fundaments hat nur dann einen Sinn, wenn eine weithin sichtbare Verschiebung der die Wirtschaft bestimmenden Faktoren sich vollzieht. Wenn Herr Stresemann nicht bereit ist, Dividenden dahinschwimmen zu lassen, der Arbeiterschaft Kontrollrechte einzuräumen und den Besitz mehr zu belasten als die durch Arbeit sich aufzehrende Lebenskraft: dann wird es für die Ruhe der von ihm geschützten Fabriken und Banken herzlich gleichgültig sein, daß er jetzt Herrn Hergt solo veitstanzen läßt.

Britischer Militarismus von L. Persius

Ein Engländer würde, im Gegensatz zu manchen Deutschen, niemals „sein eignes Nest beschmutzen" heißts in gewissen Kreisen; zum Beispiel, wenn Einer die Wahrheit über seinen frühern Stand kündet. Der Spruch, der allgemein anerkannt und befolgt werde:„right or wrong, my country", hielte jeden Briten davon ab.

Nun, in dem Buche: ‚A private in the guards‘ von Stephen Graham (Verlag: Macmillan and Co., St. Martins street, London) zeigt sich ein Engländer garnicht englisch. Mit verblüffendem Freimut berichtet er über die haarsträubenden Zustände im britischen Heere während des Krieges. An dem hat er als sogenannter „gemeiner" Soldat teilgenommen. Was er uns erzählt, macht den Eindruck der vollen Wahrheit. Es staunt, wer dem preußisch-deutschen Heere nie angehört hat. Denn dort gings ähnlich zu wie hier. Im „freien" England gabs keine Soldatenschindereien, war die Behandlung der „Vaterlandsverteidiger" menschenwürdig ? Gewiß: vor dem Kriege. Kein britischer Heeres- oder Marine-Angehöriger hätte sich den leisesten Rippenstoß gefallen lassen: er hätte den gewalttätigen Unteroffizier auf der Stelle niedergeboxt. Wohl waren die Strafen zuweilen barbarisch streng; aber sie waren gerecht — was bei uns ganz und gar nicht die Regel war. Der Krieg jedoch hat in England so etwa die gleichen Verhältnisse wie bei uns geschaffen.

Was Graham erzählt, gibt annähernd das Bild, das man sich seit jeher vom preußischen Kasernenhof, vom deutschen Unteroffizier gemacht hat. Wer diese Dinge kennt, der wird vielleicht einen Trost finden in dem Gedanken, daß auch der Brite, der so oft Kultur und Manneswürde für sich in Anspruch genommen hat, nicht imstande war, dem Militarismus Widerstand zu leisten, dem Militarismus, der überall in seiner Verruchtheit eine Schande für die Menschheit ist — eine Schande, von der sie sich nur befreien kann durch aufrichtiges Bekenntnis zum Pazifismus, nicht nur in Worten, sondern in Taten: militärische Dienstverweigerung, Verweigerung aller Mittel für militärische Zwecke.

Der — kluge — Verfasser des englischen Buches ist in gewissem Sinne ein Verteidiger des Militarismus. Das macht seine Betrachtungen objektiv und überzeugend. Aus seinen Darlegungen erkennt man den Unterschied, der immerhin zwischen preußischem und britischem Militarismus bestand. Er schreibt:

„Deutschland ging in die Schlacht mit echt preußischer Disziplin, aber ohne Idee, ohne den esprit de corps, welcher herrührt vom kameradschaftlichen Verständnis zwischen Offizier und Mann. Großbritannien zog in den Krieg, beherrscht von einer großartigen Idee. Das fehlte Deutschland. Das preußische System ist uneingeschränkt auf Furcht gegründet. Die Soldaten haßten die Offiziere, aber sie hatten Angst vor ihnen. Unsre Soldaten bewunderten ihre Offiziere und ließen oft ihr Leben für sie. Deutsche übertriebene Disziplin durfte wagen, Angriffe anzusetzen, bei denen die Offiziere sich hinten in Sicherheit hielten."

Das kann natürlich nicht hindern, Ausnahmen diesseits und jenseits zu nennen. Ueber die Rekrutenbehandlung heißt es:

„Es macht einem das Blut kochen, als Wehrloser geschlagen zu werden oder zuschauen zu müssen, wenn Männer, Familienväter von vierzig Jahren, von Unteroffizieren, dreiundzwanzig Jahre alten Bengels verprügelt werden, wohlverstanden: ohne die Möglichkeit, sich zu wehren."

Im weitern Verlauf lernt man alle die üblen Typen von Soldatenschindern kennen:

„Wenn ein Offizier in der Nähe stand, behandelte uns der Kerl wie eine sorgsame Henne ihre Küken, unterwies uns so rührend nachsichtig und geduldig, daß man annehmen mußte, der Offizier würde den Lump sogleich zur Beförderung zum Sergeanten vorschlagen. Er wußte, „how to manage offiziers". Aber sobald der Offizier außer Hörweite war, holte er alles Versäumte nach, schimpfte sich Ersatz für die Pein der Beherrschung. Rechts und links fielen die Faustschläge. Er war stets bereit, dir „den dämlichen Kopf einzuschlagen". Wenn er uns auf einer Uebung außerhalb des Kasernenbereichs befehligte, wo kein höherer Vorgesetzter zu erwarten war, gebärdete er sich wie ein Verrückter. Daß er eine Vorliebe für „men's parcels from home" hatte, das heißt: sich die Rekrutenpakete aneignete, ist selbstverständlich."

Bestechungen, die bei uns nach und nach alltäglich wurden, hat es reichlich auch im englischen Heere gegeben. Stephen berichtet von einem Musiker, der, eingezogen zur Armee, nach wenigen Tagen entlassen wurde, weil er „Konnexionen" hatte, und von einem Andern:

„Er war sehr reich, und welche Strafe er auch zudiktiert erhielt: nie büßte er eine ab ! Wir mußten uns dauernde Demütigungen gefallen lassen, wurden mit den unflätigsten Worten beschimpft: „Du bist das ekelhafteste Biest, das jemals aus dem Leib einer Mutter zu Boden gefallen ist", sprach mein Sergeant zu mir. „Bist du Satan etwa gar verheiratet ? Gott behüte. Denke: ein anständiges Mädel, das Kinder von einem Saumensch wie du bekommt."

Für die Offiziere hat Stephen nicht immer lobende Worte. Er tadelt die Ueberheblichkeit der Offiziere — freilich stets mit Reserve. Die Bewunderung, die der Journalist — das ist der Verfasser — für die „Achselstücke" hat, wird zumeist kaum verhehlt.

„In eine Gesellschaft eingeladen zu werden, in der Offiziere verkehrten, war immer ein mißliches Ding. Gewiß behandelten mich als Gemeinen einige mir von alters her bekannte Herren recht freundlich. Aber andre hüllten sich in ihre gottähnliche Unnahbarkeit, blieben kalt und weigerten sich sogar, mir die Hand zu geben. In der letzten Zeit des Krieges wurde es schlimm: da gehörte man als gemeiner Soldat überhaupt nicht mehr zu den Menschen, wurde wenigstens einer ganz niedern sozialen Schicht zugerechnet. Nur mit dem Munde wurde von dem „Ehrendienst" des Soldaten gesprochen. Tatsächlich war er ein Sklave . . . So viel ist sicher: das Benehmen des Offiziers gegen den einfachen Soldaten legt Zeugnis davon ab, ob er ein Snob oder ein Gentleman ist."

Man möchte hinzufügen: Je weiter der echt preußische Militarismus sich in einem Heere ausbreitet, umso mehr müssen naturgemäß die Gentlemen daraus verschwinden.

Ausgiebig wird über den „esprit de corps” gesprochen. Man fühlt den Stolz des Mannes durch, der sich nicht erheben kann über die Eitelkeit, einem berühmten Regiment anzugehören — ein Stolz, der verständlich ist in unserm militaristischen Zeitalter, wo die Menschen ihre Peiniger glorifizieren, ihren Schlächtern, den Kriegsgeneralen, Dank und Bewunderung schenken und ihre wahren Wohltäter steinigen, die nämlich, die sie zum Frieden ermahnen. Bei andrer Gelegenheit spricht der Verfasser — vielleicht unabsichtlich — diesem ganzen System das Verdammungsurteil:

„Die Armee hat mich durch die Uniform in Ketten gelegt, ich bin nichts, ich trage die Kleidung eines Gefangenen, auf der in großen Buchstaben steht: Du bist nichts weiter als Dreck und Schmutz. Die Armee allein ist groß, sie allein hat Wert.”

Was wurde vor der Schlacht von den armen Opfern, den zum Sturmangriff kommandierten Soldaten, gesungen ? „Oh my, 'don't want to die, I want to go home.” (O mein Gott, ich will nicht sterben, ich will in die Heimat gehen.)

Der Selbsterhaltungstrieb steht an erster Stelle. Das spricht auch aus der Beschreibung des Eindrucks, den die Kunde vom Waffenstillstand bei den Soldaten hervorrief.

„Der erste Gedanke, als wir begriffen hatten, was es hieß: Der Waffenstillstand ist unterzeichnet !, war: Gottseidank, nun gibt es keine Prügeleien, keine Schießereien mehr, wir sind sicher davor, in den Tod geschickt zu werden. Und über allem leuchtete die Aussicht: Es geht bald heim, zu Vater und Mutter, zu Frau und Kind, zu allem, was uns wirklich lieb und teuer ist. Das „Vaterland”, „die Ehre des Regiments” waren vergessen ! Der Mensch trat wieder in seine Rechte !”

*

Unsre Alldeutschen werden über das Buch frohlocken. „Seht”, werden sie sagen, „die Engländer haben erkannt, daß nur der preußisch-deutsche Militarismus die wahre Disziplin erzeugt, die ein Herr zum Siegen geeignet macht.” Zu Unrecht — denn was in England während des Krieges in üblem militaristischen Sinne gesündigt wurde, blieb sozusagen an der Oberfläche, blieb auf dem Kasernenhof, blieb dem innern Dienst der Truppe vorbehalten. Da tobte sich die böse Kreatur, der Unteroffizier, gegen den wehrlosen Gemeinen aus. Aber darüber hinaus ging es nicht. In die Politik durfte sich kein Militär mengen, Kitchener und French und alle die Andern nicht. Ebensowenig konnte der Militarismus im zivilen Leben festen Fuß fassen. Und das ist die Hauptsache. Bei uns spielte und spielt noch, Gott seis geklagt, der Militarismus die erste Rolle. Bei uns dominierte und dominiert heute leider noch das Militär. Das ist die Gefahr für uns, außen- und innenpolitisch. Für England bestand sie nie. Nur ganz vorübergehend war der Militarismus im Krieg eine Macht. Sie verschwand sofort nach Beendigung der Kämpfe. Das britische Volk ist politisch zu geschult, zu stolz auf seine persönliche Freiheit, um sich von Offizieren und Unteroffizieren beherrschen zu lassen — wie wir es tun, täglich und stündlich.

Die Verteidigung des Vaterlandes von Ignaz Wrobel

„Angora, 4. August (W. T. B.) Die große Nationalversammlung beschloß, daß alle Mitglieder der Versammlung an der Verteidigung des Vaterlandes teilnehmen sollten. Die militärischen und medizinischen Mitglieder reisen an die Front ab, während die andern mit Versorgungsangelegenheiten hinter der Front sich befassen werden.”

Das steht in zweihundert Provinzzeitungen, und der Prozentsatz der Leser, die von Angora nur wissen, das es solche Kater gibt, dürfte neunundneunzig sein. Der kluge Rest rät entweder auf Jugoslawien oder einen Balkanstaat . . . Und was denken alle hundert ? Was sie denken sollen: „Die Verteidigung des Vaterlandes !”

Es ist durchaus nicht festgestellt, wer gegen wen den Katerstaat Angora zu verteidigen sich bemüßigt fühlt. Das ist dem Leser auch völlig gleichgültig. Wenn nur ein Vaterland verteidigt wird. Das Wort „Vaterland” übt auf den Deutschen ungefähr die Wirkung aus, wie auf den Franzosen das Wort „mère”, mit dem ein Versammlungsredner auf Franzosen jede beliebige Wirkung hervorrufen kann. Vaterländer lassen sich gern verteidigen, und die deutschen Zeitungsleser lieben das. Haben die Katermänner in Angora nun auch ihre große Zeit ? Das ist recht. Und des Lesers Blick schweift in die Verlobungsanzeigen.

Wir aber, lieben Freunde, lasset uns ein wenig spintisieren.

„Die große Nationalversammlung beschloß . . .” Die große Nationalversammlung, das große Lalula Angoras — wer mag das sein ? Ich bin noch nie im Vaterland Angora gewesen — aber ich sehe sie Alle vor mir: die würdigen Vollbärte, gewaschen in allen Wassern des Parlamentarismus, unentwegt treu irgendwelche Fahnen hochhaltend und — nach guter alter Katersitte — auf den jeweiligen Miezislaus den Ersten schwörend. Die Vollbärte zittern. Fette Hände senken sich wohlwollend auf junge Schultern, Beruhigung klopfend — alles im Leben endet mit einem Arrangement. Und ich sehe die Andern, die jungen, sportgebräunten Schieber mit den schwarzen Lacktollen und den französischen Stiefelchen. Laß sie Schlachten liefern —: wir liefern Brotbeutel. Und essen Kuchen.

„Die militärischen und medizinischen Mitglieder reisen an die Front ab . . .” An die Front — ja. Noli me tangere — sagte die Schwangere.

Die Militärischen also werden nah an die Front reisen und dort von Villen und Schlössern aus den Andern sagen, wie sie zu sterben haben. Das ist nicht einfach. Man muß Reden zu diesem Zweck halten. „Kater Angoras ! Wahrt Eure heiligsten Güter ! Bis zum letzten Hauch von Mann und Roß . . . !” Ich sehe die tausende zusammengeprügelter Bauernjungen, die, ein wenig ängstlich, ein wenig müde vom langen Warten und ein wenig angeregt vom Anblick der vielen glänzenden Uniformen, da im Karree stehen; vor ihnen eine prachtvolle Suite und dann irgendein ER. Ein glorreicher Oberbefehlshaber, ein

Präsident, ein General, was weiß ich. Knapp legt er die Hand an den blinkenden Mützenschirm. „Ich danke, meine Herren !" Furchtlos hält der tapfere Mann die ordenübersäte Brust den photographischen Objektiven hin, die alle auf ihn gerichtet sind. Ein ff. historischer Moment — ! Danke, meine Herren !

Die Medizinischen sind auch an die Front gereist. Oho ! kein wilder Negerstamm ohne einen Medizinmann. Dickbäuchige Zivilärzte werden, schnaufend in der ungewohnten Uniform, an Großheit es den aktiven Kollegen gleich zu tun suchen — mit Erfolg, mit Erfolg. Wer noch keine Kassenpraxis gehabt hat: hier lernt er, wie man mit Leuten umzugehen hat. „Zum Sterben tauglich — raus !" Und was sich vor vierzehn Tagen noch katzbuckelnd und händereibend vor den reichen Kommerzienräten Angoras verbeugt hat, weiß sich hier nicht zu lassen vor Manneskraft . . .

" . . . während die Andern mit Versorgungsangelegenheiten hinter der Front sich befassen werden." Beim Katzenschwanz Angoras und beim heiligen Sankt Baldrian: das werden sie ! Ja, wenn wir diese Andern nicht hätten — ! Während vorn, noch vor den Militärischen und den Medizinischen, Menschen in Ackergräben verlausen und verrecken, befassen sie sich. Mit was du willst: mit Proviant und mit Leder, mit Granaten und mit Pferden, ein wenig auch mit sich selbst; auf Samtpfoten und leise schnurrend buckeln sie zum Bezirkskommando Angoras. Miau ! Wir sind Alle, Alle unabkömmlich . . .

Ich sehe Angora. Branntwein wird ausgeteilt; ein paar Narren, die nicht glauben wollen, daß ihr Vaterland auch über das Leben verfügen dürfe, fliegen ins Gefängnis; Redakteure schreiben sich die Federkiele heiß — vom Sterben der Andern; das Kater-Lampesche Telegraphen-Büro fertigt gut sitzende Originalsiege an, an denen alle Welt seine Freude hat; der Chefredakteur Kater Murr schreit ins Diktaphon: „U-Boote heraus !" „Ran an den Feind !" und erhält einen Orden; wer „mies, mies, mies" macht, bekommt Prügel; die Regierung streicht den sozialistischen Katzen so lange über das Fell, bis sie vor Behagen schnurren und alle auf dem Bauch liegen; in allen Schaufenstern prangt das Bild jenes historischen Moments, mit jenem großen Mann, einem Ludendorff, der einmal desertieren wird: ein wahrhaft gestiefelter Kater. Alle Generale vergessen Gicht und Gallenstein und wettern wieder auf den Kasernenhöfen daher, daß es eine Lust ist; sie befehlen das Sterben der Andern — der ganze Militärstand wacht auf und sträubt die Katerbärte, bereit zum Sterben der Andern und froh der eignen so aktuell gewordenen Wichtigkeit. Ja, und die Berufssoldaten werden doppelt froh ihren Lohn einstecken, und ihre Onkel und Neffen, die sich schämen, nicht selbst mitzumarschieren, und die sich ärgern, in jeder Gesellschaft — und noch dazu vor Damen — von so einem uniformierten Kater ausgestochen zu werden, werden auch nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollen. Und so werden sie in ihren Büchern und in ihren Kollegs, in ihren Kirchen und in ihren Lesezirkeln davon sprechen, wie

heilig, wie notwendig und wie edel der Krieg ist, sie werden das Sterben der Andern loben, und wie süß es sei . . . Denn nichts ist schwerer und nichts erfordert mehr Charakter, als sich in offenem Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und laut zu sagen: Nein ! Es ist nicht nur gefährlich; stirnrunzelnd wird der Kaufherr von seinen Lieferungsverträgen aufblicken und den neben ihm stehenden militärischen Handlanger fragen, wer denn da toll geworden sei — winkend, man möge den Verräter einsperren. Was geschieht. Es ist nicht nur Das, weshalb so viele Leute es scheuen, Nein zu sagen. Es ist ja so schön, im großen Strom der Masse mitzuschwimmen — Windstoß und Wasserrichtung tragen das Schiff —; und wenn es dann so stolz dahinsegelt, denken die Leute, es fahre aus eigner Kraft . . . Es ist auch bekömmlicher, sich der Macht zu unterwerfen — wer sich vor ihr verbeugt hat, auf den geht ein Quentchen der großen Macht über, und aus einem kleinen Lehrer oder Delikateßwarenverkäufer ist über Nacht plötzlich ein gewaltiger Mann geworden . . . Ein Tyrann macht viele. Das ist ein großes Geheimnis . . .

Und die Frauen Angoras werden jubeln und schnurren und miauen und Charpie zupfen und rosenrote Gedichtechen schreiben und über blau gekleidete Leichen jauchzen und über rot gekleidete jammern und am lautesten nach dem Oberkater schreien . . . Auf den Dächern Angoras . . .

Und in den Schulen Angoras lehrt man die Lehre von der Herrlichkeit des Krieges. Man lehrt: Du sollst nicht töten !, und man lehrt: Du mußt töten ! — und weil Niemand in der Geschichtsstunde an die Religion denkt, so hat Beides in den jugendlichen Gehirnen sehr wohl Platz, umsomehr, als ja das staatliche Töten mit vielen herrlichen, leuchtenden, bunten Farben verbunden ist, mit Musik und Ehren, mit Feiern und Orden und mit sehr viel Kaisern, die man ganz aus der Nähe ansehen darf. Und weil der Mensch immer glaubt, Alles, was er auf der Schule, als er noch klein war, gelernt hat, ohne nachzudenken, nur so, weil es ihm eingetrichtert ward — all Das sei als absolute Wahrheit vom Himmel gefallen, so werden die jungen Angoristen später im Leben gute Staatsbürger und -würger abgeben.

So wird in Angora das Vaterland verteidigt. Der Deutsche liests, bejahts und nimmt sich vor, es bei nächster Gelegenheit grade so zu machen.

Und Keiner steht auf — in Angora nicht und in Potsdam schon garnicht — und sagt dem Tier Masse, dem Tier Zeitgeist, dem Tier Staat: Nein ! Du, die blinde, schwarze Kollektivität, bist der große Krumme, der Teufel, ein wütiges Tier, bar jeder Verantwortung. Denn ist das Katzenfest vorüber, so löst du dich in einzelne Lebewesen auf, von denen es keiner, keiner gewesen sein will. Und auch keiner war. Einzeln sind sie ganz vernünftig. Und nicht eher wird die Kateridee der absoluten Souveränität des Staates schwinden, als bis die Einzelnen, die unter ihm seufzen, sich hochrichten und klar und bestimmt sagen: Wir wollen nicht mehr.

Wiesbaden von Annette Kolb

Und so möchte man sie für stärker halten denn je, diese alte Welt, die so wohl gerüstet ist zum Kampf um ihr Bestehen mit Fahnen und mit Militär. Und man möchte nicht glauben, daß sie nur infolge einer letzten Kampfereinspritzung sich so lebendig gebärdet, und daß sie längst überdröhnt wird von dem Anmarsch der Ideen, veraltet ist bis zur Komik.

Ich traf in Wiesbaden mit einer Landsmännin zusammen. Darunter verstehe ich Jemand von derselben gemischten Herkunft wie ich. Sie aber feierte nach sieben Jahren ihr erstes Wiedersehen mit den Deutschen und fand sie göttlich. Sogar unsre neuen Hundertmarkscheine gefielen ihr. Das bunte Tuch im Stadtbild dagegen, das nicht hergehörte, brachte sie zur Verzweiflung. Und aufreizend genug fürwahr — nicht der Farbe, des Mementos halber — wehte die Tricolore von diesem und von jenem Bau. Wir fuhren aus der Stadt hinaus, aber dort flatterte sie auch. Vor einer hart am Fluß gelegenen, festlich erleuchteten Halle, in der wir zu Nacht essen wollten, machten wir Kehrt, denn sie war ein französisches Offizierskasino. Und deplaciert genug, fürwahr, nahm es sich aus zu Biebrich am Rhein.

„O Nantzig, Nantzig !" rief ich, als wäre es Jerusalem.

„Wer ist das ?"

„Es ist Nancy gewesen. Und Die, welche schwuren, es nie wieder herzugeben, sobald sie es hätten, müssen fort und fort daran erinnert werden, denn sie kamen hierzulande ihren Anklägern zuvor und suchen nun, wen sie verderben können."

„Fürchtest du sie nicht ?"

„O sehr ! Mich und meinesgleichen aber fürchten sie einstweilen nicht. Bücher wie die meinigen dringen nicht bis ans Licht der Schaufenster, noch gelangen sie über die Grenze. So mächtig sind die Nantziger noch immer bis an alle Pforten des Reichs."

Aber sie schüttelte den Kopf:

„Wie ist es möglich ?"

„Nur hier, nur hier ! Ich muß oft an einen Ausspruch Romain Rollands denken, den ich in der Schweiz während des Krieges von ihm hörte. In einer Symphonie von Beethoven sogar lag jetzt für ihn etwas Erschreckendes: „Lassen Sie", sagte er, „ihren gewaltigen Zug mißleitet werden, entziehen Sie ihm den Geist, und Sie haben das blinde Drauflosgehen der heutigen Deutschen, die ja im Guten wie im Bösen stets das Außerordentliche leisten werden."

In der Leichtgläubigkeit also so gut wie in der Lüge. Der ehrliche Deutsche nämlich ist zu grundehrlich, um an die Verschlagenheit seiner Verführer zu glauben und zu durchschauen, wie weit deren Kälte und brutale Absage an den Gedanken sich erstreckt.

Doch die Landsmännin war zu lange fern geblieben, um im Bilde zu sein. Sie trieb mit einem beseelten Euchgrüßichteurehallenschritt durch die Straßen und konnte keine Briefmarke aus dem Automaten ziehen, ohne die Davorstehenden zu fragen, wie

sie sich befänden. Sie erstatteten ihr jederzeit freundliche Antwort, denn der Rheinländer ist ja so liebenswürdig ! Von den hier garnisonierten Franzosen haßte vielleicht keiner mehr die Deutschen, seit er unter ihnen lebte. Was aber den Haß angeht, der den Franzosen selber zuteil wird, so ist er ganz gewiß, auch wenn die Zeitungen es nicht zugeben, weit mehr ein Dogma des unbesetzten als des besetzten Gebietes, weit mehr eine gefährliche Parole als eine lebendige Tatsache. Befragt man sie, die heute genötigt sind, im direkten Kontakt mit ihnen zu leben, so erhellt, daß man die Einzelnen nicht verantwortlich macht für jeden Unfug, der über ihre Köpfe hin geschieht, wie er über die Köpfe aller vernünftigen Deutschen geschähe, hätten diese gesiegt. Statt des Hasses klingt da nicht selten das Bedauern heraus über die Unmöglichkeit, dem Eindringling menschlich näher zu treten.

Denn die Unmöglichkeit freilich ist das Erste, was sich hier dem Gefühle aufdrängt. Und zwar ganz allein deshalb, weil diejenigen Gesetze längst in Kraft getreten sind — mag die Politik sie noch so sinnwidrig zurückdrängen — welche für den Verkehr zwischen den Einzelnen (und was sind die Völker andres als Einzelne in großer Zahl ?) bestimmend sind. Und da verstößt es nun einmal wider die Sitte, den ungebetenen Gast zu spielen, unter einem Dach sich breit zu machen, dessen Besitzer man zur Last fällt. Die Deutschen aber, Politik oder nicht, sind hier zuhause, wie die Franzosen, Krieg oder nicht, in Cambrai. So einfach ist alles in dieser komplizierten Welt.

Vom Ufer her lungerten grade ein paar recht widerwärtige Marokkaner auf uns zu; eine Elektrische polterte daher; zwei Poilus und ein Dienstmädchen standen auf der Plattform. Wir stiegen ein. Bedrückt und zerstreut sah ich einer roten und verweinten Abendsonne ins Aug. Die Stadt kündete im Dämmerlicht Straßen voll eigentümlichen Reizes. Sogar die Wilhelminische Architektur sänftigte, beschwichtigte sich hier, hellte sich wärmer und geschmeidiger auf, wurde anheimelnd und elegant. Der Wagen hielt. Zwei Offiziere stiegen ein. Schade, schade, denn wie schmuck sind sie ! wollte ich meiner Landsmännin zuflüstern: da stand sie wahrhaftig noch draußen, bei den Poilus, und überhörte deren Deutsch.

Endlich kam sie herein. „Was ist an einem Volk", sagte sie, „das lockt, ihm zu gehören ? Daß ich es nur gestehe: dieselbe Genugtuung, die es mir hier gewährt, für eine Einheimische zu gelten, empfand ich in Paris." Sie war sehr erbaut, daß die Franzosen ihr Deutsch so pflegten; manche sprachen es schon so gewandt, daß man hinhorchen mußte, um sie für Ausländer zu halten. Nun ist ja die deutsche Sprache unter allen Sprachen die einzige, die sich der fremden Zunge nicht spröde verschließt, der sie vielmehr einen erhöhten Wohllaut entlocken kann, als würbe um sie der Gast, der sie im Munde führt, und schmückte sie aus, die triumphiert, wo andre leiden oder erliegen.

War uns je ein schöneres Deutsch begegnet als das jenes Franzosen, der in unserm Hotel am Nebentische aß ? Jeder Silbe hing er, ohne es zu wissen, ein holdes Etwas an, köstliche Modulationen, Zwischenklänge, Intervalle, an die er sich selber

fing. Wie aber wäre es anders mit den Menschen als mit ihrer Sprache ? Ist sie nicht sie selbst ? Und so ausgezeichnet mischen sich die Elemente hier, so beglückend ergänzt hier eine Art die andre, daß trotz der fürchterlichen Kluft immer wieder hell zu Tage tritt, wie geschaffen sie sind, um Hochzeit zu halten.

O wie ist es öde, mein Gott, wie ist es aufreibend, wie lästig ist es, immer noch solche Dinge zu sagen ! Was für eine Kinderstube ist diese Welt ! Das Abgeleiertste — wie lange bleibt es Anfangsgründe für sie ! Derart, daß diese meine letzte Fibel, dies mein langweiligstes Buch von den ‚Westlichen Tagen' noch hinaus muß zu ihr.

Neue Dokumente von und über Kleist

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Im Anfang des Jahres 1807 wurde Kleist bekanntlich auf der Wanderung von Königsberg nach Berlin vor den Toren der Hauptstadt von den Franzosen verhaftet und als der Spionage verdächtig mit zwei Kameraden auf das Fort de Joux bei Besançon gebracht. Die große Korrespondenz, die der gefangen gehaltene Dichter geführt hat, ist nur zum geringsten Teil in die Hände der Adressaten gelangt. Ein Teil wurde später an seinen Freund Gessner nach Bern gesandt, und mit berner Kirchenakten kamen die Dokumente über Yverdon in das waadtländische Städtchen Orbe. Dort habe ich auf der Munizipalität unter Kirchenakten, die ich veröffentlichen wollte, den unverhofften Fund gemacht: ein Buch des französischen Dichters Rotrou: ‚Die zwei Sosias', das Kleist mit handschriftlichen Bemerkungen und Uebersetzungen versah und für seinen ‚Amphitryon' benutzte; eine Reihe von Briefen; und das Tagebuch eines literarisch dilettierenden Offiziers namens Meunier, der Kleist zu bewachen und zu verhören hatte und ihn möglichst der Spionage überführen sollte.

In Kleists Stube befand sich nichts als ein Tisch, zwei Stühle, Waschgeschirr, ein Bett, oder was man so nannte, viel Schreibpapier, drei Bände Scarron, ein Band Voltaire, ein Band Molière und ein Band Rotrou.

Rotrou lebte von 1609 bis 1650. 1639 schrieb er ‚Die zwei Sosias', die Molière am sechzehnten Januar 1668, also achtzehn Jahre nach dem Tode des Autors, als seinen ‚Amphitryon' aufführen ließ.

Ich gebe zunächst das

Tagebuch des Leutnants Meunier

8. März 1807. Acht Uhr. Ich hoffe, diese Zeilen bald nach Paris schicken zu können, wenn es wahr ist, was Monsieur de Mulineu, Ratsherr von Bern, dem Kommandanten erzählt. Diese Zeilen werde ich der Zeitung senden, die sich bisher für mich interessiert hat. Das einzige Vergnügen, das man hier haben kann, ist: Schreiben. Es wird immer zu etwas gut sein. Heute habe ich den Auftrag erhalten, mich immer bereit zu halten, um mich mit dem Gefangenen Kleist zu verständigen, der nach dem, was der General Clarke sagt, ein Spion ist. Es kann sein, daß man sich diesmal getäuscht hat. Ich will glauben, daß er sich täuscht. Denn um ein Spion zu sein, müßte man nicht so unschuldig aussehen. Oder ist das unschuldige Aussehen, wie einer unsrer großen Autoren sagt, das zuverlässigste Erkennungszeichen

dieser Leute ? Ich muß mich ans Werk machen, denn man will von Tag zu Tag die Notizen, die ich schreibe. Ich bin also beauftragt, den Gefangenen zu überwachen, und die schönen Zeiten sind vorüber. Bei uns gab es sonst schwerere Fälle. Das ist hier ein Versehen, sagt Kleist. Der Kommandant aber befiehlt mir, jedes Wort und jeden Vorfall aufzuschreiben, weil es den General interessiert. Ich kann mich also nicht mehr mit den Fabeln beschäftigen, die mir dieses Leben erträglich machten, die Einsamkeit dieses Winters. Zu Ende ist es mit La Fontaine. Zu Ende ist es mit Chénier — der Barbar Kleist kennt ihn nicht.

Ich bin fertig mit der Lektüre von Andrieux: ‚Molière und seine Freunde'. Diese Nacht wartete ich, ich horchte, ich las, ich wollte wissen. Wenn das ein Spion ist, muß er raffiniert sein. Wenn es keiner ist, kann er einem leid tun. Denn er ruiniert seine Nerven. Seine beiden Begleiter wollen seit zwei Tagen jeden Augenblick den Kommandanten sehen. Ich komme und finde sie, wie sie großen Lärm machen. Gemein ! Sie wollen trinken. Und Kleist soll der Anführer dieser Leute sein ? Ich unterhalte mich mit Kleist. Er sagt, er sei Dichter. Ich spreche mit ihm. Er kann französisch so geläufig, und ich bedaure, es sagen zu müssen, daß er dadurch verdächtig wird. Warum lernt Einer so gut Französisch, der nicht von unsrer Rasse ist, wenn es nicht für einen gewissen Zweck sein soll ? Dieser Meinung ist der General Clarke. Aber ich weiß, daß sie in ihrem Lande die Manie haben, unsre Sprache besser zu sprechen als wir — seit dem großen Friedrich, der lange mit Voltaire lebte. Sind es Genies oder Spione ? Der Kommandant befiehlt mir, jede Bewegung zu notieren, jedes Wort aufzuschreiben; kurz: er will, daß ich mich zu einer Uebung vorbereite, die in meinem Interesse liegt, wenn ich vorwärtszukommen wünsche. Ich langweile mich ungeheuer und schreibe daher. Das ist vielleicht etwas wert, denn ich sende es nach Paris als Noten eines Einsamen. Wir sind so einsam wie Leute in der Wüste, die unter einem Baum schlafen, unter einem Baum ohne Früchte; auf ihm aber lauern wilde Tiere. So ist es hier. Wir müssen uns in Acht nehmen Tag und Nacht. Vielleicht will der Himmel, daß ich Romane schreibe, denn ich habe Zeit mich zu üben. umsomehr, als SIE mich dazu ermutigt. Aber sie ist weit von hier.

Unter diesem Gesichtspunkt kann das Leben mit diesem Menschen reizvoll sein, denn er interessiert sich für unsere Literatur ebenso sehr wie ich. Er träumt von Monsieur Rotrou. Er spricht nicht in den besten Ausdrücken von Monsieur Molière. Aber kann ich mich mit seinen Studien abgeben, da ich doch angestellt bin, um ihn selbst zu studieren, damit der General Clarke aufgeklärt wird ? Ich will sogleich R. fragen. Die Post wird mir die Antwort bringen. Vielleicht ist es des Generals Wille, alle intimen Details von Kleist zu wissen, um ihn aufs Schaffott zu bringen wegen Spionage. Aber der General hat seinen Wunsch in der Form eines strikten Auftrags ausgedrückt, der Kommandant auch.

Ich werde aufschreiben, was heute passiert ist. Wir sprachen vom Mißtrauen. Ich bin grade aufs Ziel losgegangen, und ich sage zu Kleist: „Wir mißtrauen Ihnen, Unbekannter, der Sie hier angekommen sind unter dem Verdacht der Spionage, dem schrecklichsten Verdacht." Ich bewunderte seine schönen ruhigen Augen. Er erwidert: „Sie miß-

trauen mir ? Nun so will ich Ihnen ein Wort sagen, daß ich in einem meiner Stücke geschrieben habe.” Das ist eine Familie von so und so — wovon, habe ich vergessen. „Das Mißtrauen”, sagte er, „ist die schwarze Sucht der Seele”. Er sagte das leise vor sich hin. Also ist er ein Dramatiker ? Ah ! Ich frage ihn: „Sie beschäftigen sich wohl lange schon mit Dichtkunst ?” Er sagt, es sei so. Es sei sein Geschäft. Das ist doch ein hübsches Wort: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Man könnte es an die Tür unsres Forts anschreiben. Denn wir mißtrauen ewig. Und nun mißtraute ich ihm — mehr ihm als seinen zwei Begleitern. Denn ich kenne die Wahrheit nicht, nicht den Ursprung dieses Wortes, das genommen sein kann aus einem unsrer Autoren oder aus dem Werk des Monsieur de Schiller. Wenn jedoch er das Wort als Dichter geprägt hat, ist er befähigt. Nur wird er dann befähigter sein, Verse zu machen, als Spionage zu treiben. Aber der Kommandant hat mich nicht beauftragt, Verse zu studieren, sondern Kleist auszuhorchen. Und das ist grade das Wort, das ihn verdächtig macht. Ich werde es sogleich dem Kommandanten melden. Unterdessen notiere ich es hier: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Ich fragte unsern Gefangenen, warum er von Mißtrauen rede. Und ich wurde aufgeklärt. Dieses Wort kann gegen den General gebraucht werden oder gegen den Kommandanten. Es ist möglich, daß er sich über uns lustig macht: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Auf alle Fälle sollte Jeder, der ihn nicht kennt, mißtrauen. Sicher, sicher wollte er uns nur beruhigen, indem er das Wort erfand oder dieses Wort zitierte.

Ich mißtraue also seinen Bewegungen. Ja, ja, das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Vielleicht will er, daß wir ruhig schlafen, vielleicht will er sich rechtfertigen, indem er ein Wort zitiert, das der beste Autor geschaffen haben kann.

Drei Uhr.   Ich habe dem Kommandanten das Wort hinterbracht, der es ohne Verzug an den Gouverneur sandte. Der Kommandant lobt mich. Er findet mich begabt, aus Spionen Worte herauszulocken. Uebrigens: wenn es ein Spion ist, nützt es meinem Avancement, daß ichs klargestellt habe. Dann komme ich nach Paris.

9. März.   Sieben Uhr morgens.   Ich ging zu Kleist hinein. Er war noch im Bett. Zuerst sah ich durchs Guckloch. Er begrüßte mich höflich. Ich sagte: „Dieses Mißtrauen, das die schwarze Seelenkrankheit ist, paßt zu Ihnen. Man klagt Sie der Spionage an.” Er wurde ganz rot und erwiderte: „Ich weiß, ich weiß, Leutnant. Lassen Sie mich in Ruhe. Man hat sich getäuscht.” „Aber”, gab ich zur Antwort, „wenn Sie das Wort vom Mißtrauen geprägt haben, so . . .” Er fuhr auf und sagte: er verstehe mich, aber dieses Wort käme in einem seiner Werke vor, das man jetzt nicht spiele, und es sei kein entliehenes Wort, weder von einem unsrer Autoren noch von Monsieur de Schiller. Ich fragte ihn, ob das Mißtrauen ihm in seiner Jugend zu schaffen gemacht habe. Er meinte darauf, er werde schlecht behandelt vom Schicksal, und er hätte Attaché in Spanien werden können. „Ah !” rief ich aus, „wie interessant !” Da lächelte er. Ich setzte mich zu ihm. Einer seiner Freunde habe ihn zum Attaché in Spanien machen wollen. Jetzt mißtraue ich ihm. Spanischer Attaché in diesem Alter — muß man da nicht mißtrauisch werden ? Ist er also Spion ? Oder ist ers nicht ? Warum wäre er nach Spanien gegangen ?

Sicherlich als Spion seines Königs. Ich weiß es nicht. Aber es frappiert mich. Ich habe die Unterhaltung dem Kommandanten hinterbracht. Der ist ärgerlich, denn seitdem Kleist hier ist, hat er keine Ruhe mehr auf dem Fort. Offenbar ist der Fall sehr ernst, denn der General will vollständig unterrichtet sein. Es scheint, daß Kleist eine adlige Persönlichkeit ist, und daß er eine gewisse Rolle spielt, und daß er beim König verkehrt. Auf alle Fälle ist er Offizier, sagt der Bericht des Generals.

Umso besser für mich. Ich mache mich ans Werk, denn das ist Avancement. Der General wird sich bei mir bedanken. Vielleicht gehe ich nach Berlin. Wenn es nicht eine hohe Persönlichkeit wäre, würde man sich um ihn nicht so kümmern. Aber das soll ich herausfinden. Gehen wir mit Klugheit vor. Wenn ich ihn schuldig finde und er ist es nicht, so ist es aus mit meinem Avancement. Ich werde suchen. Ich werde also berichten:

1. Der Gefangene sagte, das Mißtrauen sei die schwarze Sucht der Seele. Wessen Seele ? Er behauptet, es in einem seiner Werke geschrieben zu haben. In welchem ? Wo ist es ? Kann mans sehen ? Ist es wahr ?

2. Der Gefangene sagt, er habe Attaché in Spanien werden wollen. Wozu ? Warum ? Wiarum sagt ers ? Um uns weniger hart zu machen ?

3. Der Gefangene hat kein Geld. Warum ? Seine zwei Begleiter haben. Dann ist er also vom Spionagedienst nicht mehr bezahlt.

4. Der Gefangene war morgens um sieben Uhr noch im Bett.

5. Der Gefangene ist höflich; aber er leidet an den Nerven.

6. Der Gefangene sagt, er sei müde. Müde wovon ? Warum ist er höflich ? Warum leidet er an den Nerven ?

7. Der Gefangene beschäftigt sich mit unsrer Literatur. Kennt Herrn Voltaire und Herrn Rotrou und Herrn Molière. Er nennt immer ein Buch von Rotrou, das sind ‚Die zwei Sosias‘, die Molière abgeschrieben haben soll. Warum.sagt ers ? Woher hat ers ? Warum beschäftigt er sich mit unserer Literatur ? Man frage den Kommandanten, ob diese Fragen aufgeklärt werden sollen, besonders Nummer 1 und 7. Nummer 7 ist umso verdächtiger, als er nicht Franzose ist.

8. Er spricht französisch besser als wir. Verdächtig.

9. Er behauptet, sehr schlecht im Gefängnis von Wustermark behandelt worden zu sein. Diese Stadt liegt in seinem Lande. Warum hat man ihn schlecht behandelt ? Verdächtig. Bedauerlich, daß man seine zwei Begleiter nicht fragen kann. Er muß nämlich den Dolmetscher machen. Sagt er die Wahrheit ? Sagen sie die Wahrheit ? Man weiß es nicht.

10. Der Gefangene ist der Anführer der Drei. Warum geben ihm die zwei Andern kein Geld ?

Den Kommandanten interpellieren wegen der schlechten Nahrung. Der Gefangene will, daß man heize.

Das Sonderbarste ist, daß der Gefangene so offenherzig ist. Wenn er lügt, ist er ein König in der Verstellungskunst. Sonst hat man sich getäuscht. Aber davon nicht reden. Alles in den Verdacht hineinlegen: „Das Mißtrauen ist . . .” und in die Frage, warum er Attaché werden wollte.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Problematik der Naturkinder

von Thomas Mann

Man findet bei genauerem Zusehen, daß den Söhnen der Natur, den Plastikern, den Objektiven eine Problematik eignet, die den Kindern der Idee durchaus fremd ist, die ihr Leben, bei allem Liebesglanz, der darauf ruht, eigentümlich dunkel färbt und ihnen jenes adelige „Wohlsein in ihrer Haut" offenbar beträchtlich verkümmert. Man gewinnt den Eindruck, daß es ein vollständiger Irrtum ist, zu meinen, Problematik sei die Sache des Geistes, während das Reich der Natur ein Reich der Harmonie und der Klarheit sei. Das Umgekehrte scheint richtig zu sein. Wenn, was wir „Glück" nennen, in der Harmonie, der Klarheit, der Einigkeit mit sich selbst, dem Zielbewußtsein, einer positiven, gläubigen und entschiedenen Sinnesrichtung, kurz: dem Frieden der Seele besteht, so ist offenbar den Söhnen des Geistes das Glück viel leichter erreichbar als den Naturkindern, die im Gegenteil, obgleich „Einfalt" ihr Teil sein sollte, das Glück und den Frieden der Einfachheit, der Eindeutigkeit niemals zu gewinnen scheinen, sondern in deren Wesen die Natur selbst ein Element der Fragwürdigkeit, des Widerspruchs, der Verneinung, des umfassenden Zweifels mischt, das durchaus kein Element des Glückes ist, denn es ist kein Element der Güte. Der Geist ist gut. Die Natur ist es durchaus nicht. Sie ist böse, würde man sagen, wenn moralische Kategorien in Hinsicht auf sie überhaupt statthaft wären. Sie ist also weder gut noch böse, sie entzieht sich dem scheidenden Urteil, wie sie selbst es ablehnt, zu scheiden und zu urteilen; sie ist indifferent, objektiv gesprochen, und wie diese Indifferenz in ihren Kindern geistig-subjekthaft erscheint, wird sie zu einer Problematik, die mit Qual und Bösartigkeit mehr zu tun hat als mit Glück und Güte, und die durchaus nicht gekommen scheint, Frieden zu bringen, wie der menschenwürdig-menschenfreundliche Geist, sondern Zweifel und Verwirrung.

Man sieht: ich spreche hier nicht von dem vergleichsweise harmlosen Widerstreit der faustischen „zwei Seelen", dem Kampf zwischen den Trieben einer starken animalischen Veranlagung und der Sehnsucht nach den „Gefilden hoher Ahnen" — diesem Kampf, dieser Problematik, von der Goethe aus so tiefer Erfahrung spricht, und die nicht nur Tolstois Jugend so schwer und reuezerrissen gestaltete, sondern sein ganzes Leben bis ins hohe Alter begleitete. Was ich meine, ist etwas zunächst viel leichter und heiterer Anmutendes: eine Situation etwa wie die Goethes zwischen Lavater und Basedow, in der Goethe sich als das „Weltkind in der Mitten" bezeichnet. Das klingt leicht, heiter und selbstgefällig und war auch wohl so gemeint. Und doch liegt in dem Worte „Weltkind" und der Existenz, die ihm entspricht, eine Dunkelheit, Schwierigkeit und Problematik, gegen welche die „prophetische" Daseinsform nichts weiter als Licht, Einfalt und Gradsinn bedeutet. „Goethes Neigung zum Negieren", schreibt der Kanzler von Müller bei irgendeiner Gelegenheit, „und seine ungläubige Neutralität traten wieder einmal auffallend vor". „Dieses Etwas", schreibt Gorki über Tolstoi, „was er vermutlich

nie einem Menschen sagen wird, was sich nur andeutungsweise in seine Unterhaltung schlich, und wovon sich Andeutungen auch in seinem Tagebuch finden, scheint mir eine Art ‚Verneinung aller Bejahungen', der tiefste und entsetzlichste Nihilismus, der aus der Erdschicht einer schrankenlosen und hoffnungslosen Verzweiflung entsprungen ist, aus einer Einsamkeit, die wohl Keiner außer ihm mit so furchtbarer Klarheit erfahren hat."
Keiner ? Nicht Tolstoi war es, der die so unermeßlich viel Lyrik enthaltende Figur des Mephistopheles schuf — wenn auch freilich das Element des Mephistophelischen seinem Leben niemals, auf keiner Stufe, gefehlt hat. Die unaufhörliche, qualvolle Mühe, Das zu gestalten, was er seine Lebensauffassung nennt, zur Wahrheit und Klarheit, zum innern Frieden zu gelangen, äußert sich in seiner Jugend teils in einer finstern Geireiztheit und Grobheit, die zu Szenen mit den Freunden, zu Duell-Affären führt, die er verzweifelt ernst nimmt, und bei denen es ihm wirklich um Töten und Sterben zu tun ist — teils aber in einem boshaften Negativismus, einem allgemein feindseligen Widerspruchsgeist, der, wie ausdrücklich versichert wird, ganz mephistophelisch anmutete, wenn er auch gewiß nicht nihilistisch, sondern moralisch gemeint war und nur dem gelten sollte, was nicht „das Wahre" war, aber das war eben — Alles. Man gewahrte bei dem jungen Tolstoi „von Anfang an eine Art unbewußter Feindseligkeit gegen alle im Reich des Denkens angenommenen Gesetze. Gleichviel, welche Meinung ausgesprochen wurde, und je größer die Autorität des Sprechers war, umsomehr bestand er darauf, einen gegnerischen Standpunkt zu betonen und schroff zu erwidern. Wenn man ihm zusah, wie er dem Sprechenden lauschte, ihn prüfend betrachtete, wie sarkastisch er die Lippen verzog, hätte man annehmen müssen, daß er nicht so sehr daran dachte, eine Frage zu beantworten, als daran, eine Meinung auszusprechen, die den Frager überraschen und verwirren müßte." Das ist Nihilismus, ist Bosheit. Aber es ist nicht eigentlich kalte Bosheit, sondern gequälte Mißgunst gegen Jeden, der Klarheit und Wahrheit zu besitzen glaubt, es ist der Unglaube an Klarheit und Wahrheit. Diese Mißgunst und dieser Unglaube richteten sich vor allem gegen den klar-humanen Turgenjew, mit dem er sich nie vertrug. „Tolstoi", sagte Turgenjew, „entwickelte früh einen Charakterzug, der, da er seiner düstern Lebensauffassung zu Grunde liegt, ihm selbst ganz besonders viel Leid verursacht. Er vermochte nie, an die Aufrichtigkeit der Menschen zu glauben. Jede Empfindung erschien ihm erlogen, und er hatte die Gewohnheit, dank seinem außergewöhnlich durchdringenden Blick, den Menschen, den er für falsch hielt, mit den Augen zu durchbohren." Und Turgenjew fügte, als er dies sagte, das Geständnis hinzu, er habe nie im Leben etwas kennen gelernt, was ihn mehr zu entmutigen vermocht hätte als die Wirkung dieses durchdringenden Blickes, der — in Verbindung mit zwei oder drei giftigen Bemerkungen — Jeden, der keine besonders große Selbstbeherrschung hatte, bis zur Grenze des Wahnsinns habe bringen können. Nun war Turgenjews Selbstbeherrschung groß. Auf der Höhe seiner literarischen Erfolge, ruhig und heiter, setzte er

der Problematik des jüngern Kollegen die Gelassenheit eines mit sich selbst im Einverständnis lebenden Menschen entgegen. Aber diese Sicherheit war es eben, was Tolstoi reizte; er schien es darauf abgesehen zu haben, diesen ruhigen, gütigen Menschen, der mit der vollen Ueberzeugung, das Rechte zu tun, wirkte, außer Rand und Band zu bringen. Und grade die Ueberzeugung, „das Rechte" zu kennen und es zu tun, war ihm bei Andern unerträglich, da er selbst durchaus nicht wußte, was „das Rechte" sei. „Nach seiner Ansicht" sagt Garschin, „waren die Menschen, die man für gut hält, nur Heuchler, die mit ihrer Güte paradierten und sich den Anschein gaben, überzeugt zu sein, daß ihre Arbeit einem guten Zwecke diene." Auch Turgenjew erkannte diese sonderbare, düstere und boshafte Disposition Tolstois, und, entschlossen, bei dem, was er als „recht" erkannt, auszuharren und nicht die Selbstbeherrschung zu verlieren, mied er Tolstoi, ging von Petersburg, wo dieser damals lebte, nach Moskau und dann auf seinen Landsitz. Aber — und dies ist nun erst recht bezeichnend für Tolstois Gemütszustand —: Tolstoi verfolgte ihn. Er folgte ihm Schritt für Schritt, „wie ein verliebtes Frauenzimmer", um Turgenjews eigne Worte zu gebrauchen.

Das Alles ist sehr merkwürdig und stark. Es zeigt vor allem, wie vollständig der alte Tolstoi, von dem Gorki erzählt, in dem jungen vorgebildet war. Hat er je das „Rechte", das Eigentliche, das Wahre, das nicht zu Negierende gefunden ? Er fand dergleichen für die Andern, fand sie damit ab. Aber er selbst ist der Negation und Neutralität des Elementarwesens bestimmt niemals entkommen. „Rousseau log und glaubte seine Lügen", sagte er. Glaubte auch er seine Lügen ? Aber er log gar nicht. Er war elementar, nihilistisch, boshaft und unergründlich. „Möchten Sie es sehr gern wissen ?" fragt er. „Sehr." „Dann werde ichs Ihnen nicht sagen." Und er lächelt und spielt mit dem Daumen. Dies Lächeln, dies „listige kleine Lächeln" wiederholt sich in Gorkis Schilderungen beständig. Es hat nicht nur etwas Außermoralisches, sondern auch etwas Außergeistiges, Außermenschliches, es ist das Geheimnis des Naturhaften, des Elementaren, das nicht menschenfreundlich ist, sondern an der Verwirrung seine Lust hat. Nach Gorki liebte der Alte es, heimtückische Fragen zu stellen. „Wie denken Sie über sich ?" „Lieben Sie Ihre Frau ?" „Wie gefällt Ihnen die meine ?" „Haben Sie mich gern, Alexei Maximowitsch ?" „Das ist Arglist", ruft Gorki. „Die ganze Zeit experimentirt er, prüft er etwas, als ob er in den Kampf ginge. Es ist interessant, aber nicht nach meinem Geschmack. Er ist der Teufel, und ich bin noch ein Wickelkind, und er sollte mich in Ruhe lassen."

Eines Tages sieht Gorki den alten Tolstoi allein am Meere sitzen — die Szene ist der Höhepunkt seiner Erinnerungen. „Er saß, den Kopf auf die Hände gelegt, der Wind blies ihm die Silberhaare seines Bartes durch die Finger; er sah in die Ferne auf das Meer hinaus, und die kleinen, grünlichen Wellen rollten sich gehorsam zu seine Füßen und streichelten sie, als wollten sie dem alten Magier etwas von sich erzählen . . . Er

erschien mir wie ein uralter, lebendig gewordener Stein, der Anfang und Ausgang aller Dinge weiß und bedenkt, wann und wie das Ende der Steine, der Gräser der Erde, der Wasser des Meeres, des ganzen Weltalls vom Sandkorn bis zur Sonne sein wird. Und das Meer ist ein Teil seiner Seele, und Alles um ihn kommt von ihm, aus ihm. In der sinnenden Regungslosigkeit des alten Mannes empfand ich etwas Schicksalvolles, Magisches. Ich kann es nicht in Worten ausdrücken, was ich in jenem Augenblick mehr fühlte als dachte, in meinem Herzen war Jubel und Furcht, und dann schmolz Alles in einem einzigen seligen Gefühl: ‚Ich bin nicht verwaist auf Erden, solange dieser Mann auf ihr lebt'." Und Gorki schleicht sich „auf den Zehenspitzen" fort, damit der Sand nicht unter seinen Füßen knirsche und die Gedanken des Alten störe.

Die mystische Ehrfurcht, die Gorki hier schildert, ist nicht diejenige, die uns beim Anblick der Helden der Idee ergreift. Weder Dostojewski noch Schiller haben diese Art von Scheu und Schaudern eingeflößt, so heilig sie wirken mochten, das ist sicher. Aber auch die Ehrfurcht, die Goethe erregte, kann dieser nicht ähnlich gewesen sein, obgleich sie ihr verwandt war. Diese Tolstoische Größe und Einsamkeit ist urheidnisch-wilder Art, vor aller Gesittung gelegen. Es fehlt ihr das humanistische Element, das menschliche. Dieser wissende, allverbundene, sinnende Urgreis, der am Rande des ewigen Meeres sitzend Anfang und Ende aller Dinge bedenkt, ruft eine halbdunkle, vormenschlich-unheimliche Gefühlswelt wach, eine Welt des Raunens und der Runen — was er sinnt, sagen dir nächtlich die Nornen. Er glich, sagt der erschütterte Betrachter, einem uralten, lebendig gewordenen Stein — aber eben nur einem Steine also, keinem Werk der Kultur, nicht dem herausgearbeiteten Gottbilde, nicht dem Menschen, wie Goethe. Die humanistische Göttlichkeit Goethes wird hier deutlich zu etwas anderm als die urheidnisch-ungebildete Göttlichkeit Tolstois, von dem Gorki sagte: „Er ist der Teufel". Und doch bleibt in der Tiefe die Gemeinschaft bestehen, und doch ist auch in Goethe das Elementare, das Dunkle, Neutrale, das boshaft-Verwirrende, das Negierend-Teuflische.

Es gibt ein herrisches und dabei heimlich gequältes Wort von ihm, das einen tiefern Blick in sein Inneres tun läßt als manches Wort der Weisheit, der Klarheit und Ordnung, das er sprach. „Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll", sagte er (sie also auch nur anhören soll, nicht etwa sie annehmen), „so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab ich in mir selbst genug." Das ist ein Geständnis, in Form einer hochfahrenden Forderung. Es hat olympisch-imperatorischen Akzent, und dabei ist ein Zittern der Ungeduld in der Stimme, die es spricht, des gepeinigten Ueberdrusses am Problematischen, der nach außen hin gereizt auf dem Positiven besteht . . . „Aus dem einen Auge blickt ihm ein Engel", schreibt Jemand, der auf Reisen seine Bekanntschaft machte, „aus dem andern ein Teufel, und seine Rede ist eine tiefe Ironie über alle menschlichen Dinge". Ueber alle ? Das ist groß, aber es ist nicht liebreich, und er selbst ist doch schließlich auch ein

Mensch. „Ueberhaupt", meldet Einer, der ihn oft sah, „war er heute in jener bitter-humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so oft an ihm wahrnimmt". Da haben wir abermals die Negation, die Bosheit, den Widerspruchsgeist, die Médisance, von der der junge, sanfte Sulpiz Boisserée in seinem Tagebuch ein Lied zu singen weiß. „Um elf Uhr bin ich wieder bei Goethe. Das Lästern geht wieder an." Es geht her über Politisches, Aesthetisches, Gesellschaftliches, Religiöses, Deutschland, Frankreich, Philhellenismus, Parteiwesen und so fort, in einem Stil, daß sich der arme Boisserée „mit allen diesen moquanten Reden zuletzt wie auf dem Blocksberge vorkommt". „Auf dem Blocksberge" — das ist stark gesagt. Es ist entweder zu stark im Zusammenhang mit dem Worte moquant; oder aber dieses ist viel zu schwach, und das ist das Wahrscheinlichere. Auf jeden Fall zeigt die Aufzeichnung, die aus dem Jahre 1826 stammt, wie noch der hohe Greis fromm geartete Menschen verwirren konnte. Ein Beobachter, der nicht dumm gewesen sein kann, schrieb über ihn ein Wort, das geheimen Schrecken erregt, irgendwie erstarren läßt: „Er ist tolerant, ohne milde zu sein !" Man überlege doch, was das heißt ! Toleranz, Duldsamkeit ist unsrer menschlichen Erfahrung nach stets mit Milde, mit Menschen- und Weltfreundlichkeit verbunden; unsres Wissens ist sie ein Produkt der Liebe. Aber Toleranz ohne Milde, harte Toleranz — was ist das ? Das ist ja außermenschliche, eisige Neutralität, entweder etwas Göttliches oder etwas Teuflisches . . .

Automobil-Woche von Robert Breuer

Seitdem Ketzer nur noch aktenmäßig verbrannt werden und das Henken aufgehört hat, ein Stadtfest zu sein, haben die Rattenfänger, deren Pfeife den Heerwurm Mensch bewegt, mancherlei Melodien blasen gelernt. Die Wissenschaft nennt es: Hypnose; der Kaufmann spricht: Reklame. Die treuherzigen Objekte meinen, man müsse modern, man müsse dabei gewesen sein. Die Wirkung ist, daß tausend, zehntausend, hunderttausend Beine irgendwohin stampfen, vom Großhim unkontrolliert; daß hunderttausend Augen gaffen, daß hunderttausend Zungen repetieren, wie dampfbetriebene Maschinengewehre: Worte, Buchstaben, Laute, deren Sinn gestern nur wenigen Adepten bekannt war, heute aber schon selbstverständlicher Besitz Jedermanns zu sein scheint.

Ein Katarakt von zweihunderttausend Menschen braust um das Rennen der Automobile; ein zäher Menschenstrom ergießt sich ohne Ende durch die Halle, wo die Kraftwagen zum Preise von zweihundert-, dreihunderttausend Mark Parade stehen. Frage: Was haben diese Ungezählten eigentlich dabei zu tun, was treibt sie her, was suchen sie hier ? Herdentrieb — Heldentrieb ! Masse Mensch ! Unheiliger, von jedem Stiefel knetbarer Brei. Zwergensehnsucht, die ehemals goldene Epauletten und Karossen umschwärmte, die vor geschwollenen Ringermuskeln und Boxerfäusten brünstig aufschreit, die immer noch, unend-

liche Jahre nach dem Tode des Herkules, vor dem Starken, dem Sieger, Hermann dem Cherusker, dem Lorbeerbekränzten, das Knie beugt. Gestern Ludendorff, heute Opel; Liebknecht abgelöst durch Benz. Was strömt das Volk, was wälzt sich dort ? Es speit Gas, es rast mit zitternden Lenden und wütendem Gebrüll, viel schneller, als je ein Rhodenser sich Bewegung vorzustellen vermochte. Gestern Drache, heute Auto. Excelsior ! Aufwärts ! Die Menschheit reift. Tief unten, vom Schein der Hexenfeuer sanft überfangen, verdämmert das Mittelalter. Gestern Auto-dafé, heute Auto-Rennen.

Zweihunderttausend Menschen, im Modepelz, im Abzahlungskleid, jedes Alters, jeder Klasse, berauschen sich offnen Mauls an den Abnormitäten der Vogelwiese. Gestern Feuerfresser, heute Meisterschaftsfahrer. Zweihunderttausend fiebern, notieren Ziffern, vergleichen Schnelligkeitszahlen, schwelgen im Zungenreden des Sports.

*

Was wissen die Zweihunderttausend vom Explosionsmotor ? Indessen: wissen sie vom Menschen, seiner Anatomie, seinen Funktionen etwa mehr ? Und doch wehrt ihnen Niemand, diese Gattung zu bewundern und etliche ihrer Exemplare schön zu finden. Ist das Entscheidende schließlich nicht überall und stets das Gleiche ? Witterung des Rhythmus, Antwort auf den Takt der Zeit und ihres Lebens. Tempo, Tempo, Tempo ist unser Schicksal, Rekord unsre Gottheit. Auto ist solcher Gottheit glorreiches Gefäß. Rollende Monstranz. Das Herdentier bewahrt Instinkt. Ich bin Du, und Du bist Ich: so geht die heimliche Zwiesprache zwischen den raffiniertesten Instrumenten der Schnelligkeit und den Massen, deren Stigma das Gehetztsein ist. Kläglicher Mephisto:

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine ?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt ich vierundzwanzig Beine."

Sechs Hengste — der Wagen der kleinen Leute; vierzig Pferdekräfte, eingespannt für einen Meisterschieber in Valuta, für einen Gladiator der Schnelligkeit — und zweihunderttausend bravoklatschende Namenlose, begeistert, sehnsuchtsvoll, haßerfüllt, gierig nach dem Gehaßten: das ist Symbol für 1921

Pfiffiger Mephisto:

„Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
du bleibst doch immer, was du bist."

*

Der Kapitalismus soll zertrümmert werden; schon rüstet sich Masse zu seinem Leichenfest. Aber der Kapitalist braucht nur zu flöten, braucht nur Reklame zu beschwören, braucht nur an das Geheimnis der Zeit zu rühren, braucht nur Rekord zu sprechen — und schon strömt Masse, und schon wirbeln die Fäuste, die ihm die Gurgel zupressen wollten, in Derwisch-Fanatismus. Stinnes hat Bergwerke, hat Wälder, Schiffe, Zeitungen — warum soll er nicht Kraftwagen bauen ? Er läßt sie laufen,

und all die Millionen seiner Todfeinde jauchzen: Dinos, dem Sieger. Meister der Welt ist, wer die Herzen zu lenken vermag. Distanz zwischen Drang und Ziel erkennt, wer sieht, sehend sieht, wie Stinnes gestürzt werden soll, und wie er die Seele der Millionen entflammt. Noch ist das Volk, ist Masse dem Autodafé näher als dem Auto.

Von West nach Ost von Waltreu

Deutschlands Wirtschaftskörper wird neugeformt.

Im Westen lauert der Nachbar: Gewehr bei Fuß, argwöhnisch nicht nur, weil militaristischer Geist eines entwaffneten Volkes ihm Mißtrauen einflößt, sondern verdutzt auch ob der wirtschaftlichen Blüte des besiegten Landes, das wahrhaftig nicht lebt, wie es um seiner sittlichen und geistigen Erneuerung willen (nicht dem Gegner, sondern sich selbst zuliebe) leben sollte.

Das Rheinland besetzt; das Ruhr-Revier (noch frei) spürt aus der Ferne feindliche Kräfte, fühlt sich bedrängt und von der Sorge um die Erfüllung des Vertrages, als einer lokalen Lebensfrage, geängstigt. Zielbewußt aufbauende Arbeit ist schwierig, wenn nicht unmöglich.

Westeuropa hat für uns wirtschaftlich an Bedeutung wesentlich eingebüßt. Der Handel mit Frankreich ist im Vergleich zu Friedenszeiten arg zusammengeschrumpft. Er wird die alte Höhe so schnell nicht wieder erreichen. Wir können von lebensnotwendigen Dingen in Frankreich nur Erz, an dessen Hergabe (weil wir es brauchen) scharfe Bedingungen geknüpft werden, eintauschen — oder Luxuswaren. Das ist unmöglich für uns. Frankreich fordert von uns eine Rente, wünscht aber einstweilen nicht Kapital anzulegen oder mit der deutschen Wirtschaft gar in Wettbewerb zu geraten. Es drängt nach Osten, deutscher Gegendruck ist nicht möglich, also verschiebt sich das Schwergewicht auch unsrer Wirtschaft gen Sonnenaufgang.

Mit Belgien kommen wir, wenn auch unter Schwierigkeiten, langsam wieder ins Geschäft. Holland, die Kopfstation der Rheinstraße, nimmt deutsche Ware nach wie vor in normalen Mengen auf und leitet sie über seine wohlausgebauten Häfen weiter ins Ausland. England aber ist auch von Hamburg schnell zu erreichen.

Wenn Westdeutschland trotzdem noch immer die wichtigsten Industriegebiete birgt, verdankt es dies dem Reichtum an Steinkohle. Allmählich aber macht sich unter dem Druck des Friedensvertrages, der uns die freie Verfügungsgewalt über die Kohle genommen hat, die deutsche Wirtschaft auch von diesen natürlichen Gegebenheiten frei.

Es ist ein besonderes — und, wenn man will, tragisches — Geschick, daß unsre reichsten Steinkohlengebiete hart an den gefährdeten Grenzen in West und Ost liegen. Die deutsche Wirtschaft ist aber allen Widerständen zum Trotz ein so einheitliches, in sich elastisches Gebilde, daß sie auf jeden Druck an den offenen Grenzen mit einer schützenden Reflexbewegung antwortet. Bewundernswert, wie fein sie reagiert. Da der Westen deutschem Vordringen gesperrt ist und auf der Steinkohlenförderung die harte Hand des Gegners lastet, haben Wanderungsbewegungen eingesetzt, stoßweise von Westen nach Osten vordringend. Mitteldeutschland zwischen Elbe und Oder ist Ziel und Sammelbecken dieses Marsches. Hier ist reichlich Braunkohle, sind

gute Verkehrswege vorhanden. Braunkohle, die nur noch für etwa zweihundert Jahre reichen dürfte, zu verbrennen, direkt als Energiequelle zu nutzen, wäre Verschwendung. Also wird Braunkohle zu elektrischer Kraft geläutert und weiter geleitet. Die Industrie findet billigen Strom und strafft sich zu neuer Produktivität.

Elbe und Oder fließen von Nordwest nach Südost; wo sie als Verkehrsstraße keine Bedeutung mehr haben, ist die Donau nicht fern. In Süd und Südost aber ist auch der Ring, in den der greise Tiger Clemenceau Deutschland einfangen wollte, offen. Der Handel mit Deutsch-Oesterreich und Italien sowie den Nachfolgestaaten der K. u. K. Monarchie muß deshalb zu immer größerer Bedeutung wachsen. Er birgt in der Tat reichliche Möglichkeiten. Hier sind die Grenzen, an die viele im Westen frei gewordenen Wirtschaftskräfte drängen. Zwischen Elbe und Oder werden neue Stützpunkte ausgebaut, von denen der Verkehr die Ströme entlang in Nord- und Ostsee sowie ins Mittelmeer münden kann.

Von der Oder zu der deutschen Ostgrenze ist der Sprung nicht mehr weit. Der Osten ist der große Unbekannte, ist Zukunft, Gefahr, vielleicht aber auch Rettung.

Um das bedeutsamste Energiezentrum unsrer östlichen Wirtschaft: Oberschlesien, diesen weit in die polnisch-russische Ebene vorgetriebenen Keil, wird noch gerungen. Dahinter liegt das betriebsame altschlesische Industriegebiet mit Breslau als Knotenpunkt. Hier sind die eigentlichen Verfeinerungswerkstätten der östlichen Industrie. Sie werden täglich leistungsfähiger ausgebaut und bangen nur, daß ihnen die Rohstoffbasis in Oberschlesien entzogen werden könnte. Fällt die Entscheidung in Oberschlesien gegen uns, dann werden auch aus diesem Ostwinkel nach Mitteldeutschland neue starke Wanderungsbewegungen einsetzen. Niederschlesien mit seinen wertvollen Steinkohlenschätzen würde zum Sammelbecken geflüchteter Industrie-Unternehmungen werden.

Zu einem neuen, wenn auch zunächst noch nicht ausgebauten, östlichen Zentrum wirtschaftlicher Energie-Entfaltung scheint sich Ostpreußen zu entwickeln. Die Elektrifizierung des Landes steht bevor. In kurzer Zeit dürfte das „Ostpreußenwerk", eine mächtige Ueberlandzentrale, die durch das Gefälle eines kleinen Flüßchens, der Alle, gespeist wird, vollendet sein. Der Industrialisierung Ostpreußens wird damit ein starkes Auftriebsmoment gegeben.

Von Ostpreußen führen Wege nicht nur ins Herz Rußlands, sondern auch nach Norden in die skandinavischen Länder.

Von Oberschlesien führen die Straßen nach der Ukraine und über die Tschechoslowakei nach den Balkanländern und dem Orient. Zieht man von diesen beiden Ostpfeilern unsrer Wirtschaft im Norden und Süden Diagonalen nach Westen, so ergibt sich, daß etwa im Schnittpunkt des Parallelogramms: in Mitteldeutschland ein mächtiges Sammelbecken neuer Energieentfaltung im Entstehen begriffen ist.

Das ist politisch und wirtschaftlich von grundsätzlicher Bedeutung. Zwischen den Wellenbergen der Konjunktur treibt das deutsche Wirtschaftsschiff langsam gen Osten. Der Westen verarmt. Versailles hat ihn verriegelt. Da im Vertrag das Ostproblem nicht gemeistert worden ist und nicht gelöst werden kann, so bleiben wir beweglich und können nach Süden wie nach Osten neue Kanäle graben.

Schauspieler und Räuber

Das muntere Künstlervölkchen ist schon kurzweiliger abgemalt worden als in der Komödie von Schmidtbonn. So wahr seine ‚Mutter Landstraße' den dichterischen Wert alter Dramen Hermann Bahrs überwiegt: so wahr kriegte man mich ein zweites Mal nicht zu den ‚Schauspielern', wohl aber im ärgsten Notfall zur ‚Gelben Nachtigall'. Oder zu ähnlichen Kulissenstücken. Dieses hier will nun freilich gar keins sein. Es spielt an den Ufern des Rheins, Deutschands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Wer soll ihn beschwören, seine Farben im Mittagslicht, seine weiche Luft, den Duft seiner Rebhügel und ihrer Weine Aroma, den Zauber seiner Abende und die liederfrohe Heiterkeit seiner Anwohner — wer, wenn nicht der Romantiker Wilhelm Schmidt aus Bonn ? Er hats, leider, unterlassen. Die Versuche, schandenhalber ‚Milieu' beizubringen, gedeihen über die Nennung des Namens „Rhein" nicht sehr weit hinaus. Wird vielleicht die Sprache . . . ? Ihre Verschwärmtheit ist dünn. Ihre zärtliche lyrische Poesie, vor achtzehn Jahren aus erster Hand, klingt heute eklektisch. Sie langt nicht, ein einziges Motiv für drei Akte zu variieren. Ein reicher Junggeselle verkennt das Wesen von Schauspielerinnen, wie Schmidtbonn sie sieht, dieweil er einer Werbung um Eine Nacht schlankweg Unwiderstehlichkeit zutraut. Die Frauenliga der Bühnengenossenschaft mag sich bei diesem Dramatiker bedanken, der ihrer hehren Priesterschaft die aufdringliche Gefälligkeit von Stubenmädchen entgegensetzt. Die Paulinen tun es, ritsche, ratsche, um des Vergnügens willen; während die Gemmas einen Akt mit den Umständen füllen, die ihr Ethos ihnen zu machen gebietet, bevor sie aus Herzensgüte sich zu dem andern Akte bereit finden. Und hinterher wollen sie nicht einmal von dem Schloßherrn mit Pferden und Diener geheiratet sein. Sondern begeben sich, nachdem sie mit dem Sündenlohn ihre Koffer ausgelöst haben, in die umliegenden Dorfschaften und die überaus reizvolle Gefahr, aus Hunger zu dem gleichen Erlebnis gezwungen zu sein. Zurück bleibt der arme Krösus, der einen Hauch von Wehmut aus Sehnsucht abbekommen hat. Schade, daß dieser Hauch, der auf vierzig Seiten zu verdichten gewesen wäre, auf hundertzwanzig Seiten zerrint. Und erst im neueröffneten Lustspielhaus. Das alte hat auch mit „Literatur" angefangen und mit der ‚Spanischen Fliege' geendet. Möglich, daß Herr Direktor Heinz Saltenburg diesen Weg nicht zu gehen wünscht. Dann muß er sich aber schnell einen Regisseur mieten; und für den eine bessere Truppe. Den schwachen Schmidtbonn haben sie entzweigedrückt. Nicht einmal die äußere Konstellation war glaubhaft. Wie Alfred Abel im weißen Haar aussah, wie er sich mit einer betörenden Stimme energisch einschmeichelte, wie er abwechselnd die Augensprache der Schwermut und der Ironie meisterte — er hätte nicht einen Pfennig, hätte gar nicht noch die überlegene Haltung des gesicherten Lebens zu haben brauchen, und jedes Mädel wäre doch sofort zu ihm übergelaufen.

*

‚Masse Mensch‘ fiel am zweiten Abend aus. Ersatz: die Masse Menschen, die die Manege am Schiffbauerdamm überfluteten und von einer zehnmal so großen Masse Menschen bejubelt wurden. In dieser Aera der Dimensionen und des Spektakels ein sicherer Kassenerfolg, gegen den keine Kritik was ausrichten wird. Wer in meinem ‚Max Reinhardt‘ an dem Kapital über ‚Die Räuber‘ diese Aufführung mißt, kann nur wehklagen über einen Verfall der Bühnenkunst, dessen Besonderheit seine Unnotwendigkeit ist. Er entstammt nämlich einfach der Tatsache, daß man eigensinnig genug ist, einen Zirkus, den man törichterweise in ein Theater verwandelt hat, nicht in einen Zirkus zurückzuverwandeln. Karlheinz Martins ‚Jungfrau von Orleans‘ im Deutschen Theater war ein Kunstwerk; seine ‚Räuber‘ im Großen Schauspielhaus sind eine Scheusäligkeit. Man wechsle die Schauplätze aus, und das Ergebnis wird umgekehrt sein. Ich wiederhole nicht aus den jüngsten ‚Jahren der Bühne‘ meine tausend aesthetischen Argumente gegen den folgenschwersten theatergeschichtlichen Irrtum, der die deutsche Bühne nicht mehr und nicht weniger als den Regisseur Reinhardt gekostet hat. Es war ein kleiner Fortschritt, daß man zuletzt die Arena ganz zum Zuschauerraum geschlagen hatte. Der hat sie jetzt wieder herausrücken müssen. In dieser Arena verliert Karlheinz Martin seinen Charakter und sein Talent. Er duldet Vergröberungen unerträglicher Art. Bei Schiller träumt, in beiden Fassungen, Spiegelberg von dem Ruhm, „ein neues Kropfpulver erfunden” zu haben; bei Martin: ein Mittel „gegen den Tripper”. In jeder Beziehung wird, was Effekt, Knalleffekte verspricht, herausgehoben, geschrien, langsam geschrien — und die vertane Zeit durch die Streichung wichtiger Reden hereingeholt. Theatergewitter von äußerster Komik grollen hinter dem Vorhang. In den Räuber-Szenen gibt es vom Hintergrund der Bühne bis an den Rand der Arena kitschig plastischen Krimskrams, auf dem und um den gelagert tote Gruppen durch kleinlichen Naturalismus Leben vorzutäuschen bemüht sind. Bei Reinhardt hatte Rollers Rückkehr vom Galgen die Wucht der ursprünglichen Vision. Hier ? Ein unorganischer, gewalttätig angefachter, leerer Radau. Es zeugt für Hartmanns Karl Moor, daß er darin zu vornehm wirkt. Zur Geltung bringt sich nur Werner Krauß. Seine Auffassung, daß der vertrottelte Alte auch die dickste Heuchelei nicht durchschauen werde, entspricht oder richtiger: entspringt der Struktur des Zirkus. Er tritt nach dem Vater. Die Drastik seiner Körperverrenkungen; die Mannigfaltigkeit seiner boshaften Quietsch-, Feix- und Schrei-Töne; die mimische Phantasie, mit der er Hermann dem Raben sein Verkleidungskunststück einzutrichtern versucht: ein Trost in Tränen. Wenns zu Ende geht, will der junge Schiller mit schauspielerischen Mitteln bewältigt sein, die selbst Krauß nicht den optischen und akustischen Erfordernissen des Monstreraums anzupassen weiß. Dessen künstlerisches Fiasko ist vollkommen, jede neue Kritik eine Leichenschändung. Wann darf die Kritik wieder einmal Geburtshelferdienste leisten ?

Charlie Chaplin von Paul Citroen

Sind Sie Chaplinist ?

Lassen Sie diese Charlekinaden ! Mir müssen Sie damit nicht kommen. Ich habe Charlie mitentdecken helfen.

Sie kennen ihn persönlich ! ?

Natürlich kenne ich ihn. Wir sind zusammen Haus an Haus in Withe-Chaplin aufgewachsen.

Aber er ist doch mindestens Zweiunddreißig . . .

Wenn Sie Alles so genau nehmen, kann man Ihnen nichts erzählen. Umsonst laufen die berühmten Männer nicht rum. L. Wynbergen ist mein Vetter. Ich habe ihn auf Charlie aufmerksam gemacht, und er hat jetzt die Generalvertretung aller Chaplin-Films für Europa und Asien. Ich muß es also wissen.

Das ist interessant.

Charlie bekommt für seine neue Serie von acht Films — im November soll sie fertig sein — eine Million Dollars. Jawohl. Charlie ist der bestbezahlte Mann der Welt. Er hat 36 Rennpferde, 365 Autos, 52 Motorräder, 12 Flugzeuge und 1 Cityback — das genügt dem einfachen Mann. Charlie gehört zu den Großen, ich möchte sagen: ganz Großen, die einfach geblieben sind. Ich sage zu ihm: „Na olt fello, hau du ju du ?" „Werri mötschli", antwortet er, und wir schütteln uns die Hände. (Shake hands.) Es ist immer eine große Wiedersehensfreude.

(Ueberzeugt) Sie kennen ihn ja garnicht.

Glauben Sie, was Sie wollen. Ich weiß, was ich an meinem Charlie habe. Wer so Einen zum Freund hat, für den gibt es keine pekuniären Sorgen. Time ist Zeit, money ist Ged. Ich war der Erste, der damals dem Gerücht entgegentrat, Charlie Chaplin heiße eigentlich Karlchen Zeppelin und sei aus Mannheim gebürtig. Die Deutschen wollten wieder mal einen großen Mann für sich haben. Sie sagen ja auch, daß Händel ein Deutscher war, obgleich er in London gestorben ist. Und Homer soll irgendwo in Posen — Sie kennen den Vers. Ein Scherz. Glücklicherweise gehört das jetzt zu Polen. Wenn sie nur bald aus Oberschlesien herausgehen. Man hätte sich unter Wilhelm besser mit den Polen stellen sollen. Charlie hat ganz recht, wenn er den Kaiser gefangen nimmt. Kennen Sie: Charlie im Schützengraben — ?

(Schüttelt den Kopf.) Einen Bismarck brauchten mir halt.

Verzeihung — aber man mag reden, wovon man will: immer wird man wieder auf Charlie kommen. Die Franzosen nennen ihn übrigens Charlot.

Was macht jetzt Carpentier ?

Unterbrechen Sie mich nicht ! Jawohl, Charlies Humor ist international. Trotzdem versteht ihn der Deutsche nicht. Nicht nur, weil das Tempo ein andres ist. Der Deutsche versteht nur Witze mit Pointen: den pointenlosen Humor, den Humor um seiner selbst willen — dafür muß ihm erst der Nerv gelegt werden.

Kennen Sie schon den neusten Schüttelreim ?

Sie hören nicht zu !

„Als Gottes Atem leiser ging,
schuf er den Grafen Keyserling."

Hören Sie auf ! Die Schule der Weisheit hängt mir schon . . .

(Singt): Von allen den Mädchen so blink und so blank,
gefällt mir am besten Tagore.

Tagore eignet sich nicht für den Film. England aber ist das Land, das einen guten Komiker das Vierfache von dem zahlt, was es seinem Premierminister zahlt. Passen Sie auf: darum gibt es auch nur drüben große Komiker. Im Ausland geht kein komischer deutscher Film — das haben sie eben noch nicht raus.

Es tut mir leid . . .

Garnicht. Charlie als Angestellter bei einer Bank, als Feuerwehrmann, Matrose, Verkäufer in einem Warenhaus, Fahrstuhlführer, Schutzmann, Tapezierer, Pfandleiher, Gehilfe in einer Kinofabrik, Schneidergeselle — das muß man gesehen haben. Er ist niemals Chef, immer Angestellter. Und wie er sich anstellt ! Morgens, vor Oeffnung der Bank: Charlie schließt mit vieler Mühe an der großen Safe-Tür. Noch ein paar Schrauben, Verstellungen — endlich: die Tür geht auf. Charlie holt aus der Tiefe einen Eimer, Scheuerlappen und Besen und fängt an, aufzuwischen. Oder: Charlie als Schutzmann. Von seiner Braut verlassen, da ohne Arbeit, nimmt Charlie eine Stellung in einem Polizeibüro. Man schickt ihn sofort in die berüchtigte Eysy-Street, die schlimmste Verbrechergegend, in der täglich einige Schutzleute ermordet werden. Seine Erlebnisse dort. Ende: Alle Verbrecher sind zu guten Menschen bekehrt — in der Straße ist ein Betsaal eingerichtet. Alle die frühern Verbrecher erscheinen im Sonntagsstaat, mit ihren Frauen und Bräuten, begrüßen Charlie und gehen in den Gottesdienst. Zuletzt kommt Charlies Braut. Schluß.

Einen Bismarck brauchten mir halt . . . Wirklich Schluß ? !

Einen Augenblick. Mimik kennt Charlie fast garnicht. Er hat seine immer wiederkehrenden drei Gesichter: das gewöhnliche, etwas bedeppte; das tragisch-weinerliche; das lachende, zähnezeigende. Einen Bismarck . . . Sein neuster Film war eine Ueberraschung. Er hatte ein Jahr pausiert — jetzt spielte er zusammen mit einem siebenjährigen Knaben, einer Entdeckung von ihm. Er will ihn zu einem großen Filmmann machen, größer als er selbst. Und das Kind hat bereits ebensoviel Erfolg wie Charlie. Sie müssen ihn sich ansehen — und wenn es der älteste schlechteste Charlie-Film ist —, denn auch Charlie hat sich erst entwickeln müssen. Gehen Sie hin ! Keine Nationalversammlung, kein Versailles, keine sozialen Fragen mehr ! Charlie hat schon ganz andre Dinge gefingert als das bißchen Europa. Er lacht sich'n Ast, wenn die Andern den Wald nicht vor Bäumen sehen ! Gehen Sie hin, junger Freund, und tun Sie desgleichen.

Aber er hat keine Pointen. Es ist nichts motiviert. Es muß doch erst das Interesse an der dichterischen Figur . . . Einen Bismarck brauchten mir halt. Sie kennen ihn ?

Wen ? Bismarck ?

Nein. Chaplin.

Wie ich Ihnen sage: er ist so gut wie mein Milchbruder.

Was soll ich tun ?

Bevor Sie einschlafen, versäumen Sie nicht, die Hände zu falten: denken Sie an Chaplin, an die gute Königin Luise und lächeln Sie noch einmal sanft im Dämmer. Lachen Sie. Sie echaplinieren dem Leben so am besten.

Rundschau

Sexual-Schlaraffia

Diese Deutschen sind ein seltsames Völkchen. Das merkt man, wo man hinblickt. Fleißig wie die Bienen und sozial wie die Ameisen. Sozial namentlich im kleinen Kreise, den sie Verein, Verband oder Organisation nennen. Um solch einen Verband gründen zu können, benützt diese seltsame Menschenklasse die seltsamsten Vorwände. Da gibt es einen Verein der Freidenker für Feuerbestattung, einen der Mittelschullehrer mit Hochschulbildung (nur hübsch Distanz wahren !), einen ‚Verein Deutsche Volkskraft', den ‚Verband zur Bekämpfung der jüdischen Vorherrschaft' und also auch den ‚Deutschen Freundschaftsverband'.

Das ist eine Organisation der Homosexuellen, die zufällig deutsch sprechen. Obzwar man meinen sollte, grade die Sexualität sei immerhin Privatsache eines Jeden, grade in diesen Regionen komme nur die Gemeinschaft mit einem Zweiten und keine andre Gemeinschaft in Betracht, obzwar unter diesem Aspekt grade der Paragraph 175 als eine scheußliche Barbarei erscheint: trotz alledem gibt es einen Verband der Invertierten, mit einer Zeitung, einem Pathos und Ortsgruppen überall — ganz wie die ‚Schlaraffia' (Vereinigung der hämorrhoidalen Witzbolde).
In dem besagten Verbands-Organ finden sich, unter vielen andern, die folgenden schlaraffia- sexuellen Nachrichten:

„Frankfurt a. M. Freundschaftsbund Frankfurt a. M. (D. F. V.) Klublokal: Hotel du Nord, Große Gallusstraße. In unsrer letzten Mittwochs-Zusammenkunft berichtete Herr Oberscheimer in humorvoller Weise über seine Reiseerlebnisse in Bayern und der TschechoSlowakei. Daran anschlleßend sprach Herr Direktor Müller über verschiedene von Herrn Oberscheimer erwähnte Kunstdenkmäler in Bayern, insbesondere über die Valhalla bei Regensburg. Im Verlaufe seiner weitern Ausführungen kam Herr Direktor Müller auf das Verhältnis Goethes zu dem Kunstschriftsteller Winkelmann zu sprechen, wobei er in feinsinniger Weise auf den verständnisvollen und humanen Standpunkt hinwies, den Goethe der Homosexualität gegenüber eingenommen hat.
Weimar. Freundschaftsbund Großthüringen (D. V. U.) Am Sonnabend findet in Weimar ein Gartenfest mit Rostbratwürsten und am Sonntag ein gemeinschaftlicher Spaziergang statt, wozu alle Großthüringer Freunde herzlichst eingeladen werden."

Nicht nur vergnügungssüchtig aber sind die also Vereinigten — nein, sie sind auch Idealisten, wie sich für deutsche Männer ziemt. Zum Beweise dessen diene die Inhaltangabe eines neuen Buchs, wie ich sie in der ‚Freundschaft' fand:

„Der Bildhauer Herbert Jensen hat von seinem fünfzehn Jahre jüngern Freunde Fritz Bragge seit fünf Jahren kein Lebenszeichen vernommen. Er mußte sich damals von dem Geliebten trennen, weil die Mutter des Freundes dies verlangte. Herbert hat sein Ehrenwort gegeben, keinerlei Annäherungsversuche zu unternehmen, und er hielt sein Wort, obwohl es ihm unendlich schwer wurde. Trotzdem war sein Herz immer bei Fritz Bragge. Auf einer Erholungsreise trifft Herbert Jensen nun ganz unerwartet in einem Taunusbade mit dem Freunde wieder zusammen. Die Ueberraschung ist beiderseits groß und die Erinnerung an die Vergangenheit stellt sich mit doppelter Macht ein. Die Beiden treffen öfter zusammen und Fritz macht Herbert mit seiner Begleiterin, eine „Dame" der Halbwelt mit dem Spitznamen „Mumme", bekannt. Mit dieser lebte er in rein sinnlicher, fast tierischer Gemeinschaft zusammen, und Herbert ist entsetzt, als er erkennen muß, was für eine Veränderung mit der Seele des einst so reinen Geliebten vorgegangen ist. Wider Willen wird er Zeuge von Auseinandersetzungen, in denen sie sich gegenseitig in den Schmutz zerren. Herbert erkennt immer mehr, daß ihm der ehedem so teure Freund verloren ist, und seine Liebe stirbt, obwohl ihn Fritz bittet, er möge ihn wieder aus dem Schmutz emporziehen in das Land der reinen Liebe, damit sie wieder so glücklich leben können wie einst. Doch Herbert wird von Ekel erfaßt, wenn er daran denkt, in welcher Gemeinschaft der Freund die letzten Jahre gelebt hat. Darüber kommt er nicht hinweg, und er will

auch das letzte Andenken an die nunmehr für immer entschwundenen Tage vernichten. Deshalb zerstört Herbert sein Meisterwerk, den Diskuswerfer, den er nach dem Vorbilde des im Louvre befindlichen Dlskobolus von Myron geschaffen hat, und der die Gesichtszüge des Geliebten trägt. Im Hochgefühl des Glückes hatte er das Werk einst geschaffen und nun soll es sterben wie seine Liebe."

Vor einer solchen Parsifal-Seele kann man nur Eines tun: man fällt auf die Knie und ruft: „Huch nein !"

Peter Squenz

Theater-Reklame

Die Annoncen der berliner Theaterdirektoren erinnern seit zwei Jahren lebhaft an die Aufschriften von Schaubuden auf einem Jahrmarkt. Wir dachten stets, die Rotters seien das Ende — aber sie sind ein Anfang. Faustdicke Lobhudeleien wechseln mit (gekürzten) Presse-Auszügen, und es muß gesagt werden, daß die bekannten Haarmittel und Rasierseifen ihre Anpreisungen in weit vornehmerm und bescheidenerm Ton halten als die Theater, die gar nicht genug auf das Kino schimpfen können. „Hier das französische Original-Lustspiel !" „Nur hier echt ! Lachstürme durchbrausen das Haus ! Pikant ! Neu ! Reizend ! ‚Der Revolver des Westens' schreibt: . . ." Wohin ?

Wohin ? Paul Morgan hat einmal vorgemacht, wie es sich anhören würde, wenn sich eines Tages jedes Theater einen Ausrufer hielte, der vor dem Eingang die Kundschaft durch närrisches Gebaren anlockte. Von diesen Annoncen bis zum Ausrufer ists nur ein halber Schritt — und ich fürchte, der Ausrufer wird nicht genügen, Weiter !

Man kann ja auch die Massary Küsse verlosen lassen, und Pott asch und Perlmutter können im Vestibül echte alte Hosen verkaufen („Die Hosen lieferte die Firma — "); und das Thalia-Theater gibt jedem Besucher eine Preßkohle mit auf den Heimweg (Der große Schlager: „Wir lassen uns nich vakohln !"); und vor dem Deutschen Theater sagen nachmittags von Drei bis Fünf die großstädtischen Kritiker ihre lobenden Kritiken auf; und Rotters ziehen unter all ihre bisherige Reklame einen Strich, und schicken ihre weiblichen Mitglieder . . . Es schlummern Möglichkeiten.

Die Referenzen aus ersten Häusern werden im Wert erheblich fallen, wenns so weiter geht — eine tadelnde Operettenkritik gibts ja schon längst nicht mehr — aber die Annoncenpreise werden weiter steigen. Die Schauspieler verbürgerlichen sich mehr und mehr — die Theaterdirektoren sind zur guten alten Zeit des grünen Wagens zurückgekehrt und kleben den maulaufsperrenden Einwohnern und einem hochwohllöblichen Adel Plakate vor die Nasen, daß sogar die Hunde nicht wagen, sie anzupusten.

„Was wollen Sie ? Man muß mitlaufen !" Muß man wirklich ?

Peter Panter

Ernst Toller

O Deutschland, Gipfel der Geschichte !
Gewiß, es war schon rein zu bunt —
bis in die Nacht saß dieser Hund
und schrieb mit seinem Blut Gedichte.

Das Judenaas, es lebt ja noch !
Nun wart', wir binden ihm die Pfoten —
und höhnisch in sein kahles Loch
gellt es: Das Schreiben ist verboten !

Carl Albert Lange

Liebe Weltbühne !

Zu Beginn des Krieges führte rnein Bruder einen Lazarettzug. Bei der Morgenrevision, früh um halb Sieben, bittet ihn ein Mann um Bier. „Herr", sagt mein Bruder, „früh morgens trinkt man Kaffee oder Tee. Bier zum Frühstück — das tut doch kein Mensch !" Worauf sich der Biedere in seinem Bett aufrichtet und mit Emphase erwidert: „I bin koa Mensch — i bin a Bayer !"

Antworten

Wetterfähnrich Scheidemann. Sie geben ein Heftchen über den Obersten Bauer heraus, mit dem wahrhaftig längst hätte Fraktur geredet werden müssen. Aber eine verdorrte Hand sollte man nicht überanstrengen. Grade Sie haben kein Recht, einen Reaktionär zu schelten. Bleiben Sie bei Ihrer Gewohnheit: schaukeln Sie weiter !

Sorrenter. Sie schicken mir den Corriere della Sera, und darin steht: „Es war unbedingt vorauszusehen, daß Deutsche gleich nach Friedensschluß wieder nach Italien zurückkehren würden. Es lag im Interesse der allgemeinen Versöhnung, von der wir Italiener die ersten und aufrichtigsten Vorkämpfer gewesen sind, daß die deutsch-italienischen Beziehungen schnell wieder aufgenommen wurden. Aber es war und ist nicht gleichgültig, vermittels welcher Deutscher die neuen Beziehungen wiederhergestellt werden sollen zwischen den Ländern Italien und Deutschland, die nicht mehr identisch sind mit jenen vor sieben Jahren. Nun, grade die Deutschen, die in Gegenden, wo Sonne, Meer und guter Wein sind, zurückkehren und zurückkehren werden, sind jene frühern Deutschen. Sind jene, die erheblich dazu beigetragen haben, daß auch die geduldigsten Italiener des Germanismus überdrüssig, und daß ihre eignen deutschen Volksgenossen über das Wesen Italiens getäuscht wurden. Welches Glück für die Völkerversöhnung würde es sein, wenn diese Art Leute so schnell wie möglich ihre Interessen in Miravalle, Sabbiasole und anderswo liquidierten und andre sonnige Länder auf diesen Erdball aufsuchten ! Wenn nach Italien andre Leute kämen, ohne Vorurteile und ohne Schuld ! Die Illusion, an die wir glauben sollen, daß die germanische ‚Mentalität' sich erneuert habe, auch Italien gegenüber, würde dadurch an Kraft gewinnen und mit der Zeit — vielleicht — eine Realität werden." Jawohl. Zwar hat Schopenhauer gesagt: „Zur Lebensweisheit ist erforderlich, daß man keinen schlechten Zug eines Menschen vergesse, sondern überzeugt sei, daß er das Selbe, unter gleichen Umständen, wieder tun werde" — aber das kümmert die Deutschen nicht. Sie glauben alle, die übrige Welt habe ein ebenso schlechtes Gedächtnis wie sie selbst, sobald sie es brauchen können. In der Tat verbittet sich Jeder bei uns, ihn auf seine Haltung in den Kriegsjahren nun auch festzunageln. „Das war ein kleiner Irrtum ... Ich bitte Sie . . . Man hat eben damals so mitgemacht . . ." Und begreifen nicht, daß es die Andern ekelt, dieselben Hohlköpfe und Großmäuler wiederzusehen. Es ist eine krankhafte Erscheinung der deutschen Gehirne, daß ihre Theorien für den Ernstfall dann nicht gelten, wenn sie unbequem werden. Und alle Haßdichter und Telephongenerale werden gern in das Land der Verdammnis fahren, zu den treulosen Welschen — die genau so gehandelt haben wie alle Patrioten: die nämlich die Interessen ihres Landes wahrgenommen haben.

Wilhelm Thurau. Sie schreiben mir: „In letzter Zeit hat die Presse wieder den sogenannten Selbstmord des Oberwachtmeisters Buchholz aus der ‚Hundertschaft zur besondern Verwendung in Charlottenburg' aufgegriffen, und mehrfach ist die Frage erörtert worden, was das Polizeipräsidium und die Oeffentlichkeit zu der verschleppten Untersuchung zu sagen hätten. Wesentlich zur Klärung des Tatbestandes wird folgende Feststellung beitragen können. Wäh-

rend im allgemeinen jede Kriminalhandlung durch die Kriminalpolizei und die Staatsanwaltschaft verfolgt wird, ist das gleiche Verfahren bei der Polizei und der Reichswehr leider nicht zur Geltung gebracht. Daher erklärt sich auch die Behauptung, daß in diesen beiden Institutionen Sachen vorgehen, die das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen haben. Man kann wohl ohne weiteres als sicher annehmen — umsomehr, als ärztliche Zeugnisse darüber vorliegen —, daß Oberwachtmeister Buchholz nicht Selbstmord begangen hat, sondern daß, da der Schuß aus einer Entfernung von dreißig Zentimetern auf den Hinterkopf abgegeben worden ist, ein Mord vorliegt. Solange aber die Verfügung des Polizeipräsidenten gilt, daß alle Kriminalfälle innerhalb der Polizei nicht der Kriminalpolizei — in diesem Falle der Mordkommission —, sondern der bei der Sicherheitspolizei eingerichteten Kriminalstelle übergeben werden, wird man niemals die Klärung dieses Mordes erreichen können. Es dürfte daher von Vorteil sein, wenn die Presse forderte, daß mit der Aufklärung dieses Mordes nicht wie bisher die Kriminalstelle der Sicherheitspolizei, sondern die Mordkommission beim berliner Polzeipräsidium betraut wird. Dann dürfte die Oeffentlichkeit bald über die weitern Vorgänge in der Z. B. V. aufgeklärt werden." Sie dürfte. Aber sie darf nicht.

Transuse. Der Amtsvorsteher von Groß-Justin, ein ehemals Königlicher Landrat a.D., richtet in einem pommerschen Käseblatt das aber immerhin die einzige Lesekost von Tausenden bildet, an den Reichspräsidenten einen ungezogenen Brief, worin der Satz vorkommt: „Anläßlich Ihrer Wahl zum Reichspräsidenten sprach ich in Ihrem und unserm Interesse mein Bedauern aus. Ich muß dies wiederholen angesichts Ihrer der Feigheit hohnsprechenden Verordnung betreffend Presse und Uniformtragen." Soweit der kleine Jagow. Die Volksschulen in Pommern müssen recht schlecht sein: der Knabe kann nicht Deutsch. Selbstverständlich meint er: „. . . Ihrer der Tapferkeit hohnsprechenden . . ." Allein weshalb soll ich ihn korrigieren, wo's nicht einmal die Republik tut ? Die besoldet ihn auch weiterhin als ihren Amtsvorsteher, und wundert sich eines Tages, wenn sie nicht mehr da ist.

Bendler-Straße. Bei euch im Reichswehrministerium hat so ein Zivilist aus dem Reichstag angefragt, ob denn wahr sei, daß Ihr den Hochverräter Ehrhardt mit voller Pension entlassen habt. „Korvettenkapitän v. Waldeck sagt, daß die Pension selbstverständlich nicht ausgezahlt werde, ehe Ehrhardt nicht ermittelt sei." Den Leviné hat man wegen Hochverrats erschossen. Wenn Sie den Ehrhardt kriegen, dann kann der Kerl was erleben: dann zahlen sie ihm die volle Pension aus, ob er will oder nicht. Recht muß Recht bleiben — Kruzitürken noch amal !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 13. Oktober 1921 Nummer 41

Bärenwäsche von Karl Rothammer

Das rote oder wenigstens rötliche Groß-Berlin soll wieder changeant werden. An den Litfaß-Säulen kleben Plakate, die vortrefflich illustrieren, wie sich die Herren von Hergt bis Gothein eine wirklich wünschenswerte Koalition vorstellen. Sinnbilder der Sehnsucht. Die Deutschnationalen zeigen, wie der rot angelaufene Brummbär aus einem Eimer unsanft geduscht wird; die Demokraten lassen dem gutmütigen Tierlein durch zwei eifrige Kinderchen die häßliche Farbe abschrubbern. Die Seelen finden sich. Den Bürgerblock, das Ideal aller Reaktionäre der weiland königlichen Haupt- und Residenzstadt, hat man zwar nicht mitgemacht; aber abgewaschen soll der Bär werden — der Kommunalfreisinn kann nun einmal rot nicht sehen.

Hierüber herrscht Klarheit; wo nach der andern Seite hin die Grenze liegt, wird kaum festzustellen sein. Das Beispiel Thüringens aber peitscht die bürgerlichen Parteien Groß-Berlins sicherlich zur heftigsten Anstrengung auf: ja keine sozialistische Mehrheit ! Nun ist Berlin nicht Deutschland; immerhin: man kann die politische Vielweiberei nicht im Uebermaß betreiben. Ohne die berühmte Homogenität der Regierungen, diesen nützlichen Fetisch, zu strapazieren, muß man doch sagen, daß mancherlei Bedenken gegen die Tragfähigkeit einer Bündnispolitik im Reich oder auch nur in Preußen vorgebracht werden können, wenn der Feldherrnblick der großberliner Demokraten starr nach rechts gerichtet ist und nichts lieber umfangen möchte als einen Bären, dem das verruchte Rot selbst von der Schwanzspitze abträufelt. Zum mindesten haben wir hier einen Beweis dafür, daß jede Koalition der proletarischen Parteien mit den Parteien der Besitzverwalter eine Arbeitsgemeinschaft, aber keine Gesinnungseinheit sein kann. Damit zugleich ein Plaidoyer für die Auffassung, daß, wenns zweckmäßig erscheint, die Auswahl unter den Parteien der Zinsen und Dividenden nicht gar so gretchenhaft zu sein braucht. Es bleibt allemal eine fatale Mischung, und schließlich kommt es nur darauf an, aus solcher Paarung — und sei sie noch so kurzdauernd — halbwegs kurzweilige Ergebnisse hervorzubringen.

Darum ist es, trotzdem die herzliche Gesinnung der Deutschen Volkspartei sich jetzt einigermaßen enthüllt, für die noch immer schwebende Möglichkeit nicht unbedingt ausschlaggebend, daß Herrn Stresemanns berliner Strippenzieher diesmal zwar nicht die roten Ketten brechen, wohl aber Berlin — wenigstens dessen westliche, vom bourgeoisen Feudalismus und von Kahlscher Intelligenz bevölkerten Vororte — aus dem roten Spinnennetz befreien wollen. Das heiße Verlangen, in Preußen und im Reich mit der Sozialdemokratie die Regierung zu bilden, läßt vermuten, daß diese Herren, um größern Gefahren zu entgehen, sich, wenn auch mit Widerwillen, den man nun einmal vor Ketten oder Spinnenfäden hat, so doch schließlich in den Schutz des roten Netzes begeben möchten. Was ist es denn, was

die Vertreter des Großkapitalismus und der Industrie treibt, an den Regierungen des Reichs und der Länder teilzunehmen ? An erster Stelle der Wunsch, nicht allein Objekt der kommenden Steuer- und Wirtschaftspolitik zu sein, sondern an dieser Steuer- und Wirtschaftspolitik mitbestimmend teilzunehmen. Und auch auf der andern Seite ist dies das Entscheidende: Der Kapitalismus als Objekt ist ein schwer zu bewegender Widerstand; wenn es gelingt, sich mit ihm in den Fragen der Steuer- und Wirtschaftspolitik zu einigen, wenn es gelingt, ihn bei solcher Einigung aktiv werden zu lassen, ihm die Verantwortung für den erforderlichen Aderlaß zu einem Teil aufzuerlegen, so ist anzunehmen, daß die Durchführung der dann zu treffenden Bestimmungen ein wenig leichter sein wird.

Ob Stinnes und seine Leute im übrigen ihre Rotscheu beibehalten, ist völlig gleichgültig, vorausgesetzt, daß sie — was eine wirtschaftliche Auseinandersetzung und Neuordnung zwischen den an sich gegnerischen Gruppen und Parteien überhaupt erst ermöglicht — die Republik und deren Verfassung grundsätzlich und in dem Willen, sie zu schützen, anerkennen. Daß sie den Bären waschen und neu frisieren wollen, wird, so sehr es zur Vorsicht mahnt, in Reichs- und Preußen-Sachen einen Pakt mit ihnen nicht unmöglich machen, sobald sie entschlossen sind, den Pelz, um den es sich hier im besondern handelt: das goldene Vließ, nicht nur waschen, sondern auch naß werden zu lassen.

*

Inzwischen wird bis zum Ergötzen, aber auch bis zum Erbrechen ein Film gespielt, der vernünftigerweise heißen müßte: Du sollst keine Briefe schreiben ! Gewiß ist der Brief, den Herr Crispien diesmal geschrieben hat, um vieles klüger als jene glorreiche Epistel, mit der er nach der letzten Reichstagswahl jede Beteiligung an einer bürgerlich infizierten Koalition ablehnte, ja, eine Zusammenarbeit selbst mit den Scheidemännern gütigst nur gegen die Zusicherung des purpurnen Regentensessels gewähren wollte. Herrn Crispiens neuer Brief war sogar bauernschlau. Ein klassisches Instrument der Ausweich-Taktik. Aber diesmal darf nicht ausgewichen werden. Diesmal müssen die Unabhängigen zeigen, ob sie endlich nicht mehr von alter Torheit gelenkt sind, und ob sie alles heimliche Schielen nach dem Mut der Kommunisten, die dem überwiegend sozialistischen Magistrat den Etat ablehnten und so den roten Bären tatsächlich zu einer Art Kindergespött machten, überwunden haben.

Die Arbeiterschaft will die Einigung. Es ist gewiß nicht leicht zu untersuchen, ob das Nebeneinander der proletarischen Parteien wirklich nur auf taktische Ungeschicklichkeit und doktrinären Starrsinn zurückgeht, oder ob es nicht der parteipolitische Ausdruck einer innern Schichtung der Arbeiterklasse, einer Verschiedenheit der Teilnahme am Besitz und an gehobener Lebenshaltung ist. Wie dem aber auch sein mag: die Scheu vor den vielleicht unberechenbaren Folgen einer Einigung der proletarischen Parteien darf nicht so weit gehen, jede politische Aeußerung des Proletariats überhaupt lahmzulegen. Im Gegenteil: fürchtet man Moskau, so soll man erst recht dem zur sach-

lichen Arbeit reif gewordenen Teil des Proletariats die Mitarbeit an der Politik erleichtern. Wenn die Unabhängigen noch nicht mitmachen können, so sollten sie wenigstens die Genossen der Mehrheit zur Mitarbeit drängen und inzwischen ihre Anhängerschaft angemessen schulen. Die Beschlüsse von Wiesbaden zeigen, daß die Welt Deutschland nicht der Katastrophe verfallen glaubt. Freilich nur dann nicht, wenn der Zwang zum Billardspiel auf rollender See überwunden wird. Die gemeinsame Arbeit von Loucheur und Rathenau hat diesem Wunsch Lloyd Georges näherkommen wollen. Die Produktion ist die eine und einzige feste Säule, auf die weltpolitisch Deutschland aufgebaut werden kann. Wenn das in Wiesbaden begriffen wurde, wird es wohl auch in Berlin zu begreifen sein. Das Billardspiel der Koalitionen macht nämlich auf die Dauer nicht minder seekrank. So wichtig ist, trotz allem politischen Getue, keine der Parteien, daß sie sich nicht von der Auffassung der Welt belehren lassen könnte. Zumal das ganze neue Deutschland (mit dem kaiserlichen stand es kaum besser) innerhalb des weltpolitischen Geschehens nur relative Bedeutung hat.

Rußlands auswärtige Wirtschaftspolitik

von Leonid Krassin

Unsre Wirtschaftsbeziehungen zu Europa haben in dem Augenblick begonnen, wo der Krieg mit Lettland beendet war.
Das Einzige, was wir damals einführen konnten, waren Medikamente und Sacharin. 1920 öffnete sich für uns eine kleine Spalte durch Esthland. Die Handelsgeschäfte mit Esthland aber haben für uns keinen großen Wert. Die allgemeine Verängstigung hatte zur Folge, daß nur die schlimmsten Spekulanten sich an uns heranwagten. In diese Zeit fällt auch der Beschluß des Obersten Alliierten-Rates, mit den russischen Genossenschaften Handel zu treiben; wobei die Delegation der Genossenschaften-Zentrale als Vertretung der Sowjet-Republik betrachtet wurde. Der erste Handelsvertrag mit Schweden war nicht im Namen der Sowjet-Regierung, sondern im Namen der Genossenschaften-Zentrale abgeschlossen. Es war dies der Vertrag mit der Lokomotiven-Fabrik Inqvist Holm, der durch eine Hinterlegung von 25 Millionen schwedischer Kronen von uns garantiert wurde.

Der Vertrag mit England brachte die tatsächliche Anerkennung der Sowjet-Regierung. Die Goldblockade wurde durchbrochen und das russische Gold im Ausland als Sowjet-Eigentum anerkannt. Indem wir die einzelnen Interessentengruppen heranlockten, Neid und Konkurrenz zwischen ihnen säten, die einzelnen Firmen auf einander hetzten, verminderten wir unsre Verluste bei der Realisierung des Goldes. Anfänglich zahlten wir 15 %, dann nacheinander 12, 10, 2 und zuletzt 1,7 %. Nach unsrer Vereinbarung mit Amerika ist Hoover jetzt bereit, für uns Lebensmittel einzukaufen, ohne für seine Dienste etwas zu beanspruchen, und unser Gold wird nach vollem Wert in Zahlung genommen werden.

Schwieriger gestaltete sich das Geschäft beim Einkauf von Maschinen. Dennoch gelang es, eine Expedition nach dem Karischen Meer unter der Leitung des Mitarbeiters von Nansen, Swerdrup, auf zwei in England gekauften Eisbrechern zu organisieren. In Schweden wurden verschiedene Waren für das Revolutionskomitee in Sibirien eingekauft, um die in den Mündungen von Ob und Jenissej im Gesamtbetrage von 1 300 000 Pud lagernden Waren auszuführen. Mit der Hamburg-Amerika-Linie, der größten Schiffahrtsgesellschaft, ist ein Abkommen geschlossen worden, das uns das Uebergewicht in der Verwaltung sichert (was die Direktion der Hapag neuerdings abgeleugnet hat).

In dem allgemeinen Schema des Wirtschaftslebens der Republik muß der Außenhandel als eine der Grundlagen der Diktatur des Proletariats ohne Zweifel dem Staatsmonopol vorbehalten bleiben. Nach diesen Kriegen, da das Land ungeheuer erschöpft ist, darf man nicht die Grenzen öffnen, um unsre Waren im breiten Strom abfließen zu lassen, denn das wäre der Beginn einer wirtschaftlichen Sklaverei. Bei dem Kursfall unsres Rubels würde man uns für einen Groschen kaufen.

Unsre wirtschaftlichen Ressourcen erschöpfen sich indessen nicht durch den Außenhandel, der in der gegenwärtigen Wirtschaftsnot freilich keinen allzu großen Umfang erlangen kann. Wir müssen andre Wege aufspüren. Eins der machtvollsten Hilfsmittel sind die Konzessionen. Die Konzessionen sind unbedingt erforderlich. Aber nur unter einer Bedingung: daß die souveräne Gewalt Rußlands unangetastet bleibt. Es ist jetzt üblich geworden, zu behaupten, daß unsre Konzessionspolitik gescheitert ist, daß die Ausländer nicht gewillt sind, bei uns große Konzessionen zu übernehmen; aber das ist unrichtig. Langwierige Verhandlungen tun not. Schon sind den Schweden Konzessionen für die Fabrikation von Kugellagern und für eine telegraphische Verbindung zwischen Europa und dem fernen Osten über Sowjet-Rußland vergeben worden. Andre Verhandlungen schweben. Das Auslands-Kapital, das in Rußland Millionenwerte investiert, wird an der friedlichen Entwicklung Rußlands interessiert sein.

Unter dem Einfluß der scharfen Wirtschaftskrisis in Europa sind uns ernsthafte Angebote gemacht worden, eine für Rußland notwendige Handelsflotte auf Kredit zu bauen. In diesem Augenblick sind wir von einer großen Geldanleihe nicht weit entfernt, und diese große Anleihe wird uns Niemand anders gewähren als Frankreich, das nur auf diese Weise die unzähligen Fehler, die es an uns begangen hat, gutmachen kann. Die Franzosen beginnen einzusehen, daß die Isolierung, in die sie sich selber gestellt hatten, für sie selbst die ungünstigsten Bedingungen schafft und sie die Hoffnung auf die Wiedererlangung ihrer Milliarden aufzugeben zwingt.

Die französische Regierung — so hat man uns mitgeteilt — ist kein Feind des russischen Volkes und begreift, daß die Sowjet-Regierung nicht eher als in zehn Jahren fähig sein wird, ihre Wirtschaft wiederherzustellen — und auch dies nur dann, wenn Rußland Hilfe erhält. Jetzt, wo klar geworden ist, daß

wir mit dem Hunger fertig werden, wird, glaube ich, die Zeit für Verhandlungen mit Frankreich kommen. Um unsre fortlaufenden Handelsbeziehungen mit dem Ausland abzuwickeln, müssen wir unsre Ausfuhr, unsre Felder, unsern Transport und unsre Fabriken wiederherstellen. Zu diesem Zweck aber ist nicht eine Probeanleihe von 100 Millionen Franken, sondern eine richtige, gute, solide Anleihe von einigen Milliarden Goldrubel erforderlich. Die Grundlage unsrer Wirtschaftspolitik ist der Erfolg der Roten Armee, der den auswärtigen Regierungen die Ueberzeugung beigebracht hat, daß sie auf eine Aenderung in Rußland noch einige Jahrzehnte warten müßten, und sie vor die Alternative gestellt hat: entweder während dieser ganzen Zeit die Reichtümer Rußlands ungenutzt liegen zu lassen — oder mit der Sowjet-Regierung, dem einzigen Wirt unsres Landes, in Verbindung zu treten.

Für Quidde von Hans Wehberg

Ludwig Quidde, zur Zeit eines der drei Vorstandsmitglieder der Deutschen Friedensgesellschaft, ist auf dem vorletzten Pazifisten-Kongreß von den am weitesten links stehenden Radikalen wegen seiner Haltung während des Krieges angegriffen worden. Auch hat man ihm seine Stellungnahme in der Schuldfrage, besonders seinen Artikel gegen Eisners Veröffentlichungen, sehr übel genommen.

Die Vorwürfe gegen Quidde waren nicht ganz unbegründet. Aber es fragt sich, ob die Schärfe, mit der die Opposition gegen Quidde vorging, als berechtigt angesehen werden kann. Die Opponenten waren zum größten Teil Persönlichkeiten, die sich vor dem Kriege um die pazifistische Bewegung so gut wie gar nicht gekümmert haben. Diese neuen Männer sind allzu schnell bereit, die Verdienste, die sich Quidde seit mehr als fünfundzwanzig Jahren im Dienste der Friedensidee erworben hat, gering zu schätzen.

Quidde stand vor dem Kriege ebenso wie Schücking auf dem linken Flügel des Pazifismus. Heute, wo man leicht geneigt ist, allzu scharfe Vorwürfe gegen ihn zu erheben, möchte ich einer Sitzung des Genfer Weltfriedenskongresses vom Jahre 1912 gedenken und der Rolle, die Quidde damals gespielt hat. Damals versuchte Grand Carteret mit seinem Generalsekretär Hyazinthe Loyson die deutsch-französische Vereinigung ‚Pour mieux se connaître' zu erweitern, und hatte zu diesem Zweck die bekanntesten deutschen und französischen Teilnehmer des Weltfriedens-Kongresses für den sechsundzwanzigsten September 1912 in das Hotel de la Paix gebeten. Diese Sitzung ist aus verschiedenen Gründen bemerkenswert, und ich gebe ihren Verlauf nach meinen privaten Aufzeichnungen wieder.

Vanderpol, der Präsident der ‚Ligue internationale des Catholiques de la Paix' erklärte, sämtliche Friedensvereine müßten die Frage studieren, wie die deutsch-französische Spannung zu lösen sei, insbesondere die Vereine der kleinen unbeteiligten Staaten. Die deutsch-französische Spannung sei die Ursache der

bedrohlichen weltpolitischen Situation überhaupt. Man müsse die elsaß-lothringische Frage lösen. Zwischen dem Standpunkt der extremen Chauvinisten Deutschlands und Frankreichs müsse es einen vermittelnden Weg geben.

Diesen Ausführungen stimmte der Elsässer Streißguth bei. Mit Nachdruck hob er hervor, daß vor der Lösung der elsaß-lothringischen Frage ein Einverständnis zwischen beiden Ländern nicht möglich sei. Die Mehrzahl der Elsaß-Lothringer sei bereit, die Hände nach rechts und nach links zu wenden, um die beiden Nationen zu vereinen.

Darauf warf der dresdner Geheimrat Arnhold die Frage auf, wie man das elsaß-lothringische Problem lösen wolle.

Streißguth erwiderte, es sei keine Aenderung des Frankfurter Vertrages nötig, sondern nur seiner Wirkung. Außer den französischen Chauvinisten würde sich ganz Frankreich beruhigen, wenn Elsaß-Lothringen eine selbständige Verfassung erhielte.

Quidde betonte zur Ergänzung, daß die Deutsche Friedensgesellschaft diese letzte Forderung bereits in ihr Programm aufgenommen habe.

Nunmehr erhob sich Richet und warnte vor Illusionen. Er habe ungünstige Erfahrungen gemacht. Er habe, vor allem in Paris, Mitglieder für die deutsch-französische Verständigung werben wollen; man habe ihm aber fast überall eine schroffe Absage erteilt. Außerhalb des Kreises der Pazifisten würde man schwer Anhänger gewinnen können. Er habe auch Bedenken gegen die Propaganda in den breiten Massen; dadurch würde der chauvinistische Geist nur geweckt. Er wolle nicht völlig entmutigen und schlage deshalb vor, das bisherige Komitee der Vereinigung ‚Pour mieux se connaître' auf dreißig bis fünfzig Personen zu erweitern.

Diesem Pessimismus trat Loyson entgegen. Die Vereinigung ‚Pour mieux se connaître' habe bereits vierhundert Mitglieder. Seine Forderung sei: Verzicht auf Lothringen, nicht aber auf die Rechte Elsaß-Lothringens. Uebrigens sei die Situation zwischen Frankreich und Deutschland nie so zugespitzt gewesen wie jetzt. Grade deswegen müsse alles geschehen, um die Anhänger der deutsch-französischen Verständigung zusammenzuschließen, bevor es zu spät sei.

Darauf bat Richet erneut ums Wort. Den Optimismus von Loyson könne er nicht teilen. Nur in einem Punkt stimme er mit ihm überein: niemals sei die Situation zwischen Deutschland und Frankreich gespannter gewesen als jetzt.

Im Verlauf der Verhandlung richtete Grand Carteret an die Versammlung die Frage, ob einer unter den anwesenden Deutschen dafür sei, daß Elsaß-Lothringen die volle Autonomie, losgelöst vom Deutschen Reiche, erhalte, denn das allein sei doch schließlich diejenige Lösung, die den elsaß-lothringischen Gegensatz aus der großen Politik entferne.

Darauf gab Quidde die bestimmte Erklärung ab: er persönlich halte dies in einer fernern Zeit nicht für ausgeschlossen. Auf diesem Standpunkte beharrte er, obwohl sich ihm keiner der andern Deutschen anschloß.

Grand Carteret erwiderte: er nähme die Erklärung Quiddes als die tapfere Tat eines Deutschen zu Protokoll.

Ueber diese Verhandlungen ist damals ein Bericht nicht veröffentlicht worden. Es wurde nur folgende Resolution auf dem Kongreß verkündet:

„Eingedenk der Beschlüsse des Friedenskongresses in Luzern vom Jahre 1905, die das Recht der Völker auf Selbstbestimmung anerkannten, geben die deutschen und französischen Mitglieder des Neunzehnten Weltfriedenskongresses ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß es ein entscheidender Schritt auf dem Wege der Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich sein würde, wenn Elsaß-Lothringen die volle Autonomie unter den Bundesstaaten gemäß den von der Bevölkerung des Landes gewünschten Bedingungen gewährt würde."

Die genannten Verhandlungen sind vor allem im Lichte der spätern Entwicklung betrachtet hochinteressant. Sie zeigen einmal, wie pessimistisch im Jahre 1912 führende französische Pazifisten, zum Beispiel Richet, über die Möglichkeit einer deutsch-französischen Verständigung dachten. Sie beweisen ferner, daß Quidde damals klaren Blickes erkannte und zugab, daß die elsaß-lothringische Frage eine internationale Frage sei, die, wenn nicht anders möglich, durch eine Internationalisierung Elsaß-Lothringens oder auf andre Weise gelöst werden müsse.

Neue Dokumente von und über Kleist
(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Tagebuch des Leutnants Meunier

11. März 1807. Der Gefangene Kleist hat mich um acht Uhr früh gefragt, warum man ihm keine bessere Zelle gebe; er friert. Außerdem sieht er nicht ein, warum man ihn hungern läßt. Inquisition ? Eine neue ? ‚Das sei keine neue, sagte ich, sondern das Reglement.' Wir können nicht los vom Reglement. Es bindet uns. So wenig können wir los vom Reglement, wie wir Nacht und Tag, Frühling und Winter vereinigen können. Unser Gesetz ist so wie das Gesetz der Natur. Es ist sehr gut möglich, daß Kleist kein Spion ist; aber dieser Ausländer, die aus seinem Vaterland kommen, ist man nicht sicher. Der Kommandant sagt, er habe ein unschuldiges Gesicht, das sehr friedlich und sehr ruhig ist. Ein edles Gesicht ? Viele Menschen, die als Verbrecher zu uns kamen, hatten ein edles Gesicht; aber man wußte, daß sie schuldig waren, oder wenigstens was man in Frankreich für schuldig hält. Ein Franzose, der ich bin, wird nicht zögern, dem Fremden Böses zu tun, wenn er kann, denn das liegt in unsrer Natur. Wir sehen als Franzosen nichts Böses darin, dem Nächsten zu schaden. Wenn nun der General, der Franzose ist, einsieht, daß Kleist der französischen Literatur schadet ? Er kann ihr schaden — denn wenn Kleist Worte prägt wie dies von dem Mißtrauen, das die schwarze Sucht der Seele ist, wenn er, was der General vielleicht wußte, Molière dadurch schaden wird, daß er ihn als Plagiator entlarvt, während er das einzige komische Genie ist, das unsre große Nation besitzt: so kann man auch hier von Spionage reden. Dann ist die französische Literatur vor ihm nicht sicher. Ich weiß von Madame de Staël, daß die Leute jenes Landes

so sind. Herr von Schiller hat in unsrer Geschichte, in der Geschichte des Königs herumgeleuchtet und ein Stück geschrieben, das man ihm übelnehmen muß, er hat — lächerlich, es zu sagen — unsre Nachbarn, die Schweizer, aufgehetzt durch ein Werk, das er ‚Guillaume Tell‘ nannte. Er war gegen uns, er war gegen unsern Stand, das Militär war ihm ein Schrecken. Ich kann nichts Schlechtes von Herrn Goethe sagen: er paßt, wie mir Madame de Staël sagt, ganz zu unsrer Nation. Sein Herz ist, wie die unsrigen, von Liebe entflammt; seine Gedanken gehen zu uns. Wie auch nicht ? Wir sind die Nation der Erde, der die Welt gehört, und der sich Jedermann beugen muß. Wer hat größere Dichter hervorgebracht als unsre Nation ?

Ich spreche nicht von der Bastille. Ich spreche von den großen Militärs, die unserm großen Frankreich zu unsterblichem Ruhm verhalfen. Frankreich hat den Ruhm, den es braucht: es gibt keine Nation, deren Dichter solchen Einfluß haben wie die unsrigen. Sie sind unser Gebet, sie sind unsre Speise. Im letzten Winter habe ich von ihnen gelebt. Da kommt nun, gefangen vom General Clarke, ein deutscher Spion — oder ein Deutscher, den man einen Spion nennt — und greift Molière an. Ich habe mich überzeugt, daß er recht hat. Molière hat das Stück abgeschrieben. Aber es war nicht nötig, uns den Gefangenen herzusenden, damit er uns dies sage. Wir haben der deutschen Literatur nicht vorgeworfen, daß sie sich in der Person des Herrn von Schiller zuviel mit unsrer Königsgeschichte abgibt. Wir wissen, daß die Landsleute des Herrn von Schiller ihre Sprache nicht lieben, denn sie sprechen die unsrige, die einzig mögliche. Ich begreife es, aber ich fasse nicht, daß ein Deutscher zu uns kommt, um uns Molière zu nehmen. Das macht den. Gefangenen mir unsympathisch. Niemand wird ihm helfen. Er wird sterben. Doch der Kommandant sagt, er habe ein unschuldiges Gesicht, friedlich, ruhevoll, vornehme Augen, Augen voll Ruhe. Ist der Kommandant davon enthusiasmiert ? Soll ich es dem Gouverneur schreiben ? Man hat uns von Berlin viele Leute geschickt, die hier bald ihre Freiheit bekamen. Kleist ist von höherer Abkunft als sie. Was macht das ! Auch Könige sind aufs Schaffott gekommen. So haben sie es in England gehalten. Ich habe die Lektüre von ‚Molière und seine Freunde‘ beendet und bin ein Anhänger von Molière. Jetzt kann ich Gelegenheit haben, ihn zu rächen. Ich weiß, daß man Kleist nicht aufs Schaffott bringen wird für Verrat an Molière: denn daß Molière das Stück abgeschrieben hat, ist eine Tatsache. Aber man wird Gründe finden. Man kann sagen, daß er am Hofe seines Königs verkehrt, daß er gegen Voltaire ist — wer sagt das ? —, daß er Attaché in Spanien werden wollte. In wessen Auftrage ? In des Königs Namen.

Man will von Berlin aus, daß ich unter allen Umständen etwas finde (obgleich es der Kommandant nicht will) — denn wenn man nichs findet, muß sich der General schließlich entschuldigen. Welcher Franzose entschuldigt sich ? Aber am Ende kann man Kleist, ohne daß wir uns entschuldigen, freilassen, wenn man ihm zu bedenken gibt, daß sein Spionentum ganz deutlich und klar für uns war, besonders für den General, weil es aus seinen Schriften hervorgeht, und weil er sich zuviel um unsre Literatur kümmert. Dies wird ihm dann vergeben, und so kann man ihn freilassen. Das ist die Lösung. So wird er sich entschuldigen und nicht wir. Um unsrer Literatur willen wird

man uns stets lieben. Molière ist der Liebling aller Menschen, auch derer in Kleists Lande. Nimmt er ihm das Licht, so wird der Schatten sich auf ihn legen, und er wird ruhmlos leben. Ich muß zwar sagen, daß er recht hat — nur werde ichs nicht Denen sagen, die es hören könnten. Man muß die Wahrheit, wenn sie dem großen Frankreich schadet, verbergen. Aber nun werde ich mich mit ihm und mit der Literatur seines Landes beschäftigen. Ich werde bald sehen, wo man ihn angreifen kann, damit der General mir recht gibt. Obgleich ich nur Leutnant bin (aber ein Mann vor großem Geschmack und voll von Liebe für das große Frankreich), werde ich mir die Verdienste eines Kommandanten erwerben, indem ich da etwas finde, wo man bisher vergeblich gesucht hat. Doch muß ich mich vor Monsieur de Mulineu hüten. Ihn kennt Kleist. Das ist ein Hauptmann, den der Kommandant gut kennt. Er kann meine Laufbahn ruinieren.

Ich fragte Kleist, wie er vom General Clarke denke. Er sagte, des könne ich mir selbst beantworten. Schlecht oder gut ? Das könne er nicht sagen. (Ich werde sagen, er denke nichts Gutes von ihm. Und man erinnere sich an sein Wort: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele.) Unangenehm ist, daß Kleist nie unhöflich wird. Man kann nie auftreten gegen ihn. Aber ich werde sagen: Der Gefangene hat keine Courage, weil er ein schlechtes Gewissen hat. Man wird es mir glauben. Unhöflich ist er nicht, aber ängstlich. (Obgleich er gar nicht ängstlich ist, besonders, wenn er sich in seinen Briefen über mich beim Kommandanten beklagt.) Ein schlechtes Gewissen ? Man kann es behaupten und braucht es nicht nachzuweisen (obgleich, wenn er einem ganz tief in die Augen schaut, das nicht das Zeichen eines schlechten Gewissens ist). Man kann sagen: er ist gegen Frankreich. Ein Beweis dafür ist ja schon, daß er Molière nicht liebt. Wenn Einer Molière nicht liebt, so ist er gegen Frankreich. Denn was ist das große Frankreich ohne den großen Molière !

Die Höflichkeit scheint bei diesen Leuten, wenn sie Hunger haben und frieren, und wenn sie sich mit Literatur beschäftigen, weil sie Hunger haben, an der Tagesordnung zu sein. Auch Herr von Schiller wurde höflich, als er Hungers sterben sollte. Auch Herr von Schiller war gegen unser Land, als er von Orleans sprach. Diese Leute sind immer gegen Jemand. Das große Frankreich muß sich in Acht nehmen, werde ich sagen. Die zwei Offiziere, die mit ihm kamen und nichts von Literatur verstehen, sind unhöflicher, wenn sie Hunger haben. Alle drei gehören zur gleichen Rasse. Warum sind sie so verschieden ? Aber die Zwei kann ich nicht beurteilen, weil ich ihre Sprache nicht verstehe. Ich frage den Gefangenen nun im Auftrag des Kommandanten, ob er wirklich Zutritt zu seinem König hat. Er sagt, er könne es nicht sagen. Ich werde es erfahren. Ich frage, warum er 1802 in Thun war. Er sagt hierauf, er könne mir nicht weiter antworten, weil ihm das zum Ekel werde und er außerdem Hunger habe, und es sei kein Wunder, daß er Hunger habe, da er immerzu verhört werde. Aber da spazierten wir auf den Wällen, und es war halb Zwölf geworden, und bis halb Eins blieben wir.

Es schneit nicht seit heute früh um Sieben. Es war ziemlich trocken auf dem Schnee; man konnte wandern. Die Sonne scheint. Alles ist ruhig. Da sagte Kleist, jetzt sei es Zeit für ihn, um nachzudenken; er könne meine Fragen nicht mehr beantworten. Das seien

Fragen, die keinen Sinn hätten. Ich erwiderte, er sei mein Gefangener, und wenn er nicht gehorche — ich hoffte, daß es jetzt Skandal gäbe —, so würde ich dem General Dinge erzählen . . . Er sagte, er werde sich an Herrn de Mulineu wenden, der den General kenne. Allerdings ! Allerdings ! Wenn er all dies, was ich ihm sagte, Herrn de Mulineu wiedererzählt, werde ich durchschaut. Diese Deutschen finden immer Wege. Aber bis jetzt kann ich nicht kontrollieren, ob Mulineu ein Bekannter des Generals ist. Ich werde mich also anders benehmen.

Um Zwölf begann der Himmel etwas trübe zu werden, und ich sagte, ich wolle ins Haus. Er aber wollte nicht, weil es ihm außen behage und innen nicht. Auch sei seine Zelle kalt und ohne Licht. Wenn ich Gefangener wäre an seiner Stelle, so würde ich etwas ganz Andres tun. Die Menschen sind oft viel zu ruhig, anstatt sich zu wehren. In einem Lokal, das unser Kommandant Zelle nennt, würde ich nicht bleiben. Ich versuchte aber, ihm einzureden, daß er froh sein könnte, eine so gute Stube zu haben, bei der Anklage, die auf ihm laste. Ich wollte nun mit ihm über das Militär sprechen. Er sagte, er kenne es nicht. Er kennt aber Monsieur de Mulineu und die Ofiiziere, die mit ihm gekommen sind. Sein Einwurf ? „Mein Herr, warum wollen Sie bei diesem schönen Wetter vom Militär sprechen ? Ich will nachdenken." Ich fragte ihn, ob es wahr sei, daß Herr von Schiller vom Militär weggerannt sei. Er erwiderte: „Mein Herr, das ist schon lange her — ich habe jetzt keine Zeit." Er sei auch nicht dabei gewesen, und Herr von Schiller sei tot. Dann nahm er Rotrou und las und kümmerte sich nicht mehr um mich.

Ich fragte ihn, ob denn nicht die Franzosen immer gut gewesen seien. Darauf erhielt ich keine Antwort. Er las laut. Ich sagte ihm, ich verstünde nicht, warum Molière kein anständiger Mensch gewesen sein solle. Er: „Weil er abschrieb". Er sagte alles mit einer großen Ruhe, was sehr bedauerlich ist, weil ich ihn so nicht fange. Er ist nicht zerstreut, obgleich seine Nerven es ihm gestatten würden. Denn man sieht, daß er leidet. Je mehr ich es sehe, desto mehr bin ich darauf aus, etwas aus ihm herauszubringen. Der Tag ist lang, und ich muß Beschäftigung haben — ich langweile mich sonst. Er aber hat auf unangenehme Fragen eine höfliche Antwort. Ich kann keine Umwege machen, um ihn zu fangen. Er lächelt. Sieht dann streng aus und sieht mich fest an. Ganz in die Augen. Ganz. Seine Augen ruhen scharf auf mir, und er sagt: „Sie suchen vergeblich da, wo es nichts zu finden gibt. Das scheint bei Ihnen in Frankreich so Sitte zu sein. Seien Sie versichert: Sie werden mich nicht umbringen. Das Mißtrauen begleitet mich." Ich fragte ihn warum er, wenn sein Leben hoffnungsleer sei, diesem Leben nicht einen Stoß ins Nichts gebe. Er antwortete: er habe es nicht nötig; ganz und gar nicht; meinetwegen und des Generals wegen schon gar nicht. Aber er schimpfte nicht, worauf ich hätte schimpfen können, sondern er sagte es ruhig und friedlich und vornehm.

Wir sprachen von der Freiheit. „Welche Freiheit ?" fragte er. „Sie meinen die ewige Freiheit. Und seien Sie versichert: Sie werden sie nie erlangen, denn Ihre Bosheit ist zu groß." Aber er sagte es mit Würde.

Jetzt wollte ich . . . Aber da schlug die Glocke zum Essen.

(Fortsetzung folgt)

Presse und Realität von Ignaz Wrobel

Mrs. Dubedat: Was hast du gesagt, mein Liebling? Ich kann ihn nicht verstehn . . . (Seine Lippen bewegen sich wieder.)

Walpole (beugt sich nieder und lauscht): Er möchte wissen, ob ein Reporter da ist.
Shaw: ‚Der Arzt am Scheidewege'

Man könnte glauben, die Ereignisse geschähen und glitten dann automatisch in die Zeitungen hinüber, von der Wirklichkeit in die Presse, von der Realität in die Wiedergabe. Das ist nicht richtig. Weil die Reproduktion der Wirklichkeit unendlich wichtiger ist als das Geschehnis selbst, so ist die Wirklichkeit seit langem bemüht, sich der Presse so vorzuführen, wie sie gern möchte, daß sie aussehe. Der Nachrichtendienst ist das komplizierteste Lügengewebe, das je erfunden worden ist.

Weit entfernt, etwa die Nachrichten von Ereignissen möglichst so wiederzugeben, wie sie geschehen sind, die Wiedergabe also möglichst der Wahrheit anzunähern, ist das Bestreben aller Fachleute darauf gerichtet, die Wiedergabe organisatorisch und pressetechnisch so zu gestalten, daß man sie für die Wahrheit ansieht, und daß dabei doch die vielen Interessen von Auftraggebern, Industrien und Parteien gewahrt bleiben.

Der Redakteur ist durchdrungen von dem Axiom, daß man kein Ereignis so wie es geschehen ist vermelden könne, und deshalb kommt ihm gar nicht mehr zum Bewußtsein, wie er die Wirklichkeit verfälscht. Ich schalte bei dieser Untersuchung alle Fälle der klaren — ungefährlichsten — Korruption aus und nehme die landesübliche Praxis zum Gegenstand meiner Betrachtung.

Wesentlich an einer Zeitung ist zunächst und vor allem: was sie bringt, und was sie nicht bringt. Niemand wird annehmen, daß täglich stets grade so viel geschieht, wie in sechzehn Seiten hineingeht — aber fast Jeder wird annehmen, daß da das Wesentlichste, gewissermaßen der Extrakt aller täglichen Geschehnisse, zu lesen sei. Ich glaube nicht, daß das der Fall ist. Der geschickte Journalist hat eine Waffe: das Totschweigen — und von dieser Waffe macht er oft genug Gebrauch. Jede Zeitung hat eine Reihe Personen, Dinge, Interessensphären, die tabu sind — von ihnen wird niemals, weder im guten noch im bösen Sinne, gesprochen. Oft genug erfährt der Leser von großen Geisteserscheinungen, von geistigen Epidemien, von bedeutenden Kollektivitäten erst lange, nachdem sie sich gebildet, und lange, nachdem sie im Tageslicht gewirkt haben. So existiert, zum Beispiel, fast für die gesamte Presse das große religiöse Streben nicht, das neben der offiziellen Religion einherläuft, in ihr keine Befriedigung findet und sich in Sekten und Aposteln Ersatz sucht. Damit ist zweierlei erreicht: der Leser wird all diese Dinge für nicht wesentlich halten, und die öffentliche Resonanz, die unterstützen würde, fehlt. Es muß Einer sehr stark sein, wenn man ihn nicht totschweigen kann.

Demgegenüber steht, was die Zeitung bringt. Und hier hilft nun die Realität nach. Wir werden weiterhin sehen, welche Mittel sie benutzt, um sich die Aufmerksamkeit der Presse, und damit der Oeffentlichkeit, zu sichern — fest steht, daß die Presse nicht einfach spiegelt, sondern auswählt, und bei dieser Auswahl auf das kräftigste durch die Realität selbst unterstützt und beeinflußt wird.

Es ist selbstverständlich, daß reine Parteiblätter in der Auswahl ihrer Nachrichten tendenziös verfahren. Sie werden unbequeme Dinge gar nicht oder kurz, genehme Dinge ausführlich darstellen. Alle andern Blätter aber sehen gleichfalls nicht unbefangen ins Land hinaus, meldend, wie Lynkeus, was sie von ihrer Warte aus sehen, ohne sich darum zu kümmern, ob es Feuersbrünste oder fremde Kauffahrer, Mord oder Bauerntanz zu melden gibt. Teils suchen die Zeitungen, was sie melden wollen; teils rückt es ihnen die Wirklichkeit in den Vordergrund.

Zwischen dem Totschweigen und der gedruckten Nachricht gibt es nun vielerlei Zwischenstufen. Bestimmt werden sie durch die „Aufmachung”. Der Leser, dem du ein Bündel Depeschen (W. T. B.; private Handelsdepeschen; politische Sonderberichte) in die Hand drücktest, würde in den seltensten Fällen fähig sein, sich daraus ein Weltbild zu gestalten, das Wichtige vom Unwichtigen zu sondern, sich die Nachrichten selbst zu gliedern. Das besorgt die „Aufmachung”. Der Durchschnittsleser erlebt die Welt so, wie sie ihm seine Zeitung vermittels großer und kleiner Schriftgrade ordnet. Er teilt — unbewußt — die Erde in Groß- und Kleingedrucktes ein. Und weiß nur selten, daß er der Spielball einer sehr klugen Berechnung ist. Der Verfasser der Schlagzeile, der Anordner von Fettdruck weiß, was er tut. Der Leser weiß selten, was er liest, und verwechselt das Arrangement mit der Schwere des Ereignisses. Das soll er auch.

All diese Mittel werden durchaus versteckt angewandt. In einem ausgezeichneten Heftchen von Oswald Rossi (‚Journalistische Dialektik‘, erschienen 1920 bei Jahoda & Siegel zu Wien) finden sich diese Kunstgriffe zusammengestellt, und es ist erstaunlich, wie sie umso eher wirken, je primitiver sie sind. Am gefährlichsten sind sie dann, wenn sie — wie fast bei der gesamten bürgerlichen Presse und vor allem bei den Generalanzeigern — geheim auftreten. Ein Leitartikel der ‚Freiheit‘ ist eine klare Sache — eine gefärbte Lokalnotiz der Allensteiner Zeitung keineswegs. Eine politische Versammlung ist ein gutes Propagandamittel — ein besseres die feine Einträufelung einer Tendenz bei einem Kinderfest, einem Hauskauf, einem Streit mit einer Versicherungsgesellschaft: noch besser aber als alle zusammen eignet sich für die Propaganda die Nachricht über all diese Dinge. Die Tendenz dringt dabei in einen Körper ein, der gar nicht auf dergleichen gefaßt ist — der locus minimae resistentiae ist gefunden.

Das alles wird wohl immer so gewesen sein. Was aber erst im Industriezeitalter zur Vollendung gediehen ist, das ist die Beeinflussung der Presse durch die Wirklichkeit, durch eben diese Wirklichkeit, die reproduziert werden soll. Das Objekt herrscht.

Jede Institution — die katholische Kirche wie ein Seifen-Syndikat — hat das größte Interesse daran, daß von ihr in der Presse zu Zeiten gar nicht, zu Zeiten viel — und dann in einem bestimmten Sinne — gesprochen wird. Jede moderne Organisation trägt diesem Bestreben Rechnung und hat sich deshalb eine Pressestelle angegliedert. Man kann wohl sagen, daß alle wirtschaftlichen und politischen Kollektivitäten ein gut Teil ihrer Arbeit darauf verwenden, vor der Oeffentlichkeit in einem bestimmten Lichte zu erscheinen. Denn dieser Schein ist wichtiger als ihre reale Existenz und oftmals unmittelbar erfolgbringend. Der Mittel sind viele.

Da sind zunächst die „Beziehungen”. Im Sprechsaal des Buchhändler-Börsenblattes (einem der reaktionärsten und interessantesten Blätter Deutschlands) fand sich neulich der Vorschlag eines Sortimenters an die Kollegenschaft, sie sollten sich doch alle bemühen; Besprechungen über Bücher der und der Art in den Textteil der Zeitungen ihres Heimatortes zu „lancieren”. Wie man das macht, war nicht angegeben. Der Anfang vieler politischer und wirtschaftlicher Aktionen ist der, die „Presse dafür zu interessieren”. Ganz gleich, welche Mittel dafür angewandt werden: ob ein Diner, ein Geldcouvert, eine Frau oder nur eine Schmeichelei — klar wird, wie die Realität, die reproduziert werden sollte, nun für ihr Teil die Führung ergreift und dem Wiedergabeorgan erst zeigt, was wiedergegeben werden soll. So wie, nach Strindberg, die Frau hinter dem Bilde, das sich der Mann von ihr macht, lauernd hockt und auf Beute wartet, so hockt hinter den Zeitungsberichten die Wirklichkeit und wartet auf die Wirkung der von ihr lancierten Nachricht.

Der Zusammenhang zwischen Annoncenmarkt und Redaktion ist an dieser Stelle zu nennen. Er ist nur bei Käseblättern, vor allem in der Provinz, klar und offen. In den gefährlichern Fällen verbirgt er sich hinter „Zweckmäßigkeitsfragen”, hinter „Opportunitätserwägungen” — ja, dieser Zusammenhang braucht dem anständigen Redakteur oft gar nicht bewußt zu sein. Er ist vorhanden, denn die Zeitung ist ein Geschäft.

Der Fall offener Korruption ist selten. Das ist für die Reinigung der öffentlichen Atmosphäre nicht gut — denn die Aufdeckung solcher Fälle würde die Achtung vor der Presse vermindern, und Niemand nähme sie mehr so ernst wie heute, da sie weit schlimmer als korrupt ist: nämlich beeinflußt. Und zwar unkontrollierbar beeinflußt. Es ist den Redakteuren so in Fleisch und Blut übergegangen, nicht zuletzt an die Wahrheit, sondern zuletzt an die Wirkung ihrer Nachricht zu denken, daß in einem Fachorgan erwogen wurde, inwieweit man über das Elend Deutschlands berichten solle. Einerseits sei es von Nutzen, andrerseits von Schaden . . . Die Wahrheit zu berichten, koste es, was es wolle — davon war nicht die Rede.

Die Wirklichkeit drängt sich also vor und imputiert der Presse, was geschehen und was zu berichten ist. Die Presse nimmt längst keine bloße Kenntnis mehr von der Realität — sondern die Realität hat die Presse genommen. So wird tot geschwiegen und lebendig geschrieben. Kein Leitartikel, keine

Glosse, kein Bildchen, hinter denen nicht irgendeine unausgesprochene Tendenz steckte. Es wird immer etwas gewollt, was nicht gesagt wird. Man könnte den Text jeder Zeitungsnummer ins Wirkliche übersetzen.

Die Wirkung dieses Nachrichtendienstes, dessen ungeschicktteste und gewissenloseste Vertreter die deutschen Offiziere der Abteilung III b im Kriege waren, ist verschieden.

Der Redakteur bekommt mit der Zeit den Größenwahn. Besonders der beschränkte, der nicht sieht, daß er nur Handwerkszeug Größerer, hinter ihm Stehender ist. Er hat im Laufe der Jahre gelernt, daß das, was er nicht drucken läßt, für Hunderttausende nicht existiert — daß das, was er den Leuten mit der Papageientaktik in die Köpfe lärmt, für sie im Mittelpunkt der Erde steht. Er wird also immer mehr auf die Wirkung als auf die Wirklichkeit sehen.

Der Leser vertraut der Presse blind, weil ihn seine Zeitung ja nicht über ihr eignes Wesen aufklärt, und weil eine andre Einwirkung auf die Oeffentlichkeit gegen die Presse nur sehr, sehr schwer ist. Die Wirkung auf den Leser wird in fast allen Fällen die gewünschte sein. Das Korrektiv mehrerer Zeitungen leisten sich außer den Fachleuten nur wenig Menschen — und so entsteht ein Weltbild, wie es entstehen soll, nicht, wie es ist.

Wirklich Lebenskräftiges kann die Presse zwar nicht töten. Aber sie kann das Wachstum hindern, störend eingreifen, Schädliches länger am Leben erhalten, Konfusion anrichten. Man kann den Katholizismus nicht totschweigen. Aber man kann falsche Gedanken hundert Jahre länger konservieren. Das wirklichkeitsstärkste Element hat auch immer die Presse in der Hand — der Satz ist richtig, wenn man unter „wirklichkeitsstark" die souveräne Beherrschung aller Mittel der Lebensklugheit, der Gasse und der Gosse versteht.

Das Weltbild der Zeitung ist absichtlich viel zu verzerrt, als daß es jemals Anspruch auf Wahrheit machen dürfte. Das kann nicht oft genug wiederholt werden. Denn die Erkenntnis, daß eine Nachricht „in der Zeitung gestanden" hat und deshalb wahr ist, ist eine falsche Erkenntnis.

Besserung ? Wenn man die ausgezeichneten Aufsätze Wilhelm Schwedlers in der ‚Deutschen Presse' gelesen und daraus ersehen hat, wie dicht das Netz schon ist, das die deutsche Presse umstrickt hält: dann scheint offene Korruption immerhin wünschenswerter, damit Niemand mehr diesen Korrespondenzen und Zeitungen glaube. Wohl noch nie ist in einem Fachorgan mit solchem Freimut über die Nachricht als Handelsobjekt gesprochen worden. Bei aller Milde eine vernichtende Kritik des Nachrichtenwesens, wie es ist — und nicht sein soll.

Die Industrie, die Partei, die Regierung, die Kirche — sie alle wissen, was sie an der Presse haben. Die Wirklichkeit, wie sie die Zeitung serviert, hat ein Sieb passiert. Was da steht, das ist nicht die Welt. Das ist:

Die Welt
Gekürzte Volksausgabe und für den Schulgebrauch bearbeitet.

Man sollte sich lieber an das Original halten.

Die letzten Tage der Menschheit von Berthold Viertel

Bei Rudolf Kaemmerer in Dresden erscheint jetzt von allen Büchern über Karl Kraus das mitreißendste. Hier ein kleines Stück daraus.

‚Die letzten Tage der Menschheit' sind das gewollt furchtbarste Buch dieser Zeit ! Auch ein Kriegsdrama, und eines von abenteuerlichen Maßen, läßt es noch einmal handeln, was verbrochen und erlitten zu haben die Menschheit noch immer nicht fassen will. Wer es nicht faßt, sei hier gepackt ! Noch stecken wir mitten drin. Vielleicht war Karl Kraus niemals unmittelbarer als in diesem schauerlich „objektivierten" Werke tätiger Form, das eine Welt nur in ausgespuckten, unverdaulichen Zeitungsphrasen sprechen läßt, und das den Helden der großen Zeit, die hier allzu namentlich und porträtübergetreu auftreten, all die Klischees, in denen sie sich zu spiegeln liebten, als ihren eigensten, unvergänglichen Privatbesitz zuweist. Ein Werk von gigantischer Indiskretion dessen, was Jeder schwätzt ! Ein ewiger Pranger aller öffentlichen Töne, die nicht dementiert worden sind ! Nie hat ein Dichter, Atmosphäre und Idee verdichtend, weniger gedichtet. Das alles war längst von Karl Kraus gewesen, er brauchte es nur aus den Zeitungen abzuschreiben, wie es täglich passierte ! Seine satirische Riesenphantasie erlaubte es ihm, hier auf alle Phantasie zu verzichten — und der ins Phantastische gereckten Banalität, der ins Gigantische gewachsenen Unbeträchtlichkeit rundum beizukommen. Nur er, als der Einzige, hat jene Distanz vermocht, die allein es möglich macht, dies mitten im Bilde zu sehen und mitten im Lärm zu hören. Und so wurde es ihm Erlösung, ein so höllenhäßliches Geschöpf von sich abzunabeln: das grausigste Pamphlet, das Pamphlet eines Zeitalters, — äußerste Steigerung ! — dieses Zeitalters ! Wie es räuspert und wie es spuckt: ein Phonograph des leibhaftigen Satans hat es abgeguckt ! Und keine diabolischeren Effekte in aller Literatur, als wie es heißt, und wie es sich das Maul zerreißt ! Hier ist geschaffen, zu welchen Ziels Erreichung die Zeitgenossen längst um den Stein der Weisen gebetet: der sprechende Film, die Große Revue, der Ueber-Scherl, die Monstre-Woche unsrer Leiden und Freuden — geeignet, endlich unsre Schaubühne zu sprengen und als unser Gesamt-Lebens-Werk unser Gesamt-Kunst-Werk endgültig zu überwinden.
Und wo immer man sich in dieses Werk einläßt, man kommt immer in die Lage, spontan auszurufen: Nein, es ist doch nicht von Karl Kraus ! Es ist von uns. Er erinnert sich nur so abscheulich gut.
Mag höhere Gnade dem unerbittlichen Erinnerer die zeitlichen Muster unter den Fingern entrücken, mag der liebe Herrgott, der sie ja alle, die Potenzen und Potentaten, im Fleische geschaffen hat, ihre Seelen retten vor der furchtbaren Ungerechtigkeit, so beim Worte und beim Tone genommen zu werden: hier sind ihre alltäglich-festtäglichen Masken zurückgeblieben, und wir erkennen uns alle. Wir erkennen den Dämon, den wir hätschelten, solange er in uns verpuppt lag, und der uns — ach, zur Un-Zeit ! — über Hals und Kopf gewachsen ist !
Die sprachliche Schöpfung einer babylonisch verwirrten, in hunderttausend untermenschlichen Zungen hadernden und salbadernden Un-Sprache und Anti-Sprache ist die Schreckensleistung dieses Werkes, gemischt aus Erdschlamm und Sintflut: ‚Die letzten Tage der Menschheit'.

. . . erhält sich das Getriebe . . .

Erstens durch Hunger. Daß dieser sich gerechter verteile und das Getriebe friedevoller erhalte, hat Toller gehandelt. Seine Handlungen haben ihn auf die Festung gebracht. Aus der Festung blickt er mit gewandelten Augen in das Getriebe. Der Bolschewik ist ein Pazifist von der bedingungslosen Gattung geworden. Er verwirft jede Gewalt, weil sie unweigerlich neue erzeugt und des Kampfes kein Ende würde. Moskau wird diesen verlorenen Sohn verachten, der bei der Wahl zwischen Masse und Mensch den Menschen gewählt hat — und trotzdem sein Stück der Masse, „den Proletariern", widmet. Tollers Güte, über alle Enttäuschungen hinaus, währet ewiglich. Aber: ist dieses gütige Stück zugleich ein gutes geworden ? Seine Personen sind mehr charaktervoll als charakterisiert. Sie haben von ihrem „Standpunkt", den sie nach einander „vertreten", nach einander recht, wie gewöhnlich die Diskussionsredner einer öffentlichen Versammlung. Nur ist zwischen der und einem Drama von Shakespeare, bei dem ebenfalls Keiner unrecht hat, der Unterschied, daß, zum Beispiel, Brutus, Cassius, Caesar oder Coriolan, Aufidius, Menenius außer einer rein sachlichen Beziehung zum „Thema" eine menschliche zu einander haben, und daß diese dazu da ist, seelische Tiefenprodukte zutage zu fördern, ohne die das Leben so wenig wert ist wie seine Spiegelung auf dem Theater. Dem Täter Toller konnte, ja, mußte die Welt eine Fläche sein. Seltsam, daß sie für den Betrachter Toller genau so gradlinig, vegetationsarm und abgrundlos ist. Oder wo nicht für den Betrachter, so sicherlich für den Gestalter Toller. Seine blecherne politische Rüstung schnürt ihm ausgreifende dramatische Gebärden ab. Das Visier läßt die Reden selten anders als asthmatisch und welk heraus. „Annehmen darf ich ein gewisses Maß von Rücksicht, wenn nicht von deiner Einsicht, so von deinem Takt." „Zumal du neben dem Beruf des Gatten das Staatswohl schädigst." „Den Arbeitern gehören die Fabriken und nicht dem Monsieur Kapital." In Versen dieses Klangs mögen die Genossen sich ruhig siezen: der Wortkünstler Toller ist preiszugeben. Und der Bildkünstler ? Ihm mißlingt, Traumbilder von Wirklichkeitsbildern abzuheben, weil er letzten Endes weder Traum noch Wirklichkeit trifft, weil er für den Traum nicht genug Poesie, für die Wirklichkeit nicht genug Humus hat. Was er hat, sind Eigenschaften, die auch dieser bedenkenlos tapfere Agitator nicht aus seiner gefahrvollen Praxis als fruchtbare Elemente in die Dichtung hinübergerettet hat: Liberalität, Wärme, Ehrlichkeit, Edelmut, Schmerz über die Unbilligkeit der Glücksgüterverteilung und Sehnsucht nach einer hellern Zukunft. Daß ihn die bayrischen Lumpenhunde eingesperrt haben, entspricht ihrer und seiner Beschaffenheit. Daß die Masse, der dieser Mensch sich zum Opfer gebracht hat, ihn nicht befreit, macht seine Entsagungsstimmung, seine Schicksalsergebenheit verständlich. Aber wie wundervoll, daß sie so unverbittert ist !

In der Volksbühne überträgt sich nichts. Den ganzen Abend kein Satz, der zündet. Die Leute sitzen gleichgültig da, rühren am Schluß mechanisch die Hände und trollen sich heim. Das zeugt wider dieses Kleinbürgertum, das mit sich und seinem Lose zufrieden. Es zeugt wider Toller, dem, leider, das Ingenium, der Funke fehlt. Es zeugt nicht wider den Regisseur, dessen Leistung für sich von den braven Mitgliedern der Vereinigten Volksbühnen kaum zu würdigen ist. Da Toller Traum und Wirklichkeit nicht zu trennen vermocht hat, versucht es Jürgen Fehling erst garnicht. Er schenkt sich das „Hinterzimmer einer Arbeiterkneipe", den „Großen Saal", die „Gefängniszelle" und rückt Alles in die visionäre Traumsphäre. In dieser ununterbrochen Auge und Ohr zu beköstigen, verlangt einen Phantasiereichtum, der umso erstaunlicher ist, je weniger er die Möglichkeit hat, sich aus der Vorlage aufzufüllen. Nur Heinz Tiessens Musik hilft Tollers prosaische Härte erweichen. Die Szene wird rings von hohen, nachtfarbenen Vorhängen eingeschlossen. Die Personen tauchen aus dem Dunkel hervor, werden scharf belichtet und verschwinden wieder im Dunkel. Die Börse, vor der sich ein Vorhang in hämmernd regelmäßigen Abständen öffnet und schließt, ist ohne Dekorationen auf Silhouettenwirkung der schwarzen Schreiber und Makler gestellt. Die Masse wird wuchtig emporgegliedert und vermittelt, indem sie langsam und stumpf deklamiert, durch Tempo und Ton die Einförmigkeit ihres schweren Daseins. Wenn ein Hetzer mit wild verzerrter Stimme aus ihrer Mitte bricht, so fällt auf ihn ein schreiender Schein. „Antlitzlose" wandeln als Riesenschatten im Hintergrund. Eine Frau jault aus hohler Brust, daß einem selber die Rippen schmerzen. Bei der automatischen Lache kalter Gefangenenwärter erstarrt man. Die zum Tode verurteilt sind, klappern einen schaurig-skurrilen Tanz herunter. Kreischende Stimmen rücken in einem unheilschwangern Rhythmus aus der Ferne heran. Welches unerschöpfliche Lager von Rhythmen hat dieser musikalische Regisseur ! Der Höhepunkt: wie die Masse dem Gewehrgeknatter ihr Schlachtlied entgegensingt — ehern, rasend, fanatisch, aufgepeitscht, über sich hinausgetrieben, in Weißglut erhitzt. Man bebt. Der Autor fragt: Ohne mein Verdienst ? Ja — denn man versteht keine Silbe, braucht keine zu verstehen; und der alltäglichen Situation hat er nichts geraubt und erst recht nichts hinzugefügt.

*

Zweitens erhält sich das Getriebe: durch Liebe. Bertrand hat Glück bei Frauen: er gefällt jeder. Leonard hat auch Glück bei Frauen: ihm gefällt jede. Der eine Hahn lasse müde von ebendenselben Hennen ab, die der andre gierig umkräht; die Hennenschaft nehme, faute de mieux, sogar den andern hin, wofern er sich nur endlich für eine entscheidet; er vermöge es nicht, in dem plötzlichen embarras de richesse, und falle schließlich einer alten Klucke anheim: dies ist ‚Der Hühnerhof' des Tristan Bernard. Ein lustiges Gegacker. Die Bühne, die der wohlgeschulte Tierstimmenimitator Julius Elias damit beglückt, die —

sprach zu mir im Frühjahr ein berliner Theaterdirektor —, die hat für den Winter ausgesorgt: da schnappten die Kammerspiele ihm das Stück vor der schnüffelnden Nase weg. Hoffentlicn hat er recht; und wenigstens Ein Theater lädt zu keiner Premiere mehr. Freilich: dem Publikum meines Abends, oder doch einem Teil, war die Dauerbalz allzu drastisch. Ringsum hörte man Ablehnung; manchmal empörte. Aber meines Erachtens waren die soignierten Herrschaften sich über die Ursachen ihres Eindrucks nicht klar: meines Erachtens waren die muntern Reden, die diese Balz begleiten, ihnen einfach zu fein. Für sie blieb die Derbheit. Der sie mildert und die herausgeklügelten Pointen verschmäht — ein so absichtsloser Esprit erfordert geschulte Ohren. Das überlegene Lächeln eines weltmännischen Spötters muß man imstande sein ihm aus den Mundwinkeln abzulesen. Diese Fähigkeit, wenn wir sie jemals hatten, ist uns im Kriege aus Mangel an Uebung verloren gegangen. Um sie neu oder überhaupt erst zu erwerben und dadurch der Leo Walther Stein überdrüssig zu werden, brauchten wir leise Salonschauspieler, die ihren Witz aus dem Handgelenk schütteln. Davon ist man selbst in diesem intimen Raum noch sehr weit entfernt. Eine Zofe könnte die Damen lehren. Von den beiden Hähnen hatte der andre die Komik eines Pudels, wie er dem Duft der unerreichbar scheinenden Frauen nachschnupperte: Hermann Thimig, der auf seine deutsche Manier ziemlich überwältigend war. Aber gastierte in dieser Figur Monsieur Galipaux, so würden die soigniertesten Herrschaften keinen Unmut mehr äußern, sondern ihn sich von der Galle lachen.

Große Volksoper von Gisella Selden-Goth

„Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk."   Oscar Bie

Namentlich in der Hasenheide.

Hier, im Saal der ‚Neuen Welt', habe ich kürzlich ‚Fidelio' gehört. Sänger und Dirigent waren ausgezeichnet. Trotzdem schied ich mit dem unangenehmen Gefühl, daß hier Dinge getrieben wurden, die mit den schönen Worten über „die aktive Teilnahme des Volkes am künstlerischen Leben" und „der tiefen Sehnsucht breiter Schichten nach Anteilnahme an den Kulturgütern" sehr wenig zu tun haben.

Man mißverstehe mich nicht: es soll hier keineswegs etwa gegen die Bestrebungen der ‚Großen Volksoper Berlin' gesprochen werden. Diese „Gemeinnützige Aktiengesellschaft" ist aus rein idealen Motiven entstanden, und treffliche Männer widmen ihr seit Jahren angestrengte Arbeit. Unermüdliche und findige Propaganda fegt von allen Seiten die Mittel zur Erreichung des Zieles zusammen: der Schaffung einer großen Opernbühne, die höchste künstlerische Leistungen bietet und deren regelmäßigen Genuß durch erschwingliche Eintrittspreise auch dem minderbemittelten Publikum ermöglicht. (Wie macht man das ?) Diese Bühne zu schaffen, besteht unzweifelhaft ein dringendes Bedürfnis: die Frage, wie Menschen, die weder über das Geld zum Erstehen eines Parkettsitzes (auch die charlotten-

burger Oper ist, bei oft recht minderwertigen Leistungen, mit ihren Preisen ungeheuerlich in die Höhe gegangen) noch über die Zeit zum „Erstehen" eines Galerieplatzes verfügen, überhaupt je eine Oper hören sollen, wird allmählich „brennend". Zu diesem Punkt brachte ein berliner Blatt erst kürzlich interessante Mitteilungen über den Andrang unbesoldeter Statisten und Bühnenarbeiter zu den Vorstellungen der Staatsoper. Die Organisation der Großen Volksoper, ihr Plan eines Ausbaus der Stammsitzmieten, die Abonnementsvorteile für Anteilzeichner: das Alles scheint mustergültig. Auch eine enge Zusammenarbeit mit Staatsoper und Volksbühne sieht sie vor. Das Programm ihrer vielen Veranstaltungen, die als Anreiz zum ausgebreiteten Aktienerwerb dienen, sich schon im voraus ein treues Publikum erziehen wollen, ist auf dem Papier künstlerisch einwandfrei; es wird sorgfältig ausgewählte gute Musik von tüchtigen, teilweise hervorragenden Kräften geboten. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß das Bau- und Betriebskapital nicht nur durch stark besuchte Konzerte und Vorstellungen, sondern auch durch Bälle und Gesellschaftsabende in die Höhe gebracht werden soll.

Aber — bitte ! — nicht durch ‚Fidelio' in der Hasenheide ! Nicht durch dieses Sacrosanctum mit einem Orchester, in dem ganze zwei Stück Cellisten sitzen, mit einem Kerkerraum aus graugefleckter Pappe, in dessen Dunkel es der Souffleur sehr hell haben muß. Nicht vor rotgedeckten Tischen, in einem Raum, in dem Strohwitwer- und Mäuschen-Ball-Luft weht, der nach Schultheiß riecht und nach „Amüsemang", und wo die Stullen schon während der Ouverture ausgepackt werden. Es gibt intime Zusammenhänge zwischen Kunst und dem Milieu, in dem sie geboten wird. Bei diesem ‚Fidelio' wurde dem Musiker im Zuschauerraum übel ums Herz, und er spürte geheime Sympathie zwischen sich und den Sängern auf der Bühne, die hier mitnichten „für das Volk" ihr Bestes gaben, geben konnten.

Ueberdies sitzen hier, an der Peripherie Neuköllns, nicht grade die Leute, denen man vor allen andern den Zutritt zur Kunst erleichtern müßte. Vielleicht strebt heute schon im denkenden Arbeiter halb unbewußt etwas nach der Eroberung ihm bisher verschlossener künstlerischer Welten. Aber sicherlich wohnt die große Sehnsucht nach Beethoven nicht in der Brust des Herrn Gemischtwarenangestellten, der dem Fräulein an seiner Seite eingesteht, daß die Sache mit dem Kerkermeesta eigentlich etwas „dof" und der ‚Goliath Armstrong' neulich doch viel ulkiger gewesen sei. Sie wohnt nicht in all diesen jungen Leuten mit den Batik-Taschentüchern und Sechzig-Pfennig-Zigaretten, denen heute die Konjunktur Tag um Tag derartige Summen durch die Finger gleiten läßt, daß sie schließlich eine Verpflichtung fühlen, sich auch mal klassische Oper zu leisten. Viel eher wäre für die Schicht eben jener Zaungäste der Staatsoper zu sorgen, die nach getaner Arbeit hinten auf einem Versatzstück sitzend in Partituren und Klavierauszügen lesen. Hier findet man die Musikeleven, Studenten und andern unglück-

seligen Intellektuellen, denen heute, sofern ihnen nicht das große Los einer Freikarten-„Beziehung" in den Schoß gefallen ist, überhaupt kein Opern- und Orchesterklang mehr blüht.

‚Fidelio' ist, so unsozial das auch klingen mag, eines jener Heiligtümer, die man am liebsten nur einmal im Jahre Denen enthüllte, die dafür nach strenger Prüfung würdig befunden worden. Kein Mal im Jahre aber möchte man ihn in der ‚Neuen Welt' gehört wissen. (Selbstverständlich erfaßt mich auch ein Schauer, wenn ich an die ‚Neunte' im selben Lokal denke. Oder an ‚Don Juan' im Wallner-Theater. Oder an die Matthäus-Passion in der Brauerei Königstadt.) Hier muß man sich fragen: Wozu den Massen künstlerische Bedürfnisse suggerieren, für die sie noch lange nicht reif sind ? Wozu mit aller Gewalt ein Genießerproletariat heranbilden, das niemals, wie Paul Bekker träumt, als wahrnehmendes Kollektivwesen gemeinsam mit dem schaffenden Musiker die künstlerische Materie zur Form gestalten kann ? Wozu eine allmähliche Entwicklung der Fähigkeit, Kunstwerke aufzunehmen, ignorieren wollen ? Unzweifelhaft besteht eine solche bei der Allgemeinheit, wie beim Individuum; auch diesem gibt man nicht, kaum daß es lesen kann, den ‚Faust' in die Hand.

Die Anstrengung, die geistige Konzentration, das Niveau von Menschlichkeit, das notwendig ist, um musikalische Kunstwerke hohen Ranges ihrer Würde gemäß aufzunehmen, wird überhaupt stark unterschätzt. Viel früher als im Alter des Theaterbesuchers: beim Musik- und Gesang-Unterricht in der Schule müßte die Erziehung der Menge zur Fähigkeit dieser Wahrnehmung einsetzen. Ich bin Mutter einer Lycealschülerin und weiß, wie es damit selbst an den höhern Lehranstalten bestellt ist

Nie und nimmer aber werden höchste künstlerische Leistungen mit der breitesten Volkstümlichkeit zu vereinigen sein. Oder wenigstens erst in jener noch sehr fernen Zeit, da die Ideale der kommunistischen Weltanschauung Gestalt annehmen, alle Menschen gleich sind, der Wolf mit dem Lamm geht und der Ladenschwengel aus der Gneisenau-Straße Florestans Vision wahrhaft miterlebt.

Armes Kapital ! von Morus

Es ist immer schön, wenn große Herren sich um das Vergnügen der kleinen Leute bemühen. Um die Faschingszeit, kurz bevor Simons nach London ging, erheiterte Herr Arthur von Gwinner das deutsche Publikum durch die Berechnung, daß in Deutschland einem zehnfachen Millionär nach Abzug der Steuern nur noch so viel bleibe wie einem kleinen englischen Bürobeamten. Und jetzt weiß ein Schriftchen des Geheimrats Deutsch, das die berliner Handelskammer in einigen hunderttausend Freiexemplaren verbreiten läßt, dafür zu sorgen, daß wir nicht in Trübsal verfallen. Herr Felix Deutsch, Dr. h. c, Generaldirektor der A. E. G. und achtzehnfacher Aufsichtsrat gehört, im Gegensatz zu dem A.E.G.-Präsidenten Rathenau, zu den eiferndsten Gegnern des Sozialisierungsgedankens. Sein Argument

ist freilich so durchschlagend, daß auch dem gläubigsten Sozialisten die Kniee beben. Nach Ansicht des Herrn Deutsch wäre nämlich Sozialisierung heute vergebene Liebesmüh', denn dem Kapital geht es so schlecht, daß es in absehbarer Zeit an Auszehrung sterben muß. Zum Beweis gibt er eine Gegenüberstellung des Ertragsanteiles von Kapital und Arbeit an 150 industriellen Unternehmungen. Die Ergebnisse sind erschütternd. Während in den Jahren 1908 bis 1917 der Kapitalgewinn 11,6 % des Gesamtertrages betrug, erhielten in den Jahren 1919 und 20 die Aktionäre nur noch 3,4 %. Auch die Riesendividenden der letzten Zeit sind nur Trugwerk der Hölle. In Wirklichkeit ist auch hier der prozentuale Gewinnanteil des Kapitals stark zurückgegangen. Die traurige Lage der Kapitalisten wird aber erst ganz sichtbar, wenn man bedenkt, daß früher durchschnittlich 12 % Dividende in Gold, jetzt nur 17 % in Papier, also noch nicht 1 % in Gold gezahlt werden.

Wie anders steht heute der Arbeiter da ! In immer höherm Maße beutet er den Kapitalisten aus. Herr Deutsch ist für Anschauungsunterricht. Man sieht in seiner Schrift — welch seltener Anblick ! — eine runde, silberne Reichsmark, von der früher das Kapital noch ein stattliches Stück besaß. Jetzt dagegen haben die Arbeitslöhne fast die ganze Mark verschlungen, und der Anteil des Kapitals ist auf einen winzigen Sektor zusammengeschrumpft.

Es ist vielleicht ratsam, aus dem sehr willkommenen Material, das das Schriftchen bringt, noch einige andre Parallelen zu ziehen, die Herr Geheimrat Deutsch, wahrscheinlich aus Raumgründen, nicht gezogen hat. Nach seiner Aufstellung betrug nämlich das Jahreseinkommen der Arbeiter und Angestellten früher 1800 Goldmark, jetzt dagegen 12 000 Papiermark, das heißt: noch nicht 500 Goldmark. Auch ist interessant, durch Herrn Deutsch zu erfahren, daß trotz der angeblich so ungeheuern Steigerung der Steuern der Anteil der Steuern am Gesamtertrage der Industrie sich überhaupt nicht erhöht hat. Der Staat erhält jetzt, ebenso wie vor dem Kriege, 11,7 %. Daß die Aktionäre nicht nur Dividenden, sondern auch Bezugsrechte auf junge Aktien erhalten, deren Wert oft die Dividende übersteigt; daß die Aktionäre ihren Aktienbesitz nicht sämtlich mit Goldmark erworben haben, sondern bereits mit entwertetem Papiergeld; daß Industrieaktien zum größten Teil überhaupt nicht der Dividende wegen, zu Anlagezwecken, sondern in spekulativer Absicht gekauft werden: all Dies und manches Andre hat der vielbeschäftigte Herr Geheimrat zu erwähnen vergessen. Aber der berliner Handelskammer kommt es nicht so genau darauf an. Ihr geht die Aufklärung des deutschen Volkes über Alles.

*

Armes Kapital ! Was hast du zu leiden ! Die Wiener, die für friedliebend und geduldig gelten, sind auf den Schottenring gezogen, um die Börsianer zu vermöbeln. Zum Glück war rechtzeitig ein starkes Polizeiaufgebot da, und so konnten die Spekulanten den schweizer Franken auf dreihundert oesterreichische Kronen treiben, ohne daß ihnen etwas Menschliches zustieß.

Der Vorgang beweist nicht nur die Wachsamkeit der wiener Polizei und die Unerschrockenheit der wiener Börsenjobber, sondern zeigt auch, daß es noch immer lebende Wesen gibt, die nicht in

Devisen spekulieren. Denn es ist doch anzunehmen, daß die Demonstranten weder Dollars noch Gulden noch schweizer Franken besaßen. Man muß diese Tatsache schon ein wenig unterstreichen. Würde nämlich, wie die landläufige Rede geht, heute „Alles" spekulieren und natürlich „Jeder" gewinnen, so wäre eigentlich kein Anlaß, das Sinken der Valuta zu beklagen, und die speculative Devisenhausse wäre für die Gesamtheit ein fröhliches Gesellschaftsspiel: mit der Entwertung der Mark und der Krone würden sich alle Taschen mit immer neuen Valutagewinnen füllen, und das Portemonnaie wäre sozusagen der folgenden Teuerung immer um einige Nasenlängen voraus. Aber dem ist leider nicht ganz so. Es soll nicht bestritten werden, daß der sagenumwobene Liftboy und die Tippmamsell emsig in Devisen machen, daß der Bürodiener und der Droschkenkutscher und der Friseurgehilfe und andre ehrenwerte Leute, die in der Umgebung des Bürgertums ihren Platz haben, neben ihren Berufstätigkeiten auch erfolgreich Dollarkäufe tätigen. Ohne Zweifel ist der Kreis der Spekulanten gewaltig gewachsen, und der Beamte und der Kleinrentner, die früher ihr Geld auf die Sparkasse trugen oder in dreiprozentigen Consols anlegten, greifen heute zu den waghalsigsten Papieren, ohne auch nur zu wissen, ob es sich um Schiffahrtsaktien oder um Brauereianteile handelt.

Aber daneben steht doch immer noch die sehr viel größere Zahl der Nichtspekulanten, denen fast das gesamte Stadt- und Landproletariat angehört. Der deutsche Arbeiter hat, im Gegensatz zu dem englischen, der durch die Pfundaktie leicht Aktionär werden konnte, nie Fühlung mit dem Geldmarkt gehabt. Und er muß sich auch jetzt von der Börse fernhalten, nicht, weil er weniger auf Erwerb bedacht und weniger spielsüchtig wäre als der Kleinbürger, sondern weil er auch heute nicht die zwei-, dreitausend Mark besitzt, die zu dem bescheidensten Börsengeschäft gehören. Die Arbeiter und Alle, denen auch die geringsten Betriebsmittel fehlen, erfahren erst aus der notwendig folgenden Teuerung, was das spekulierende Groß- und Kleinkapital aus der Mark gemacht hat.

Da sich das Moralische bekanntlich immer von selbst versteht, wird es in der berliner Presse mit besonderer Liebe breitgetreten. Die gesamte öffentliche Meinung schäumt zur Zeit vor Wut über die Verruchtheit der Spekulanten. Nun wirst du, geneigte Leserin, gewiß vermuten, daß die Regierung oder die Kreise der Hochfinanz oder der Börsenvorstand, die sämtlich ununterbrochen voll Abscheu auf das Treiben an der Börse blicken, auch etwas dagegen tun. Aber diese Vermutung ist trügerisch. In Wien hat man sich zwar nicht darauf beschränkt, die Börsenbesucher vor Prügeln zu beschützen, sondern man ist auch sehr energisch gegen die Devisenspekulation vorgegangen. Durch Verschärfung der Devisenordnung und durch sehr erhebliche Erhöhung der Börsensteuer will man den Sturm auf den Dollar eindämmen oder wenigstens die Spekulationsgewinne zum Teil dem Staate zuführen. In Portugal ist ein Gesetz gegen die unlautere Valutaspekulation beschlossen worden, in Jugoslavien ist man dabei, eine scharfe Kontrolle des Devisenhandels einzuführen. Kurz: in allen Ländern, wo ähnliche Erscheinungen zutage treten wie in Deutschland, versucht man wenigstens, Abhilfe zu schaffen. Nur in

Berlin rührt man sich nicht und begnügt sich damit, die ausländischen Maßnahmen zu kritisieren. Die Devisenabrechnungsstelle, deren Aufgabe sein sollte, das Risiko des telegraphischen Zahlungsverkehrs zu vermindern, und deren Eröffnung bereits zum ersten Oktober angekündigt war, ist nicht zustande gekommen, weil die kleinern Bankfirmen einen Rückgang des Devisengeschäfts fürchteten.

Indes der Dollar munter weiterklettert. Armes Kapital !

Berliner Liebe von Theobald Tiger

Steht dir der Sinn nach Liebe in den Orten
Westend bis Cöpenick:
dann senk den Blick
und unterscheide im Objekte die drei Sorten:

Da gibt es Frauen mit den Scheitelhaaren,
gepunztes Silber auf dem falschen Busen,
teils im Reformkleid, teils in Eigenblusen,
die einmal — ach, wie weit ! — fast reinlich waren
(jetzt dunkelweiß).
Bei Sturm und Regen
gehn diese gern durch Wald und Flur allein,
das Lodenhütchen keck auf einem Ohre,
und sprechen mit sich selbst und mit Tagore . . .
Soll die es sein — ?
Sie sagen Feuilletons, eh man sie legt.
Sie sind sehr edel.
Aber nicht gepflegt.

Da gibt es Solche, unten rum aus Seide,
im samtnen Mantel mit dem Waschbärkragen —
nach ihren Eltern mußt du sie nicht fragen.
Sie ist euch treu — und so liebt ihr drei beide.
Groß ausgehn nennt der Fachmann dein Getue.
Führ sie ins Kino, ins Theater ein !
Sie tanzt den neusten Schritt, kennt alle Paare,
hat jeden Monat frisch gefärbte Haare . . .
Soll die es sein — ?
Sie spricht nicht viel.
Doch was sie spricht, ist Kitt.
Und sie nimmt alle süßen Ecken mit.

Willst du die Jüngerin Thaliens küren ?
Sie offenbart, wenn sie mit dir im Bund ist,
was ihr Direktor für ein Schweinehund ist:
er wollt sie alle in Versuchung führen —
Das tat sie nie. (Fast nie.)
Es rinnt die Rede:
Von Proben, Premerieen, Klatscherein —
sie meistere Spiel und Sprache wie nur wenige,
sie spiele Olala und Iphigenie . . .
Soll die es sein — ?
Beim Papa Rickelt ! Süß in allen Phasen:
Sie liebt.
Und bringt dich zeitig untern Rasen.

So geh, du Liebeswanderer, von Haus zu Haus.
Berlin ist groß.
Nun such dir eine aus !

Rundschau

Goethes Leben

hat Julius Bab (bei Meyer Ilschen zu Stuttgart) in einer kleinen Schrift von hundert Seiten als „eine Botschaft" behandelt und damit seinem bedeutenden ‚Fortinbras' ein Gegengewicht verliehen. „Unter Herausgreifen ganz weniger stellvertretender Einzelheiten" wollte er den Rhythmus dieses Lebens sinnfällig machen, er wollte zeichnen, nicht malen, doch so, wie die Expressionisten die Welt im Bild entdeckt zu haben glauben: stellvertretend, Hauptlinien dick, kein Geranke, Gleichnis statt Porträt. Dieser glückliche Einfall ist mit tiefer Erkenntnis und weiter Kenntnis behandelt; freilich weder Familien- noch Volksbuch, überhaupt mehr großer Versuch als Büchlein, wie's die Kritik nennen dürfte. Das Buch, das einem Neueren als Inspirator zu viel Ehre gibt, schließt gedanklich mehr an Simmels bedeutenden Aufriß an, nur daß hier „das Leben" zum Thema wurde.

Es ist gut, daß nun doch endlich dies Leben als Vorbild betrachtet und gelehrt wird, und Bab sagt keineswegs zuviel, wenn er „einen Anfang des Abendlandes" von dieser gleichnishaften Bahn datieren will, die ja bisher als solche unter den Deutschen fast fruchtlos blieb. Entdeckt man bei uns unter einem Priestermantel den Rock, so will man durchaus auch gleich das Hemde sehen und bastelt historische Romane: höchst gefährliche, filmhaft verlogene Mißbräuche mit großen Namen, dem historischen Drama an Bedeutung durch Form und den Schein der Halbwahrheit tief unterlegen; verantwortungslos den großen Lebensläufen die Anekdoten raubend, ohne sie als Anekdote zu gestalten.

Eine entsagende Kunst aber, die dient und nur über den Leser herrscht, nicht über den „Helden" (ci-devant Genius der Zeit), kann an dem größten modernen Leben nicht oft genug geübt werden. Je mehr Goethe-Bilder von Menschen gemalt werden, die ihn erschaut zu haben glauben, umso eindringlicher werden sie sich verdichten zu Einem, das die frühere Biographik verdrängt. Bab hat ihn nach zwanzig Jahren Studiums bedeutsam nachgestaltet. In zwanzig Jahren dürften wir Alle es wohl noch einmal versuchen.

Emil Ludwig

Konfekt

Ingwer. Im Intimen Theater gibt es kleine Stücke von der Confiserie Gustav Heppner. Dieser Direktor verkauft deutsche und französische Fabrikate — mit den einheimischen ist er leider hereingefallen. Aber das dritte Stück war wirklich Ingwer. ‚Lauf doch nicht immer nackt herum !' heißt es — und es ward ganz anders gespielt, als man erwartet, und ist vor allem viel, viel witziger, als man erwartet. Diese entzückende Naivität, dieses vollkommene Ignorieren eines Hemds: das ist leider nicht deutsch. Und welch ein Dialog ! Unsre Dialog-Esel, die zwei Schreibmaschinenseiten brauchen, bevor sie glücklich einen lahmen Situationsulk herausgerechnet haben, sollten sich das ansehen. Aus dem Nichts blüht da der reizendste Witz, der Dialog glitzert, und tausend Perlen moussieren, die gar nichts mit dem Inhalt zu tun haben — aus reiner Freude am Uebermut; der Autor hat es dazu, Feydeau heißt er. Gespielt wurde das Stück so hübsch, wie es ist — und das will etwas sagen. Hanns Fischer war charmant wie immer, und die junge Dame, der es nun einmal Spaß macht, in ihrer Wohnung nur im Hemd, aber dafür mit einem Hut auf dem Kopf, herumzulaufen, war Agda Nilsson. Wenn sie noch sauber sprechen lernt: der seltene Fall eines weiblichen Talents mit Humor. Sie war so hübsch allein mit sich, kümmerte sich gar nicht um das Parkett und

um ihre Nudität und eroberte sich als einzige Frau des Ensembles das Publikum, soweit es nicht unter den Bänken lag.

*

Dicke, kuglige Confiture: ein Chaplin-Film. Sicherlich keiner von seinen besten, nicht einmal von seinen bessern. Er läuft Rollschuhe — unter anderm —, denn von Natur ist er ein Kellner, der viel mehr Teller zerhackt, als die ethische Forderung beträgt. Ueber Vieles können wir hier gar nicht lachen — der Film ist eine Unmöglichkeit an Primitivität —, aber was an ihm entzückt ist eben Das, was schon an Mark Twain entzückte: daß auf das tollste Tohuwabohu noch zarte Lichter gesetzt werden; es ist, wie wenn Jemand nach einem wilden Jazz, der mit einem Paukenbums endigt, leise: „Juhu" sänge. Chaplin ist stets sehr bekümmert, ganz klein, aber peinlich ordentlich. Seinen Ausgeh-Anzug hat er im Kochherd zu liegen, aber auf Bügel, bitte — und wenn er schon einmal in die traurige Lage geraten ist, einen sonst verehrten Kollegen tot oder so gut wie tot zu schlagen, dann geht er schnell hin, befühlt dessen Herz, eilt, eine Cognacflasche zu holen, trinkt einen Cognac — und es hilft: der Tote erhebt sich . . . Und wenn er so etwas angerichtet hat, dann geht er sofort und eilig weg, weil er nun keinen Spaß mehr daran hat, dem nächsten Ding entgegen . . . Diese Confiture liegt nicht im Magen.

*

Die letzte Süßigkeit wollen wir aus einem schlechten Stück Pappschachtel herausnehmen, in Goldpapier einwickeln und besonders anpreisen. Die Süßigkeit heißt Käte Dorsch und das Stück ‚Kiki' — und das Ganze gibts im Kleinen Schauspielhaus zu essen. Wie verworren die berliner Theaterverhältnisse sind, kann man daraus ersehen, daß diese Frau. nicht so herausgebracht wird, wie sie und ihr Können es verdienen.

Ihre Technik ist fehlerlos, ihr Geschmack untrüglich; und, was mehr wert ist: sie hat ihr Publikum fest in der Hand. Sie kann machen, daß es mäuschenstill im Theater wird, daß die Leute den Atem anhalten — und das nicht, weil sie es nur machte, sondern, weil sie ist. Diese reinen vollen Töne, diese Herzenswärme, die wirklich echte Empfindung, die nicht erklügelt ist: man wird zwischen Tränen der heitern Rührung, Spaß und Ergriffenheit umhergewirbelt. Man muß mit. Und das Herz geht einem auf. Wenn sie schreit: „Er ist mein Typ !", wenn sie lügt, wenn sie lächelt — und wenn diese warme, immer volle Stimme leise wird, leise bis zum Hauch und du nur noch ein Herz klopfen hörst . . . Ein Jammer, daß das Theodor Fontane nicht mehr erlebt hat. Ich sah auch noch auf Victor Schwannecke, der lautlos mit gebrochenen Hosenbeinen über die Bühne wankte und so reizend war wie stets — sonst war die Bühne erfüllt von ihr. Sie kann jene Atmosphäre um sich herstellen, in der Figuren leben, man möchte Blumen auf die Bretter werfen, die Arme ausstrecken und rufen: Ja !

*

„Ist das Konfekt auch wirklich gut ?" „Es ist unsre beste Sorte, Herr. Rund, prall, voll, aus den feinsten Zutaten, es zergeht einem auf der Zunge — und Sie wissen nicht, was besser ist: der Vor- oder der Nachgeschmack. Ich kann es Ihnen nur empfehlen !"

Peter Panter

Liebe Weltbühne !

Auf die große Tour des Lady-Hamiltons- Films hatten sie Hans Heinrich von Twardowski mitgenommen, weil er Konrad Veidt ein bißchen ähnlich sieht, dem Admiral Nelson, dessen Sohn er spielen sollte. In Italien stellte sich bei näherer Betrachtung des Manuscripts heraus, daß es leider nur ein Stiefsohn war.

Antworten

Abonnenten. Die Halbjahrsregister 1920 I und II sind erschienen und einzeln für drei Mark, zusammen für fünf Mark vom Verlag zu beziehen

Dr. Strich in München. Sie schreiben mir: „Am Schaufenster eines münchner Charcutiers in der Schelling-Straße prangte seit 1916 in Messinglettern: K. B. Hoflieferant. Als mich am Morgen des zehnten November 1918 mein Weg dort vorüberführte, kündigte das weiße Klebemittel, womit der hehre Titel überpappt war, daß der teure Staatsbürger sich der republikanischen Gesinnung seiner Kunden bewußt geworden war. Die Messingbuchstaben führten von da an ein beschauliches Dasein im Ladentisch. Dann kamen die warmen Sommertage 1921, die die Statthalter Seiner Majestät Kahr und Poehner auf stolzester Höhe zeigten, und jetzt — seit einigen Tagen — klebt wieder in Messinglettern an jenem Schaufenster: B. Hoflieferant. Das K ruht noch im Ladentisch — oder trägt es der biedere Charcutiermeister schon in der Hosentasche neben dem Griffesten, um esgleich bei der Hand zu haben, wenn . . . ?" Haben Sie nie die Lücke auf dem Kopf unsres Reichsadlers gesehen ? Wir sind eine verhinderte Monarchie.

Preußisches Staatsministerium. In Nummer 40 hat Wilhelm Thurau sich beklagt, daß die Untersuchung über den Tod des Oberwachtmeisters Buchholz von der ‚Hundertschaft zur besondern Verwendung in Charlottenburg' verschleppt werde. Da schreibst Du mir nun: „Die Bestimmung, daß strafbare Handlungen von Schutzpolizeibeamten der Kriminalstelle der Schutzpolizei zur Untersuchung zu übergeben sind, ist vor einiger Zeit aufgehoben worden; an die Stelle der Kriminalabteilung der Schutzpolizei ist das berliner Polizei-Präsidium getreten, sodaß die Forderung des Herrn Thurau grundsätzlich und für alle Kriminalfälle bereits erfüllt ist. Was den Einzelfall des Oberwachtmeisters Buchholz anlangt, so ist die Angelegenheit schon vor einigen Monaten dem Untersuchungsrichter übergeben worden, ist also der Kriminalstelle der Schutzpolizei schon längst entzogen. Die gerichtliche Untersuchung, bei der über zweihundert Zeugen vernommen worden sind, steht unmittelbar vor dem Abschluß." Sodaß sich die gesunkene Hoffnung leise wieder hebt.

Idiot der Reichshauptstadt. Der ‚Tag' gibt ein „Witzblatt" heraus. Du allmächtiger Gott ! Wenn die Nationalen humorig werden ! Sie haben ja Alles: sie haben die Presse und die Richter und die Reichswehr und die Verwaltung, und das bißchen Sozialdemokratie haben sie nun auch: nur Witz — den haben sie zum Glück noch niemals gehabt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jakobsohn Charlottenburg.Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerel G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 20. Oktober 1921 Nummer 42

Bismarck oder Die Entzauberten

von Richard Lewinsohn

Die Bismarck-Aktien haben einen schweren Schlag erlitten. Ihr Kurs war mit dem Sinken der deutschen Valuta immer höher gestiegen, als repräsentierte der Name Bismarck noch einen guten alten Goldwert, und es war zu erwarten, daß mit dem Erscheinen des dritten Bandes eine neue, gewaltige Bismarck-Hausse einsetzen werde. Das Gegenteil ist eingetreten. Die Reaktion erkennt wohl, daß dieses Buch dem monarchischen Gedanken mehr schadet als tausend rote Propagandaschriften, und ehrliche Konservative wie der alte Oncken fragen bekümmert, „ob grade Bismarck berufen war, aus dem Grabe die Hand dazu zu bieten, der Krone, die er geschaffen, die Erde auf den Sarg zu werfen". Die Demokraten, die bismarckfrommen Enkel Eugen Richters, suchen vergeblich zu retouchieren, was da steht: „Wahr bleibt das alte Wort von 1848: ‚Gegen Demokraten helfen nur Soldaten'." Ein leidenschaftlicher Bismarck-Verehrer und Bismarck-Biograph sagte mir dieser Tage: „Wäre Wilhelm schlau gewesen — er hätte den dritten Band in hunderttausenden Exemplaren gratis verteilen lassen".

Aber Wilhelm war nicht schlau. Er war töricht genug, das Buch (dessen Inhalt er kannte oder doch leicht hätte kennen lernen können) hinter Schloß und Riegel zu setzen und noch zu inhibieren, als er schon längst die Kunst des Regierens mit der Kunst des Holzhackens vertauscht hatte. „Es ist das Unglück der preußischen Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Das Wort, das Johann Jacoby Friedrich Wilhelm dem Vierten entgegenwarf, gilt von allen Hohenzollern, den großen Friedrich nicht ausgenommen; keinen aber trifft es schärfer als Wilhelm den Zweiten. Der sah nur, wie ein alter, gehässiger Diener ungestraft die Majestät beleidigte, und übersah, wie der große Publizist Bismarck hier den Politiker Bismarck bloßstellte. Denn das ist, wenn man durchaus eine Tragödie konstruieren will, die Tragik in diesem Buch, daß ein Greis, jungkräftig noch an Geist und an Körper, nicht spürt, wie alt er ist, wie sehr seine Zeit vorbei ist. So schwer es zu der Gestalt Bismarcks sich fügen will: es steckt ein Stück Don Quixote in diesem Verzweiflungskampf gegen die „Reichsfeinde". Und das Bild wird tragikomischer noch dadurch, daß ein Monarch, der dank Erziehung und Anlagen unrettbar im Alten befangen ist, sich zum Führer der neuen Zeit aufwirft. Wilhelm als Mann des Volkes, als Beschützer der Sozialdemokratie, als Gegner der Gewalt: es ist zum Lachen. Und er war es doch oder wollte es wenigstens sein. Der Kaiser hatte in diesem Schlußkampf den richtigen Platz gewählt — der Kanzler stand auf einem verlorenen Posten.

Es war der Kampf um die Alleinherrschaft. Freilich: kann man überhaupt Kampf nennen, was damit endet, daß der Herr befiehlt und der Diener, zähneknirschend, aber mit vorschriftsmäßiger Verbeugung, geht ? Nichts wirkt so komisch wie der

Hofstil, in dem Bismarck, innerlich vor Wut berstend, den blauen Brief quittiert: „Eurer Majestät danke ich in Ehrfurcht für die huldreichen Worte, mit denen Alterhöchstdieselben meine Verabschiedung begleitet haben, und fühle mich hoch beglückt durch die Verleihung des Bildnisses, welches für mich und die Meinigen ein ehrenvolles Andenken an die Zeit bleiben wird, während deren Eure Majestät mir gestattet haben, dem Allerhöchsten Dienste meine Kräfte zu widmen . . . Für die mich so hoch ehrende militärische Beförderung bitte ich allerunterthänigst Eurer Majestät meinen ehrfurchtsvollen Dank zu Füßen legen zu dürfen, sobald ich zu meiner im Augenblick durch Unwohlsein verhinderten dienstlichen Meldung imstande sein werde.” Ein freier märkischer Edelmann hätte seinem Fürsten offen die Fehde angesagt. Bismarck reißt die Hacken zusammen und geht. Er war gewiß, worauf er so stolz ist, „trotz vierzigjähriger Uebung kein Höfling geworden”. Aber er war zu fest an das Hohenzollernhaus gebunden, als daß er Rebellion gewagt hätte. Er wirft seinem König Treubruch vor, er ist überzeugt, daß er zu Unrecht gehen muß, um dem eitlen, machtstreberischen jungen Manne Platz zu machen: aber ein Letztes in ihm sträubt sich doch dagegen, daß ein Hohenzoller ihm das angetan haben könnte. Und so konstruiert er sich seine Dolchstoßlegende. Er ist verraten worden. Feige, neidische, hämische, gemeine Intrigenspinner haben ihn, den Graden, Aufrechten, gefällt. Die „Hintertreppenintriganten” marschieren der Reihe nach auf: der Großherzog von Baden, der gern den kleinen Bürgerkönig spielen möchte; sein Berater Marschall v. Bieberstein, der, aufgestachelt durch die Eitelkeit seiner Frau, sich schließlich in den Vorsitz des Auswärtigen Amtes, an die Stelle Herberts v. Bismarck, hineinschlängelt; Herrfurth, der heimtückische „Rübezahl”. Und dann der Hauptintrigant: Bötticher, der subalterne Vizepräsident des Staatsministeriums, der wohl „geistige Werte von höherm Betrage in Kleingeld unter die Leute zu bringen” versteht, aber so „breiweich veranlagt” ist, daß er in Tränen ausbricht, wenn eine Ordensverleihung seine Erwartungen enttäuscht. Waldersee, Berlepsch und endlich die kleinen unverantwortlichen Ratgeber Seiner Majestät: der überhebliche Hinzpeter und der Spekulant Douglas und der Maler von Heyden, der sein politisches Urteil von einem alten Arbeiter aus dem Wedding bezieht, „welchen er als Modell für Bettler und Propheten benutzte, und aus dessen Unterhaltung er zugleich Material für legislatorische Anregungen an höchster Stelle schöpfte”. Sie Alle haben ihn hintergangen, sie Alle haben gegen ihn gehetzt, sie Alle haben ihn verraten. Verrat übt Jeder, der eine andre Meinung äußert als er. Denn sie sind ja doch Alle nur seine Kreaturen. Ohne ihn, den Alleinherrscher seit dreißig Jahren, wäre Keiner auch nur einen Schritt weiter gekommen, wäre Keiner in den Strahlenkreis der kaiserlichen Gnadensonne getreten.

Was haben sie getan ? Sie haben dem Kaiser geraten, die Arbeitergesetze auszubauen, die Sonntagsruhe einzuführen, eine Politik der Versöhnung zu treiben. Aber mit den Reichsfeinden

gibt es keine Versöhnung. Bismarck ist entschlossen, den Weg, den er selbst zehn Jahre zuvor eingeschlagen hat, zu verlassen. Er hat versucht, mit Zuckerbrot und Peitsche die Arbeiter zur Raison zu bringen. Der Versuch ist mißlungen. Die Sozialdemokratie ist, trotz allen sozialen Wohltaten, gewaltig angewachsen. So sollen sie fortan nur noch die Peitsche zu spüren bekommen. Bismarck glaubt, „daß die Sozialdemokratie, in höherm Grade wie gegenwärtig das Ausland, eine Kriegsgefahr für Monarchie und Staat involviere und als innere Kriegs- und Macht-, nicht als Rechts-Frage von staatlicher Seite angesehen werden müsse". Die Abneigung gegen den Präventivkrieg (mit der es Bismarck nie so sehr ernst gewesen ist) gilt für den innern Feind nicht. Es muß geritten werden. Je früher, desto besser. Ein verschärftes Sozialistengesetz soll die Handhabe dazu bieten. Der Kaiser protestiert: „er dürfe es im Anfange seiner Regierung keinesfalls zu einer Situation kommen lassen, in der Blut fließen könnte; das würde ihm nie verziehen werden". Bismarck erwidert: „Ohne Blutvergießen würde es schwerlich abgehn, wenn wir nicht mehr, als ohne Gefahr zulässig, nachgeben und irgendwo standhalten wollten". Wie sagte Friedrich Wilhelm der Vierte ? „Roter Reaktionär, riecht nach Blut".
Das war 1848. Das ist 1890. Bismarck ist wieder ganz der tolle Junker des Vormärz. Der Seiltänzer. Der Gewaltmensch, der seinen Gutsnachbarn niederknallen will, als der ihm rät, auf Schönhausen die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen.

Aber Wilhelm bleibt fest. „Ideal Seiner Majestät schien damals populärer Absolutismus zu sein", höhnt Bismarck. Absolutismus des Königs ? Mag gelten (wenn schon nicht mehr der Absolutismus Bismarcks gilt). Aber „populär" ? Fi donc !
Wohl an ein Dutzend Male spricht Bismarck über die Popularitätssucht des Kaisers, und nie ist sein Ton bitterer, schneidender, spöttischer. Popularität ist kein Mittel der Staatskunst.
Mit Popularität lassen sich die revolutionären Gefahren nicht aus dem Wege räumen. Und mehr noch: Popularität ist des wahren Herrschers unwürdig. Es ist derselbe Grundton, der allen geborenen Herrschernaturen eigen ist: Verachtung vor der misera plebs, vor dem Volk, vor den Regierten.

Daß Bismarcks Kampf gegen links, seine Einteilung in gute Untertanen und in Reichsfeinde für die innenpolitische und indirekt auch für die außenpolitische Entwicklung Deutschlands ein Unglück war, wird heute kaum noch von Jemand bestritten. Aber es bleibt auch fraglich, ob wirklich „alles anders gekommen" wäre, wenn Bismarck sich auf das „Altenteil des Auswärtigen" zurückgezogen hätte, wie seine Gegner empfahlen, und womit er selbst eine Zeitlang sich bescheiden wollte. Die letzten beiden Kapitel des dritten Bandes, über den Helgoland-Vertrag (der Bismarcks Parteigänger zur Gründung des Alldeutschen Verbandes veranlaßte) und über den oesterreichischen Handelsvertrag, beweisen, daß auch in der auswärtigen Politik sein Blick schon getrübt war. Schlimmer ist Das, was in dem Buche nicht oder nur zwischen den Zeilen steht — denn Bismarck war nicht nur ein Meister des Wortes, sondern auch ein Meister des Ver-

schweigens. In der Stunde, wo er ging, schwebten die Verhandlungen über die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages (der für den Fall eines französischen Angriffs die Neutralität Rußlands sicherte). Drei Tage nach Bismarcks Entlassung, am dreiundzwanzigsten März 1890 fand im Auswärtigen Amt die entscheidende Konferenz statt, in der, auf Holsteins Betreiben, die Nichterneuerung des Vertrages beschlossen wurde. Es war der erste und folgenschwerste Schritt des neuen Kanzlers. Aus dem dritten Bande geht unzweideutig hervor, daß Caprivi, der auf Bismarcks eignen Vorschlag (weil ein preußischer General gegen die Sozialdemokratie schärfer vorgehen würde als ein konzessionsbereiter Zivilist „ohne politisches Ehrgefühl") aus dem hannoverschen Generalkommando direkt in die Wilhelm-Straße geholt worden war, über die Bedeutung des russischen Vertrages nicht genügend informiert worden ist. Erst am Vormittag des sechsundzwanzigsten März wurde Caprivi von Herbert „über die Secreta" orientiert. Bismarck selbst höhnt darüber, daß Caprivi beim Antritt seines Amtes keine Art von Fragen oder Erkundigungen an ihn gerichtet habe, wie es doch bei der lumpigsten Pachtübergabe üblich sei. Aber schwerer als das Schweigen Caprivis, das wohl auf höhern Wink geschah, wiegt das Schweigen des Erfahrenen, Eingeweihten, der nicht, ohne Aufforderung, sprach. Diese Unterlassungssünde verträgt sich schlecht mit der immer wiederholten Beteuerung Bismarcks, nur aus Pflichtgefühl, aus Sorge um das Reich wollte er noch im Amte bleiben. Und nicht Pflichtgefühl, sondern Haß trieb ihn dazu, im Oktober 1896 in den Hamburger Nachrichten den Abbruch des Rückversicherungsvertrages zu veröffentlichen und damit die deutsche Regierung heillos zu kompromittieren. Dieser Haß, menschlich verständlich, ist politisch dem Reich zum Verhängnis geworden.

Bismarcks Buch ist ein Kunstwerk. Wer es mit den Augen des Aestheten liest, wird gebannt durch die Schärfe des Geistes, durch die Sicherheit der Beobachtung, durch die Ueberlegenheit der Charakterisierung, durch die Kraft und den Glanz des Worts. Zehnmal, hundertmal dröhnt sein Ruf wie die Stimme des Propheten, der alles Unheil kommen sieht, wie die Stimme des Genies, das für die Ewigkeit spricht. Und doch ist es die Stimme eines Toten, eines Ueberwundenen. Ein Ruf aus einer sehr fernen, vergangenen Zeit, die, wollen wir vorwärts, niemals wiederkehren darf.

Der Mordprozeß Tisza von Ernst Goth

Am dreißigsten Oktober 1918 brach in Budapest die Revolution und mit ihr ein beispielloses Chaos aus. Michael Károlyi, auf dessen schmächtigen Schultern plötzlich alle Macht ruhte, hatte die ungarischen Regimenter heimgerufen: der Abschaum der Soldateska flutete zuallererst zurück und vereinigte sich mit dem Abschaum der Hauptstadt. Fanatisiertes, schlagwortberauschtes Volk und verrohtes Radaugesindel zog durch die Straßen, insultierte Offiziere und plünderte auf den Bahnhöfen die Regiments-

kassen der heimkehrenden Truppen. Unterdes bildete sich im Hotel Astoria der „Nationalrat”: eine gutgesinnte, aber hilflose Gesellschaft von Theoretikern, radikalen Journalisten, Querköpfen, der sich im Nu ein Troß von dunklen Ehrenmännern, gierig nach Vorteil, Geltung und Popularität, angliederte und anbiederte. Automobile ratterten; in improvisierten Amtslokalen häuften sich Papierberge; Erlasse, Verordnungen wurden gegeben und zurückgezogen; alles ging drunter und drüber.

Am Abend des einunddreißigsten lief die Nachricht durch die Stadt, Graf Stefan Tisza sei ermordet worden. Fünf Soldaten waren bei ihm eingedrungen und hatten ihn niedergeknallt. Die Erregtheit jener Tage wurde durch diese Kunde kaum gesteigert. Tiszas letzte Worte: „Ich wußte, daß es so kommen müsse ...” drückten genau die Stimmung aus, in der die Mordtat aufgenommen wurde. Mehr als ein — schlecht gezielter — Schuß war in den letzten Monaten auf ihn abgegeben worden. Wen durfte überraschen, daß die entfesselte Volkswut zuerst ihn, den zähesten und — weil begabtesten — gefährlichsten Hüter feudalen Herrenrechts, den stärksten Kämpfer für die habsburgische Zwingherrschaft hinwegfegte ? Wer fragte danach, wie jene fünf Entschlossenen hießen, die den Volkswillen vollstreckten ? Auch später, als Károlyi die ihm zu schwer werdende Machtbürde verzweifelt den Kommunisten hinwarf, fragte Niemand danach. Und als nach dem roten der weit gräßlichere weiße Schrecken das Land heimsuchte und Tisza zum Märtyrer und Schutzheiligen der Reaktion gemacht wurde, hatten jene fünf Unbekannten immer noch reichlich Zeit und Gelegenheit zur Flucht. Sie vor Gericht zu stellen, schien jetzt aussichtsloser denn je. Auch hatte das Gericht für solch langwierige und undankbare Aufgaben keine Zeit: die Aburteilung aller „Roten” war dringlicher und wichtiger. Und wäre nicht Stefan Friedrich gewesen: es hätte niemals einen Tisza-Prozeß gegeben.

Dieser Stefan Friedrich —, einst ein kleiner Maschinenfabrikant — hatte als Freund Károlyis schon in der Revolution, später auch unter der Kommune eine gewisse Rolle gespielt und war nach dem Sturz Béla Kuns geschickt genug gewesen, als Führer der Gegenrevolution aufzutreten, sich selbstherrlich zum Ministerpräsidenten zu machen, die konservativen Elemente in der antisemitischen, christlich-nationalen Partei zu sammeln, gleichzeitig aber Arbeiter und Juden damit zu ködern, daß er gegen die Pogromgräuel der Horthy-Banden vorging. Womit er sich natürlich deren grimmigsten Haß zuzog — einen Haß, der im selben Maße wuchs wie die bald unumschränkte Macht dieser uniformierten Raubmörder. Friedrich also mußte beseitigt, mußte vernichtet werden. Jedes Mittel dazu war willkommen. Der Haß verdichtete sich zu Verdächtigungen. Man durchforschte seine Tätigkeit im Oktober 18 und später, in der Aera des Bolschewismus. Graf Emerich Károlyi, ein Verwandter Michael Károlyis und Freund Tiszas, nahm die Leitung dieser Campagne in die Hand und errichtete aus entlassenen Detektiven und zweifelhaften Anwälten ein Bureau, dessen einzige Aufgabe darin bestand, gegen Friedrich Material zu sammeln und wo-

möglich zu erweisen, daß er bei der Ermordung Tiszas die Hand im Spiele gehabt.

Nachdem dieses Bureau ein Häuflein Revolutionspöbel durch Suggestion, Folterungen, Geld und Versprechungen entsprechend zubereitet hatte, trat zum ersten Mal ein Gerichtshof — und zwar, wohlgemerkt, ein militärischer ! — in Sachen Tisza zusammen, um diese Belastungszeugen gegen Fridrich zu vereidigen und derart einem Zivilgericht das Vorgehen gegen ihn zu ermöglichen. (Dabei wurden zwei arme Teufel, der Matrose Dobo und der Fähnrich Sztanykovszky auf Grund der ihnen erpreßten Geständnisse zum Tode, der herabgekommene Oberleutnant Hüttner zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt — doch ob auch nur einer von ihnen mit dem Mord an Tisza zu tun gehabt, bleibt höchst zweifelhaft.) Nun galt es also, Friedrich in den Anklagezustand zu versetzen. Es war nicht leicht, und so oft seitdem auch die Richter Ungarns zu Bütteln Horthys und seiner Banden geworden sind: damals sträubten sie sich, diesen Justizmord einzuleiten. Der Oberstaatsanwalt Váry, der die Zeugenaussagen sofort für „zubereitet” erklärte, wurde strafversetzt; der Untersuchungsrichter Kovács wurde so bedrängt, daß er Selbstmord beging; fünf andre Oberstaatsanwälte lehnten die Anklageerhebung ab, bis ein sechster sie schließlich unter dem furchtbaren Druck von oben übernahm. So gelangte Stefan Friedrich auf die Anklagebank. Die Paradezeugen des Staatsanwalts kamen fast alle aus dem Zuchthaus, waren vorwiegend Diebe, Räuber, Erpresser, Dokumentenfälscher, Hochstapler. Einer von ihnen, jener frühere Oberleutnant Hüttner, gab eine lange und wirre Geschichte zum besten: wie der Károlyi nahe stehende Journalist Paul Kéri den Matrosen Dobo zum Mord an Tisza angestiftet habe, und wie unter Andern auch der Redakteur und Abgeordnete Fényes für den Plan gewonnen worden sei. Er beschrieb genau die Expedition zu Tiszas Villa, wobei er als die eigentlichen Mörder durchweg Männer bezeichnete, die entweder tot oder längst geflüchtet waren. Aber alle diese Angaben Hüttners und seiner Kumpane brachen im kontradiktorischen Verfahren des Vorsitzenden Gado — so sehr dieser gegen die Angeklagten eingenommen war — haltlos zusammen, und Gado konnte sogar einmal den Ausruf nicht unterdrücken: „Diese Zeugen kommen alle aus der Kloake — es ekelt mich diese Sache zu vertreten !” Die Anklage gegen Friedrich mußte fallen gelassen werden. Triumphierend verließ er den Gerichtssaal.

Eigentlich war damit auch der Prozeß, der ja einzig auf Friedrichs Vernichtung angelegt war, zu Ende. Die Unhaltbarkeit der Zeugenaussagen entlastete seine Mitangeklagten ebenso wie ihn. Dennoch wurde das Verfahren gegen diese — gegen Kéri und Fényes — weitergeführt. Das waren immerhin zwei radikal gesinnte Publizisten, die erwiesenermaßen an der Revolution teilgenommen hatten, beide überdies Juden — wenn schon der komplizierte und kostspielige Apparat dieses Prozesses nicht ausgereicht hatte, Friedrich an den Galgen zu bringen, so konnte er immer noch ausreichen, um diese zwei „destruktiven Geister”

zu beseitigen. Fényes namentlich, dieser Fanatiker der Gerechtigkeit und des Menschenrechts, der dreißig Jahre lang mit verehrungswürdiger Naivität daran geglaubt hatte, daß der Augiasstall der ungarischen Korruption mit Zeitungsartikeln zu säubern sei, mußte den Anhängern nationaler Traditionen ein Dorn im Auge sein. Ueberdies hatte er vor zwanzig Jahren das Petroleum-Panama einer Bank aufgedeckt, deren Präsident Stefan Tisza war . . . Aber auch gegen Fényes erwies sich das Beweismaterial als zu schwach. Selbst Fényes mußte freigesprochen werden.

Also wurde Paul Kéri zum Tode verurteilt. Paul Kéri, der weder in der Revolution noch später eine aktive Rolle innegehabt hatte und nur, weil er als kluger, nüchterner Kopf den Zusammenbruch der Monarchie früher vorausgesehen als Andre, in die Nähe Károlyis geraten war; der aber in all den Jahren seiner erfolgreichen und gutbezahlten Tätigkeit bei der Zeitung ‚Az Est‘ die Politik nie so ernst genommen hatte wie den etwas dandyhaften Lebensstil, dessen er sich befleißigte — ein Mann, dem nicht allein jeglicher Fanatismus fremd ist, sondern der schon aus aesthetischen Gründen jenem Mordgesindel nie seine manikürte Hand gereicht hätte. Vor Gericht wuchs dieser elegante Lebenskünstler beträchtlich: zwei Jahre Einzelhaft hatten seiner überlegenen Sicherheit, seinen beherrschten Nerven nichts anhaben können. Er nahm das Todesurteil höflich und gleichmütig entgegen und erklärte, weder Berufung einlegen zu wollen noch Begnadigung anzustreben.

Das Entsetzen aller Anständigen über diesen Justizmord wird durch die Gewißheit gemildert, daß Kéri am Leben bleibt und der Freiheit entgegengeht: Sowjet-Rußland hat ihn bereits angefordert und tauscht ihn nächstens gegen kriegsgefangene Offiziere aus. Aber ich glaube, daß man ihn über ein Weilchen in Ungarn und an sichtbarer Stelle wiederfinden wird. Denn da Ungarn schließlich doch in Europa liegt, darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß es sich — besser früher, als später — auch wieder europäischen Moralbegriffen notgedrungen anbequemen wird.

Esperanto von Kurt Kauffmann

An keinem Ort der Erde haben sich seit 1919 Vertreter von so viel Nationen zusammengefunden wie in der ersten August-Woche dieses Jahres in Prag. 33 Nationen hatten mehr als 2500 Delegierte entsandt und haben so den diesjährigen Esperanto-Weltkongreß zu einer Angelegenheit von internationaler Bedeutung gestaltet. Wie alle europäischen Nationen, so hatte auch die jüdische ihren eignen Vertreter, die neue Welt war durch Nordamerikaner, Argentinier und Brasilianer, Afrika durch Männer aus Algier und Transvaal, Asien durch Indier und Japaner, der fünfte Erdteil endlich durch einen Delegierten aus Melbourne vertreten. Ein phantastisch buntes Gemisch aller Nationen und Rassen, aller Berufe und Interessen. Bei der Anmeldung im Kongreßbüro lernte man innerhalb fünf Minuten den Finanz- und

Handelsminister von Litauen, den Bürgermeister von Mailand und den französischen Aviatiker Archdeacon kennen.

Außer den Ministerien vieler europäischen Staaten hatten auch der Völkerbund, das Internationale Arbeitsamt und andre internationale Großmächte offizielle Vertreter entsandt. Sicherlich haben sich viele dieser Behörden nur schwer entschlossen, der Esperanto-Bewegung diese offizielle Anerkennung zu zollen. Aber was diese Delegierten auf dem Kongreß gesehen und gehört haben, wird sie veranlassen, den Skeptizismus ihrer Behörden ein für alle Mal zu widerlegen. Ich für mein Teil hatte während des Kongresses keinen sehnlichern Wunsch als den, Fritz Mauthner anwesend zu sehen — der seinerzeit den Lesern des Berliner Tageblatts die Unmöglichkeit einer „künstlichen" Sprache theoretisch „bewiesen" hat.

Denn was brachte der Kongreß zutage ? Weshalb widerlegte er alle theoretischen „Unmöglichkeiten" durch praktische Wirklichkeiten ? Er ergab die Tatsache, daß Menschen aus 33 Nationen sich eine Woche lang in einer neutralen Hilfssprache fließend unterhielten, bewegte Diskussionen führten und zu gemeinsamen Beschlüssen gelangten. In Einer Sprache — wobei die Aussprache etwa der Franzosen und der Oesterreicher sich weniger von einander unterschied als die Aussprache eines gebildeten Berliners von der eines Frankfurters.

Der allgemeine Kongreß beschäftigte sich hauptsächlich mit internen Fragen der Propaganda und Organisation. Das Esperanto als neutrales Verständigungsmittel für alle Zwecke des Kulturlebens bewährte sich am überzeugendsten in den Sonderkongressen. Da fanden sich aus allen Ländern Lehrer, Eisenbahner, Studenten, Kaufleute, Aerzte, Schriftsteller zusammen, um eine internationale Annäherung ihrer Berufsgenossen mit Hilfe des Esperanto vorzubereiten. Freimaurer, Frauenrechtlerinnen, Zionisten, namentlich aber Pazifisten und Sozialisten hatten ihre Einzelsitzungen, um zu beraten, wie sie durch das Esperanto eine größere Gemeinsamkeit der Aktionen ihrer Gesinnungsgenossen in den verschiedenen Ländern erzielen könnten. In all diesen Konferenzen war die einzige Sprache Esperanto und so eine wirklich fruchtbare Zusammenarbeit ermöglicht. (Was man bei den üblichen internationalen Kongressen, mit ihren drei bis vier Verhandlungssprachen und ebenso vielen Uebersetzungen jeder Rede, nicht immer sagen kann.) Der Sonderkongreß esperantistischer Wissenschaftler hat die Herausgabe einer internationalen ‚Revue der Wissenschaft' vorbereitet, die ausschließlich in Esperanto erscheinen wird. Haben doch auch die esperantokundigen Sozialisten bereits ihre internationale Zeitschrift in Paris.

Der diesjährige Weltkongreß wird überhaupt in jeder Beziehung zum Wendepunkt der Esperanto-Bewegung werden und ihren Endsieg einleiten. Grade die Ereignisse des letzten Jahres haben den Boden genügend vorbereitet, um eine kulturelle Arbeitsgemeinschaft der Völker mit Hilfe des neutralen Esperanto aufzubauen. So haben einundzwanzig Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften im Mai dieses Jahres eine

Resolution gefaßt, welche die Einführung des Esperanto in den Schulunterricht und seine Anwendung bei internationalen Kongressen fordert. Die Clarté und die internatioale Vereinigung ehemaliger Kriegsteilnehmer haben die Propagierung des Esperanto in ihr Programm aufgenommen, dank der Initiative von Henry Barbusse. Der Völkerbund hatte im Dezember 1920 eine Sonderkommission für Esperanto eingesetzt, die eine so günstige Resolution faßte, daß der genfer Staatsrat für Unterricht die Einführung des obligatorischen Esperanto-Unterrichts in allen Elementarschulen des Kantons für das Unterrichtsjahr 1921/22 probeweise angeordnet hat. Das finnische Parlament hat im April der finnischen Esperanto-Gesellschaft 25 000 finnische Mark bewilligt: durch Drucksachen in Esperanto soll eine touristische und kommerzielle Auslandspropaganda großen Stils entfaltet werden. Ueberhaupt haben kommerzielle Kreise zuallererst den Wert des Esperanto für praktische Zwecke erkannt, und so hat, zum Beispiel, die pariser Handelskammer am neunten Januar 1921 eine Resolution gefaßt, durch die sie den Esperanto-Unterricht in ihre Handelsschulen einführt und das auch den Handelskammern der ganzen Welt empfiehlt.

Aber all diese amtlichen Förderungen des Esperanto können niemals jene unmittelbare Erkenntnis seiner praktischen Brauchbarkeit vermitteln, die der Teilnehmer eines internationalen Esperanto-Kongresses von Stunde zu Stunde gewinnt. Wer etwa einen Kongreßball mitmacht und an einem Abend mit Mädchen und Frauen der verschiedensten Nationen tanzt und konversiert, der hat das unmittelbare Erlebnis, daß diese „künstliche” Sprache nicht ein mechanisches Gebilde ist, nur zu roher Verständigung über technische Dinge tauglich, sondern daß der geniale Schöpfer des Esperanto eine organische Sprache geschaffen hat, welche die zartesten Nuancen menschlichen Ausdrucks wiederzugeben vermag.

Jedoch schließlich ist das „Hoch-Europäisch” ja in erster Linie als Werkzeug für praktische Zwecke bestimmt. Daran haben auch die Vorbereiter des prager Kongresses gedacht, als sie zwei neue praktische Anwendungen des Esperanto einführten: das amtliche Kongreß-Postamt, an dem sämtliche Beamten und Beamtinnen Esperanto sprachen, sodaß alle nichttschechischen Kongreßbesucher ihre postalischen Bedürfnisse ohne Hilfe eines Dolmetschers erledigen konnten; und zweitens die internationale Speisekarte, auf der die Speisen links in Esperanto, rechts in Tschechisch aufgeführt waren. In zehn Jahren wird von den Kellnern an Gaststätten mit internationalem Verkehr die Kenntnis des Esperanto verlangt werden. Aber die Verwendung des Esperanto für postalische Zwecke muß sich schneller verbreiten, bis in allen Fremdenstädten mindestens ein Postamt mit esperantokundiger Beamtenschaft zu finden ist; eine internationale Vereinigung von Postbeamten hat sich bereits gebildet, um diese Maßnahme vorzubereiten.

Der nächstjährige Weltkongreß des Esperanto wird in Helsingfors stattfinden. Möge bis dahin auch in Deutschland Allen, „deren Interessen über die Grenzen ihres Landes hinausgehen”,

bewußt werden, daß sich die Aneignung einer in vierzehn Tagen erlernbaren Sprache lohnt, wenn sie alle Sprach- und Kulturgebiete der Erde erschließt. Denn das Esperanto ist heute kein Projekt mehr, sondern ein brauchbares Werkzeug beim Wiederaufbau der geistigen Internationale. Im Ausland wird dieses Werkzeug benutzt. Wollen wir auf seine Anwendung verzichten ?

Neue Dokumente von und über Kleist

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Tagebuch des Leutnants Meunier

12. März 1807. Ich habe heute Kleist über die Leute verhört, die er kennt, und es scheint, daß er recht hat, wenn er sagt, man könne ihn herausbringen aus einer Gefangenschaft, in die er schuldlos gekommen sei. Aber verdächtig ist es, daß in seiner Familie, wie man uns mitgeteilt hat, der Direktor der Militärakademie v. Kleist ist. Man teile also dem Kommandanten, der den Befehl erhalten hat, über diesen Kleist Näheres in Erfahrung zu bringen, das, was man hört, mit. Man sagt, Kleist der Gefangene, sei kein Politiker. Er sprach nur immer und mit großer Liebe von seiner Schwester, von seinem Freunde Rühle. Ich habe in der Einsamkeit zugelernt, in der Einsamkeit des letzten Winters, wo wir drei Gefangene hatten, deren Fälle schwerer waren als die des Gefangenen Kleist — ich habe in der Einsamkeit zugelernt, wo ich all Das im Geiste sah, was die andern Menschen in ihren glanzvollen Palästen, in ihren marmorreichen Städten, in ihren erhabenen Wunderwerken von Theaterbauten, in ihren eleganten Restaurants, Theatern, Boudoirs und Häusern der Freude genießen dürfen. Ich habe es im Geiste gesehen und will heraus aus der Einsamkeit. Zu ihr muß ich. Sie will ich sehen. Sie sprechen. Sie ist da. Sie wird da sein. Sie wird meine Hand nehmen. Sie wird mir zu essen geben. Sie wird mich entkleiden. Sie wird mir Freuden bieten. Dichter wird sie mit mir lesen. Wir werden uns lieben. Wir werden selig sein. Wo ist je wieder Gelegenheit für einen Menschen, der in die Einsamkeit geworfen worden ist, aus ihr herauszukommen — aus einer Einsamkeit, die mich zwingt, stundenlang unanständig zu denken, denn der Mensch, ob er einsam ist oder sich einsam fühlt, ist dazu angetan, sich selbst das Beste zu verschaffen, ohne Rücksicht auf Menschen, die ihn nichts angehen. Mich geht in Augenblicken, wo die Gedanken der Einsamkeit, des Schreckens der Einsamkeit mich überfallen, ein Menschenleben nichts an, wenn ich mich durch dessen Vernichtung emporretten kann in die Seligkeit der Liebe, die mir alles geben wird, und die mir nichts verschließt. Die Seligkeit, im menschlichen Leben eine Rolle zu spielen und nicht in der Einsamkeit das Leben zu beschließen, das Andre in schönen Palästen, in Wundergärten, in Marmortheatern, in Häusern der Liebe, auch wenn die Liebe den Menschen nur auf Stunden selig macht, genießen.

Heraus aus dieser Einsamkeit ! Wer wird mir dazu helfen ? Wer, lieber Gott ? Nur jetzt das Haupt des Einen, den der General für einen Spion hält: Kleist. Ist er schuldig — und er muß schuldig sein, denn die Sentimentalitäten des gestrigen Tages sind für einen Einsamen wertlos —, ist er schuldig, so muß er dahin, wohin ihn der General

Clarke haben will. Ich kenne ihn, ich kenne den General. Wenn ihm in Berichten Menschen, die mit einem Verdächtigen leben, Verdachtsgründe, auch wenn es keine sind, äußern, dann wird er zaudern. Er wird ihn nicht loslassen. Nicht um Geld. Schnell handeln ! O, daß doch mein Verstand dazu reichte, ihm Das zu sagen, was ich ihm sagen möchte ! Hinaus aus der Einsamkeit ! Kleist scheint ein guter Mensch zu sein. Es gibt Stunden, wo ich es glaube. Aber wozu dieser Glaube, wenn meine Hoffnungen dadurch ruiniert werden, Hoffnungen, die allein mir gestatten, zu leben ! Was geht mich das Schicksal dieses Fremden an ! Ich lebe und habe Gelegenheit, zu leben. Es ist früh am Tage. Die Liebe läßt mich nicht schlafen. Er muß es heute büßen. Er kann sterben auf dem Schaffott als Spion, der er nicht ist. Aber was habe ich davon, wenn er nicht stirbt ? Er ist jung und nicht so berühmt wie Schiller, auch nicht wie Goethe. Die beiden sind in seinem Lande, was in meinem Racine und Corneille sind. O, schönes Frankreich ! Racine und Corneille sind die Erhabenheit. Schiller und Goethe sind sicherlich viel kleiner, schon weil sie keine Franzosen sind. Denn wir bestrahlen die Welt. Ich werde sie bestrahlen, denn ich gehe aus dieser Einsamkeit, in die mich der Krieg gebracht hat, heraus. Hinein in das große Leben. Ich werde sagen, daß ich Beweise habe. Ich werde sie finden. Ich finde sie. Ich muß sie heute finden. Mein Gott, man ruft.

3 Uhr. Der General Clarke hat nach Besançon geschrieben. Es kann mein Glück sein. Der Gefangene war höflich, wollte nicht mit mir reden. Er gab mir nur auf literarische Fragen Antwort. Er spricht nicht von seiner Schuld, nicht von seiner Unschuld. Er lebt in Rotrou. Er will Molière zerstören. Was hat die deutsche Literatur davon, wenn ich ihn aufs Schaffott bringe ?

*

Der Gefangene Kleist schrieb am gleichen Tage dem Kommandanten auf Französisch folgenden Brief:

Mein Herr,
ich habe die Ehre gehabt, Sie um eine Unterredung zu bitten, weil hier ein Irrtum vorliegen muß. Ich sagte Ihnen am neunten März, daß Sie vergeblich suchen, wo Sie nichts finden können. Sie haben dem Herrn Leutnant gesagt, ich solle Ihnen schreiben, weil Sie keine Zeit haben, mir einen Augenblick zu gewähren. Ich habe die Ehre, Ihnen zu schreiben, aber nicht als Schuldiger, sondern als Der, der ich bin. Ich möchte Sie bitten, mir künftig, wenn der große Wind kommt, wie wir ihn gestern nacht hatten, einen Platz zu geben, wo ich mich wärmen kann. Denn ich erfriere. Umso mehr, als Sie mir zu meiner Ernährung nur Wasser geben. Es ist wahr: Sie nennen es Kaffee oder Suppe. In stürmischen Nächten ist es entsetzlich kalt. Dank dem Wind, der eindringt, und dank dem Schnee ist es nicht möglich, in dieser Zelle zu leben. Trotzdem sie nur vom Gesetze reden: auch das Gesetz ist nicht frei von Menschlichkeit. Das Gesetz ist für uns Menschen nicht dazu gemacht, andern Menschen durch Ekel oder Schmerz das Leben zu nehmen. Ich habe Pflichten und kann das Leben nicht auf diese Weise verlieren, umso weniger, als ich in einem so nichtswürdigen Verdacht stehe, den der Leutnant verstärkt. Ich,

mein Herr, bin Dichter, aber er ist ein Mann von Phantasie, die ich nie haben werde. Er richtet nach Schatten, die er an der Wand sieht, und will so Dinge herausbringen, wo nichts herauszubringen ist. Das Mißtrauen hat ihn krank gemacht. Er ist kein Diplomat; sondern er verrät seine Gedanken durch seine Sprache. Wenn ich Gelegenheit hatte, Attaché in Spanien zu werden, so weiß man, daß ich hierzu die nötige Klugheit hatte. Aber der Leutnant hat sie nicht, um Dinge zu erfragen, die einfach sind, und die durch ihn infam werden. Er fängt mit den kleinen Dingen an und redet von Literatur. Er stört meine Betrachtungen über Literatur. Ich studiere Rotrou und brauche Ruhe, die Sie mir verweigern.

Der Leutnant wirft mir vor, daß ich in meiner Offenherzigkeit ein Wort zitiert habe, das ich in meinem Theaterstück: ‚Die Familie Schroffenstein' geschrieben habe: „Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele". Er sagte, dies könne mir beim General schaden; ebenso, daß ich 1802 auf der Aare-Insel war, wo ich Herrn von Mulineu, von dem ich Ihnen sprach, kennen lernte. Mit diesen kleinlichen Mitteln wird man mich nicht überführen, weil ich nicht zu überführen bin. Ich bin kein Spion, sondern ein Schriftsteller, der von dem Ertrag seiner Arbeit lebt. Wenn der Leutnant weiter nichts gegen mich vorbringen kann, als das ich ihm sagte: „Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele", oder daß, wie ich wisse, Molière den ‚Amphitryon' abgeschrieben hat, so ist dies für ihn sehr traurig. Ich habe ihm keine Gelegenheit gegeben, etwas über mich zu sagen. Aber ich finde, daß es nicht anständig ist, mich so zu behandeln, wenn ich nichts tun kann, um mich aus dieser unwürdigen Lage zu retten. Wenn Sie die Schuld, die ich haben soll, gefunden haben werden, so können Sie mich verurteilen. Wenn Sie aber nicht wissen, ob ich etwas getan habe, was gegen das Gesetz ist, so haben Sie kein Recht, mich so zu behandeln.

Ich kenne Herrn von Mulineu, Hauptmann in Bern, und werde es ihm schreiben.

Zum Schluß bitte ich sie nochmals, mir einen andern Ort zu geben, an dem ich mich wärmen kann

Ich habe die Ehre, zu sein

H. v. Kleist

(Fortsetzung folgt)

Zu dieser Revolution von Nicolas Chamfort

Leute, die sich für einen Fürsten begeistern, der sie grade einmal gut behandelt hat, kommen mir vor wie die Kinder, die am Tage nach einer eindrucksvollen Prozession Pfarrer und nach einer Parade Soldaten werden wollen.

*

Betrachtet man die Mehrzahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung von 1789 und alle die Vorurteile, von denen die meisten vollsteckten, so meint man, sie hätten nur darum Vorurteile zerstört, um Vorurteile zu haben, etwa wie Leute, die ein Bauwerk abreißen, um das Abbruchmaterial zu bekommen.

Harden von Arthur Holitscher

Zum sechzigsten Geburtstag

Unter den Chronisten dieser welthistorisch denkwürdigen Epoche, die wir, im Alltag befangen, doch vom Brausen des ewigen Menschheitsgedankens umwittert, durchleben, wüßte ich keinen, der die Seelen in solchem Maße beunruhigte wie Harden. Könnte ich diese Beunruhigung graphisch festhalten — ich glaube, die Höhen- und Tiefenkurve der Zustimmung und des Protestes, die nach oben schießenden, nach unten ausschlagenden Zacken, Willkommen ! und Apage ! würden es beweisen, welche lebendige Kraft seit dreißig Jahren das intellektuelle Deutschland, das Gewissen des Einzelnen, Jeden von uns, die wir Harden lesen und kennen, bewegt. Aber er ist mehr als Chronist, mehr als ein Seismograph, der feinnervig und intuitiv Erschütterungen fernster wie naher Zonen, das verborgene Walten wenig gekannter Gewalten des Meeres und Festlandes registriert: er ist vor allem ein Seher, er hat die Vision des Zukünftigen. Durch alle Irrtümer hindurch hat er die Vision. Das gibt ihm diese unerhörte Macht, gegen die so viel Unwissen, Unverstand, plumpe Bosheit und tölpelhafter Neid sich bäumt, ohnmächtig und perfid.

Vor Jahren bereits erklärte ich es: wie jeder Künstler, jeder ernste Arbeiter sich mit dem Künstler, dem begnadet schöpferischen Arbeiter Harden auseinandersetzen muß. Die ungewisse, aufgelöste Gegenwart ist der Lehm, den dieser Künstler knetet, seine arbeitgewohnten Arme tauchen ellbogentief in die brodelnde, dämpfende Materie hinunter. Sein schwer faßbares, proteushaft verwirrendes, in seiner Ganzheit ebenso wie sein Material, die Gegenwart, nur aus der Höhe ermeßbares Lebenswerk reißt nun schon drei Jahrzehnte lang Menschen, die lieber der Zukunft Knechte sein als der Gegenwart Herren heißen wollen, mit sich. Revolutionär fühlende, denkende, für die Revolution kämpfende Intellektuelle stehen seit Jahrzehnten treu zu Harden, leisten ihm seit Jahrzehnten Gefolgschaft, sozusagen durch Dick und Dünn, weil sie ahnen, weil sie erfahren haben, daß derselbe Magnet ihn vorwärtsreißt, derselbe Strahl ihn durchglüht, dem sie gehorchen, der sie wärmt. Sein sechzigstes Jahr sieht ihn bei Jenen stehen, die heut an der Spitze des Weltgeschehens marschieren. Sie danken ihm dafür. Sie schauen nicht um sich. Es gilt ihnen gleich, wer heute mit ihnen für Harden ist, wie es ihnen gleichgiltig war, mit wem sie all die Jahrzehnte lang in der Verehrung und in Ablehnung Hardens eines Sinnes waren.

Sicherlich werden wir unsre Begeisterung und unsern Aerger an Harden erleben, solange wir da sein werden, solange er da sein wird. Aber keinen Tag lang wird auch nur Einer unter uns vergessen können, daß er da ist, und kein Tag wird vergehen, den er nicht mit allen Fasern seines Seins aufnehmen, zum Tönen bringen, dem er nicht Wiederhall in Zehntausenden schaffen wird.

Solange Einer von uns noch Teil hat an dem Geschehen der Welt, an dem Schicksal der Menschheit, an diesem rätselhaft berückenden Heute, wird er Harden Dank zollen dafür, daß es einen Harden gibt.

Ent- und Gefesselte Phantasie

Bei Franz Schubert wurde und blieb man warm. Sein Reichtum weckte Sehnsucht nach Wien, das, aus Verwandtschaft mit ihm, wahrscheinlich auch jetzt noch beschwingten Gemütes ist, wo es unsereinem für hundert Mark mehr als zweitausend Kronen gibt. Raunzend, versteht sich. Ferdinand Raimund raunzt, weil seine Zeitgenossen ihm den ‚Bauer als Millionär' nicht zutrauen. Er will zeigen, daß er die hehre Poesie nicht schlechter trifft als die Schönheitskultler, fabriziert allegorische Figuren mit größerm Ernst, in größerer Anzahl und zu größerer Betriebsamkeit denn je und ordnet ihnen einen grantigen Harfenisten unter, den er ironisch Nachtigall nennt. Aber: Dichter sollen nicht „wollen", da ja doch nur herauskommt, was sie müssen. Also nicht dem Amphio und dem Distichon aus dem Blumenland Flora, sondern dem armen, bescheidenen Vorstadtmusikanten — ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll, „der Oberste der Dicher", den das Staatstheater statt auf dem Parnaß in einer Bibliothek unterbringt, um darzutun, wieviel papierner seine Kunst ist als Nachtigalls. Solche Spielereien sind nötig, damit der erwachsene Mensch von 1921 nicht allzu oft seine Kinder an seinen Platz wünscht. „Die Wolken", Schauplatz etwa eines Drittels der Szenen, sind Staubwolken. Das ist Raimunds Tragik und die Strafe der Erde dafür, daß sie ihm nicht genügte, daß er sich einbildete, ohne den Himmel nicht leben zu können. Aber der wäre grade, wenn er ihn nicht zu überfliegen versucht hätte, zu ihm niedergestiegen; wie vorher und nachher.

Am Gendarmenmarkt wurde hübsches, altes, anspruchsloses Sonntagsnachmittagstheater gemacht. Ein Scherz für Kenner wie die Verwendung eines vorsintflutlich bemalten Vorhangs kam dem angestrebten Eindruck zu Hilfe, nicht in die Quere. Blaßblütige Stilisierungswünsche verkniff man sich — eben aus Stilgefühl. Gezaubert wurde, daß die Kulissen wackelten. Paula Conrad, vierzig Jahre zuvor des braven Tischlers Valentin liebevoll simples Rosl, hatte reichlich Zeit gehabt, sich zu einer „Schwester mit magischen Fähigkeiten" und dem Namen Arrogantia emporzudienen, der ihr schwerer zu glauben war als Elsa Wagner der Name Vipria, aber immer noch leichter als Fräulein Annemarie Seidel mit ihrem aufgerauhten Organ die Phantasie in ungefesseltem Zustand. Der Hofnarr Müthel hatte zu wenig Witz. Der Rest war einigermaßen zulänglich, also für Deutschlands führende Bühne unzulänglich. Hier begehrt man Ueberschuß. Zwischen Verschwendertum und Kargheit ungefähr in der Mitte hält sich sicher, männlich und menschlich Karl Etlinger. Buckelsteinpflasterecht ist das Wienertum seines Harfenisten; und das ist hier viel. Im Vertrauen auf die Wirksamkeit dieser allgemeinen Lokalechtheit brauchte er Raimunds besondere Vorschriften für das „Ausgeschau" des Herrn Nachtigall nicht zu beachten. Aber Nachtigall wurde auch nicht der ganze galgenmelancholische Raimund selbst. Nun also: Schubert entschädigte.

Das Zwerchfell hat Einfluß auf den Magen. Wenn ich, in jedem Lustrum ein Mal, zu Borchardt gehe, so fördert es meinen Appetit, um wie viel vornehmer hier alle Kellner sind als fast alle Gäste. Ob bei Herrn Eugen Robert am Kurfürstendamm ähnlich nahrhaft und deliziös gekocht werden wird, ist noch unentschieden — eines immerhin hat er mit dem Lucullus der Französischen Straße gmein: seine gallonierten Diener sind eine respektgebietende Eingebung. Ich für mein armes Teil hatte vorsorglich, um ja nicht abzustechen, Smoking gewählt und konnte meine Eintrittskarten mit Haltung und Würde überreichen. Aber im Parkett stach ich grade dadurch ab. Das Nationaltheater ohne Nation hat Lessing bespöttelt. Unsre Errungenschaft ist das Gesellschaftstheater ohne Gesellschaft. Mit dem Lasso schien man ein paar Reihen Pachulkes eingefangen zu haben, die auf ihren Freiplätzen vor der Nobligkeit teils des Stücks, teils des Zuschauerraums erschauerten. Was diesen betrifft, der vielleicht aussieht wie in meiner Kindheit ein Karussell von außen, so hat Oscar Kaufmann, statt dem bestechlichen unter den reichshauptstädtischen Kritikern, lieber mir vor dreizehn Jahren ein Arbeitszimmer gebaut und davon zwar damals den Vorteil gehabt, daß ihm fünftausendvierhundert muntere Friedensmark ausgezahlt wurden, aber jetzt den Nachteil, daß ich Bedenken trage, ihn zu loben, weil ich an seiner Lieferung bis heute für vierundfünfzigtausend Mark Freude gehabt habe. Was hingegen das Stück betrifft, so ist über jeden Zweifel erhaben, daß seit dem ‚Probepfeil' keines von einem derartig hemmungslos geistreichen Diener durchzogen worden ist. Selbst wetterfeste Theaterbesucher werden schwerlich umhin können, bei seinen Kernsprüchen eine Gänsehaut zu kriegen. Ihm zur Seite steht Tante Ottilie von Dingelstedt, die ihre schauspielerischen Wirkungen daraus zieht, daß Adele Sandrock den Wunsch, Neffe Ottokar möge nicht zu viel Erdbeeren in die Bowle nehmen, mit derselben pompösen Schwermut äußert wie vor tausend Jahren das geflügelte Wort aus dem Büchmann: „Jason, ich weiß ein Lied." Ihr berlinischer Grillparzer, der Kollege Kurt Götz, läßt eine so bewährte Kraft nirgends im Stich. Auf die Frage, ob sie von dem Freund ihrer Jugend, der Mönch geworden ist, denn noch manchmal höre, entgegnet sie schlagfertig: „Seine Ordensregeln verbieten ihm die Korrespondenz mit Personen weiblichen Geschlechts. Nur Männern darf er schreiben. Bei Zwittern ist die Genehmigung des Heiligen Vaters einzuholen." Titel des Spiels in drei Akten: Ingeborg. Bühnenbild: Eugen Stolzer. Möbel: Flatow & Priemer. Malerische Ausstattung: César Klein. Bildhauerei: Walter Reger. Gesamtbauausführung: Emil Heinicke. Die Toiletten der Frau Eckersberg: Clara Schulz. „Zur Eröffnung des Hauses" spielen hinter dem Vorhang — Stoff: Hieronymus Aeppli G. m. b. H.; Fransen: Mathilde Pusebach ; Puscheln: Adelgunde Lipkowska — sieben Kammervirtuosen der berliner Staatskapelle unter künstlerischer Leitung von Louis Scheiwein Menuett und Trio aus dem Oktett von Franz Schubert. So, und nun habe ich wieder einmal von meiner Geburtsstadt genug. Ich fahre in Schuberts Land.

Wiener Saisonbeginn von Alfred Polgar

Das Burgtheater ließ in Zeitungsnotizen vor der ersten Novität seines neuen Spieljahres mitteilen, daß „mit ihr die in Rücksicht auf die wiener Theatermesse zusammengesetzte Vorsaison dieses Theaters abschließe”. Also eine Art Reservatio der Direktion: dieses Stück, bitte, gilt noch nicht. In der Tat ist die Komödie ‚Hochzeitstage‘ von Paul Geraldy selbst für die Vorsaison eines ernsten Theaters noch zu geringfügig. Sie zählt zur großen Gruppe der Stücke, die unter dem Merkwort zu vereinen: Sorgen, die die Leute haben ! Man kann sie aber auch zu der Stücke-Gruppe: Was geht das Alles mich an ?! einteilen.

In vier Akten wird gezeigt, daß Kinder, wenn sie erwachsen, sich von den Eltern abschnüren, daß sie Egoisten und die Alten ihnen mehr oder wenig lästig werden. Die beklagenswerten Eltern sind schließlich, obzwar sie Kinder haben, doch kinderlos, es wird leer um sie, und sie fühlen sich als rechte Wurzen Derer, die sie gezeugt, geboren und großgezogen. In der Komödie Geraldys stirbt sogar der Vater Suzannas an gebrochenem Herzen, weil sie sich, seit sie verheiratet, fast gar nicht mehr oder nur recht flüchtig-pflichtig um das Elternhaus kümmert. Aber er stirbt nicht dramatisch, sondern ganz still und sanft (wie es dem Ton dieser Komödie entspricht), im Zwischenakt; er stirbt so lieb und freundlich, wie er gelebt; es ist ein Tod, der auch in einem feinen Lustspiel gestorben werden könnte. Ich aber glaube: wenn er Bridge gespielt hätte, wär' er nicht gestorben.

Die vier Akte sind vier breite betulich-launig-rührselige Genrebilder (in vergoldetem Rahmen) aus dem Leben einer überaus wohlhabenden Familie, sacht und sanft hingestrichelt und -getupft. Ein Schimmer von Liebenswürdigkeit und Delikatesse über dem Ganzen verrät pariser Herkunft des dünnflüssigen Spiels. Abgesehen von einem kühnen Deshabillé der Frau Mayen, einer neckischen Bemerkung über breite Ehebetten und unter Vernachlässigung der wenig populären Tatsache, daß wir in einer Republik leben, wäre ‚Hochzeitstage‘ das ideale Komtessenstück. Und so wäre der Abend ganz schön gewesen, wenn er nicht so langweilig und überflüssig und das Theater erbarmungslos als Zeitverschwendung stigmatisierend gewesen wäre.

*

Das Raimund-Theater, draußen in der tiefsten Mariahilf, wo sie schon fast Gumpendorf, leitet jetzt der Doktor Rudolf Beer, der zwei Jahre lang im anspruchsvollen Brünn die heil'ge deutsche Kunst („zerging in Dunst — das heil'ge Oesterreich”) gepflegt hat. Er ist entschlossen, den mariahilfer Thespiskarren aus dem Operettendreck, in dem er versunken war, herauszuführen. Er hat die schwierigsten Stücke, die modernsten Regisseure, die interessantesten Schauspieler. Er braucht jetzt nur noch das solchen Stücken, Regisseuren, Schauspielern gemäße Publikum.

Nach der Eröffnungsvorstellung, einem sehr geglückten ‚Florian Geyer' kam nun — Atemholen vor neuer kühner Tat — ‚Der Meister', ein älteres, hier schon gespieltes Theaterstück noch aus der weltlichen, aber schon in Vesperfarben der Abgeklärtheit schimmernden Periode Hermann Bahrs. Der Meister ist ein bajuvarischer Prachtmensch, der die Façon, nach der er selig wird, auch allen ihm attachierten Menschen aufnötigt. Leidenschaftlich der Vernunft ergeben, gibt er dem Gefühl nicht, was des Gefühls ist, seine unbedingte Zügellosigkeit zeugt Kälte, sogar Roheit, und in seiner starr vernunft-gemäßen Beziehung zu Denen um sich übersieht er die zarten, imponderablen Dinge, von denen Tiefe, Farbe und Dauer menschlicher Beziehung mitbestimmt werden. Als ihn die Gattin — seiner Kälte und Härte in wärmeres, weicheres Gefühl entfliehend — hintergeht, benimmt der Meister sich meisterlich. Da er alles „versteht", geht er über den Vorfall gelassen zur Tagesordnung. Solche Haltung macht ihn vor den Menschen nicht groß, sondern lächerlich, die liberal behandelte Frau verläßt ihn, und zum Ende sitzt der Meister einsam, ziemlich ramponiert und geheimer Zweifel in die Richtigkeit des Systems voll, auf dem wackligen Stühlchen seiner Vernunft.

Die Figur lebt; der unpathetische Tonfall ihrer Klugheit hilft darüber hinweg, daß sie ihm ohne Unterlaß von den Lippen rinnt. Was um den Meister redet, geht, tut, ist Lehm, in dem der Atem des Dichters kein Leben wirkte; man sieht den Lehm und spürt auch den Atem.

Eugen Klopfer spielt den Meister. Einer der liebenswertesten Künstler heutigen deutschen Theaters. Ein Schauspieler großen Formats, breit, stark, saftig, dem Zuschauer sofort menschlich ganz nahe. Fruchtbar wird der Fleck Bühne, auf dem er steht. Wo er hintritt, sozusagen, wächst Lebendes.

Das badische Panama von Franz Reichwaldau

An dem Schwindel gemessen, der das mittelamerikanische Panama zur Weltberühmtheit gemacht hat, ist das badische Panama nur ein Diminutivum, wie das Ländle selbst. Transaktionen, bei denen das Geld aus einer Tasche in die andere fließt, sind heute so alltäglich, daß man das teure Papier der ‚Weltbühne' mit Sachen verschonen sollte, die nicht um mindestens 25 Millionen gehen. Diesen Minimaltarif erreicht das badische Panama, bei dem mit 8 Millionen Anleihe von dem berliner Bankhaus Arons & Walther und 5000 Hektar Wald Volte geschlagen wurde.

Bekanntlich bezieht Deutschland, seitdem es sich auf die Demokratie einzustellen begonnen hat, seine leitenden Staatsmänner aus Baden. Da muß man sich fragen, was denn die Badener vor Andern auszeichnet. Es sind durchweg ehrliche Leute, und das will in unsrer verlogenen Zeit nicht wenig sagen. Daß solch einem großen Vorzug ein ebenso großer Nachteil gegenüberstehen muß, versteht sich. Um in einer Welt von Spitzbuben bestehen zu können, braucht man nicht notgedrungen selbst einer zu werden, man muß aber wenigstens mit den Praktiken der Spitzbuben vertraut sein — und das sind die Bade-

ner nicht; ein Geschäftsmann würde sagen: sie sind in geschäftlichen Dingen nicht ganz auf der Höhe. Tatsächlich kann hier ein gerissener Geschäftsmann die schönsten Geschäfte machen, womit ich nicht noch mehr Schieber nach Baden eingeladen haben will, denn die Zeiten der mehr oder weniger großzügig angelegten Schiebungen sind endgültig vorbei. Ohne diese Einleitung wäre die Geschichte der badischen Siedlungs- und Landbank nicht verständlich. Die handelnden Personen sind durchweg Hergelaufene, ein verschmitzter Rastatter ausgenommen. Nur in Baden war ein Schwindel möglich, der neben der casseler Trebertrocknerei in der deutschen Wirtschaftsgeschichte einzig dasteht.

Jede gute Geschichte hat ein Vorspiel — das wußte schon Neßler bei der Vertonung des ‚Trompeters von Säkkingen'. Der Schauplatz des Vorspiels zum badischen Panama ist Metz. Dort lernten die handelnden Personen schon während des Krieges einander kennen, während die Statisten erst bei der Gründung der Bank im Juni 1919 gestellt wurden. Bernhard Abele, Gutsinspektor aus dem Mecklenburgischen und später Direktor der badischen Siedlungs- und Landbank, saß während des Krieges in Metz als Oberleutnant und versorgte die deutsche Armee mit Pferden, die ihm die badische Landwirtschaftskammer lieferte. Ob nun die Landwirtschaftskammer seine Verdienste in bekannter Form anerkannte, oder ob er sich diese Anerkennung selbst verschaffte: das Ergebnis dieser angenehmen Geschäftsverbindung war jedenfalls ein Pachtgut. Ein zweites Pachtgut, das lebende und tote Inventar, das Betriebskapital für beide und die Beteiligungseinlagen bei der Deutschen Baugesellschaft und bei der Süddeutschen Gußbau-Aktien-Gesellschaft Loesch in Karlsruhe hat ihm die Direktorstellung bei der Siedlungs- und Landbank eingebracht. Die Stellung selbst hat ihm die geschäftlich verpflichtete Landwirtschaftskammer zugeschanzt, deren Leiter, Dr. Müller, ein Pferchgenosse unsres Helden ist. Entsprechend der Zusammensetzung der badischen Regierung sollten im Aufsichtsrat wie in der Direktion der Bank Sozialdemokraten und Bürgerliche vertreten sein. Abele vertrat also das Bürgertum, und das gemeinsam mit politischen Gesinnungsgenossen, in so gründlicher Weise, daß nach anderthalbjährigen Bestande des — noch einmal: mit 5000 Hektar Wald und 8 Millionen Mark Anleihe wirtschaftenden — Unternehmens der ehemalige Arbeitsminister Rückert sagen konnte: „Nicht der Sozialismus war schuld an diesem Zusammenbruch, sondern eine räuberische Clique, die es verstand, echt kapitalistisch ein gutes Unternehmen zu sabotieren, auszuräubern und zum Zusammenbruch zu bringen. Wir haben aus dem Fall die Lehre zu ziehen: nicht mit dem Gesetz allein ist ein gutes Werk zu schaffen, sondern man muß Menschen dazu haben, die gemeinwirtschaftlich denken. Hätten wir die gehabt, hätts keinen Zusammenbruch gegeben."

Die zweite, aber ebenso dankbare, wenn nicht dankbarere Rolle spielte Hermann Honnef in Heidelberg, schon vor dem Kriege in Metz ansässig, daselbst mit Abele bekannt geworden und mit ihm geschäftlich arbeitend. Honnef, Ingenieur von Beruf, war Vertreter in Metz, und zwar in einer Branche, die vielen Zweigen der Bauindustrie außer tüchtigen Konstrukteuren die gerissensten Geschäftsleute geliefert hat. (Der erste Angestelltenstreik in Deutschland, 1911, ging von dieser Branche aus.) Es heißt von diesen Fachleuten, sie rangierten an ge-

schäftlicher Gerissenheit vor den Pferdehändlern, hinter denen bekanntlich die Bauunternehmer kommen. Mögen nun diese Berufe rangieren, wie sie wollen: Tatsache ist, daß sie, dank weiß Gott welchem Zufall, bei dem badischen Panama alle drei vertreten waren. Daß die Siedlungsbank dem Ansturm dieser vereinten Kräfte nicht widerstehen konnte, mag ein schwacher Trost für Diejenigen sein, die der geschäftlichen Gerissenheit nichts als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen entgegenzustellen hatten.

Die dritte Rolle spielte der vor dem Kriege in Mannheim ansässig gewesene Architekt Detert, der während des Krieges als Pionierleutnant nach Metz kommandiert wurde und dort die Bekanntschaft Abeles und Honnefs machte. Von Detert könnte man sagen, daß er in die Sache ebenso hineingeschliddert ist wie, nach der Auffassung vieler Leute, Deutschland in den Krieg.

Der Vierte im Bunde war der Bauunternehmer Eduard Degler in Rastatt, unter den Prominenten der einzige Badener, ein Pferchgenosse Deterts (Landsmannschaft Suevia in Karlsruhe), den sich dieser zur Komplettierung des vierblättrigen Kleeblatts geholt hatte. Es haben alsdann zwei Schlaraffen und zwei Sueven die Sache geschmissen. Juristischer Beirat war der Rechtsanwalt Dr. Buchegger, ein Logenbruder Honnefs und Abels. Gegen die Schlaraffen, zumal gegen Honnef, waren die Sueven nur kleine Geister.

Der Raubzug auf die Siedlungsbank war planmäßig vorbereitet und großzügig organisiert. Abele und Honnef hatten die Führung; die Andern machten mit. Unter Denen, die mitmachten, waren außer Detert und Degler zu nennen: der ehemalige Verwalter auf der Siedlung in Hagenschieß, Württemberger, und der Prokurist Grieger. Die nur mitmachten, hatten sich die Sache auch nicht so schlimm vorgestellt, wie sie nachher wurde. Als Zeitgenossen glaubten sie allesamt, ihrer Geschäftsmoral nichts zu vergeben, wenn sie schoben, schmierten und geschmiert wurden. Und tatsächlich wäre auch, wie in den meisten ähnlichen Fällen, Alles gut gegangen, und jeder von dem vierblättrigen Kleeblatt hätte unbehelligt seine halbe Million im Trockenen haben können, wenn die Führer in ihrer Gier nach Geld nicht alle Vorsicht und Klugheit außer Acht gelassen hätten. Wenn irgendwo, mußte es hier bei gemächlicherm Tempo und bei etwas geschäftlicher Umsicht und Sachwaltung gelingen, für jedes Ensemblemitglied diese halbe Million herauszuwirtschaften und zudem die laufenden Unkosten für Weinkisten und an Handgeldern für Diejenigen, die guten Willens waren, zu decken. So hat man die Kuh ununterbrochen und mit einer Heftigkeit gemolken, daß das Tier, kaum in den Stall eingestellt, vor Erschöpfung zusammenbrechen mußte. Mit ihrem Ungestüm haben sich überdies Abele und Honnef, die den Rahm abschöpften, an Detert und Degler schwer vergangen, denen sie nur das Nachsehen ließen.

Die Methode, nach der gearbeitet wurde, ist sehr alt, also durchaus keine Revolutionserrungenschaft. Man begegnet ihr auf manchen unsrer Werke, wo einflußreiche Beamte mit Lieferanten und Unternehmern zusammenarbeiten. Freilich ist dort Niemand so töricht, die milchgebende Kuh so forciert und radikal zu melken, daß er sich wegen Tierquälerei gleich die Staatsanwaltschaft auf den Hals hetzt. Honnef war also Lieferant der Siedlungsbank und Abele der am Ge-

schäft Beteiligte. Honnef kaufte allerhand altes Zeug in Deutschland zusammen und lieferte es zu zeitgemäßen Preisen an die Siedlungsbank, gleichgültig, ob es überhaupt oder in dieser Größe, Beschaffenheit und Anzahl die Siedlungsbank brauchen konnte; er war eben nicht nur Lieferant, sondern auch gleichzeitig technischer Berater, und als solcher riet er immer zu dem, was er grade an der Hand hatte. Er lieferte Glas für 2000 Häuser, 20000 Sack Zement ultima Qualität und so viel Sprengstoffe, daß man ganz Baden damit hätte ausroden können, wobei allein drei Viertel Millionen in seine Tasche fielen; er baute eine Drahtseilbahn zum Transport der Baumstämme nach dem projektierten Sägewerk, wobei der Bürgermeister von Eutingen die Interessen seiner Gemeinde in mehr als christlicher Weise vertrat; er gründete mit Degler, Abele und Detert unter juristischer Assistenz des Dr. Buchegger die Deutsche Baugesellschaft, die das größte Sägewerk Badens und einen zwei Kilometer langen Bahnanschluß mit Bahndamm und Brücke über die Enz, deren Eisenkonstruktion er selbst angeliefert hatte, zu bauen gehabt hätte, wenn die milchgebende Kuh nicht vorzeitig umgefallen wäre; er beteiligte sich in seinem und in Abeles Namen an der Gußbau-Aktien-Gesellschaft Loesch, die zu dem bereits angelieferten Glas die Häuser hätte gießen sollen, wenn . . . Man muß sich wundern, daß Honnef nicht ein paar Millionen Munitionskörbe geliefert hat, die zur Einsammlung der auf dem abgeholzten und ausgerodeten Hagenschieß zu ziehenden Kartoffeln hätten Verwendung finden können. Wie man sieht: der starke Mann, nach dem die Deutschnationalen immer schreien, und, zumindestens als großzügiger Organisator, ein süddeutscher Stinnes. Und da wagt das Heidelberger Tageblatt, von einer Revolutions- und Schieber-Firma größten Stils zu reden, die den badischen Staat um Millionen geschädigt hat !

Besondere Verdienste um die Firma Honnef hat sich der deutschnationale Landtagsabgeordnete Lothario Mager erworben. Dem Verdienste seine Krone — dabei könnte man es bewenden lassen, wenn Mager bei einem Luftschiffhallengeschäft Honnefs seinen Einfluß als Landtagsabgeordneter nur auf deutsche Behörden geltend gemacht hätte und damit nicht auch noch zu den Franzosen gelaufen wäre. Zugegeben, daß er als Vertreter einer Partei, die das nationale Fühlen, Denken und Handeln in Erbpacht genommen hat, über jeden Verdacht erhaben ist: bleibt noch immer das schlechte Beispiel der Verhandlung mit den Franzosen bestehen, das verhängnisvoll auf Diejenigen wirken muß, die zum Schaden des Reiches nur ihre Privatinteressen vertreten und die Franzosen dazu aufputschen, die ratzekahle Beseitigung aller Festungswerke und Luftschiffhallen zu fordern, damit den Unternehmern noch mehr lohnende Beschäftigung und wertvolles Abbruchsmaterial zufällt.

Die Mühlen der deutschen Gerechtigkeit mahlen außerordentlich langsam, zumal wenn deutschnationales Korn zwischen die Mahlsteine gerät. Im August 1920 griff der Staatsanwalt in das Getriebe der Siedlungsbank ein und beschlagnahmte die Bankgelder Honnefs. Nun begann ein Kesseltreiben der deutschnationalen und volksparteilichen Presse gegen die Sozialdemokraten, die am Zusammenbruch der Siedlungsbank schuld sein sollten. Wie eine Löwin ihre Jungen, verteidigte die berüchtigte Süddeutsche Zeitung Honnef, Abele, Detert und Ge-

nossen — versteht sich: mit dem Löwenmaul ! Alle Ehrlichen, von denen die Aufdeckung des Betruges zu fürchten war, wurden von der rechtsstehenden Presse in der widerwärtigsten Weise verleumdet, zum Beispiel: der bei der Siedlungsbank angestellt gewesene Architekt Keller. Die Erbpächter der Vaterlandsliebe fielen dem Staatsanwalt in die Arme und erreichten für Honnef die Freigabe der beschlagnahmten Bankgelder; die Untersuchung gegen Abele und Genossen war am Einschlafen, und das vierblättrige Kleeblatt fühlte sich in dem Glauben, alles würde auslaufen wie das Hornberger Schießen, wieder in Sicherheit. Die öffentliche Meinung war dermaßen mit deutschnationalen Lügen und Verdrehungen geschwängert, daß sich die Ehrlichen als Lumpen, die Lumpen als Ehrenmänner vorkommen mußten.

Das war die Atmosphäre unter der vorigen Reichsregierung. Seitdem die den Deutschnationalen Vorschub leistende Deutsche Volkspartei ausgeschieden ist, scheint es besser werden zu wollen — der Staatsanwalt rührt sich wieder.

Dies das badische Panama, die Geschichte der badischen Siedlungs- und Landbank — die cloaka maxima in Rom war die reinste „Duftei” dagegen. Hier haben Logenbrüder, die Pächter der Menschenliebe, und Couleurstudenten, die Pächter der Vaterlandsliebe, unter dem Schutz einer politischen Partei, die die Generalpacht auf die Vaterlandsliebe besitzt, ein Meisterstück geliefert. Es stinkt an der ganzen Westgrenze und im besetzten Gebiet, überall, wo die Deutschnationalen ihre Geschäfte machen, nicht zuletzt bei den Reichsvermögens-Aemtern und -Stellen.

Disseplin muß sind ! von Theobald Tiger

Bei uns uff de Wache herrscht eine hehre
und durchaus preußische Atmosphäre.
Klopf du nur ganz schüchtern — wir sehn dich bloß an !
Wir sind deine Herrscher — da gibts nichts zu mucken.
Du hast dich bescheiden vor uns zu ducken.
Den möchten wir sehen, der uns was kann !
Beschwerden ? Verfassung ? Mensch, daß ich nicht lache !
Bei uns uff de Wache ?

Wir lassen alle Dienstmädchen zittern
bei uns uff de Wache — in Zornesgewittern
fühlen wir, wie süß eine Amtsgewalt ist.
Wie schön, wenn vor Furcht Aller Herzen pochen.
Wir haben noch Potsdam in den Knochen —
Rekrut ist uns jeder Zivilist.
Der preußische Aar ? Schon schrein wir: Na Sache !
Bei uns uff de Wache — !

Ob Sipo, ob Schupo, ob Hundertschaften —
wenn wir uff de Wache mal Einen verhaften,
der hat nichts zu lachen. Wir rühren ihn nicht an !
Wir sind korrekt, muß Einer mal sitzen —
korrekt bis in unsre Fingerspitzen,
indem man uns nichts beweisen kann.
Und ist unser Chef noch so sozialistisch:
wir sitzen an unserm alten Kommißtisch
und sind eine Welt unter traulichem Dache —
bei uns uff de Wache !

Rundschau

Die Räuber von heute

Erich Ziegel, der Leiter der Hamburger Kammerspiele, hat eine Aufführung von Schillers ‚Räubern' zustandegebracht, die ihresgleichen sucht. Mit einer verblüffenden Kühnheit hat er dem Stück allen traditionellen Plunder heruntergerissen und ihm im Kostüm unsrer Zeit zu einer ekstatischen Neugeburt verholfen. „Kostüm" ist schon zuviel gesagt, klingt schon zu sehr nach Komödiantentum. Ziegels Räuber erschienen in Schillerkragen, in feldgrauem Rock, in Stahlhelm und oesterreichischem Käppi, als ob sie eben von der Straße heraufgekommen wären. Handgranaten, 98er Gewehre und rote Fahnen vervollständigten ihre Ausrüstung. Karl Moor ein ins Grandiose idealisierter Max Hölz, Spiegelberg in roter Bluse der Typ jener Kriegsgefangenen, die in Sibirien zeitweise ganze Gouvernements beherrschten, und Roller, der teure, eine erschütternde Gestalt in Matrosenkluft. Die tapfere Schar, die mit Ziegel für Toller, Kaiser und Barlach durchs Feuer gegangen war: hier gab sie ihr Meisterstück. Die große Waldszene mit riesig losschmetternder Marseillaise erhielt eine Gegenwärtigkeit, wie wir sie niemals erlebt haben. Leo Reuß als Karl Moor war ein Mensch. Sein Bruder Franz — alle Rechtsorientierten, alle Oberlehrer, Literarhistoriker und Hakenkreuzler werden toben ob dieser Unverschämtheit — Franz erschien bald, bei Amalia, in gelber Hausjacke, bald im roten Jägerrock, in der Rechten eine Reitpeitsche, und genierte sich nicht, ein Monocle zu tragen. Ein ekelhaftes, flachshaariges Scheusal, ein größenwahnsinniger Ostelbier stelzte er durch das Stück. Ziegel selbst war es, der aus dem Intriganten diesen Adelsrepräsentanten unsrer Zeit herausholte. Mit einem Feuerzeug neuster Façon zündete er sich eine Zigarette an. Muß ausdrücklich gesagt werden, daß nicht zur Nachahmung dieser Aufführung zu raten ist, daß nur Der sie wagen durfte, dem der Einfall gekommen war ? Muß weiter betont werden, daß die Turm- und die Galerie-Szene den innern Zwiespalt des Ganzen doch scharf zum Bewußtsein brachten ? Eins aber ist sicher: daß die Jungen von 1921 dasselbe Feuer durchglühte wie die von 1782. Wie Feuer prasselten sie, diese unsterblichen Räuberszenen. Man hätte brüllen mögen vor Begeisterung.

Carl Albert Lange

Worüber die Leute

in Operetten eigentlich lachen, das ist mir von jeher unfaßbar gewesen. Du sitzt unter den Lachenden wie ein vom Mond Gefallener, wie ein Marsmensch und weißt am Ende nicht mehr, wer eigentlich den Verstand verloren hat: du oder die Autoren oder ihr Publikum. Wie sagt der Berliner ? „Ick weeß jahnisch, wat da jespielt wird."

In meinem Fall: ‚Die Braut des Lucullus'. Man sollte die Operetten nicht mit Titeln versehen, sondern — wie etwa Fahrräder — einfach numerieren. Man wüßte dann gleich, von welchem Jahrgang das Fabrikat ist, hätte nicht so viel Mühe, die Titel zu behalten — und ehrlicher wäre es auch. Diese da — Nummer 1299 — stellt eine solide gebaute Maschine dar, für längere Provinztouren eingerichtet, mit weichen Sitzen, kleiner Uebertragung und einer musikalischen Rücklaufbremse. Modell: Schanzer-Gilbert.

Die Operetten werden immer noch vom Publikum geschrieben. Die Autoren sind nur Beauftragte (manchmal solche ohne Auftrag). Das amerikanische Hokum-System, ein Stück so lange zu drehen und zu wenden, bis jeder Satz dem Parkett mundgerecht ist, hat in der deutschen Operette eine freundliche Abart gefunden. Die Operettenschreiber arbeiten alle nach dem Taylor-System: mit der kleinsten geistigen Anstrengung

wird das größte Maß an Zweckdienlichkeit erreicht. Es gibt eine Operettenindustrie. Herstellungsort: Ischl und die umliegenden kleinen Dörfer. Export und Import. Unbegrenzte Absatzfähigkeit. Die nicht zu beschreibende Sorgfalt und Mühe, die auf die Herstellung eines solchen Fabrikats verwandt wird, dem Laien nur selten erkennbar, soll nicht geleugnet werden. Ich weiß auch, welches Maß von Publikumspsychologie dahintersteckt, wie viel Erfahrung, wie viel Beobachtung, wie viel Klugheit . . . Das ist schon richtig. Aber was geht das mich an ? Ich langweile mich zu Tode. Und das Publikum amüsiert sich. Wir wollen ausknobeln, wer recht hat.

Bei Lucullussn ging es ganz auständig zu. (Leider sagte er kein hübsches Menu auf — das wäre was für Munkepunke gewesen . . .) Das Stück ist sauber gebaut, Schanzer reimt unendlich geschickt, die Musik . . . das Nähere siehe unter Ben Akiba. Es war alles da — sogar Leute, die lachten. Ich kann es nicht komisch finden, daß ein alter Römer Dauerlauf machen muß, um dünn zu werden. Denn letzten Endes sind das unwägbare Dinge — es ist die Luft, in der so etwas lustig ist oder nicht. Dies ist — klug — ersonnen: humoristisch ist es nicht. Und wenn im Finale des zweiten Akts die Busen wogen, dann ist alles in Butter — und das Publikum lauscht geduldig und lacht bei Witzen, die, erzählte man sie ihm privat, mit Ohrfeigen quittiert würden.

Was nicht hindert, daß Tiedtke sogar hier ahnen läßt, daß er einmal Kleist gespielt hat. Fräulein Emmy Sturm aber scheint die Presse auf dem Gewissen zu haben. Sie spielt, als ob sie Emmy Sirocco hieße. Aber so doll ist das nicht. Sie kastnert mit den Zähnen, schiebt lasterhaft einher und ist schrecklich sieghaft anzuschauen. Weil sie aber so aussieht, wie sich eine Buchhalterin einen Operettenstar vorstellt, deshalb freut sich das Volk.

Ob es nicht möglich ist, eine lustige Operette herauszubringen ? Ich weiß schon: Sie wäre alles Mögliche. Nur kein Geschäft.

Peter Panter

Von Bruckner

Anton Bruckner, der jetzt fünfundzwanzig Jahre tot ist, war ein stiller, bescheidener Mensch, den auf seines lieben Gottes weiter Welt außer der eignen Musik herzlich wenig interessierte. Trotzdem, oder grade deshalb, wurmte ihn sehr, daß der Hofrat Hanslick nicht unterlassen konnte, in der Neuen Freien Presse immer wieder auf seine Kompositionen loszuhacken und den „verflixten Brahms" gegen ihn auszuspielen. Als Bruckner alterte, ließ ihm der Kaiser einige Zimmer im Belvedere-Palais als lebenslängliche Wohnung anweisen, und der Professor begab sich klopfenden Herzens zur Audienz, um sich zu bedanken. Franz Joseph war sehr leutselig und liebenswürdig, wollte schon viel von den schönen Symphonien gehört haben und fragte Bruckner zum Schluß, ob er nicht noch einen Wunsch hätte. „Majestät !", platzte dieser heraus, „wenns vielleicht dem Hanslick das Schreiben verbieten könnten ?"

*

Bruckner sollte das erste Mal im Großen Musikvereinsaal eine seiner Symphonien dirigieren und hatte heillose Angst vor den weltberühmten Philharmonikern, in in deren Reihen so viele hervorragende Künstler saßen. Man war zur Probe versammelt, er verbeugte sich von seinem Podium aus nach allen Seiten, und die Musiker setzten ihre Instrumente an. Aber der Dirigent hob keinen Taktstock. „Wollen wir nicht beginnen, Herr Professor ?", fragte endlich der Konzertmeister. „Aber, meine Herren !" rief Bruckner erstaunt, „wie sollte ich es wagen, einem so hochwohlgeborenen Orchester vorzuschreiben, wann es anfangen soll, zu spielen ! Nach Ihnen, meine Herren, nach Ihnen !"

Antworten

Hermann Reisner in Hamburg. Sie haben den Wunsch, zu der Polemik, die über die politischen Probleme der Tschechoslowakei in den Nummern 19, 23, 31, 35 und 37 zwischen Camil Hoffmann und Alfred Korn stattgefunden hat, die folgende Ergänzung zu liefern: „Vom zwölften bis vierzehnten August hielt ich mich in Reichenberg auf. Unter den Deutschen helle Empörung ! Am vierzehnten, dem ersten Meß-Sonntag, sollte in Reichenberg ein großes tschechisches Sokolfest stattfinden, das nach Auffassung der Deutschen natürlich nichts andres bezweckte als: erstens die Messe zu stören, zweitens bei den Meß-Fremden den Eindruck zu erwecken, daß Reichenberg eine tschechische Stadt sei. Nun: Punkt Eins ist jedenfalls nicht in Erfüllung gegangen — wie schade, um solch wertvolles Agitationsmittel zu kommen ! —, und zu Punkt Zwei kann ich nichts sagen, weil es zuverlässige Maß-Stäbe für Eindrücke noch nicht gibt. Und wie reagierten die friedlichen Deutschböhmen auf diese angeblichen tschechischen Provokationen (von denen nach meinen an Ort und Stelle eingezogenen Informationen noch lange nicht erwiesen ist, ob es wirklich Provokationen waren) ? Deutsche Ladeninhaber taten am dreizehnten August auffallende Plakate in ihre Schaufenster folgenden Wortlauts: ‚Die Landesbehörde hat das Beflaggen des deutschen Reichenberg untersagt‘. Wißbegierig, wie ich bin, fragte ich einen Eingeborenen ganz naiv: ‚Welche Flaggen sind denn verboten ?‘ Seine Antwort lautete: ‚Na, natürlich schwarz-rot-gold !‘ Ich: ‚Und darüber wundern Sie sich ? Ja, vergessen Sie denn ganz, daß es allenfalls ein ethnographisch, aber kein staatsrechtlich deutsches Reichenberg gibt ?‘ Ich habe mehr als zwanzig Jahre in der Provinz Posen, meiner Heimat, gelebt, und der Gedanke, daß zu der Zeit, wo Posen noch preußisch war — deutsch waren ja auch die posener Deutschen nicht ! —, die Polen gewagt hätten, ein ähnlich provozierendes Plakat in ihre Schaufenster zu hängen, bringt einem die ganze Naivität dieser deutschböhmischen Hetzerei erst richtig zum Bewußtsein. Dabei wäre das Beflaggen mit polnischen Farben eine harmlose Spielerei gewesen, weil es dazumal wohl eine polnische Irredenta, aber kein polnisches Staatswesen gab, das als Kristallisationspunkt solcher irredentistischen Bewegungen hätte dienen können, wie es das Deutsche Reich gegenüber Deutschböhmen unzweifelhaft ist. (Nebenbei: die Deutschnationalen in Böhmen vergöttern die gleiche schwarz-rot-goldene Fahne, die auf ihre deutschnationalen Gesinnungsgenossen im Reich wie das rote Tuch auf den Stier wirkt !) Frage: was wäre wohl den posener Polen widerfahren, wenn sie sich eine derartige Herausforderung der Staatsregierung erlaubt hätten ? Und was tut die friedliche deutsch-böhmische Presse ? In ihren Blättern vom vierzehnten August drückt sie ihr Bedauern darüber aus, daß nicht an allen Häusern Reichenbergs solche Plakate prangten ! Aber Chauvinisten, Herr Alfred Korn, sind nur die Tschechen — nicht wahr ?”

Karlheinz Martin. Sie erwidern auf meine Kritik an Ihren ‚Räubern‘ in Nummer 40: „Sie haben ja so sehr recht — so vollkommen recht ! Nur mit dem Tripper: der ist wirklich von Schillern und ist famos ! Er steht auf dem unterdrückten II. Bogen, und ich habe ihn gelesen in der Horen-Ausgabe, Zweiter Band, Seite 503. Dort steht auch die feine Stelle von den Blähungen der Despoten, die auch neu war. Aber wie gesagt — es ist ein Jammer.” Ich hatte meine beiden Ausgaben sorgsam durchsucht und nichts gefunden. Aber noch mehr, als daß ich in dieser Einzelheit unrecht gehabt habe, freut mich, daß Sie es selbst als einen „Jammer” bezeichnen, im Zirkus eine Dichtung inszenieren zu müssen, die sich von ‚Ali Baba und die vierzig Räuber‘ nicht nur durch den kürzern, um vier Wörter kürzern Titel unterscheidet.

Ihre Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung. Wann werden Sie den zweiten tun ?

Richard Oswald. Wenn die ‚Weltbühne' kein pures Witzblatt ist, so liegt das nur daran, daß immer wieder auf die lustigen Beiträge die ernsthaftesten Erwiderungen einlaufen. So heute von Ihnen die folgende auf die ‚Liebe Weltbühne !' der Nummer 41: „Aus der letzten Nummer der ‚Weltbühne' habe ich ersehen, was ich für ein Schafskopf bin. Der Autor des Filmmanuscriptes ‚Lady Hamilton' hat ja dem Regisseur des Films ‚Lady Hamilton' garnicht gesagt, daß der Josuah nur der Stiefsohn Nelsons ist. Der Autor und der Regisseur des Manuscriptes haben anscheinend das gedruckte Manuscript nicht gelesen gehabt, und der Darsteller des Josuah, Herr Hans Heinrich von Twardowski, hat wohl, über die Zuteilung einer derartig guten Rolle erstaunt, sich Ursachen gesucht, wieso man grade auf ihn verfallen ist. Er hat die Ursachen wohl nur in der Aehnlichkeit mit Veidt gefunden und daraus voreilige Schlüsse gezogen. Im übrigen bin ich der Autor und der Regisseur des Films ‚Lady Hamilton' und bin bereit an Eidesstatt zu erklären, daß ich das Manuscript sogar selbst geschrieben habe und sogar das Wort ‚Stiefsohn' von meiner eignen Hand herrührt. Es wäre auch ein amüsanter Witz der Weltgeschichte, wenn Horatio Nelson nur die verwitwete Misses Nesbit geheiratet hätte, weil zufälligerweise deren Sohn ihm ähnlich sah." Hoffentlich teilt mir jetzt Nelson mit, daß er Rudolph heiße, Käthe Erlholz geheiratet habe, Pazifist sei und sich jede Verwechslung mit einem blutgierigen Admiral, noch dazu einem englischen, verbitte.

Theaternarr. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber es ist doch tröstlich, weil eigentlich das erste Zeichen des nahenden Friedens, welchen Raum die Kulissenaffären schon wieder in den Gazetten einnehmen dürfen. Frau Agnes Straub hat manche Talente. Ihr zweitstärkstes ist: in robusten Theaterstücken zu zeigen, wie Weiber zu Hyänen werden; ihr stärkstes: sich überschätzen zu lassen. Dieses ihr stärkstes Talent hat für uns den Nachteil, daß wir die Künstlerin vom ersten September bis zum einunddreißigsten Mai in — sagen wir zwanzig Rollen vorgeführt kriegen, von denen fünfzehn ihr nicht zukommen. Auch in zehn von diesen fünfzehn würde sie keinen Mißerfolg haben, wenn ein Regisseur ersten Ranges über sie wachte. Ohne den ist sie meistens hilflos. Das ist keine Schande, wird aber von den törichten Schauspielern, die in den Augen des törichten Publikums Alles sich selbst verdanken wollen, als Schande empfunden und deshalb verschleiert. Sie sagen nicht ehrlich, daß sie in der Schumann-Straße tiefunglücklich sind, weil man dort, bei dieser Valuta, keine andre Sorge mehr hat, als die hohe Pacht für die drei Häuser herauszuwirtschaften, und weil man den kärglichen Rest der Ensemblekunst noch durch Gastregisseure ruiniert. Die reinste künstlerische Arbeit wird am Gendarmenmarkt geleistet, wo man sich um kein Defizit kümmert und — Schauspieler bitter nötig hat. Dorthin strebt, mit vielen Kollegen, Frau Straub; wie zwanzig Jahre zuvor der ganze Nachwuchs von Brahm zu Reinhardt strebte. Warum das nicht tapfer verkünden ? Frau Straub ist, leider, nicht tapfer. Sie wählt krumme Wege. Sie weiß, wie heftig die Abneigung der Kritik wider das Große Schauspielhaus ist, und rechnet auf lebhafte Zustimmung, wenn sie sich weigert, fürder im Zirkus aufzutreten — trotzdem das der Raum ist, wo ihr zweitstärkstes Talent sich entfaltet wie nirgends. Ihre Kalkulation schien geglückt. Fast vor jedem Zeitungsmann hätt' sie mit Elsa von Brabant, gegen die ich sie einmal als Ortrud losgehen sehen möchte, den Jubelruf ausstoßen können: „Ein Ritter nahte da !" Ich war grade drauf und dran, ein bißchen dazwischenzufahren, als die musterhaft sachliche Abwehr des Deutschen Theaters erfolgte: Frau Straub hat, „ohne die leisesten Bedenken gegen eine Tätigkeit im

Großen Schauspielhaus zu äußern”, darin die Klytaimnestra, Hamlets Mutter, Caesars Frau und schließlich die Porzia gespielt, die ihr garnicht zugedacht war, die ihr garnicht liegt, und die sie steinerweichend verschandelt hat, und hat ihre Abneigung gegen den Zirkus erst entdeckt, nachdem ihr sommerliches Entlassungsgesuch abgelehnt worden und für das herbstliche ein neuer Vorwand vonnöten war. Ein Vorwand — denn ihre Direktion erklärt, sie habe garnichts dagegen, daß Frau Straub ihre Tätigkeit auf das Deutsche Theater und die Kammerspiele beschränke. Nun wird Farbe bekannt werden müssen. Juristisch ist hier vermutlich so wenig zu machen wie seinerzeit von Kainz gegen Barnay, bei dem er um keinen Preis auftreten wollte. Aber er schrie seine künstlerische Not in die Lüfte, darbte freiwillig und hatte uns Alle auf seiner Seite. Wenn Frau Straub ihm folgt, wird sie siegen wie er. Wenn sie weiter zu bluffen versucht, wird sie unterliegen.

Zivilist. Jetzt geruhen auch der Herr General von Wrisberg „Erinnerungen” anzukündigen. Jetzt wird euch endlich einmal ‚Der Weg zur Revolution 1914/1918‘ gezeigt werden, wie er wirklich lief. „Die allermeisten Deutschen sind von der Revolution im November 1918 überrascht worden und verstehen wohl noch nicht, wie es damals so kommen konnte. Wrisberg enthüllt uns in seinem Werk, das weniger ein persönliches Erinnerungsbuch ist, die verborgenen und offenen Geschehnisse, die vom Kriegsministerium in einer Sonderabteilung verfolgt und bearbeitet wurden. Er zeigt, daß schon im August 1914 mit der Wühlarbeit begonnen wurde, wie sich diese allmählich verbreitete, und wie systematisch auf den Zusammenbruch hingearbeitet wurde. Dieser aktiven Tätigkeit der Feinde des Vaterlandes stellt Wrisberg das passive Verhalten der schwachen Regierung Bethmann Hollwegs gegenüber. Immer wieder hat der General vom Amts wegen auf das verbrecherische Treiben hingewiesen, durch Worte, Briefe und amtliche Berichte versucht, die Regierung zur Tat aufzurütteln, aber immer wieder muß er berichten: und es erfolgte — nichts ! Wenn auch der Dolchstoß in den Rücken der Front die abschließende ‚Tat‘ der Revolutionsmacher bildet: klar tritt zutage, daß dem deutschen Volke tropfenweise Gift gereicht wurde, und daß der behandelnde Arzt die Heilung der schleichenden Krankheit nicht verstand. Das Buch ist eine ernste Mahnung auch für die Gegenwart, denn es zeigt die Riesengefahr der fortgesetzten linksradikalen Wühlarbeit.” Dieses der Waschzettel. Da muß man doch immer wieder die Langmut Derer bewundern, die keine Miene machen, den tollen und blöden Hetzreden und Hetzschriften gegen Arbeiter, Frauen und Kinder eine Grenze zu setzen. Daß die abgetakelten Telephongenerale, die niemals ausprobiert haben, was die Frontkämpfer über vier Jahre tragen mußten — daß die wagen, sich noch zu rühren, daß sie wagen, ununterbrochen die Aufmerksamkeit von ihren Fehlern, von ihrem verbrecherischen Optimismus abzulenken, daß sie es wagen dürfen: das verdanken sie dem eingetrommelten Kadaverrespekt ihrer ehemaligen Opfer. Widerlichere Beschimpfungen gegen Deutsche, als Ludendorffs Spießgesellen sie allwöchentlich ausstoßen — nein, die lassen sich auch von der „feindlichen Hetzpropaganda” nicht ersinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 27. Oktober 1921 Nummer 43

Die Konferenz von Venedig von Otto Katz

Der Zufall ließ die Konferenz von Venedig zu der gleichen Zeit tagen, da die letzten Entscheidungen über Oberschlesiens Schicksal gefällt wurden — als sollten die tiefen innern Zusam menhänge zwischen Venedig und Genf auch nach außen hin dokumentiert werden.

Die Vorgeschichte dieser venezianischen Zusammenkunft der italienischen, oesterreichischen und ungarischen Minister des Aeußern ist weit interessanter als deren Beschlüsse.

Als Oesterreichs Gendarmen im August vor Pronays Banden retirieren mußten und das deutsche Westungarn, trotz Ententebeschluß, weiter in ungarischem Besitz blieb: da glaubte man allgemein, die Kleine Entente werde einschreiten. Hauptsächlich zu dem Zweck gebildet, die Durchführung des Vertrages von Trianon zu sichern, dürfte die Kleine Entente den ersten Versuch Ungams, die Vertragsfesseln zu sprengen, nicht unbeantwortet lassen. Doch siehe: der erwartete Einmarsch tschechischer und südslawischer Truppen in Westungarn unterblieb; Herr Benesch unterließ zwar nicht, in einer besondern Note an die Botschafterkonferenz auf die ungarische Gefahr hinzuweisen, beeilte sich aber, zu versichern, daß er seine künftigen Handlungen von den Beschlüssen der Botschafterkonferenz abhängig mache. (Die Note ist lesenswert wegen ihrer Seitenhiebe gegen Frankreich.)

Der Erfolg der tschechoslowakischen Aktion — der merkwürdigerweise Jugoslawien und Rumänien nicht sekundierten — war nicht grade überwältigend. Die Botschafterkonferenz sandte den Ungarn eines jener Ultimaten, die sie für solche Zwecke parat hat. Ungarn nahm an, unterschrieb das Uebergabeprotokoll und Pronays Freischärler blieben in Oedenburg.

Herr Benesch ließ sich nicht abschrecken und versuchte nun sein Glück direkt in Wien und Budapest. Er verschrieb sich zuerst Oesterreichs Bundeskanzler, Herrn Schober, lud dann den Grafen Bethlen nach Brünn, ließ sich inzwischen in Prag über Nacht zum Ministerpräsidenten ernennen — kurz: Herr Benesch schien auf dem besten Wege, sein etwas fadenscheinig gewordenes Prestige wieder zu heben.

Indes waren auch die Italiener nicht faul gewesen und hatten in Paris ihre oberschlesische Rechnung präsentiert. Nicht umsonst wollte Graf Sforza seine beiden Linien ersonnen haben, nicht umsonst wollte Imperiali in Genf zu Gunsten einer Frankreich genehmen Lösung wirken. Um den Preis eines polnischen Königshütte, Beuthen und Kattowitz erwarb Italien das Primat in den altoesterreichischen Ländern und erreichte die Kaltstellung der Kleinen Entente.

Als Herr Benesch in der schönsten Vermittlung war, erschien — deus ex machina — der Marchese della Torretta und begann, gleichfalls zu vermitteln. Anfangs glaubte man in Prag, daß Italien auf eigne Faust handelte: bis ein offizielles Communiqué zeigte, daß Torretta die Botschafterkonferenz hinter sich hatte.

Daraufhin zog sich Herr Benesch zurück: den Bemühungen des Italieners gelang es, die Zusammenkunft in Venedig durchzusetzen. Das arme Oesterreich, jeglicher Unterstützung beraubt, fügte sich; wo della Torrettas Geschicklichkeit versagte, halfen die übrigen Ententemächte mit sanften Drohungen nach; und so kam in Venedig eine Vereinbarung zustande, die den Oesterreichern Westungarn bis auf Oedenburg und fünf Nachbargemeinden ohne weiteres zusagt, während hier Volksabstimmung entscheiden soll. Und da sich Italien verpflichtet hat, die Durchführung der Beschlüsse zu sichern, steht zu hoffen, daß die westungarische Frage in Kürze erledigt sein wird — stand das zu hoffen, ehe der Exkaiser Karl in Oedenburg landete und damit eine Situation schuf, die heute, am dreiundzwanzigsten Oktober, für uns noch undurchsichtig ist.

Die prager Blätter haben die Demütigung der Kleinen Entente kommentarlos hingenommen, — nur ‚Prager Tageblatt' und ‚Bohemia' machen eine Ausnahme; die belgrader Blätter sind renitenter. Sie erblicken in der venezianischen Konferenz die Grundsteinlegung zu einem italienisch-oesterreichisch-ungarischen Bund, dessen Spitze gegen die Kleine Entente gerichtet ist, und dessen Hauptaufgabe sein wird, Jugoslawien von der tschechoslowakischen Republik dauemd zu trennen. Die belgrader Blätter wissen, daß das Eingreifen Italiens in den westungarischen Streit der Kleinen Entente die Voraussetzungen der Existenz genommen hat. Und sowohl in der Burg am Hradschin wie im Konak kennt man Herrn Take Jonescu zu genau, um sich von der Bündnistreue Rumäniens — das stets mit Polen liebäugelte und nun auch Italien Reverenz erweisen wird —übertriebene Vorstellungen zu machen.

Es gab eine Zeit, da Herr Benesch gern gesehener Gast in London und Paris war, als Spezialist in mittel- und osteuropäischen Fragen galt und sogar ein oberschlesisches Projekt entwarf, das die genfer Herren in ihrer Ratlosigkeit als Grundlage zur Entscheidung benutzten. (Zu Beneschs Ehre sei gesagt, daß sein oberschlesischer Entwurf weit besser war als die genfer Lösung, und daß er uns wenigstens zwanzig Jahre im Besitz der wirtschaftlichen Erträgnisse Oberschlesiens gelassen hätte. Die Beschuldigungen, die Theodor Wolff gegen Benesch wegen seiner Rolle im oberschlesischen Streit erhebt, sind übertrieben und geeignet, die prager Politiker in einem Augenblick kopfscheu zu machen, da sie sich mit Berlin anzufreunden beginnen.) Es gab eine Zeit, da die Kleine Entente Vollzugsorgan der großen schien und als Zentrum osteuropäischen Konsolidierungsbestrebens galt. Die Zeit ist nun vorüber: die großen Herren haben sich recht deutlich von den kleinen abgewandt.

Deutschland sollte die Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen lassen und beileibe nicht versuchen, Vergeltung zu üben. Mit Takt, Vorsicht und Gewandtheit wäre in die uns umgebende Mauer im Osten die erste Bresche zu legen. Wird sich in Berlin der Außenpolitiker mit diesen Eigenschaften finden ? Der Verlust des deutschen Oedenburg wäre in solchem Fall nicht zu teuer bezahlt.

Minister Rosen von Andreas Ziesenitz

Das Kabinett Wirth ist zurückgetreten. Ob Wirth und wer etwa mit ihm wiederkehrt, ist heute, am dreiundzwanzigsten Oktober, ganz ungewiß. Einer aber sollte nicht wiederkehren dürfen: der Minister des Aeußern Dr. Rosen, der Vertreter der „englischen Richtung".

Robert Saudek in seinem Roman ‚Diplomaten', der während des Krieges in den Gesandtschaften der Mittemächte im Haag spielt, läßt eine Szene in der deutschen Gesandtschaft nach der Ernennung jenes Dr. Michaelis zum Reichskanzler spielen. Von Berlin ist der Auftrag gekommen, sich zu äußern, was Holland von der Programmrede des Kanzlers erwarte. Große Sitzung, in der einer der Mitratenden erklärt: „Holland erwartet, was alle Welt verlangt: Klare, offene Kriegsziele !" Der Unglückliche wird in dem Roman angeschnauzt und an die Front geschickt. Dieses Schicksal hat er nun freilich in Wirklichkeit nicht gehabt: er hat noch ziemlich lange in Holland gesessen. Aber die Episode ist historisch. Jene Konferenz fand statt unfer dem Vorsitz des Gesandten: desselben Dr. Rosen, der bis jetzt Minister des Aeußern der Deutschen Republik gewesen ist.

Rosen hatte, als er seinen Ministerposten antrat, eine gute Presse. Er hatte einmal morgenländische Dichtungen ins Deutsche übertragen. Darüber ließ sich in Pressekommentaren was sagen, und bei der Sympathie, die nun einmal alles Federvieh für das Handwerk hat, sagte man was Verbindliches. Dabei war Rosen kurz vorher ein schweres Unglück passiert: man hatte ihn als Botschaffer nach Madrid schicken wollen, aber die spanische Regierung hatte ihm das Agrément nicht gegeben. Nicht genug damit, daß nun Langwerth von Simmern nach Madrid ging: die Geschichte gelangte auch in die Presse, und damit hatte der Gesandte eigentlich seinen Fleck auf der weißen Weste.

Trotzdem holte ihn Wirth sich als Minister des Aeußern, nachdem er sich den Fall einige Wochen überlegt hatte. Will man diese Berufung würdigen, so muß man das schon recht dicke Buch der Geschichte der letzten Jahre ziemlich weit zurückblättern, bis man zu den Friedensverhandlungen von Versailles kommt. Rosens Vorgänger Simons ist der großen Oeffentlichkeit erst bekannt geworden, als ihn Fehrenbach in sein Kabinett nahm. Er hat aber schon früher eine bedeutende Rolle gespielt. Er wirkte an den Verhandlungen von Brest-Litowsk mit, wurde unter dem Prinzen Max von Baden Chef der Reichskanzlei und blieb es auch, mit allen ausdrücklichen Vorbehalten, unter den Volksbeauftragten. Bei den Friedensverhandlungen wurde er dann Generalkommissar der deutschen Friedensdelegation, und hier war er tatsächlich, mehr noch vielleicht als Brockdorff-Rantzau, der Inspirator der deutschen Politik von Versailles. Wohlverstanden: der Politik von Versailles, nicht der von Berlin und Weimar, denn dort saß Matthias Erzberger und machte eine andre Politik. Lange vor der Annahme des Ultimatums hat dieser Kampf begonnen und ist mit einer erbitterten Zähigkeit geführt worden. Erzberger schickte einmal seinen Pressechef, den Dr. Driesen, einen der wenigen Männer, die Fehlgriffe des klugen Matthias waren, nach Versailles. Kaum war er angekommen, da drehte ihn Brockdorff-Rantzau wieder um und schickte ihn nach Berlin zurück. In diesem Kampfe, dem übrigens jeder persönliche Beigeschmack fehlte — denn dazu war Erzberger

viel zu klug und Simons zu sachlich —, blieb Erzberger zunächst Sieger. Daß er recht hatte, wird heute kaum noch bestritten.

Nach der Annahme des Ultimatums ging Simons und kam erst wieder, als Erzberger unfreiwillig Muße hielt. Man hat jenes Kabinett selten nach seinem Chef allein genannt, sondern fast stets von einem Kabinett Fehrenbach-Simons gesprochen. Mit Recht; denn tatsächlich war in jenem Kabinett nicht der Kanzler, sondern der Minister des Aeußern der Führer, und Fehrenbach trat, nachdem er gleich am Anfang seiner Amtszeit in Spa versagt hatte, hinter Simons zurück. Widerstände gegen diese Führung kamen fast nur vom Finanzminister, dem Zentrumsmann Wirth. Man hat in der Presse der Koalition Wirth oft dagegen in Schutz nehmen zu müssen geglaubt, daß er der Vertrauensmann Erzbergers sei. Ohne daß man ihm dadurch zu nahe tritt, muß man doch sagen, daß Wirth tatsächlich der Exponent von Erzbergers Anschauungen in dem frühern Kabinett war, und daß mit der Uebernahme des Kabinetts durch ihn diese Anschauungen siegten. Daß sie ohne Erzberger siegten, war gut, denn so wurden uns heftige innere Kämpfe erspart.

Bedenkt man diese Zusammenhänge, so wird man verstehen, daß Wirth den größten Wert darauf legte, als Minister des Aeußern einen guten Beamten zu haben (denn das Auswärtige Amt wird ja nun einmal als ein Fachministerium angesehen) — einen guten Beamten, der aber seiner Führung sich unbedingt fügte. Er ging auf die Suche und fand Rosen, von dem allgemein bekannt war, daß er seit langem auf den Ministerposten ambitionierte. In Einer Beziehung hat er auch die von Wirth gehegte Hoffnung erfüllt: es hat noch Niemand von einem Kabinett Wirth-Rosen gesprochen.

Im übrigen war er eine vollständige Enttäuschung. Der Freiherr von Eckardstein hat Rosen in seinen Memoiren an verschiedenen Stellen auffällig herausgestrichen. Man hat Eckardstein wegen seiner oppositionellen Neigungen vielfach für einen Mann mit modernen Anschauungen gehalten. Das ist er nicht: er ist genau so ein Diplomat der alten Schule wie alle die Andern; nur war richtig, um 1900 herum eine Verständigung mit England anzustreben. Ein Diplomat der alten Schule ist auch Rosen, der ebenfalls den englischen Tic in übergroßem Maße hat. Zugegeben, daß Rosen sein Handwerk nach den Anschauungen dieser Schule geschickt ausübt, daß er ein geistreicher Mann ist, und was man sonst noch will. Aber ein Minister des Aeußern der Deutschen Republik braucht andre Qualitäten. Rosens einziger Erfolg war die Antwort auf Frankreichs Forderung nach Verstärkung der Truppen in Oberschlesien. Diesen Erfolg verdankte er dialektischer Geschicklichkeit. Was das Kabinett Wirth sonst an außenpolitischen Erfolgen erzielte — und das ist trotz Oberschlesien allerhand —, kommt nicht auf das Konto Rosen, sondern auf das Konto Wirth und Rathenau. Der Oeffentlichkeit hat er sich ein einziges Mal gezeigt, bei seiner Jungfernrede im Reichstag. Das war für alle Beteiligten eine höchst peinliche Angelegenheit. Sonst sucht man vergeblich nach Spuren seiner Tätigkeit. Freilich ist der amerikanische Friedensvertrag unter Dach und Fach gebracht: aber die Verhandlungen leitete der Kanzler, und Rosen saß dabei wie irgendein Referent und verschwand sogar, ohne daß man ihn vermißte. Dafür verhinderte er nicht, daß jener peinliche Artikel 231 des Versailler Vertrages, gegen

den man sich wenden muß, wie immer man auch zur Schuldfrage seht, wiederum anerkannt wurde, und versuchte die Oeffentlichkeit durch offizielle Mitteilungen von bemerkenswerter Kläglichkeit zu beschwichtigen. Sie ließ sich beschwichtigen.

Das Alles aber ist von geringem Belang gegenüber seiner grundsätzlichen Einstellung. Seit dem Zusammenbruch hat die deutsche auswärtige Politik aller Kabinette trotz gelegentlichen Rückfällen die Bedeutung des Rechtsgedankens für das Leben der Staaten und der Völker anerkannt, des Rechtsgedankens, der logisch auch zum Bekenntnis der Organisation der Welt in einer Rechtsgemeinschaft, also zur Idee des Völkerbundes führt. Daß damit eine Auflockerung der bisherigen Staatsanschauungen verbunden ist, weiß Jeder, und Jeder, der will, daß die Welt vorwärtsschreitet, hat dem Rechnung getragen. Es ist eine fürchterliche Ironie, daß der Minister des Aeußern grade im Kabinett Wirth ein abgesagter Feind dieser Anschauungen war, ein Verteidiger der starrsten staatlichen Souveränität im Sinne der Gewaltpolitik — denn ein Drittes gibt es nicht —, wie man sie sonst nur bei den vergrämtesten Deutschnationalen findet. Man würde es verstehen, wenn Rosen ein Gegner des Völkerbundes in seiner gegenwärtigen Form und der gegenwärtigen Praxis wäre. Frühere Regierungen, auch Simons, der das stärkste Verständnis für die Rechtsorganisation der Staaten hatte, haben diesem Völkerbund gegenüber Hemmungen gehabt, und diese Hemmungen, nicht die Angst vor einem Refus Frankreichs und die Rücksichtnahme auf Amerika, haben bisher verhindert, daß Deutschland um die Aufnahme in den Völkerbund ersucht hat. Daß es besser gewesen wäre, wenn Deutschland die Mitgliedschaft erworben hätte, hat sich bei der Entscheidung der Oberschlesischen Frage gezeigt, bei der Deutschland in Genf nicht den allergeringsten Einfluß ausüben konnte, während Polen alle Hintertüren benutzte. Rosen hat zwar den Legationsrat Mayer nach Genf geschickt, der so naiv war, zu glauben, er würde in Genf, noch dazu in dem Hotel der Entente-Diplomaten, unbemerkt bleiben, wenn er sich als Herr Mayer aus Bern eintrüge. (Am andern Tage flüsterte es Jules Sauerwein schon dem ‚Matin‘ hinüber !) Erreicht hat er aber nichts, noch weniger als nichts. Trotzdem ließe sich die Gegnerschaft gegen diesen Völkerbund verstehen. Aber die grundsätzliche Ablehnung ist so vorsintflutlich, daß es sich nur aus der vollkommenen Bedeutungslosigkeit der Rolle des Dr. Rosen innerhalb des Kabinetts begreifen läßt, wenn diese Ansichten nicht zu schlimmen Konsequenzen geführt haben, denn Rosen macht aus seinen Anschauungen gar kein Hehl. Dem Vorsitzenden der Friedensgesellschaft Ludwig Quidde hat er sie mit zynischer Offenheit auseinandergesetzt. Und begründet hat er sie mit folgendem Argument: Schon 1517 habe man in dem Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli versucht, die Gegensätze zwischen Luthertum und reformiertem Bekenntnis zu überbrücken. Eine Einigung sei aber heute noch nicht herbeigeführt. Wie könne man da glauben, daß eine Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen den Völkern möglich sei !

Soll man sich mit solchen Anschauungen überhaupt auseinandersetzen ? Es wäre ein Versuch am untauglichen Objekt. Nur das Eine ist klar: ein solcher Mann darf in die Regierung der Deutschen Republik nicht wieder zurückkehren.

Warum die Presse im Weltkrieg versagte

von Heinrich Kanner

Mit Recht schreibt man der Presse der Mittemächte eine gewisse Mitschuld am Ausbruch des Weltkriegs zu. Denn fast ohne Ausnahme hat die deutsche, die deutsch-oesterreichische und die magyarische Presse in den kritischen Tagen des Monats Juli 1914 die provokatorische, kriegentzündende Politik der oesterreichisch-ungarischen Regierung gegen Serbien und Rußland unterstützt, bejubelt oder mindestens — in den sozialdemokratischen Blättern — durch eine unerwartet milde Beurteilung oder gar durch Stillschweigen ermuntert. Die Beweggründe der magyarischen Presse liegen ganz klar zutage: die Magyaren sahen in den Serben die Totengräber ihrer nationalen Unterdrückungspolitik. Was aber ging Serbien die deutsche und die deutsch-oesterreichische Presse an ? Die Deutschen in Ungarn hatten es nicht viel besser als die andern nichtmagyarischen Völker, und wenn sich schon die deutsche und die deutsch-oesterreichische Presse — von der alldeutschen abgesehen — aus politischen Gründen jeder Einmischung in die nationalen Kämpfe des Reiches der Stefanskrone enthielt, so mußte sie doch umso entschlossener von ihrer Freiheit Gebrauch machen in dem Augenblick, wo es galt, die kriegshetzerische Politik des wiener Kabinetts durch Kritik und Opposition zu durchkreuzen.

Warum hat sie das Gegenteil getan ?

Auf diese Frage möchte ich mit der Erzählung eines lehrreichen Erlebnisses antworten.

Seit vielen Jahren hatte ich in Opposition zu der Politik des k. u. k. Ministeriums des Aeußern gestanden. Die Verhältnisse erlaubten mir diese Freiheit. Als nun mit dem Ausbruch des Krieges die Kriegszensur eingeführt und die Presse vollständig unter das Diktat der Aemter gestellt wurde, lud eines Tages der damals allmächtige Pressechef des k. u. k. Ministeriums des Aeußern, Herr v. Montlong, einer der ärgsten Kriegshetzer des Ballplatzes, mich und meinen Kollegen, den Mitherausgeber der ‚Zeit', Professor Singer, ad audiendum verbum zu sich vor, um uns seine Mißbilligung unumwunden auszusprechen. Im Namen des hohen Amtes, dem er diente, entwickelte er uns bei dieser Gelegenheit seine allgemeinen presspolitischen Anschauungen, ohne zunächst etwa auf den Krieg und die besondern Umstände dieser Zeit Bezug zu nehmen. Er sagte, er sei gewiß ein Freund der Presse und der Preßfreiheit und wisse die Nützlichkeit, Notwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit der öffentlichen Kritik sehr wohl zu schätzen — aber nur in der innern Politik sei sie am Platze. Denn hier könne der Journalist das Feld übersehen. Ganz anders lägen die Dinge in der äußern Politik. Der außerhalb des Amtes Stehende könne, da ihm die amtlichen Quellen verschlossen seien, sich garnicht über die wirklichen Vorgänge, über die Motive und Absichten des handelnden Staatsmannes ausreichend unterrichten, denn diese würden — auch in Friedenszeiten — geheim gehalten und müßten es im höchsten Interesse des Staates bleiben. Deswegen sei der Journalist garnicht

fähig, an der Politik des Ministers des Aeußern zutreffende Kritik zu üben. Das sei überdies nicht seine Aufgabe. Durch Kritik könne er in der äußern Politik nichts nützen, nur die Stellung des eignen Ministers nach außen schwächen und dem Ausland, den Gegnern also, dienen. Pflicht des Journalisten wie jedes Staatsbürgers sei daher, unter allen Umständen die Politik des Ministers des Aeußern zu unterstützen. In diesem Ressort dürfte es keinen Unterschied zwischen offiziösen und oppositionellen Blättern geben. Alle Zeitungen hätten „offiziös" zu sein, und eine oppositionelle Haltung in der äußern Politik sei mit Rücksicht auf die dadurch gefährdeten, dem Journalisten vielleicht garnicht sichtbaren Interessen der nackte Landesverrat.

Herr v. Montlong war ein viel zu unbedeutender Kopf, als daß diese oder irgendeine andre Idee seinem Gehirn entsprungen wäre. Und auch seine Chefs wie seine Vorgänger am Ballplatz hatten sich in allgemein politischen Fragen wie dieser das selbständige Denken schon seit einer Generation abgewöhnt. Sie waren in die so erfolgreiche berliner Schule gegangen, und aus Berlin stammte auch die von Herrn v. Montlong vorgetragene Lehre von dem Landesverrat, der durch Kritik an der äußern Politik verübt wird, und von der höhern Weisheit, die das Amtsgeheimnis den leitenden Staatsmännern sichert. Wer aber war ihr Urheber ? Wer hat die letzte und vorletzte Generation so mächtig beeinflußt, daß er sie in eine solche Irrlehre auf Jahrzehnte bannen konnte ? Kein Andrer wäre dazu fähig gewesen als der einzige Bismarck, und was Herr v. Montlong uns zwei armen Sündern von der Journalistik vorhielt, waren, nur in vulgärerer, platterer Form, dieselben Argumente ad hominem, mit denen einst der große Reichskanzler die Männer abführte, die im und am Heiligtum seiner äußern Politik herumkritisierten. Bismarck hat solchermaßen, gestützt auf seine überwältigenden diplomatischen Erfolge, an den stärksten nichtbeamteten politischen Intelligenzen des deutschen Volkes ein Exempel statuiert, das auf Zeitgenossen wie Nachfahren abschreckend wirkte bis in unsre Aera. Er hat verstanden, in der Auffassung des deutschen Volkes, wenigstens was das äußere Ressort betrifft, den Satz des andern Kanzlers, Oxenstjernas, in sein Gegenteil zu verkehren und dem deutschen Volk den Glauben einzutrichtern, daß die Welt von der Wilhelm-Straße aus mit einer Summe von Weisheit regiert werde, die von nichtamtlicher Seite auch nicht um ein Tröpfchen vermehrt werden könnte. Und das Alles mit Berufung nicht allein auf seine diplomatische Erfahrung, die sicherlich Niemand dem ersten Reichskanzler bestreiten wird, die er aber seinen Nachfolgern nicht vererbte, sondern hauptsächlich auf die nur dem leitenden Staatsmann bekannten Amtsgeheimnisse, wie sie jeder beliebige erbt, dem Gott oder der Gottbegnadete das Amt gibt. Bismarck führte die zünftlerischen Abschließungsideen des Spezialistentums in die äußere Politik ein. So kam es, daß fortan die höhern Intelligenzen des deutschen Volkes ein Gebiet mieden, auf dem sie doch nur als Laien geringgeschätzt wurden, und die so grundwichtige Kritik der äußern Politik, in der sich bei freien Völkern die Besten betätigen, den Berufspoli-

tikern in Parlament und Presse überließen. Auch die wieder hatte Bismarck dem deutschen Volk verächtlich gemacht. Deren harmlose Kritik wurde als eine Art Zeitvertreib, als Bedeutungsloses parlamentarisches oder journalistisches „Gewäsch" in verhältnismäßig ungefährlichen Zeiten geduldet, wäre aber in entscheidenden Momenten wie im Juli 1914 von der allgemeinen Entrüstung niedergeschrieen worden.

Bei dem großen Kanzler habe ich mich also für die beschämende Lektion zu bedanken, die ich mir von seinem kleinen Nachbeter am Ballplatz anhören mußte. Bei ihm — was weit wichtiger ist — hat sich aber auch das deutsche Volk zu bedanken, wenn ihm im verhängnisvollsten Augenblick, da die Weisheit der Wilhelm-Straße nicht mehr aus weltbewegender diplomatischer Erfahrung, sondern nur noch aus dem leeren Amtsgeheimnis ihre Kraft schöpfte, aus den Reihen seiner geistigen Führer statt kritischer Warner bellende, den Feind anbellende Hurra-Schreier erstanden und wie die getreuen Hunde hinter dem Staatswagen einherliefen, der einst den großen Kanzler zum Triumph geführt hatte.

Unter ihnen und hinter ihnen waren natürlich die Herren von der Presse. Ich bedaure, dies von meinen Kollegen sagen zu müssen, aber — zu ihrem Trost —: auch größere waren ja mit von der Partie. Die Presse ist am Ausbruch des Weltkrieges mitschuldig. Nur wäre es unrecht, ihre auf allen Gebieten des Geistes hervorragenden Mitläufer, unrecht zumal, den hohen Urheber der Mitschuld ihrer Aller zu vergessen.

Otto Flake von Ignaz Wrobel

Daß in Deutschland sich um die Probleme des Tages Einer müht, der nicht befürchtet, sich mit seiner Opposition in aussichtslosen Widerspruch zu der Realität zu setzen, ist so selten, daß es gebucht werden will. Brauchen wir nicht eine Stärkung von außen ? Macht es nicht Mühe, tagaus, tagein das Selbe zu sagen und zu schreiben, sich vorwerfen zu lassen: Ah, schon wieder ! — und es dann doch wieder zu tun, nicht aus Armut, sondern aus dem Gefühl heraus, daß gewisse Anschauungen in die deutschen Köpfe gehämmert werden müssen ? Es macht müde. Und es kommt wohl bei Allen, die nachdenken, der Punkt, wo sie zögern, zaudern, zweifeln . . .Sollen wir noch ? Es tut doppelt wohl, wenn sich Einer von Bedeutung hinzugesellt und sagt: Ja — Ihr sollt nicht nur ! Ihr müßt ! Dafür ist ihm zu danken.

Otto Flake hat ein kleines Heft erscheinen lassen: ‚Das Ende der Revolution' (bei S. Fischer in Berlin). Ich halte die paar Bogen für eine der wertvollsten Revolutionsveröffentlichungen. (Wer mehr dergleichen von Flake lesen will, beschaffe sich die ausgezeichneten ‚Fünf Hefte' aus dem Roland-Verlag in München.) Es tut wohl, die eigne Not auch von Andern gefühlt zu wissen. Und sie gemildert zu sehen. Zu wissen, daß Figuren wie Noske, Heine, Scheidemann und Geßler auf der Welt sind, ist bitter — aber solch ein Buch richtet einen auf.

Flake ist so gar kein Realpolitiker, also wert, daß ihn der gesamte Reichstag, von rechts bis links, spöttisch abtut. (Wenn er ihn jemals läse.) Aber für uns ist es wie eine Offenbarung, endlich einmal zu lesen, wie jede Kollektivität — selbstverständlich auch der Bolschewismus — den Geist abtötet, wie jede Macht den Geist tötet. „Es wird sich zeigen", steht da zu lesen, „daß Ideen aus Dienern Herren, aus Herren Dämonen werden". Ausgezeichnet ist entwickelt, wie der Bolschewismus sich selbst abhaspelt, wie er leer läuft und leer laufen muß, weil er den fatalen Satz predigt: „Nieder mit der Gewalt ! Darum nur noch ein Mal Gewalt !" Nur noch ein Mal — ! Und wann hört das auf, dieses Ein Mal . . . ? Und wie klar und vorurteilsfrei sind französische Denkweise und französischer Geist und ihre Mängel gekennzeichnet — wie wohltuend, dergleichen einmal nicht von einem trüben Korrespondenzenschreiber zu hören, sondern von Einem aus dem eignen Lager ! Das Beste aber an dero Heftchen, wie auch in den ‚Fünf Heften', sind die Strecken über Deutschland.

Was den Deutschen im Guten wie im Bösen auszeichnet, ist seine Maschinerie. Nun, sie ist Herr über ihn geworden: er ist untertan jeder Organisation, nur, weil sie einmal da ist — und das ist das Gegenteil aller Kultur. Hierzulande kann ja Keinem gekündigt werden: sie sind Alle da und bleiben Alle da — Ideen, Beamten und Vereine. (Worunter auch der Staat.) Und was sollte aus einem Volke werden, das so geartet ist — so, mit seiner theoretischen Freiheit und seiner praktischen Sklaverei ? „Die Stationen des Möglichen werden überflogen, bis zum Extrem dessen, was man erreichen könnte, wenn man allein in der Welt wäre: Mangel an echter Phantasie, die ja Anwendung ist." Ist das nicht Ludendorff, wie er leibt und — im Gegensatz zu Landauer — lebt ? Ist das nicht typisch deutsch, sich mit Moralgesetzen herumzuschlagen, solange sie nicht in Aktion treten — die protestantische Kirche ist groß auf diesem Gebiet —, und Alles hintanzusetzen, wenns wirklich zum Klappen kommt ? Und wenn man Skrupel hat, wenn diese Deutschen wirklich das Gewissen beißt ? „Er flieht dahin," sagt Flake, „wo das Massengefühl die Sicherheit wiederherstellt". Masse deckt zu. Was deckt sie bei uns nicht Alles zu — !

Und wieviel Anständigkeit ist in der Betrachtungsweise Flakes — so himmelweit verschieden etwa von dem deutschen Professorentypus, der mit der jeweiligen Wirklichkeit allemal mitläuft. Ach, sie sind gar nicht mehr weltfremd, die Herren Professoren ! Wer eine Feuerzange hat, der möge die alten Jahrgänge der Süddeutschen Monatshefte vornehmen, wie da Polyglott Kunze-Hofmiller vor dem Kriege den Engländern ehrfürchtig die Kommata nachgezählt und sie im Kriege und nachher mit einem wollenen Regenschirm bedroht hat ! Il faut être de son temps ! Flake aber bringt den Mut auf, zu sagen: „Es gibt überhaupt nur eine anständige Taktik und Methode: die Dinge rein nach der Idee unter Ausschaltung ihrer menschlichen Träger zu beurteilen." Und wo trifft man bei uns einen Philosophen, der immer wieder, in allen Stockwerken seines Denkgebäudes, nicht seinen Pazifismus, seine anständige Gesinnung, seine klare Ab-

lehnung des schlechtesten Deutschtums vergißt ? Wo trifft man ihn ? Auf den Universitäten natürlich nicht. Und da wächst die deutsche Jugend auf . . . Wenn junge Pflanzen gedüngt werden müssen, dann erfüllen diese deutschen Universitäten ihre Aufgabe vortrefflich.

Wir aber haben gezweifelt. Und zweifeln noch. Viele von uns rutschen langsam ab: in das „wirkliche Leben", wo man Geld mit Trikotagen und Leitartikeln verdienen kann — und langsam, ganz langsam kommt die Wertschätzung dieser neuen Tätigkeit, schließlich nimmt man sie ernst, und zum Schluß verlacht man, was einstens Altar war und Flamme . . . Viele warten. Wo ist die Lösung ? Die Partei ist es nicht. Keine. Auch keine sozialistische Partei ist es. Und deshalb ist sie es nicht und kann sie es nicht sein, weil ihr das fehlt, was bei den lebenden Religionen — also zum Beispiel beim Katholizismus — der Funke ist, der die Herzen durchglüht. Das lest bei Flake.

Und lest bei ihm weiterhin, daß man nicht diese deutsche Folgerung ziehen und nun der Partei den Rücken kehren darf. Grade nicht. Denn Das, was wir wollen, wird sich vielleicht niemals realisieren lassen, und das mag wohl gut sein . . . Man soll doch bei der Stange bleiben und nicht nachlassen. Wenns auch noch so schwer fällt. Denn es ist ja nicht nur schwer, weil es Geld kostet — ganz richtig Geld in allen Formen — sondern weil das Herz nicht immer will, wie der Verstand befiehlt. Dieses Heft von Flake macht Mut auf den weiten Weg.

Vor allem, weil er wirklich de son temps ist — ohne mit ihr zu laufen, wie jene Professoren. Er hat schon verstanden, welchen Ruck es bei uns Allen gegeben hat. Noch mal ? Wieder das Alte ? Wieder so oder so gewendet — und was dann ?

„Es ist eine falsche Rechnung, zu glauben, es sei nur Ruhe nötig, um wieder produzieren zu können; versucht es doch, ob die alten Ideen noch etwas hergeben: Ihr werdet sehen, daß Ihr euch nur nachahmen und wiederholen könnt. Wer heute nur Ruhe braucht, um geistig arbeiten zu können, ist verdächtig, denn den Guten und Wertvollen ist das Material ausgegangen."

Man sollte das auswendig lernen. Solche mutigen und offenen Worte über Kunst habe ich bisher nur noch bei Franz Jung, bei Wieland Herzfelde und bei George Grosz gefunden. So zweifeln aber heißt schon bejahen. Ein Nein ist stets ein Ja. Ich denke, wir haben eine Aufgabe.

„Während die Welt weiterschreitet, werden wir unsre Kraft damit verbrauchen, die ältesten Ladenhüter von Freiheit zu sichern. Aufgabe der Empörer ist nicht, ein Maximalprogramm durchzusetzen, sondern den deutschen Charakter um und um zu pflügen."

Das ist es. Schon Heine hat einmal gesagt, Kant habe zwar den lieben Gott abgeschafft, aber in deutschen Landen herrsche der Polizeiknüttel. Es wird an uns sein, das Schwierigste auszuführen, was es in diesem Lande überhaupt gibt: allenfalls geduldeten platonischen Ideen zur Wirklichkeit zu verhelfen. Die Kommune ist groß, und die Verfassung ist weit. Reformen müssen in kleinem Kreise anfangen, wenn sie sich durchsetzen wollen.

Otto Flake ist ein deutscher Wegbereiter.

Neue Dokumente von und über Kleist
(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Die Entwicklung der Gefangenschaft

Kleists Brief und der Bericht des Leutnants, die nicht zu einander stimmten, veranlaßten den Kommandanten des Fort de Joux, sich zu den Behauptungen zu äußern, die der Leutnant aufgestellt hatte. Er gibt einen Bericht nach Besançon, um dem Gouverneur auf seinen Wunsch darzutun, wie es um Kleist stehe. Der Gouverneur hatte Meldung eingefordert, ob man es mit einem gefährlichen Spion zu tun habe.

Der Gouverneur von Besançon an den Kommandanten des Fort de Joux.

Besançon, 8. März 1807

Der Gouverneur von B. ersucht den Kommandanten des Fort de Joux,

1. ihm Nachricht zu senden über den wegen Spionage in Berlin gefangenen Heinrich v. Kleist;
2. ihm zu sagen, welche Beziehungen der Gefangene zum Direktor der Militärakademie v. Kleist hat;
3. ob er Zutritt zu. seinem König hat;
4. ob er von Jemand aufgefordert wurde, irgendetwas gegen Frankreich zu unternehmen.

Für die Behandlung von Gefangenen ohne Geld gelten die Regeln des Forts.

Es wird ersucht, dem Gouverneur die Meldung bis zum 13. März zu senden.

Der Kommandant sandte daraufhin folgenden Bericht an den Gouverneur:

Der Kommandant des Fort de Joux hat dem Gouverneur von Besançon für den General Clarke folgende Mitteilung über den Gefangenen Heinrich v. Kleist zu machen:

Der Kommandant hat den Leutnant Meunier beauftragt, Bericht zu erstatten. Er sagt, er habe es gewissenhaft getan. Ich zweifle nicht, daß er es seinem eignen Gewissen nach so meint. Aber mir ist aus bestimmten Gesprächen mit ihm nicht unbekannt, daß er Gelegenheit sucht, sich hervorzutun. Es gibt Gelegenheiten in denen man jungen Leuten empfehlen kann, sich hervorzutun, wenn es sich nicht um das Leben eines Menschen handelt. Der Gouverneur kennt meine Ansichten von Menschlichkeit, die sich oft mit dem Charakter eines Gefängniswärters nicht vertragen. Ich bin als Kommandant dieses Forts immer der Ansicht gewesen, die Menschenrechte gelten zu lassen, die Rechte jedes Menschen. Denn unsre Mutter, das edle Frankreich, kann es sich gestatten, den Menschen Rechte zu verleihen, die andre Nationen, weil sie sich noch in Sklaverei befinden, nicht kennen können. Wir Söhne dieses edlen Frankreich haben das Recht, jeden Menschen, auch wenn er einer Nation angehört, die niedriger ist als die unsrige, in seinen Rechten zu ehren. Man weiß, daß ich bei den Personen, die man mir anvertraut hat, in erster Linie darauf sah, daß keines ihrer Rechte

verletzt wurde, Die Menschenrechte sind etwas, das wir nicht berühren dürfen, auch wenn wir aus uns unbekannten Menschen unbekannte Gründe einer unbekannten Tat herausholen sollen. Wir Söhne dieses edlen Frankreich sind nicht im spanischen Mittelalter. Wir genießen den Ruf, menschlicher zu sein als Menschen andrer Länder, und ich frage mich nun: Sind wir es ? Sie werden staunen, daß ich, der Sohn der edelsten Nation, eine solche Frage stelle. Aber ich staune wie Sie, denn ich stehe vor einem unlösbaren Rätsel, vor dem großen Rätsel, das eine große und edle Nation sich selber aufgibt, wenn sie in Dilemmen kommt, in die das Schicksal sie wirft. Ich, als Kommandant eines einsamen Forts von unserm großen Vorgesetzten auf einen verantwortlichen Posten gestellt, stelle Ihnen die Frage: Sind wir menschlich ? Wir sind es, denn ohne diese Frage könnten wir nicht Söhne dieser erhabenen Mutter Erde sein. Aber sind wir menschlicher als Jene, von denen uns der Gefangene Kleist kommt ? Warum frage ich ? Weil der General Clarke mich in den Konflikt des Gewissens gebracht hat durch Befehle, die ich als Sohn des großen Staates ausführen werde, die ich aber aus Gründen der Menschlichkeit, der anzuhängen die Söhne des edlen Frankreich berechtigt sind, gemildert sehen möchte. Kälte und Hunger werden in unbeschreiblichem Maße einem jungen Menschen zugemutet, von dem garnicht sicher ist, daß er das ist, was man von ihm behauptet: ein Spion. Ich bin ein treuer Sohn der Gesetze unsres edlen Frankreich und kann an diesen Gesetzen, die nur durch Geld Veränderungen unterworfen sind, nichts ändern. Aber wenn Heinrich v. Kleist, den Sie mir gesandt haben, durch Kälte und Hunger langsam zu Tode gemartert stirbt, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Denn ich gehöre zu Denen, die für die allgemeine Menschlichkeit sind, umso mehr, als wir es in diesem Falle zu tun haben mit einem, wie ich annehme, edlen Menschen von zarten Gefühlen und hohen Gedanken, die durch die Brutalität und das allzu offene Wesen meines Leutnants zerstört zu werden drohen. Denn wie der Befehl des Generals Clarke zu Berlin im Fort de Joux ausgeführt wird, das muß ich Ihnen doch sagen. Der Leutnant war immer launisch. Wir haben ihn den ganzen endlosen kalten Winter hindurch allen möglichen Bosheiten, die durch die Einsamkeit hervorgerufen werden, unterliegen sehen, in erster Linie der Grausamkeit, daß er am Leben Derer, die ihm anbefohlen sind, so lange herumzubessern strebt, bis von dem Wunsch, die Situation zu bessern, nichts übrig geblieben ist. Seine zweite und hauptsächliche Triebfeder ist das Avancement. Ich halte ihn nicht für gesund. Wie man es auch in den Noten eines Einsamen sieht, die er Madame de Staël gewidmet hat, und die in furchtbarer Weise zeigen, wie ein junger Mensch unsres edlen Frankreich von einem Wege abirrt, der ihn zu den höchsten Ehren führen kann. Der Leutnant besitzt einen großen Eifer und eine literarische Bildung, die ihm gestattet, Gefangene auszuhorchen, aus denen durch literarische Bildung etwas herauszuholen ist. Aber diese Bildung läßt ihn nicht Halt machen vor der Grausamkeit der Unbildung. Davon wird sein Hirn zermalmt, weil er in der Einsamkeit des kalten Fort de Joux das Gleichgewicht der Seele verloren hat. Das allgemeine Menschenrecht unsres edlen Frankreich will sicherlich nicht, daß das edle Antlitz eines jungen Dichters, der zwar verdächtig, aber, wie ich glaube, nicht schuldig ist, vernichtet wird. Heinrich v. Kleist leidet, denn er hat

Hunger. Am ersten Tage gab ich ihm — nach dem Gesetz, das vorschreibt, Gefangenen, die kein Geld haben, nur so viel zu geben, wie sie zum Leben gebrauchen —: eine Tasse Kaffee ohne Milch; ein kleines Brot; Nudeln und Wasser; Kaffee. Am zweiten Tage gab ich ihm die vorgeschriebene Nahrung — während seine Reisegefährten, von denen man nicht spricht, weil sie nicht unsre edle Sprache sprechen, weshalb wir auch nicht mit ihnen reden, Geld haben und sich reichlich Nahrung kaufen. Brot, Kartoffeln und Milch geben wir den Schweinen, die wir halten, und ich habe unendlich bedauert, daß ich von dem Ueberflusse Heinrich v. Kleist nicht eine Wohltat erweisen darf. Aber was würde das Gesetz unsres edlen Frankreich dazu sagen ? So hungert er, und die Leiden des Hungers werden ihm an der Seele nagen. Die Leiden des Hungers werden sich auf das Gehirn übertragen. Die Leiden des Hungers werden ihn seine Kunst kosten. Aber es ist nicht der Hunger allein, der dem Verstande, der Seele, dem Körper Heinrichs v. Kleist droht: die Kälte, die unaufhaltsame Kälte, der Wind, die Stürme, die Schneefälle werden ihn töten. Leider verbietet mir das Gesetz, es zu ändern, obgleich wir fünf Zellen über der Erde in gutem Zustande haben. Aber das Gesetz des edlen Frankreich will, daß man den Gefangenen so lange unten läßt, bis er gesteht. Wie sieht, Herr Gouverneur, diese Zelle aus ? Sie ist direkt dem Sturm und dem Schnee, der eindringt, ausgesetzt. An den kalten, ewig nassen Steinmauern fließt auch im Sommer das Wasser herunter. Die sie bewohnen, haben sich stets eine Krankheit geholt, die ihnen die Fortsetzung des Lebens unerträglich machte. Heinrich v. Kleist aber ist kein Athlet, sondern von zartem Wesen. Edel ist sein Antlitz. Die Augen imponieren. Sie erlauben mir auch das Urteil, daß er nicht schuldig ist. Sie werden aber nicht mehr lange ihren Dienst in einem Körper verrichten, der durch die furchtbaren Leiden im Fort de Joux zermürbt wird. Das ewige Herabfließen des Wassers an den Mauern läßt einem menschlichen Wesen keine Ruhe, die er offenbar braucht: denn er ist Schriftsteller, der immer arbeitet. Er muß von großer Innerlichkeit sein. Er denkt nur an seine Arbeit und nicht an das mörderische Schicksal, mit dem ihn die Kälte, das ewige Wasser und der nagende Hunger bedrohen. Heinrich v. Kleist hat — immer höflich; das zeichnet ihn aus — dem Leutnant ein Wort gesagt, von dem er auch nach Paris schreibt, und das er dem General auf irgendeine Weise übermittelt. Durch dieses Wort wurde der Leutnant aufgebracht, denn er glaubt, daß es sich gegen den General richtet. Aber der Gefangene Kleist sagt, daß er das Wort in seinem Theaterstück ‚Die Familie Schroffenstein' geschrieben hat, und ich habe ein Buch aus Bern bekommen, in dem es enthalten ist. Ich sagte mir: in diesem Buch stehen viele derartige Worte, weshalb ich ihm den Auftrag gab, sie in die Sprache des edlen Frankreich zu übertragen, damit ich sehe, ob Heinrich v. Kleist ein Dichter oder ein Spion ist. Er hat es getan, und ich werde Ihnen alle diese Worte hierherschreiben, damit Sie sehen, daß er ein Dichter ist, ein Mensch von hohen Gedanken und edlen Gefühlen, die zu zerstören dem edlen Frankreich leid sein müßte. Heinrich v. Kleist hat ein Innenleben, das sich in diesen Worten ausdrückt, und es ist nicht wahr, daß der Satz: „Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele" auf den General geht.

Hier sind seine Worte:

1. Männer sind die Rächer — Ihr seid die Klageweiber der Natur.
2. Vertrauen, Unschuld, Treue, Liebe, Religion, die Furcht der Götter sind wie die Tiere, die reden.
3. Ich schwöre Rache so wie Du.
4. Menschen sollen Geheimnisse der Engel nicht ergründen.
5. Es sind so wenig Seelen in dem Haus, die atmen. (Ich habe den Dichter gefragt, ob er das Fort de Joux meint; aber wir erfahren auch vom Buchhändler Geßner, daß dieses Wort in dem Stück steht.)
6. Es ist ein gutes Geschäft, etwas auszureißen, wenn man es tut, um an seine Stelle besseres zu pflanzen.
7. Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele.
8. Hinstehen und Erzählen ist etwas Zusammengehöriges, wie das Reiten und das Küssen.
9. Der Krieg ist etwas Lustiges für Ritter.
10. Ein Einzelner tritt frei zu seinen Feinden.
11. Ein schlechtes Leben ist kaum der Mühe wert, es zu verlängern.
12. Hier in deiner Nähe stinkt es wie bei Mördern.
13. Es ist etwas Unanständiges, wenn man lauscht; ein reines Gemüt verschmäht es immer; daher wird das reine Gemüt immer belauscht. Aber was das Schlimmste ist, das ist: daß belohnt wird, wer horcht, statt daß er bestraft wird. Er kann nichts Böses entdecken, sondern findet Das, was er haben möchte.
14. Die Schuld liegt an der Spitze meiner Nase.
15. Dein Irrtum ist mir lieb.
16. Hast Du nur den Kern, so gibt sich die Schale als Zugabe.
17. Nach meinem Tod gelüstets dich.
18. Die Schlange will mich langsam töten.
19. Mir ist so wohl wie bei dem Eintritt in ein andres Leben.
20. An eigne Kraft glaubt keine Frau.
21. Eine Frau traut einer Salbe mehr zu als der Seele. (Er kennt sie, le gaillard.)
22. Was mich freut, ist, daß der Geist mehr ist, als ich glaubte.
23. Wer das Schmutzige anfaßt, den besudelt es.
24. Wir suchen den Wolf in seiner Höhle.
25. Mancher mag fallen, weil er stark ist.
26. Nicht jeden Schlag soll der Mensch ertragen.
27. Der Gleichmut ist die Tugend der Athleten.
28. Wir Menschen fallen nicht für Geld.
29. Ein Schuft, wie Du es meinst, bin ich nicht. (Da hat er recht, scheint mir. Wenn es in dem Buche steht, ist er ein Prophet. Ein Denker ist er. Finden Sie nicht ?)
30. Im Tode ist der Mensch kein Sünder.
31. Die Forderung des Lebens zieht manchmal den Leser ab, denn das Gemeine will auch ein Opfer.
32. Sie hassen mich. (Das ist nicht wahr.)
33. Ich kann beschwören, daß du dich irrst. (Das ist möglich.)

34. Ein Jeder denkt einzeln seinen einzigen Gedanken; wenn ein Andrer zu ihm kommt, entsteht ein neuer Gedanke, den der Einzelne nicht hat.
35. Es ist Alles vergeblich, wenn der Irrtum, der gegen uns auftritt, nicht ans Licht des Tages kommt.
36. Das Schicksal ist so wie ein strenger Lehrer. Es hat kein freundliches Gesicht. Hat es aber eins, so werden die Menschen wieder mutwillig.
37. Das Gefühl der Rache siegt über Alles, auch über die Furcht und die Liebe.
38. Der Fluch der Macht ist, daß ein Arm dazu da ist, zu gehorchen dem Willen, den man widerrufen kann. Der Arm aber kettet die Tat an.
39. Ein Herrscher würde nicht ein Zehntel Böses tun, wenn er es selbst tun müßte. (Das ist sehr gut.)
40. Was dienen ist, das weiß ich auf ein Haar. (Also ?)
41. Eine Frau glaubt gern an ihres Mannes Unschuld.
42. Die Reue ist die Unschuld Derer, die gefallen sind.
43. Der Augenblick nach dem Verbrechen ist oft der schönste im menschlichen Leben.
44. Der Mensch ist nie besser, als wenn er fühlt, wie schlecht er ist.
45. Den soll kein Mensch verdammen, der das Urteil selbst sich spricht.
46. Das Leben ist viel wert, wenn mans verachtet.
47. Das Glück ist stumm.
48. Denen, die lieben, kommt das Licht nur in der Nacht.
49. Es ist sehr gefährlich, der Ohnmacht eines Wütenden zu spotten.

Das sind die Worte, die mir der Gefangene aufschrieb. Er hat sie übersetzt. Sie werden sehen, daß er ein Philosoph ist. Warum sollte ein Philosoph ein Spion sein ? Er hat besseres zu tun.

Sie haben diese Worte gelesen. Was soll ich also mit Heinrich v, Kleist tun ? Ich fasse zusammen, Herr Gouverneur:

1. Heinrich. v. Kleist ist ein sensibles Wesen, wie es manche in unserm edlen Frankreich gibt.
2. Er ist ein Dichter, der ebenso hohe Gedanken hat, wie es bei vielen unsres edlen Frankreich vorkommt.
3. Er beschäftigt sich viel mit unsrer Literatur und gibt dem Lande, zu dem er gehört, den Franzosen Rotrou.
4. Der Dichter jenes Landes wird den Sommer nicht erleben, wenn er länger hier bleiben muß. Denn das Wasser, das von den Mauern seiner Zelle herabrinnt, die unendliche Kälte und der ewige Hunger werden ihn töten. Werde ich die Verantwortung dafür zu tragen haben ? Ich will sie nicht tragen.
5. Von Spionage habe ich keine Spur gefunden. Was soll ich mit ihm tun ?

Der Kommandant des Fort de Joux

13. März 1807.
Abgesandt zwei Uhr nachmittags durch den Kurier, der wartete.

(Fortsetzung folgt)

Wien-Peking-Paris

Die Türken vor Wien ? Die Türken in Wien. Sie kämpfen nicht mehr Schulter an Schulter, sondern putzen auf der Ringstraße einem Fremdling die Stiefel, während zweihundert Wiener andächtig zuschauen. Handeln möchte hier immer der Andre. Sollen sie ihre Gewohnheiten ändern, weil heute wilder denn je gehandelt wird ? Wechselstube an Wechselstube. Man hört selten ein deutsches Wort. Die Valutaschieber beherrschen den Platz. Die Italiener sind Millionäre, die Amerikaner Milliardäre; und die Balkanier, malerisch anzuschauen, werden dies oder jenes, je nach der Höhe ihrer Prozente und Provisionen. Dazwischen sitzen sehnsuchtsvoll wartend die patriotischen Emigranten aus der noch asiatischern Hälfte dieser mit Recht so verwichenen Doppelmonarchie. Um uns wenigstens in der Uneinigkeit zu erreichen, bilden sie ungefähr sieben Parteien, die nach den Namen von Caféhäusern unterschieden werden: das Café Y ist der äußerste rechte, das Café X der äußerste linke Flügel. In allerhand Nuancen wird teils gehofft, teils gefürchtet, daß über ein kurzes die Ungarn Wien zu belagern beginnen werden. Was dann geschieht ? Die eine Stadt Wien scheint republikanischer als das ganze große Deutschland. Beweis: die Presse, die zwar der Leser Gesinnung bestimmt, aber im selben Grade von ihr bestimmt wird. Die deutsche, darunter die demokratisch geheißene, ist zu sechs Zehnteln reaktionär, die wiener, nach meinem Eindruck, der womöglich ein Zufallseindruck ist, etwa zu einem Zehntel. Die Legitimisten, die ihren ebenso feschen wie blöden Lumpen von Kaiser zurückhaben wollen, sind den unsern nur an Verstand, nicht an Zahl und Maulwerk gewachsen. Ich schreite, auf dem berüchtigten Ballplatz, durch ihr verlorenes, bis auf weiteres verlorenes, durch Berchtolds Reich, und meine Klage, daß man darin Jahrzehnte lang keine ähnlich vernünftige Funktion geübt hat wie die Besorgung einer Schlafwagenkarte für einen berliner Schriftsteller, ist ungestümer als, wenn ich meinem Ohr trauen darf, die Klage der Wiener über die Folgen jener falschesten Verwendung von Zeit und Kraft eines verantwortungsschweren Amtes. Auch meine Augen, weit geöffnet und bis an die Außenbezirke dringend, gewahren die Folgen nicht; höchstens, daß die Schmuddligkeit überall ärger ist als früher. Die simpelste Berechnung sagt, daß die Folgen gradezu niederschmetternd sein müssen. Die Stadtbahn fährt nicht, aus Mangel an Kohle. So sind die Straßenbahnen bis zur Lebensgefährdung überfüllt. Die Fahrt kostet sechzehn Kronen. Das sind für mich Markkrösus achtzig Pfennige. Für die Mehrzahl der Kronenverdiener aber steht diese, steht beinah jede andre Ausgabe in einem furchtbaren Mißverhältnis zu ihren Einnahmen. Und nun sehe und höre man diese Bevölkerung. Selbst die abgemagertsten Gesichter werden von einem heitern Blick überglänzt. An keiner Haltestelle Gerempel. Die Schaffner, die Trinkgeld ablehnen, geben im dicksten Gedränge freundlicher und ausführlicher Auskunft als unsre für nennenswerte Spenden.

Auf dem Hinterperron des Anhängewagens, der mich Sonntag abend von Baden — diesem zauberhaften, im Schmuck des herbstlich flammenden Waldes doppelt berückenden Potsdam der Oesterreicher — fünf Viertelstunden nach Wien fährt, singen drei halbwüchsige Burschen, die bei uns angetrunken zoten würden, mit innigster Freude am leisen Klang und an ihrer eignen Stimmführung Volkslieder; und wer auf den Stationen hinzukommt, singt mit. Ein glücklicher, offenbar unverwüstlicher Menschenschlag, glücklich in beiden Fällen: sei es nun, daß er zu animalisch bequem ist, um sich Ungemach nahe gehen zu lassen, sei es, daß dieses Ungemach ihn stählt, stärkt und steigert. Eine hinreißend anmutige, beschwingte und beschwingende Stadt, die sich Mädchen und Frauen nach ihrem Bilde geschaffen hat. Keine preußisch ausgerichteten Einheitsstraßen, sondern entweder abwechslungsbunte Träger barocker Monumentalbauten oder winklige Gassen, die hügelan steigen und hügelab fallen, und in die der berühmte Kreis von Bergen ein kühlendes, die Oktoberhitze linderndes Höhenlüfterl hinunterschickt. Traumhaft schönes Wien, saftige Augenweide dem unverwöhnten Spreestädter, halte stand ! Ueberlebe, wie die vertrotteltsten Habsburger, so die gerissenen Devisenjäger, von denen du heute eingekreist bist. Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag.

*

Um die Theater macht man zweckmäßig einen Bogen. Entweder ihre Dramas oder deren Besetzungen schrecken; und meistens beides. Nicht einmal Nachtvorstellungen locken. Das sind Genüsse für die Sorte Gewinnler, deren Vater in der Heroenzeit der wiener Bühne das Petroleum zur Rampenbeleuchtung auf Flaschen füllten. Erst vom Anhalter Bahnhof fährt man wieder ins Lessing-Theater; und ist noch nicht bei der Sache. Sondern im Belvedere-Park und in Fischer von Erlachs unvergänglichem Schloß, das einer Ausstellung edelster Gobelins erheblich würdiger ist als des letzten und niedrigsten seiner Bewohner: des mittelalterlich dumpfen und rohen Zerstörers Franz Ferdinand. Auf der Terrasse des Stadtparks, der am vernehmlichsten die alte Kultur dieses Wien bezeugt, weil ein neues, vergoldetes Denkmal Johann Straußens, wie es in grasser Scheusäligkeit bei uns alltäglich ist, hier als völlig vereinzelter Schandfleck wirkt. Am Lusthaus des Praters, dessen Zugangsstraßen und Rummelplätze einigermaßen verwahrlost sind, dessen Herzstücke aber ein nicht zu erschütterndes Bündnis mit der Natur geschlossen haben und in dieser unherbstlich flutenden Herbstsonne bis zur Ergriffenheit entzücken. Danach bin ich für Julius Berstls „Spiel mit Körpern und Seelen (nach chinesischen Motiven)" insofern ein ungeeignetes Medium, als nur mein Körper anwesend ist und meine Seele aus der Ferne vorwitzig fragt, weshalb ‚Der lasterhafte Herr Tschu' nicht ebenso gut Klawunde heißen und aus Zielennzig an der Knatter sein könnte. Man zwinge den Autor zu der Belastungsprobe dieser Umtaufung und entreiße Barnowsky den Aufputz, den die Firma Rex aus der Mohren-Straße frei ins Bühnenhaus liefert: dann wird . . .

*

Dann wird selbst für den Zuschauer ohne ablenkende Erinnerungen Berstls Text nicht reizvoller sein als Carl Sternheims Libretto zu ‚Manon Lescaut' ohne Massenets oder Puccinis Musik. Libretto: das soll kein Ekelwort sein. Es gibt Libretti, die minder talentlos langweilig sind. Was ist in diesen Sternheim gefahren ? Er baut plötzlich richtige Sätze; ein Zeichen seiner Unechtheit, daß er mit solcher Beflissenheit jahrelang unrichtige gebaut hat. Zwingt die Vorlage des Abbé Prévost dazu ? Nein: denn bei der ‚Marquise von Arcis' hat ihm die Vorlage des Denis Diderot nicht dazu gezwungen. Er hat plötzlich freiwillig seine Unart verloren — aber unfreiwillig auch seine Art. So mechanisch kann Jeder einen Roman in sechs Szenenbilder zwängen. Nur wird sich nicht jeder Dramatisierer einen Roman suchen, dessen Thema ihm, grade ihm am wenigsten „liegt". Dieser Roman lebt von der besinnungs- und bedingungslosen Liebe bis in den Tod, bis über den Tod hinaus: und der eisige Sternheim ist ein professioneller Verhöhner der Liebe, der geborene Desillusionator. Aber wenn er schon nicht so schlau war, diesen Stoff, als den ungeeignetsten von der Welt, ungenutzt zu lassen: schlau genug ist er doch, um zu wissen, daß hier Alles verlogen zutage treten muß — und sich mit Mätzchen zu helfen oder helfen zu wollen. Und wie armseligen ! Casanova erscheint — und tut nichts, ist nichts, redet nichts, was seinem Renommee halbwegs entspräche. Vielleicht wird, nach einer Reihe von Versagern, das rhetorische Finale es machen ! Hier handelt sichs — peroriert der Autor, der darauf vertraut, daß die Dummen nicht alle werden — um den „atemraubenden" Kampf, den des Grieux, Repräsentant des verarmenden Adels, und Manon, Prostituierte und Proletarierin, gegen den dritten Stand: den Bürger hoffnungslos kämpfen ! Nun, da hört selbst meine Gemütlichkeit auf. Der bedauernswerte Bürger, der von oben und unten her in die Zange genommen wird: von einem chevaleresken Louis und seiner Louise aus dem vierten Stand oder der vierten Lage ! Man geht lieben oder kommt davon her, spielt falsch und betrügt ringsherum aus keiner sozialen Not, aus keinem andern Motiv als der eigenen Wesensschwäche oder -verfaultheit — und wirft sich zum Ankläger der Epoche, Europas, der Menschheit auf. Was ist hier übler: die historische Unempfindlichkeit, Ideen so mörderisch vorzudatieren, oder das billige Libertinertum, als ein Bürger Verbrecher gegen den anständigen Bürger aufzuwiegeln, oder die künstlerische Plumpheit, da kein Orchester vorhanden ist, demagogische Tiraden wie Arien ein- und der unwürdigsten, ihres Inhalts unwürdigsten Person in den Mund zu legen ? Am übelsten ist, daß Frau Orska Manon mit ihren falschesten Schluchzern versieht, daß sie im prall anliegenden schwarzen Sammtkleid Schlangenmensch macht, daß sie Angst heuchelt und Erregung fingerdick aufträgt, daß sie nackte Beine zeigt, wo ein nacktes Herz erforderlich ist. Aber das Publikum des Theaters der Königgrätzer Straße war es zufrieden. Wie jetzt jedes Publikum jeden Schwindel ergeben hinnimmt. Ich für mein Teil gedachte dankbar Geraldine Farrars. Und Wiens.

Musiker Pallenberg von Alfred Polgar

Ein berühmter Mann wurde Pallenberg bei der Operette. In dieser wahrhaft unmenschlichen Sphäre von Albernheit, Gedudel und Sentimentalität ist es Aufgabe des Komikers, aus Schwachsinn Lustigkeit zu keltern. Pallenberg erledigte das, indem er seine ganz persönliche Komik wirken ließ und nur, wie der Ritter die Schärpe seiner Dame, die Farbe des jeweiligen Schwachsinns umgürtete. Das Rohmaterial seiner Komik galt hier schon als fertiges Produkt. Er schlug dem leeren Faß der Rolle den Boden aus, steckte, zu der Hörer grenzenloser Freude, seine Fratze durch (zuweilen auch sein Gesäß), oder ließ es kreuz und quer über die Bühne rollen, auf ihm herumturnend als genialischer Affe seiner selbst. Von dem Text der Librettisten blieb, gewöhnlich nach den ersten Proben schon, nicht viel übrig. Er wurde „in der Luft zerfetzt" und aus den Fetzchen ein sprachliches Narrenkleid improvisiert, an dem die Pallenbergschen Flick-Einsätze das Kostbarste waren. Wie dem Text erging es der Figur. Unter den Griffen einer gewalttätigen, rücksichtslosen Komik zerbrochen, ward sie von der Schöpferkraft dieser Komik zu einem ganz neuen drolligen Etwas zusammengefügt, das, den Kopf zwischen den Beinen oder den Bauch hinten, als blanke Mensch-Parodie einherlief, lange vor Dada mit überschäumender Lippen- und Gliedmaßen-Suada die Diktatur des Clowns verkündend.

Er paktierte nicht mit dem Unsinn, sondern gab sich ihm ganz und gar hin, mit einer bösartigen Lust an allen Demütigungen, die Vernunft und Menschenwürde hierbei erlitten. Gezwungen, der Lächerlichkeit zu dienen, diente er ihr mit götzendienerischer Inbrunst und Beflissenheit. Sein Witz lief zum Kretinismus über und verriet die Genossen. Seltsamerweise zeitigte all der wild blühende Stumpfsinn doch immer schauspielerische Frucht. Die Gestalterkraft, der schöpferische Zwang gewissermaßen, erwies sich in dem Operettenwurstel stärker als der anarchische Zerstörerwille. Und aus all der hemmungslosen Spaßmacherei und Hanswursterei trat doch immer, den Nebel durchschneidend, die Kontur eines ganz besondern Menschenbildes. Pallenbergs Komik führt letzten Endes die Absurdität ad rationale.

Schade, daß er nicht mehr dazu kommt, Couplets zu singen. Was gab er da für meisterliche Plastik im knappen Wort, um das rundum er durch Geste und Mienenspiel Kulissengassen von tiefer Perspektive hinzauberte ! Der Rhythmus wurde in seinem Munde tönende Charakterlinie, zugleich Formel einer undefinierbaren, tief im Blut sitzenden und aus ihm geholten Lustempfindung. Und wie der Refrain dann paßte, das gab etwas von der aesthetisch-geheimnisvollen wollüstigen Freude, die das Münden einer Kreislinie in ihren Anfang bereitet.

Weil wir von Rhythmus sprechen: die Musikalität des Schauspielers Pallenberg ist eine besonders reizvolle Kraftlinie seiner Wirkung. Genauest trifft er den „Ton" einer Figur und hält ihn durch alle Possenlagen mit einer obstinaten Zähigkeit fest, die

schon an sich ein Komikum. Der Klang des Wortes reizt seine Zunge zum Tanzen. (Man weiß, zu welchen Harlekinssprüngen bisweilen.) Der Tonfall des Satzes verführt ihn zu Variationen, zu „Engführungen", zu „Umkehrungen" des Themas. Nur ein Musiker kann solch ein Ohr für Dialekte haben wie Pallenberg, und solch eine Meisterschaft in deren sprachlicher Kopie. Die Mundart, die er einmal gehört, spricht er — hierbei nach Landstrich, Bezirk, Stadt differenzierend — so getreu und echtfarbig in jeder Klangschattierung nach, als wär' er dort daheim, wo solche Rede geredet wird. Sein unsterblicher Johann Nepomuk Zawadil (in der ‚Familie Schimek‘) ist wie gebeizt vom Dialekt: er spricht nicht nur — er blickt, er geht, er lacht böhmischdeutsch. Wenn er zuhört, böhmakelt er mit den Ohren. Die ganze Figur atmet das spaßige Idiom, und ihre Saftigkeit rührt nicht zum mindesten her von solcher sprachlichen Durchgereiftheit. Pallenberg spricht minutenlang ungarisch — du schwörst, es ist ungarisch, der zuhörende Ungar fragt ungarisch, was der Landsmann da gesagt, er habe nicht genau die Worte vernommen: — aber es war gar nicht ungarisch, sondern nur ein erfundenes Vokal- und Konsonantengemengsel, so durchtränkt von magyarischem Klang, so genau der besondern Musik der Sprache nachgetönt, daß selbst der Ungar von diesem Nicht-Ungarisch getäuscht wurde wie von des Apelles gemalten Früchten die Vögel.

Wie er Couplets singt, wie er Dialekt spricht, wie er einem Rhythmus zu jederlei Unzucht sich hingibt, wie er, selbst im profansten Theaterspiel, die Melodie eines besondern Menschentums noch aus der gassenhauerischen Verzerrung herausklingen läßt, wie er, ohne tanzen zu können, tanzt, wie er, ohne Klavier spielen zu können, Klavier spielt, wie sich am Klang des Wortes seine Phantasie entzündet, wie er das motivische Material jedes Bühnenaugenblicks in Rede, Miene, Bewegung mannigfach (oft quälend mannigfach) durchzuspielen weiß: das Alles zeugt von der tiefen Verwurzelung seiner Kunst im Musikalischen.

Pallenberg oder: die Geburt des Komischen aus dem Geist der Musik.

Ein Stück aus ‚Max Pallenberg', dem achten Band der Monographiensammlung, die, unter dem Titel: ‚Der Schauspieler‘, Herbert Jhering im Verlag Erich Reiß zu Berlin herausgibt.

Oberschlesien **von Waltreu**

Die unmögliche Entscheidung des Völkerbundrates konnte sowohl in Großbritannien wie in Frankreich, nur nicht in Deutschland Befriedigung wecken. England wahrt das Gesicht, freilich; streichelt die deutsche Wunde und stammelt ein paar tröstliche Worte: aber die Genugtuung, von einer großen Sorge durch die Weisheit der genfer Exoten befreit zu sein, läßt hinter all dieser gespielten Freundlichkeit doch die Fratze der Profitgier erkennen.

Man hatte einmal Prinzipien; Lloyd George wagte sogar, Deutschland fair play zu versprechen. Diese Prinzipien aber wurden unbequem und galten nicht mehr, als sich herausstellte, daß in der

Zwischenzeit auf Kosten Deutschlands ein Geschäft mit Frankreich ins Reine gebracht werden konnte. England also wird künftig in der Gegend von Baku und den russischen Ostseeprovinzen die Führung haben, Frankreich darf Polen und die Balkanländer am Leitseil führen; abgemacht — Oberschlesien ist geteilt.

Wer Rechtsfragen als eine Funktion des Machtprinzips zu sehen gewohnt ist, wird nicht Neigung verspüren, seinen Atem in wohltönenden Deklamationen über diesen neuen Betrug an Deutschland zu vergeuden. Die Entscheidung über Oberschlesien ist wahrlich jenseits von Gut und Böse gefällt. Asiatische Verschlagenheit hat sie erklügelt. Es wird eine Grenze gezogen, also eindeutig und klar entschieden, aber es wird auch bewußt das Unklare, ein Condominium, das in der vorgeschlagenen Form auf die Dauer nicht durchführbar ist, geschaffen — und alle Eindeutigkeit ist dahin. Diese Kompliziertheit und Undurchführbarkeit des Projekts muß den Weisen von Genf bewußt gewesen sein. Sie haben erreicht, daß die Verantwortung in die Hände ihrer Auftraggeber zurückgegeben wird, die froh sind, an der oberschlesischen Frage wieder formen zu können, wie sie wollen; sie haben mit Raffinement und Rabulistik entschieden, die Autorität des Völkerbundes erschüttert — und der Weltwirtschaft einen vernichtenden, wahrscheinlich den entscheidenden Schlag versetzt.

. . . Oberschlesien geteilt. Der Auslandswert der Mark sinkt. Der Dollar steht in diesem Augenblick 192. Was ist geschehen ? Das steuerpflichtige, im Strumpf verborgene Papiergeld wird auf den Markt geworfen und in Dollarnoten verwandelt. Begreift doch, daß Wirtschaften, grade so wie einst Kriegführen, eine psychische Funktion ist ! Gewiß ist Hamsterei unmoralisch, bedeutet die Dollarvöllerei Entziehung von Werten, die der Allgemeinheit unentbehrlich sind. Aber die Atmosphäre, in der diese Gelüste auswachsen und verderblich werden können (sie haben bei weitem nicht die Bedeutung, die ihnen zugemessen wird), ist durch die unfriedliche, oekonomisch widersinnige Politik der Entente geschaffen worden. Noch ist Eigennutz Motiv alles Wirtschaftens.

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was nun folgen wird. Bei einem Auslandswert der Mark von zwei Pfennigen muß die Exportfähigkeit Deutschlands mächtig anschwellen. Denn Deutschland arbeitet. Jeder Vergleich mit Deutsch-Oesterreich hinkt. Wir verfügen über die mächtigsten Produktionsinstrumente der Welt, über die konzentrierteste industrielle Intelligenz. Da keine Nation bei so entwerteter Valuta mit Deutschland in Wettbewerb treten kann, werden riesige ausländische Auftrage hereinfließen. (Ihre Zahl ist schon jetzt recht stattlich.) Daher ist nicht zu befürchten, daß wir in Rohstoffen ausgehungert werden. Man wird sie uns trotz entwerteter Valuta liefern, weil wir Waren, die nicht aus deutschen Rohstoffen hergestellt werden, künftig für fremde Rechnung ausführen müssen, um mit dem verdienten Lohn unsern Anteil an sonst nicht erreichbaren tropischen Gütern zu bezahlen. Deutschland wird in seiner Produktionsfähigkeit durch die Markentwertung keineswegs ins Herz getroffen.

Draußen aber wirds stille werden. Die Krise, eine Folge der deutschen Exportwut, muß wie eine schleichende Krankheit das Herzblut der ausländischen Volkswirtschaften vergiften und schließlich zu einem Zusammenbruch führen, dessen Schwere kaum vorstellbar ist.

Mächtige Wirtschaftsgebilde, Banken und Industrien des Auslandes werden zerbrechen und durch ihren Fall schwere soziale Erschütterungen hervorrufen.

Deutschland aber, über dessen Grenzen Wogen von Gütern hinausschlagen, das zu einem Vulkan der Arbeit wird, ist abgeschlossen von der Welt, weil die entwertete Valuta den Kauf und die Hereinnahme fremder Waren unmöglich macht. Ihm ist eine furchtbare Waffe in die Hand gedrückt worden: der Zwang, einen unmöglichen Friedensvertrag zu erfüllen. Jede Warensendung, die auf Reparationskonto gutgeschrieben wird, ist ein Schlag gegen das wankende Gefüge der Weltwirtschaft. Die Teilung Oberschlesiens wider alle oekonomische Vernunft kann zum Zusammenbruch unsrer Währung — und der Weltwirtschaft führen.

Die Neutralen werden es müde, der Entente die deutschen Reparationsschulden zu zahlen. Nichts Andres geschieht, wenn wir Papiermark verkaufen, um Golddevisen zu erstehen. Amerika muß an der Ueberwertung seines Geldes in Siechtum geraten; die Entente verzweifelt, jemals den Vereinigten Staaten die während des Krieges aufgenommenen Dollarschulden zu zahlen. Von Oberschlesien aber wird es einstmals heißen, daß es den Zusammenbruch verursacht habe.

Anfang vom Ende — oder Anfang . . .

Zeitungsstreik von Theobald Tiger

Bumsstill stehn alle Rotationsmaschinen.
Der Abonnent ist mächtig konsterniert.
„Mama, ist denn kein Morgenblatt erschienen ?"
Was nicht gedruckt ist, das ist nicht passiert.
Der Setzer schnupft. Und im Verhandlungssaal
palawern mit entsetzlich ernsten Mienen
die Syndikate Reden ohne Zahl.
Bernhard stirbt an versetzten Leitartikeln,
die er schon alle, alle fertig hat —
    Stell auf den Tisch die duftenden Aurikeln !
    Heut kommt kein Blatt !

Wie sind die Kritikieker zu bedauern !
Der Mime mimt. Die Rampenlampe zuckt.
Und aller Geist muß nun im Schub versauern,
indem den Mostrich leider Keiner druckt.
Der Jhering kann den Rotters nun nicht wehren,
kein Engel singt, kein Falke legt ein Ei —
    Stell auf den Tisch die schönen Preißelbeeren !
    Wie einst im Mai !

Und Alle, Alle harren dumpf im Ruhstand.
Auf ein Mal ist die Welt so freundlich still.
Wie lange währt der himmlisch-schöne Zustand ?
Bis der Maschinensetzer wieder will.
Dann geht es los, und alles rast im Fiber,
und unser Haushalt kriegt Papier, zu seinem Glück . . .
    Stell auf das Tischlein den Jelängerjelieber !
    Und ist die kleine Pause mal vorieber,
    denk ich noch oft, noch oft an sie zurück — !

Rundschau

Der Stoff

Was ich hier niederschreibe, ist eine ganz interne Schriftstellerangelegenheit; Nichtinteressenten sind gewarnt.

Ist es überhaupt möglich, daß es einem Schriftsteller an Stoff fehlt ? So unmöglich, wie wenn ein normaler Mensch unter normalen Umständen keine Luft zum Atmen hat. Der stofflose, stoffsuchende Schriftsteller ist entweder eine Witzblattfigur oder — kein Schriftsteller.

Stoff, soviel man will. Eher zuviel als zu wenig ! Etwas Andres und Kompliziertes allerdings ist das Zusammentreffen eines Stoffes und eines Schriftstellers, eines richtigen Stoffes mit dem richtigen Schriftsteller. Hundert Stoffe bieten sich dar, aber einer nur von diesen hunderten ist auserwählt. Diese Auswahl ist kein Willkürakt, sondern eine schicksalhafte Begegnung. Ob der Stoff uns wählt oder wir den Stoff, ist nie zu entscheiden. Jedenfalls strömt von dem Stoff, der zur Wahl bestimmt ist, so viel geheime Sympathie zu uns herüber wie von uns zu ihm. So kommt die Begegnung zustande.

Ueber Alles schreiben zu können — also Wahl- und Willensfreiheit inbezug auf den Stoff — kann eine journalistische Tugend, aber ein schriftstellerisches Laster sein. Ueber dem schöpferischen Akt der Stoffwahl jedoch schwebt die Notwendigkeit, die Willensfreiheit ist ausgeschaltet, und es waltet das dunkle Gesetz der Erfüllung, wie in den Begegnungen der ganz großen Liebe.

Ein guter Stoff: darunter verstehe man nicht irgendeine originelle Begebenheit. Der unscheinbarste Stoff kann viel wertvoller sein. Der Wert eines Stoffes liegt letzten Endes im Wert seines Finders, und auch die Originalität des Stoffes hat seine Origo im Menschen. (Man vergesse nicht, daß Originalität viel weniger mit Ausgefallenheit zu tun hat als mit Ursprünglichkeit.)

Paradoxe Erscheinung: Seufzend unter dem Ansturm der Stoffe legt man verzagt die Feder hin und nimmt gar keinen in Angriff. Und gar erst vor dem groben Stoff des eignen Lebens resigniert so Mancher und wagt sich nicht an ihn heran.

Chemisches Experiment: Man mache den Schriftsteller absolut stoffrei. Was nach diesem Vakuum-Prozeß übrigbleibt, ist der Schriftsteller und die Sprache, letzter und höchster aller Stoffe. An ihm erweist sich, wie Gold am Probierstein, der letzte und höchste Wert des Schriftstellers. Und Wunder: alles Stoffes ledig, schlägt der schreibende Magier aus der Sprache allein den neuen, den ewigen Stoff.

Hans Natonek

Esperanto

Lieber und verehrter Herr Jacobsohn,
Sie richten an mich die ehrende Aufforderung, mich zu einem begeisterten Aufsatz über Esperanto (in Nummer 42 der ‚Weltbühne‘) zu äußern. Also wohl: meine Zweifel an dem Siege einer künstlichen Weltsprache zu rechtfertigen. Aber ich stecke in maßloser Arbeit, meiner eignen Arbeit, und bin in den letzten sieben Jahren um weit mehr als vierzehn Jahre älter geworden. Was ich über die künstlichen Sprachen, über die Weltsprachen von Pappe, noch zu sagen hatte, das steht in meinem kleinen Buche: ‚Muttersprache und Vaterland‘ (Nummer 38 der Zellenbücherei); ich bin zu müde, um etwas hinzufügen oder streichen zu können, bin auch wohl zu altmodisch, als daß ich Lust hätte, umzulernen. Ich will also lieber nachgeben. Ich will von jetzt an glauben, daß der Esperanto-Weltkongreß in Prag sich mit Fragen der Propaganda beschäftigt hat, anstatt meine Frage zu beantworten, ob Esperanto den Namen einer Sprache verdiene; ich will gern glauben, daß die Esperantisten in Prag esperantistisch getanzt und ge-

gessen haben; ich will mir sogar Muße nehmen, zu glauben, daß man diese Sprache in vierzehn Tagen erlernen könne. Mit diesem Pater peccavi müssen sich schon die Freimaurer, die Frauenrechtlerinnen und die Zionisten zufrieden geben, die wirklich geborene Esperantisten zu sein scheinen. Nur das kann ich alter Skeptiker nicht glauben, daß es nicht ein Verbrechen sei, unsre überbürdeten Schüler auch noch mit dem Erlernen einer künstlichen Sprache zu belasten, die nach zehn Jahren von einer noch bessern, noch leichtern, noch schönern künstlichen Sprache verdrängt sein wird.
Mit ergebenen Grüßen   Ihr Fritz Mauthner

Felix Hollaender als Regisseur

Felix Hollaender ist als Regisseur noch zerstreuter als im täglichen Umgang mit Menschen. (Nur wer ihn kennt, weiß, was das heißt) Da aber der Sinn seines Lebens Aktivität ist, so redet er — im Gegensatz zu dem wortkargen Reinhardt — fortwährend auf die Schauspieler ein, verschlimmbessert, verbesserwissert und überträgt seine Nervosität auf das Ensemble.

*

Einen Tages läuft er während der Probe unruhig auf der Bühne umher, und sein gewaltiges Ohr fängt grade einige Worte der Lucie Höflich auf, die in der Kulisse steht und im Privatgespräch zu einer Kollegin sagt: „Na, wir werden das Kind schon schaukeln." Hollaender hält inne und fährt auf die Höflich los: „Aber Frau Höflich, Sie müssen doch betonen: Wir ‚werden' das Kind schon ‚schaukeln' !"

*

Während Hollaender Regie führt, kommt Moissi, der in diesem Stück gar nicht beschäftigt ist, auf die Probe. Mit zarten Schritten, um nicht zu stören, huscht Moissi über den Hintergrund der Bühne — da unter-
bricht Hollaenders Stimme die Probe: „Sehr gut, Herr Moissi — diese Nuance ! Das wollen wir beibehalten."

*

Hollaender probiert mit der Kompaserie schwitzend und fuchtelnd eine Massenszene. Da plötzlich wird er einen Augenblick still, blickt in sein Regiebuch und schreit mit begeisterter Lebhaftigkeit: „Also meine Damen und Herren, auf Seite 67 oben schleudern Sie alle die Arme in die Luft !"

*

Während des Weltkriegs probt Hollaender. Einer der größten Siege wird gemeldet, und in der Stadt beginnen die Glocken zu läuten. Hollaender spitzt die Ohren, lauscht und ruft in die Kulissen: „Das ist ein guter Einfall, Inspizient ! Das Glockenläuten an dieser Stelle bleibt !"

*

In einer Regiesitzung ergeben sich für ein Stück Besetzungsschwierigkeiten. Wie üblich, beschließt man, das Stück nur in den ersten Aufführungen mit der Premierenbesetzung zu spielen, und Hollaender will zum Abschluß sagen: Wenn wir also das Stück zehnmal gebracht haben, müssen wir es umbesetzen. Stattdessen stolpert es aus seinem Munde: „Wenn wir also das Stück zehnmal umgebracht haben, müssen wir es neu besetzen."

Merkwort

Manches habe ich von meinen Lehrern gelernt.
Mehr noch von meinen Schülern.
Am meisten von meinen Kopisten.

Leopold Jeßner

Liebe Weltbühne !

In der Sitzung einer als „Blutkammer" verschrieenen Strafkammer ist Beratung. Einer der Beisitzer sagt: „Ja, meine Herren, direkt erwiesen ist allerdings dem Angeklagten nichts. Das ist ja wahr. Aber ich weiß nicht . . . so eine kleine Verdachtsstrafe könnte doch nichts schaden !"

Antworten

Harry Kahn. Ich lese: „Edschmid ist der Sudermann unsrer Tage, um die ganze Roheit, Brutalität und Hirnlosigkeit potenziert, um die das Reparationszeitalter die harmlose Gründerzeit überrundet. Sudermann begann bekanntlich als echter Gartenlaubenromancier und ist dieser Gattung trotz grellster realistischer Schminken zeitlebens im Innern treu geblieben; aber er hatte wenigstens einen Winkel des Lebens mit eignen Augen gesehen. Edschmid dagegen ist nur Literatur. Er hat sich offenbar bereits im zartesten Knabenalter derartig mit Wedekind, Heinrich Mann und Franzosen, die eine hilflose Provinzpubertät verwirren können, vollgelesen, daß er dem greifbaren Leben gegenüber bis heute blind geblieben ist. War Sudermann mit einem Worte Nietzsches der Schauspieler seines Ideals, so ist Edschmid das zappelnde Aeffchen seiner gedruckten Vorbilder. Er will es ihnen übertun, indem er Tempo und Temperatur zu steigern sich abmüht; aber sein Muskelwerfen und sein atemloses Keuchen erinnern weit mehr an den geheimen Sünder als an die Entladungen der zeugenden Leidenschaft. Sein Verhältnis zur Sprachkunst läßt sich nur durch den Abstand kennzeichnen, den ein Filmstatist zum Drama hohen Stils einnimmt. Seine Zeitungsartikel, zu deren Erscheinen ein so ernstes, gediegenes und namentlich im Ausland wertvoll wirkendes Blatt wie die Frankfurter Zeitung fortgesetzt sträfliche Beihilfe leistet, enthüllen ihn in der schlotternden und stotternden Armseligkeit eines Klippschülers. Seine Erzählungen, bei denen er seine erstklassige Daseinshöhe und hundertgradige Leidenschaft jedes Mal einleitend oder kommentierend nachdrücklich versichert, zeigen seine traurige Heimatlosigkeit in jedem Instinkt und Erlebnis. Alles ist erschlichen, nachgrimassiert, bombastisch überbrüllt, um den Vorsager unhörbar zu lassen. Vernichtend gradezu für ihn ist die beliebte lässige Geste des Frauenkenners, des Frauenbesiegers, in der er sich mit breiter Selbstgefälligkeit räkelt. Der Roman von den ‚Achatenen Kugeln' ist das von allen Eitelkeiten strotzende Angstprodukt des unrettbaren Kleinbürgers. Sein Weltmannstum ist das des Portokassenjünglings, der die Oberschicht lediglich in ihrer Verbindung mit der Psychopathologie und der Kriminalität kennt und bewundert. Sein Internationalismus ist der des Vorstadtartisten, der mit fremdländischen Sprachbrocken um sich wirft und sich entsprechend kostümiert. Seine Erotik ist die des Winkelsünders, der sich an physischer Unerschöpflichkeit wie an einem billigen Spiel in der Vorstellung sättigt, ohne die seelische Tragik zu ahnen, die die wirkliche Leidenschaft über ihre Geschöpfe verhängt. Sein politisches Umstürzlertum ist das des billigen Abenteuers, wie es verständnislose Zeitungsreportage dem Kleinbürgertum vorgruselt, von dessen lebendigem Geist er niemals einen Hauch verspürt hat. Daß der expressionistische Sudermann auf den alten Dumas zurückgriff, war nur ein geschichtliches Tribut: er kommt aus diesem Lager. Daß er aber diesen für Kinder vergangener Jahrzehnte leichtest faßbaren Theatermann überhaupt nicht begriffen hat, erweist seine völlige Hirnlosigkeit. Dieses bunte, streng kostümierte Gewimmel und Gewirbel modernisieren zu wollen, heißt: es in ein Nichts auflösen. In einem verzerrten Gegenwartskostüm verlieren seine Menschen jedes Leben und jeden Sinn, und übrig bleibt immer wieder nur in jedem gestümperten Satzgefüge der Reparationsklassiker Eduard Schmid, der sich selbst neckischerweise zu einem Kasimir ernannte, der schreibende Exponent des Portokassengents und des Vorstadtartisten, der Passagen-Erotik und der Filmpolitik." Das schreibt Alfons Fedor Cohn in der ‚Glocke'. Sie werden nicht leugnen, daß sichs würdig den sieben Seiten anreiht, die Sie in Nummer 42 meines sechzehnten Jahrgangs dem Männchen gewidmet haben.

Kommunist. Das ‚Hamburger Echo' teilt mit, wie eine Broschüre von Junius IIII.: ‚Erzbergers Ermordung und die revolutionären Arbeiter' in Paul Levis Monatsschrift ‚Unser Weg' bewertet wird: „Die Broschüre sticht selbst aus der ‚Masse' der komunistischen Broschürenliteratur, in der wahrlich bald jede Gattung und Qualität vertreten ist, durch einen völligen Mangel jeden kommunistischen, ja jeden Gedankens überhaupt und durch eine fast unglaubliche Unverfrorenheit hervor. Elf Seiten äußerst fragwürdigen Deutsches haben zum Inhalt den literatenhaft schmierigen Schimpf- und Entrüstungserguß eines unverkennbaren Schundes, verbunden mit dem Phrasenschatz eines Redaktionslehrlings der ‚Roten Fahne'. Die ‚Hamburger Tribüne' aber, das Organ der U. S. P. D., schreibt dazu: „Das Ganze würde nicht ein Wort der Kritik lohnen, wenn nicht die deutschen Arbeiter ein Anrecht darauf hätten, zu erfahren, wer der saubere Bursche ist, der es wagt, für seine Schmiererei das historisch gewordene Pseudonym Rosa Luxemburgs zu mißbrauchen. Sein Name ist Wilhelm Herzog. Herr Herzog hat ja bewiesen, daß er im Geldmachen dem von ihm bekämpften Bürgertum nichts nachgibt. Seit Jahren werden die schwersten Vorwürfe gegen ihn erhoben. Herzog, der an Moskaus Gnadensonne sich wärmte, klagt nicht — die Kommunisten haben ihm wohl deshalb ihr besonderes Vertrauen geschenkt. Er darf für sie Broschüren und Artikel schreiben . . ." Und nur deshalb ist auch hier von dem Jobber der Republik, der Arbeitergelder unterschlagen hat und die abgegriffensten Schlagwörter in seinem Kauderwelsch mit hysterisch tobender Aufdringlichkeit an Ihre ahnungslosen Genossen bringt, nach längerer Zeit wieder einmal die Rede: weil Ihre ‚Rote Fahne' sich offenbar nicht darüber klar ist, wie sehr sie sich schädigt, indem sie diesem Gesellen Unterkunft bietet.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 3. November 1921 Nummer 44

Wie Oberschlesien verloren ging !

Kattowitz, 28. Oktober 1921

Oberschlesien war von vorn herein in seiner vertrackten Besonderheit sowohl für Deutschland wie für Polen eine harte Nuß. Als kurz nach der Unterfertigung des Vertrags von Versailles ein bekannter holländischer Journalist den General Haller in seinem Feldlager besuchte, um sich auch dort über die oberschlesische Frage zu informieren — da legte ihm der General eine in Breslau vor dem Kriege erschienene Karte vor, aus der hervorging, daß viele oberschlesische Kreise polnisch sprechende Majoritäten oder sehr starke deutsche Minoritäten aufzuweisen haben. Diese Karte, die in Korfantys Agitation eine große internationale Rolle gespielt hat, und die auf der ziemlich willkürlichen, rein verwaltungsmäßigen Einrichtung der preußischen Landkreise beruhte, ist niemals, weder von der Reichsregierung noch von der preußischen Regierung, authentisch interpretiert worden. Auch hier versagten die deutschen Aufklärungssysteme, wie sie zum guten Teil den Verlust des Weltkriegs verschuldet haben.

In der oberschlesischen Frage haben wir statt mit geschäftlichen vornehmlich mit den Methoden des Bürokratismus und des Formalismus zu wirken gesucht. Diese Eigenart unsres Landes wird aber in der Welt entweder nicht verstanden oder falsch beurteilt. In unserm Zeitalter gewaltiger Wirtschaftsfragen, die überall auf der Erde den politischen vorangehen, muß man eben mit dem starren System des altbrandenburgischen Bürokratismus überall unterliegen. Ihm danken wir unsern Zusammenbruch, ihm die katastrophale Lösung des oberschlesischen Problems.

*

Die unrichtige Beurteilung der oberschlesischen Frage äußerte sich zunächst in der Ernennung des dreiundsiebzigjährigen Fürsten Hatzfeld zum Staatskommissar von Oppeln. Damals bot sich die erste Gelegenheit, wie Metternich sagte, Geschäfte zu machen. Bei uns verschwand dieser Kernpunkt unter formalen Protesten und Kleinigkeiten. Selbst die damals noch leicht vorzunehmende agitatorische Vorbereitung für die Volksabstimmung ist auf dem flachen Lande fast völlig vernachlässigt worden, während die Polen mit allen Mitteln praktischer und auf die Sache eingestellter Agitation vorgingen. Man beschränkte sich auf Reden und Versammlungen in den Städten, wo man sich vor einer zuverlässigen deutschen Zuhörerschaft wußte. Insbesondere wurde, solange es Zeit war, keinerlei Gebrauch davon gemacht, mit deutschen Zeitungen in polnischer Sprache zu wirken. Umgekehrt: die Versuche weiter denkender Männer, hinter die Methoden und Ziele der polnischen Agitation zu kommen, wurden meist mit der Beschimpfung dieser wahren Patrioten als Vaterlandsverräter beantwortet. In einzelnen Fällen muß einem noch heute das Blut kochen, wenn man an die hier bewiesene Kurzsichtigkeit und Niedertracht denkt, gegenüber einem Gegner, dem jedes Mittel recht war.

Bei der ganzen außenpolitischen Konstellation in Oberschlesien — es bestehen zweifellos in irgendeiner Form Abmachungen zwischen

Frankreich und England, wonach Frankreich im Osten die Vorhand hat — lag der Schlüssel zur Lage in Paris und beim General Le Rond. Dieser General von nicht unbedeutenden staatsmännischen Qualitäten wurde in seiner natürlichen Hinneigung zu der polnischen Seite gradezu gestärkt. Polen begann eben, mit Frankreich Geschäfte zu machen. Leute wie Korfanty, Czartorisky und andre waren dem Fürsten Hatzfeld und erst recht dem eigentlichen Leiter der deutschen Politik in Oppeln: dem Legationssekretär Moltke weit überlegen. Auch der Geheimrat Brauweiler ist wohl ein tüchtiger Beamter gewesen. Ein bekannter, Deutschland freundlich-gesinnter Ausländer hat einmal gesagt: „Man pflegt doch nicht mit Droschkenpferden ins Derby zu gehen."

Der Reichsregierung wurde sehr früh und jedenfalls rechtzeitig von diesem prinzipiellen Unterschied zwischen den gegnerischen Persönlichkeiten und unsern Vertretern Kenntnis gegeben. Es erfolgte keinerlei Aenderung, weder in den Personen noch in den Methoden, und man muß die deutsche Landbevölkerung von Oberschlesien ob ihrer Haltung am Abstimmungstage höchlichst bewundern. Unsre Systeme führten zu Proskriptionslisten, und in vielen Kreisen waren es die Vertreter des oberschlesischen Klein-, Mittel- und Großbesitzes, die in außerordentlich geschickter Weise die deutschen Interessen wahrten. Dafür sind ihnen dann beim dritten Polenaufstand ihre Häuser und Schlösser ausgeraubt worden. Mit Deklamationen, Reden und Protesten konnte trotz einer unkaufmännischen, nahezu beispiellosen Geldverschwendung für unnütze Dinge dieses an und für sich so ungeheuer schwere Problem nun einmal nicht gelöst werden.

In Deutschlands augenblicklicher Lage sind von keiner Regierung Unmöglichkeiten zu verlangen. Aber es muß erwartet werden, daß mit Sachkenntnis wirklich gearbeitet wird. In Oberschlesien ist, gemessen an den Methoden unsrer Gegner, überhaupt nicht gearbeitet worden.

*

In Berlin war der tatsächliche Leiter der oberschlesischen Reichspolitik ein Legationsrat Mayer. An und für sich war es schon ein sträfliches Vergehen, diese Schicksalsangelegenheit Deutschlands nicht in die Hände eines unsrer besten Diplomaten oder Sachkenner zu geben. Die oberschlesische Industrie hat jederzeit entsprechende Vorschläge gemacht. Herr Mayer hat verstanden, die zu allen, auch persönlichen Opfern bereiten oberschlesischen Industrieführer von irgendeiner praktischen Betätigung im Interesse der Sache auszuschließen. Mit unglaublicher Kleinlichkeit und recht schlechter Gesinnung wurden Menschen, die Das, was er Politik nannte, nicht unterstützen wollten, bei ihren Vollmachtgebern denunziert — naturgemäß ohne Erfolg — und Nebensächlichkeiten zu Hauptsachen gestempelt. Maßgebende oberschlesische Kreise haben die unheilvolle Rolle und Art dieses jungen Herrn seiner vorgesetzten Behörde stets mit äußerster Offenheit geschildert. Anscheinend hat die Bürokratie des Auswärtigen Amts sich bei solcher Stellungnahme im System getroffen gefühlt.

Es ist unbedingt notwendig, durch Vernehmung sämtlicher an der oberschlesischen Frage direkt und indirekt beteiligten Persönlichkeiten vor einem Untersuchungs-Ausschuß die ganze Unglückskette,

die eine schwachsinnige Politik geschmiedet hat, zu zergliedern. Was vorbei ist, ist vorbei. Aber es muß befürchtet werden, daß diese Methoden, die immer wieder zu fürchterlichen Verlusten führen, in unsrer auswärtigen Politik herrschend bleiben, wenn nicht endlich einmal gründlich aufgeräumt wird.

Als diese Auffassung etwa zu Beginn des Jahres Gemeingut derjenigen oberschlesischen Kreise geworden war, die trotz dem Terror der Herren Mayer und Moltke noch ein freies Wort wagten — da entschlossen sich die größten Werke der oberschlesischen Industrie zu dem Versuch, auf dem Umweg über Frankreich das sinkende Schiff zu retten. Dabei ging man davon aus, daß ein praktisches geschäftliches Abkommen über Oberschlesien der gesamten Reparationspolitik, vor allem auch Frankreich gegenüber, nur nützlich sein könnte. Hier hat sich der französische Botschafter in Berlin, Herr Charles Laurent, große Verdienste erworben. Seine kaufmännische Herkunft befähigte ihn besonders, die deutschen Gedankengänge zu verstehen. Durch ihn wurden die ersten Wirtschaftsverhandlungen großen Stils zwischen deutschen und französischen Industriellen und Finanzleuten vermittelt. Als französischer Unterhändler diente Herr Weyl, der ungewöhnlich gewandte Generaldirektor der ‚Union Européenne industrielle et financière‘ in Paris mit einem Aktienkapital von 75 Millionen Francs. Im Februar erklärten sich — zum Zweck einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen französischer und deutscher Industrie und Finanz — die hinter Herrn Weyl stehenden Kreise und eine erhebliche Anzahl bedeutender oberschlesischer Unternehmungen bereit, einem französischen Konsortium eine Beteiligung an dem von ihnen vertretenen Industriebesitz einzuräumen. Damals wurde über eine Beteiligung von nur zehn bis fünfzehn Prozent gesprochen, und es war daran gedacht, auf diese Weise der oberschlesischen Industrie, die durchweg von Deutschen geleitet wird, eine besonders starke wirtschaftliche und politische Plattform zu sichern. Die Verhandlungen wurden mit kaufmännischer Bescheidenheit und Gründlichkeit ohne Films und ohne Interviews rein sachlich geführt. Dabei stellte Bergrat Geisenheimer aus Kattowitz an den Franzosen die ausdrückliche Frage, wie sich mit Rücksicht auf diese schwebenden Verhandlungen die oberschlesische Zukunft gestalten würde. Der französische Unterhändler erwiderte ihm darauf, daß sich über diese Frage im Anschluß an die deutsch-französischen Zusammenschlußverhandlungen durchaus reden ließe. Hier bot sich, nachdem die deutsche Vertretung in Oppeln nach dieser Richtung hin völlig versagt hatte, noch im letzten Augenblick die Möglichkeit, durch wirtschaftliche Abkommen, möglichenfalls auch mit Polen, die politische Frage in den Hintergrund zu drängen. Was bedeuten denn schließlich in unsrer Lage die Grenzpfähle, wenn man in einem industriellen Hochland die Produktion in Händen behält !

Schon während der Verhandlungen wurde von Legationsrat Mayer gegen sie Sturm gelaufen. Briefe des Ministers Simons, die aber durch Stil und Inhalt den wirklichen Verfasser verrieten und die nationale Gesinnung der Verhandlungsführer verdächtigten, gingen nach Oberschlesien, besonders an den Präsidenlen des Berg- und Hüttenmännischen Vereins. Der Reichsminister Simons, ein guter Landrichter, aber als Staatsmann ganz unsicher, unterlag völlig der Berichterstattung seiner

jungen Leute. Er hat die gesamte auswärtige Politik falsch aufgezäumt; aber nirgends hat seine Urteilslosigkeit die Interessen des Reichs so geschädigt wie hier. Seltsam war bei allen diesen Verhandlungen die Rolle des Herrn Geheimrats Arnhold. Der galt überhaupt als der Schützer Mayers und als Mitinspirator seiner politischen Linienführung.

So merkte man deutlich, daß unter dem Einfluß des Auswärtigen Amts der Anteil an der Durchführung dieses Programms sich mehr und mehr verminderte. Es war natürlich, daß das den Franzosen nicht entging. Nach einer derartig lau verlaufenen Sitzung ließ daher der französische Unterhändler durchblicken, daß Eile und Offenheit geboten sei, und daß eine deutsch-französische Einigung in den industriellen Fragen die polnisch-französischen Entente-Verhandlungen wesentlich beeinflussen würde. Heute darf man als gewiß annehmen, daß die französische Industrie und Finanz sich statt über Deutschland über Polen den Eintritt in die oberschlesische Industrie gesichert hat.

*

Die letzte Möglichkeit, hier noch auf weite Sicht Deutschland etwas zu erhalten, bieten die jetzt beginnenden Wirtschaftsverhandlungen in Oppeln.

Von Präsident Kleefeld, den die oberschlesische Industrie um die Führung der Verhandlungen ersucht hatte, wurde dem Reichsminister Simons sofort Bericht erstattet. Aber auch dieser vermochte in keiner Beziehung die ablehnende Haltung des Auswärtigen Amts zu der ganzen Sache zu ändern. Hingegen war General Le Rond in Oppeln bemüht, die Verhandlungen zu fördern. Auf Bitten der oberschlesischen Industrie rief man Generaldirektor Weyl nach Oppeln, und man darf wohl sagen, daß seinem Einfluß gelungen ist, schon zu dieser Zeit aufkeimende große politische Konflagrationen zu zerstreuen.

Nachdem Minister Simons aus seinem Amte geschieden war, versuchte der damalige Leiter der Wirtschaftsverhandlungen Herrn Rosen über die Vorgänge aufzuklären. Leider stand der ebenfalls völlig unter dem Einfluß seiner Referenten und zeigte sich als durchaus beherrscht von der „englischen Krankheit".

Was die Engländer betrifft, so war interessant, wie sie in Oberschlesien auftraten. Selbst bedeutende industrielle und wirtschaftliche Führer hielten in ihrer politischen Unreife eigentlich jeden englischen Leutnant für einen wohlinformierten Freund, und es war amüsant zu beobachten, wie die jungen englischen Herren diese Rolle zu spielen wußten. Die Franzosen sind Deutschland gegenüber ja viel ehrlicher als die Engländer; wie das Ergebnis gezeigt hat. Nur der Bürokrat legt auf dauernde äußere Achtung und Würdigung seines Titels Gewicht: der Politiker und Staatsmann sieht allein auf die innern Kräfte und Interessen eines Landes und seiner Vertreter. Was hat nun England noch für ein großes Interesse an einem Deutschland, das ohne Heer, ohne Flotte, ohne Kolonien und ohne Welthandel dasteht ! In Oberschlesien hat es aber um seiner starken Kohlenproduktion willen, die im ganzen Osten Deutschlands zuletzt durch die oberschlesische Kohle zurückgedrängt worden ist, ein Interesse daran, die großartige Entwicklung der oberschlesischen Werke nicht zu fördern. Insofern ist hier die sogenannte polnische Wirtschaft Englands Bundesgenosse.

Die deutsche auswärtige Politik sollte doch endlich einmal lernen, den Menschen und Dingen ohne Sentiments und Vorurteile gegenüberzutreten. An den Eigentümlichkeiten der Völker ist nichs zu ändern: sie können nur für die eignen nationalen Ziele geschickt benutzt werden. Deshalb hat es so gar keinen Zweck, den Franzosen.Raubgier und den Engländern Hartherzigkeit vorzuwerfen. Darauf, daß die Verhandlungen des Völkerbundes in Genf Deutschland unvorbereitet trafen, daß es hier, wie immer und überall, eine rechtzeitige Aufklärung verabsäumt hat — darauf wird demnächst noch zurückzukommen sein. Auch in Genf hat sich Herr Legationsrat Mayer, was ihm selbst bekannt und in der vorigen Nummer der ‚Welfbühne' bescheinigt worden ist, gradezu lächerlich gemacht.

So wie Deutschland sich jetzt entwickelt, kann es überhaupt in den real gelenkten Weltstaaten keinerlei Interesse erwecken, da es auf keinem Gebiet internationaler Großinteressen irgendetwas in die Wagschale zu werfen hat. Selbst unsre Industrie wird in der Welt uns kaum noch die Tür zur Erholung und zum Aufstieg öffnen, da unsre Handelsbilanz ja zunächst gänzlich passiv ist.

*

Das Spiel ist verloren. Es ist ein hohes, ein gewaltiges, ein furchtbares Spiel gewesen. Mag sein, daß man vielleicht auch mit den besten geschäftlichen Methoden nicht voll durchgedrungen wäre, wenngleich dies nach allen Vorgängen äußerst zweifelhaft erscheint: aber diese Methoden sind ja nicht einmal versucht, sondern sogar von unsern Amtsstellen bekämpft und ruiniert worden. Und die Männer, die sich im Interesse des Landes herausgestellt haben, hat man besudelt. Wo bleiben die Taten hinter den Reden des Reichskanzlers Wirth, der immer davon spricht, daß die Mitarbeit aller geeigneten Persönlichkeiten in den Fragen des Staates gesichert und durchgeführt werden muß ? Wozu haben wir einen Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten im Reichstag ? Er muß die oberschlesische Frage zum Anlaß nehmen, um zu verhindern, daß derartige Methoden den künftigen Lebensweg Deutschlands noch düsterer gestalten.

Was aber soll man gar dazu sagen, daß in den rein geschäftlichen, rein wirtschaftlichen Verhandlungen, die jetzt in Oppeln stattfinden werden, und die unsre letzte Hoffnung bilden, wiederum Formalisten und Bürokraten an die Spitze gestellt werden ? So etwas wird in der ganzen Welt nicht verstanden. Niemand hat was dagegen einzuwenden, daß die Herren Lewald und Schiffer weiterhin in geeigneter Weise beschäftigt werden: aber diesen Herren macht ja ihre gesamte Entwicklung unmöglich, in den Sinn rein geschäftlicher Verhandlungen einzudringen — abgesehen davon, daß ihnen die wirtschaftliche Zentrale Europas: das oberschlesische Industriegebiet völlig unbekannt ist. Hierin liegt eine große Gefahr für den Ausgang dieser so bedeutungsvollen Verhandlungen. Wenn nun doch wirtschaftliche Sachverständige zu der Verhandlung gnädigst zugezogen werden sollen, so hat dies für den Geist der Abmachungen nur in einzelnen Fällen technische Bedeutung. Die Atmosphäre, welche die Herren mit nach Oppeln bringen, ist die des deutschen Reichstags mit all seinem Formalismus und seinen Unzulänglichkeiten. Auf diese Art werden in Oppeln sehr schwer Erfolge zu erringen sein.

Wirths Erfüllungspolitik von Hans Heiking

Die groteske Musik über das Thema: Oberschlesien, zu der der Reichstag das Orchester stellte — Dirigent war der brave Senator Petersen (Marionette der Schiffer-Koch) — diese Musik ist verklungen: der totgesagte Wirth beginnt sein zweites Kanzlerleben und verkündet von neuem eine „Politik der Erfüllung”. Die wortreiche Gedankenarmut, die in dem Konzern Hergt-Stresemann-Petersen zuhause ist, wird sich vergeblich bemühen, für die Leitung unsrer außenpolitischen Geschäfte eine andre Formel zu finden, die diskutierbar wäre. Und wirklich könnte nur ein Uebermaß an Langerweile dazu verleiten, sich mit dem Ratschlag des Herrn Hergt, der „die Dinge einfach treiben lassen” will, eingehender zu beschäftigen, als die frivole Redensart dieses hilflosen Nationalisten verdient.

Während der parlamentarischen Kämpfe um ein Kabinett Wirth hat man seine Politik ernsthaft kaum kritisiert. Die Sorge um die Zukunft gebietet, das nachzuholen. Es ist unmöglich, sie in toto zu verurteilen; aber es ist auch unmöglich, sie in toto gutzuheißen. Wirth hat die einzig mögliche Linie deutscher Politik gesehen. Aber er ist gescheitert an der praktischen Bewältigung der — im allgemeinen — richtig erkannten Aufgaben. Sein Programm, fehlerfrei in der Anlage, war fehlerhaft in der Durchführung. Oberschlesien zu retten, lag nicht in seiner Macht. Gleichwohl war sein Spiel gegen starke Gegner allzu schwach.

Schon unter Simons war man dahintergekommen, daß Deutschland nur einen Freund in der Not hat: die immanente Logik der Dinge, die mit weltwirtschaftlichen Tatsachen und Zahlen argumentiert. Diese Argumente sind wirksam, weil die Völker sie fühlen, und sie können auf die Dauer nicht überhört werden, weil die Völker unter ihnen leiden — und zwar in solchem Grade, daß allmählich immer schwerer festzustellen ist, wo das Leiden sein Maximum erreicht: ob in den zahlungspflichtigen Staaten der Besiegten oder in den Zahlung empfangenden Staaten der Sieger. Aber Simons hat das Tempo, in dem weltwirtschaftliche Notwendigkeiten auf die machtpolitischen Erwägungen der Siegerstaaten Einfluß zu gewinnen vermögen, in verhängnisvoller Weise verkannt. Daher seine gründlich verfehlte Politik vor, während und nach der Londoner Konferenz. Wirth ist über Simons hinausgegangen, indem er die weltwirtschaftlichen Wirkungsströme mit einer Politik der Erfüllung überbaute. Diese Politik allein entsprach der Machtlosigkeit Deutschlands und seiner Zwangslage. Ihre Durchführung sollte und soll in den Ententevölkern die politischen Leidenschaften so weit beruhigen, daß die Sprache der Weltwirtschaft ihnen vernehmlich und dadurch ihren Staatsmännern größere Handlungsfreiheit ermöglicht wird, sobald sie sich der Notwendigkeit, den wirtschaftlichen Bedürfnissen politisch Rechnung zu tragen, nicht mehr verschließen können.

Aber auch Wirth macht sich nicht von dem Fehler frei, das Tempo, in dem diese Politik zu einem Erfolge führen kann, zu verkennen. Da Englands vitales Interesse am weltwirtschaftlichen Wiederaufbau klar zutage lag, führten die Fäden seiner Politik nach London. Darüber aber wird jede selbständige Politik in den osteuropäischen Fragen aufgegeben, sowohl Polen wie Rußland gegenüber. Mit Polen wären vor der oberschlesischen Entscheidung Verhandlungen zu suchen gewesen: man suchte sie nicht, jedenfalls nicht mit der nötigen Energie, die sich an präzisen Angeboten durchaus hätte entzünden können. Heute bleibt nur übrig, mit Polen ein Verhältnis herzustellen, als dessen einziger Prüfstein seine Rückwirkung auf die an Polen gefallenen Teile Oberschlesiens in Betracht kommt. Geht man in Zukunft daran, der Sowjet-Regierung die Konsolidierung ihrer Herrschaft zu erleichtern, so ist man auf die Hilfe Englands angewiesen. Besonders zu warnen ist deshalb vor der Anschauung, als seien die deutsch-englischen Annäherungsversuche durch die Entscheidung über Oberschlesien ad absurdum geführt — eine Anschauung, die sich aus der Ueberschätzung der englischen Bewegungsfreiheit Frankreich gegenüber erklärt.

Im Vertrauen auf die Stärke der weltwirtschaftlichen Komponente der englischen Politik gab man sich im Auswärtigen Amt und in der Reichskanzlei bei der Bearbeitung der oberschlesischen Frage einer auffallenden Sorglosigkeit hin. Verfehlt war, die deutsche öffentliche Meinung auf die Alternative: Unteilbarkeit Oberschlesiens oder Rücktritt des Kabinetts Wirth einzustellen, denn daß Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland bleiben werde, war nach denn Ergebnis der Abstimmung, dem Friedensvertrag und der politischen Lage ausgeschlossen, keinesfalls durfte man also das Verbleiben des Kabinetts an eine offenkundig unmöglich zu erfüllende Bedingung knüpfen. Noch verhängnisvoller war, daß nach der Pariser Konferenz Deutschlands öffentliche Meinung in die Sicherheit gewiegt wurde, daß die Entscheidung für Deutschland im Ganzen günstig ausfallen werde. In der Behandlung der Presse sind da Fehler gemacht worden, die ganz an die Aera Simons-Fehrenbach erinnern. Wie falsch verstand man die innen- wie die außenpolitischen Aktualitäten ! Die plötzliche Desillusionierung befreite sich dann in hilflosen und überreizten Wutausbrüchen der Zeitungen, von deren Schreibern allerdings nicht mehr Verstand zu erwarten war als von den blamabel verwirrten Parteiführern. Da Deutschland sich in der oberschlesischen Frage wochenlang nicht rührte, so rührte sich auch das Ausland nicht. Wie sich der Ausschuß des Völkerbundsrats zusammensetzte, wurde bekannt: das Auswärtige Amt gab keinerlei Unruhe zu erkennen — Kommentare, besonders für das Ausland bestimmte Kommentare der Presse waren nirgends zu finden. Balfour ging nach Genf, Curzon auf Urlaub — in Deutschland blieb Alles ruhig. Ob wirklich England in Genf eine Niederlage erlitten hat, vermag heute Niemand einwandfrei festzustellen. Aber schon die eine — dem Kabinett natürlich bekannte — Tatsache der schweren Erkrankung Lloyd Georges hätte in der Wilhelm-Straße die Befürch-

tung, daß er die Zügel nicht mehr fest in der Hand habe, wecken und Veranlassung zu Alarmsignalen geben müssen. Die Zweifelhaftigkeit des Erfolges darf nicht darüber täuschen, daß hier eine schwere Unterlassungssünde in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung diesseits wie jenseits des Kanals vorliegt.

Aus der Verkennung des Tempos, in dem wirtschaftliche Erwägungen auf die machtpolitische Orientierung der Ententestaaten einwirken können, ist auch der Abschluß des Wiesbadener Abkommens vor der oberschlesischen Entscheidung zu erklären. Entweder man wollte durch wirtschaftliche Zugeständnisse Frankreich zu Konzessionen in der oberschlesischen Frage geneigter machen, oder man war der oberschlesischen Entscheidung sicher — anders ist die Beschleunigung des Abschlusses dieser Verhandlungen gar nicht zu erklären. Beides war grundfalsch. Einfachste Vorsicht gebot, mit Frankreich zu verhandeln, aber das Abkommen nicht zu unterzeichnen, bevor der Oberste Rat gesprochen hatte — umso mehr, als Loucheur offiziell jede Verquickung des deutsch-französischen Reparationsabkommens mit der oberschlesischen Frage abgelehnt hatte. Von Wirths Fehlern ist dies der schwerste.

Die Politik der Erfüllung wurde von Wirth begonnen, aber nicht nach den Regeln durchgeführt, die solch eine Politik „auf lange Sicht" erheischt. Es ist auch in der Oeffentlichkeit noch nicht begriffen worden, wie töricht es ist, die Früchte dieser Politik in Bälde pflücken zu wollen. In einer Demokratie kann jedoch eine auswärtige Politik nicht durchgehalten werden, wenn die Masse sie nicht versteht. Die Politik der langen Sicht setzt voraus, daß man entschlossen ist, von einem Tage zum andern zu leben, ja daß man froh ist, es zu können. Sie wird vielleicht zwischendurch kleine Erfolge aufweisen, aber sie wird sicherlich noch harte wirtschaftliche und nationale Opfer fordern. Trotzdem die deutsche Industrie auf ihrer münchner Tagung die Politik der Erfüllung geflissentlich propagierte, liegt Grund zu der Annahme vor, daß der wahre Charakter dieser Politik auch von ihr nicht erkannt wurde: man war nicht entschlossen, das Ausland sein „Unmöglich" über Deutschlands Reparationsbelastung sprechen zu lassen, man war und ist vor allem nicht darauf vorbereitet, bis zu dem noch nicht erkennbaren Zeitpunkt auszuharren, wo dies „Unmöglich" zu erwarten ist, sondern man behält sich vor, eines Tages, wenn man die Leistungsgrenzen erreicht zu haben glaubt, selbst das „Unmöglich !" zu sprechen. Dieser Vorbehalt dürfte bis heute der wichtigste Grund für die Zustimmung der Industrie zur Erfüllungspolitik sein. Sehr wahrscheinlich, daß Wirth die Bedeutung dieser reservatio mentalis unterschätzt hat.

Wirths politische Strategie ist richtig: ein Taktiker ist er leider nicht. Er ist ein unschätzbarer Kanzler für jeden tüchtigen Minister des Aeußern wie für jeden tüchtigen Finanzminister. Aber er kann weder sein eigner Minister des Aeußern noch sein eigner Finanzminister sein.

Karls letzter Putsch

von Theobald Tiger und Ernst Goth

I.

Ein fescher Trottel mit der samtnen Kappen,
so möcht das durch die Weltgeschichte tappen —
denn außer Kaiser hat er nichts gelernt.
Am liebsten tät er alleweil regieren.
Geh her — man muß ihm gar net ignorieren !
Nur schade, daß ein Henker ihn entfernt.
Das schickt Millionen in die Schützengräben,
schreibt faule Briefe und bleibt selber leben
und zappelt heute noch dem Trone zu . . .
Servus du — !

Die Majestät kam leider stark herunter.
Einst ging die Sonne in dem Reich nicht unter.
Heut steht ein Dollar hoch am Firmament.
Die Krone fiel. Und fällt und fällt aufs neue.
Der Wiener hält der Republik die Treue —
und Horthy kämpft als Karlchens Konkurrent.
Das Zepter, das einst so viel Macht verlieh
schwingt Habsburgs letzter reisender Commis.

Karl Huckebein — Sie sind gewiß dramatisch.
Ach, lieber Herr, du bist uns so sympathisch,
und du hast tausend Freunde auf der Welt:
Das ganze Volk der Schlächter und Soldaten,
Blutspekulanten, arbeitslose Potentaten —
sie warten alle, wie dein Würfel fällt.
Sie warten alle auf die großen Zeiten,
wo Generale übers Brachfeld reiten,
wo Proletarier wieder stumm verrecken,
wo Taschen wieder voll von Geldern stecken,
wo Reklamierte Siegestore meißeln,
wo Stäbe wirken wie die Gottesgeißeln . . .
Was sich heut grollend ins Zivil geduckt hat,
weils Gott der Herr im Zorne ausgespuckt hat:
das Alles winkte dir voll Hoffnung zu.
Heil dir im Siegerkranze !
Servus du — !

II.

Nach diesem Flug und Absturz steht Eines jedenfalls fest: daß die vielgerühmte Treue des ungarischen Volkes zum angestammten Königshaus eine der konventionellen Lügen war, deren die dualistische Politik der einstigen Monarchie nicht entraten konnte. Franz Josephs sicheres Taktgefühl, die Achtung erringende Vornehmheit seiner Person ließ dies mitunter auf Jahre, ja Jahrzehnte vergessen, und sein Bild hing an der Wand des ungarischen Bauern einträchtig neben dem Bild Ludwig Kossuths. Doch die schwärmerische Liebe des Volkes gehörte stets diesem großen Revolutionär und einzigen politischen Genie Ungarns, das bereits vor dreiundsiebzig Jahren den Habsburgern die Stefanskrone zu entreißen versucht hat. Und diese Liebe glomm weiter, auch als man nicht mehr von ihr sprach und ein

Geschlecht heranwuchs, dem die Schule einbläute, der Erste aller Ungam sei Franz Joseph . . . Die Väter, die Großväter lächelten bitter: in den meisten von ihnen war noch der alte Kuruczenhaß gegen Alles lebendig, was in Wien saß, zu Wien hielt, und die Regierungspartei in Budapest bestand für sie aus „Labanczen" — wie voreinst Rákóczis Reiter die feindlichen „Kaiserlichen" genannt hatten. Allein diese Labanczen regierten nun das Land, dessen Krone der oesterreichische Kaiser in Wien trug. Und im Schatten des ofener Königsthrons standen die fetten Fleischtöpfe, lagerten die Großen des Landes, die Grafen. Deren Ahnen hatten einst Rákóczis oder Kossuths Fahnen verlassen und waren dafür Besitzer von Latifundien geworden, von deren gefügigen Schollensklaven sich die Enkel zu Abgeordneten wählen ließen, um dann als Gesetzgeber dafür zu sorgen, daß hinter der dünnen Tünche einer liberalen Demokratie ihr Feudalherrentum das alte bleibe. In Wahrheit wurde Ungam seit einem halben Jahrhundert nur von diesen Grafen regiert, wurden alle Ministerstellen vom Nationalkasino besetzt. Und gelang es zuweilen einem Outsider, einem nicht Hochwohlgeborenen, das rote Sammtfauteuil zu erklettern — wie zuletzt dem frühern budapester Korrespondenten der Neuen Freien Presse, Dr. Gustav Gratz —, so wurde er rasch in die Kasinosippe aufgenommen und paßte sich ihr an, geschmeichelt, mit solch großen Herren auf du und du zu stehen.

Nichts ist natürlicher, als daß diese Herren den König, den Hof zurücksehnten, dem sie Macht, Ansehen, Titel, Würden, Orden, Pfründen dankten. Sie sehnten keineswegs Karl von Habsburg zurück, über den die Einsichtigen und Erfahrenen von ihnen — ein Andrássy, ein Apponyi — sicherlich ebenso urteilen wie andre kluge Europäer. Allein er war noch der gekrönte König, und seine Wiederkunft fegte möglicherweise den ganzen Rattenkönig von Problemen und Konflikten hinweg, die mit der Königsfrage zusammenhingen, beendete wohl auch das blutige Horthy-Regime und den widerlich stupiden „christlich-nationalen" Kurs, der — mit unwissenden, bis in die Knochen korrupten, arbeitsscheuen Maulhelden und Judenfressern auf allen Verwaltungsstellen — das Land mehr und mehr in Elend und Balkanverrottung riß. Zweifellos hat solch berechtigte Sorge mehr als einen Patrioten ins Legitimistenlager getrieben. Dieser „christliche" Kurs, dessen bestochene Presse den Millionen-Diebereien einer Handvoll Abenteurer Vorschub leistete und zwischendurch nach Pogromen schrie, mußte um jeden Preis beseitigt werden, selbst um den der Restauration des unerfreulichen Habsburgersprosses, die gewiß auch die Restauration einiger der frühern, politisch geschulten, persönlich einwandfreien Ratgeber der Krone bedeutet hätte.

So stützte sich also die Spekulation der Legitimisten keineswegs nur auf jene problematische Königstreue der Bevölkerung, sondern weit mehr auf deren brennenden Wunsch nach einem Regime-Wechsel. Das witterte auch Horthys Ministerpräsident Graf Bethlen und ging hurtig daran, den Wind in seine Segel zu fangen. Zur peinlichen Ueberraschung seines obersten Herrn bemühte er sich, rasch eine legitimistische Mehrheitspartei zusammenzutrommeln, und bahnte dem nahenden König auch damit den Weg in die Burg, daß er die Pragmatische Sanktion (das habsburgische Erbfolgegesetz) den geänderten Zeitläuften entsprechend zurechtstutzte.

Als aber Karls Truppenhaufen vor Budapest standen, wurde Bethlen im Nu wieder strammer Horthyist. Von hier an liegt, trotz spaltenlangen Telegrammberichten, noch Alles im Dunkel. Bethlens plötzlicher Umfall ebenso wie das Versagen des Militärs, Frankreichs Schwenkung ebenso wie Italiens. Denn hier wie dort hatte man von Karls Plänen gewußt und hatte sie — wenngleich hinter dem Rücken der offiziellen Politik — erweislich gefördert. In Frankreich, weil eine Habsburger-Restauration alle oesterreichischen Anschlußhoffnungen und damit die Gefahr eines vergrößerten Deutschlands begrub. In Italien, weil man eine Ablenkung des jugoslawischen Gegners in der Anwartschaft auf Albanien voraussah. Mit einem Mal aber wandte Frankreich wie Italien den ungarischen Königsmachern das strenge, offizielle Gesicht zu und hielt ihnen den Friedensvertrag entgegen. Was sich da in zwölfter Stunde hinter den Kulissen begab, ist im Augenblick kaum zu vermuten. In umso hellerm Lichte aber steht nun Horthy da, der, entschiedener noch als zu Ostern, die Maske des „Platzhalters" lüpfte und sein wahres Gesicht: das Gesicht des Kronprätendenten zeigte.

Seiner nun wieder erstarkten Macht will die plötzlich geeinte Kleine Entente jetzt endlich energisch an den Leib rücken. Sehr richtig fordert sie vor allem die völlige Entwaffnung: besitzt Ungarn keine angriffsfähige Armee, so ist die Ruhe Mitteleuropas gesichert, die Horthy-Epoche beendet, und wer immer dann in der ofener Königsburg sitzen mag — die heute noch hell lodernde Gier nach Rückeroberung der verlorenen Landesteile wird dann stiller Resignation und später dem Bestreben weichen, durch kulturelle und wirtschaftliche Ueberlegenheit auf die abgetrennten Gebiete eine Anziehungskraft auszuüben, die, in heute freilich noch ferner Zeit, zu einem Zusammenschluß führen kann. Die Hoffnung auf solche Zukunft braucht Ungarn umso weniger aufzugeben, je klarer allen Kundigen wird, wie stümperhaft und unhaltbar das Werk der anmaßenden Landkartenmacher von Versailles, Saint Germain, Trianon und Genf ausgefallen ist. Aber der Weg zu dieser Zukunft heißt für Ungarn Arbeit und Demokratie. Ehe nicht Horthy verschwunden ist, kann dieser Weg nicht beschritten werden.

Woyzeck von Alfred Polgar

Georg Büchners ‚Woyzeck': Tragödie des armen Mannes, der wehrlos den Brutalitäten des Lebens ausgeliefert, geistig und materiell wehrlos.

Der Füsilier Woyzeck müht sich, der Geliebten und dem Kind ein paar Groschen zuzuschanzen. Er verdingt sich der Wissenschaft, dem Doktor, als Versuchsobjekt. Er darf, experimenti causa, nur Erbsen fressen und den Harn nicht lassen, außer in des Doktors Tiegel. An dem armen, dummen Teufel wischt sich Jeder die Schuhe. Die „Mächtigen", der Doktor, der Hauptmann, treiben Schindluder mit seiner Ohnmacht, die guten Menschen sind ahnungslos, die gleichgültigen roh, die Natur eine boshafte Einrichtung zur Pflege von Elend und Unrecht; goldfarbene Pappe sind die ew'gen Sterne, die Erde ein umgestürzter

Häfen, und in des Schicksals Hand ruhst Du, Mensch, sicher wie im offnen Raubtier-Rachen. Ein Kerl mit fuchsrotem Bart, Typ des echt deutschen Mannes, greift nach Woyzecks Mädel. Sie gibt sich ihm, einem bestialisch-gesunden Naturgesetz gehorsam. Und der Füsilier tötet sie. Ohne Haß, ohne Zorn, gleichsam durch seiner Seele Schwere in die Tat gestürzt.

Daß er kein Geld hat, ist sein Unglück. Das Tragische des Woyzeck aber ist ein andres: daß er keine Worte hat. Daß er sein Leid nicht artikulieren kann. (Wie dem Hund auf dem Weg vom Herzen zum Maul alles nur Gebell wird.) Daß ihm Erlösung versagt ist aus der Hölle der Dumpfheit. Gefühl des Verfolgt- und Gehetztseins kann sich nicht entspannen in Klage, Anklage; es sprengt die Nähte von des braven Woyzeck Seele, macht sie undicht: einströmt alle Finsternis der Welt.

In dem Dichter erstand dem erdgebundenen Opfer, das seine Sache nicht führen kann, der Fürsprecher. Aus solcher Fürsprach', aus der sanften Gebärde, mit der der Poet die arme Kreatur ans Herz nimmt, strömt ein Hauch evangelischer Milde durch das düstere Spiel, das Zorn ist und Anklage.

Es demaskiert das Antlitz der Welt als gespenstische Fratze. Es demaskiert den Menschen. Wo er nicht Dämon ist, ist er von Nestroy.

Ein deutschestes Stück. Urdeutsch diese Trübsal, dieser Galgenhumor, dieses grimme Mitleid, diese Fronde gegen Gott und diese tief verhehlte romantische Sehnsucht nach seiner Dazwischenkunft.

Der ‚Woyzeck'-Entwurf scheint wie Fieberarbeit eines Menschen, der keine Zeit hatte. Er hatte ja auch keine Zeit, der Jüngling-Dichter, dem schon das ganze Abrakadabra moderner Theatermagie auf den Lippen war, als der Tod sie eilig schloß (wie um einen Vorlauten am Ausplaudern noch nicht reifer Geheimnisse zu hindern).

Sumpf der Tatsächlichkeit hat hier schon den geisterhaften Opalglanz, den das neue Drama liebt. Die verkürzende, verdichtende Fleck-Technik des ‚Woyzeck' ist ganz modern. Ebenso der Schliff des Spiegels, der dem Leben hier aufgerichtet.

Eine Reihe von Szenen, kurz aufleuchtend; Fragmente der Landschaft, die der Blitz für Sekunden aus dem Dunkel reißt.

So hat Kloepfer das Stück auch, im wiener Raimund-Theater, inszeniert. Ein Ausschnitt im Hintergrund als Rahmen für die eilig vorüberhuschenden Bilder. Nur dieser Ausschnitt ist erhellt. Mit geringen Mitteln wird die Szene angedeutet, das dekorativ Notwendige gleichsam in eine knappste Formel gebracht.

Kloepfer spielt den Woyzeck. In Miene, Gang, Haltung und in der schwerfließenden Rede spiegeln sich Hingegebenheit an unverständliche Fügung, Fluchbeladenheit ohne Schuld, lautloser, im Innern verbrandender Aufruhr. Unvergeßlich der Schlachtviehblick dieses Menschen, das Stöhnen seiner hilflosen Blicke, Gesten, Stammelreden.
Ecce homo.

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen

Gespenster -— das alte Regime geht um. Die Hohenzollern betreten die Bühne, die ihnen selber, solange sie an der Macht waren, für die er|auchte Ahnenschaft kein schicklicher Ort schien. Wer ihnen nachweint, drängt sich ins Deutsche Theater, um das Schlußwort des Dramas, daß es keine Preußen mehr gibt, applaudierend Lügen zu strafen. Die alldeutsche Presse dämpft ihren Antisemitismus bis zu dem Lob für die Direktion Hollaender, daß es hübsch von ihr sei, nur am billigen Schiffbauerdamm in Revolution zu machen. Die Kunden des Stammhauses können für ihre hundert Mark Reaktion verlangen. Eine ulkige Republik, die verbietet, daß siebenhundert Käufer eines kostspieligen Sonderdrucks sich von der Beschaffenheit unbekleideter Frauenkörper überzeugen, aber erlaubt, daß wochen-, vermutlich monatelang fast jeden Abend tausend ihrer erbitterten Gegner sich von Fahnen, Regimentsbefehlen und Schlachtmusik den Mut zu gewaltsamem Umsturz befeuern lassen. Denn daß der König Defaitist ist, wird, wo nicht überhört, von ihnen als Schwäche aus Feigheit grimmig verachtet. Ihr Herz ist bei Louis Ferdinand. Dem würden sie verargen, daß er zu wenig Entschlußkraft für den Griff nach der Krone gehabt hat, wenn er sie nicht durch sein Blutopfer wieder versöhnte. Sinnloser Tod in verbreche-, risch überflüssigem Kriege. Versunkene Welt voll verrosteter Embleme, auf die unsereiner gepeinigt, kummervoll, angewidert blickt — aufrecht gehalten einzig von der Erwartung, daß ihn vielleicht das Drama als solches . . .

Begreife nicht, was Ihr an ihm find't. Eine Menge historischen Stoffes wird über die Bretter geschwemmt. Der Offizier a. D. Fritz von Unruh weiß sicherlich heute, aber er brauchte vor acht Jahren nicht zu wissen, wie sehr man ihn auf der Kadettenschule belogen hat. Der Dichter Unruh müßte, unabhängig von der Richtigkeit kriegsgeschichtlicher und politischer Tatsachen, heute noch fesseln. Nun, von Kleist zu schweigen, mit dem er gerne zusammengenannt wird: er erreicht leider nicht einmal Louis Ferdinands Nachkommen Wildenbruch. Lieber soll es aus heiterm Himmel blitzen und donnern als niemals einschlagen. Da wird ein Bildchen an das andre gereiht, ein deutliches an ein undeutliches, und entweder gar kein oder ein verwirrender Zusammenhang hergestellt. Wo die geistige Ueberlegenheit fehlt, hilft rhetorischer Schwulst. Daß der je geschmacklos wird, verhindert Unruhs Jünglingsnoblesse, die angetan ist, manchen Einzelheiten weniger einen poetischen als einen menschlichen Klang zu geben. Von diesem Klange lebt der ringende König. Schade, daß er nur Episode ist, und daß die ungekonnte Hauptfigur in keiner Situation interessiert. Das Genie des Genieprinzen hat sich verflüchtigt. Die Musik des Musikers beglaubigt nicht er durch sich selbst, sondern seine Umgebung durch eine Harfe, eine Spinett und die Nennung des Namens Beethoven. Sein Liebhabertum hat weder Hitze noch Wärme. Und fiele er nicht zuletzt, so wäre auch sein Heldentum Phrase.

Um Unruh nicht übertrieben zu unterstützen — als hätte man geahnt, daß seine vorkriegerisch kriegerische Gesinnung ja unter allen Umständen die getreuen Monarchisten, also sechs Zehntel der Bevölkerung herbeilocken würde —, um nicht für einfache Eintrittspreise zu einem anziehungskräftigen Stück noch eine bedeutsame Aufführung zuzuliefern, hatte man sich aus Darmstadt Herrn Gustav Hartung herübergeholt. Das ist der Edschmid unter den Regisseuren. Die Provinzgröße. Der Reklamemacher. Der sterile Eklektiker, der sich pfiffig sagt: Wie wirksam war Reinhardts Vorbühne, wie wirksam Jeßners Treppe, wie wirksam muß erst beides zusammen sein ! Und der dann Treppe und Vorbühne dort benutzt, wo sie entweder garnicht hingehören oder legitime Effekte zerstören. Er hat weder zur vergangenen noch zur gegenwärtigen Bühnenkunst eine andre Beziehung als den Wunsch, dabei zu sein — „der Herr A dabei" (Auch dabei)) heißt Jemand bei Nestroy —, und hat deshalb keinerlei Hemmung, diese auf jene zu pfropfen. Wenn sein Hofvolk auf reinhardtisch aus dem Keller gepoltert ist, so massiert es sich oben auf jeßnerisch und macht durch das Hin und Her dem Namen des Dichters in einem Maße Ehre, daß für diejenige sprachliche Behandlung des Textes, die Aufmerksamkeit erzwingen könnte, kein Atem mehr bleibt. Erschreckend und entmutigend, wie wenig wahr ist, daß ein großes Muster dem Urteil höhere Gesetze gibt. Man sollte meinen, daß die Aera des Regisseurs den Blick für den Grad von Originalität der Regiekunst geschärft hat. Aber der Kopist wird genau so gefeiert wie seine Vorbilder.

Allem Anschein nach fordert Herr Hartung auch die Schauspieler nicht. Nachdem er sie zunächst nicht einmal an den rechten Platz gestellt hat. Bei der Lektüre des Buches war ich froh, Helenen Thimig nicht mehr als lockere Pauline Wiesel sehen zu brauchen —, aber vor ihrer Nachfolgerin notgedrungen verharrend weinte ich bittere Reuetränen. Wenn Hartmann den Louis Ferdinand spielte, so stand fest, daß im Theatersinn nichts passieren würde, weil immer Schillers Ferdinand, eine sogenannte sichere Sache, herauskommen mußte. Nur wärs löblich gewesen, einen Mann aufzuspüren, der aus eignen Mitteln Unruhs Louis das Blut gerötet und die Physiognomie ausgeprägt hätte. Seine Louise ist blaß wie selbst bei Schiller kaum eine Frauensperson. Da entschädigte Lina Lossen durch das verblüffende Kunststück — dem freilich durch den Ausdruck der beseeltesten Augen die Unschuld der Natur zurückgegeben wurde —: förmlich dem Bilde von Richter entstiegen zu sein. Das Hauptgewicht, sobald man das Drama als Nachkriegspazifist abwog, war auf den friedensfreundlichen König zu legen. Wollte man die Revancheschreier erfreuen, so möchte er in der zweiten Reihe stehen. Dort stand Herr von Alten. Werner Krauß gar schädigte die Vorstellung zwiefach, indem er diese seine Rolle nicht übernahm und, ohne ebenbürtiges Gegenspiel, kraft seiner Persönlichkeit den Kriegsrat Wiesel zu wichtig werden ließ. Aber für den Kassenerfolg ist das einerlei. Und uns zu gefallen, wird diesem Gespenst von einem Drama ja doch in keiner Besetzung gelingen.

1806 von Napoleon

Preußens Krieg von 1806 war ein Angriffskrieg, der deswegen zu den schamlosesten aller Zeiten gehört, weil ihn ein Staat wagte, der an Niederlagen gewöhnt war und sich in einem unvergleichlich kläglichern Zustand befand als Rußland zu der Zeit, wo es gegen Japan antrat. Alle Gründe, die Preußen in seinem Ultimatum an Napoleon angab, sind als faule Vorwände entlarvt worden; selbst von deutschen Historikern. Nachdrücklicher noch spricht die Stimme Napoleons für sein Recht in den folgenden Dokumenten. Man hat gesagt, daß seine Briefe Lügen wären, erfunden, um sich den Schein der Verteidigung zu sichern. Aber die Geschichtsschreibung hat diesen Vorwurf endgültig zurückziehen müssen, seitdem die Geheimnotizen Napoleons über Talleyrand gefunden worden sind — die er doch nicht etwa geschrieben hat, um sich vor einer pazifistischen Zukunft zu rechtfertigen !

An Friedrich Wilhelm den Dritten

12. September 1806

Wenn ich gezwungen bin, die Waffen zu meiner Verteidigung zu ergreifen, so werde ich sie doch nur ungern gegen die Truppen Eurer Majestät gebrauchen. Ich würde diesen Krieg als einen Bürgerkrieg betrachten, so eng sind unsre Staatsinteressen mit einander verbunden. Ich will nichts von Eurer Majestät, habe auch nichts von Ihnen verlangt. So oft die Feinde des Festlands (England) falsche Gerüchte verbreiten, habe ich Ihnen die ausdrücklichste Versicherung gegeben, stets an unserm Bündnis festhalten zu wollen. An Ihnen ist es, zu untersuchen, ob Sie nicht der Partei an Ihrem Hofe, die die Absichten unsrer gemeinsamen Feinde so eifrig unterstützt, zu viel Vertrauen geschenkt haben. Ich habe von Ihrer Gerechtigkeitsliebe eine so hohe Meinung, daß ich mich nur an Sie wende, um zu erfahren, wer unter diesen Umständen unrecht hat: Frankreich oder Preußen. Alle Mitteilungen, die man Ihnen gemacht hat, sind falsch. Das allein müßte Ihnen, da Sie sich jetzt davon überzeugt haben, beweisen, daß ich vor jedem Vorwurf gesichert bin, und ich muß Eurer Majestät sagen: Dieser Krieg wird nicht durch mein Verschulden geführt, denn wäre dies der Fall, so würde ich mich als Verbrecher betrachten ! So nenne ich nämlich einen Souverän, der einen Krieg nur aus Liebhaberei beginnt, ohne durch die Politik seiner Staaten gerechtfertigt zu sein. Ich halte unerschütterlich an dem Bündnis fest, das ich mit Ihnen geschlossen habe. Wenn Sie mir durch Ihre Antwort zu erkennen geben, daß Sie dieses Bündnis von sich weisen und nur der Macht Ihrer Waffen vertrauen wollen, dann werde ich allerdings genötigt sein, den Krieg anzunehmen, den Sie mir erklären, werde aber trotz allen Kämpfen und Siegen, die mir die Gerechtigkeit meiner Sache zuteil werden läßt, der Selbe bleiben. Da ich diesen Krieg für ruchlos halte, werde ich auch dann noch um Frieden bitten.

*

Geheimnotiz für Talleyrand

12. September 1806

Es liegt nicht in meinem Interesse, den Frieden des Festlands zu stören. Der Gedanke, Preußen könnte sich allein mit mir einlassen,

erscheint mir so lächerlich, daß er garnicht in Betracht gezogen zu werden verdient. Preußens Kabinett ist so verächtlich, sein Souverän so schwach und sein Hof derart von jungen Offizieren beherrscht, die Alles wagen möchten, daß man auf diese Macht garnicht zählen kann. Sie wird stets so handeln, wie sie es bereits getan, nämlich rüsten, abrüsten, rüsten, dann, während man sich schlägt, untätig bleiben und sich mit dem Sieger verständigen.

(Napoleons Scharfsinn hielt es also für undenkbar, daß Preußen ihn allein angreifen würde, wie es nach vier Wochen geschah.)

*

An Friedrich Wilhelm den Dritten

12. Oktober 1806

(Zwei Tage nach der Schlacht bei Saalfeld, in welcher der fliehende Louis Ferdinand getötet wurde, zwei Tage vor Jena.)

Ich erhielt die Note Ihres Ministers vom ersten Oktober, die mich am achten zu einem Rendezvous aufforderte. Als guter Kavalier habe ich Wort gehalten und befinde mich nun im Herzen Sachsens ! Glauben Sie mir: ich habe so mächtige Streitkräfte, daß alle die Ihrigen den Sieg nicht lange schwankend machen können ! Warum aber so viel Blutvergießen ? Zu welchem Zweck ? Sire, seit sechs Jahren bin ich Ihr Freund ! Ich will aus der Verblendung Ihrer Ratgeber keinen Nutzen ziehen. So ist also der Krieg zwischen uns erklärt, das Bündnis auf immer zerrissen ! Weshalb aber sollen wir unsre Untertanen sich gegenseitig umbringen lassen ? Ich lege keinen Wert auf einen Sieg, der mit dem Leben vieler meiner Kinder erkauft wird. Stünde ich am Anfang meiner militärischen Laufbahn und müßte ich etwa Mißgeschick in den Schlachten befürchten, so wäre diese Sprache allerdings nicht am Platze. Aber: Eure Majestät wird besiegt werden ! Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Leben Ihrer Untertanen preisgeben, ohne auch nur den kleinsten Grund zu Ihrer Entschuldigung vorbringen zu können ! Es liegt in Ihrer Hand, Ihren Untertanen die Verwüstungen und Leiden des Krieges zu ersparen. Kaum begonnen, können Sie ihn beendigen und würden dafür den Dank von ganz Europa ernten. Wenn Sie aber auf die Rasenden hören, die vor vierzehn Jahren Paris erstürmen wollten und Sie heute in einen Krieg und in so unbegreifliche andre Pläne verwickelt haben, dann werden Sie über Ihr Volk so großes Unheil bringen, daß Sie es in Ihrem ganzen Leben nicht wieder gutmachen können. Sire, ich habe gegen Eure Majestät nichts zu gewinnen. Ich habe Ihnen keinen wirklichen Grund zum Kriege gegeben. Befehlen Sie all den Uebelgesinnten und Unbedachten im Angesicht Ihres Thrones zu schweigen und ihm die schuldige Achtung zu erweisen. Geben Sie sich und Ihren Staaten den Frieden zurück.

Möge Eure Majestät, darum bitte ich, in diesem Briefe nur den Wunsch sehen, das Blut der Menschen zu schonen.

*

An die Kaiserin

13. Oktober, am Morgen der Schlacht von Jena

Meine Angelegenheiten stehen ganz so, wie ich es hoffe. Die Königin Louise ist mit dem König in Erfurt. Wenn sie durchaus eine Schlacht sehen will, so soll sie dies grausame Vergnügen haben.

Neue Dokumente von und über Kleist
(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Der Leutnant Meunier schrieb an Louise Verneuil in Paris, die anscheinend eine angesehene Tänzerin war:

Fort des Joux, 13. März 1807

Vielgeliebte !

Ich küsse Deinen süßen Mund. Du wirst wissen wollen, wann ich avanciere. Ich bin im Begriff, es zu tun, denn höre, Liebe: wir haben einen deutschen Dichter hier, den Du vielleicht kennen lernst, wenn er tot ist, und er wird es bald sein. Sie haben ihn in Berlin bei der Spionage ertappt. Er hat gesagt, er mißtraue unserm General Clarke, dem ich nicht schreiben, aber dem Du Dich nähern kannst. Du wirst das Nötige tun, um Deinem kleinen Mann das Heiraten zu erleichtern, damit seine Nächte die schönsten Augenblicke seines Lebens werden. Ach, die Liebe !

Du wirst das Nötige tun, um den General zu gewinnen, sei es, indem Du Dich ihm körperlich näherst, sei es, indem Du ihn wissen läßt, daß Heinrich v. Kleist ihm mißtraut, und daß sehr verdächtig ist, was geschehen ist. Nämlich Folgendes:

1. Er sagt, unser großer Molière habe den ‚Amphitryon' abgeschrieben. Liebste, es ist wahr — aber was geht es ihn an ?

2. Er wollte Attaché in Spanien werden. Warum ? Um gegen Frankreich zu intrigieren.

3. Er hat ein Wort vom Mißtrauen gesprochen. Träufle dieses Wort in die Seele des Generals, damit er immer mehr sich einrede, Kleist sei gefährlich (was ich nicht glaube). Er wird nicht loslassen. Ich werde mir Verdienste erwerben. Kleist wird Hungers sterben. Ich werde befördert werden. Man muß nur immer den Verdacht im General stärken, daß er keinem Einfluß weicht. In dieser Beziehung hast Du schon viel getan. Tue es auch diesmal. O, meine Liebe !

4. Du mußt sagen, er habe in der Militärakademie zu tun.
Ich eile — es ist zwölf Uhr. Heute schneit es. Wie geht es Dir ?
Tue, was ich Dir sage, einziges Herz, damit wir bald vereint werden.
Säe Mißtrauen, und ich werde Hauptmann sein.

Ich umarme Dich.

Charles Meunier, Leutnant

*

Auf den Bericht des Kommandanten vom dreizehnten März sandte der Gouverneur von Besançon am nächsten Morgen durch denselben Kurier die folgende Antwort:

Der Gouverneur teilt dem Kommandanten des Fort des Joux mit, daß bei Spionen sentimentale Rücksichten nicht zu nehmen sind, und daß der Gefangene Kleist, den Sie „Monsieur" nennen, so zu behandeln ist wie alle Gefangenen. Der Gouverneur sendet dem Gefangenen ein zweites Exemplar von Rotrou und bedauert, dem Kommandanten sagen zu müssen, daß er sich mit der sogenannten Literatur des Gefangenen Kleist zu viel beschäftigt. In acht Tagen wünscht man hier einen zweiten Bericht ohne jede Sentimentalität.

(Auf diesem Schreiben steht, von der Hand des Kommandanten geschrieben: Canaille.)

Dieser zweite Bericht wurde am einundzwanzigsten März abermals verlangt in folgendem Brief:

Der Gouverneur ersucht definitiv den Kommandanten des Fort des Joux um einen Bericht ohne Sentimentalität über den angeblichen Spion Heinrich v. Kleist. Der Kommandant wird ersucht, jede Sachlichkeit zu bewahren. Ein Beweis muß gefunden werden. Der General will es. Ich bestehe darauf. Es wird ersucht, den Bericht so abzufassen, wie wenn der erste, der zu literarisch war, nicht angekommen wäre. Der Bericht muß am dreiundzwanzigsten März in meinen Händen sein.

Der Bericht, der pünktlich erfolgte, hat folgenden Wortlaut:

Fort des Joux, 23. März 1807, 8 Grad Kälte

Wir haben den Gefangenen Heinrich v. Kleist gefragt — wie es der Brauch ist bei Leuten, die wir nicht kennen und besonders bei solchen, die verdächtig sind —: warum er gefangen sei. Wir haben ebenso zwei Begleiter gefragt (die sich übrigens über uns lustig zu machen scheinen, was der junge Kleist nicht tut). Der junge Gefangene, etwa neunundzwanzig Jahre alt, hat mir ganz grade ins Gesicht geblickt und erwidert: er wisse es nicht. Er hat nicht gezittert, er ist nicht errötet, er scheint die Wahrheit zu sagen. Es ist wahr, daß es in unsrer Zeit so viele Verbrecher gibt, die nicht mehr erröten, Leute ohne Anstand, Leute ohne Obdach, Leute, die nichts zu gestehen und alles getan haben, kurz: Spione. Aber es scheint mir lächerlich, zu behaupten, dies sei einer. Der Hauptzug seines Charakters ist seine Sanftmut. Meunier und ich, wir bedauern unendlich, diesen jungen Mann, der eine schmerzempfindliche Haut hat, so hart behandeln zu müssen. Leider will es das Reglement so. Nun, bei Leuten, die mit Recht Verdacht erregen, und bei gewissenlosen Menschen muß man auf der Hut sein. Aber ich glaube, daß wir diesen nicht auf die gleiche Stufe mit ihnen setzen dürfen. Haben wir Mitleid mit Denen, die es verdienen. Ihnen würde übel, wenn Sie sähen, wie sehr dieser junge, besitzlose Mensch leidet. Er hat keine Hilfe, keine Nahrung, ist immer traurig, was ich verstehe. Denn wenn man traurig ist in einer Gegend, die so verloren ist wie die unsre, so ist das natürlich. Ich bin ein alter Soldat, ich kann viel ertragen, ich traue keinem Lumpen: aber es drückt mir das Herz zusammen, daß ich diesen Menschen leiden sehe, von dem der General Clarke behauptet, er sei ein Spion. Sie haben den Auftrag, herauszubringen, warum er eingesperrt ist. Herr Geßner tut im Namen des Herrn Wieland Alles, um ihn zu befreien. Kleist schreibt an Personen, die untadelig sind, an wohlsituierte Leute seines Landes. Aber diese Briefe kann ich nicht wegsenden, hauptsächlich nicht die an Herrn Rühle und an Herrn Wieland, weil es der General verboten hat. Es greift ans Herz, ein Wesen leiden zu sehen, das kein Verbrecher ist. Er beschäftigt sich mit unsrer Literatur, vornehmlich mit Rotrou. Ich glaube nicht, daß er dies Leben länger erträgt, und ich bitte Sie, ihn von hier wegzunehmen, in eine Gegend, die bewohnter ist als die unsrige. Die unsrige ist trostlos für ein Herz, das leidet. Kleist leidet —; er leidet umso mehr, als ich von Ihnen den Auffrag habe, ihn leiden zu lassen.

Schmach über uns, wenn er den Verstand verliert. In seinem Lande, das wissen wir, ist er ein geachteter Dichter. Er selbst hat mir seine Biographie aufgeschrieben, mit dem, was er veröffentlicht hat. Er hat nicht gezögert, uns zu sagen, daß er eine gewisse Rolle in der Literatur seines Landes spielt. Der Grund, weshalb ich mich seiner entledigen will, ist der, daß ich fürchte, er werde sich etwas antun oder verrückt werden. So sieht er aus. Wir beruhigen ihn und benutzen ihn als Dolmetscher und lassen ihn auf unsern Wällen spazieren gehen; aber er fährt fort, ganz allein zu sprechen, er schreibt, er redet, er geht herum, ohne es zu lassen. Wir haben ihn gefragt, welches Verbrechen er begangen habe. Er hat erwidert, er sei kein Verbrecher, sondern so, wie er ist, sei er wegen der Unsicherheit seiner Werke und seiner Zukunft. Wir haben ihn gefragt, was er von dem Dichter Schiller halte. Er hat uns gesagt, der sei tot, und er habe durch ihn gelitten, durch ihn und seine Größe. Das ist also nur die deutsche Sentimentalität, an der er leidet. Es ist wirklich traurig, ihn so leiden zu sehen. Er gebraucht unsre Sprache mit sehr großer Vollendung und hat eine sehr schöne Aussprache. Man könnte ihn für einen Franzosen halten; und allein deshalb für einen Spion. Aber seine Seele scheint rein zu sein. Der General wünscht eine lange Erklärung über Kleist. Ich habe sie Ihnen gegeben. Nehmen Sie daraus, was Sie gut dünkt. Bei uns gibt es nur ein Gesetz. Es schneit. Der Hunger, die Kälte greifen ihn an und am meisten der Hunger. Die zwei andern Individuen haben zu essen. Das sind Leute, die uns beunruhigen; aber sie selbst beunruhigen sich nicht. Zwischen Kleist und ihnen ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Also entlasten Sie mich: nehmen Sie ihn fort ! Gern behalte ich die zwei Andern, denn das ist mein Beruf, sie zu behandeln, wie ich die Gewohnheit habe, es zu tun. Aber ich beeile mich, Ihnen zu sagen, daß ich den jungen Kleist nicht so behandeln will. Uns zivilisierte Menschen gelüstet nicht nach dem Ruf von Sklavenhaltern.

(Fortsetzung tolgt)

Jean Paul von Siegfried von Vegesack

Am Sonntag Morgen, wenn das Glöcklein schwingt
Vom Dorf herauf, und ich die fromme Ziege
Auf der Ruine weide, wo ich liege,
Indes sie Blätter zupfend um mich springt, —
Dann les ich Dich, in Andacht tief versunken,
In Deiner Sprache Wohllaut ganz ertrunken,
Und höre, wie aus fernen Kindertagen,
— Und doch so nah, als könnte ich sie greifen, —
Die Flöte blasen, und den Dompfaff pfeifen,
Und altverstaubte Kuckucksuhren schlagen . . .

Dann wandle ich mit Dir, mein Freund,
Mit Quintus Fixlein, Vult und Wuz vereint,
Auf hohem Wege, den Dir Gott gezogen,
Verklärt auf buntem, schlanken Regenbogen
Hoch über Wolken, wo die Sonne scheint !

Rundschau

Der Venuswagen

Einen verschnittenen Bullen nennt man einen Ochsen.

Was aber die Staatsanwaltschaften des deutschen Landes betrifft, die alles, was unterhalb der Tischplatte liegt, konfiszieren, so gibt darüber ein ausgezeichnetes kleines Heft Auskunft, das im Verlag Paul Steegemann zu Hannover erschienen ist: ‚Unsittliche Literatur und die deutsche Republik'. Autor ? Unbekannt.

Wenn ich manchmal, so ich überhaupt nicht einschlafen kann, zu diesem Behufe die alten Jahrgänge der Schau- und der Weltbühne durchblättre, dann merke ich, daß es wohl möglich wäre, unsre alten Aufsätze, die Glossen meines Freundes Wrobel, die Gedichte meines entfernten Bekannten Tiger — all das langsam der Reihe nach unverändert wieder abzudrucken. Es ist aktuell und bleibt aktuell. Der preußische Subalternbeamte, berliner Polizei, die Zensur, die Schule mit dem Oberlehrer, der sich heute Studienrat nennt, also den Titel, aber nicht die Röllchen gewechselt hat —: wie einst im königlich preußischen Mai — wie einst im Mai . . . Auch das Verhalten der Richter und Staatsanwälte gegen Produkte der Kunst oder kunstähnliche Erzeugnisse — es hat sich nicht gewandelt.

Das kleine Heft gibt einen ausgezeichneten, ruhig und sachlich geschriebenen historischen Aufriß der erotischen Literatur und endet mit einer gradezu vernichtenden Kritik der deutschen Gerichtspraxis. Mit Recht. Ich muß sagen, daß es ein würdeloser Zustand ist, wenn für Bilder von Corinth oder Zille, für gute Romane, die das immerhin nicht ganz unwichtige Thema der Erotik straff und scharf behandeln — daß für solche Publikationen von der Verteidigung jedes Mal ein Heer von Sachverständigen aufgeboten wird, das gewöhnlich von dem besser wissenden Gericht geringschätzig abgelehnt
wird. Dafür haben sie ihren Brunner. (Gekündigt wird in Deutschland Niemand. Daß solch ein Beamter mäßigsten Stils noch an verantwortlicher Stelle arbeiten darf, ist ein sachlicher Fehlgriff der vorgesetzten Dienststelle. Will man ihn aus Prestigegründen halten ? Das ist nicht nötig. Er hat keines mehr zu verlieren.) Es ist hundertmal nachgewiesen worden, daß weite Volkskreise — und durchaus nicht die schlechtesten — auf diese unzüchtigen Staatsanwälte, hopla, diese unzüchtigen Werke anders reagieren als die Gerichte. Der Begriff „unzüchtig" ist kein absoluter, und die Herren dürfen nicht denken, daß ihre Erziehung, die das Wirtshaus von der Lahn am Kneiptisch hochleben und eine echte Schilderung einer proletarischen Hurenbude verabscheuen läßt — daß diese Erziehung für irgend Jemand anders maßgebend ist als für einen gewissen Mittelstand, dem die Staatspension ein fundamentum ist. Was unter und über diesem Beamtenmittelstand eines kleinen Bürgertums lebt, beurteilt die Dinge ganz anders. Es führt ja zu nichts, hier — immer mal wieder — auseinanderzusetzen, wie falsch, philosophisch, ethnographisch und ethisch gesehen, diese gradezu widerwärtige Kunstbeurteilung der deutschen Gerichte ist, die auf alles Geschlechtliche mit einer Gereiztheit reagiert, daß einem der Gedanke kommen muß, es liege dahinter noch andres als nur das Empfinden von Eunuchen verborgen. Liegt auch.

Ich werde das Gefühl nicht los, daß die Ungebundenheit, die doch nun einmal das Kennzeichen jeder wirklichen Erotik und Sexualität ist, den Herren von der Firma „Ruhe & Ordnung" ein Dorn im Auge ist. Der geordnete Bordellbetrieb einer gemischten Halbbrigade in einem Ort des besetzten Gebietes hatte für sie nichts Anstößiges — die freie Zuchtwahl, die freie Selbstbestimmung

über den Körper des Einzelnen durchaus. Zu Häupten des zeugenden Staatsbürgers stehe, grün oder blau, ein Schutzmann: Sinnbild des allmächtigen Staates.

Es gibt sicherlich Werke, die das Schamgefühl verletzen. Es fragt sich, wo sie ausliegen, und für wen sie bestimmt sind. Ein absoluter Maßstab existiert nicht. (Und der behördliche ist der letzte an Wert.) Die überhebliche Art der deutschen Verwaltungsbehörden, die sehr unangenehme Strategie der Gerichte, in Zweifelsfällen das objektive Verfahren einzuleiten und nur das Buch zu beschlagnahmen und unbrauchbar machen zu lassen, ohne den Autor anzurühren, die freche Beleidigung, die darin steckt, ‚Mit Rute und Peitsche durch ungarische Mädchenpensionate' kulturell und künstlerisch wichtigen Novellenbänden gleich zu stellen: das ist mein Deutschland, das Land der §§ !

Wir werden uns von keinem Staatsanwalt verbieten lassen, zu lesen, was uns behagt. Zum Glück reicht der Arm der Gschamigen nicht bis zu unsrer Bibliothek, und ich habe mir bisher immer noch all Das verschafft, was ich zu sehen begehrte. Die Volksvergiftung aber liegt da, wo man das „Rohe" mit duftigen Spitzen umhüllt, wo man „fein", ja gradezu „französisch" umschreibt, was man auszusprechen zu schwach ist. Denn um eine Hure so reden zu lassen, wie es ihr gewachsen ist — dazu gehört die größte künstlerische Intensität.

Mein Name ist Chidher. Und abermals in fünfhundert Jahren komm' ich desselben Wegs gefahren . . . Und dann wird immer noch eine geistesschwache Rechtsprechung dastehen und Pornographie, Kunst und grazile Unterhaltung in einen Topf werfen und nicht fühlen, wie ihre widerwärtigen Auslegungen des § 175, dessen reichsgerichtliche Kommentare wohl das Ekelhafteste darstellen, das sich die Phantasie ausmalen kann, wirklich unzüchtig sind und das Schamgefühl gröblich verletzen. Und wie man die Sittlichkeit — ein Wort, das sich allenfalls noch für einen Coupletrefrain eignet — jedes Mal dann hervorholt, wenn man sich mit Menschen gezankt hat und nun, aufschreiend, bemerkt, was man jahrelang hingehen ließ, wie man Gerichte ihre tintigen Finger in die Bett-Tücher senken läßt, so maßt sich hier — auch hier — der Staat ein Recht an, das ihm nicht zusteht.

Selbstzweck geworden, versklavt diese Gewaltorganisation, über die man hinauskommen muß, weil sie nicht das Letzte ist, den Menschen. Solche Unsittlichkeit fällt selbst unter den § 184. Kostet dieser Aufsatz einem Landgerichtsdirektor die Pension ? Braucht sich auch nur einer danach zu richten ? Können wir ihm in der Karriere, in der Geltung beim Apparat, unter den Kollegen schaden ? Nein. Also bleibt Alles beim Alten.

Ignaz Wrobel

Opéra paré

Man könnte wahrhaftig glauben, bei der Premiere von ‚Lady Hamilton' zu sein . . . Die Damen trugen keine Aermel oder noch weniger, man sah nicht viele Herren in Fräcken mit Smokingbinde und umgekehrt. Man stolperte über spanische Fransentücher, es duftete nach Coty-Lorigan, Piccaver sang, Blech dirigierte, ungewohnte Vollbeleuchtung lag auf den Zweihundert-Mark-Parkettsitzen der Staatsoper. Ich aber hatte meine längsten weißen Glacé-Handschuhe, die gottlob seit Anno Vorkrieg noch im Schrank moderten, hervorgeholt und freute mich. Denn dieses strahlende, kostbare Haus war die richtige Fassung für das Juwel von Rodolfos und Mimis ewigjunger Liebe, die da oben im Glanz einer berauschenden Tenorstimme dahinschmolz.

Als ich mich zum Schluß der Vorstellung mitten in der arienträllernden Menge untergrundbahnwärts schob, fiel mein Blick

in ein taghell beleuchtetes Auto. Außen Lack, innen Krokodil-Leder, Nécessaire, frische Chrysanthemen, Seitentasche mit Acht-Uhr-Abendblatt. Da saß auf den narbigen Kissen eine Dame in Maulwurfspelz und Tüllhut, daneben ein totschicker Gent im Abendcape. Beide packten eben ihre Stullen aus. Ich sah: es war Lachsschinken drauf.

Gisella Selden-Goth

Die junge Frau

So heißt ein kleines Buch von Julie Elias (im Buchverlag Rudolf Mosse zu Berlin erschienen). Blättern wir . . .

Aber so im Blättern geschieht es, daß du das ganze Buch hintereinander liest, weil es dich nicht losläßt, weil die Zeit so angenehm verrinnt, weil eine kluge Frau mit dir spricht . . . Und auf ein Mal bist du am Ende und fragst dich: Was war das ?

Was das war ? Das war Berlin — aber eines, das es kaum noch gibt: so kulturvoll, so zart, so vornehm, so selbstverständlich still waren Buch und Frau. Zu wem spricht sie ? Hört jemand einer Solchen zu ?

Ja, hört das weibliche Berlin von heute einer Frau zu, die ihm rät, kein Wesens von sich zu machen ? Die den Kurfürstendamm verwirft, ohne das pensionierte Potsdam schön zu finden ? Die zwischen der Frauenrechtlerin und der Kochtopffrau einen Menschen stabilisiert ? Ich darf sagen, daß kaum einer meiner Kollegen aus der großen Literaturmenagerie so charmant, so leicht und doch so voll, so angenehm unprätentiös und so gepflegt zu schreiben versteht wie Julie Elias. Vielleicht hat sie es im Hause erlernt — wie schön, daß kein Blaustrumpfbuch aus diesen Gaben geworden ist ! Es ist vielmehr das Kompendium der Familie, von der Frau aus gesehen, daraus geworden, der Familie, wie sie sein sollte. (Aber niemals gewesen ist.) Was Müller-Lyer in seinem großen Werk über die Familie will, wollte dieses Buch von der jungen Frau nicht. Aber es gibt doch entzückende Winke für . . . Für wen ?

Unsereiner hört zu. Und läßt sich die Anekdoten auf der Zunge zergehen, die da eingestreut sind, mit einer Delikatesse, um die jede Teetischrunde die Verfasserin beneiden darf. Ich habe etwas Aehnliches von Anekdotenverwertung nur noch bei Fontane (in den Briefen und in den Theaterkritiken) gesehen; die kleine eingestreute Geschichte ist wirklich nur Anschauungsmittel. Und wofür ? Dafür, daß eine Frau wie ein Stern über all den Feldern, auf denen der Mann ackert, schweben soll, dafür, daß sie aus Kindern Menschen und keine Zieraffen oder Fleischklöße machen, dafür, daß sie dem Mann eine tanzende Kameradin sein soll . . . Wer hört zu ? Sieh in die berliner Ballsäle . . .

Ja, es mag wohl auch andre geben. Berlin ist groß. Walter Mehring ist Berlin, und stille Nachmittagsstunden in weiten Gartenvillen sind es auch. Aber daß an der Spree die Intellektualität immer gleich so überbetont sein muß, die Sportlichkeit so aufgetragen, daß die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kreis gleich in Größenwahn umschlägt, der sich nur daran freut, daß die Andern nicht dazu gehören . . . Julie Elias ist nicht schuld, daß die Familie, wie sie ihr vorschwebt, mehr und mehr in die Binsen geht. Das Nähere siehe unter Gesellschaftsstruktur . . . Aber so ernst meine ichs nicht.

Ob das Buch eine Wirkung hat ? Wir haben zu danken, daß dergleichen überhaupt geschrieben worden ist. Es ist eine der Antike fremde Anschauung, daß sich die Andern nach uns richten müssen. Jemand ist, wie er ist — und damit gut. Aber Sein wirkt. Und wenn eine so feine Kultur, die freilich einer andern Zeit entsprungen ist als dieser da, andre Menschen und besonders Frauen beeinflussen kann — umso besser !

Peter Panter

Antworten

Erzbergers Mörder. Keine Sorge ! Eure Freunde zerbrechen sich hier in der Täglichen Rundschau und in vielen industriegeldgespeisten Wochenschriften das, was bei andern Leuten der Kopf ist: Müßt Ihr denn überhaupt bestraft werden ? Wenn nicht: müßt Ihr ausgeliefert werden ? Wenn nicht: verdient Ihr auch nur moralische Aechtung ? Wenn nicht: müßt Ihr nicht einen Orden haben ? Und sie jubeln: Ja ! Am besten wäre, Ihr stelltet dem Reichsgericht ein paar nette Bedingungen für eure Rückkehr. Das Reichsgericht wird sie annehmen, denn es weiß, was es seiner Autorität schuldig ist — und dann kommt Ihr und holt euch die Orden. Solange wir noch Juristen haben: seid unbesorgt !

Dr. med. W. St. in Prag. Sie schreiben mir: „Ich bin zwar hier weit von Deutschland und vom Schuß, erfahre aber leider doch, was sich im Kreise der Medizinmänner begibt. Daß sie in gradezu aufreizenden ‚Eindeutschungen' schwelgen, daß in jeder Nummer der Münchner Medizinischen Wochenschrift, mitten in rein wissenschaftlichen Aufsätzen, fortwährend dem ‚Feindbund' alle möglichen Niederträchtigkeiten vorgeworfen werden, dagegen die Unschuld Deutschlands verteidigt wird (ich will hiermit gar nichts darüber aussagen, ob sie recht oder unrecht haben; wer so etwas als Ornament mitten in eine wissenschaffliche Betrachtung hineinsetzt, hat eo ipso Unrecht): an das Alles ist man ja schon gewöhnt. Man sagt ‚Kusch' und liest weiter. Ich lege Ihnen heute aber zwei besonders saftige Ausschnitte aus diesem Fachorgan der unentbehrlichsten aller Wissenschaften vor. Zu der ersten, der Ludendorffschen Notiz ist wohl ein Kommentar überflüssig; zu der zweiten vielleicht nicht ganz. Es fällt mir nicht ein, etwas gegen den Wert, ja die Notwendigkeit der körperlichen Ausbildung zu sagen; ich bin sogar bereit, wenn es schon sein muß, das harte Wort ‚Ertüchtigung' zu schlucken; aber daß irgendein Springfritze einen von der Ablegung einer wissenschaftlichen Prüfung und der Erlangung eines akademischen Grades soll abhalten können: vor solchem Schauspiel verhüllen wohl Asklepios und sämtliche Musen schaudernd ihr Haupt. Habt Ihr denn in Deutschland jedes Gefühl für die Würde der Person und der Wissenschaft verloren ? Es schadet natürlich gar nichts, wenn die Herren Studiker auf jede Weise veranlaßt werden, zu rudern, zu schwimmen, Schlittschuh zu laufen und sonst noch was. Aber ich glaube nicht, daß Helmholtz oder Johannes Müller von ihren Schülern die Ablegung der wissenschaftlichen Reifeprüfung beim Turnlehrer verlangt hätten." Ach, Guter, leben Sie weit vom Schuß ! Diese beiden Notizen sind so beschaffen, daß sich darin die wahre Gesinnung der deutschen Studentenschaft nicht einmal voll austobt, sondern nur zart andeutet. Wir haben keine bessere zu versenden. Das ist unsre Geisteselite.

Ludwig Quidde. Sie schreiben mir: „Sie haben in Ihrer Nummer 41 unter dem Titel: ‚Für Quidde' einen offenbar schon vor längerer Zeit geschriebenen Artikel Hans Wehbergs gebracht. So schmeichelhaft er auch für mich gemeint ist, muß ich doch bitten, ihn in einem Punkt ergänzen zu dürfen. Als ich Ende September 1912 in Genf auf die Frage des Herrn Grand-Carteret, ob sich ein Deutscher fände, der dafür sei, daß Elsaß-Lothringen einmal die volle Autonomie erhalte, antwortete, ich hielte das ‚in einer fernern Zeit nicht für ausgeschlossen', war nach dem ganzen Zusammenhang klar, was unter der ‚fernern Zeit' zu verstehen sei, nämlich eine Zeit, in der die pazifistische Forderung einer überstaatlichen Organisation verwirklicht wäre. Ueber die damalige, streng vertrauliche Besprechung erschien skandalöser Weise ein Bericht in einer genfer Zeitung, wenn ich mich recht erinnere mit dem Titel: ‚A B C'. Auf Grund dieses Berichtes bin ich

dann in Deutschland scharfen Angriffen ausgesetzt gewesen. Ich bin damals zu meinen Worten gestanden und bin bereit, es wieder zu tun, wenn neue Angriffe kommen. Aber es liegt mir daran, nicht mehr verantworten zu müssen, als ich damals gesagt habe. Ich habe, wenn ich das noch hinzufügen darf, zu jeder Zeit, sowohl vor dem Kriege (zuletzt in einer französischen Versammlung zu Lyon am ersten Juni 1914, zwei Monate vor Kriegsausbruch), wie auch während des Krieges (zum Beispiel in einer Eingabe an den Reichstag vom siebzehnten Februar 1918) scharf zwischen zwei Dingen geschieden: Völkerrechtlich, auch staatsrechtlich und für das deutsche Empfinden, war Elsaß-Lothringens Schicksal eine rein innere Frage des deutschen und des elsaß-lothringischen Verfassungsrechtes, in der politischen Wirkung aber zugleich eine Frage von der größten internationalen Bedeutung. Deshalb konnte man sie in Deutschland nur richtig behandeln, wenn man sich auf die internationale Wirkung einstellte. Daß man das nicht getan hat, war ein verhängnisvoller Fehler. Was damals für Deutschland galt, gilt heute für Frankreich." Ich habe darauf nichts zu erwidern. Wenn vielleicht Hans Wehberg ...

Minister Dominicus. Sie warfen sich neulich in die, leider zivilbekleidete, Brust und taten im Parlament die Aeußerung: „Ich bin stolz darauf, preußischer Hauptmann gewesen zu sein." Ich wüßte wahrhaftig nicht, worauf sonst Sie stolz sein dürften. Und auch darauf dürfen Sie nicht stolz sein. Aber hübsch ist, daß sich ein deutsches Parlament von seinem Minister solche Protzerei mit einer Charge bieten läßt, die heute bedeutungslos geworden ist, und die immer war, was der ist, der sich auf sie beruft: kulturfeindlich.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortllcher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 10. November 1921 Nummer 45

Die deutschen Demokraten von Hanns-Erich Kaminski

Die letzte und blamabelste Reichsregierungskrise ist unbestritten das Werk jener berufensten Verfechter des Parlamentarismus, die sich unter dem verheißungsvollen Namen: Demokraten zusammengefunden haben. Ihre wahrhaft jämmerliche Haltung, zuerst das Kabinett durch Couloir-Intrigen zu stürzen, dann seine Neubildung zu erschweren und ihm schließlich ihr Vertrauen zu votieren, findet eine so allgemeine Verurteilung, daß die eigne Presse der Partei die Geschehnisse nicht wahrhaben will. Aber die triftigen Gründe, die die demokratischen Zeitungen ein wenig spät gegen Das, was sie getan haben, anführen, können die Sachlage nicht mehr ändern, wenn auch ihre Leser sehr bald die peinliche Vergangenheit vergessen haben werden. Gleich wünschten die Demokraten wieder, der Lust des Draußenstehens ein Ende zu machen; viel zu haltlos, um eine ehrliche Opposition zu wagen, zu kleinlich, um für eine Unterstützung auf die Ministerstellen zu verzichten, schielten sie sofort wieder nach den Sitzen der Nachbarparteien, zwischen die sie sich mit so viel Talent gesetzt hatten.

Allein die Tatsache dieser Ambitionen zwingt, sich einmal mit den Ursachen zu beschäftigen, weshalb die Petersenschen Kanadier sich immer, wenn es darauf ankommt, seitwärts in die Büsche schlagen, ohne an diesem für sie passenden Platze längere Zeit bleiben zu wollen. Der Umstand, daß die Abgeordneten der demokratischen Fraktion an besonders ausgeprägter Rückenmarkschwindsucht leiden, und daß ihr Fähnlein nicht einmal sieben Aufrechte zählt, kann selbstverständlich nicht zur Erklärung genügen. Schon ihre Existenz beweist schließlich ihre Notwendigkeit, und Niemand wird sagen können, daß sie in allzu großem Widerspruch zu den Anschauungen ihrer Wähler stehen.

Ohne Zweifel gibt es ein paar wirkliche Demokraten. Es wäre nicht zulässig, Männern wie Gerlach, Preuß und einigen Redakteuren der Frankfurter Zeitung eine konsequent-demokratische Haltung abzusprechen; aber die Vertreter der Partei sind die Petersen, Gothein und Genossen, und man hört niemals davon, daß ihre Mandanten sich einmal gegen sie auflehnen. Nein, eine Personenfrage ist das Versagen der demokratischen Fraktion nicht. Spitze und Basis sind einander würdig.

Die Politik der Demokraten — wenn man da noch von Politik reden kann — hat zwei Ursprünge: ihre historische Entwicklung und ihre wirtschaftlichen Grundlagen.

Dem Programm nach hat es eine bürgerlich-demokratische Partei bis zur Revolution in Deutschland nicht gegeben. Es gibt aber keine Partei in der Weltgeschichte, die ohne Vergangenheit ist und plötzlich auf einer völlig neuen Grundlage entsteht. Als in den Sturmtagen der Revolution die Deutsch-Demokratische Partei gegründet wurde, konnte sie sich zwar ein neues Programm geben; aber sie mußte an Traditionen anknüpfen, die nach Lage der Dinge nur von den ehemaligen Freisinnigen

stammen konnten. Was links von den Demokraten stand, war aktiv an der Revolution beteiligt, und Alles, was Angst vor dem Sozialismus hatte und durch Konzessionen vor dem „Schlimmsten” bewahrt bleiben wollte, flüchtete unter die Fittiche der radikalsten bürgerlichen Partei. Aber dieser Zustrom vereitelte vollends die demokratischen Gedanken, die bestenfalls in einer kleinen Zahl von Intellektuellen vorhanden waren.

Die freisinnigen Bürger drückten der Partei sehr rasch ihren Stempel auf, und da sie nie demokratisch gewesen waren, konnten sie es nun erst recht nicht mehr sein. Die wenigen demokratischen Elemente von 48 hörten nach 66 zu kämpfen auf, und nachdem die alte Generation ausgestorben war, gab es nur noch die unpolitischen Nachläufer von Göttern und Götzen. Was 48 wirklich gekämpft und später auch an dem pflaumenweichen „passiven Widerstand” der sechziger Jahre aktiv teilgenommen hatte, das fand sich mit der Zeit beinah vollständig bei der einzigen kampffähigen, weil unbedingt an der Demokratie interessierten Gruppe ein: bei den Arbeitern. Die alte gute Volkspartei, die Lassalle, den Vorkämpfer des allgemeinen Wahlrechts, als einen Spitzel Bismarcks denunzierte, versandete immer mehr in den wirtschaftlichen Obliegenheiten der Bourgeoisie: der eine Teil wurde nationalmiserabel, der andre war trotz gelegentlichem Krakeel auch nicht viel besser.

Das deutsche Bürgertum stand in der Opposition zu der feudalen und bürokratischen Reaktion nicht, weil es demokratisch, sondern weil es liberal war. Der Liberalismus mußte schließlich siegen, weil er wirtschaftlich notwendig war; er mußte umso eher siegen, je günstiger die kapitalistische Konjunktur war, die die Freiheit des Handels nötig hatte. Aber die große Industrie, deren Wachstum die liberale Forträumung aller feudalen Schranken bedingte, brachte mit sich auch das Wachsen des Proletariats. Die Verwirklichung der Demokratie schien der Bourgeoisie gefährlich als eine Bedrohung ihres Liberalismus, und sie verzichtete instinktiv lieber auf manche Forderungen des Liberalismus, als daß sie gegen die Monarchie für die Demokratie gekämpft hätte. Auch in der halbdespotischen Monarchie mit einigermaßen liberaler Gesetzgebung mußte ihre Macht dank der Abhängigkeit der Regierung von den kapitalistischen Gläubigern der Staatsschulden ständig zunehmen, während in der Demokratie die proletarischen Todfeinde der Kapitalistenklasse nur ein günstigeres Kampffeld gefunden hätten. Durch die Gesetzgebung von 1866 — 1870 wurde der Liberalismus in dem notwendigen Umfange vollendet: die Bourgeoisie war nunmehr saturiert; was sie noch gewinnen konnte, stand in keinem Verhältnis zu den Verlustmöglichkeiten mehr.

Von diesem Zeitpunkt an gab sie ihre politischen Wünsche im großen Ganzen auf und überließ es der hohen Obrigkeit, zu regieren und mit den anstürmenden Arbeitern fertig zu werden. Die Unmöglichkeit, ihre wirtschaftlich-kulturellen Ideen auch nur genügend zu propagieren, geschweige denn durchzuführen, mußte jedoch die Arbeiter dazu drängen, die Demokratie als Hebel ihres Emanzipationskampfes zu erstreben. Die demokra-

tischen Gedanken von 1793, diese unerfüllten Träume der Jakobiner, wurden ein integrierender Bestandteil der nach einer neuen Wirtschaftsform verlangenden revolutionären Klasse.

Aber dieses demokratische Element der Bewegung war nur sekundär, tauglich zur Vorbereitung, doch nicht zur Verwirklichung des Sozialismus. Die Revolution von 1918 hat erwiesen, daß die formale Herstellung des Majoritätsprinzips den Charakter eines Klassenstaates nicht verändert, und daß der Klassenkampf unabhängig davon bestehen bleibt, solange es eben Klassen gibt.

Die Arbeiter haben den wesentlichen Teil ihrer Forderungen nicht erreicht: sie haben nur die Demokratie verwirklicht, die für sie nicht mehr als der Ausgangspunkt war — sie haben das Ziel der bürgerlichen Demokratie erkämpft, und recht betrachtet sind also die Petersen und Gothein die Nutznießer der Revolution, die schwarz-rot-goldenen Fahnenträger der Republik.

Sie sind es wider Willen, und der Schaft der deutschen Trikolore schwankt in ihren Händen wie ein Rohr im Wind. Das ist gewiß für die Personen kläglich und verachtungswürdig; aber es entspricht dem Instinkt der bürgerlichen Klasse, zu der sie gehören. Denn ihre Demokratie ist nur der Wall gegen die sozialistischen Proletarier. Und die herrschende Reaktionsperiode läßt selbst diesen Wall weiten Kreisen der Bourgeoisie überflüssig erscheinen.

Im Augenblick der Gefahr kroch die herrschende Klasse willfährig unter das schützende Dach der demokratischen Ideologie: als die Lage weniger bedrohlich wurde, beeilte sie sich, es durch Säulen vom Schlage Petersens und Siemens zu stützen. Aber diese Herren tragen das demokratische Dach nicht so sicher wie Atlas die Erde auf dem Nacken, sondern es rutscht ihnen immer mehr auf die rechte Schulter. Bald wird es am Boden liegen, und dann wird Stresemann die abgedeckten Säulen vielleicht großmütig als Träger seines Stinnes-Palastes verwenden.

Der polnische Sozialismus von Elias Hurwicz

Die sozialistische Bewegung ist auch im polnischen Staat nicht homogen, sondern setzt sich aus einer ziemlich bunten Reihe von Organisationen zusammen. Nennen wir die hauptsächlichsten: Polnische Sozialistische Partei (P. S. P.); Polnische Sozialistische Partei Litauens und Weißrußlands; Sozialdemokratische Deutsche Partei Polens (deren Standpunkt der deutschen Mehrheitspartei entspricht); Deutsche Sozialdemokratische Partei Westgaliziens; Der jüdische ‚Bund‘ (der in letzter Zeit allerdings kommunistische Tendenzen zeigt); Poale-Zion (Zionisten-Sozialisten).

Bei weitem, quantitativ wie der Bedeutung nach, die hervorragendste sozialistische Partei ist die P. P. S. Sie zählt 60 000 Mitglieder. Auf dem letzten Gewerkschaftskongreß errang sie aber rund eine halbe Million Stimmen. Und das ist kein Wunder. Denn in einer ganzen Reihe von Gewerkschaften herrscht sie souverän, in andern hat sie eine große Mehrheit. Zu der ersten Kategorie gehören: der Bergarbeiterverband; der Landarbeiter-

verband; der Eisenbahnerverband; der Verband der Naphta-Arbeiter; der Verband der Kommunalarbeiter; zu der zweiten: die Verbände der Textilarbeiter, Bäcker, Post- und Telegraphenarbeiter, Holzarbeiter und Arbeiter der chemischen Industrie.

Die P. P. S. verfügt auch über einen erheblichen Presseapparat. Sie nennt über fünf Partei-Tageszeitungen ihr eigen: ‚Robotnik' in Warschau; ‚Naprzod' in Krakau; ‚Dziennik Ludowy' in Lemberg; ‚Dziennik robotniczy' in Lodz; ‚Gazeta robotnicza' in Kattowitz. Dazu kommen sieben Partei-Zeitschriften. Schließlich ist die P. P. S. auch im Ssjem, dem polnischen Reichstag, mit 32 Abgeordneten vertreten. Es ist also natürlich, daß das politische Verhalten der P. P. S. für die Gegenwart und die Zukunft des polnische Sozialismus ausschlaggebend ist.

Welche Stellung nimmt nun die P. P. S. zu den wichtigsten politischen Fragen der Gegenwart ein, soweit sie Polen betreffen ? Die P. P. S. ist in ihrem innersten Wesen eine sozialistische Partei. Dieser Sozialpatroitismus hat sich aber oft mit der Gesinnung großmannssüchtiger polnischer Imperialisten so eng berührt, daß die P. P. S. in der sozialistischen Internationale einen sehr schlechten Ruf erlangt und sich schließlich, wie das auf ihrem jüngsten Kongreß zutage trat, als völlig isoliert hat erkennen müssen. In Aller Erinnerung dürfte namentlich das inkonsequente Verhalten der polnischen sozialistischen Presse in der Oberschlesischen Frage sein, eine Inkonsequenz, die ihre Erklärung einzig darin findet, daß diese Presse eben nur in der Unterstützung des polnischen Imperialismus konsequent war. Dies trat besonders klar hervor bei dem Vergleich der Stellungnahme derselben Presse zu den andern polnischen Nationalitäten-Problemen: als, beispielsweise, seinerzeit auf deutscher Seite die Idee der Schaffung eines unabhängigen Staates Oberschlesiens entstand, bestritt der ‚Robotnik' diesem Staat jede Existenzfähigkeit; das hinderte aber denselben ‚Robotnik' nicht, für die Schaffung eines Staates aus weißruthenischen Gebieten einzutreten, der dann natürlich durch den Anschluß an Polen „existenzfähig" werden würde. Nicht besser war die sozialistische Argumentation, als es sich um die Bewertung der oberschlesischen Volksabstimmung handelte: „Nicht die Stimmen der deutschen zugewanderten Stadtbevölkerung, sondern die der polnischen Landbevölkerung müssen den Ausschlag geben", schrieb der ‚Robotnik'. Dies wiederum hinderte Nedzjalkowski nicht, die zwischen Wilna und Polen liegenden weißruthenischen Gebiete für Polen zu beanspruchen, weil die Mehrheit der wilnaer Bevölkerung polnisch sei, in der Nationalitätenfrage aber die Stadtbevölkerung den Ausschlag geben müsse.

Immerhin sei festgestellt, daß die Haltung der sozialistischen Presse in der Minoritätenfrage, wenn es zu arg wurde, zuweilen auch einwandfrei war. Bekanntlich findet der polnische Imperialismus treue Werkzeuge in der polnischen Geistlichkeit, die in ihrer Polonisierungspolitik selbst vor Verletzung der religiösen Freiheit der Minoritäten nicht Halt macht. Diese religiösen Attentate riefen einen lebhaften Protest namentlich der bekannten warschauer ‚Tribuna' und des ‚Dziennik Ludowy' in Lemberg

hervor. Dieser forderte die öffentliche Meinung auf, sich daran zu erinnern, daß „Paderewski und Dmowski einen Vertrag unterschrieben haben, der die Rechte der nationalen Minderheiten in Polen garantiert, und daß das Auge des Völkerbundes über Polen wacht".

Doch dies konnte den odiösen sozialpatriotischen Ruf der Partei keineswegs aus der Welt schaffen. Und so entschloß sich die P. P. S. auf ihrem jüngsten (achtzehnten) Kongreß in Lodz, aus der 2. Internationale auszuscheiden, die „der polnischen Politik unfreundlich gesinnt ist", und in der „die Scheidemänner gemeinsam mit der Labour Party sich mit Intrigen gegen die P. P. S. beschäftigen". Da aber auch die neue, sogenannte 2. (Wiener) Internationale sich für den Eintritt der P. P. S. bedankt hat, so sah man sich von allen Seiten isoliert.

Denn auch der 3. Internationale will man nicht beitreten. Man heißt zwar den Bolschewismus gut — für Andre und macht kein Hehl daraus, daß man sich wegen großer Undankbarkeit die Mißgunst außer jener Auslandsparteien auch der russischen sozialistischen Parteien (Menschewiki und Sozialrevolutionäre) erworben hat, die sich stets für die polnische Sache eingesetzt hatten. So schrieb nach der Unterzeichnung des Friedens von Riga der ‚Naprzod' ganz unverblümt: „In Polen hat selbst die nationaldemokratische Partei anerkannt, daß wir unter den gegenwärtigen Umständen der Sowjet-Regierung ein möglichst langes Leben wünschen müssen."

Doch im eignen Lande wendet sich die P. P. S. ganz offen gegen den Bolschewismus. „Die Partei der polnischen Sozialisten", so lautet die Kongreßentschließung, „widersetzt sich ohne jeden Vorbehalt dem Bolschewismus, der in der Machtergreifung nicht das Mittel zur Verwirklichung sozialer Reformen, sondern einen Selbstzweck erblickt. Der Bolschewismus zerstört die Grundlagen des sozialen Lebens selbst, um nach der Vernichtung der produktiven Kräfte der Gesellschaft den Kapitalismus in seinen primitivsten Formen wiederherzustellen. Die Arbeit des Proletariats verwandelt er in eine Reihe von Putschen, in dem einzigen Bestreben, die Arbeitermassen aufzuhetzen, ohne Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit des Kampfes und die Entwicklung der schöpferischen Kräfte des Prolitariats."

„Ohne jeden Vorbehalt": das trifft übrigens nicht ganz zu. Denn auf demselben Kongreß erklärte die P. P. S., daß sie Gegnerin jeder bürgerlichen Regierung, folglich auch des Kabinetts Witos, und daß ihr Endziel die Versöhnung des Industrieproletariats mit der Bauernschaft und die Einsetzung einer „Arbeiter- und Bauernregierung" sei. Doch — wird wohlweislich hinzugefügt —: die Erreichung dieses Zieles ist erst möglich, wenn die Bauernschaft aufhört, im Troß der Geistlichkeit zu marschieren, und ihre richtigen Interessen begreift, wenn die Verpflegungskrise und damit die Ausbeutung der Stadt durch das Land vorbei ist. Nach diesen Erklärungen kann man auch die Ankündigung der Partei, daß sie auf jenes Endziel nicht nur mit parlamentarischen, sondern auch mit revolutionären Mitteln hinarbeiten wolle, wohl cum grano salis hinnehmen.

Reichswehrminister Geßler von Hans v. Zwehl

Die Generale sind voll Eifer jetzt
Und würden sich zu Allem bringen lassen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren.
Die Piccolomini III, 1.

Der Reichswehrminister Geßler ist bei der Neubildung der Regierung nicht deshalb im Amte geblieben, weil die Generalstäbler Palastrevolution gemimt, oder weil die Demokraten belustigende Parteidisziplin getrieben haben, sondern weil er der Exponent einer bestimmten, im Besitz der wirtschaftlichen Macht befindlichen reaktionären Politik ist, die sich die Verfügung über die bewaffnete Macht nicht durch paradoxe Koalitionsberatungen rauben läßt. Hinter der kleinen Koalition der Schwarz-Rot-Goldenen steht nämlich wirtschaftlich und realpolitisch nemo nisi nunquam, hinter der großen schwarz-weiß-roten Koalition der Deutschen Volkspartei und der Deutschnationalen aber steht die vereinigte Macht: der Schwerindustrie; der Großlandwirtschaft; des um seine Kriegs-, Revolutions-, Reparations- und Valutagewinne bangenden Großhandels; der die Vorrechte der Geburt und der Staatsstellungen verteidigenden Ci-devants, Adligen und Beamten und ihrer Herren Söhne, der Hakenkreuzler. Diese Leute schicken sich grade an; das Bendlerstraßen-System auch in dem andern Teil der öffentlichen Gewalt, in der Polizei, durch die ††† Verstaatlichung zu verewigen und damit ihre Herrschaft über den Bürger zu vollenden. Und für sie bedeutet die dem Generalsekretär ihres Konzerns, Herrn General v. Seeckt, übertragene Aufgabe dreierlei. Erstens hat die Armee die kulturelle Pflege des „Widerstands"-Gedankens und der Monarchisterei zu übernehmen, eine Propaganda, die um so taktvoller zu behandeln ist, als die münchner Orgesch-Regierung, die in das internationale Konzept hineingepfuscht hat, immerhin nicht mehr lebt, die oberschlesischen Freicorpsflegel im Burgenland beim Kragen gekriegt werden, nur alle Jubeljahre ein Monarch zu günstiger Demonstrationszeit bestattet wird und, nicht zuletzt, die Entente-Kommissionen feste auf den Knopf drücken. Zweitens hat die Armee die Stinnes-Republik vor dem Ansturm der Arbeiterschaft zu schützen. Drittens, und vor allem, ist sie eine wirtschaftliche Schutzwehr der Sachwerte und des Unternehmertums, mit deren Hilfe die neuen indirekten Steuern, die Kohlenpreiserhöhungen, die Brot-, Milch- und andern Tuberkulosepreise, die Mietssteigerungen, die Dumpinglöhne bei Weltmarktprofit, das Antistreikgesetz, der Entwurf zur Regelung der Arbeitszeit und andre schöne demokratische Errungenschaften erzwungen werden.

So liegen die Dinge, wenn von den Traditionen unsrer herrlichen Armee die Rede ist, der unser Ebert im Januar dieses Jahres die alten Abzeichen wieder verliehen hat, und die hoffentlich bald, trotz der Baisse in Artillerie, Tanks und Flugzeugen, dank dem Projekt des wirtschaftlichen Dienst- und Streikbrecherjahrs wieder wie Phönix oder Laurahütte aus der Asche erstehen wird. Gustav Noske hat, als er die Epaulettenträger unter dem Vorwand der Vermeidung eines Bürgerkriegs zurückholte, die

Zeichen der Entwicklung sehr frühzeitig erkannt. Aber er war zu rauhhaarig, tobte zu wütend. Erst seinen Nachfolger, dem verschwiegen gefälligen, kommunal vorgebildeten Verbeugungsbeamten Otto Geßler war es vorbehalten, das Heimweh nach den deutschen Armee-Corps dem hübschen Wortspiel Noskalgie geschmeidig anzupassen. Erst dieser, an die Mohrchen-Sprünge der glattgescheitelten Kanzlerschaft Bülows erinnernde Hübschmacher war der rechte Mann für die Seecktierer. Das System ist jetzt auf das Unpersönliche gestellt und daher der Polemik entrückt, also sehr gefestigt. Daß Derartiges unter einem Kabinett der „Persönlichkeiten", an dem sich allerdings ohnehin nicht Treitschkes Lehre von den großen Männern illustrieren läßt, fortgesetzt werden konnte, ist einen Zwischenruf im Reichstag wert.

*

Geßlers „Werdegang" ? Der Ehe des Wachtmeisters Geßler und seiner Frau Gemahlin entstammte ein Sohn Otto, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er erhielt im großen Staatsexamen einen Einser, was für die damaligen bayrischen Verhältnisse ebensoviel bedeutete wie eine fideikommissarische Abstammung in Preußen. Mit diesem Zeugnis in der Tasche vergab Otto, der schon beizeiten eifrig bestrebt war, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, sehr bald seinen elterlichen Ursprung — dessen er sich übrigens auch dann nicht zu schämen brauchte, wenn er nicht nachher den Wachtmeister als Befähigungsnachweis für die Kriegsminister-Kandidatur aus dem Grabe erweckt hätte. Im Lenz seiner Jugend entdeckte Otto, daß ihm, unter dem Regime des Prinzregenten, eine Verwaltungslaufbahn nur als Protestanten aus Franken oder als liberalem Katholiken sicher wäre. So trat er denn, von der Weltanschauung des Fortschritts geleitet, als kommunalliberaler Taufschein-Katholik, wie diese Gattung genannt wurde, in den aufgeklärten münchner Magistrat ein. Zugleich erwarb er sich fortschrittliche Verdienste als Generalsekretär einer liberalen Arbeitsgemeinschaft der gegen das aufsteigende Zentrum vereinigten Freisinnigen und Nationalliberalen. Indessen traf ihn hier ein Schmerz, den er lange nicht zu verwinden vermochte. Als er sich um die vakante Stelle eines Rechtsrats in München bewarb, fiel er glatt durch, obwohl er im Besitz des Namens eines Organisationsfachmanns die Beförderung für unzweifelhaft gehalten hatte. Dafür wählten ihn aber die liberalen Kommerzienräte der Bier- und Kanalstadt Regensburg zum Stadtoberhaupt, und dort regierte er mehrere Jahre gegen zwei mächtige Zentrumsherren: gegen den Bauerndoktor Heim und gegen den Geheimrat Held. Er vervollkommnete dabei seinen Ruf als Verwaltungsmann erheblich und begründete neebnbei die Schiffahrtsgesellschaft Bayrischer Lloyd, in deren Aufsichtsrat er mit seinem klerikalen Gegner unbedenklich hineinstieg. Sein Abschied von Regensburg wurde dadurch erschwert, daß er den Bürgern bei der definitiven Wahl Treue um Treue versprochen hatte; indessen konnte ein zu Höherm berufener Charakter darauf keine Rücksicht nehmen. Geßler ging als Oberbürgermeister nach Nürnberg und damit endete die erste, die antiklerikale Epoche des Anpassungsmannes.

In Nürnberg, wo die Sozialdemokraten dominierten, zog er die sozialen Register so pflichtbewußt, daß alle Gewerkschaftsfunktionäre in dem gewandten jungen Vorgesetzten einen Salonsozialisten und verkappten Genossen vermuteten. Indessen währte die Herrlichkeit nicht lange, denn es kam der Krieg.

Mit diesem Verelendungsprozeß begann Otto Geßlers eigentlicher Beruf: die Zugehörigkeit zur Ordnungspartei. Er wurde auf seinem für die Stimmung der Heimat so wichtigen Posten belassen und spielte, wie alle seine Kollegen, den Conférencier der Kriegsanleihe- und Durchhaltepropaganda. Nach seinem Eintritt in die patriotische Einigkeit wuchs sein Ruf als bewährter Selbstverwaltungskörper unaufhaltsam. Er hätte eigentlich schon unter Hertling in das Kriegskabinett eintreten müssen: indessen war damals noch die ältere Bratenrockgeneration unter dem verdienten württembergischen Freiheitshelden v. Payer am Ruder. Nach der Revolution jedoch, wo die Ordnung sich als zwingende Notwendigkeit erwies, rief man ihn. Er wurde, weil er sich als dekoratives Aushängeschild für ein nur zum Schein bestehendes Reklamebureau gut eignete, zunächst in das Wiederaufbauministerium berufen, in dem er zur Zufriedenheit des Hauptgeschäfts die Kunden an der Nase herumzog. Dadurch an Ansehen gestärkt, wurde er — er allein — als der geeignete Mann befunden, eine Kraft wie Noske zu ersetzen. Und er tats. Er ging in dieses Amt, an dem das Blut der Straßenschlachten, der Schießerlasse und Fluchtversuche klebte, er ging da hin, wo ihn die Audienzen der Gegenrevolutionäre und die Kaiserbilder und der Hohn der Kulturwelt erwarten mußten. Vorher hatte er sich noch schnell, auf der Flucht vor Kapp und bei dem Sprunge nach Stuttgart, durch eine Parteirede bei der Deutschen Volkspartei beliebt gemacht, die er schon damals, im März 1920, für regierungsreif hielt. Hierauf begann bei ihm erst das richtige Regieren mit nationalen Demonstrationen und immerwährenden Protesten gegen die daraus folgenden Entente-Noten; besonders die ganze Misere der Entwaffnungskomödie und der Kriegsbeschädigten-Frage war auf die von Geßler geduldeten Beziehungen der Reichswehr-Generale zu den Ludendorffern in München zurückzuführen. Zur Konferenz in Spa, wo man ihn brauchte, ging Geßler nicht, sondern mußte erst geholt werden; zur Konferenz in London, wo man ihn nicht brauchte, entsandte er seinen feldgrauen General v. Seeckt mit prompt funktionierendem deutschnationalen Tumult auf dem Potsdamer Platz bei der Rückkehr. Der Rest ist bekannt.

*

Es ist Geßlers Aufgabe im Kabinett, die Republikanisierung der Armee zu verhindern und die monarchistischen Offiziere am Werke zu lassen. Ein solcher Mann aber ist für ein Kabinett des guten Willens eine außerordentlich schwere außenpolitische Belastung. Denn dieser Mann mit dem Namen aus dem Tell ist noch viel schlimmer als ein frecher und selbstherrlicher Landvogt: er ist ein Händedruck- und Konzessionspolitiker, der die kaiserlichen Landvögte bei Laune zu halten hat. Die Piccolomini III, 1. Auf Wunsch und bei Gelegenheit noch mehr Zitate.

Neue Dokumente von und über Kleist

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Der Kommandant des Fort des Joux schickte dem Gouverneur von Besançon nach dem Bericht vom 23. März 1807, der voriges Mal abgedruckt war, das folgende „wörtliche Protokoll einer Vernehmung des Gefangenen Heinrich v. Kleist zur Uebermittlung an den General".

Ich: Was bezwecken Sie mit Rotrou ?
Er: Ich schreibe ein Stück.
Ich: Das heißt: Sie schreiben ab, weil Sie Langeweile haben ?
Er: Im Gegenteil. Ich habe keine Langeweile.
Ich: Aber warum beschäftigen Sie sich nicht mit Politik ? Sie würde Sie in einem fremden Lande, das Sie nicht kennen, viel mehr interessieren.

In diesem Augenblick blickte ich den Leutnant Meunier an, der die Fragen und Antworten aufschrieb, denn es war mir klar, daß ich, wenn Kleist sich jetzt verriete, ihn nicht weiter zu fragen hätte. Dann aufs Schaffott mit ihm ! Der Leutnant war blaß geworden. Denn es wäre ihm, der ein feinfühliger Mensch ist, leid gewesen, einen Literaten, wie er selbst einer zu sein glaubt, zum Tode geführt zu sehen, und dazu einen, der so sympathisch in jeder Beziehung ist, und der uns von den zwei Barbaren, die nicht französisch sprechen, und die ihm kein Geld geben und keine Nahrung, trotzdem er für sie umsonst dolmetschen muß, befreit. Aber Kleist reagierte auf die Frage nach der Politik nicht, sondern erwiderte:
Ich habe in Dresden einen Verleger, der von mir ein Werk hat. In diesem Werke handelt es sich um Rotrou.

Ich: Um welches Stück ?
Er: Um die ‚Zwei Sosias'.
Ich: Woher kennen Sie es ?
Er: Von Molière.
Ich: Was meinen Sie ?
Er: Molière hat einen ‚Amphitryon' geschrieben, sagen Ihre Literaturgeschichten. Aber ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß er es nicht getan, daß er vielmehr das Stück abgeschrieben hat.
Ich: In der Tat ?

Der Leutnant Meunier sprang auf und war ganz Feuer. Ich befahl ihm, sich zu setzen und zu schreiben. Er gehorchte.

Ich: Woher wissen Sie das ? Sie werden es beweisen müssen.

Er nahm ein Buch vom Tisch, das Sie ihm gesandt hatten, und sagte:
Hier ist der Beweis.

Ich: Lassen Sie sehen.
Er: Hier, bitte, Kommandant.
Ich: Also wie sind Sie darauf gekommen ?
Er: Mein Verleger in Dresden wünscht ein Werk nach dem Französischen.
Ich: Muß es dieses sein ?
Er: Nein, es kann auch Scarron sein.
Ich: Warum nehmen Sie Scarron nicht ?
Er: Er entspricht nicht dem Charakter meines Vaterlandes.

Ich: Glauben Sie, daß Rotrou ihm entspricht ?
Er: Ich glaube es.

Der Leutnant Meunier sprang von neuem auf und sagte, er habe ihm Rotrou empfohlen. Kleist erwiderte, das sei wahr, aber er habe ihn schon vorher gekannt. Ich fragte ihn, ob er denn in seinem Vaterlande ein bekannter Dichter sei.

Er: Ich glaube es.
Ich: Sie wissen es nicht ?
Er: Die Konkurrenz des Herrn von Schiller ist groß.
Ich: Und die des Herrn Goethe ?
Er: Er steht, menschlich betrachtet, über uns. Aber in der Literatur ist er mehr als der Erste. Unsre Sonne.

Nach dem, was mir der Leutnant Meunier nun sagte, kann Kleist seinen Kollegen Schiller nicht leiden, weil er ihn hindert, auf die Bühne zu kommen, und es scheint, daß Kleist, wie es ein Brief des Herrn Geßner ausdrückt, zu den Unglücklichen seines Berufes gehört.

Ich: Also so denken Sie über Goethe ?
Er: Wir sehen ihn als den Höchsten an.
Ich: Aber er kommt Ihnen in die Quere ?
Er: Er nicht, aber Schiller.
Ich: Zum Teufel, was für eine Kanaille !
Er: Das möchte ich nicht grade sagen, denn er hat Verdienste.

Er nannte sie uns auf meine Frage.

Ich: Und Goethe ?

Er sagte, daß Goethe ohne Rivalen sei. Ich sah, daß er — wie der Leutnant Meunier, der in Paris studiert hat, bestätigte — in der Literatur sehr versiert ist, was man von Spionen nicht sagen kann. Darauf fragte ich ihn, warum er grade für Rotrou schwärme.

Er: Ich glühe nicht grade für Rotrou, aber Molière und Rotrou interessieren mich wegen ihrer Gleichheit.
Ich: Was werden die Deutschen sagen ?
Er: Ich werde sagen, ich hätte den ‚Amphitryon‘ nicht von Molière.

Daraus ersehe ich, daß er sich auf Geschäfte versteht, und ich werde nicht mehr klug aus ihm. In diesem Augenblick hatte ich die Idee, daß er doch ein Spion sein könnte. Aber der Leutnant sagte mir, das sei nicht sicher.

Ich: An wen haben Sie Ihren ‚Amphitryon‘ gegeben ?
Er: An Herrn Christoph Arnold in Dresden.
Ich: Kannten Sie ‚Amphitryon‘, ehe Sie auf unser Fort kamen ?
Er: Lange vorher.
Ich: Wo haben Sie Rotrou zuerst gelesen ?
Er: In Berlin.
Ich: Und geschrieben ?
E r: Ich habe zwei Fassungen geschrieben.
Ich: Sind sie gleich ?
Er: Beinahe.
Ich: Aus Langerweile ?
Er: Nein, aus Interesse.

Hier zeigte er mir das Buch von Rotrou, in das er hineingeschrieben hatte.

Ich: Sind das Notizen ?
Er: Uebersetzungen.
Ich: Entwürfe, Varianten ?
Er: Nein, Uebersetzungen.
Ich: Schreiben Sie zweimal, weil Sie fürchten, ein Exemplar könne verloren gehen ?
Er: Jawohl.
Ich: So sieht man, daß Sie sich auf Geschäfte verstehen.

Herr Gouverneur, der junge Mensch macht einen aufgeweckten Eindruck. Aber von Politik versteht er nichts. Er ist zerschmettert.

Ich: Glauben Sie, daß Rotrou für die Politik interessant ist ?
Er: Ich verstehe die Frage nicht.
Ich: Ich meine: nützen Sie Rotrou für die Politik aus ? Haben Sie in dem Band Rotrou Geheimnisse über die Politik geschrieben ? Ich kanns nicht lesen. Sie wollen den Band wegschicken. Das kann verdächtig sein.

Er sagte, er wolle es mir übersetzen. Und er sah mich so ruhig an mit den ruhigen Augen, wie Spione Andre nicht anblicken. Er erklärte mir, daß Rotrou mit Politik nichts zu tun habe.

Ich: Glauben Sie, daß Herr Arnold böse darüber sein wird, daß Sie Rotrou benutzt haben ?
Er: Herr Arnold kennt ihn nicht, aber er kennt Molière. In Preußen weiß man nichts von Rotrou.
Ich: Herr Geßner schreibt. Woher kennen Sie ihn ?
Er: Von meinem Freunde Wieland, der in meinem Vaterlande Schriftsteller ist.

Ich bemerkte, daß er immer das Wort „Vaterland" gebrauchte. Ich fragte ihn, ob er die Gegend kenne, in der Herr Geßner wohnt. Er sagte, er habe 1802 auf der Aare-Insel gewohnt. Sie ist bei Thun. Dort habe er nichts gelesen, sondern Gedichte geschrieben. Zschokke, der in unsern Diensten ist, und Herr Geßner haben ihn dort besucht. Er wohnte in einem kleinen Hause, das er für ein Jahr gemietet hatte. Dort wohnten nur Fischer. Ich habe mich bei ihm über sein Leben dort erkundigt — er erzählte davon. Er macht den Eindruck, als ob er Vertrauen zu mir habe. Er sagte: ja, er habe es. Wenn er 1802 auf einer einsamen Insel gewohnt hat, und zwar so lange, kann er nicht glaubhaft als ein Erlerner der Spionage gekennzeichnet werden. Denn auf dieser Insel hätte er sie nicht erlernt.

Ich: Sie hatten viel Verkehr ?
Er: Wenig.

Ich fragte ihn, ob er denn nicht in seinem Vaterland ein Haus zum Wohnen habe kaufen wollen.

Er: Ich wollte vor einigen Jahren in der Tat ein Haus kaufen, aber in der Schweiz. Ich tat es nicht, weil Unruhen im Volke ausbrachen, und weil ich deshalb für mein Geld fürchtete.

Ich fragte ihn, warum er, wenn er so jung sei, so traurig sei. Er sagte, er habe immer Unglück gehabt. Er wünsche oft den Tod herbei.
Ich: Und heute ?

Er: Heute nicht.
Ich: Was wünschen Sie heute ?

Er rief laut aus: Mein Herr, ich wünsche die Freiheit.

In diesem Augenblick ging der Leutnant A. aus dem Zimmer. Später sagte uns Kleist, er wolle berühmt werden und hoffe, es mit ‚Amphitryon' zu werden. Er warte schon lange auf den Ruhm, der ihn meide. Ich fragte ihn, ob er seinen König kenne. Dabei konnte ich herausbekommen, ob er sein Spion sei. Kleist erwiderte, er kenne ihn allerdings. Ich fragte ihn, welche politischen Freunde er habe, um darauf zu kommen, wie man ihn hassen könne. Er sagte, unter andern sei der Major Gualtieri, Gesandter in Spanien, ein Jugendfreund von ihm. Der sei Flügeladjutant seines Königs gewesen. Man habe ihn selbst zum Attaché in Spanien machen wollen. Ich wurde rot und dachte, das wäre die Gelegenheit, ihn zu entlarven; aber es scheint auch nicht der Fall zu sein. Und bei diesem Major hat Kleist zuerst den Rotrou gesehen. Der Major ist der geistige Urheber des seinigen. Ich meine: seines ‚Amphitryon'. Im übrigen scheinen hauptsächlich vortreffliche Offiziere seines Landes zu seinen Jugendfreunden zu gehören, Herr Gouverneur, zum Beispiel der Capitaine de Gleißenberg. Kleist kennt Frankreich, wie er mir sagt, er war in Lyon und Paris und Boulogne sur Mer. Aber da scheint mehr eine Reise zur Erholung von einer Krankheit vorgelegen zu haben als eine zur Spionage. Nein, Herr Gouverneur, der General ist nicht auf dem richtigen Wege, wenn er glaubt, in Kleist einen wichtigen Spion gefangen zu haben.

Er scheint sich auch im Freien so intensiv mit Rotrou zu beschäftigen, daß er herumrennend immer Rotrou zitiert. Sein andrer glühender Ausdruck ist: Ulrike. Er ist ja verlobt. Aber der Name seiner Braut ist nicht Ulrike. Es ist daher klar, daß er es mit mehr Frauen zu tun hat. Moralisch ist das tadelnswert. Aber uns geht das nichts an. Wir haben zu untersuchen, ob er mit Recht Gefangener ist. Nun, seine Seele scheint rein zu sein.

Der General verlangt ein so langes Exposé über Kleist, und warum er sich grade mit Rotrou beschäftigt. Ich habe es Ihnen gegeben. Ich habe Ihnen öfters über ihn geschrieben. Nehmen Sie davon, was Sie gut dünkt.

Er scheint die Musik zu lieben. Bei uns gibt es keine, sondern nur Verordnungen und diese Nahrung: morgens Kaffee und Brot; mittags Nudeln oder Kohl oder Mehlsuppe und Wasser; abends Kaffee oder Mehlsuppe. Die Andern haben Geld und kaufen Lebensmittel. Kleist, Herr Gouverneur, lebt von Kaffee und von Rotrou. Es scheint mir, daß es eine ebenso komische Zusammenstellung ist: Kaffee und Rotrou, wie es eine schlechte Manier ist, einen Kameraden zu behandeln: sie essen, sie trinken, sie haben Geld, und er hat Hunger und Rotrou. Das ist grotesk und menschlich traurig.

Ein Andrer als Kleist käme so von Kräften. Und Niemand hilft ihm. Seine Genossen geben ihm nichts. Ich darf ihm nach den Verordnungen nichts geben. Aber warum sendet ihm keiner von den Reichen, die er kennt, Geld ? Ist es die Schuld des Herrn Goethe ?

In all dem, was ich Ihnen heut und früher mitteilte, finden Sie nichts von Spionage, was mir auch Monsieur Nicolas Frédéric de Mulineu, Officier du Grand Conseil von Bern, bestätigt; ihn kennt Kleist,

und Mulineu ist absolut glaubwürdig. Was soll ich also mit ihm tun ? Er leidet. Wir leiden, wenn wir ihn sehen. Wir haben so auch zu viel Arbeit mit den Verhören. Er hungert und hat keinen Ofen, um sich zu wärmen. Rotrou ist sein einziger Trost. Das ist ebenso wenig wie seltsam. Denken Sie daran, daß er den französischen Autor Rotrou in seiner Einsamkeit liebt. Uebrigens scheint es ähnlich bei seinem Freund Rühle zu sein, dem er schreibt, und dem ich die Briefe nach dem Reglement nicht sende. Kleist hat von ihm eine Uebersetzung aus Racine bekommen. Davon unterhielt er sich mit dem Leutnant, vor Kälte und Hunger zitternd. Er schien sagen zu wollen: Retten Sie mich — ich sterbe vor Hunger und Kälte. Mein Rühle und ich, wir sind für die französische Literatur und machen sie bekannt. Sie aber lassen mich sterben ! So schien es dem Leutnant. Es ist unmöglich, auch nur auf einen Augenblick Kleist von dem Bande Rotrou zu trennen. Das ist hier seine einzige Liebe. Was soll man daraus schließen ?

(Fortsetzung folgt)

Brunner von Theobald Tiger

Ein Amor klopfte an ein Hosentürchen,
doch Niemand rief: „Herein !”
Und nun entflattert leise das Figürchen
und ließ den Mann allein.
Der sieht die Nacktheit und geniert sich.
Er möcht ja gern der Venus nahn,
doch was sich liebt, das konfisziert sich.
Es liegt ein Brunner an der Lahn.

Als Knäblein hat er schon — wie an mein Ohr kam —
in seinem Bibelband,
gezählt, wie oft da „zeugen” vorkam —
und was er sonst noch fand.
Die Bilder, die dem Reinen rein sind,
verwehrt er heut dem Untertan,
stellt fest, wofür wir noch zu klein sind —
und denkt, ganz Deutschland liege an der Lahn.

Wer seine Nase nur in Schweinerein steckt,
verliert das Gleichgewicht.
Wenn auf den Blättern auch die Frau das Bein streckt:
uns stört das weiter nicht.
Was schert uns frohe und gesunde Esser
denn Seine Impotenz, der Herr Professor !
Da soll doch gleich . . . !
Die Putten fliegen.
Hell seh ich Aphroditen liegen.
Sie lächelt : „Tiger, laß ihn gehn !
Er kennt mich nicht. Er hat mich nie gesehn !”

Peter Brauer

Wie mußte ein Werk Gerhart Hauptmanns beschaffen sein, das Otto Brahm in fast einem Vierteljahrhundert gemeinsamer Arbeit, als das einzige seines erklärten Lieblingsautors, zurückwies ? Wie ? So wie ‚Peter Brauer'. Der Freund und Apostel möchte fühlen, der Kritiker wissen, der Theaterdirektor erfahren haben, daß ein Mindestmaß menschlicher Qualität erforderlich ist, damit eines Dramas Hauptgestalt drei Stunden lang fessle. Anno ‚Krumme Windgasse 20' von Bjarne P. Holmse, dem pseudonymen Doppelvorgänger Hauptmanns, also vor und um Sonnenaufgang störte Keinen, daß Gegenstände und Personen von unerträglicher Belanglosigkeit, genügte nahezu Allen, daß sie mit unendlicher Liebe und täuschend naturrecht abgemalt waren. In diese überwundene Periode ist Hauptmann vor zehn Jahren ein Mal zurückgesunken. Wer und was ist Peter Brauer ? Michael Kramer hat seine Rechtlichkeit und seinen Werkfleiß verloren, Crampton seine genialische Liebenswürdigkeit, Sir John seinen Witz, Hjalmar Ekdal seine Naivität, König Lear seinen Wahnsinn — und geblieben ist: ein Kerl, der von jedem dieser fünf Brüder ein Stückchen Schicksal und ein paar unerfreuliche Eigenschaften trägt; dessen Ehe von Strindberg sein könnte, wenn sie nicht aus dem ‚Friedensfest' wäre; der moralisch und aesthetisch die Schwerkraft für einen Schwank hat und leider in eine Tragikomödie gestellt ist.

Was wirkt komisch an ihm ? Seine schlagfertige Lügenhaftigkeit; seine redegewandte Zuversicht in der hoffnungärmsten Misere; seine Ueberheblichkeit über einen ähnlich kunstgemiedenen, aber wenigstens rührigen, nicht mehr zur Hochstapelei genötigten Rundreisephotographen; seine halb ängstliche, halb freche Anpassung an die Honoratioren eines Provinznests; sein Schmarotzertum; seine Fähigkeit, einen Auftrag immer noch eins trinkend bis auf weiteres Auftrag sein zu lassen. Nämlich bis die Hupe des Autos ertönt, das seinen vertrauensseligen Auftraggeber herbei und damit seine Faulheit und Talentlosigkeit ans Licht bringt. Seinen Vorschuß hat er weg; und sofort verbraucht. Jetzt wird er von neuem schwindeln, hoffen, schwadronieren, von Wucherern mit der Staatsanwaltschaft bedroht, von Frau und Tochter beschimpft, von dem Sohn als Kollegen bemitleidet, von der Gelegenheit erst begünstigt, dann geprellt — und dergestalt zusehends älter, aufgeschwemmter, abgerissener und würdeloser werden. Gut; man lacht. Aber wo ist hier die Tragik, die mit der Komik zur Tragikomik verschmelzen soll ? Weil Hauptmann seine innigste Artistenfreude an der kleinmeisterlichen Ausbosselung eines kläglichen Pfuschers, weil er das Dichtermitleid mit der Kreatur, weil er den Griff ins volle Menschenleben hat: darum ist es für uns durchaus noch nicht überall interessant, wo ers packt, oder gar unsrer Ergriffenheit, und sei es einer lächelnden, wert. Eine Charge darf eben nicht Vordergrundsfigur, eine hinzuwischende Szene nicht ein Dreiakter und nicht jeder Stammtisch dessen tragfähiges Mittelstück sein wollen.

Als in Hauptmanns Anfängen einmal am Honoratiorenstammtisch von Eberswalde sein Name fiel, da — so erzählte mir mein Nachbar, der Stabsoffizier — sprach der Major a. D. von K.: „Ich weeß jahnisch . . . zu meiner Zeit haben die Hauptleute keene Theaterstücke jeschrieben." Diese Sorte Kleinstadt und Stammtisch hat Hauptmann aufs Korn genommen. In Moritz Heimanns ‚Joachim von Brandt' gehts am Stammtisch vielleicht zu geistreich zu. Hier zu geistlos — nicht etwa in dem Sinne, daß keine Bonmots gesprochen werden, sondern: daß der Geist nicht die Materie durchdrungen, daß er nicht aus dem lastenden Alltag die repräsentativen Züge herausgehämmert, nicht die entscheidende Auswahl von kunstwichtigen Einzelheiten aus dem Wust der wirklichkeitsgetreuen getroffen hat. Auf die Art ist ‚Peter Brauer' ein „naturalistisches" Produkt wie sonst kein Dramengebilde von Hauptmann. Mehr von der Straße aufgelesen als dem Schoß der Erde entrissen. Also auch dramaturgisch nicht grade bezwingend. Wer mit einem Klingelzeichen eingeführt wird, gewinnt deshalb noch keinen Einfluß auf die Geschicke. Nebenfiguren kristallisieren sich nicht organisch aus dem Kern der Geschichte, sondern sind dran-, drauf- und drumherumgesetzt, weil Hauptmann gespürt hat, daß der Theaterabend gefüllt sein will, und daß Peter Brauers Umfang dazu nicht ausreicht. Er reicht in keiner Beziehung und nach keiner Dimension aus. Was unterscheidet das Drama vom Zustandsbild ? Daß man am Ende anderswo steht als am Anfang, daß Bewegung zu einem Ziel und Zweck, nicht nur um ihrer selbst willen, daß eine Wandlung, daß eine Entwicklung sich vollzogen hat. Der Nichtsnutz Peter Brauer ist in der letzten Szene an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt, nicht einmal um eine Spirale höher. Er ist diese Straße der Jämmerlichkeit schon hundertmal geschlichen und wird sie gewiß noch hundertmal schleichen. Bis er unbetrauert verreckt.

Heinz Saltenburg, Herr des Lustspielhauses, hat ungefähr dasselbe Verhältnis zur Kunst wie Peter Brauer. Als Unternehmer — sonst wüßte er, daß eine schlicht vergnügliche Posse anspruchsvolle Gemüter tiefer erfreut denn eine Tragikomödie, die Brahm abgelehnt und Hollaender, Besitzer sämtlicher Rechte an Hauptmanns Theaterstücken, verschmäht hat. Als Regisseur — sonst verstünde er, mit einem Ensemble, dessen Mitglieder keineswegs alle von dem Schauplatz der harmlosen Gaunerwirksamkeit Peter Brauers, einer schlesischen Kreishauptstadt mit umliegenden Dörfern, geholt sind, doch wohl irgendwas zu beginnen. In den Bezirk, wo eine begründende Einzelkritik seiner Unzulänglichkeit lohnte, ist er vorläufig nicht gelangt. Zwei, drei Leute waren und sind auf ihn nicht angewiesen. Wie Tiedtken, dem Peter Brauer, der Baß für die Komik immer und immer mehr bauchwärts rutschte: das hörte sich sehr ergötzlich an. Die Tragikomik war in einer hellern Stimmlage angesiedelt. Daß die schmierige Maske des polternden Fettwansts es nicht allein tat, daß man streckenweise ausnehmend gelangweilt wurde und allezeit kalt blieb, war Dichters Schuld. Er sollte Tiedtken mit Crampton entschädigen.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Wolkenbruch

So heißt eine stille Gesellschaftskomödie von Turgenjew, die das Deutsche Volkstheater jetzt spielt. Es geht um die Liebe. Der siebzehnjährige Hauslehrer richtet Verwirrung an in dem friedevollen ländlichen Idyll, das die noch jugendliche Frau Natascha mit Mann, Kindchen, Pflegetochter, schmachtendem Freund, Tante, Hausfräulein und Gutsnachbarn lebt. Die Pflegetochter und die Pflegemutter verlieben sich in ihn. Ahnungslos ist der Gatte, ohnmächtig der schmachtende Freund. Die Verwirrung löst sich in allgemeine Resignation. Hauslehrer und Freund ziehen fort, die Pflegetochter heiratet den Gutsnachbar. Das Idyll, jetzt um eine Schattierung stiller und melancholischer, geht weiter. So bei Turgenjew. Dem deutschen Bearbeiter war dieser Ablauf der Dinge zu sanft, er gewährt Frau Natascha und dem Hauslehrer eine Liebesnacht. Zu solchem Radikalismus entschloß er sich wohl nicht nur aus Gründen gemeiner Theater-Demagogie, sondern um den Unterleib in sein dramatisches Recht zu setzen, das, in diesen vier Akten, durch allzu viel Seele verschleiert wird.

Die Komödie gehört zur Gattung der theatralischen Aquarelle, für die die Russen eine besonders zärtliche Maltechnik haben. Liebevoll, allzu liebevoll wird Strich an Strich, blasse Farbe an blasse Farbe gesetzt. Die dramatische Bewegung ist gering: eine Brise im Wasserglas. Der Dialog, unwahrscheinlich fein, murmelt um die Tatbestände. Es hat schon seine Musik, solches Schlummerlied ! Schicksalhaft wird und wirkt nichts in dem umständlichen Drama. Alles bleibt Episode, gewichtlos, leichter als Lebenslust.

Blieb das auch für die Darsteller des Deutschen Volkstheaters, die, mit vielem Aufwand an Bescheidenheit, innig kammerspielten.

Rache

Da ist ‚Rache', fünf Bilder von Hans Saßmann (an der Renaissance-Bühne), von anderm Kaliber. Das ist ein Stück, das mit entschlossenen Fäusten ins volle Menschenleben greift, dort, wo es für den Bürger am interessantesten. Die fünf Bilder sind Bilder aus dem populären „Sumpf der Großstadt". Kraß, frech, ordinär hingeklatscht, tun sie ihre Wirkung. Leider wird durch das Bemühen des Autors, die pornographischen Reize des Stückes moralistisch zu verhüllen, das Verdienst, das er durch seine frechen Zustandsschilderungen erworben hätte, wesentlich herabgemindert. Der Verdienst wird vermutlich keinen Schaden nehmen: alle fünf Akte sind von so kräftiger, gesunder Prostitution, daß der Zusatz von Literaturol ihnen nichts anhaben kann. Die Szenen bei der Kupplerin, das Eindringen der Polizei ins Stundenhotel, die Besitzergreifung der Dame durch den Strolch auf der Gartenbank: das sind Theater-Erlebnisse, die das bißchen pathetische Zwischen-Geschmus des Verfassers Keinem vergällen

wird, zumal wenn eine starke Schauspielerin wie Frau Hanna Ralph — eine blauschwarze Schönheit von imponierendem Format — sie vermittelt.

‚Hamlet' bei den Russen

Das in Europa reisende stattliche Fragment des ‚Moskauer Künstlertheaters' hat wieder in Wien Quartier genommen und spielt, zum Entzücken begeisterungswilliger Zuschauer, die Gesellschaftsstücke (von Tschechow und Geringern) in zart verwischten russischen Naturfarben. Nun brachten sie auch ihren ‚Hamlet'. Da hatte der Westeuropäer Vergleichspunkte. Nun, in der dünnern klassischen Höhenluft zeigt sich die Kunst der Gäste nicht so vertieft und voll, wie sie in der besondern Lichtbrechung durch die vertraute heimatliche Atmosphäre erscheint. Die schauspielerischen Individualitäten der Truppe sind blaß und schmächtig; ihr exaktes Ineinandergreifen, das Schmiegsame und Fügsame der Darstellung aber auch hier von hohem Reiz. Erstaunlich, wie wenig Musik in den Kehlen dieser Sprecher des musikalischsten Idioms der Welt, weicher und elastischer schwingend als selbst das Italienische. Herr Katschalow (Hamlet), schöpferisch im Detail, geistreich und konsequent, aber sehr nüchtern, von einer trockenen Melancholie, die sich als schlechter Wärmeleiter erwies. Zwingend die süße Ohnmacht, das rührend Moribunde des Fräuleins, das die Ophelia lispelte. König, Königin, Horatio, Laertes Figuren nach üblichem Theatermaß. Die Kunst der Russen schien hier, im Drama hohen Stils, in die Fremde geraten: sie mußte sich, um sich verständlich zu machen, der konventionellsten Zeichen des Theaters bedienen. Hingegen ging die Inszenierung des Spiels vielfach ungewohnte, interessante Wege. Es ist ein merkwürdiger Einfall, das Geräusch des Sturmwinds (bei Erscheinung des königlichen Gespenstes) durch hinzugefügte unartikulierte Menschenstimmen zu mystizieren. Es ist ein kurioser Einfall, Rosenkranz und Güldenstern, in Mänteln, die an Krötenhaut erinnern, mit stets parallel gekrümmten Rücken herumschleichen zu lassen. Es wirkt als vortrefflicher Einfall, wenn der „Schauspieler" (der Hekuba beweint) auf ein kleines, mitgebrachtes Podium steigt und so, umwallt vom braunen bis zur Erde fließenden Mantel, überlebensgroß erscheint. An dergleichen aparten Einzelheiten ist die Inszenierung reich. Wunderschön die prunkschmetternden Kostüme, das Goldbrokat der Höflingsmäntel, der starre, glitzernde Märchenkönig. Ueberall, in der Szenengestaltung, im Arrangement der Figuren, in Verwendung optischer und phonetischer Stil-Hilfen zeigte sich diese ‚Hamlet'-Aufführung als hohes Theaterwerk, hoch in der Absicht wie im Können. Nur das Schauspielerische blieb hinter Erwartungen zurück. Es ist ein zweideutiges Lob für Darsteller: sie spielten so Theater, als ob sie gar nicht Theater spielten. Erst aus dem Gesteigerten, Leben-Uebertreibenden, Alltägliches Uebertrumpfenden wirkt des Theaters wahre Magie. Im ‚Hamlet'-Bezirk hört Naturtreue auf, eine Tugend zu sein.

Decla, Ufa und Valuta von Morus

Die deutsche Film-Industrie arbeitete im Jahre des Heils 1920 mit einem Kapital von vier Milliarden Mark. Das verpflichtet immerhin, sich ein wenig den Sitten und Gebräuchen der Großindustrie anzupassen: in leidlich korrekten Formen, mit möglichst wenig Geräusch möglichst viel Geld zu verdienen. Allein die Kino-Leute trieben ihr Gewerbe im Stil wildgewordener Schaubudensteller. Der neudeutsche Größenwahn, der in der Republik lieblicher blüht denn je, war in die Flimmermenschen gefahren. Es wurde drauflosgekurbelt, als lauerte die ganze Welt auf deutsche Filme. Aber sie lauerte nicht. Und als aus Amerika die ersten Absagen kamen und in Berlin hundert Kientöppe ihre Läden schlossen, fing es in der südlichen Friedrichstadt an zu krachen. Die Kleinen verschwanden in der Versenkung, und die Großen begannen, sich „umzugruppieren". Als Hauptopfer auf der Strecke blieb die Decla-Bioscop A.-G., die zweitgrößte deutsche Gesellschaft. Sie brachte es fertig, bei 30 Millionen Aktienkapital mit einer Unterbilanz von 26 Millionen Mark abzuschneiden. Diese Bilanz ist freilich eine etwas dunkle Angelegenheit. Die Einen behaupten, die Aktiven seien noch viel zu hoch bewertet worden; die Andern meinen, die Verluste seien künstlich aufgebauscht worden, um eine Fusion herbeizuführen. Wie dem auch sei: die Decla war fällig.
Als Retter in der Not meldete sich alsbald die National-Film A.-G., gab Kredit und machte sich, noch ehe eine Fusion abgeschlossen war, in den Verwaltungsräumen der Decla heimisch. Bis einige Decla-Aktionäre plötzlich entdeckten, daß sie ihre goldene Freiheit an den National-Film zu billig verkaufen sollten. Der National-Film machte ein höheres Angebot, aber es half nichts. Denn hinter der Opposition stand die Ufa, die nun mit der sehr respektablen Offerte herausrückte, zwei Decla-Aktien gegen eine Ufa-Aktie einzutauschen. So zog denn die National-Film-Gesellschaft, die schon ein paar Monate lang die Herrin im Hause Decla gespielt hatte, leise weinend wieder von dannen, und nur ein vorwitziger Aktionär bemerkte, man sollte doch nicht so viel Kokolores machen, denn über kurz oder lang werde ja doch der Nationalfilm in den Armen der Ufa landen.

Als die Ufa-Decla-Fusion endlich mit Ach und Krach und einem Dutzend Anfechtungsklagen vollzogen war, läuteten in ganz Kinopolis die Friedensglocken, und alle Kinokönige schworen einander in die Hände, daß nun ein neues Leben, zu deutsch: die Konsolidierung der Filmbranche beginnen solle. Wie man sich diese Konsolidierung denkt, haben die letzten Filmwochen gezeigt. Einen Monat, nachdem der prophetische Aktionär die Vereinigung von Nationalfilm und Ufa geweissagt hat, wird die Fusion als vollendete Tatsache mit allen Einzelheiten veröffentlicht: für fünf Nationalfilm- Aktien soll man drei Ufa-Aktien bekommen. Die Ufa will (um ihre Bankschulden loszuwerden) ihr Kapital auf 200 Millionen Mark aufblähen, und von nun an bis in Ewigkeit wird der Ufa-Trust dastehen wie ein rocher de bronce. Die Ufa-Aktien klettern auf 500, und die Nationalfilm-Aktien springen von 225 auf 480. Fünf Tage darauf geht eine niedliche kleine Notiz durch die Presse: die Ufa habe garnicht mit der Verwaltung, sondern nur mit einer Aktionärgruppe der National-Film A.-G. verhandelt, und der National-Film könne die Verabredungen dieser Aktionärgruppe nicht

erfüllen. Kurz: aus der Fusion wird nichts. Das Ganze war nur ein neckischer Trickfilm.

Konsolidierung der Filmbranche ? Mit solchen Methoden kann man am Kurfürstendamm und am Wedding einen noch nie dagewesenen Riesenmonumentalschauerkitsch in Schwung bringen. Aber keine Großindustrie.

*

Um die Zeit, als die Hetzjagd auf Erzberger im schönsten Gange war, entdeckte ein deutschnationaler Volkswirt den wahren Grund unsres Valuta-Elends. Die Mark war nämlich jedes Mal gefallen, wenn tags zuvor der Matthias Erzberger eine Rede gehalten hatte. Die Entdeckung blieb nicht unangefochten, denn es stellte sich heraus, daß sich jedes Mal zwei Tage vor dem Sturz der deutschen Mark auf Madagaskar große Heuschreckenschwärme gezeigt hatten. Welche von beiden Erscheinungen bisher den Marksturz herbeigeführt hat, ist noch nicht sichergestellt.

Diesmal aber weiß man es ganz genau: die Teilung Oberschlesiens hat der deutschen Valuta den Rest gegeben. Sogar die ernsthafteste deutsche Zeitung — es braucht sich kein berliner Blatt getroffen zu fühlen — stellt sentimentale Betrachtungen über den endgültigen Zusammenbruch unsrer Währung durch den Machtspruch von Genf an. Nun steht zwar fest, daß die diesjährige Markbaisse ihren Ausgang genommen hat von der bequemen Spekulation auf die Devisenkäufe, die das Reich zur Aufbringung der ersten Goldmilliarde vornehmen mußte. An dieser Tatsache ändern alle Dementis der Reichsbank kein Jota. Immerhin soll nicht bestritten werden, daß die jüngste Katastrophenhausse: der Sprung des Dollars von 130 auf 244 von der oberschlesischen Entscheidung stark beeinflußt worden ist. Aber wo ist diese plötzliche Entwertung der Mark entstanden: im Ausland oder im Inland ? Die Kurse der berliner und der newyorker Börse geben darauf eine klare Antwort. In Wallstreet sah man die Teilung Oberschlesiens als ungünstig für Deutschland an und reagierte mit einem mäßigen Kursrückgang. In der Burg-Straße aber brach eine Panik aus, als hätte nun tatsächlich Deutschlands letzte Stunde geschlagen. Die Schuld an dieser Panik trägt zum Teil die deutsche Regierung und die deutsche Presse, die nicht den Mut fanden, dem Publikum rechtzeitig zu sagen, daß an ein ungeteiltes deutsches Oberschlesien doch von vorn herein nicht zu denken war. Schuld hat zum andern Teil die Berufsspekulation, die die von Regierung und Presse erzeugte Katastrophenstimmung ausnutzte, um wieder einmal ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen. Das Ausland folgte nur zögernd und widerwillig dem berliner Börsenrummel. Die Spannung zwischen dem newyorker Markkurs und dem berliner Dollarkurs war so groß, daß flinke Arbitrageure täglich Millionen scheffeln konnten, und jeden Tag noch wiederholt sich das Spiel, daß die berliner Börse mit höherm Dollarkurs einsetzt, als der newyorker Parität entspricht.

Die Teilung Oberschlesiens war für Deutschland ein schwerer wirtschaftlicher Verlust. Wilhelm-Straße, Jerusalemer Straße und Burg-Straße haben daraus eine Katastrophe gemacht. Was da geleistet wurde, pflegt man im berliner Westen „Mimik” und im berliner Osten „Opern” zu nennen. Auf den Erfolg können wir stolz sein. Die neue Markkatastrophe ist waschechtes Made in germany !

Rundschau

Welche Mörder fängt man ?

Ganz gewiß einmal die spanischen. Denn auf die steht eine Belohnung von vierundzwanzig Millionen. (Glückliches Land, dem noch seine toten Minister so viel wert sind ! Wer besorgt uns fürs doppelte Geld einen brauchbaren lebenden ?) Und das bringt schon Bewegung in jene „Gruppe der Kriminalpolizei, die mit der Ueberwachung anarchistisch-syndikalistischer Kreise betraut ist". (Schau, schau ! Ich und mancher Andre wußten bisher garnichts von dieser Abteilung. Darf ich bitten, mir diejenige vorzustellen, die die monarchistisch-nationalistischen Kreise betreut ?) Aber das ist es nicht allein — oh nicht doch ! Man ist ja wohl auch in diesem Beruf Idealist geblieben und kämpft für höhere Güter. Hier gilt es, das Prinzip der Gottgewolltheit zu stützen ! Der Minister war Legitimist, hoher Beamter eines Königreichs — also nehmt alle Kraft zusammen ! Hier kann man zeigen, wie man mit ganzer Seele und ganzem Gemüte dabei ist, verbrecherische Vertreter jener verruchten Gesinnung zu fassen, die es in einem gottlob noch monarchisch regierten Lande auch schon versuchen . . .

Wahrhaftig: hier kann man. Denn man ist wertvollster Unterstützung sicher. Alles klappt vorzüglich: auch der bezahlteste Herr bleibt fünf Minuten nach Büroschluß vor dem Schreibtisch, um ein wichtiges Telegramm persönlich durchzugeben, und das dümmste Unterwachtmeisterchen strengt sein bißchen Grips an, um das Seinige zum guten Werke beizutragen. Die Behörde funktionierte „tadellos", die Organisation bewährte sich „glänzend" . . .

Bei andern Mördern bewährt sie sich auch, aber andersrum. Da ist im entscheidenden Augenblick kein einziger Telephonanschluß frei; da ist eben Büroschluß, wenn noch eine wichtige Auskunft zu geben wäre; da sind Wachtposten an den Bahnhöfen mit Blindheit geschlagen oder mußten austreten — und was es der ärgerlichen Zufälligkeiten mehr gibt, der sorgsam ausgeklügelten, mühsam konstruierten, unüberwindlichen Schwierigkeiten. Warst du Soldat ? Dann weißt du Bescheid !

Ob Erzbergers Mörder noch, allen Gerüchten zum Trotz, im Lande sind ? Narren wären sie, hielten sie sich anderswo auf. Nie ists gelungen, der Kriminalpolizei ein Versäumnis größerer Art nachzuweisen. Alles Nötige wird angeordnet und ausgeführt — aber allzu oft so wie in der Geschichte von dem Hehler, der dem Diebe nachläuft und schreit: „Lauf schneller, zum Donnerwetter, sonst krieg ich dich wirklich !"

Denn, immer mal wieder, aber nie oft genug: wie in allen Behörden sitzen auch in dieser zu vier Fünfteln Leute, die zwar die Tat der Mörder verdammen mögen, aber ihre Gesinnung teilen. Und eh Ihr diese Gesinnung nicht ausrodet, wie der Arzt das Krebsgeschwür: schonungslos und bis in die letzten Verästelungen — eher wirds nicht anders, man tut weiter so als ob, läßt sich munter von der Republik bezahlen und hustet auf sie.

Victor Goldschmidt

Der Musik-Barnum

Zu Beginn der Konzertsaison gab eine umständliche Annoncenkundgebung bekannt, daß man für den Winter unter dem Protektorat eines namhaften Ehrenkomitees einen Oskar-Fried-Zyklus von fünf Orchesterabenden zu erwarten habe — einen Zyklus zu Ehren des fünfzigjährigen Dirigenten, der „nunmehr längst auf jenen Gipfeln wandelt, die nur dem Genie ihre Strahlenhöhe zeigen und bereits so fern aller Erreichbarkeit ist, daß nur mehr der Weg der Demut zu ihm emporführen kann".

Man reibe sich nicht die Augen: diese Feststellung in ihrem herrlichen Deutsch aus der Feder des Herrn Fred Antoine-Angermayer steht zu lesen im Pro-

grammheft des ersten Konzertes, das dieses nur mehr auf dem Wege der Demut erreichbare Genie in der ‚Scala' (3000 Personen) dirigierte. Mahlers Zweite gelangte zur Aufführung; zu einer Aufführung, die eine Travestierung Mahlers war. („In Fried erstand Gustav Mahler sein vollkommenster Interpret und Nachtöner, sein Lebendigerhalter und Verewiger, sein seelischer und künstlerischer Willensvollstrecker", heißt es weiter im Programmheft.)

Eine Lässigkeit wie die des ad hoc zusammengewürfelten, anscheinend mit einer einzigen Probe notdürftig zusammengehaltenen Orchesters, das sich in Anonymität hüllte, habe ich in Berlin, wo man doch allerhand zu hören bekommt, noch kaum erlebt. Rhythmen verschwammen, Einsätze blieben aus, wilde Gickser schmetterten durch das Blech, dynamische Zeichen wurden einfach ignoriert. Der Dirigent schleppte und jagte abwechselnd durch die Partitur, schwankte zwischen Apathie und rasender Draufgängerei, und die summarisch lieblose Art, in der er die großartige Auferstehungs-Vision herunterhaspelte, erkältete den Mahler-Enthusiasten bis ins Herz hinein. Grade, weil Mahler selbst nie ohne innerste Konzentration den Stab für das Werk eines Andern gehoben hat.

Ich weiß nicht, wie dieses Versagen Oskar Frieds künstlerisch oder menschlich zu erklären ist. Er war lange Zeit einer der starken Hoffnungen des Dirigentennachwuchses, und seine Tätigkeit als Leiter des Sternschen Gesangvereins, wo er als einer der ersten Kämpfer für neue Musik so mutig hervortrat, soll ihm in Berlin nicht vergessen werden. Aus seinen wenigen Kompositionen spricht eine eigenwillige und kraftvolle Persönlichkeit. Wie traurig, daß diese Persönlichkeit durch maßlose, von verfrühter „Fried-Literatur" unverantwortlich großgepäppelte Selbstüberschätzung im Verein mit einem Geschäftsinn, der sie zum Prototyp beklagenswertester Kunstbetriebsamkeit stempelt, auf ein Niveau heruntergedrückt werden konnte, das mit den Zitaten aus dem Programmheft genügend gekennzeichnet ist. (Es ist leider nicht möglich, die ganze Tirade abzudrucken.) Wie soll man über einen Künstler denken, der zu solchen brechreizenden Anpreisungen seiner Person seine Zustimmung gibt, der sich nicht scheut, Mahlers Vermächtnis zur Manege- Attraktion zu machen ?

Gegen das Treiben gewisser berliner Konzert-Direktionen sei aber nun ganz ernstlich Front gemacht. Ihre Rührigkeit ist im Begriff, die Usancen amerikanischer Corned-Beef-Reklame ins berliner Musikleben einzuführen. Sie annoncieren die von ihnen vertretenen Künstler mit aus dem Zusammenhang gerissenen Zeitungsphrasen an einer Stelle, wo nur Billettpreise und Verkaufsstellen hingehören. Im Anzeigenteil der Tageszeitungen wird trompetet, daß ihrem Sänger „nicht Kritiken, sondern Kränze gebühren", daß ihr Pianist „noch über Busoni hinausgeht". Sie geben sich die Allüren verflossener Hoftheater, wenn sie „Dienst-, Ehren- und Freiplätze aufheben". Nächstens werden sie Sandwich-Männer mit Oskar Frieds Porträt von Liebermann auf dem Rücken zirkulieren lassen.

Für die angekündigte berliner Erstaufführung der „Gurre-Lieder" (dreifache Preise !) könnte ich mich jedenfalls als Propagandachef bestens empfehlen. Ich ließe Arnold Schönberg auf einem weißen Elefanten, gefächelt von einem Schönheits-Ballett durch Berlins Straßen reiten; bis zu dem eigens gebauten Konzertlokal, einem Zelt für „zehntausend entzückte Zuhörer".

Gisella Selden-Goth

Breslau

Der Berliner stammt entweder aus Posen oder aus Breslau. Man muß also wohl unterscheiden zwischen dem breslauer Breslauer und dem berliner Breslauer.

Der breslauer Breslauer ist ein ganz eignes Lebewesen. Wenn

man so harmlos die Schweidnitzer Straße in Breslau herauf- und heruntergeht, merkt man erst gar nicht, daß man unter einem sonderbaren Volksstamm weilt. Roda Roda hat einmal gesagt, er habe in seinem sündevollen Leben nur einen Wunsch: er möchte noch einmal in Breslau als Dichter anerkannt werden. Das ist in der Tat noch keinem beschieden gewesen. Der breslauer Breslauer ist von seiner eignen Liliputanerhaftigkeit viel zu überzeugt, als daß er seinesgleichen anerkennt. „Wie kann der Kerl ein Dichter sein, wenn er noch gestern neben mir auf dem Tauentzien-Platz herumgelaufen ist !" Der Breslauer weiß Alles besser und kann es auch schöner. Die Eigenliebe der Bewohner dieser Stadt steht im graden Verhältnis zur Schwingenweite des Nebbichvogels, der über ihr rauscht. Das hat mir ein berliner Breslauer selbst gesagt, und der muß es doch wissen.

Der breslauer Breslauer hat einen Heidenbammel vor den Berlinern, schimpft auf sie und bewundert sie maßlos. Das hindert ihn aber nicht, ein stolzes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen — nie habe ich eine solche Ansammlung von Fürstensöhnen und spanischen Hidalgos (in Zivil) gesehen wie bei Liebich, Breslaus feinstem Tanzlokal. Da geht es hoch her, man ist ganz unter sich, kennt sich, liebt sich, und jeder junge Mann tanzt wie der kleine poplige Giampietro, der das Pech hatte, nicht aus Breslau zu sein.

Nun leidet es aber sehr viele Breslauer nicht zuhause, sie wandern aus — und da wird die Sache finster. Ein gut Teil des berliner Debetkontos in der Welt geht auf die Breslauer, die viel forschere Berliner sind als die richtigen. Aus Breslau zu stammen, das ist keine ethnographische Bestimmung: das ist eine Weltanschauung. Ich kann Ihnen im Dunkeln alle Breslauer aus einer Gesellschaft heraussuchen. Der berliner Breslauer ist eine gradlinige Natur — er fragt dich einfach, wieviel du verdienst, ob du deine Frau liebst, wie oft und warum — er schätzt das Geld, besonders das der Andern — und ist überhaupt mächtig geschäftstüchtig. Er paßt, was man so sagt, in seine Zeit. Er hat in die große gepaßt, und hat sich auch in die jetzige ganz hübsch hineingefunden.

Der berliner Breslauer hat eine Eigentümlichkeit: unter aller weltmännischen Größe sitzt eine ganz provinzielle Kleinheit. Es kann sein, daß ein solcher Aktienbeherrscher plötzlich beginnt, seinem Portier vorzurechnen, daß er für jedes Türschließen dreißig Mark achtzig bekommt. Das ist dann wieder die Schweidnitzer Straße.

Aber nun habe ich es wohl mit der berliner haute finance, mit dem größern Teil der Literatur, dem Berliner Film und dem Theater auf Jahre hinaus verdorben. Man könnte das reparieren, indem man die Breslauer Messe lobte. Sie sind so stolz darauf . . .

Aber das werde ich wahrscheinlich auch nicht tun, und jetzt werden sie alle die ‚Weltühne' abbestellen, S. J. wird verfemt, ich bekomme keine Kritiken mehr, und wenn Alles nichts hilft, verknacken sie mich. Zu zwei Jahren schwerem Breslau.

Ignaz Wrobel

Liebe Weltbühne !

Die Filmdarsteller der ‚Lady Hamilton' kamen in Rom an und kletterten müde aus dem Zuge: Veidt, die Haid, die Holl, Werner Krauß und die Andern. Zuletzt gelangte der Dichter, Regisseur und Direktor Richard Oswald auf den Bahnsteig. Nach einem einzigen Feldherrnrundblick über die Hallen der Stazione Termini reckte er imperatorisch die Hand zu einem Riesenschild ob seinem Haupte empor und rief mit voller Stimmkraft seinen braven Truppen zu: „Halt ! Alles wie'a einstei'n ! ! Wa sin ja jahnich in Rom — wa sin ja in Ussszitaah ! ! ! (Uscita, sprich: Uschiehta, heißt: Ausgang.)

Antworten

Hans Georg von Beerfelde. Sie haben neulich in der ‚Welt am Montag' ergreifend gefragt: „War Alles umsonst ?" Nein, es war nicht umsonst. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist nichts umsonst. Aber freilich: keine revolutionäre Tat, keine Reform darf beim Staat, bei diesem Moloch, sondern jede muß beim Einzelnen beginnen. Schuldig ist immer nur Einer: und zwar nicht der Andre — sondern: Du.

Hermann Wendel. Sie schreiben mir: „Alles, was recht ist — aber wenn Herr Heinrich Kanner in Nummer 43 der ‚Weltbühne' behauptet, daß die sozialdemokratische Presse im Juli 1914 die Politik der oesterreichisch-ungarischen Regierung gegen Serbien ‚durch eine unerwartet milde Beurteilung oder gar durch Stillschweigen ermuntert' habe, so ist das einfach das Gegenteil der objektiven Wahrheit ! Lesen Sie, bitte, meinen Artikel ‚Ultimatum' im ‚Vorwärts' vom fünfundzwanzigsten Juli 1914, den Carl Grünberg in seinem Buch ‚Die Internationale und der Weltkrieg' auf Seite 48 wiedergibt, lesen Sie, bitte, in der ‚Neuen Zeit' meine Artikel ‚Tu, felix Austria, nube !' (zum Serajewoer Attentat) am zehnten Juli und ‚Europa in Feuersgefahr' (zum oesterreichischen Ultimatum) am einunddreißigsten Juli, und Sie haben Musterproben dafür, wie die sozialdemokratische Presse einhellig die Weltbrandstifter der Hofburg ‚ermuntert' hat. Weiß Herr Heinrich Kanner andres, so soll ers sagen; weiß er nichts, so mag er in sich gehen. Vielleicht nehmen auch Sie, sehr verehrter Herr Jacobsohn, ad majorem veritatis gloriam dazu Stellung." Das kann ich nicht gut. Ich saß 1914 bis zum sechsten August auf der Nordsee-Insel, schrieb meine ‚Ersten Tage' und bekam sozialdemokratische Blätter erst wieder zu sehen, als Alles aus war. Also wird Heinrich Kanner allein sich zu Ihrer Berichtigung äußern müssen.

Buchleser. Die Wirkung — wenn ich nur eine Wirkung sähe ! Sie schicken mir Zahlen aus dem Verlag von S. Fischer: es ist erstaunlich, wie seine guten Bücher gekauft werden. Und die Wirkung ? Die Wirkung heißt: Kapp — Reichsgericht — Moabit — Reichswehr — Sicherheitswehr — Polizei — und eine schafsdumme Masse, die alles brav mitmacht. Die Literatur läuft neben dem deutschen Leben her.

Große Volksoper. Du erwiderst Gisella Selden-Goth auf ihren Artikel in Nummer 41: „Wir wissen selbst genau, daß unsre jetzigen Aufführungen weder in dekorativer noch in musikalischer Hinsicht dem Ideal entsprechen, das anzustreben wir verpflichtet sind. Wäre dem bereits so, so wäre unser Unternehmen überflüssig. Aber, bitte, sagen Sie selbst: Wie sollen wir den breiten Massen vorbereitend zeigen, daß da Etwas ist, von dem sie bisher ausgeschlossen waren, auf das sie einen Anspruch haben, das Kunst ihrer Größten ist ? Da dürfen wir den ‚Fidelio' nicht auslassen. Schon deswegen nicht, weil er in der Gattenliebe ein edles und gemeinverständliches Gefühl verherrlicht, weil die unkomplizierte Handlung mehr als der ‚Figaro' und der ‚Tannhäuser' von Jedermann aufgenommen wird. Und ganz so schlimm, wie Sie uns und unser Publikum gemacht haben, sind wir doch nicht. Die zwei Celli, wie Sie sagen, waren nur der dritte Teil der wirklich vorhandenen sechs — und das Stullenpapier ? Ja, diese Frage ist selbst in der großen Staatsoper noch keineswegs zur aesthetischen Zufriedenheit gelöst worden. Bitte, überzeugen Sie sich beim nächsten Mal. Wie gesagt: wir geben uns alle Mühe, es besser zu machen, sind für jede kritische Anregung dankbar und würden uns herzlich freuen, wenn auch Sie die Berechtigung derartiger Aufführungen wie die des ‚Fidelio' in der Hasenheide um des guten Zweckes willen in Zukunft anerkennen könnten." Darauf antwortet Dir meine Mitarbeiterin: „Wie sollen wir anders anfangen ? Ja, ich denke, das

müßte eigentlich aus meinem Artikel herauszulesen sein. Mit der allmählichen, in der Schule einsetzenden musikalischen Erziehung jener ‚breiten Massen', denen heute wohl ein Gilbertscher Schlager, nicht aber der ‚Fidelio' ein Bedürfnis ist. Setzt man aber musikalisch völlig Unerzogenen derartige Gipfelwerke der Kunst vor, so erniedrigt man nur ihre Textvorgänge zu billigstem Volksvergnügen. Die Musik wird da als halb störende, halb unverständliche Zugabe empfunden, und ‚Fidelio' bleibt eine naive Geschichte von der verkleideten und treuen Ehefrau, die den Bösewicht überrumpelt, Lohengrin das Märchen vom Silberritter mit der Schwanendroschke. Denjenigen, für die wertvolle Musik wirklich ein Bedürfnis ist, ermögliche eine gemeinnützige Gesellschaft wie die Große Volksoper lieber den Zutritt zu Orchesterkonzerten und später die Erlangung billiger Plätze in der Staatsoper. Dort werden sie dann wenigstens wirklich erkennen, was Beethoven im ‚Fidelio' geschaffen. Von den Vorstellungen in der ‚Neuen Welt' ist das leider nicht zu erhoffen."

Zuschauer. Die ‚Welt am Montag' veröffentlicht das folgende Telegramm des Majors, jetzt Oberst Nicolai aus der großen Zeit: „Erster Quartiermeister hat meinem Vortrag zugestimmt, daß es zweckmäßig sei, deutsche Kriegsberichterstatter nach Gegend Noyon, Roye und Somme-Gebiet zu entsenden, damit sie für deutsche Presse berichten, nicht, was sie sehen, sondern was von Heeresgruppe und Armee-Oberkommando zu veröffentlichen für zweckmäßig erachtet wird. Besonders über Truppe, Bevölkerung und geregeltes Leben trotz andauernder Kampfhandlungen. Es müssen Zwecktelegramme werden. Wenn Heeresgruppe einverstanden, bitte Kriegsberichterstatter heranzuziehen und Oberkommando zu überweisen. Scharfe Leitung und Zensur erforderlich. In Zweifelsfällen sind Telegramme zur Prüfung über mich zu leiten." Herr Oberst Nicolai hat in dem Kriegsberichterstatter-Prozeß unter Eid ausgesagt, daß eine Beeinflussung der Zeitungsschreiber, wie er sie hier für „zweckmäßig" erachtet, niemals stattgefunden hat. Wann wird das Verfahren gegen ihn eröffnet ? Es müßte freilich auf beinah alle Zeugen ausgedehnt werden.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bemhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Adel und Außendienst von Kuno Tiemann

Der in Berlin — zeitgemäßerweise — neu errichtete Adelsklub ließ vor einiger Zeit durch zwei ihm angehörende abgetakelte Hofschranzen Einladungen zu einem Eröffnungsbankett ergehen, bei dem sich die prominentern Adelsmitglieder deutscher Nation in corpore einfinden sollten. Aber einer der Beauftragten Hidalgos war unvorsichtig genug gewesen, etliche Aufforderungen an bürgerliche Adressaten, höhere Beamte, größere Industrielle und bekanntere Finanzleute gelangen zu lassen. Der Irrtum wurde glücklicherweise rechtzeitig erkannt, und der Vorstand jener „Innung der Edelinge" widerrief die Einladungen mit der entschuldigenden Bemerkung, daß die Empfänger leider bürgerlich seien. Die verschmähten Spießer fanden diese Absage im Grunde auch ganz gerechtfertigt, denn Ehre, wem Ehre gebührt.

Nun aber wird die Geschichte grotesk. Die Adelsgenossenschaft beschloß, den Schleier der Unnahbarkeit vorübergehend doch einmal zu lüpfen, ihre fabelhafte Exklusivität gewissermaßne ins Schaufenster zu stellen: sie lud die anfangs zurückgestoßenen Bourgeois nochmals ein, und der größte Teil dieser Herrschaften nahm — es ist beweisbare Wahrheit — dankend an.

Unter diesem Aspekt, den unser sogenanntes aufrechtes deutsches Bürgertum sich gibt, braucht es nicht Wunder zu nehmen, wenn der Feudalismus — als Kaste, wohlverstanden — langsam wieder die erste Geige zu spielen beginnt.

Vom Aristokraten als Einzelerscheinung soll hier nicht die Rede sein; dieser kann auf sein Geschlecht und seine Tradition noch so stolz sein, muß sich aber deshalb liberalen Ideen und damit republikanischen Tendenzen durchaus nicht verschließen. Hier ist der Adel als Zunft und Gattung, als exklusiver Stand und bevorrechtete Kaste gemeint.

In jener Behörde, die das Deutschtum dem Ausland gegenüber vertritt — im Auswärtigen Amt — ist eine geschlossene Phalanx ziviler Prätorianer, eine exklusive Garde beinah unverändert an der Macht. Wohl hat man heut ab und zu, um der republikanischen Form in der Heimat Rechnug zu tragen, an die Spitze der Mission einen bürgerlichen Funktionär gestellt — der übrige Apparat ist völlig intakt geblieben.

*

In Kopenhagen amtiert heute als Gesandter der frühere Erste Kammerherr des Württembergischen Königs Freiherr von Neurath; ihn unterstützen der Gesandtschaftsrat Graf von Bassewitz und der Legationssekretär von Mackensen, Sohn des bekannten Heerführers.

In Stockholm vertritt die deutschen Interessen Herr Nadolny, früher Kabinettschef des Reichspräsidenten Ebert; ihm zur Seite steht ein Prinz Wied, von dem man sagt, daß er die bürgerlichen Auslandsdeutschen völlig ignoriere. Andre Mitglieder dieser Gesandtschaft: der Legationsrat von Landmann und der Legationssekretär von Wühlisch.

Im Haag residiert seit kurzem als deutscher Gesandter der Freiherr von Lucius, dem der stolze, unnahbare, „uradlige” Legationsrat Baron Vietinghoff, genannt Scheel, und der Legationssekretär Freiherr von Reiswitz behilflich sind.

In Christiania vertritt als Spitze der Gesandtschaft die deutschen Interessen Dr. Rhomberg, dem ein Prinz Erbach zugeteilt ist, um das bürgerliche Minus des Chefs wieder auszugleichen.

Nach Warschau ist erst kürzlich als Gesandter der bayrische Diplomat Freiherr von Schoen geschickt worden, bis zu dessen Ankunft die Geschäfte durch den Legationsrat von Dircksen geführt wurden.

In Rom amtieren zwei deutsche Botschafter: am Vatikan Dr. von Bergen, am Quirinal der Senator von Berenberg-Gobler, dessen Gehilfen der Botschaftsrat Dr. von Prittwitz, der Legationsrat Freiherr von Lieven, Sohn des ehemaligen Botschafters in Paris, und der Legationssekretär Freiherr von Tucher sind.

In Madrid finden wir als Botschafter den frühern Unterstaatssekretär Freiherrn Langwerth von Simmern.

In Wien ist Gesandter der Dr. von Rosenberg, der durch den übeln Vertrag von Brest-Litowsk bekannt geworden ist. Sein erster Gehilfe ist der Gesandtschaftsrat von Scharffenberg.

In Budapest sitzt noch immer heute als Gesandter der frühere Generalkonsul Graf Fürstenberg, dem die Legationssekretäre von Tiedemann, Braun von Stumm und andre Edelleute zugesellt sind.

In Belgrad wirkt der Gesandte von Keller.

In Sofia ist der eigentliche Leiter der gesandtschaftlichen Geschäfte der Gesandtschaftsrat von Kardoff, da der Gesandte Mertens, ein alter Generalkonsul, meist leidend ist.

In Bukarest führt interimistisch die Geschäfte ein Herr Freytag, dessen Stab aus den adligen Diplomaten Graf Dönhoff und Freiherr von Grundherr besteht.

In Athen amtiert als Geschäftsträger, gleichfalls interimistisch, ein Graf Spee; der rechtmäßige Gesandte war bereits in der Person des Vortragenden Rates Freiherrn Ago von Maltzan designiert worden, doch hat man von dieser Berufung wieder Abstand genommen.

In Mexiko herrscht der U-Boots-Phantast Graf Montgelas.

Nach Washington soll Graf Oberndorff ziehen, dessen erster Gehilfe, der Botschaftsrat Freiherr von Thermann, schon ernannt ist.

Und die Zentrale in Berlin ? Neben dem parlamentarischen Reichsminister, der oft wechselt, regieren hier zur Zeit die beiden Staatssekretäre von Haniel und von Simson. Jener verwaltet die Politik, dieser die Wirtschaftspolitik.

Ihnen unterstehen drei Abteilungen, die von drei Ministerialdirektoren geleitet werden. Die Ost-Abteilung von dem Freiherrn Ago von Maltzan, die Englische Abteilung von Herrn von Schubert und die europäische Abteilung von Herrn von Mutius, der bis vor kurzem in Paris tätig war und sich im übrigen als Kappist vom reinsten Wasser betätigt hat.

In Berlin ist also an leitender Stelle kein bürgerlicher Außenbeamter mehr zu finden.

*

Die Beispiele genügen vielleicht. Sollen diese Herren der Fremde zeigen können, daß bei uns eine demokratische Aera angebrochen ist, in der das Bürgertum sich, neben dem früher allmächtigen Junkertum, endlich zu einer mitbeherrschenden Stellung durchgerungen hat ?

Wie aber sind nach allen Erlebnissen und Leiden, nach einem Niederbruch ohnegleichen, einer angeblichen Revolution, der Auflösung des Heeres, der Herrschaft der Sozialisten, der Lockerung aller gesellschaftlichen Bande solche Ergebnisse möglich ?

Die offenkundige Bevorzugung des Adels als Kaste findet ihre einzige Erklärung in der Lakaienhaftigkeit des deutschen Bürgertums.

Im Auswärtigen Amt waren während und nach der Revolution in der Personalabteilung — und zwar in dem Referat für die diplomatischen und konsularischen Beamten wie in dem für die Aufnahme und Ausbildung der Anwärter auf den Außendienst — Beamte tätig, die, selbst dem Bürgertum entsprossen, in jedem Adligen ein Wesen höherer Art erblickten.

Bis zum Zusammenbruch vom Adel gemieden und geschnitten, rechneten es sich diese Kleinbürger zur namenlosen Ehre an, wenn sie von feudaler Seite nunmehr öfters eines Wortes oder Blickes gewürdigt wurden.

Diese Elemente kleben als kautschukartige Gebilde unerschütterlich noch heute an ihren Posten. Lachen kann der Adel, dem diese Schmeichler nur dienen können. Das deutsche Volk aber, soweit es frei und selbstbewußt ist, müßte sich gegen solche beamteten Knechtsnaturen endlich energisch zur Wehre setzen.

Koalitionskabinett Braun von Otto Katz

Die Früchte von Görlitz beginnen zu reifen: in Preußen ist das erste Kabinett der großen Koalition gebildet worden. Es ist ganz unerheblich, ob es morgen wieder demissioniert oder ein halbes Jahr am Ruder bleibt: die Tatsache, daß Severing und der Volksparteiler Richter Ministerkollegen werden konnten, darf den Mehrheitssozialisten nicht so bald vergessen werden.

Als in Görlitz der Koalitionsbeschluß gefaßt wurde, gab es viele Warner. Die Befürworter stützten sich auf die taktische Erwägung: die Deutschnationalen müßten isoliert, die Erfassung des Besitzes müsse durch Teilnahme seiner politischen Vertreter an der Regierung reibungsloser gestaltet werden. Sie übersahen dabei freilich: daß diesem Plan, der an sich nicht ohne tiefere Konzeption ist, jegliche Vorbedingung fehlt; daß Deutsche Volkspartei und Deutschnationale eines Sinnes, eines Stinnes sind und nur für die Welt nach den ihnen planmäßig zugeteilten Rollen agieren; daß die Politik dieser beiden Parteien nur darauf aus ist, verlorene Privilegien zurückzugewinnen und jenen Vorkriegsstand wiederherzustellen, der alle politische Macht in den Händen des Besitzes vereinte. Daß — kurz gesagt — der Geldsack die Hauptsache ist

Optimisten hofften, daß die Stellungnahme der Deutschen Volkspartei zu dem Diktat von Genf die Durchführung der Beschlüsse von Görlitz auf lange Zeit hinaus unmöglich machen werde. Sie hatten nicht mit der Leistungsfähigkeit der sozialdemokratischen Führer gerechnet. Wenige Tage nach der oberschlesischen Blamage brachten die Müller, Scheidemann und Konsorten — blind und unbelehrbar wie zu Kriegsbeginn und wie zu Noskes Zeiten — es fertig, die widerstrebende Landtagsfraktion so lange zu bearbeiten, bis sie mit 46 gegen 41 Stimmen die große Koalition billigte.

Die Deutsche Volkspartei, getreu der Aufgabe, die ihr innerhalb des Reaktionsblockes zugewiesen ist, hatte nach Stegerwalds Demission die große Koalition gefordert. Die Deutschnationalen gaben ihr Rückendeckung. Sie zwangen durch gutgespielte Empörung die geängstigten Sozialdemokraten zur Nachgiebigkeit und schufen so den Volksparteilern von vorn herein eine starke Position im Kabinett.

Auch das Entgegenkommen, das die Volksparteiler durch die Wahl Otto Brauns an Stelle des Demokraten Oeser sowie durch die Zustimmung zu Severings Wahl bewiesen, ist gar keins, ist in Wirklichkeit Sache des Kalküls. Ein Winter des Mißvergnügens steht vor der Tür: die Teuerung — in zumindest gleichem Maße Folge von Preistreiberei wie des Marksturzes — wird eine Kette von Lohnkämpfen, Streiks, Demonstrationen und vielleicht auch Putschen nach sich ziehen. Mögen sich die Sozialisten Braun und Severing daran die Zähne ausbeißen und ihre Partei kompromittieren. Sobald sie ihre Schuldigkeit getan und sich links und rechts unmöglich gemacht haben, werden sie fallen, wie Stegerwald verleugnet wurde. (Denn alle noch so schmeichelhaften Nekrologe vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß Stegerwald der Rechten ausgedient hat.)

Das ist ja überhaupt die Stärke der Rechtsparteien, daß sie Alle und Alles — durch Geld, Schmeicheleien, gerissene Dialektik und, nicht zuletzt, Gewaltandrohung oder Gewalt selbst — in ihren Dienst zu stellen vermögen. Jeder Sentimentalität bar und über wirklich gute —, weil auf Geld oder Geburt gestützte — internationale Beziehungen verfügend, sind sie den armen Sozialisten — die teils zu sehr im Gestrüpp einer formalen Demokratie hängen, teils zu sehr Gefühlspolitik betreiben — in jeder Hinsicht weit überlegen.

Nur so ist zu erklären, daß das Kabinett Braun trotz seinen sozialistischen Schönheitspflastern Vollzugsorgan der Deutschen Volkspartei ist. Man lese die Reegierungserklärung. Wo sind alle die sozialistischen Forderungen, wo der Schutz der Republik, die Erfassung der Goldwerte ? Versunken und vergessen. Geblieben ist eine lose Aneinanderreihung von Phrasen, die man beliebig fortschrittlich und rückschrittlich deuten kann.

Das Kabinett Braun leitet den Schlußakt des Filmdramas: „Die Rückkehr zur Monarchie" ein, dessen Inszenierung in den Händen des bewährten Regisseurs Hugo Stinnes liegt. Wenn die Komparserie nicht noch in letzter Stunde streikt, werden wir diesen Schlußakt bald erleben.

Festung Niederschönenfeld von Ernst Niekisch

Mitglied des bayrischen Landtags

1.

Als die bayrische Räte-Republik 1919 niedergeworfen war, da tobte sich die Rachsucht der Reaktion an den besiegten Opfern ungehemmt aus. Während eben jetzt wieder das Reichsgericht sich eines sehr dürftigen Vorwands bedient hat, um den Prozeß gegen Jagow neuerdings verschleppen zu können, wurden die Räte-Republikaner durch Stand- und Volksgerichte im Verlauf von drei Monaten zu Dutzenden abgeurteilt. Richter, die sich nicht einfach als blinde Werkzeuge des Hasses und der Rache bewährten, wurden schleunigst versetzt; es wurde Sorge getragen, daß an den Stand- und Volksgerichten nur Richter tätig waren, die dem politischen Gegner gegenüber sich zu Allem bereit finden ließen, die jeden Wink von oben verstanden und jeder Anregung gehorchten. Ein tapferer Ehrenmann wie Leviné wurde für ehrlos erklärt und erschossen; Wadler wanderte mit vielen Andern ins Zuchthaus, wo es nicht an Mitteln fehlt, ihn seelisch und körperlich zu Grunde zu richten; viele Hunderte verschwanden hinter den Mauern der Festungshaftanstalten.

Bis dahin waren im Allgemeinen nur Offiziere und Studenten zu Festungshaft verurteilt worden. Sie hatten sich wenig zu beklagen gehabt. Der § 23 R. St. G. B. kennzeichnet die Festungshaft dahin, daß sie in purer Freiheitsentziehung mit Beaufsichtigung der Lebensweise bestehe. Die Festungsstubengefangenen waren gewissermaßen interniert; innerhalb der Anstalt aber hatten sie ein Mindestmaß von Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit zu erdulden. Sie konnten wöchentlich bis zu fünfunddreißig Stunden unbeaufsichtigt Besuche empfangen; ihre Korrespondenz war kaum irgendwie eingeengt; die Verpflegung wurde durch Hotels besorgt; es wurde ihnen nicht selten Stadturlaub gewährt. Daß sie Gefangene seien, kam ihnen nur sehr gelinde zum Bewußtsein; die üblichen Schikanen durch Gefängnisaufseher blieben ihnen erspart, weil ihnen nur Beamte im Offiziersrang Befehle zu erteilen hatten. Die Festungshaft war jenen „büßenden” Offizieren und Studenten meistens eine Gelegenheit zur Erholung oder eine Abwechslung, die man sich gerne gefallen lassen konnte.

Der demokratische bayrische Justizminister Müller-Meiningen, der sich vorm und im Kriege zu sehr bloßgestellt hatte, um noch irgendwo anders a !s in Bayern Politik machen zu dürfen, war vom ersten Tag an entschlossen, den Festungsstrafvollzug an Sozialisten nicht in der üblichen Weise durchzuführen. Die verurteilten Räte-Republikaner sollten einer gehässigen und rachsüchtigen Ausnahmebehandlung unterworfen werden. Das ging allerdings nicht, ohne daß man sich über Recht und Gesetz hinwegsetzte. Davor schreckte Müller-Meiningen nicht zurück. Es kam ihm nur darauf an, die Rechtsbrüche derart vorzubereiten, daß das Bürgertum keinen Anstoß daran nehmen konnte, sie vielmehr von Herzen billigte. In der Tat verstand er sich darauf, in der Oeffentlichkeit die Stimmung zu schaffen, deren er bedurfte.

2.

Der Demokrat Müller-Meiningen griff nach einem Mittel, das in der Folgezeit den amtlichen Stellen Bayerns im Kampf gegen den politischen Gegner immer vertrauter wurde: nach der Verleumdung von Amts

wegen. Es war schon bezeichnend genug, daß er den Zellenbau des berüchtigten Zuchthauses Ebrach als.Festungshaftanstalt einrichtete. Die ganze Summe der Geringschätzung und Verachtung, die man bis dahin in Bayern dem Unglückseligen entgegengebracht hatte, der schon in Ebrach gewesen war, traf nun von vornherein die Festungshäftlinge. Aber nicht genug damit. Sogleich hob Müller-Meiningen auch den „Gang in die Stadt" auf; er unterstellte als Tatsache, daß dieser von den sozialistischen Festungsgefangenen doch nur mißbraucht werde. Insgeheim bereitete er zudem eine neue Strafvollzugsordnung vor, durch welche die Festungshaft überhaupt einen andern Charakter, ein strengeres Gepräge erhalten sollte. Bevor Müller-Meiningen diese Veränderung veröffentlichte, ließ er durch amtliche Stellen Schauergeschichten über das Verhalten der Festungsgefangenen verbreiten.

Verschiedene Gefangene erteilten Unterrichtsstunden. Es fanden sich Schüler für die deutsche, die französische, die englische Sprache, für Volkswirtschaftslehre, Stenographie und Handelskunde. Da verkündigte Müller-Meiningen öffentlich, in Ebrach bestehe eine „Kommunistenhochschule", auf der gelehrt werde, wie am wirkungsvollsten die Staatsordnung über den Haufen geworfen werden könne. Seine Ehrabschneidereien blieben nicht ohne Erfolg: alle „Anständigen und Ordnungsliebenden" forderten, daß gegen die Festungsgefangenen eingeschritten werde. Die Stimmung des Bürgertums war einem Gewaltakt des Justizministeriums günstig. Der Demokrat Müller-Meiningen säumte nicht: er erließ die Verordnung vom vierzehnten August 1919.

Die Besuchszeit wurde von fünfunddreißig Stunden auf sechs Stunden reduziert. Besuchsüberwachung war vorgesehen. Die Zensur sollte schärfer werden. Der Urlaub wurde völlig beseitigt. Zur Nachtzeit mußten die Zellen abgeschlossen werden. Es wurde die Einzelhaft eingeführt. Die Rechte der Aufseher wurden erhöht. Einige Kautschukparagraphen gestatteten infolge der unbegrenzten Anwendungsmöglichkeiten des Begriffs „Sicherheitsmaßnahme" dem Vorstand jegliche Willkür. Es steht außer Zweifel, daß diese Verordnung dem Sinn des § 23 R. St. G. B. widersprach. Sie war aber auch aus formalen Gründen rechtsungültig. Das Verordnungsrecht lag nämlich beim Gesamtministerium; Müller-Meiningen war jedoch selbstherrlich vorgegangen und hatte die Verordnung nicht dem Ministerrat zur Genehmigung vorgelegt. Trotzdem, so rechtswidrig und ungültig sie war: sie trat in Kraft.

3.

Es ist festzuhalten, daß sich die Festungsgefangenen nichts hatten zuschulden kommen lassen, daß sie von der obersten Justizbehörde in Bayern niederträchtig verleumdet worden waren, und daß auf Grund von Verleumdungen eine wesentliche Einschränkung ihrer Freiheiten und Rechte eingetreten war. Man muß außerdem wissen, daß in der Folgezeit verschiedene Staatsanwälte, die als Vorstände tätig waren, offen zugaben, die neue Art des Strafvollzugs sei durchaus ungesetzlich. Alsdann wird man begreifen, daß sich der Festungsgefangenen ein Gefühl heftigster Empörung und Erbitterung bemächtigte. Ihr Rechtsbewußtsein war zutiefst verletzt. Sie hielten es gradezu für ihre sittliche Pflicht, den Kampf um ihr Recht aufzunehmen. Sie waren der Meinung, daß nichts den Mann mehr demütige, als wenn er sich widerstandslos Unrecht zufügen lasse.

So wandten die Festungsgefangenen sich an die Presse. Dabei waren sie allerdings gezwungen, sich des Schmuggelwegs zu bedienen; denn die Anstaltsleitung hätte unter gar keinen Umständen wahrheitsgetreue Darstellungen der Festungsverhältnisse auf dem legalen Wege durch die Zensur freigegeben.

Das Bewußtsein, ständig rechtswidrig behandelt zu werden, zermürbte und führte zu mannigfachen seelischen Erkrankungen. In diesem Zustand ließ sich mitunter der eine oder andre Festungsgefangene zu brieflichen Ausführungen oder, gegen die Aufseher, zu mündlichen Aeußerungen hinreißen, die besser unterblieben wären. Sogleich strengte in derartigen Fällen die Anstaltsleitung Beleidigungsprozesse an, und stets wurden die Angeklagten von gefügigen Richtern zu Gefängnisstrafen verurteilt. Nie würdigten die Richter, daß solche Ausbrüche nur in der Abwehrstellung gegen das Unrecht erfolgt waren.

Besonders betont sei, daß es zu tätlichen Handlungen oder wirklichem Ungehorsam niemals gekommen ist, so verzweifelt die Stimmung der Festungsgefangenen zeitweise auch sein mochte. Dem Justizminister genügte, daß die Festungsgefangenen sich nicht völlig widerstandslos entrechten ließen. Jede Bemühung der Gefangenen, zu ihrem Recht zu gelangen, benutzte der Minister zur Begründung neuer Verschärfungen. Die Festungsgefangenen litten Unsägliches; sie fühlten sich gequält und mißhandelt; sie erlebten, daß jeder Aufschrei ihrer gefolterten Seele der Justizbehörde ein willkommener Anlaß war, um die Folter noch zu steigern.

Die Zensur war inzwischen immer unerträglicher geworden. Schimpfliche Durchsuchungen wurden auferlegt. Das Verfügungsrecht über das Geldeigentum war aufgehoben worden. Die Besuchsüberwachung hatte sich verschärft. Grundlose Disziplinierungen häuften sich. Ungesetzliche Disziplinarstrafen kamen zur Anwendung.

4.

Im Frühjahr 1920 wurde die Mehrzahl der Festungsgefangenen nach Niederschönenfeld, einer Strafanstalt, die bis dahin für Jugendliche bestimmt gewesen war, überführt. Insbesondere wurden dort die sogenannten Führer vereinigt. Von Anfang wurde kein Zweifel daran gelassen, daß der ungesetzliche Strafvollzug fortdaure. Ueberflüssigerweise wurde um die Strafanstalt eine doppelte Postenkette gestellt; in Hülle und Fülle wurde Stacheldraht verwendet; die Anstalt wurde zu einem förmlichen Waffenlager ausgebaut; sogar zwei Geschütze wurden auf dem Hof aufgefahren. Die Zahl der Aufseher überstieg die Zahl der Gefangenen um ein Vielfaches.

Als der Kapp-Putsch begann, wurde über die Gefangenen Hofentziehung und Zeitungsverbot verhängt. Sie wurden für die Taten der Kappisten bestraft. Es ist das in Bayern nicht anders, als daß stets Sozialisten die Verbrechen der Reaktionäre büßen müssen: als Kahr nach Erzbergers Ermordung Reichshochverrat beging, wurde ja auch der unabhängige Abgeordnete Fischer in die Festung gesteckt.

Am siebzehnten April 1920 setzte Müller-Meiningen sein berühmtes Komplott ins Werk: die Festungsgefangenen wurden in die Zellen gesperrt; etwa zwanzig Genossen kamen in Untersuchunghaft; sämtliche Papiere und Bücher wurden durchschnüffelt; der Oeffentlichkeit wurde weisgemacht, die Gefangenen hätten von ihrem Kerker aus die

Räte-Republik proklamieren wollen. Es bestand keine einzige Tatsache, durch welche diese Aktion zu rechtfertigen gewesen wäre: sie war eine nackte Willkürhandlung — alle Beschuldigungen waren aus der Luft gegriffen. Eine Schar von Staatsanwälten war auf der Suche nach belastendem Stoff — aber wie gern sie auch Müller-Meiningen zu Gefallen gewesen wären: sie konnten nun einmal dort, wo nichts war, nichts entdecken.

Bis Anfang Juli wurden die Gefangenen schikaniert und gequält. Dann erst wurde langsam zugegeben, daß weder ein Tatbestandsmerkmal des § 81 noch des § 86 R. St. G. B. (Hochverrat) vorhanden war: das Verfahren mußte eingestellt werden. Obschon nun aber offen zutage lag, wie sehr den Gefangenen unrecht geschehen war, empfanden die Justizbehörden auch nicht das leiseste Bedürfnis, etwas gutzumachen. Im Gegenteil: sie verfügten neue Verschärfungen des Strafvollzugs. Linksstehende Blätter und Zeitschriften wurden nicht mehr ausgehändigt. Die zwei Stockwerke, in denen die Geangenen untergebracht sind, wurden für die Dauer von einander abgesondert. Die Paketuntersuchung wurde in herabsetzender Form durchgeführt. Die Behandlung von Besuchern wurde teilweise so beleidigend, daß viele Gefangene es vorzogen, sich selbst von ihren nächsten Angehörigen nicht mehr besuchen zu lassen. Das Ministerium zeigte sich zu jeder Unmenschlichkeit gegen die Festungsgefangenen bereit. Als der Schwiegervater eines Festungsgefangenen auf dem Sterbebett lag und ein flehentliches Gesuch um ein- oder zweitägige Strafunterbrechung durch seine Angehörigen an die Behörde richten ließ, kam ein hohnvoller abschlägiger Bescheid. Das Kind des Gefangenen Blößl starb; der Vater durfte weder zu dem sterbenden Kind noch zum Begräbnis. Meine Frau stand vor einer lebensgefährlichen Operation; ich bat für drei Tage um Strafunterbrechung. In derselben Stunde, wo meine Frau unter dem Messer des Arztes blutete, log der Justizminister Müller-Meiningen dem Landtag vor, meine Frau sehe blühend aus und erfreue sich der besten Gesundheit.

Tollers Mutter ist schon seit längerer Zeit schwer leidend. Alle Bemühungen des tiefbesorgten Sohnes um einen kurzen Urlaub waren vergebens: seine Gesuche wurden ohne Angabe eines Grundes abgewiesen.

5.

Im Februar 1921 wurde ein junger Amtsrichter als Vorstand nach Niederschönenfeld versetzt. Offenbar war der neue Justizminister Roth der Meinung, dieser junge Beamte werde noch viel schärfer und gewalttätiger gegen die Festungsgefangenen vorgehen, als bisher geschehen war. Indessen trat das Gegenteil ein. Dr. Vollmann schien es nicht über sich zu bringen, als Richterbeamter um des Rachebedürfnisses seiner Vorgesetzten willen die Kette der Rechtsverletzungen so unbedenklich fortzusetzen, wie man vielleicht von ihm erwartet haben mochte. Zwar traf er gegen verschiedene kommunistische Häftlinge Ausnahmemaßregeln — wie etwa vollkommene Besuchs- und Briefsperre auf unbegrenzte Dauer —, die gesetzlich nicht zu rechtfertigen waren: aber im Allgemeinen bemühte er sich doch, den Gefangenen das Dasein nicht allzu sehr zu erschweren. Die Festungsgefangenen, die ja nicht verwöhnt waren, empfanden diesen Willen zu loyaler Handhabung der grundsätzlich freilich rechtswidrigen Straf-

vollzugsordnung höchst wohltuend; manche Erbitterung legte sich; das Verhältnis zwischen Häftlingen und Verwaltung besserte sich wesentlich. Der Vorstand sprach sich mehrmals anerkennend über die Gefangenen aus: ihr Verhalten sei anständig, sie erleichterten ihm seine Amtsobliegenheiten; er habe keine Grund zur Klage; er wolle seinen Einfluß beim Ministerium geltend machen, um einen Abbau der vielfachen Verschärfungen zu erzielen. Der Oberaufsichtsbeamte für Niederschönenfeld, Oberstaatsanwalt Wenzel, ließ sich ähnlich vernehmen; er gewährte auf eigne Verantwortung manche Erleichterung, um die ihn die Gefangenen angingen. Im Grunde gab der Oberstaatsanwalt gleichfalls die Ungesetzlichkeit der August-Verordnung zu.

Es schien, als wolle der Geist der Rachsucht aus dem Strafvollzug gegen die politischen Gefangenen allmählich weichen. Die Gefangenen, die unendlich bescheiden geworden waren, atmeten auf.

6.

Da kam Ende April Dr. Roth nach Niederschönenfeld. Der Oberwerkführer Schneider, augenscheinlich ein Mann von feiner Witterung, verstand sich auf seinen höchsten Vorgesetzten: er hatte zum Empfang im Dienstzimmer ein Königsbild aufgehängt. Dem Justizminister mißfielen die Zustände in Niederschönenfeld; es kam seiner Meinung nach den Festungsgefangenen zu wenig zum Bewußtsein, daß sie „eine Strafe zu erleiden" hätten. Er nahm Anstoß daran, daß nicht mehr so viel gequält und schikaniert wurde wie früher.

Dementsprechend traf er seine Anstalten. Der junge Amtsrichter wurde alsbald versetzt; an seine Stelle trat der Erste Staatsanwalt Kraus aus Augsburg.

Das war ein Mann nach dem Herzen des Dr. Roth. Während der Revolutionstage war er verzagt und kleinlaut gewesen: aber inzwischen hatte sich reaktionäre „Kühnheit" in reichlichem Maße bei ihm eingestellt. Er liebt die militärische Geste: große Worte im Mund, unanständig brutal, wo er im Besitz der überlegenen Macht ist, das possierlich „steinerne" Gesicht und die „blitzenden" Augen im hohlen Kopf.

Er stand Ohnmächtigen, Wehrlosen gegenüber: welche Versuchung für einen arischen Edelmenschen, den starken Mann zu spielen ! Kraus griff durch. Mit einer Handbewegung beseitigte er alle Erleichterungen, die sein Vorgänger bewilligt hatte. Die Besuchszeit wurde auf vier, dann auf zwei, schließlich auf eine Stunde verkürzt. Außer dem Besucher saß von nun an in der Besuchszelle eine Pöhner-Kreatur, ein münchner Kriminalkommissar mit am Tisch. Im Verkehr mit den Gefangenen bediente er sich des Kasernenhoftons. Er ging absichtlich darauf aus, die Gefangenen zu beleidigen, zu kränken, zu peinigen. Er hetzte die Aufseher gegen die Häftlinge auf; man redete den Aufsehern ein, daß die Gefangenen ihnen nach dem Leben trachteten. Die Aufseher hatten sich plötzlich mit Revolvern und Gummiknütteln zu bewaffnen. Jegliche literarische Beschäftigung wurde unmöglich gemacht. Beschwerden wurden verboten. Der Vorstand verhinderte die Durchführung verschiedener ärztlicher Anordnungen zugunsten Erkrankter. Er führte empörende Disziplinarstrafen ein: Bettentziehung, Kostschmälerung, Leseverbot. Selbst den Schein des Rechts zu wahren, hielt er nicht mehr für nötig.

Der ‚Vorwärts' brachte vor einiger Zeit Enthüllungen über den Strafvollzug in Niederschönenfeld. Sie entsprachen im Allgemeinen der Wahrheit. Selbstverständlich suchte die bayrische Regierung die Richtigkeit jenes Materials abzuleugnen. In den nächsten Tagen wird den maßgebenden Stellen eine Denkschrift voll unerhörter Einzelvorkommnisse zugehen. Einige Fälle seien hier herausgegriffen.

Kraus erklärte vom ersten Tage an: daß er an keine Vorschrift gebunden sei; daß die Gefangenen vollständig in seine Hand gegeben seien; daß Beschwerden keinen Zweck hätten; daß er Waffengewalt anwenden werde; daß er Bitten nicht entgegennehme, auch wenn Frau, Kind oder Eltern eines Festungsgefangenen gestorben seien. Aus Gründen der „Sicherung" könne er einfach Alles anordnen. Er bestrafte den Festungsgefangenen Laubenberger, weil der ihn anmaßend angesehen habe. Er schickte den Festungsgefangenen Männlein in Einzelhaft, weil der beim Verlassen des Dienstzimmers eine respektwidrige Bewegung mit dem linken Fuß gemacht habe. Mühsam erhielt Einzelhaft dafür, daß er die Bitte „gewagt" hatte, einen nervös schwer erkrankten Genossen ärztlich beobachten zu lassen. Nachdem Mühsam in den Flügel der Einzelhaftzellen abgeführt worden war, durchsuchte ein Kriminalkommissar seine Wohnzelle. Dabei wurde ein Gedicht auf Max Hölz entdeckt, das Mühsam in einer übermütigen satirischen Stimmung gedichtet hatte. Er hatte gar nicht versucht, dieses Gedicht zu veröffentlichen; es lag einfach unter seinen Papieren: aber zur Strafe für die Abfassung dieses Gedichts wurde seine Einzelhaft verschärft, wurden noch vierzehn Tage Bettentziehung und Kostschmälerung verhängt. Der arme schwächliche Mühsam mußte vierzehn Nächte lang auf blankem Fußboden schlafen. Gemeinsam mit dem Hölz-Lied waren noch Tagebücher und ein geliehener Revolutionsroman entdeckt worden. Diese Schriftstücke wurden zu den Akten genommen, da sie „mit dem Festungsstrafvollzug in Zusammenhang" stünden; schreibe Mühsam abermals dergleichen, so werde „noch ganz anders gegen ihn eingeschritten werden".

Toller wurde mit Schreibverbot grade in den Tagen bestraft, wo er die Korrektur neuer Werke lesen sollte. Grund: er hatte lediglich den Genossen Rosenfeld bitten wollen, für einige Gefangene, die sich zu Unrecht verurteilt fühlten, beim Reichspräsidenten oder Reichsjustizminister sich einzusetzen. Kraus bezeichnete das als Kritik an der Justiz. Tollers Arzt wurde wie ein Bettler weggeschickt, als er zu einer Untersuchung erschien. Die Frau des Genossen Klingelhöfer darf seit vielen Monaten nicht mehr die Anstalt betreten. Audistels Roman ‚Das Opfer', aus dem schon verschiedene Bruchstücke in der ‚Freiheit' und in der Vossischen Zeitung erschienen sind, wurde beschlagnahmt und zu den Akten genommen, weil er „die Taten eines Deserteurs verherrliche". Als der Festungsgefangene und Landtagsabgeordnete Sauber den Vorstand bat, sich eines höflichen Tones befleißigen zu wollen, fuhr ihn Kraus an: „Wir werden mit dem Landtagsabgeordneten Sauber fertig, wie wir mit dem Landtagsabgeordneten Gareis fertig geworden sind." Der Oberwerkführer Fetsch, ein getreuer Diener seines Herrn, bedrohte den Genossen Hugemeister im Angesicht seiner Frau und seiner Kinder grundlos mit dem Revolver.

Roth war mit den Leistungen seines Staatsanwalts zufrieden: am ersten Oktober wurde Kraus zum Oberstaatsanwalt in Augsburg be-

fördert. Er behielt die Oberaufsicht über Niederschönenfeld; sein Nachfolger arbeitet durchweg nach telephonischen Weisungen, die er täglich von Kraus einholt.

7.

Inzwischen hatte der Regierungswechsel in Bayern stattgefunden. Lerchenfeld war Justizminister geworden. Er hatte sich im Landtag als frommen Christen bekannt und eine saubere Verwaltung verheißen. Im Auftrag meiner Fraktion begab ich mich zu ihm und trug ihm einen Teil des Materials über den Festungshaftstrafvollzug vor. Lerchenfeld gab sich sichtlich Mühe, als aufmerksamer Zuhörer zu erscheinen; er sicherte eine Prüfung der Angelegenheit zu.

Auf dem Parteitag der bayrischen Volkspartei erteilte er jüngst unsrer Fraktion die Antwort. In der Behandlung der „Ruhestörer", sagte er, sei falsche Humanität nicht am Platze.

Hier offenbart sich, daß Lerchenfeld schon dem unheilvollen Einfluß seiner Referenten verfallen ist. Möglicherweise auch wollen die guten Christen innerhalb seiner Partei nicht dulden, daß mit der seelischen Mißhandlung des politischen Gegners Schluß gemacht werde. Ein frommes christ-katholisches Bayernherz hat immer seine Lust an Grausamkeiten. Das niederschönenfelder Elend nimmt in der Tat seinen Fortgang: nichts ist unter Lerchenfeld besser, manches schlechter geworden. Ein einziges Beispiel.

Als vor einigen Wochen der Bericht des Staatskommissars Weismann in die bayrischen Mörderorganisationen hineinleuchtete, beeilte die reaktionäre Presse sich, den Staatskommissar zu diskreditieren, indem man ihn persönliche Beziehungen zu Toller nachsagte. Toller schrieb hierauf für die ‚Freiheit' eine Berichtigung: Weismann sei ihm unbekannt. Der Brief wurde beschlagnahmt. Daraufhin schrieb Toller noch einen Brief, der die vier Wörter enthielt: „Ich kenne Weismann nicht." Auch dieser Brief wurde zu den Akten genommen. Die bayrischen Behörden wollten sich offenkundig in ihrem Verleumdungsfeldzug gegen Weismann durch Toller nicht stören lassen.

Toller gab nunmehr einem Aufseher ein Telegramm; es enthielt eine Beschwerde über die Beschlagnahme und war an Lerchenfeld gerichtet. Bald danach wurde Toller zum Oberwerkführer Fetsch gerufen: seine Depesche werde nicht befördert, weil — es an Personal zur Zensur fehle. Daraufhin entgegnete Toller, er habe ein Recht zur Beschwerde und bestehe darauf. Fetsch bekam einen roten Kopf und warf Toller zum Zimmer hinaus. Empört stellte Toller fest, daß man sich tätlich an ihm vergriffen habe. Fetsch hatte die Stirn, ihn einen Lügner zu heißen. Als Toller erwiderte, daß Fetsch lüge, indem er Geschehenes abstreite, ließ ihn der Oberwerkführer kurzerhand in Einzelhaft abführen. Infolge der Aufregungen erlitt Toller einen Nervenanfall. Zugleich stellte sich seine Neuralgie ein. Er schrie laut auf vor heftigen Schmerzen. Der Vorstand eröffnete ihm nun: er werde außer mit Einzelhaft noch mit drei Tagen Bettentziehung und drei Tagen Hofentziehung bestraft, weil er sich aufgeführt habe wie ein wildes Tier und — einen deutschen Mann beleidigt habe. (Damit stellte also der Vorstand den Juden Toller in Gegensatz zu dem „Teutschen" Fetsch; er schämte sich nicht, in einer Amtshandlung sich als Antisemiten zu bekennen.) Toller trat in Hungerstreik; man deutete an, wie sehr man ihn schädigen könne, wenn man den § 51 R. St. G. B.

auf ihn anwende. Indem man die Aufhebung der Strafmaßnahmen versprach, bewog man Toller, den Hungerstreik zu beenden. Kaum hatte er Nahrung zu sich genommen, wurde neuerdings Einzelhaft über ihn verfügt, weil er sich unterstanden habe, in Hungerstreik zu treten. Nach längerm Hin und Her bewilligte schließlich der Vorstand für die Disziplinarstrafen „Bewährungsfrist auf Widerruf".

8.

Als das Amnestie-Gesetz vom vierten August 1920 beschlossen worden. war, da wußten die bayrischen Gefangenen, daß sie jegliche Hoffnung hinter sich zu lassen hätten. Die Rachsucht des bayrischen christlichen Spießbürgertums ist nicht zu befriedigen; an eine Amnestie durch den bayrischen Landtag ist nicht zu denken. Jagow und Schiele sind auf freiem Fuß, Traub ist außer Verfolgung gesetzt — Toller, Mühsam, Hartig, Klingelhöfer und die vielen, vielen Andern werden systematisch, mit grausam kühler Berechnung, seelisch ruiniert. Von der bayrischen Regierung ist — Lerchenfelds Rede beweist es — nicht zu erhoffen, daß sie wenigstens die gesetzmäßige Festungshaft vollzieht. Sie gedenkt, nach wie vor alle berechtigten Beschwerden der Festungsgefangenen mit elenden, widerwärtigen Verleumdungen und Ehrabschneidereien zu beantworten.

Ich weiß: Bayern ist ein heißes Eisen; es schützt eifersüchtig alle seine Sonderrechte, seinen Landeskommandanten, seine Polizeihoheit, seine Justizhoheit. Und das Reich ist schwach; es geht Konflikten mit dem unbotmäßigen, reichsverräterischen Bayern gern aus dem Wege.

Vor den Rechtsbrüchen aber, die nun schon seit nahezu drei Jahren an den politischen Gefangenen in Bayem begangen werden, drängt sich doch die Frage auf, ob nicht endlich Reichsregierung und Reichstag diesem bayrischen Justizskandal ein Ende setzen sollten, sei es durch eine Amnestie, sei es wenigstens durch ein Notgesetz über den Festungshaftstrafvollzug. Es geht nicht an, daß weiter in Bayern politische Gefangene mit niederträchtiger barbarischer Willkür drangsaliert und gemartert werden. Jeder Deutsche, in dem noch ein Fünkchen Rechtsgefühl ist, muß diesen Zustand unerträglich finden. Und dies umso mehr, als die wahren Hoch- und Reichsverräter: Heim, Kahr, Xyander, Pöhner unbehindert ihr Unwesen treiben und, durch keinen Staatsanwalt gestört, am Untergang des Reiches arbeiten können. Vom Reich erwarten wir die Herstellung des Rechtszustandes endlich auch in Bayern. Möge der neue Reichsjustizminister Mut und Kraft mitbringen für die Aufgabe, die hier vorliegt.

An Ebert von Klopstock

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
tief in die Melancholei.
Ach, Du redest umsonst vor dem gewaltigen Kelchglas
heitre Gedanken mir zu !
Weggehen muß ich und weinen: vielleicht daß die lindernde Träne
meinen Gram mir verweint.
Lindernde Tränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen,
ach, wie ertrüg er es da !
Weggehen muß ich und weinen.

Gutachten über Brunner

Der Beamte aus dem Wohlfahrtsministerium Karl Brunner ist für die deutsche Kunst keine Wohlfahrt. Seine Gutachten in den Sittlichkeits-Prozessen gegen eine Kunst, die er und die Richter für unsittlich halten, sind zu der traurigsten Berühmtheit gediehen. Ein Beamtenapparat, der Selbstzweck geworden ist, leistet sich um des Prestiges willen einen ‚Gutachter', auf den die autoritätsgläubigen Richter sich immer und immer wieder stützen. Zu „stürzen" wird er nicht sein. Ein Volk, das zum dritten Jahrestag der Revolution das Kultusministerium einem Mitglied der Deutschen Volkspartei ausliefert, braucht seinen Brunner. Aber wenigstens sollen auch einmal Gutachten über diesen Gutachter und seine Tätigkeit abgegeben werden.

Iwan Bloch

Im dreißigsten Kapitel meines Buches: ‚Das Sexualleben unsrer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kuitur' habe ich die Frage der Pornographie in Schrift- und Bildtum ausführlich behandelt und bin darin zu dem Ergebnis gekommen, daß ein Kampf, wie ihn jetzt Herr Professor Karl Brunner führt, nicht nur völlig aussichtslos, sondern auch kulturwidrig ist. Sowohl für den ‚Venuswagen' als auch für den ‚Reigen' trifft die These zu, die ich an jener Stelle aufgestellt habe:

„Die Frage, ob auch die rein geschlechtlichen Beziehungen Gegenstand künstlerischer und wissenschaftlicher Darstellung sein dürfen, kann man unbedingt bejahen, wenn man eben eine rein künstlerische oder wissenschaftlich-kritische Darstellung und Durchdringung erotischer Objekte voraussetzt, das heißt: es muß in dem Kunstwerk oder dem wissenschaftlichen Werk das rein Sexuelle völlig hinter der höhern künstlerischen oder szientifischen Auffassung verschwinden."

Brunners Methoden gefährden aufs höchste die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, während sie sich doch vergeblich bemühen, erwachsene und reife Männer und Frauen zu dem Kinderstandpunkt zurückzuführen, für den sogar die unkastrierte Bibel gefährlich ist.

Paul Cassirer

Ich meine, die Polizei sollte sich überhaupt nicht zur Erzieherin des Publikums in künstlerischen Dingen aufwerfen. Werden erotische Dinge aus gewinnbringender Absicht im Deckmantel der künstlerischen Absicht dem Publikum angeboten, so mag das Publikum sich selbst schützen. Das Eingreifen der Behörden, die unmöglich zum Richter über die Kunst gesetzt werden können, wird immer Unheil anrichten. Dieses vorausgeschickt, möchte ich nicht verhehlen, daß ich in letzter Zeit eine Anzahl von Dingen gesehen habe, die sicherlich nicht entstanden wären, wenn nicht die Publikation von Erotik großen Gewinn verspräche. Es ist nicht erfreulich, zu bemerken, welchen Einfluß der erotische Inhalt auf die Preisbildung hat.

Aber, wie gesagt: das Publikum ist mündig.

Alfred Döblin

Das Vorgehen und die Art des Herrn Brunner ist mir nur aus Stichproben bekannt. Er scheint danach ein ungewöhnlich gefährlicher Mann. Man hat in Deutschland die Vorherrschaft des Feudalismus und Militärs im öffentlichen Leben gründlich beseitigt; hier ist eine andre viel stärkere Gewalt noch am Werke. Die engen bürgerlich-familiären Instinkte haben hier eine lärmende, angriffswütige, doggenhafte Inkarnation gefunden. In seinem Gefolge hat sich vereint die ganze deutsche Rückständigkeit (Bei dem ‚Reigen'-Prozeß) gezeigt; ist er ein Mann von Urteilskraft, wird er selbst nicht wenig erschreckt

gewesen sein beim Anblick seiner Anhänger. Wir wissen aus zahllosen Einzelfällen — zuletzt aus der Besetzung des Postens eines preußischen Kultusministers mit einem Monarchisten und Militaristen —, wie gleichgiltig den deutschen „Republikanern” Dinge der Kultur und des Geistes sind; daß Herr Brunner, dessen Art dekouvriert ist durch das Gefolge der „Schutz- und Trutzbündler”, der christlich-nationalen Ligen und Frauenvereine, daß er an einem wichtigen Posten geduldet wird und aggressiv vorgehen kann, zeugt von der tiefen Unbesinnlichkeit Deutschlands; die Geistigen der großen Perioden haben in der Tat das Land nur wie Kraniche überflogen; ich fürchte, es wird nicht bald besser werden Die Geistigen aber mögen sich Folgendes sagen: es hat schließlich die Frage, wo man in dem politischen Kampf des Tages steht, nichts mit dem Fall Brunner zu tun. Ich kann mir wohl denken, daß auch Vertreter mittlerer und linker Gruppen sich hinter ihn stellen; sie sind jetzt nur abgeschreckt durch die offensichtlich antirepublikanische Garde, die ihn als Stoßposten im Moralisch-Aesthetischen benutzt. Erkennen müssen alle Klarsehenden, daß hier das Prinzip der mittelalterlichen Vergewaltigung und spanischen Unterdrückung durch einen Alba der Moral angewandt wird. Kein Geistiger, welcher Richtung auch immer, kein Freund der Menschenfreiheit und der Sittlichkeit kann dies sinnlose Gebaren still hingehen lassen. Das unglaublich falsche und gefährliche Prinzip der Verhüllung und Verdrängung erotischer Dinge wird beseitigt werden; die Sittlichkeit fordert das. Eine Masse von Unsittlichkeit und Verderbtheit ist auf das Schuldkonto dieses Verhüllungs- und Verdrängungsprinzips zu setzen. Befreiung von der noch herrschenden kirchlich mittelalterlichen Verdüsterung der Gehirne in den Dingen des Geschlechts, Aufklärung der Erwachsenen, dies ist enorm wichtige Erziehungsarbeit: Es ist nicht nötig, daß gegen die Ausbeuter der Lüsternheit eine besondere Instanz arbeitet; die Gesetze genügen. Aber ein Anti-Brunner an maßgebender Stelle, wirklich sittlich, mit der Absicht, wahrhaft zu erziehen, ist dringend erforderlich.

Maximilian Harden

Ich weiß von dem Professor nur, was in den Zeitungen stand. Darauf ein Urteil zu gründen, wäre Frevel, den Sie mir nicht zumuten werden. Also nur „im Allgemeinen”: Aergernis geben ist seliger denn Aergernis nehmen. (Das war in der Evangelisten-Aera zwar paradox, aber nun bestätigt es die Zeit.)

Willy Jaeckel

Wäre nicht die künstlerische Freiheit bedroht, das unantastbar sein sollende Recht, Alles zu sagen, was die Bewußtheit fühlender Menschen angeht, so könnten wir, die wir dieses Recht beanspruchen, lächelnd beiseite stehen und diesen Vorstehern von „Sittlichkeitsreformern”, wie sie Professor Brunner verkörpert, die angewiderte Grimasse zeigen. Es ist ja nicht nur der Fall des ‚Venuswagens‘ alleinstehend, wobei eine Anzahl untadeliger Künstler dem Verdikt der Obszönität ausgesetzt wurden, sondern die Fälle mehren sich zu einem System (eine neue lex Heinze) gegen die künstlerische Freiheit. Künstler, gebt Acht und wehrt euch ! Wir müssen es ablehnen, von einem Richterkollegium abgeurteilt zu werden. Bejahen diese Herren nicht den Tiermenschen in sich, indem sie negieren ? Warum sollte der Geistmensch nicht das Tier zu schildern versuchen ? Jeder trägt in sich die Entscheidung von sittlich und unsittlich. Darum, wer sich zu beschmutzen fürchtet, gehe still vorüber, denn es gibt keine „Sachverständigkeit” in diesen Dingen.

Karl Scheffler

Kein Kunstwerk — sofern es wirklich eines ist — kann unsittlich sein, weil die Kunst, in allen ihren Aeußerungen, das Gebiet höherer Sittlichkeit zu verlassen gar nicht imstande ist.

Kein Künstler, der seinem Talent folgt — und wie könnte er es beim Arbeiten wohl verleugnen ! —, kann Unsittliches hervorbringen, weil das Talent von Natur rein, dem Reinen aber Alles rein ist.

Sittenrichter, die in Kunstwerken gewohnheitsmäßig nach Unsittlichkeit schnüffeln, sind klägliche Gesellen. Sie wecken den Verdacht, daß sie Befriedigung für erotische Bedürfnisse suchen, die, verdrängt, im Unbewußten giftig nagen. Wenn sie sich berufsmäßig entrüsten und Bezahlung dafür annehmen, scheiden sie aus dem Kreis diskutierbarer Menschen.

Regierungen, die sich auf Unsittlichkeitsschnüffelei einlassen und sich als Kinderwärterinnen des Volkes fühlen, müssen ihre wahren Aufgaben wenig kennen und sehr viel freie Zeit für unnützes Tun haben.

Womit nun aber nicht gesagt sein soll, es sei eine Kulturtat, wenn sich Verleger finden, die die erotisch spielende Phantasie echter — und weniger echter — Künstler geschäftstüchtig organisieren und mit einem von Konjunkturpferden gezogenen Venuswagen durch die Zeit kutschieren.

Heinrich Zille

Es werden Bessere Treffenderes über den Mann sprechen als ich. Ich halte dafür, daß der p. Brunner krank ist, seine Amtsstellung überschätzt und gleichzeitig an seine glorreiche Preußenzeit zurückdenkt: er ist die Freude der Richter, die für Tron und Altar kämpfen.

Neue Dokumente von und über Kleist

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

An Herrn Geßner, Buchhändler in Bern

Fort des Joux, 12. März 1807

Ew. Wohlgeboren,

mit großer Freude erinnere ich mich Ihres Herrn Schwiegervaters, dem ich dieser Tage schreiben werde. Ich habe versucht, Ihnen zu schreiben, da ich auf diesem Fort als Gefangener grundlos festgehalten werde. Ich kann Ihnen hier, da Sie in der Entfernung der Nächste sind, Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich kam von Königsberg nach Berlin, wo ich festgenommen wurde. Der Kommandant wünscht eine Menge Dinge zu wissen. Ich habe heute dem Kommandanten geschrieben, daß das Gesetz nicht dazu gemacht ist, dem Menschen durch Schmerz das Leben zu nehmen. Er quält mich mit dem Wind, mit der Zelle, in die er mich sperrte, ein Loch, in das der Wind, der Regen und der Schnee eindringen. Ich will nicht das Leben auf diese Weise verlieren, da ich zuerst etwas Gutes tun will und dann sterben. Der Kommandant sucht mit allen Mitteln mich zur Verzweiflung zu bringen durch den Leutnant, der mich überwacht. Aus mir und meinem Leben will der einen Roman schreiben, daher versucht er Alles, um etwas aus mir herauszubringen, obgleich nichts zu finden ist. Man will mich mit kleinlichen Mitteln überführen und besonders deshalb, weil ich in der ‚Familie Schroffenstein' geschrieben habe: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele, und weil ich im Jahre 1802 auf der Aare-Insel die Einsamkeit gesucht habe. Dies entspricht nicht den Gesetzen der Logik. „Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele" habe ich in die ‚Familie Schroffenstein' hineingebracht, weil ich sah, daß mit aller traurigen Klarheit die Wahrheit nie in die Menschen hineingebracht werden kann, weil die Menschen so veranlagt sind, daß sie stets mißtrauen. Dies habe ich besonders gesehen, ehe ich die

‚Familie Schroffenstein‘ dichtete; man hat mir stets mißtraut. Man hat mir mißtraut, wenn ich einsam war, man sagte, ich müßte mir einer Schuld bewußt sein. Ich mied die Menschen, weil ich sah, wie wenig im Einklang meine Meinungen mit den ihrigen stehen. Ich ging in Gesellschaft und man hatte Mißtrauen, daß ich mich aus der Einsamkeit begab, und man sagte, ich müsse ein Gefühl der Unsicherheit haben, weil ich die Einsamkeit mied. Ich habe stets gelitten. Meine Seele hat immer Not gelitten, und wäre nicht Rühle und meine Schwester Ulrike gewesen, so hätte ich auf der unbegreiflichen Welt das Leben nicht ertragen. Aber ich hatte immer im Sinn, irgendetwas Gutes zu tun, etwas Gutes und dann zu sterben. Denn es muß ein wunderbares Gefühl sein, auch wenn man nicht weiß, in welche Regionen uns des Lebens Wechsel führt, Gutes getan zu haben und mit dem ehrlichen Namen dieses Leben verlassen zu können. Ehrgeiz habe ich nicht gehabt. Aber Mißtrauen hat man mir in die Seele gebracht, und so kam ich zu dem Ausdruck: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele, was garnichts zu tun hat mit der Gefangenschaft, in die ich geraten bin ohne mein Zutun. Ich war grade auf dem Wege, etwas Gutes zu tun und meiner Schwester Ulrike einen guten Namen zu hinterlassen. Aber man hat mich verhaftet und schleppte mich bis hierher in niedriger Weise. Ich habe in meiner Jugend ebenso eine traurige Klarheit gehabt, denn oft habe ich gehungert, weil ich kein Geld, keine Liebe und diese traurige Klarheit hatte, die mir gestattet,mich in den Fähigkeiten zu üben, die dem Menschen am nächsten liegen sollten: Liebe und Mitleid.

Eines liebenden Herzens bedarf ich, ich brauche das Mitleid bei dem traurigen Los, das mir wurde. Man hat mich zum Attaché in Spanien machen wollen, aber auch hier siegte das Mißtrauen, und so mußte ich immer über das Mißtrauen hinweg mich zu einem Ufer retten, von wo das Leben mich traurig und hoffnungslos anblickt, wie ein Hund, der auf einen unschuldigen Menschen springt und ihn nicht los läßt; wie ein Haus, das auf einen Vorübergehenden einstürzt und ihn unter den Trümmern begräbt; wie ein Platzregen, der einen müden Wanderer auf dem Feld überfällt. So hatte ich stets in mir die traurige Klarheit, diese unmenschlich traurige Klarheit, die ich jetzt noch mehr habe durch diesen großen Hunger und die Einsamkeit und die gemeine Art der Behandlung, von der Sie keine Ahnung haben. Denn hätten Sie sie, so würden Sie alle Mittel anwenden, mich zu befreien. Meine Schwester besucht den General Clarke, aber sie kann nichts ausrichten, dieses gute Mädchen. Das Wort: „Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele” habe ich mir gemerkt und stets, wenn ich etwas unternehme, haben die guten Menschen dieses Mißtrauen gegen mich gehabt aus irgendeinem Grunde, sonst hätte man mich zum Attaché in Spanien gemacht und nicht in diese grausame Einsamkeit und den Hunger gebracht, wo die Seele so hungert wie der Körper. Man fühlt so eine unendliche Bitterkeit mit der Welt, die sicher unschuldig daran ist. Aber diese kleine Welt spiegelt die große, und hier machen sie es so wie in der andern.

Wen man nur von diesem Leben in ein andres kommen könnte, wo mir ein glücklicher Stern leuchten würde, und wo es nicht Hunger und Kälte gibt. Der Schnee, der in das Loch dringt, in das man mich steckte, dringt ein mit der Kälte. In der Nacht kann ich nicht

schlafen, weil die Stürme es verhindern und die Kälte und der Hunger, und hier leide ich in der Nacht an dem Mißtrauen. So fühle ich mich für Stunden hinausgehoben aus dieser Welt in eine andre, auf der nur das Schlechte zuhause ist. Und draußen vor den Wällen dieses Hauses ist die Freiheit und das Mitleid und die Liebe. An Mitleid denken hier die Franzosen nicht, sie gehen darauf aus, den einzelnen Menschen zu vernachlässigen. Sie behandeln mich wie einen Verbrecher. Ihr Gesetz ist frei von Menschlichkeit. Sie können nicht auf ihre Umgebung wirken und sind wie Wesen, die nicht von einander abhängen und nichts für Andre zu tun brauchen. Ich habe die traurige Klarheit, durch die das Mißtrauen dringt. Das ist wie ein Strom, der am Ueberfluten ist und sich immer mehr nähert, bis schließlich Aecker und Wiesen und Häuser verschlungen werden. Sie können die Wahrheit nicht finden, weil sie zu weit von ihr entfernt sind, wie die Liebe vom Haß, und an das Gute denken sie nicht.

13. März.

Ich bin nicht dazu gekommen, den Brief zu vollenden, die Dunkelheit brach herein. Die Kälte hinderte mich am Schreiben. Der Kommandant ersuchte mich aber in der Nacht, ihm die Worte, die ich ihm übergab (Sprüche aus der ‚Familie Schroffenstein‘) zu erklären. Ich habe es auf meine Weise getan und führe es Ihnen so aus. Vielleicht können Sie Gebrauch davon machen.

Dem Menschen erkennt man gar schnell die Schuld an, wenn man ihn anblickt. In ein paar Minuten hat es sich herausgestellt, ob er unschuldig ist.

Man muß das Leben verachten, weil man sonst nicht in die Wirklichkeit hineinkommt. Es ist nicht wert, das Leben zu leben, wenn man Hunger, Kälte und Mißhandlungen ertragen muß. Verachtung, Rache, Rache für das Ausgestandene ! Man kann in einem solchen Loche, in dem ich untergebracht bin, und wo ich in der Dunkelheit Gelegenheit habe, zu denken, sich klar machen, wie schlecht man ist. Aber man ist doch nicht so schlecht, um all Das zu erdulden, was man mir antut. Man müßte ein ganzes Jahrhundert Gelegenheit verlangen können, das wiedergutzumachen, was sie mir hier antun. Ein Jahrhundert Gerechtigkeit. Sie haben mich verhindert, das Gute zu tun. Gutes tun ist ein schweres Ding, und man weiß nie, wenn man es tut, und wer es für gut hält. Halten wir selbst das, was wir tun, für gut, so gibt es Menschen in den gleichen Augenblicken, die es für mittelmäßig halten. Wir müssen unsre Pflicht im Leben erfüllen oder, wenn wir es nicht vermögen, sie so zu erfüllen suchen, daß man uns für gut hält.

Wenn ich nun Gutes tue, um dann zu sterben, muß ich das Gefühl in mir tragen, daß ich von mir glaube, ich sei so schlecht gewesen und habe nicht das Gute verdient. Ist man so weit, so hat man das Gefühl, daß man schlecht war und hiermit beginnt das Gute im Menschen. Aber in mir ist nun auch ein Gefühl der Rache, das sich über Alles, auch über die Furcht und über die Liebe verbreitet. Denn ein Mensch ist nicht normal, wenn er das Gefühl der Rache nicht in sich trägt für eine Tat, die man ihm antut auf eine so ungerechte Weise, und besonders, wenn man es tut in dem Maße, wie man es mit mir tut. Dies stelle ich unter das Wort: Das Gemeine will auch sein Opfer.

Ich denke an das Schicksal, das wie ein strenger Lehrer ist und kein freundliches Gesicht hat. Ich muß mich an das Unglück gewöhnen, doch der Mensch soll nicht jeden Schlag ertragen. Ja, nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch.

Ein Mensch mit Gefühl darf es sich nicht gefallen lassen, daß man ihm Dinge antut, wie man hier tut, und ich muß das Wort hinzufügen: Der Gleichmut ist die Tugend der Athleten nur. Wenn ich von hier fort wäre, so würde mir wohl sein.

Ist es nicht eine Forderung des Lebens, daß man Gesetze übertritt, wenn man weiß, daß das Gesetz unrecht hat ? Der Kommandant sagte mir, die Gesetze seines Landes verbieten ihm, mir zu essen zu geben, und andrerseits gestattet ihm das Gesetz, den zwei Offizieren, die mit mir kamen, zu essen zu geben, weil sie Geld haben. Was ist das für ein Gesetz ! So kommt in mich das Gefühl der Rache, die über alles siegt. Ich entschließe mich, unter einem Mantel ein Stück zu schreiben, das über diese Leute Auskunft gibt, und wo ich meine ganze Rache hineinlege, das Gefühl der Rache, das über die Liebe siegt. Ich werde hier nur eine Frau zum Beispiel nehmen, die das Gefühl der Rache so weit treibt, daß sie ihre große Liebe zu einem Manne, der nicht ihres Stammes ist, opfert. Sie läßt ihn umbringen, weil sie ihn haßt, nachdem sie erfahren, daß sie gezwungen ist, zu hassen. Denn auch sie wird nicht den Gleichmut haben, der nur die Tugend von Athleten ist. Und dieser Starke wird dann fallen, weil er stark ist. Ich werde den Mann hinstellen (und dies sehe ich als das Gute an, das ich zu schaffen berufen bin), damit er den Racheplan ausführt und das Gute verkündet.

Denn es ist eine Forderung des Lebens, daß der Mensch für sein Vaterland lebt, und diesen Menschen werde ich auf die Bühne stellen. Ich habe davon in den Band Rotrou, den ich habe, hineingeschrieben. Hier werde ich dazu gebracht, das Gefühl der Rache in die Tat umzusetzen, und dann werde ich das Gefühl der Rache verwirklichen, wobei man aus dem Mantel, den ich darüber breite, sehen wird, wen ich meine: den Feind im Land, nicht den vor Jahrhunderten. So suche ich den Wolf in seiner Höhle. Denn nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch. Ich kann über die Leute, die ich hierbei vor Augen habe, heute nicht reden, da der Kommandant den Brief liest. Es ist aber etwas Unanständiges, zu lauschen. Ein reines Gemüt verschmäht es stets. Ich weiß auch: er denkt als Einzelner seinen einzigen Gedanken. Aber der Leutnant kommt zu ihm, und es entsteht ein neuer Gedanke, den er nicht hat, und so hassen sie.

Ich werde mich in der Geschichte umsehen, und heute bin ich fest entschlossen, so lange zu leben, bis ich dieses Gefühl der Rache in ein Stück verwandelt habe. Dann werde ich das Gute getan haben, das mich berechtigt, zu sterben. Behalten Sie es im Auge.

Ich werde nicht bereuen, wenn ich auch unter einem Mantel dieses Stück schreibe, aus dem man erkennt, daß die Männer die Rächer sind. Ich werde Jedermann zeigen, daß es in der Nähe dieser Fremden stinkt wie bei Mördern. Sie könnten dieses Stück in Ihren Verlag nehmen. Oder Cotta ?

Es wird aber eine Zeitlang dauern, bis ich daran denke, es zu schreiben, weil ich andre Pläne im Kopf habe.

Morgen werde ich Ihnen von Königsberg sprechen.

(Fortsetzung folgt)

Götz von Berlichingen

Den neun Seiten im vierten und fünften ‚Jahr der Bühne' ist wenig hinzuzufügen. Es stand von vorn herein ziemlich fest, daß sich der Zirkus für Kammerspiele, wie ‚Götz von Berlichingen' eins ist, verteufelt schlecht eignet. Wenn der Dichter erklärt, daß ihm „der enge Bühnenraum keineswegs hinlänglich schien, um etwas bedeutendes vorzutragen", so müßte man Mitarbeiter der Reklameblätter des Hauses Hollaender sein, um zu verkennen, daß Goethe nur nicht sein Jugendwerk in strenge fünf Akte fassen, daß er es zwanglos in fünfzig Bilder zerfließen lassen wollte, daß ihm dagegen fern lag, einen Wunsch für Größe und Form des aufführenden Theaters zu äußern. Dieses hier . . Der Regisseur geht jammernd an seine unlösbare Aufgabe, seine Schauspieler, ohnehin freudiger vor dem Kurbel- als vor dem Souffleurkasten, begegnen der Arena mit Fluch und mit Flucht, und seinem dementsprechend gestimmten Kritiker ist sie längst aus einem Kunst- ein Wirtschaftsproblem geworden. Die beiden kleinern Bühnen, alleine nicht existenzfähig, brauchen den Zuschuß vom Schiffbauerdamm. Wärs da nicht wirtschaftsrätlicher und kunstredlicher, das Große Schauspielhaus günstig zu verpachten — an Sarrasani oder die Efa oder den Clou — . und mit dem Reinertrag die Schumann-Straße zu subventionieren, als weiter die Darsteller an ihrer Gesundheit zu schädigen, Meisterwerke der Weltdramatik elendiglich zu verhunzen, keinen anspruchsvollen Zuschauer zu befriedigen und trotzdem verbiestert einen Wall zu berennen, der selbst für Reinhardt uneinnehmbar gewesen ist ? Wie sich die Dinge gestaltet oder mißgestaltet haben, leben alle Privattheater heut von der Hand in den Mund und jedenfalls ohne höhern Ehrgeiz. Die meisten bringen ihr Betriebskapital durch Börsengeschäfte auf. Also wärs keine Schande, sondern schon wieder Rückkehr in reinlichere Gepflogenheiten, aus Reinhardts Erbschaft denjenigen Posten nutzbringend zu vergeben, der die Erben verhindert, sich jemals des Erblassers einigermaßen würdig zu zeigen.

Soweit Goethes mannhafte und innige Poesie aus der ursprünglichen Dramatisierung von Gottfriedens Geschichte nach mancherlei Fährnissen in die Bühnenbearbeitung übergegangen ist, hat dieser Zirkus sie um die Wirkung gebracht. Deutschland, Deutschland, du siehst einem Moraste ähnlicher als . . . Die Liebe zu Deutschland, zornige und verschwärmte Liebe, schlägt aus dem hingestürmten Jugendwerk glühend heraus. Deutsch ist in ihm jeder Zug, jedes Wort, die Atmosphäre, die Menschen, die Begebenheiten. Von dieser Deutschheit war nichts zu spüren. Auf die Bühne war, als Eiche oder Linde, ein Stück tropischer Fauna hingebaut; vor dem roten Hauptvorhang bot ein weißes Marmorbänkchen mit goldenen Löwen und goldenen Leuchtern rechts und links der Schlange Adelheid das schickliche Milieu zur unschicklichen Verführung; und in der Manege, von der die Hälfte das Publikum innehatte, bestand das behagliche Jaxthausen der Musterhausfrau Elisabeth aus wenigen nackten Holzgegenständen.

Es war der einzige Vorteil dieser Dreiheit von Schauplätzen, daß die dreiunddreißig — sinnlos zusammengeklitterten — Szenen ohne Tempo-Verschleppung abgespult wurden. Aber auch ohne Tempo-Verschiedenheit, ohne Akzentuierung, ohne Leuchtkraft und ohne Wärme. Goethes Dichtung wurzelt in fränkischer Landschaft. Diese Landschaft begehrt man nicht realistisch abgemalt zu finden. Nur das flutende Licht, das phantasievollen Zuschauern den Eindruck einer Landschaft zu vermitteln vermag, hätte doch vielleicht ein einziges Mal die gleichmäßige Dunkel- und Halbdunkelheit durchbrechen müssen. Daß Götz mit unverblümter Vollständigkeit aus dem Fenster hinunterrief, was der Hauptmann ihm könne, war eine zu vereinzelte Ungewöhnlichkeit, um Entschädigung für die vielen Gewöhnlichkeiten zu sein.

Entschädigung wäre ein goethereifes Spiel gewesen. Selbst mit dieser Grundbesetzung hätte Martin, nach seiner ‚Jungfrau von Orleans' zu urteilen, drüben im Deutschen Theater einen Begriff des Schauspiels gegeben. Der Zirkus hatte ihn sichtlich gelähmt. Freilich: wem bereits für den dritten Abend ein solcher Lerse zur ‚Verfügung' gestellt wird, der darf resignieren. Mit den Koryphäen des Berliner Lokal-Anzeigers würde ich auch, würde auch ich keine lesbare Zeitschrift machen. Alle Stile produzierten sich solo. Einem starren, in Weichlichkeit erstarrten Weislingen aus dem Meiningen vor 1874 gehorchte ein flackernder Franz von heute. Ihrer beider Liebe galt einer Sehenswürdigkeit: der Hermine Körner. Nie sind die Dimensionen des Zirkus so in die breite und in die Tiefe gefüllt, nie ist derartig glücklich das Experiment gewagt worden, die Buhlerin, Adelheid als Vorstufe zu der Kupplerin Marthe Schwerdtlein desselben Dramatikers aufzufassen. Vor Kloepfers Götz aber lachte man, wann er und Goethe es wollten. Im Zirkus, um immer verständlich zu bleiben, artikuliert er zu deutlich. Hier betont er die stummen Silben ebenso stark wie die andern. Hier steigert er seine gewaltigen Temperamentsausbrüche, zum Beispiel wider die Wachen des Kaiserlichen Rats, daß der Dritte Ring johlt. Nun, das sind Schönheitsflecke auf einer kerzengraden, knorrigen, knubbigen Kerngestalt von deutschem, süddeutschem Schrot und Korn. Dieser Menschendarstellungskunst ist längere Lebensdauer bestimmt als dem Großen Schauspielhause. Einst wird kommen der Tag, wo es hinsinkt und Kloepfers Götz im richtigen Theater das Herze labt.

Der Pelikan von Alfred Polgar

Hans Brahm, ein Neffe des großen Otto und jetzt Regisseur am wiener Deutschen Volkstheater, hat mit ganz modernen Mitteln Strindbergs Schauspiel ‚Der Pelikan' inszeniert. (In Scherings Uebersetzung hieß das Stück: ‚Scheiterhaufen'.) Die innere Finsternis des Dramas wurde als Finsternis auf der Bühne nach außen projiziert. Scheinwerfer — darstellend gewissermaßen: das Ingenium des Dichters — rissen das Dunkel auf und faßten die sprechende Person in ihren Lichtkegel. Die Men-

schen taten gespenstisch; ruhelose Geister ihrer selbst. Die Türen flogen auf und zu. Das Ganze schien wie ein Stück Leben, gesehen aus dem Gesichtswinkel eines Umdüsterten. Es hatte sein Unheimliches wie sein Lächerliches.

In der Tat war das Leben für Strindberg eine Reihe von traumatischen Neurosen, gegen die er sich durch eine Reihe von Dichtungen zur Wehr setzte.

Im ‚Pelikan' wird vom Hexenkessel eines Familienlebens der Deckel gehoben: üble Dämpfe steigen auf. Als Hexe wird des Hauses Mutter entlarvt. (Bei Hans Brahm sitzt sie, von Blaulicht umgeistert, auf schwarz ausgeschlagenem Stuhl.) Man präsentiert ihr moralische Rechnungen, die sie nur mit einem Sturz aus dem Fenster bezahlen kann. Sie war eine schlechte Gattin und schlechte Mutter, betrog Mann und Tochter mit dem Schwiegersohn und naschte die Sahne von der Milch, die Katze verdächtigend. Bei Strindberg stehen diese zwei Tathandlungen auf gleichem moralischen Niveau. Und daß die Frau mit dem Brennholz knauserte, wird ihr im selben Posaunenton entgegengeschmettert, wie daß sie ihre Kinder verderben ließ und ihren Mann in den Tod hetzte.

Strindbergs Anklage-Stücke zeigen das zentral lagernde Gift — in der Beziehung zwischen Mann und Frau — bis in die oberflächlichst laufenden Verästelungen dieser Beziehung vorgekrochen. Das Leiden am Weibe wütet dann am heftigsten etwa in Fragen des Wirtschaftsbudgets, des Essens, in winzigen Sekkaturen, in Filigranbosheiten des Beieinanderseins. Man könnte auch so sagen: Strindbergs Menschen haben neben ihrer Todeswunde, als deren letzte Folgeerscheinung, auch noch Zahnweh und Hühneraugen (die sie und uns mehr peinigen als das tötliche Leiden). Vom Darsteller erfordert es ein Uebermaß an Takt und Können, solche Miniaturtragik in einem Ton zu erörtern, der ihre tiefwurzelnde Bedeutsamkeit ahnen läßt und doch nicht vergißt, daß es sich um nüchterne Alltäglichkeiten handelt, die nur einen nüchternen Alltagston vertragen.

Daß sie eine Sünderin, kommt der schlimmen Frau und Mutter kaum zum Bewußtsein. Sie ist ein Satan, aber auch ein törichtes Dauer-Kind, und das Böse ihrer Seele fließt mit deren ewiger Infantilität so zusammen, daß ihre Verbrechen noch von Ahnungslosigkeit mild umglänzt sind, indes etwa ihre Naschhaftigkeit als Ausfluß dämonischer Tücke erscheint.

Die Kinder sind ein degeneriertes, vom Haß, der zwischen den Eltern schwebte, verseuchtes Geschlecht. Nicht „ausgewachsen", weil sie nie genug zu essen bekamen und bei der Flasche aufgezogen wurden. Giftig und häßlich steht der Sumpf dieses Heims; es stinkt von Zersetzungsprodukten unbegraben verwesender Liebe. Wenn schließlich das Haus in Flammen aufgeht, wirkt solche Katharsis durch Feuer erlösend. Dann schreitet auch, aus dem Käfig der Monomanie befreit, der hohe Geist des hohen Dichters einher auf der eignen Spur. Während Rauch und Flammen die Stube füllen, entzücken sich Bruder und Schwester, todgeweiht, an den seligen Erwartungen ihrer Jugend. Die lyrisch-zartesten Einfälle funkeln auf. So, wenn

die Geschwister den Wohlgruch der im Speiseschrank verglimmenden Gewürze atmen, oder wenn sie, die immer froren, sich von der duftenden Glut des Zedernholzes umschmeichelt fühlen.

Auf Pfaden, die für Nicht-Blinde kaum gangbar, nachtwandeln Strindberg-Menschen. Ihr Sturz in den Abgrund erfolgt nicht nach dramatischer Notwendigkeit, sondern weil, heimlich, ein Sicherheitsgeländer weggebrochen worden.

Die Idee ist götzenstarr aufgerichtet; ein Schlachtfest wird ihr bereitet. In dem finstern Ritus der Opfer-Handlung steckt das Großartige.

Berliner Sonntag von Theobald Tiger

Und Gott schickt über uns das Wochenende.
Da legt Berlin in manchen Schoß die Hände
und ruht sich aus.
Herr Stegerwald dehnt sich in seinen Kissen —
heut braucht er weniger noch als einst zu wissen
vom Landtagshaus.
Nur Geßler will die Wochenarbeit machen:
und schlummert sanft. Und alle Leutnants lachen.
In eine Judenfahne siehst du schneuzen
Herrn Wulle — und er ruht auf Hakenkreuzen.
Kein Pressechef hat heut zu tun.
Die Enten quaken fern:
Am heiligen Sonntag sollst du ruhn —
Dies ist der Tag des Herrn !

Und alle Rotters sind zum Lunch versammelt.
Denn ihre Läden sind mit Recht gerammelt
und proppenvoll.
Wer möchte sonntags Mime in Berlin sein ?
Selbst Bassermann muß zwei Mal auf dem Kean sein —
verdammt, Apoll !
Hollaender spricht, bis sich Amt Norden heiß läuft.
Der dicke Nelson spielt, bis ihm der Schweiß läuft.
Die Kinos schnurrn, daß sich die Kassen biegen.
Die blonde Emmy bleibt im Bett gleich liegen.
Denn zu viel Liebe macht immun,
und deshalb schläft sie gern.
Am heiligen Sonntag sollst du ruhn —
Dies ist der Tag des Herrn !

In allen Häusern pruzzelt Mittagessen.
Das Stück Emilie hat das Obst vergessen —
die Hausfrau tobt.
Und unter ihren Tisch mit Sauersüße
streckt die Familie ihre großen Füße —
Gott sei gelobt
Max schreit, weil Susi Onkel Hans verteidigt,
die Tante Lo ist überhaupt beleidigt . . .
Die Stimmung wächst mit jedem Widerstande;
hier siehst du, was das heißt: Familienbande.
So feiert diese Menschheit nun
auf unserm Erdenstern . . .
Am heiligen Sonntag sollst du ruhn —
Dies ist der Tag des Herrn !

Rundschau

Die Lady bei Lenin

Nicht einmal das Werk Spenglers ist so oft besprochen worden wie das Werk Lenins. „Der Untergang des Ostens” ist heutzutage ein beliebtes, heißumstrittenes Thema, über das viel mehr geschrieben wird als über den ‚Untergang des Abendlandes‘. Zu den vielen Sachverständigen und Pseudo-Sachverständigen des bolschewistischen Rußlands hat sich nun auch eine Engländerin gesellt. Sie hat das Land Lenins als Delegierte der englischen Arbeiterpartei bereist und ein umfangreiches Buch über ihre Ansichten, über ihre Empfindungen und über das kommende Rußland geschrieben. (Mrs. Philip Snowden: ‚Durchs bolschewistische Rußland‘. Deutsch von Marie Stahl. Verlag Oldenburg & Co. zu Berlin.)

Es ist das Buch der typischen Engländerin, der Lady aus irgendeinem englischen Roman. Echter Globetrotter-Stil; wenig sachliche Aufklärungen; kein hoher Standpunkt. Nicht die Delegierte der Arbeiter, sondern „die” Engländerin, wie sie uns seit Wilde und Shaw — nein, seit Dickens bekannt geworden ist, übermittelt hier ihre Reiseeindrücke. „Er kann nur wenig englisch”, „er spricht ziemlich gut englisch”: das fällt ihr an den Sowjet-Männern zuerst auf. (Sie bewundert beinahe die russischen Sprachkenntnisse der russischen Kinder.) Und weiter: ein ganzes Kapitel lyrischer Intermezzi. Sie wohnt der Peter-Pauls-Festung gegenüber und träumt von dem Geistern der Revolutionäre, die hinter den düstern Mauern von zaristischen Henkern ermordet worden sind. In der Buddhisten-Kirche bewundert sie die kleinen Götzen, und mit der Sammlerwut der Engländerinnen läßt sie sich einen kleinen Buddha schenken. (Die größte Freude, die sie während ihrer Reise erlebte !)

Sie berichtet über das russische Theater: „Die Aufführung war herrlich !” Sie kann oder will die tausend Einzelheiten des Theaterlebens nicht bemerken. Sie sitzt in der Loge, Alles blickt zu ihr hinauf; selbst die Schauspieler wissen, daß die Engländer, die Söhne der Großmacht England im Theater weilen — Alles geschieht nur zur Unterhaltung der Gäste. Hat man den Bolschewismus ins Werk gesetzt, um den englischen Gästen etwas Originelles zeigen zu können ? Nein, so weit geht Mrs. Snowden nicht. Sie hat ihre eignen Ansichten über die Lage der Dinge, über Moral und östliche Kultur. Und doch schreibt sie über das erste Theater des Ostens (und Europas ?): „Die Beleuchtungseffekte waren erstaunlich.” Das ist die ganze Wirkung der russischen Kunst auf die Tochter Albions.

So hat, Alles in Allem, das bolschewistische Rußland auf die Delegierte der Labour Party gewirkt. Die Beleuchtungseffekte sind großartig: darin erblickt die Engländerin das Wesen des größten Experiments der neuen Weltgeschichte.

Iwan Faludi

Hanns Heinz Vampir

„Der geborene sentimentalisch-witzlose Oberkellner des Wirtshauses an der Lahn.” Nanu ? Und: „Wenn er Arsenik schrieb oder dachte, war es doppelkohlensaures Natron.” Wer ist das ?

Das sagt über Ewers Hans Reimann, in seinem witzigsten Buch. (‚Ewers. Von Hanns Heinz Vampir‘, bei Paul Steegemann in Hannover.) Aber so haben wir lange nicht gelacht.

Diese Parodie ist fast schon Leichenschändung. Ewers, eine nette kleine Journalistenbegabung aus der Zeit des Spätnaturalismus, sah bald aus den Abrechnungen seiner Verleger und aus den Briefen jener Verehrerinnen, die nicht alle werden, daß Eines sich in. Deutschland — und vielleicht auf der ganzen Welt — immer lohnt: durch heimliche An-

deutungen mit satanischen Lastern zu prunken. Es gibt lasterhafte Menschen; solche, die schreiben, sind selten darunter; und gar solche, die mit Emphase von ihren Lastern schreiben, dürfte es gar nicht geben. Denn wesentlich an einem Menschen ist das, was ihm selbstverständlich ist, das, wovon er überhaupt kein Wesens macht, weil es ihm Natur ist. (Der Marquis de Sade zählt nicht — denn in solchen Fällen ist auch Schreiben eine Befriedigung.) Aber wir wollen den Vollbart wieder abhängen.

Der Blondin ist ein Poseur. Wenn er bedeutender wäre, müßte es ganz lustig sein, aus seinen Büchern zusammenzustellen, womit er, persönlich oder als Romanheld verkleidet, umherprotzt: mit Duellen, mit Weibern jeder Gattung, mit sexuellen Anomalien, mit tollkühnen Taten. Unangenehm, daß nichts davon wahr ist: ein paar Cook-Reisen, amerikanische, hier nicht nachzuprüfende Vaterlands-Propaganda (Wirkung gleich Null) — es ist nicht viel mit ihm. Die Redensarten, mit denen man bürgerliche Hysterikerinnen aufregt, schreibt ein begabter Mensch, wenn er das wollte, im Schlaf. Er hätte doch Referendar bleiben sollen. Denn er ist geschaffen, einem Stammtisch des Amtsgerichts Driesen monatelang Gesprächsstoff zu bieten. Man sagt mir, es sei ihm Ernst mit seinem Geschreibe. Also nicht einmal ein Bluff !

Diesem Edschmied des Grauens hat Hans Reimann den Garaus gemacht. So witzig ist seit Meyrinks ‚Hilligenlei‘ Keiner angepflaumt worden. Schon die Nachahmung der von dem Sataniker bevorzugten erschrecklich gelehrten Motten (Plural von: Motto) sind entzückend. So nach der Melodie: Erstens kennts Keiner, und zweitens wirds schon imponieren. Reimann: „Bnut ist ein ganz besondrer Saft. Druckfehler (XXII. Jahrhundert). — Agnis est felicis urbis lumen inoccidum. Petrus Damianonus, Erzbischof von Nowawes. — Montez, montez, voilà l'échelle ! A. de Musset, Minjemann in Paris.” Und der Text ist ein einziger großer Lacher.

Abgesehen von den Wortspielen, von denen einige ausgezeichnet sind, die aber im Ganzen ermüden, und die Reimann gar nicht nötig hat — abgesehen davon fällt man aus dem Lachen nicht mehr heraus. Alles hat er gefaßt: dieses alberne Wort „irgendwie”, das Ewers und andre schlechte Feuilletonisten anwenden, um dem Ding einen Schuß Mystik zu geben; die lächerliche Ueberbetonung der Sexualität; die Ruhmesfanfare eines königlich preußischen vereidigten Beischläfers — „feine perverse Grazie” rühmt dem Ewers Olga Wohlbrück nach, die es wissen muß. Ein paar Proben:

„Er biß seine wunden Lippen, stieg in das sinnliche Auto.”
„. . . daß er in El Paso mit einem texanischen Kuhreiter um Kopf und Schwanz gewürfelt und dabei den Kopf verloren habe . .”
„Er saß da, ewerste vor sich hin . . .” Und am Schluß, weil ja der Meister auch nie verfehlt, anzugeben, wohin alles ihn sein Daimon geführt habe, ein Verzeichnis sächsischer Stationen, auf denen dieses Buch entstanden sei . . . „Kleinere Einfügungen: im D-Zug hinter Wurzen, Frauenabteil.”

Dieses unbegabte Stück Gaudemiché, das nicht einmal seine Quellen anständig verarbeiten kann (daher solch ein Schmarren wie der ‚Teufelsjäger‘), hat es hier ordentlich abbekommen. Und wie gut die Parodie ist, dafür ein Kriterium:

Ich kenne den ‚Vampir‘ nicht und habe mich doch scheckig gelacht. Und auch für den Leser, der nie einen Roman von Ewers genossen hat, wird aus Reimanns Prachtband die Kunde von einer ulkigen Kruke aufstehen: Von Einem, der auszog, das Gruseln zu lehren, und der ein primitives Hänschen geblieben ist sein Lebelang.

Peter Panter

Kulturschande

So zu lesen im amtlichen Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft: ‚Der neue Weg' vom fünfzehnten August 1921:

Achlung ! Sommertheater !
Kassenstück ! Schlager !
Stürmischer Beifall !
Kulturschande !
Ein Notschrei deutscher Frauen am Rhein
Familientragödie in 3 Akten nach amtlich festgestellten Tatsachen.
4 Herren 3 Damen. Glänzende Kritiken.
Anfragen an den Verfasser. . .

Wann wird der Geist sich gewerkschaftlich organisieren und einer rabiat gewordenen Materie den Streik ansagen ?

Carl Klima

Zu dieser Revolution

Das Jahr 1848 ist herum. Es hat Deutschland eine Revolution gebracht; ob mehr, soll sich erst zeigen. Alle Erbfehler unsrer Nation stehen wieder in voller Blüte; hie Gelf, hie Ghibelline ! Mich wundert nur, daß in dem Körper eines Deutschen Einigkeit herrscht, daß sich nicht das Herz gegen den Kopf, der Arm gegen das Bein empört.

Hebbel

Liebe Weltbühne !

In München, wo die Mörder frei herumlaufen und die Juden an allem schuld sind, kommt es vor, daß wackere Teutsche in „jüdische Wohnungen" gehen und dort einherspektakeln. Zu deinem Mitarbeiter Lion Feuchtwanger kommt also eines Tages seine Wirtin, die für seine möbliert gemietete Wohnung verantwortlich ist, und spricht: „Herr Feuchtwanger — können Sie nicht unten an der Haustür Ihr Namensschild entfernen ? Wenn die Leute bei Ihnen eindringen und Sie verhauen, leiden vielleicht die guten Teppiche."

Antworten

Antibolschewist. Ja, sie treiben es toll, die Leute jenseits der Randstaaten, um derentwillen Sie, Herr Hauptmann a. D., dicke Gelder von Ihrem Syndikat beziehen: zur Bekämpfung des Bolschewismus, zur Wahrung von Ruhe, Ordnung und verwandten Gebieten. Denken Sie nur, was sie wieder getan haben: „Aus den Zellen und Verließen, die unter dem Spiegel des Stromes liegen, sind Unzählige . . . nächtlicherweile von dem leise murmelnden Newawellen hinausgespült worden ins Meer." Ist das die Möglichkeit ! Diese Bolschewisten, nicht wahr ? Und die armen Opfer, was ? Leider nein. Leider eine ebenso poetische wie verlogene Schilderung von Ermordungen, die Ihr Freund, der Zar, über die eignen Landeskinder verhängt hat. Der Poet in der Täglichen Rundschau — wo sonst könnte so was stehen ! — fügt hinzu: „Ein schöner Märtyrertod". Gewiß. Was wir denn zum Schluß von dem gerechten Ende des mordlustigen Zaren auch sagen wollen. Treiben Sie Ihre Propaganda weiter, Herr Hauptmann. Sie werden nicht überzahlt.

Sortimenter. Jeder Buchhändler hat das Börsenblatt, das er verdient. Du, zum Beispiel, hast ein reaktionäres. Erst neulich hat es, wie hier mitgeteilt worden ist, eine harmlose Vignette des Verlags A. R. Meyer zurückgewiesen, eine nackte Dame derartig darstellend, daß außer dem Börsenblatt nur ein unreifer Quintaner Anstoß dran nehmen konnte. Darob wurde es angegriffen. Und nun wehrt es sich. Wie ? So: „Auch im Zeichen der Preßfreiheit ist es bisher jedem Organ unbenommen geblieben, selbst zu entscheiden, was es aufnehmen will und was nicht. Wo gibt es einen Publikationszwang ?" Da, wo ein Blatt ein Anzeigenmonopol innehat und einem Inserenten durch Zurückweisung jede Möglichkeit nimmt, an die beteiligte Oeffentlichkeit zu

gelangen. Dies ist keineswegs eine „innere Angelegenheit des Buch-
handels”, sondern eine sehr öffentliche. Wie empfindlich aber die
Herren werden, wenn eine Zensur ihnen und ihren Geschäften an den
Kragen geht, das zeigt eine Zuschrift im Börsenblatt, die Sturm läuft
gegen die Versuche eines Jugendringes, durch Zensur die Jugend vor
Schundliteratur zu schützen. Ob die Wege dieses Jugendringes die
richtigen sind, kann ich nicht nachprüfen. Aber den Unterschied sehe
auch ich: das eine Mal ist die Zensur eine Geschäftsschädigung —
das andre Mal die Unterdrückung eines als freiheitlich und antibürger-
rlich verschrienen Verlages. Die Abfuhr, die dem Börsenblatt der
berliner Mauritius-Verlag erteilt hat, ist viel zu graziös für diese
Stammtischler. Da war in der Anzeige zweier kleiner — übrigens
sehr lesenswerter — Daumier-Bändchen: ‚Robert Macaire‘ und ‚Die
Portierfrau‘ ein kleiner Raum freigelassen, und darin stand: „Vignette.
Von der Zensur verboten.”

Artist. Die Vereinigung Deiner Sklavenhalter: der Internationale
Varieté-Theater-Direktoren-Verband hielt jüngst eine Generalversamm-
lung in Frankfurt am Main ab. Das sah nach dem ‚Organ der Varieté-
welt‘, so aus: „Der Verlauf des Essens bot eine Steigerung schönster
Eindrücke. Schon die Notwendigkeit, Stühle an der Festtafel einzu-
schieben, erregte von vorn herein eine gewisse Vorfreude . . . Die
Tafelmusik schloß, die Tafel wurde aufgehoben, und in anregender
Unterhaltung rekapitulierten die Anwesenden die gehabten Hoch-
genüsse. Man müßte annehmen, eine weitere Steigerung sei nicht denk-
bar, und doch geschahs. Am Donnerstag vormittag fanden sich in der
. . . Sektkellerei die meisten Stimmungsrnenschen der Tagung mit
Damen und Gästen, darunter auch Oberpräsident Noske, Hannover,
pünktlich ein . . . Auf der Basis der vorangegangenen Tage wurden
nun, nachdem Direktor Hensel mit einem Schopenhauer-Zitat die erste
Stimmungs-Platzbombe zielsicher geworfen, die kulinarischen Genüsse
durch künstlerische ergänzt und gehoben, die wie aus einem uner-
schöpflichen Füllhorn über die beglückt Genießenden gestreut wurden.
Da huschten zwölf Elfen in farbenfrohen Gewändern über die wohl-
gepflegte Rasenfläche . . . Auch der stärkste Hypochonder wäre in
diese potenzierte Weinstimmung hineingezwungen worden, die sich
zur Ausgelassenheit naturgemäß steigern mußte, welche zwar im hell-
sten Tageslichte sich betätigte, über welche der Chronist jedoch
schweigend den Griffel senkt . . . Es war ein Fest, nehmt alles nur in
allem.” Aber ja doch: wir nehmen. Und wir sind nur froh, daß wir
nun endlich wissen, was der Stimmungsmensch Noske eigentlich in
Hannover macht. Wenns so weiter geht, dürfte der Verband deutscher
Stiefzwillinge, Sitz: Bernau, bald der einzige sein, bei dem dieser ver-
dienstvolle Politiker und Friedensfreund noch nicht zu Gaste gewesen
ist. Zum Wohle !

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H , Potsdam.

Japan und Rußland von Elias Hurwicz

Nach dem Frieden von Pourtsmouth griff in der japanischen Oeffentlichkeit keineswegs (wie gemeinhin angenommen wird) ein Haß gegen die Russen um sich, sondern vielfach eine russenfreundliche Stimmung.

Die Japaner als gute Beobachter entdecken bald, daß der Russisch-Japanische Krieg im Grunde ein dynastischer Krieg war, während das russische Volk im Grunde seines Wesens ein friedliebendes Volk ist. Kurz nach Beendigung des Krieges schon kommen japanische Kaufleute, Eisenbahner, Studenten, Professoren nach Ostsibirien, aber auch nach Zentral-Rußland und kehren mit Sympathien für Rußland zurück. Eingang in Japan selbst finden die russische Sprache und die Literatur. Ja, Turgenjews Frauentypen üben eine Anziehungskraft auf manche Japanerin aus. Durchaus rußlandfreundlich zeigen sich die einflußreichen Zeitungen Jamoto, Kokumin, Tokio Mainitschi. Das Organ der großen liberalen Partei ‚Sejukaj‘ sagt zu der russisch-japanischen Frage: „Wir müssen eine neue Epoche unsrer Existenz durch ein Bündnis mit Rußland eröffnen; Rußland erblickt in uns einen Freund; wir zollen ihm die gleichen Gefühle.”

Als nun im Herbst 1918 der Kampf Koltschaks gegen die Bolschewiki in Sibirien begann, gewann dieser Bündnisgedanke die Form eines gemeinsamen Kampfes „gegen die tierischen Bolschewiki für Menschlichkeit und Gerechtigkeit”. Aber die japanische Politik wird nicht von Sentiments geleitet. Das Sentiment ging hier vielmehr eine eigenartige Verquickung mit ganz naheliegenden realpolitischen Interessen ein. Der Kampf gegen die Bolschewiki galt nicht nur der „Menschlichkeit und Gerechtigkeit”, sondern vor allem der Abwehr der neuen destruktiven Idee (des Bolschewismus) von Japan und Korea. Die Japaner haben wohl erkannt, in welch geschickter Weise die Bolschewiki verstehen, die nationalen Zwistigkeiten der Orientvölker gegen einander auszuspielen. Nicht umsonst haben die Koreaner die besten bolschewistischen Agitatoren abgegeben, die umso gefährlicher sind, als sie dank der Kenntnis der Landessprache und ihrem autochtonen Aeußern der wachsamen japanischen Polizei entschlüpfen können.

Aber auch ein unaufhaltsames Wachstum der revolutionären Bewegung in Japan selbst machte sich unverkennbar geltend. Die Gesamtzahl der Mitglieder der japanischen Gewerkschaften beläuft sich zwar nur auf etwa 250 000 Mitglieder. Aber die zentrale Berufsorganisation ‚Juai-Kai‘, die anfänglich unter reformistischem Einfluß stand, entwickelte sich immer mehr im revolutionären Sinne, und diese Entwicklung schrieb die japanische Regierung, wohl nicht ohne Grund, dem bolschewistischen Einfluß zu. Eine große Bedeutung in der japanischen Arbeiterbewegung spielt der heimische Sozialist Sakai und sein Schüler Jamakawa. Aber der Zusammenhang Sakais mit Moskau erhellt schon daraus, daß er an der moskauer Zeitschrift ‚Die

kommunistische Internationale‘ mitarbeitet. Im Oktober 1920 fand in Osaka der zweite Kongreß der ‚Juai-Kai‘ statt, der die Idee des Klassenkampfes akzeptierte. Die Zahl der Streiks hat ungeheuer zugenommen. 1914 gab es 50 Streiks mit 7904 Teilnehmern, 1919 schon 497 Streiks mit 63 137 Teilnehmern. Die japanische Regierung wendet dagegen drastische Mittel an. Sie verbietet sogar den Gebrauch der Worte „Ausbeutung” und „Direkte Aktion”. ‚Juai-Kai‘ erwidert darauf mit der Ausmerzung der Worte „Groß-Japan” aus ihrem Namen, da sie auch äußerlich zwischen sich und dem japanischen Imperialismus einen dicken Trennungsstrich ziehen will.

Den japanischen Politikern scheint vielfach die Erkenntnis abzugehen, daß grade diese ihre Kampfmittel, insbesondere die Unterdrückung jeglicher Koalition durch Geld- und Gefängnisstrafen, der revolutionären Bewegung Vorschub leisten. Sie ziehen vor, diese dem Bolschewismus in die Schuhe zu schieben. Freilich: daraus gewinnen die japanischen Imperialisten einen bequemen Vorwand für die Besetzung Sibiriens. „Die Verbreitung des Bolschewismus in Sibirien”, erklärt offen der Führer der japanischen Imperialisten General Tanaka, „bedroht Japan und Korea; in Korea gährt es jetzt. Diese Gründe, im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Erwägungen, sind der Hauptfaktor unsrer Einmischung in die Angelegenheiten Sibiriens.

Expeditionen japanischer Truppen nach Sibirien finden bereits seit August 1918 statt. Die japanische Armee erklärt der besorgten sibirischen Bevölkerung wiederholt, daß Japan ganz und gar keine territorialen Absichten hege, sondern nur die „Wiederherstellung Rußlands und eine feste Allrussische Regierung” wolle, die „den ewigen Frieden im fernen Osten garantieren kann”. Allein in der Bevölkerung Sibiriens haben derartige Erklärungen wenig Resonanz. Am allerwenigsten unter den bolschewistischen Elementen. In Nikolajewsk müssen sechshundert Japaner für die aggressive Politik ihrer Regierung mit dem Leben bezahlen.

In Japan selbst vollzieht sich jedoch mit der Zeit in der Okkupationsfrage eine Spaltung. Während die Imperialisten auf der Okkupation bestehen bleiben, rufen deren ungeheure Kosten in der Oeffentlichkeit eine scharfe Ablehnung hervor. Der Sprecher dieser Liberalen wird der japanische Ministerpräsident Chara, der kürzlich ermordet worden ist. Die wachsenden finanziellen Schwierigkeiten des japanischen Staates und das unaufhaltsame Vordringen der Bolschewiki nach dem Sturze Koltschaks verschaffen den Liberalen das Uebergewicht. Die japanischen Truppen räumen nach und nach Sibirien. Die aggressiven Politiker müssen sich nunmehr auf das Bündnis mit dem Ataman Semenow beschränken, der unter ihrem Schutz in Port-Arthur lebt, seit er, unter dem Druck bolschewistischer und demokratischer Strömungen, Sibirien hat verlassen müssen.

Im Zusammenhang damit ändert auch der japanische Imperialismus sein Gesicht. Er wird jetzt zu einer Politik „friedlicher Durchdringung”. Der Vertreter der japanischen Handelsmission in Washington Schibato formuliert sie folgendermaßen:

„Bei dem Bevölkerungsüberfluß der japanischen Inseln kann Japans Streben zur Ausdehnung auf dem asiatischen Kontinent nicht als imperialistische Politik betrachtet werden. Japan verlangt von der Welt die Anerkennung seiner Handelsrechte in Sibirien, China und andern Orientländern. Japan betrachtet Sibirien und die Mandschurei als einen bequemen Markt für den Absatz seiner Industrie-Produkte und als Quelle einer ungeheuern Menge von Rohstoffen. Japan hegt keine imperialistischen Pläne in Sibirien, sondern sucht nur, gemäß dem alten internationalen Recht, einen Platz für seine Kapitalien und seinen Handel."

Zweifellos ist damit der gegenwärtige Standpunkt der japanischen Regierung gekennzeichnet. Und von diesem Standpunkt wird Japan sich wohl kaum abbringen lassen. Erstens sind die Bissen zu verlockend: Naphta, Eisen und Kohle auf Nordsachalin, Goldminen im Amurgebiet, Fischerei auf Kamtschatka. Zweitens ist das Bedürfnis zur Ausdehnung wirklich sehr groß: Japan mit seinen sechzig Millionen Menschen ist übersaturiert, Amerika und Australien aber (das kaum acht Millionen Bevölkerung hat) verschließen sich der Einwanderung der Gelben. Drittens hat sich mit der Aenderung der japanischen Rußland-Politik auch das Verhalten Moskaus und der Republik des fernen Ostens geändert: ihrem stets wiederholten Verlangen nach der mllitärischen Räumung Sibiriens kommt Japan jetzt ja selbst entgegen. In ihren Finanznöten ist aber die Republik des fernen Ostens gezwungen, sich auf verschiedene wirtschaftliche Konzessionen mit den Japanern einzulassen (in Nordsachalin sind die Japaner schon seit geraumer Zeit tatsächlich Herren der Lage). So bleibt Sibirien die Linie des geringsten Widerstandes für das japanische Ausdehnungsstreben. Und höchstwahrscheinlich wird in Washington dieser Kompromiß geschlossen werden: Japan wird der von Amerika verfochtenen Politik der offenen Tür für den Handel und der Internationalisierung der Finanzen in China zustimmen und hier auf seine Herrschaftsrechte verzichten; dafür aber wird es seine Erwerbungen auf Sachalin, Kamtschatka und Sibirien behalten.

Dostojewski **von Heinrich Fischer**

Noch weht sein Wort, Künder des Fürchterlichen,
am Ohr vorbei, das Schall und Schuß ertaubt;
ach, schwer liegt Rußland über seinem Haupt,
sein gutes Rußland, rot aus tausend Stichen.

Ein Mystagog ? Prophet ? Ein Christ, der glaubt.
Er folgte dir auf deinen feinsten Schlichen.
und ist nicht vom Gewissen dir gewichen,
bis auch die letzte Ausflucht er geraubt.

Nun stehst du nackend wie am ersten Tag.
Nun hörst du frierend deines Herzens Schlag
und siehst, wie Mensch auf Menschen sich verbluten . . .

Als Iwan keuchend mit dem Teufel rang,
sein Gegner war die Zeit. Weh, sie bezwang
ihn, uns, und wird auch ihren Dichter überfluten !

Klassen-Medizin von Richard Lewinsohn

Wollt Ihr mir von der Medizin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen ?
— — — — — — — — —
Nachbarin ! Euer Fläschchen !

Vor einiger Zeit, als man im Reichstag die Krankheit des Herrn von Jagow besprach — pfleglich und liebevoll, wie weise Frauen ein krankes Bein besprechen —, sagte der Unabhängige Rosenfeld, daß die Klassen-Justiz bei uns unmöglich wäre ohne die Klassen-Medizin. Das Wort fand draußen kein Echo; wie es mit dem wenigen Guten, das aus den Parlamenten kommt, immer zu geschehen pflegt. Die Düfte deutscher Gerichtsbarkeit sind nun schon Jedem unerträglich, der nicht zu den Privilegierten gehört. Der Medizinmann aber gilt bei uns, wie bei andern wilden Völkerschaften, immer noch als tabu. Rechtspflege ist eine öffentliche Angelegenheit, die jeder Mensch von gesundem Verstand kontrollieren und kritisieren kann. Medizin ist nicht nur eine Privatangelegenheit, die man unbeanstandet privatwirtschaftlich betreiben darf, sondern auch eine geheime Sache, die sich der Laienkritik entzieht. Der Richter trägt das zwiefache Odium des Rächers und des Beamten. Der Arzt ist, gegen mäßiges Honorar, der nette, vertrauenswürdige Herr, der Hilfe verspricht und manchmal sogar hilft. Man räumt ihm eine unerhörte Macht ein, seine Verantwortlichkeit ist, solange sein Barbierbecken dem Zunftstatut der Aerztekammer entspricht, so groß wie die Verantwortlichkeit deutscher Generale, das heißt: gleich Null. Kunstfehler gibt es nur noch bei Kurpfuschern. Die Approbation gewährt Generalpardon. Wer ein Heringsfaß beschädigt, ist schadenersatzpflichtig. Wer eine Wundheilung verzögert, geht frei aus. Nun, wer seine Haut flicken lassen will, muß das Risiko, demoliert zu werden, mit in den Kauf nehmen. Nur sei davor gewarnt, die ärztliche Prokura noch zu erweitern.

Der Skandal beginnt erst, wo die Medizin aufhört, reine Privatangelegenheit zu sein. Daß Reiche für ihre Gesundheit mehr aufwenden als Unbemittelte, wird nicht zu verhindern sein, solange Reichtum existiert. Daß den Aermern ein Minimum gewährt wird, ist Aufgabe der Krankenversicherung, die zwar nicht die Sozialdemokratie ausgerottet hat (wozu Bismarck sie in den achtziger Jahren schuf), die aber immerhin die Sterblichkeit um ein paar pro Mille herunterdrücken half. Aber wie wird dieses Minimum gewährt ? Im Preußenton, Abfertigung im Schalterstil, nach stundenlangem Warten, bis die Privatpraxis es gestattet, bestenfalls gewissenhaft, meistens mit einem Uebermaß an Rezepten und mangelhafter Untersuchung. Dies alles zum Vorzugspreis von sechs- bis siebenhundert Mark im Jahr, die der kleinste Angestellte sich vom Lohn abziehen lassen muß, auch wenn er jahrelang Arzt und Apotheker nicht braucht. Die Krankenkasse ist eine Notwendigkeit. Wie sie ist, ist ein Skandal. Der größte, daß man wagt, die Krankenversicherung sozial zu nennen. Sozial sein heißt: auf Kosten der Reichen den Unterschied zwischen

Arm und Reich ausgleichen. In unsre Sozialversicherung hat man Alle, die eben ihren Lebensunterhalt haben, zusammengeschlossen, damit die Gesunden von ihnen die Kranken mitunterhalten. Wer mehr besitzt als das Existenzminimum, bleibt unbehelligt. Der gesunde Arme muß für den kranken Armen sorgen. Den Reichen, der früher die Ehrenpflicht der Caritas zu erfüllen hatte, geht die Krankenfürsorge nichts mehr an. Das ist das segensreiche Prinzip unsrer „Sozialversicherung".

Auf diesem Unterbau erhebt sich stolz und kühn die deutsche Klassen-Medizin. Mittel ihrer Wirksamkeit ist das Attest. Atteste sind — sozusagen — Urkunden, ausgestellt nach bestem Wissen und Gewissen, auf Grund deren irgendeine amtliche oder private Stelle eine Entscheidung treffen soll. Aber es lohnt nicht, so pathetische Definitionen zu geben. Das ärztliche Attest in seiner bescheidensten Form ist eine liebe, kleine, herzensgute Korruption. Typus: das (soeben verstorbene und schon wieder erstandene) Milch-Attest. Es ist äußerst preiswert, und der Kundenkreis ist groß. Die Diagnose wird peinlich sicher gestellt (laut Formular), denn wer kann schließlich das Gegenteil beweisen, und wer wird bei den Massenanträgen eine ernsthafte Prüfung vornehmen ? Ueberdies ist das Gewissen beruhigt — denn wer braucht nach drei, vier Hungerjahren nicht eine Stärkung ? Ergo: der Arzt erhält für fünf Minuten Schreibarbeit eine auskömmliche Entschädigung, der Patient spart bei dem Geschäft den Schleichhandelspreis: beide Parteien sind zufrieden. Bleibt höchstens die Tatsache, daß irgendeinem tuberkulösen Kinde die Milch entzogen wird, was natürlich Keinen interessiert.

Der Vorgang wiederholt sich, in veränderter Form; täglich hundertfach: der Nachurlaub, die Einreiseerlaubnis, das Krankheitszeugnis für das Wohnungsamt (sehr wichtig, daher teuer !). Man braucht kein kriegserfahrener Simulant zu sein, um sich an einem Nachmittag ein Dutzend ärztlicher Urkundenfälschungen zu verschaffen. Der Arzt bescheinigt Alles, denn der Durchschnittsmedicus, der derartige Gefälligkeitsatteste verweigert, setzt seine Existenz aufs Spiel. Wo die Nachprüfung schärfer ist, bedarf es des höhern Medizinjargons: die Diagnose wird unsicherer; die Fachausdrücke häufen sich; die Versicherung der Dringlichkeit wird zum Päan. Das ist im Einzelfall gewiß nicht schlimm, und der Herr bewahre uns vor den Korrekten. Oft ist es bitterste Notwehr gegen irgendeinen Bürokratenwahnsinn. In der Gesamtheit bedeutet es die Privilegierung der Zahlungskräftigen auf Dinge, die nach Recht und Fug Jedem zur Verfügung stehen. Das Honorar (alias die Risikoprämie) steigt mit der immer sehr geringen Gefahrmöglichkeit. Typus: die Indikation zur Fruchtabtreibung. Das tugendreiche Bürgervolk ist eben wieder, von rechts bis links, für Beibehaltung des Abtreibungsverbotes eingetreten, denn durch Gottes wundersame Fügung und die Hilfe des Hausarztes ist es vor dem Strafgesetz sicher. Und es bleibt das schöne Vorrecht der Proletarierin, obwohl kein Kaiser mehr Soldaten braucht, überflüssige Menschen in die Welt zu setzen oder zur weisen Frau zu gehen und

obendrein vor den Kadi zu kommen. Vice versa: ohne die Klassen-Justiz wäre die Klassen-Medizin unmöglich.

Das privatärztliche Attest hat immer noch den Vorzug einer gewissen kaufmännischen Ehrlichkeit. Zug um Zug: Schein gegen Geld. In dem System der Bestechungen ist die Bar-Korruption zweifellos die sauberste. Viel schmutziger wird die Situation, wenn statt der Barzahlung die Klassenzugehörigkeit entscheidet: die Korruption aus Idealismus. In der materiellen Korruption hat Deutschland auch auf medizinischem Gebiete noch lange nicht die Höhe westlicher und östlicher Kultur erreicht — obwohl der deutsche Arzt, hätten wir ein Alkoholverbot, nicht weniger Schnapsatteste ausstellen würde als der amerikanische. Dafür halten wir die unbestrittene Meisterschaft der Korruption aus Idealismus. Der deutsche Amtsarzt ist, wie der deutsche Richter, materiell unbestechlich. Er nimmt weder Geld noch Ware. Die Lebensmittelkorruption, die der Kriegshunger bewirkte, ist heute schon wieder überwunden. Der Amtsarzt läßt sich nur beeinflussen durch das Ansehen der Person. Der Gefängnisarzt, der den Erzberger-Attentäter Oltwig v. Hirschfeld in die Sommerfrische schickt, weil die tegeler Zellenluft seiner aristokratischen Gesundheit schaden könnte, die Gerichtsärzte, die den Meineidprozeß des Fürsten Eulenburg für den Rest seines Lebens verhindert und den Jagow-Prozeß hinausgezögert haben, der Polizeiarzt, der den Kommunisten Sylt mit einem Bauchschuß acht Stunden liegen läßt, ohne ihn ins Krankenhaus zu schaffen: sie alle haben — nehmen wir es an — im besten Glauben gehandelt. Ihre Gründe mögen dieselben gewesen sein, die man zur Rechtfertigung des Einjährigen-Privilegs anführte: es wäre ungerecht, den „bessern" Menschen ebenso zu behandeln wie den Bauemlümmel und den Fabrikarbeiter, denn er ist ja von Haus aus eine andre Lebenshaltung gewohnt. Das Klassenprivileg muß aufrechterhalten werden, weil es sich ja eben um Angehörige einer besondern Klasse handelt. Das ist der Zirkel, aus dem kein Klassenhirn herauskann. Aber kein Amtsarzt hat den Mut, einzugestehen, was jeder klassenbewußte Arbeiter zugibt: daß Klassenmenschen nur Klassenurteile fällen können. Er hat die Weihe der Unparteilichkeit, weil er fünf, sechs Jahre lang auf deutschen Universitäten schlecht und recht sein Handwerk erlernt hat.

Frag nicht, wer seine Lehrer sind. Es sind dieselben Wahrheitssucher, die ihren Ruf als Wissenschaftler dazu benutzten, um jede militaristische Lüge zu beschönigen, die gegen besseres Wissen das Volk immer wieder zum Durchhungern aufpeitschten, und die deshalb unter den Kriegsschuldigen an erster Stelle stehen. Die Klassen-Medizin ist das ebenbürtige Erzeugnis neudeutschen Hochschulgeistes. Großgezogen an jenen Stätten reiner Vernunft, wo Ludendorff zum Ehrendoktor der Heilkunst ernannt wird, wo, auf Virchows Lehrstuhl, der posener Jude Lubarsch deutschnationale Traditionen hütet. Der Geist der Medizin, dieser Medizin ist leicht zu fassen . . .

Gutachten über Brunner II.

Franz Blei

Länger als irgendein andres Volk und auch intensiver als ein andres stand dieses deutsche unter dem Polizeiknüppel der Obrigkeit und duldete ihn. Man prügelte ihm Geschmack, Würde, Freiheit, Haltung aus Hirn und Seele. Man trieb wahrhaft die Natur mit der Ofengabel aus, diese Natur, von der es beim Dichter heißt, daß sie trotzdem immer wieder zurückkomme. Sie kommt zurück, aber sie nimmt einen fatalen heimlichen Weg, den man ihr anmerkt; die Natur verkrüppelt unterwegs und geilt und geifert nun dort, wo kein Mensch von Würde seiner „Natur" Raum gibt. Kein Zweifel: es gibt Viele unter diesem verprügelten und darum verheuchelten Volke, die in Daphnis und Chloe nur ihre eignen schmutzigen Gedanken sehen und bei der Lektüre widerlich zu feixen beginnen. So weit hat es ja eben ein Jahrhundert der Bevormundung durch die Behörde gebracht, daß ein großer Teil dieses Volkes aus sexueller Heuchelei heimlich Unzucht treibt mit Dingen, die keinem würdigen Menschen auch nur im Leisesten auf das Geschlechtliche sich schlagen. Und solche Verderbung des deutschen Volkes soll weitergehen nach dem Wunsch der Behörden. Eine nichts als Unsittliches witternde und Alles als unsittlich genießende Schweineherde soll daraus werden. Ist es dann so weit, so wird allerdings unser Ansehn im Auslande keinen Schaden mehr leiden, denn: wir werden keinerlei Ansehn mehr genießen.

R. O. Frankfurter

Ihre Anfrage wegen der letzten Vorgänge vor Gericht begrüße ich gradezu rnit Dankbarkeit. Die schmähliche und skandalöse Hetze, die unter allerlei durchsichtigen Vorwänden erneut gegen die Freiheit des künstlerischen Schaffens eingesetzt hat, hat mich mit einem Gefühl schwerer Sorge und tiefer Beschämung erfüllt. Wie wehrlos sind wir geworden, wie weit ist der Prozeß unsrer geistigen Entwaffnung vorgeschritten, wenn dies Dunkelmänner- und Dunkelfrauentum wagen darf, uns derart zu vergewaltigen ! Wenn es richtig ist, daß Professor Brunner, weiland der Hort der Tugend- und Polizeiwache, hinter den empörenden Erscheinungen eines kranken Sittenempfindens steht, die die Strafprozesse ‚Venuswagen' und ‚Reigen' offenbart haben, so muß Alles, was in Deutschland noch an Freiheit glaubt, ohne Unterschied der politischen Anschauung, zusammentreten, um seiner behördlichen Wirksamkeit ein Ende zu rnachen. Aber ich fürchte, der Grimm hat es nicht mit einem Mann zu tun, sondern mit einem System. Es regt sich allerorten, auf allen Gebieten, und was heute Spinnweb um die Glieder des Volkes ist, können morgen neue — die alten ! — Fesseln sein.

Daß die Rechtspflege als Mittel benutzt wird und die Gerichte, die ja in formalem Zwange nicht anders handeln können, oft widerwillig genug, der schlauen Intrige gegen die endliche Mündigkeitserklärung des deutschen Volkes dienen müssen, ist besonders arg. Der Gesetzgeber kann und muß Wandel schaffen. Es ist Zeit, daß Mittelalter, Folterzwang und Hexenaberglaube auch aus den letzten Schlupfwinkeln des Strafgesetzbuches und der Strafprozeßordnung ausgeräuchert werden, und daß die Verkümmerten sich nicht weiter um die Kunst bekümmern dürfen. Hier ist der Hebel anzusetzen: Reform des Strafrechts. Haben die Quacksalber keinen gesetzlich geöffneten Tummel- und Rummelplatz mehr, so wird das noch unter dem Krieg und seinen Folgen fiebernde Deutschland aus sich heraus gesunden und bei aller überschäumenden Lebenskraft und frohen Lebensbejahung auch das rechte Maß und die erforderliche Mäßigung in seinem Sinnen- und Sittenleben zu finden wissen.

Leo Greiner

Geschlechtliche Moral kann nicht als Beruf betrieben werden. Wer sie dennoch als Beruf betreibt, schädigt die öffentliche Sittlichkeit weit tiefer, als die Taten und Werke, die er bekämpft, jemals schaden können.

Konrad Haenisch

Wenn Sie, lieber Herr Jacobsohn, mich auffordern, in der ‚Welt-Bühne' meine Meinung zu sagen über die Seuche der Kunstprozesse, die zur Zeit leider wieder einmal Deutschland, das republikanische Deutschland, durchrast, so darf ich wohl annehmen, daß Sie nicht die Meinung des gänzlich unbeamteten Privatmannes Konrad Haenisch hören wollen, sondern die Meinung des Mannes, der zweiundeinhalbes Jahr an der Spitze des Preußischen Unterrichtsministeriums und damit auch an der Spitze der preußischen Kunstverwaltung gestanden hat.

Als Minister habe ich streng nach dem Grundsatz gehandelt, daß es zwar Aufgabe und Pflicht des Staates sei, die künstlerische Betätigung auf allen Gebieten nach Möglichkeit zu fördern und dabei jede Parteinahme zu Gunsten oder zu Ungunsten irgendeiner Kunstrichtung streng zu vermeiden, daß damit aber auch die Aufgabe des Staates der Kunst gegenüber im Wesentlichen erschöpft sei. Irgendeine Schulmeisterrolle des Staates, die etwa dahin zu gehen habe, das Volk für eine bestimmte künstlerische Anschauung zu „erziehen", habe ich stets ebenso weit von mir gewiesen wie eine Nachtwächterrolle des Staates, die das Volk vor dieser oder jener „verderblichen" Kunstrichtung zu bewahren habe. Der Staat ist nicht und kann seinem ganzen Wesen nach nicht sein oberster Richter in Dingen der Kunst. Dafür sind andre, geeignetere Instanzen da.

Sie erinnern sich vielleicht, lieber Herr Jacobsohn, daß mir, sogar einmal in Ihrem Blatte — wirklich: ausgerechnet in der ‚Welt-Bühne' ! — vor etwa anderthalb Jahren zugemutet wurde, die mir keineswegs passenden Gendarmenstiefel anzuziehen und in der Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof nach dem künstlerisch Rechten zu sehen. Ich habe, glaube ich, in Ihrem Blatte selbst damals diese freundliche Aufforderung des Herrn Koester ebenso freundlich, selbstverständlich, aber auch sehr entschieden abgelehnt. Lief sie doch auf nichts andres hinaus als auf den Wunsch, ich möchte einer bestimmten Gruppe von Künstlern künftig die Säle der Ausstellung verschließen. Gewiß: auch mir waren jene von Herrn Otto Koester gerügten Bilder sehr wenig erquicklich. Auch mir erschienen sie als Unkunst: Aber sollte und durfte ich, nachdem die Jury die Bilder einmal zugelassen hatte, mich in meiner Eigenschaft als Staatsbeamter zum Oberzensor aufwerfen und die Machtmittel des Staates dazu mißbrauchen, meinen mehr oder minder maßgeblichen persönlichen Geschmack Geltung zu verschaffen ? Schrecken denn wirklich nicht die Spuren des Wilhelminischen Regiments, das sich anmaßte, ganze Kunstrichtungen als „Rinnsteinkunst" einfach zu verfemen ? Und schließlich: ist nicht vor ein paar Jahrzehnten auch der damals frisch von Frankreich herübergekommene Impressionismus von gewissen Leuten als „Unkunst" kurzerhand abgelehnt worden ? Hat es nicht lange genug gedauert, bis sich selbst Künstler von der Stärke und Eigenart der Liebermann, Slevogt und Corinth durchgesetzt haben ?
Auch der Wiedereinführung der durch die Reichsverfassung aufgehobenen Theaterzensur durch allerlei Hintertürchen habe ich stets entschlossenen Widerstand entgegengesetzt. Es hat darüber, grade jetzt vor einem Jahre, im Hauptausschuß der Landesversammlung sehr ernste Auseinandersetzungen zwischen mir und den Wortführern einer großen Partei der damaligen Koalition, des Zentrums, gegeben. Der Ansturm der Herren Dr. Heß und Professor Lauscher richtete sich damals vornehmlich gegen Lautensacks ‚Pfarrhauskomödie'.

Selbstverständlich stehe ich auch dem höchst albernen ‚Reigen‘-Prozesse völlig fern. Da meine Stellung zum ‚Reigen‘, den ich seit über zwanzig Jahren kenne und stets für das große und ernste Kunstwerk eines zugleich gütigen und skeptisch-überlegenen Dichters gehalten habe, in der Oeffentlichkeit vielfach ganz falsch beurteilt worden ist, so darf ich darüber hier vielleicht ein kurzes Wort sagen. Einige Referenten des Unterrichtsministeriums hatten die an sich sehr löbliche Absicht, den an Frau Gertrud Eysoldt vermieteten Theatersaal der Hochschule für Musik möglichst bald für seinen eigentlichen Zweck wieder frei zu bekommen. Um das zu erreichen, keineswegs aber aus irgendwelcher muckerischen Gesinnung heraus (vor diesem Verdacht schützt sie ihr Name und ihr Wirken) wollten jene Referenten des Unterrichtsministeriums die ihrer Meinung nach vertragswidrige Aufführung des ‚Reigens‘ in diesem Theatersaal dazu benutzen, um möglichst schnell im Wege des Zivilprozesses aus dem Vertrag mit Frau Eysoldt herauszukommen. Ich selbst habe, nach der Rückkehr von einer längern Dienstreise, die Aktion sofort abgestoppt, da ich wohl den Zweck meiner Mitarbeiter, nicht aber die von ihnen gewählten Mittel billigte. Ich wollte auch den Schein vermeiden, mit Herrn Brunner und seiner Gefolgschaft in gleichem Atem genannt zu werden. Daß ich im Parlament mich vor jene Referenten des Unterrichtsministeriums gestellt und die politische Verantwortung für die Einleitung der verfehlten und deshalb schnell sistierten Aktion auf mich genommen habe, ist selbstverständlich. Mit dem jüngsten ‚Reigen‘-Prozeß hat diese ganze Sache übrigens nicht das Mindeste zu tun.

Wie ich in meinem eignen Ministerium nicht duldete, daß der Geist oder besser der Ungeist der seligen Lex Heinze heraufbeschworen wurde, so suchte ich auch in andern Ministerien ständig die gelegentlich immer wieder auftauchenden Gespenster des Muckertums zu bannen. So erhob ich — um nur auf Eines hinzuweisen — bei dem Preußischen Justizministerium die ernstesten Vorstellungen gegen die völlig sinnlose Beschlagnahme der erschütternden Großstadtbilder Heinrich Zilles, gegen die Konfiskation von Versen Paul Verlaines, und was es an dergleichem groben Unfug sonst noch geben mochte. Leider war der Erfolg meist recht gering.

Was schließlich Herrn Brunner selbst angeht, so will ich über ihn das Folgende sagen. Er meint es in seiner Art mit dem deutschen Volke und insbesondere mit der deutschen Jugend sicherlich sehr gut und möchte in der ihm eignen Weise und mit den seiner Natur entsprechenden Mitteln sich in dem Kampf um die sittliche und geistige Hebung unsres Volkes gern nützlich machen. Diesen Eindruck eines durchaus wohlmeinenden Mannes habe ich bei den zwei oder drei amtlichen Besprechungen, die ich mit Herrn Brunner hatte, entschieden gewonnen. Aber auch den Eindruck eines ganz und gar amusischen Menschen, der seine guten Absichten mit den denkbar falschesten Mitteln zu erreichen sucht. Dieser Professor Brunner, in dem der alte Roeren aus den Lex-Heinze-Tagen wieder auferstanden ist, hat nicht das leiseste Gefühl dafür, wo die Pornographie aufhört, und wo die Kunst anfängt. Seine reichhaltige und wohlgeordnete Sammlung pornographischer Bilder und Schriften hat ihm so den Blick getrübt, daß er nun überall Pornographie sieht und gar kein Gefühl dafür hat, daß Leute wie Wedekind, Lautensack und Schnitzler eben keine Pornographen, sondern Dichter sind, auf die das deutsche Volk stolz sein darf. Wegen dieses seines völlig amusischen Wesens halte ich Herrn Brunner als „Kunstsachverständigen” (als solcher wirkt er heute in allerlei Prozessen mit) einfach für eine groteske Erscheinung; ich habe auch die mehrfach an mich herangetretenen Anregungen rundweg abgelehnt, Herrn Professor Brunner in irgendeiner Weise in den

Arbeitsbereich des Unterrichtsministeriums hineinzuziehen. Und genau so wenig gehört ein Mann in die Jugendpflege hinein, der Unsittlichkeit nicht auseinanderhalten kann von frischer, gesunder, meinethalben auch einmal übermütig über die Stränge schlagender Sinnlichkeit, und der da, wo wirklich Schäden vorhanden sind, von Polizistereien mehr Heil erwartet als von der Stärkung der gesunden Schutzkräfte des Volkskörpers selbst.

Mit diesen kurzen Bemerkungen, lieber Herr Jacobsohn, müssen Sie sich für heute schon begnügen. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, daß in den nächsten Tagen im Verlag der Buchhandlung Vorwärts aus meiner Feder unter dem Titel: ‚Neue Bahnen der Kulturpolitik' ein größeres Buch erscheint, in dem den hier nur ganz flüchtig angedeuteten Gedanken ein besonderes Kapitel gewidmet ist.

Heinrich Mann

‚Der Schriftsteller', das Organ des Schutzverbands deutscher Schriftsteller, brachte in Heft 7/9 vom Juli/September 1921 meinen hier folgenden Vorschlag:

Der Schutzverband möge durch eine Eingabe an den Reichspräsidenten, nötigenfalls bei der bevorstehenden Beratung der Strafprozeßordnung, oder auf andre geeignete Art zu erreichen suchen, daß gerichtliche Sachverständige nur unter Mitwirkung des Schutzverbandes ernannt werden können.

Ich weiß nicht, ob im Schutzverband über meinen Vorschlag beraten und beschlossen worden ist. Es sollte geschehen. Die auseinandergefallenen Gruppen der Schriftsteller sollten bei dieser Gelegenheit wieder zu einander finden: es drängt. Schriftsteller, die sich über die Gefahr Brunner erhaben glauben, sollten, Mann für Mann, aufgeklärt werden. Verlegern, die erfreut sind, wenn beim Konkurrenten konfisziert wird, sollte der Standpunkt klargemacht werden.

Niemand wird den Schriftstellern helfen, wenn sie selbst sich nicht helfen. Der Staat hat die dringlichere Sorge um seine Selbsterhaltung. Er sieht nicht hin, wenn ein Brunner sich herausnimmt, in seiner einzelnen Person Ersatz zu schaffen für die gesamte Einrichtung der Zensur. Die Zensur ist abgeschafft — aber Brunner ist beamteter Leser, Zuschauer, Angeber, Sachverständiger, alles in einem. Auch das Aergernis, das genommen wird, ist er in Person.

Vor allem aber bleibt ein Brunner das überzeugendste Symptom der schändlichen Nichtachtung, unter der in Deutschland die Literatur dahinlebt: die Literatur als geistiger Organismus, nationaler Lebensfaktor, öffentliche Macht. Der Reigen-Prozeß, die Möglichkeit allein, daß er stattfindet: unnennbare Schande !

Man mache sich doch klar, um wen es geht, um Schnitzler: einen Derer, die geistig wirkend immer unter uns waren seit dreißig Jahren, die uns Zeitgenossen an Herz und Sinn mit fortgebildet haben, indem sie sich fortbildeten. Ohne die Wenigen, die dies vermochten, ist die ganze Zeitgenossenschaft nicht zu denken. Sie sind Gegebenheit und Bestand, man ist nicht mehr befugt, an sie zu rühren. Da kommt Einer und will, schlicht und unbefangen, Schnitzler verbieten lassen. Ich weiß heute, am dreizehnten November, noch nicht, ob es ihm gelingt. Es könnte ihm gelingen, weil in Deutschland — und nur hier — kein Abstand öffentlich anerkannt ist zwischen einem hergelaufenen Polizeiprofessor und selbst den ersten der Dichter. Er darf vor Aller Augen sich mit ihnen messen, dies ist ihm erlaubt: als Geist, Charakter und als Macht. Die dummen, faulen Gemeinplätze seiner unverstandenen Moral behalten volle Geltung vor den erlebten Wahrheiten des Dichters. Er spricht und handelt von gleich zu gleich, soweit er Mensch ist; und das Amt hat er voraus. Es geht also nicht anders — hierzuland geht es nicht anders: Der Dichter muß staatlicher Pro-

fessor werden, so gut wie der Brunner. Er muß Orden bekommen, höhere als der Brunner, und muß eine Akademie hinter sich haben, die keine billigere Fassade hat als das Amtsgebäude, worin der Brunner sitzt. Die Karriere des Schriftstellers muß festgelegte Uebung sein, der Staat muß genötigt werden, die Geltung der Literatur in Normen zu bringen, wie die Geltung der bildenden Kunst und der Musik. Nur so ist der Brunner endgültig loszuwerden. Wagt er sich denn an dekorierte Malprofessoren heran, oder gar an Richard Wagner mit seinen Inzesten ?

Der Staat treibe seine Unachtsamkeit nicht zu weit, nicht zu lange. Er ist nicht mehr Derjenige, der sich ungestraft den Anschein geben kann, als kenne er uns nicht. Er hat es auch früher nicht ungestraft getan. Die verflossene Monarchie ist am Ende doch nicht nur durch einen Militäraufstand beseitigt worden. Ihre Beseitigung wurde von langer Hand geistig vorbereitet — durch Autoren, die noch immer zur Stelle sind. In jeder Republik, sogar in der unfreiwilligsten, sich selbst verhaßtesten, geht ein Teil der Autorität, die vorher in schlechten Händen war, in bessere Hände über, in die der geistig Wirkenden. Eine Republik, die sich der Einwirkung des Geistes vermittelst ihres Brunner widersetzt, hat für uns aufgehört, Schonung zu verdienen. Falls die Schriftsteller infolge organisatorischer Verhinderung es versäumen sollten, dem Reichspräsidenten Vorschläge zur Anerkennung ihrer Würde und Geltung zu machen: Herr Ebert und die Seinen würden sehr, sehr klug daran tun, sich an die Schriftsteller zu wenden.

Fritz Mauthner

Was die Hetze gegen ‚Reigen' und ‚Venuswagen' betrifft, so glaube ich — wenn ich von meinem Winkel aus urteilen darf — auf der Seite der Freiheit und der Künstler zu stehen, freilich nicht „voll und ganz"; ich möchte nicht auf die Uneigennützigkeit der Verleger und der Theaterdirektoren schwören. Ich erblicke aber in dem Vorstoß gegen Schnitzler und Corinth nur eine kleine Aeußerung jener Kraft, die in unsrer glorreichen Republik die Macht besitzt und täglich verstärkt, frecher als je seit fünfzig Jahren, die Schule wieder unter die Herrschaft der Kirche zu zwingen. Die Trennung von Kultus und Unterricht ist ferner als je.

Reigen

Der Stenograph, der den ‚Reigen'-Prozeß im Auftrag der „Angeklagten" aufgenommen hat, sendet mir den folgenden Dialog, der nach seiner Versicherung wortwörtlich geführt worden ist.

Vorsitzender: Zeugin, Sie haben den ‚Reigen' gesehen, welchen Eindruck hatten Sie ?
Zeugin (einfache Frau): Das Stück hat mir nicht gefallen.

Staatsanwalt (erfreut): Warum hat Ihnen das Stück nicht gefallen ?
Zeugin: Es war mir langweilig.

Vorsitzender: Anstoß haben Sie nicht genommen ?
Zeugin: Nein.

Staatsanwalt (enttäuscht, aber nicht entmutigt): Würden Sie Ihre sechzehnjährige Tochter mit in das Stück nehmen ?
Zeugin (schlicht): Nein.

Staatsanwalt (triumphierend) : Warum nicht ?
Zeugin (ruhig) : Ich habe keine sechzehnjährige Tochter.

Neue Dokumente von und über Kleist

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Kleists großer Brief an den Buchhändler Geßner in Bern ist auch insofern ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Dichterpsychologie, als man bisher geglaubt hat, die ‚Hermannsschlacht' sei einzig Kleists tiefem Patriotenschmerz über die Folgen von 1806 entsprungen. Aus dem ersten (in Nummer 46 erschienenen) Teil geht hervor, daß sie vermutlich nicht entstanden wäre, wenn nicht die Franzosen anno 1807 den Dichter auf dem Fort des Joux so gequält hätten. Hier folgt der Schluß des Briefes.

14. März.

Sie möchten jetzt wissen, was ich in Königsberg tat. Ich war voriges Jahr schon in dieser Stadt, wo ich mich durch meine dramatischen Arbeiten ernähren wollte. Ich war ziemlich leidend und konnte nicht reisen. Meine Nerven waren erkrankt, und ich bin im Seebad in Pillau gewesen. Doch ins Wasser bin ich nicht sechsmal gestiegen, weil ich bettlägerig war, was Sie in Pillau und in Königsberg erfragen können. So werden Sie sehen, daß ich mit militärischen Angelegenheiten nichts zu tun hatte.

In Pillau habe ich mich viel mit ‚Hamlet' beschäftigt. Ich habe da in eine Menschenseele hineingesehen, die so sehr der meinigen gleicht. Immer suchte ich Auskunft nach dem Wesen des Seins. Im Bette liegend las ich ‚Hamlet' drei-, viermal. Die Zeit ist verstrichen, und immer noch lag ich krank. Die Wünsche von uns armen Menschen bleiben unerfüllt, und ich bin einer von denen, die wünschen und hoffen und keinen Ausweg sehen. An Mißverständnissen war auch dort mein Leben reich. Die Aussicht auf Erwerb schwand immer mehr. Ich hätte in dem Berufe so gern gearbeitet. Aber die große Frage war: wovon leben ?

Herrlich war mir zu Mute, als ich ‚Hamlet' las, ich konnte mich in die Seele hineinversenken. Ich habe Alles für Ulriken niedergeschrieben. Hier überkam mich: Sein oder Nichtsein. Die glückliche Wendung meines Schicksals verdankte ich ihr, da nahm man mich vor den Toren Berlins fest.

Sie wissen von Herrn Wieland, daß der Minister Hardenberg mir vorgeschlagen hatte, in Königsberg Kameral-Wissenschaft bei Krausen zu hören und beim Präsidenten Auerswald zu arbeiten. Marie v. Kleist hat mir von Ihrer Majestät der Königin Louise eine Pension erwirkt, mit der ich dort leben konnte, um mir eine unabhängige Existenz zu schaffen. Ich war so für literarische Arbeiten bereit. Im Mai 1805 kam ich nach Königsberg, das ich anderthalb Jahre lang bewohnte. Sie können sich beim Oberpräsidenten von Auerswald und bei den Familien Dohna und Schön erkundigen, ob ich Literatur trieb oder mich mit militärischen Dingen abgab. Von letzterm kann gar keine Rede sein.

Mit dem Kriegsrat Scheffner, der sich für ‚Hamlet' und für meine ‚Familie Schroffenstein' interessierte, sprach ich nicht über militärische Dinge, sondern über Rechts- und literarische Fragen. Ihm waren die ‚Räuber' von Schiller aufgefallen, und er kannte Molière. Er hatte sich mit Rosseau beschäftigt, auch hatte er Kant gekannt. Sie sehen — und ich bitte, es zu verbreiten —, daß ich von Spionage ebenso weit

entfernt war wie Königsberg von Paris. In Königsberg habe ich gearbeitet. Ich begann mit der Lektüre von Rotrou, den Stägemanns hatten, ich machte mich an das ‚Erdbeben von Chile', dessen Teile ich an Cotta jetzt sandte, ich vollendete die ‚Marquise von O.' und schrieb an ‚Michael Kohlhaas', am ‚Zerbrochenen Krug', an der ‚Penthesilea' — wo wäre für Militärisches, für das ich kein Interesse habe, Zeit geblieben ? Ich werde morgen an Scheffner schreiben, damit er mir meine Aussagen bestätigt. Es ist Wahrheit, daß ich immer den Satz hochhielt: Gutes tun und sterben; es ist Wahrheit, daß ich an dem Satze festhielt: Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Stägemanns, die Sie kennen, bestätigen Ihnen, daß ich den ‚Zerbrochenen Krug' schrieb. Ich habe ihn dort vorgelesen. Scheffner las ich den Aufsatz vor: ‚Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden'. Ulrike besuchte mich voriges Jahr in Königsberg, weil ich nicht im Amte bleiben konnte. Und im Amte hätte ich sicher Militärisches erfahren. Es wäre also nicht logisch gewesen, das Amt aufzugeben.

Ich hielt mich sehr an das Wort: Sein oder Nichtsein. Scheffner bestätigt es. Stägemann auch. Mit Rühlen bin ich in Königsberg viel in Korrespondenz gestanden. Damals begann er, Racine zu übersetzen. Rühle hat eine überaus schöne Natur, viel Verstand und Empfindung. Und dazu hat er einen feinen Stil und alle Finessen eines Dichters. Mit Mathematik zerbrach er sich den Kopf. Einen bessern Freund, einen Freund, der mir so lieb wäre, konnte ich nicht finden. Ihm schrieb ich drei Worte auf: 1. Gutes tun und sterben, 2. Hamlets Sein oder Nichtsein, 3. Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele. Rühle ist der junge edle Mensch des Gefühls. Seine Empfindung entspricht meinem Gefühl. Rühle hat die richtigen Worte für mich. Er errät mich. Er studiert Rosseau. Doch hat ihm Rosseau nicht so angeschlagen wie mir. Scheffner ist für Rühlen jetzt ganz enthusiasmiert. Auch begeisterte ich Stägemanns für ihn. Ihn zum Freunde zu haben, ist mein Trost. Ich kann nur herausheben, daß er mir der Liebste ist.

Fragen Sie nach dem getreuen Pfuel ? Mit Rühlen nun bespreche ich offen die Rätsel der Welt, die Geheimnisse der Philosophie. Rühle hat etwas für mich, was zu ergründen für Sie schwer wäre, und was zu erklären für mich nicht nötig ist. Einzig wahr ist, daß ich ihn lieb habe.

Ja, mit Rühlen will ich Gutes tun und sterben. Ja, ich könnte es für Rühlen tun. Aber wohin würden wir gelangen, wir kleinen Menschen, wenn wir ohne Abschied davon gehen ? In ‚Hamlet' hat es mich interessiert, wie lange ein menschlicher Körper braucht, zu verwesen. Ich habe ihm ‚Hamlet' empfohlen. Ach, wenn Sie wüßten, wie mich dieses Stück gepackt hat ! Es ging mir an die Nieren. Ich glaube, ich könnte mich bald im Hamlet wieder finden. Und auch bei uns heißt es: „Die Zeit ist aus den Fugen". Kann ich sie einrichten ? Hier heißt es: Gutes tun. Aber da ist das ewige Mißtrauen. Ja, die Welt ist aus den Fugen. Und die Wahrheit ?

Aus seiner dunkeln Einsamkeit heraus schreibt dies
Ew. Wohlgeboren ergebener

H. v. Kleist

(Fortsetzung folgt)

Othello

Wie der vorletzte große Regisseur den ‚Othello' gesehen und gestaltet hat, als romantisch farbenfreudiger Naturalist, das ist auf sechs Seiten meines neuen ‚Max Reinhardt' beschrieben. Sein Nachfolger Jeßner . . . In allen Literaturen hats eine Ballade gegeben von Menschen wie Jago, Othello und Desdemona. Zeit: der Teufel und Engel. Ort: um die Welt-Esche Ygdrasil herum. Die Ballade hat Cinthio zu einer Novelle, die Novelle Shakespeare zu einer Tragödie gemacht. Gehämmerte Strophen lösen ein Mal in ruhevoll epischem Gleichmaß die Glieder, um zu heroischen fünf Akten die Kraft zu gewinnen. Diese Kraft reicht für ewige oder doch mächtig lange Zeiten der Dramatik und des Theaters. Jeder Regisseur mag an ihr und mit ihr die eigne Kraft messen. Ihm muß, wenn ein Stoff durch zwei Formen der Kunst hindurch bis zu einer dritten gediehen ist, möglich und erlaubt sein, in der Darstellung dieser dritten, des Dramas, die Elemente entweder der Novelle oder der Ballade herauszuheben. Der Epikuräer Reinhardt schwelgte von Sieben bis Zwölf in den Schönheiten Zyperns und Venedigs. Der Puritaner Jeßner spielt von den fünfzehn Szenen dreizehn, mehr also als Reinhardt, um volle zwei Stunden schneller. Ihm kommts überhaupt nicht auf die Umwelt, sondern einzig auf die Innenwelt an, nicht auf das schmückende Beiwerk, sondern auf die Essenz. Er preßt das Drama wieder zur Ballade zusammen. Daß dabei Säfte vorbeirinnen, ist nicht leicht zu vermeiden. Fragt sich nur, ob der Lebenssaft der Dichtung stark genug bleibt.

Stufen führen auf ein ovales Podium. An das Podium stößt spitzwinklig des Brabantio Haus, um des Balkons willen, auf dem der Ehrengreis zu erscheinen hat. Vor dem Podium: zwei Halbbänke für den Senat, dessen Mitglieder uns den Rücken zukehren, und das mit Recht, weil uns wichtig ist, was ihnen oben vorgetragen wird, nicht, welche Alltagsgesichter sie haben. Hinter dem Podium glaubt oder weiß man das Meer zwischen der Lagunenstadt und der Insel. Auf dem Podium: zwei schlanke Säulen rechts und links von dem vorgeforderten Mohren; die Andeutung eines bunten Zelts für die Narrenwelt, die sich, nicht aber uns zur Heiterkeit zwingt; zwei spanische Rollwände, Desdemonas Empfangszimmer unglücklich abzugrenzen; eine steinerne Bank, hinter der Othello, maßlos aufgewühlt, in die unschuldige Freude der Frauen gräßlich hineinlacht; eine Riesensäule, von der geborgen er Bianken für seine Frau hält; das weiße Doppelbett in dem ehelichen Gemach, das keine Tür hat, trotzdem an eine gepocht wird; und — wahrhaftig — die Welt-Esche Ygdrasil, um die herum die Tölpel Rodrigo und Cassio in tiefster Finsternis ihren Zweikampf des Mißverständnisses austragen. Ueber dem Podium schließlich wölbt sich der Himmel, dazu bestimmt, mit der erhabenen Ungerührtheit seines Lieblings William Shakespeare auf das Schicksal der armen verblendeten Menschlein herabzublicken, die in der Ballade keine Erde unter sich brauchen.

In der Ballade brauchen sie: die brennende Einfarbigkeit ihrer Gewänder, deren Gelb, Blau, Grün, Rot oder Weiß seine bewußt primitive symbolische Bedeutung hat; eine Gruppierung zu und gegen einander, weil bei solcher spartanischen Inszenierung, die sich mehr ans Ohr als ans Auge wendet und ein tragisches Unheilstempo einschlagen will, keinerlei Mittel, ohne Zeitverlust einen unsrer Sinne für den Gesamteindruck anzuregen, ungenutzt gelassen werden darf; die Hilfe von Tönen, eines heranbrausenden Gesangs der fremdländischen Bevölkerung, oder rhythmischer Warnungs- und Zustimmungsrufe eines sechs- bis achtköpfigen Gefolges, oder des herzbeklemmend gesteigerten Vortrags von „Weide, Weide, Weide". Vor allem aber brauchen sie in der Ballade: sich selbst. Das feine Netz der dramatischen Verknüpfungen, das in dieser so und so beschaffenen, aus den und den Gründen so beschaffenen Atmosphäre die eine Person unlöslich an die andre band, ist zerrissen. Jede kommt voraussetzungslos in den Raum gefallen und hat ihn mit sich allein auszufüllen.

Demnach: wenn irgendwo, so ist hier schauspielerischer Wesensüberschuß vonnöten. Im Staatstheater hatte man zufrieden zu sein, daß, bis etwa auf den Dogen, Niemand gradezu unzulänglich war. Seit dem ‚Fiesco' ist die Ensemblebildung ersichtlich fortgeschritten. Diese gutgeschulten Mitglieder von Talent und zum Teil sogar von Persönlichkeit waren nach Reinhardts Methode, die blühendes und nährendes Milieu um und zwischen sie legt, höchst vortreffliche Charakteristiker. Bei Jeßner genügt die Charakteristik nicht, ist sie entweder zu wenig oder zu viel, nämlich überflüssig. In seiner unrealen, in seiner verzauberten Urwelt der dräuenden Leere muß Jago ein Dämon, das Prinzip der Schlechtigkeit, ein ausgespieenes Scheusal der Hölle sein. Warum er so ist: keine Ahnung. Albert Steinrück ist gewiß, was man einen Kerl heißt. Nicht zum Jago, aber zu Jeßners Jago fehlt ihm der souveräne Bösewichtshumor, das Format, die Generationsgemeinschaft und vorderhand noch der Truppengeist.

Fritz Kortner ist für Jeßner, was Rittner für Brahm und Moissi für Reinhardt war: das vollkommene Instrument, die Verkörperung und der Verkörperer seines Kunstideals. Jeßner darf „abstrakt" inszenieren, weil Kortner ihm das Vollblut hinzuträgt. Dem Senat erzählt er „schlicht und ungefärbt das ganze Märchen seines Liebestraums"; und damit ist über seine Leistung eigentlich Alles gesagt. Dieses große Kind von Mohr schreitet träumend durch ein Märchen, dem Chaos, von dem er fürchtet, daß es zurückkehre, lange schon fern, ein gebändigter, zivilisierter Ritter, adlig, bescheiden , gutartig, von einem gläubigen Lächeln verklärt — bis er vergiftet wird und mordend sich in den Tod rast. Nuancen herzählen ? Für solche Gestaltungen aus Einem Guß der Natur sind sie immer bedeutungslos. An dieser Stelle war einst Matkowsky Othello. Bei Reinhardt, auf eine andre Art, Bassermann. Der junge, für Othello allenfalls vielleicht ein bißchen zu junge Kortner hat, auf die dritte Art, ehrenvoll neben den beiden bestanden.

Noch immer Kino von Hans Siemsen

Ich war ein paar Wochen nicht in Berlin. Ich war nach Tirol gefahren, nach Salzburg und sonst so, wohin die Valuta erlaubt. Und ich bin während der ganzen Zeit in keinem Kino gewesen.

In Mallnitz, zum Beispiel, gibt es Forellen, aber kein Kino. Man kann von da auf den Ankogl steigen, der nach meinem Baedeker, denn ich habe noch einen aus dem Jahre 1870, zehntausendzweihundertundneunzig Fuß hoch ist; und man kann über die Groß Elend Scharte zur Alp im Elend und ins Malta-Tal und in andre Täler der hohen Tauern, und man kann sonst noch allerlei, wenn man ein gutes Seil und einen Eispickel hat; aber ein Kino gibt es nicht.

Auch in Salzburg bin ich nicht ins. Kino gegangen. Die Karsawina tanzte. Auf der Bühne eines kleinen Naturtheaters im Rokokogarten des erzbischöflichen Schlosses Mirabell. Wie eine durch den Krieg verscheuchte Schäferin, wie eine leichte Libelle, die den Winter verschlief und erst in den letzten reifenden Tagen, in der fast schon herbstlichen Sonne vom Ufer auffliegt, so gaukelte sie zwischen den Taxushecken hervor. Welch eine Frau ! Kein Mädchen ! Eine wirkliche Frau; reif, gereift durch Das, was sie sah, erlitt und erlebte. Tapfer marschieren ihre Füße dahin; sie läuft, sie fliegt, sie schwebt, so oft sie will, und läßt die Erde hinter sich. Aber was ist das für ein Blick, mit dem sie sich zu uns, zur Erde, zum Leben zurückwendet: sehnsüchtig, wehmütig und voller Liebe ! Entschwebend läßt sie ihr Herz zurück auf der Erde. Man sagt, sie habe einen Sohn. Ganz sicher hat sie einen Sohn. Wer hätte gedacht, daß man so weise, so voll Erfahrung, so voll Güte, wer hätte gedacht, daß man so mütterlich tanzen kann !

Und des Abends, denn ich bin noch immer in Salzburg, schallt über den fackelbeleuchteten Domplatz Moissis erstaunte und fragende Stimme und Werner Kraußens hämmerndes Metallorgan: „Ich bin der Tod. Ich schlag Dich aufs Herz.” Man spielt vor den Türen der alten Kirche ‚Jedermann‘, und die Glocken fangen an zu läuten. Ich gehe nur mal so vorüber und dränge mich unter den Leuten, die über den Zaun sehen. Herrlich klingen die Stimmen durch die Nacht, wenn man von weitem kommt und vorübergeht. Jedermann bleibt stehen und lauscht und sieht den Fackelschein und die Schatten an den hohen Türmen des Doms über den stillen und dunklen Straßen. „Ich bin der Tod. Ich schlag Dich auf Dein Herz.” Ich gehe, den Klang dieser Stimme im Ohr, wieder zurück zu meinem Wein in den Hof von Sankt Peters Stiftskeller.

Da sitzen lauter verstorbene oesterreichische Kaiser. Alte, friedliche höfliche Männer; sie tragen weiße Backenbärte und sehen alle aus wie der Kaiser Franz Josef und sind im Zivilberuf: Briefträger, Zollbeamte und Kutscher.

Unter der Brücke rauscht die Salzach; schnelles, kaltes, weiß-grünes Gletscherwasser weht einen Gruß durch die Sommernacht. Ueber der Festung leuchtet der Mond.

Kurzum — wie soll ich sagen —: ich konnte es kaum aushalten, bis ich erst wieder in Berlin und endlich mal wieder im Kino war.

*

Spaß bei Seite ! Ich hatte wirklich gedacht, man würde nach mehrwöchiger Abwesenheit allerlei Hübsches und Lustiges in den berliner Kinos zu sehen kriegen. Ich hatte gedacht, es würden nun endlich nach so viel mittelmäßigen auch einige von den guten amerikanischen Filmen zu sehen sein: Fairbanks, Pickford, Rio Jim. Und ich hatte, unverbesserlicher Optimist und Freund des Kinos, der ich bin, sogar auf einige gute, ja vielleicht auf den beglückenden deutschen Film gehofft.

Stattdessen ist der Zustand schlimmer, als er jernals war. Es hat wirklich keinen Zweck, über Erzeugnisse wie ‚Das Rätsel der Sphinx', ‚Der Sträfling von Cayenne' und alles, was sonst so auf und unter dem deutschen Film-Durchschnitt herumläuft, auch nur ein Wort zu verlieren. Das ist völlig indiskutabler Schund. Das letzte Huren-Cabaret am Schlesischen Bahnhof ist eine menschlich wie künstlerisch weitaus wichtigere Angelegenheit als die übliche Provinzware jener Stars, deren ganze Begabung in dem Gelde besteht, mit dem sie sich ihre Filmfabrik gekauft haben.

Und sonst ? Da ist ‚Die Geliebte Roswolskys' mit Asta Nielsen und Paul Wegener. Man liest die beiden Namen und erwartet viel. Aber muß man wirklich, um zu beweisen, daß eine Filmdiva in einem einzigen Film dreiundsechzig verschiedene Kleider tragen kann, Asta Nielsen bemühen ? Kann das nicht auch Jemand anders ? Und kann Asta Nielsen nicht für ihr Teil was Andres ?

Henny Portens ‚Geier-Wally' ist ein Musterbeispiel für alle Fehler des bessern deutschen Films. Ein verworrenes, unklares, psychologisch belastetes Manuscript, das sich für den Film etwa so gut eignet wie die Dramatisierung des Weihnachtsliedes „O Tannenbaum !". Die beliebten „Massenszenen", bei denen der unermüdliche Regisseur einen halben Tag braucht, bis er alle so weit hat, daß sie nicht immer in den Kurbelkasten, sondern krampfhaft woanders hinstarren. Eine nicht lebenswahre, sondern völlig verlogene Darstellung des Bauernlebens in den Bergen. (Lauter Sudermann-Szenen spielen diese lebfrischen, herztausigen, bodenständigen, wetterharten und was weiß ich für Bauern.) Eine immer wieder aufs Neue langweilige Handlung. Bleiben schließlich: ein paar hübsche Gebirgsbilder und die schöne Henny Porten, der die Bäuerinnenkleider so gut stehen, und die in ein paar lustigern Szenen gar erfreulich anzusehen ist. Aber ist das nicht ein bißchen wenig für einen so gepriesenen mit Pauken und Trompeten angekündigten Großkampf-Film ?

Und die guten amerikanischen Filme ? Einstweilen hat man nur einen uralten, wenig charakteristischen und einen neuern, guten Chaplin-Film gesehen. Sonst nur die bekannten, für amerikanische Verhältnisse höchst mittelmäßigen Wild-West-Filme der kleinern Kinos. Dies aber wird nun doch sogar den eingeweihten, durch ihre Filmbeziehungen sonst, ach, so sanftmütig gestimmten Filmkritikern der Tageszeitungen zu doll. Es sei ihnen bekannt, behaupten sie, daß die besten amerikanischen Filme seit langem schon in Berlin lägen, aufführungsbereit, und daß man, da geflissentlich nicht diese guten, sondern nur mittelmäßige Amerikaner öffentlich gezeigt würden, nunmehr doch bald annehmen müsse, die deutsche Film-Industrie habe Angst vor der Konkurrenz der Amerikaner und suche sozusagen durch Schiebung ein falsches Urteil über den Wert der amerikanischen Filme dem deutschen Kinopublikum einzutrichtern. So sprechen Filmkritiker, denen man, weiß

Gott, keine Voreingenommenheit gegen die deutsche Film-Industrie nachsagen kann.

Fern sei es von nrir, mich in diesen Streit zu mischen ! Fern sei es von mir, die deutschen Film-Herrschaften für so gemeine Schieber zu halten ! Ich kleide vielmehr meine Gefühle und Gedanken in ein bescheidenes: Sieh mal an !

*

Schwer und lichtlos also wäre das Dasein eines Filmkritikers (im Nebenberuf !) — wenn die Briefe nicht wären, die er erhält.

Da sind zuerst mal die, die sich (noch immer !) „aus dem Herzen der deutschen Film-Industrie” ergießen. Ihr Inhalt läßt sich meist kurz zusammenfassen in die herzhaften Worte: „Sie sind. ein Trottel” mit dem häufigen Zusatz: „ein mit amerikanischem Gelde bestochener”. Ich selber spüre von diesen beiden erfreulichen Gaben, von der Trottelhaftigkeit und von den Dollars, zu meinem aufrichtigen Bedauern nicht das Geringste. Und aus dem Herzen der deutschen Film-Industrie fährt es fort zu raunen: „Wir machen doch unsre Filme nicht für Leute wie Sie, mit einem so wählerischen” (sicherlich der Trottelhaftigkeit entsprungenen) „Geschmack”, sondern (wie Lubitsch in einer Kontroverse mit Alfred Polgar sich ausgedrückt hat) für die kleinen Backfische in der Provinz, die sowas sehen wollen. Das sagt Lubitsch (nicht zu mir, sondern zu Polgar), der große Lubitsch, der Reinhardt, der Napoleon, der Bismarck, der Liebe Gott des deutschen Films ! Was sollen da erst die Andern sagen ? Kinder, Kinder ! So bescheiden wie Ihr euch selber haben ja nicht einmal wir euch eingeschätzt. Ihr habt uns gänzlich falsch verstanden.

Aber auch die wohlwollenden, die zustimmenden Briefschreiber haben leider Manches falsch verstanden. Von Gewissenszweifeln gepeinigt können sie „bei aller Hochachtung” die Frage nicht unterdrücken: „Halten Sie wirklich jeden amerikanischen Film für gut ?” Um Gottes Willen ! Wenn ich sage, der englisch-amerikanische Unterhaltungsroman stehe auf einer ganz beträchtlich höhern Stufe als der deutsche — bedeutet das, daß jeder englisch-amerikanische Schmöker gut und jeder deutsche Roman schlecht ist ? Ich halte den amerikanischen Film für besser als den deutschen (nebenbei gesagt: aus denselben Gründen wie den Unterhaltungsroman), ich glaube, daß die Amerikaner das Wesen des Films schärfer erfaßt haben, und ich habe das, in Ermangelung besserer Beispiele, einstweilen an ganz mittelmäßigen (andre zeigt man den Berlinern ja nicht) amerikanischen Filmen zu beweisen versucht. Daß selbst diese mittelmäßigen Amerikaner tatsächlich noch amüsanter als die meisten „bessern” deutschen Filme sind: das ist beschämend für die deutsche Film-Industrie; es bedeutet aber keineswegs, daß ich alle amerikanische Filme für gut halte. Vielmehr flüstere ich mit dem Aufgebot meiner letzten Kräfte zum dreihundertdreiunddreißigsten Male in euer aufmerksames Ohr: „Die wirklich guten amerikanischen Filme hat man bisher von euch ferngehalten”. Weshalb ? „Man will euch nicht aufregen und das Herz der deutschen Film-Industrie nicht betrüben.”

*

Und nun habe ich diese goldenen Werte ein paar Wochen lang liegen lassen, um auch die ‚Lady Hamilton‘ und ‚Das indische Grabmal‘ noch in den Kreis. meiner liebevollen Betrachtungen ziehen zu

können. Beide Filme waren mit selbst in dieser Branche seltenen Lobes-Hymnen angekündigt, und ich erwartete, unverbesserlicher Optimist der ich bin, etwas Fabelhaftes. Die Filme sind durchaus nicht ganz schlecht. Aber da man Außerordentliches erwartete, war man doch enttäuscht. Millionen hat das gekostet ? Nein, die gäbe ich nicht dafür. ‚Das indische Grabmal' steht natürlich wieder in Tempelhof. Aber man muß zugeben, daß der Architekt (Martin Jacoby-Boy oder Otto Hunte oder beide), der mit Beton und Zement Indien in den märkischen Sand hat zaubern müssen, diesmal seine Sache viel geschickter gemacht hat, als man das bisher in Tempelhof gewohnt war. Er läßt die Bäume, Blumen, Pflanzen, er läßt jeden Ausblick in das umgebende Terrain, kurz: Alles, was eben nicht indisch ist und nicht indisch gemacht werden kann, einfach weg. Er photographiert nur die nackten, indisch frisierten Mauern und ein paar Quadratmeter Sand oder Wasser dazwischen. Und Sand und Wasser gibt es natürlich auch in Indien. Und mit Hilfe von ein paar Elefanten und vielen weißgekleideten und braun angestrichenen, halbverhungerten, magern Menschen wird ein für tempelhofer Verhältnisse sehr echtes Indien erzielt. So echt wohl, wie das in Tempelhof überhaupt möglich ist. Aber, dieses Zauberkunststück in Ehren: was wird damit erreicht ? Wenn das Indien wäre, dann hätte es keinen Zweck, hinzufahren. Nun, es ists keineswegs ! Alles, was wichtig ist, Alles, was den wirklichen Zauber eines Landes und einer Landschaft ausmacht, alles Das fehlt: die Luft, die Sonne, der Dreck, der Staub, alles Das, was um die Dinge und zwischen ihnen ist. Dieses verhältnismäßig sehr gelungene, aus dem märkischen Sand gezauberte Indien, gibt von dem wirklichen Indien genau so viel wie die Papierblumen des Zauberkünstlers vom wirklichen Frühling. Und wenn man gar bedenkt, daß Millionen ausgegeben wurden zu wirklich keinem anderm Zweck als dem, ein paar unsäglich langweilige Einzugs- und Paradeszenen zwischen indischer Architektur zu zeigen — dann fragt man erst recht: Warum ?

Das etwas konfuse Manuscript gibt Gelegenheit, indischen Fakirfanatismus mit europäischer Zivilisation zusammenstoßen zu lassen. Ein aus dem Grabe auferweckter willensallmächtiger Yoghi kommt nach England. Das könnte im Lande des Telephons und der Polizei zu seltsamen, ebenso komischen wie unheimlichen Abenteuern führen. Nichts von dem ! Er guckt drohend ein Telephon an — und die Strippe reißt. Aber die Haustür muß ihm erst ein Diener öffnen. Das kann er nicht alleine. Wie herrlich wäre es, wenn er vor der verfolgenden Polizei ganz einfach in die Wand hinein verschwände oder mitten durch den Polizeipräsidenten hindurchschritte ! So was kann man doch im Film machen. Aber nichts von dem ! Er geht mit etwas lächerlich wirkendem Pastorenstorchschritt langweilig und brav wie jeder bessere Engländer herum. Nur die ersten Szenen des Vorspiels, wie man ihn, den lebendig Begrabenen, aus der Erde buddelt, die sind gut, sehr gut. Indisch-langsam, unheimlich und fremd. Regie: Joe May.

Richard Oswald ist, um den Roman der schönen Lady Hamilton zu filmen, nicht nur nach Tempelhof, sondern tatsächlich nach Neapel gefahren. Das ist nett. Aber bot Neapel wirklich weiter keine Reize als die paar italienischen Straßenbilder ? Sie sind, besonders die am Wasser, sehr hübsch. Aber wenn man mit einem halben Dutzend Schauspielern eine teure Reise nach Neapel macht: kann man dann nicht ein

bißchen mehr Südlichkeit herausholen ? Es ist besser als tempelhofer Zement; aber es ist viel weniger, als wir uns vorstellen, wenn wir das Wort „Neapel” hören.

Ganz leer sind natürlich wieder die unvermeidlichen Massen-szenen. Die üblichen 2500 kontraktlich verpflichteten Statisten ballen die Fäuste, recken die Arme, laufen über einen Platz, der diesmal echt ist und eine hübsche Architektur hat. Besser sind die in Alt-England spielenden Schiffs- und Matrosenszenen.

Die Schauspieler ? Was an Prominenten zu kriegen war, ist engagiert. Mancher Rollen sind so klein, daß man sie garnicht bemerkt. Aber trotz diesem Aufwand an Gagen und Namen wird eigentlich nicht so fabel-haft gespielt. Es gibt nichts Rechtes zu spielen. Werner Krauß schlägt sich mit einer ziemlich nichtssagenden Ehemannsrolle herum und ist nur in ein paar Angst- und Sterbe-Augenblicken so eindringlich wie sonst. Conrad Veidt als Nelson begnügt sich damit, gut auszusehen, fast so gut wie Hans Heinrich v. Twardowski als sein Stiefsohn. Hugo Döblin, George und Kühne legen ein paar Charaktertypen hin, daß die Leinwand zittert. Und Liane Haid als Titelheldin sieht manchmal recht niedlich aus. Am besten aber — die Wahrheit über Alles ! — ist diesmal Reinhold Schünzel. Sein versoffener, blöder Neapolitaner-König ist eine Leistung, für die man ihm Vieles verzeihen nicht nur darf, sondern muß.

Beide Filme, wie gesagt, sind nicht ganz schlecht. Aber sind sie wirklich die Millionen wert, die sie gekostet haben ?

Stinnesierung von Morus

Drei Jahre, auf den Tag, nachdem der sozialistischen Arbeiterschaft Deutschlands die gesamte politische Macht in die Hände ge-fallen, haben die Vertreter der Industrie die Regierung aufgefor-dert, ihnen die Reichseisenbahnen auszuliefern. Es wäre verfehlt, hier von Reaktion zu sprechen. Denn der Begriff Reaktion setzt schließ-lich eine Aktion voraus, und so häßliche Dinge haben die deutschen Arbeiter nie getan. Trotzdem ist der Vorstoß der Industriellen nur die grade Fortsetzung ihrer Kriegs- und Vorkriegspolitik, mit andern Mitteln. Es war von jeher das schöne Vorrecht der deutschen Schwer-industrie, sich auf Kosten des Staates zu bereichern. Sie ist groß ge-worden als Rüstungsindustrie, als Nutznießer und Treiber des Mili-tarismus. Und sie wurde riesengroß durch das Hindenburg-Pro-gramm, als die dem Volk entpreßte Kriegsanleihe mühelos in die Taschen weniger Schwerverdiener floß. Aber im Militärstaat waren doch ihrem Machtbereich bestimmte Grenzen gezogen. Die Ritter-kaste blieb Herr im Hause, und die Industriellen mußten sich mit dem zweiten Aufgang — für Boten und Lieferanten — bescheiden.

Der neunte November oder richtiger: der Vertrag von Versailles. hat diese Schranke beseitigt. Mit dem Zusammenbruch des Militär-staats verlor die Schwerindustrie ihren Brotherrn, aber sie wurde auch ihrer letzten Fesseln ledig. Das erste Ergebnis war die völlige Los-lösung der Privatwirtschaft von der Staatswirtschaft. Wir haben uns längst an den Zustand gewöhnt, daß der Staat verlumpt, während die Industrie sich immer mehr aufbläht; daß das Reich seinen Notbedarf nicht decken kann, während das Privatkapital nicht weiß, wo es mit

seinem Gelde hin soll. In einer organischen Volkswirtschaft sind Geld und Sachwerte nicht Gegensätze, sondern laufen einander parallel: jede Baisse des Privatkapitals wirkt ungünstig auf die Bewertung des Staatsgeldes, und jede Staatskalamität drückt den Effektenkurs. In Deutschland steigen die Aktien, wenn die Valuta sinkt, und fallen die Aktien, wenn der Markkurs sich hebt. Der Staat ist dem Kapitalismus Hekuba. Als Brasilien und China über das Schicksal Oberschlesiens entschieden, klagte man Stein und Bein, daß Deutschland ohne Rybnik und Rybnik ohne Deutschland nicht leben könnte. Kaum war die Teilung beschlossen, da stürzte zwar die Mark, aber der schlesische Montanmarkt war dichter umlagert denn je. Der Börse ist gleichgültig, ob die Laurahütte auf deutschem oder auf polnischem Boden liegt: die Hauptsache ist, daß sie Profit abwirft. Und sie wird weiterhin Profit abwerfen. Denn was schert sich die Industrie um den Nachtwächterstaat ? Der mag dafür sorgen, daß die Arbeiter kuschen, wenn man ihnen zehn Prozent vom Lohn abzieht. In den Büros des Herrn Direktors hat der staatliche Steuerschnüffler nichts zu suchen.

*

Das Reich steht vor dem Bankrott. Die Assignatenwirtschaft treibt ihrem Ende zu. Der Vergleich mit dem valutaschwächern Oesterreich und Polen hinkt. Denn Oesterreich ist vorläufig von Reparationszahlungen frei, und Polen ist nicht nur der Schuldner, sondern auch der Günstling der Westmächte. Auf Deutschland aber lastet der Schuldschein der Entente, und verweigern wir die Einlösung, so meldet Frankreich unweigerlich den Konkurs an und spielt selbst den Konkursverwalter. Dem Nachtwächterstaat sitzt das Messer an der Kehle. Endlich rührt er sich. Der Doktor Wirth geht daran, die Staatsmittel sich dorther zu verschaffen, wo seit Jahren die Goldwerte sich angesammelt haben: in der Industrie. (An die Landwirtschaft kann er sich als Zentrumsmann nicht heranwagen.) Sein Gang ist unsicher, denn an seinen Rockschößen hängen die Schwerindustriellen des Zentrums und der Demokraten, Thyssen, und Siemens.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie markiert Bereitwilligkeit. Zwei Monate lang wird hinter verschlossenen Türen beraten. Indes die Mark auf den fünfundsiebzigsten Teil ihres Friedenswertes sinkt. Aber geben ist nie Sache der Schlotbarone gewesen. Herr Stinnes wittert Morgenluft. Der Staat braucht Geld ? Wer ist das, der Staat ? Der, den wir seit Jahren ausgebeutelt haben ? Nein: der, dem, immer noch, die Eisenbahnen gehören. Die Gelegenheit ist günstig; kehrt, vielleicht, so bald nicht wieder. Stinnes hat ein Jahr kleiner Erfolge und großer Mißerfolge hinter sich. Sein Werk (wenn auch nicht seine Idee) ist der vertikale Trust, von der Urproduktion bis zum Fertigfabrikat. Sein Reich umfaßt Alles: von der Kohle bis zur politischen Propagandamaschine, der Zeitung. Eins nur fehlt ihm noch: die Herrschaft über die Verkehrsmittel. Es war nur folgerichtig, daß er Alles daran setzte, auch diese sich zu verschaffen. Er baute und kaufte, was er erhaschen konnte, nannte, wie es sich für einen echten Patrioten geziemt, seine Dampfer ‚Ludendorff' und ‚Tirpitz', ließ die Schornsteine schwarz-weiß-rot bepinseln und setzte groß und leuchtend seine Initialen darauf. (Welches Arrangement ich hiermit der Firma Koch & Petersen ergebenst als Reichsbanner emp-

fehle, womit die leidige Flaggenfrage endlich gelöst wäre.) Aber Schiffe bauen ist heutzutage ein langweiliges und kostspieliges Unternehmen, und man kommt nicht weit damit, denn der Friedensvertrag hat den Schiffsraum bei Neubauten auf 12 000 t begrenzt. Stinnes war auch hier nicht kleinlich und ging ohne Zögern an den Aufkauf der beiden größten deutschen Schiffahrtsgesellschaften. Allein dabei hat er, bisher wenigstens, anderthalb peinliche Schlappen erlitten.

Den ganzen Korb hat er sich in Hamburg geholt und den halben in Bremen. Als er im Sommer 1920 aus dem Nachlaß Reimar Hobbings die offiziöse Norddeutsche Verlagsanstalt erwarb, berief er an die Spitze des neuen Weltblatts: der Deutschen Allgemeinen Zeitung Herrn Rudolf Cuno, der ehedem im Stil de Popel die Berliner Mottenpost redigiert hatte. Aber Herr Cuno hatte neben seinen journalistischen Fähigkeiten auch noch andre gute Eigenschaften. So war er, zum Beispiel, der Bruder des Generaldireklors Cuno der Hamburg-Amerika-Linie, der Ballins Nachfolger ist, und an hohen Feiertagen pflegte seitdem der hamburger Herr Cuno die Leser der Deutschen Allgemeinen mit einem weltwirtschaftflichen Festgruß zu erfreuen. Bei diesen guten Beziehungen zwischen dem Hause Stinnes und dem Hause Cuno wird es Herrn Hugo Stinnes gewiß besonders schmerzlich gewesen sein, von der Hapag eine Absage zu bekommen. Ob der Widerstand gegen die Stinnesierung nur von den hamburger Kreisen ausgegangen ist, oder ob nicht vielleicht der amerikanische Eisenbahnkönig Harriman, der mit der Hamburg-Amerika-Linie eng liiert ist, gegen seinen deutschen Kollegen ein wenig protestiert hat, ist schwer zu sagen. Gleichviel: Herr Stinnes mußte auf die Herrschaft am Alsterdamm verzichten und wandte fortan seine Aufmerksamkeit dem Norddeutschen Lloyd zu. Hier gelang ihm tatsächlich in kurzer Zeit, einen großen Teil des Aktienbesitzes in seine Hand zu bringen. Erst im letzten Augenblick ist, wie es scheint, gelungen, die totale Stinnesierung des Lloyd zu verhindern, und die jetzt geplante, mit Vorzugsaktien reichlich versehene gewaltige Kapitalserhöhung des Lloyd auf 600 Millionen Mark dürfte nicht zuletzt als Abwehrmaßregel gegen die Eroberungsgelüste des Herrn Stinnes gedacht sein.

*

Nach diesen Mißerfogen zur See winkt nun Herrn Stinnes zu Lande der große, der ganz große Coup: die Stinnesierung der Eisenbahn. Nach den ersten Presse-Aeußerungen wird zwar auch hier Hugo Stinnes mit einigem Widerstand zu rechnen haben. Uneingeschränkt setzt sich nur die Deutsche Allgemeine Zeitung für die „Entbureaukratisierung der Eisenbahn" ein. Und das wird ihr gewiß kein rechtlich denkender Mensch verübeln. Denn etwas muß sie doch wenigstens für die 16 Millionen Mark, die Stinnes für sie aufwendet, leisten. Aber wichtiger als die Lobeshymnen der schwerdindustriellen Presse auf die „Uneigennützigkeit" der Industrie und ihre „zielbewußte Arbeit für das Volksganze" ist die laue Haltung in einem Teil der demokratischen Presse. Es wäre auch verwunderlich, wenn dieselben Leute, die täglich zweimal für Entkommunalisierung der städtischen Betriebe eintreten, nicht auch an der Entstaatlichung der Eisenbahn heimliches Gefallen fänden. Da es sich immerhin um Hugo Stinnes handelt, wahrt man einstweilen noch Zurückhaltung. Aber man darf nicht übersehen, daß der Liebesbote für Herrn Stinnes der

demokratische Reichstagsabgeordnete Siemens war. und daß man über diesen Vorfall auf dem lieblichen Bremer Parteitag selbstverständlich mit einer eleganten Handbewegung hinweggegangen ist.

Die Eisenbahnbeamten, die sich vorläufig gegen die Privatisierung der Bahnen ausgesprochen haben, weil sie für ihre Pensionen bangen, würden sich vielleicht den Casus noch überlegen, wenn Stinnes ihnen weitergehende Versprechungen machte. Und warum sollte Herr Stinnes nicht höhere Gehälter zahlen können als das Reich, sobald ihm erlaubt ist, die Tarife nach den Grundsätzen nicht der volkswirtschaftlichen Produktivität, sondern der privatwirtschaftlichen Rentabilität festzusetzen ? Die einzige schwache Hoffnung sind die Arbeiter. Lassen auch sie sich durch die Aussicht auf höhere Löhne diese letzte Machtposition des Staates entreißen, dann — dann, avanti, Herr Kapp ! Dann ist Ihre Stunde gekommen.

Ausverkauf von Theobald Tiger

Aus Liverpool ein Kindermädchen,
aus Dijon ein Herr Sous-Präfekt,
ein Arzt aus einem Belgierstädtchen,
aus Lund ein Mann, der Kuchen bäckt —:
So strömt herbei, Ihr Völkerscharen,
gelockt durch Deutschlands Plackerei,
und kauft die besten Luxuswaren . . .
't kost ja nischt — !
Good bye !

Wer in Stockholm ein Heringsfischer,
puppt hier die Jöhren propper an;
in Boston noch ein kleiner Pischer —
und hier bei Horcher feiner Mann.
Der Balkan speit die Menschenmassen,
sie kaufen Tietz und Wertheim leer
und trinken Sekt aus Untertassen . . .
't kost ja nischt — !
Goeden dag, Mynheer !

Doch wie sie fahren, fliegen, laufen —
(an sie die Waren — uns Papier !)
sie wolien Alles, Alles kaufen . . .
Nur Eines lassen sie uns hier:
Holst du den Preußengeist hervor,
dann ruft es aus dem Käuferchor,
bei voller Konsumentensperre:
„Mais non, monsieur ! God dag, min herre !
Behaltet die Kommißtornister !
Die Staatsanwälte, Wehrminister !
Buon giorno, signorina !"

Und schließlich — unter uns Berliner:
Wie recht haben sie, uns das zu lassen !
Der Stiefel will sonst Keinem passen.
Die Welt bläkt ihre Zunge: Bö — !
't doogt ja nischt — !
Good morning, Sir !

Rundschau

Busonis Contrappuntistica

Etwas Unheimliches, Schwindelerregendes liegt über dem riesenhaften Klavierstück, auf dessen vor vielen Jahren entworfenem Riß Busonis Hände unaufhörlich weiterbauen. Bach starb über einem Fugenwerk, zu dessen getürmter Kunst wir im Bewußtsein unsres Pygamäentums noch heute erschauernd emporblicken. Dem Willen, den er mit ins Grab nahm, spürt Busoni seit Dezennien nach; immer konziser, nietenloser, vergeistigter wird die Form, in der er diesen Willen zu vollenden strebt. Die neue Fassung für zwei Klaviere ist bereits die vierte des Werkes, in dem er die unfertigen Fugen sammelt, zusammenschweißt, abrundet, ihre Pfeiler in die Höhe führt, sie zum fünfschiffigen Themendom wölbt, unter dessen weitgespannten Bogen die farbige Gestaltenwelt seiner eignen Phantasie in endlosen, mystischen Zügen durch die Schatten wallt.

Der deutsche Meister, der an der Grenze zweier Kulturperioden steht, beide scheidet und doch in beide hinübergreift, aus beiden seinen Stil schafft und diesen zugleich vollendet, der seit Jahrhunderten als unersteigbares, unüberbaubares, steil aufstrebendes, noch steiler abstürzendes Monument in den Horizont der abendländischen Musik emporragt: hier, in diesem einen Werk wenigstens, scheint sein Geist wieder Gestalt zu werden. Scheint wieder zu leben, zu zeugen, zu treiben, und wie durch eine unsichtbare Nabelschnur strömt sein schöpferisches Blut über die Jahrhunderte hinweg in die Adern des Halbromanen, der ein so großes Teil von Lebensarbeit seinem Dienste weiht.

In der ‚Contrappunstica‘ werden die Künste der musikalischen Kombination zur Kunst, und durch die artistisch geflochtenen, aus vergrübeltem Denken heraus erschauten Linien ihrer Kontrapunkte pulst die Leidenschaft eines großen, schöpferischen Menschen. Sie ist ein Werk, an dem noch Generationen zu deuten haben, und junge Musiker werden in stillen Nächten kommender Jahrzehnte mit heißen Wangen den Geist ihrer krausen Zeichen zu beschwören suchen. In ihr spiegelt sich das ganze Werden des Künstlers Busoni; die Entfaltung in immer strengerer Gesetzmäßigkeit zu immer höherer Freiheit. Wem vergönnt ist, diese Entfaltung aus unmittelbarer Nähe bewußt mitzuerleben, fühlt sich manchmal damit versöhnt, in dieser Zeit existieren zu müssen.

Es kann noch lange dauern, bis Busoni erkannt wird. Nur der kleinste Teil all der Menschen, die heute in wilder Begeisterung sein Podium umstürmen, wissen, was sie an ihm besitzen. Die Andern ahnen nur dumpf, widerstrebend, feindselig das Außergewöhnliche, das sie aus dem gewohnten Geleise zu werfen droht. Sie hören sein Klavier; nicht die Stimme, die aus seiner Musik spricht.

Aber es kommt, glaube ich, die Zeit, da es ‚Die Contrappuntistica‘ geben wird. Wie es ‚Die chromatische Phantasie‘ oder ‚Die Appassionata‘ gibt. Steinigt mich nicht: ich, die ich das gläubig schreibe, Ihr, die Ihr es ungläubig lest — wir werden diese Zeit wohl ohnehin nicht mehr erleben.

Gisella Selden-Goth

Rudolf Schlichter

Heute vormittag war ein junger Maler bei mir, der Rudolf Schlichter heißt und merkwürdige Dinge bei sich führte. Ich bin ein harmloser Mann in den Malkünsten, und was das zusammengekniffene linke Auge Robert Breuers auf Anhieb sieht, das merke ich erst nach anderthalb Jahren. Gott hat es mir nicht so gegeben . . . Aber dies war doch erstaunlich.

Ob das ein richtiger Maler ist, so mit allem Comfort, wie ihn die

Neuzeit zu verlangen das Recht und die heilige Pflicht hat — das weiß ich nicht. (Mir will scheinen, daß er zeichnen kann. Schon faul . . .) Aber was da an geistigen Inhalten in den Bildern zu sehen war, das erfreute doch mein in jeder Beziehung vorschriftsmäßiges deutsches Herz.

Nämlich:

Der Schlichter hat, ganz für sich, zum Spaß, Familienerotik so gezeichnet, wie sie der ausübende mittlere Beamte sieht und empfindet. Also wie einen Oeldruck. So — schön ! Es ist Alles so trefflich lackiert, daß es gradezu blinkt vor lauter Schönheit. Vor dem Bett steht die halb entkleidete Elisa — das Gesicht schämig abgewandt, und vor ihr kniet ein junger Herr, der offenbar einem ersten Schneidergeschäft in der Koppen-Straße entlaufen ist. Er hat furchtbar feine Stiefel an, aus denen die Hühneraugen schmerzhaft schön heraustreten, er kniet unwahrscheinlich schwungvoll vor ihr auf dem Boden und sagt laut Unterschrift: „Geh, sag doch Schnucki zu mir !" Das Bett winkt weiß gefältelt, ein Blumensträußchen prangt darauf, an den Wänden sind schöne Bilder gemalen — und richtig, in der Ecke, an der Tür, stehen Papa und Mama und sehen sich das da an. Vater ist behufs Brille und Vollbart etwas entrüstet — aber Mama, auch nicht mehr die Jüngste, redet ihm gut zu, beschwichtigt ihn: Man war doch auch einmal jung — und vielleicht ist es eine gute Partie ! Ein honetter Beischlaf. Pfui.

Und auf einem Bild (es heißt: „Ländlicher Stumpfsinn") sieht man ein Knäul Viecher und flachsköpfiger Schädel, die zu etwas gehören, was Manche „Menschen" nennen, ein Amtsdiener mit einer Mütze, also mit der Macht, ist auch da. Eine melkt Eine, ich glaube: die Magd die Kuh, und im Hintergrund dehnt sich lang und unendlich öde die Dorfstraße mit einer Kolonialwarenhandlung — bis zum Horizont, wo die zu bewirtschaftende Natur anfängt, mit Bäumen zum Fällen, einer Wiesen zum Weiden und einer Mühle zum Mahlen.

Ja.

Und auf einem Bild ist Schönheitsschau — da lehren Gliederpuppen andre Puppen, was schön ist, nämlich, was da auf einem kleinen Podest steht: eine preußische Venus, und man kann mit einem Lineal und Reißzeug nachmessen, wie schön sie ist. Und vor allem: wie richtig sie ist. Aber das ist ja das Selbe . . . Und preußisch ist auch der Hintergrund: eine wundervoll ordentliche und symmetrische Stadt, Dächer und ein Turm, und alles hübsch mit Senkblei und Richtscheit gebaut, und das Zifferblatt ist rund und die Häuser viereckig, Alles, wie es sich gehört. Man würde sich ja auch sonst nicht herausfinden. Und kein Wölkchen ist am Himmel, denn die Wolken sind etwas reichlich Unordentliches und stören die ausgerichteten Reihen einer Paradewelt, die nur zwei Farben hat und kennt: Schwarz-Weiß. Und ein Land, in dem man erst richtig versteht, was das ist: Minnedienst.

Vielleicht hätte Schlichter nichts Wuchtigeres zeichnen können als diese Demonstration gegen die Provinz Deutschland. Pathos ? Wat heißt hier Pathos ! Wenn wir romantisch wollen, jehn wa in Kino ! Nanu — !

Schade, daß das nicht mehr Leute sehen können. Ich glaube, es würde manchen sehr viel Spaß machen.

Peter Panter

Liebe Weltbühne !

Zu dem Theaterbeherrscher begab sich eine neu eingestellte Kraft, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, und machte den Vorschlag, die Billettpreise von jetzt an „freibleibend" anzusetzen. Der Inhaber der Kulturbühne lächelte: „Für die Abendkasse nicht zu verwenden — aber ausgezeichnete Idee für den Spielplan: also Sonnabend abend freibleibend Shakespeare."

Antworten

Staatsbürger. Herr Direktor Sladek gab sich als Katholik aus. In Wirklichkeit heißt er Backofen, war jahrelang zu Spionagezwecken von der Sowjet-Regierung als Garde-Offizier dem preußischen Hof attachiert und ist evangelisch. Wenn Ihr Alles von Goethen gelesen hättet: welch ein Galizier wäre euch der !

Geograph. Batavien liegt nicht in Deutschland. Es hat auch keine Sondergesandtschaft in Stuttgart !
Zweiter Geograph. Doch. Bayern liegt in Deutschland. Es hat eine Sondergesandtschaft in Stuttgart.

Theaterbesucher. ‚Ostern': viertes, ‚Hidalla': erstes und drittes ‚Jahr der Bühne'.

Idiot der Reichshauptstadt. Deine Zeitung stellt fest, daß es neulich „zu unliebsamen Störungen und Aergernissen kam", weil das Staatstheater eine Vorstellung dreißig Minuten früher als angekündigt beginnen ließ. „Derartige ‚Irrtümer' konnten unter der frühern, oft geschmähten Leitung der ehemals königlichen Theater nicht vorkommen." Das Deutsch ist — wie immer in den deutschnationalen, ausgehaltenen und nicht ausgehaltenen, auf alle Fälle schwer auszuhaltenden Blättern — überaus mangelhaft: denn unter der „frühern, oft geschmähten" Leitung standen ja die königlichen, nicht die „ehemals königlichen Theater", die für ihr Teil unter der jetzigen, oft geschmähten Leitung stehen. Der Unterschied ist einigermaßen deutlich: die königlichen Theater wurden von den Kennern, die ehemals königlichen werden von deinesgleichen geschmäht; in den königlichen Theatern begannen schlechte Aufführungen pünktlich, in den ehemals königlichen beginnen gute Aufführungen unpünktlich; der gekrönte Oberbefehlshaber der königlichen Theater las deinen Berliner Lokal-Anzeiger täglich in unzerschnittenem, die Besucher der ehemals königlichen Theater lesen ihn, wenn die Not sie drängt, in zerschnittenem Zustand.

Geschäftliche Mitteilungen

Nach den gewaltigen Veränderungen nahezu alles Bestehenden, die wir in den letzten sieben Jahren erlebt haben, erschallt der Ruf nach einem neuen Konversations-Lexikon besonders eindringlich. Jedermann will unterrichtet sein über den gegenwärtigen Stand menschlichen Wissens. Nach reiflicher Ueberlegung und entsprechenden Vorbereitungen ist nummehr der erste Band des neuen Brockhaus (6. Auflage von Brockhaus Kleinem Konversationslexikon) erschienen. Das ganze Werk wird 4 Bände umfassen. Wir machen Interessenten auf das Inserat in der heutigen Nummer der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW. 68, Kochstr. 9, aufmerksam, welche die Anschaftung des Lexikons durch Gewährung bequemer Monatszahlungen ermöglicht.

Dieser Nummer liegen Prospekte des Verlags für Sozialwissenschaft und des Verlags Gustav Kiepenheuer bei.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg.Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 1. Dezember 1921 Nummer 48

Oberschlesien in Genf

Kattowitz, 23. November 1921

Vor der Welt läßt sich nicht verheimlichen, daß unsre Staatskunst in der oberschlesischen Frage erneut eine vernichtende Niederlage erlitten hat. Es gehören ja keine großen Fähigkeiten dazu, das leider unpolitische deutsche Volk einseitig zu informieren und durch unrichtige oder gefärbte Informationen und Nachrichten in der Tagespresse irrige Meinungen zu verbreiten. Fragt sich nur, was in einer freien Demokratie damit erreicht wird, und welches Bild von uns das Ausland auf diese Weise gewinnt. Mit derartigen Methoden ist selbstverständlich niemals bei uns Verständnis für eine Politik zu wecken, die den Grundsätzen des Auslands gemäß und ihnen gewachsen wäre, und so werden bitterste Enttäuschungen weiter zum täglichen Brot des deutschen Volkes gehören, das ja schließlich alle Fehler, die gemacht werden, zu büßen hat.

Die Forderung, daß die oberschlesische Frage vor einen Untersuchungsausschuß des Reichstags komme, muß von deutscher Wahrheitsliebe und einem Gerechtigkeitssinn, der Geschichtsfälschungen entgegenwirken will, umso dringlicher erhoben werden, als man in Genf genau so gehandelt hat wie vorher, nämlich unglaublich leichtfertig. Es kann dem Auswärtigen Amt und seinen Referenten der Vorwurf nicht erspart bleiben, bis zuletzt die Hände in den Schoß gelegt zu haben. In Genf war Deutschland diplomatisch überhaupt nicht vertreten. Der einzige Vertreter des Auswärtigen Amtes, der — im übrigen durchaus tüchtige — deutsche Konsul, hatte nicht die Aufgabe, die Entscheidung des Völkerbunds zu beeinflussen und entsprechende Verhandlungen zu führen. Hierzu war er auch seiner ganzen Stellung nach garnicht in der Lage. Unser Gesandter in Bern befand sich in den entscheidenden Stadien der Verhandlungen auf einem Erholungsurlaub. Oberschlesische Persönlichkeiten, die dank ihren Familienbeziehungen zu einflußreichen ausländischen Stellen sich wenigstens über die hinter den Kulissen gepflogenen Verhandlungen hätten informieren können, erboten sich damals, nach Genf zu reisen. Das Auswärtige Amt hat dies verhindert. Auch oberschlesische Industrielle beabsichtigten, ihre Wünsche und Sorgen dem Völkerbundsrat unmittelbar vorzutragen. Dies wurde durch das Auswärtige Amt oder durch den zuständigen Referenten und seine merkwürdige Art Politik zu treiben gleichfalls unmöglich gemacht. Demgemäß war man an den zuständigen deutschen amtlichen Stellen völlig darüber im unklaren, daß vom Völkerbundsrat zwei Sachverständige, Dr. Hodac und Professor Dr. Herold, bereits eingesetzt waren und, umgeben von einem Stab bester Mitarbeiter, die sie sich selbst zusammengestellt hatten, die wirtschaftlichen Verhältnisse Oberschlesiens wochenlang aufs eingehendste studierten. Als schließlich durch die bedrohlichen Mitteilungen in der auswärtigen Presse die deutsche Reichsregierung aufmerksam gemacht wurde, sandte sie nur — und zu spät — etwa ein halbes Dutzend Arbeitersekretäre nach Genf und London, die dort für eine günstige Entscheidung über Oberschlesien tätig sein sollten. Sie duldete, daß grade zur kritischen Zeit während der Tagung des

Völkerbundes der deutsche Botschafter in London auf Urlaub ging. Freilich: ob dieser fähig gewesen wäre, etwas durchzusetzen, ist ja leider bei der bekannten Einflußlosigkeit unsrer Botschaft in London durchaus zweifelhaft. Der Botschafter hat kaum persönliche Beziehungen zu Lloyd George, wird wenigstens mit persönlichen Rücksprachen sehr kärglich bedacht. Wie hätte das Auswärtige Amt auch informiert sein können, wenn selbst der Herr Reichskanzler just in den kritischen Tagen einen — selbstverständlich wohlverdienten — Erholungsurlaub in seine badische Heimat antreten durfte ! Er wurde dann plötzlich zurückgerufen, als die Entscheidung in Genf schon feststand.

Indes unser auswärtiger Dienst und besonders die herrschenden Referenten vollständig versagten, entfalteten die Polen die rührigste Tätigkeit. Während der gesamten Tagung des Völkerbundes in Genf befand sich dort nicht nur der polnische Gesandte aus Paris, Professor Askenasy, sondern die Polen hatten auch einen ihrer fähigsten politischen Köpfe, den Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt in Warschau, Olszowski, mit einem Stab von Hilfskräften ersten Ranges nach Genf gesandt. Ihre Hauptaufgabe war, die oberschlesische Frage in ihrem Sinne glücklich zu beeinflussen. Olszowski ist bekanntlich zum Chef der polnischen Delegation für die Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland bestellt worden.

Ein führender Industrieller Oberschlesiens hat in der Nachmittagsausgabe der ‚Dena‘ vom zehnten November 1921 sich zur genfer Entscheidung und zur Haltung des Auswärtigen Amts ausgelassen. Wir glauben nicht, daß der Industrielle in der Lage wäre, die in Nummer 44 der ‚Weltbühne‘ aus Kattowitz gebrachten Nachrichten darüber, „wie Oberschlesien verloren ging”, soweit sie seine eigne Person betreffen, zu desavouieren, und können dem sogenannten Interview, das vom Auswärtigen Amt inspiriert war und verbreitet wurde, demgemäß keinen sachlichen Wert beilegen. Es war auch so wenig geschickt, daß es nur — und das erst mit Hilfe einer persönlichen Intervention — in Einer großen deutschen Tageszeitung abgedruckt worden ist.

Wir befinden uns im letzten Teil der Tragödie. Auch heute ist die Zukunft des verlorenen deutschen Oberschlesien eine Lebensfrage für Restdeutschland. Wenn dessen Industrie auf die oberschlesischen Kohlen, Zink und Eisen in der Hauptsache verzichten muß, so sind weitere katastrophale Produktionsrückgänge mit allen Folgen garnicht zu vermeiden. Deshalb müßte noch jetzt, bei den Wirtschaftsverhandlungen mit Polen, Alles daran gesetzt werden, um diese möglichst günstig und zwar im Interesse der Aufrechterhaltung der oberschlesischen Produktion zu gestalten. Die deutsche Presse würde unverzeihlich sündigen, wenn sie nicht jedes Stadium der Verhandlungen aufs genauste und schärfste sachlich verfolgte. Wiederum tauchen die großen weltpolitischen Fragen auf, insbesondere die Stellung Frankreichs im gesamten osteuropäischen Problem. Wie die Dinge nun einmal liegen. und wie auch die polnische Staatsleitung am besten weiß, sind ersprießliche Verhandlungen im Interesse der Erhaltung des wirtschaftlichen Bestandes Oberschlesiens auf Grund der genfer Beschlüsse nur möglich, wenn sie gemeinsam mit Polen und Frankreich geführt werden. Mögen vor allem hier die deutschen Unterhändler politisch handeln und Deckungsmöglichkeiten, die sich bieten, nicht von der Hand weisenl

Deutschlands Privatisierung von Siegfried von Vegesack

Man hat drei Jahre lang so viel von Sozialisierung geredet, daß dieses Wort heute wie ein abgegriffener Einmarkschein außer Kurs gesetzt worden ist. Es war also höchste Zeit, sich nach einem Ersatz umzusehen. Und wie jedes Mal, wenn die Zeit erfüllt ist, das reife Wort vom Baum der Erkenntnis fällt, so ist auch diesmal plötzlich über Nacht die neue Frucht der Sprache in den immer offenen Schoß der erstaunten Menge gefallen; sie lautet: Privatisierung.

Ach, es geht ja nicht um die Eisenbahnen, nicht um unser Verkehrswesen, nicht um unsre Bahnstationen und Bahnaborte: ob man fürderhin in einem Abteil D. R. B. (Deutsche Reichsbahn) oder H. St. (Hugo Stinnes) seine Fahrt absitzen, seine Notdurft verrichten wird — nicht darum geht es. Das Wort hat eine viel tiefere Bedeutung. Es ist Symbol und Ausdruck für einen innern Vorgang, der sich schon längst vollzogen hat und sich mit jedem Tage weiter vollzieht. Unser Staat — nennen wir ihn meinetwegen Republik — ja, hat denn noch Niemand bemerkt, daß er längst sanft entschlummert ist ? Keines gewaltsamen Todes, weder dank dem berühmten „Dolchstoß von hinten” noch dank der feindlichen Erdrosselung von vorn, sondern ganz einfach sanft entschlummert, weil wir selbst nicht die Kraft hatten und nicht haben, diesem alten Körper den lebendigen Geist einer neuen Zeit einzuhauchen.

Wir selbst, niemand anders als wir selbst tragen die Schuld, daß dieser Leichnam allmählich anfängt, zum Himmel zu stinken. Denn nicht in der Zahl seiner Kanonen und Maschinengewehre drückt sich die Lebenskraft eines Staates aus. Wir könnten Alles verlieren und brauchten deshalb noch lange nicht uns das Grab zu schaufeln. Aber Eins mußten wir haben: einen Willen, ein Herz und einen Kopf. Den Willen zur Umkehr, zur Abkehr vom Vergangenen. Herz und Mut zum neuen Weg, zum Neuen der Zukunft. Und einen Kopf, der mit offenen Augen Richtung und Ziel dieses neuen Weges bestimmte.

Wir haben versagt. Wir haben eine Revolution gemacht, die keine Revolution war. Wir haben einen Staat und eine Republik gemacht, die weder ein Staat noch eine Republik ist. Was sich da oben den Anschein zu geben sucht, als wenn etwas da wäre, ist Alles nur „als ob”: eine „Als-ob-Regierung”, „Als-ob-Minister” und ein „Als-ob-Reichstag”. Zwischen diesen Schatten da oben und unsrer ganz nach innen verdrängten und verscheuchten Seelen-Wirklichkeit besteht nicht der mindeste Zusammenhang — ach, sie sind nicht einmal der Schatten von dem, was man heute (mit einiger Uebertreibung) Deutschlands Seele nennen könnte. Haben wir überhaupt noch etwas wie „Seelen” ? Auch dies ist zweifelhaft. Unzweifelhaft ist aber, daß das, was wir noch „unsern Staat” zu nennen gewohnt sind, nicht einen Funken seelischer, schöpferischer Eigenkraft besitzt.

Was ist deshalb natürlicher, als daß dieser Staat, der eigentlich garnicht mehr existiert, nun allmählich die Konsequenzen seines imaginären Daseins zu ziehen beginnt: er muß sein

Testament machen. Und wer sind seine Kinder, seine lachenden Erben ? Natürlich die Großindustrie, die er gefüttert und aufgezogen hat. Wie, der Vater Staat soll einmal davon gesprochen haben, sein Lieblingskind, die Schwerindustrie, zu enterben, zu „sozialisieren", wie man damals sagte ? Das Gegenteil ist der Fall: die Lieblingstochter schickt sich an, das Erbe anzutreten und den Altersschwachen ins Austragsstübchen zu befördern. Der Staat „sozialisiert" nicht — er wird selbst „privatisiert". Mit der Eisenbahn fängt es an. Und selbst wenn dies heute auch noch nicht Wirklichkeit werden sollte: schon daß es diskutiert wird, zeigt deutlich, wohin die Fahrt geht.

Was brauchen wir eine Eisenbahn mit jährlichem Milliarden-Defizit ? Fort damit: sie wird privatisiert. Was brauchen wir noch Post, Telegraph ? Fort damit: sie werden privatisiert. Was brauchen wir überhaupt noch eine Regierung, hunderte von Ministerien, Ressorts, Aemter, Reichstags- und Landtagsabgeordnete mit Milliarden von Gehältern und Diäten ? Fort damit: sie werden privatisiert.

Die Ministerien werden in private Erholungsheime, Sanatorien für Arterienverkalkung oder Herrenclubs, der Reichstag in eine Schule für Gesellschaftsredner oder Nervenanstalt für Geistesschwache, die verschiedenen Landtage in Turnerhallen oder Badeanstalten umgewandelt. Statt jährlich Milliarden zu schlucken, werden alle diese Institute selbst zu Einnahmequellen. Keine Steuern und kein Budget. Ein Jeder privatisiert. Politik, Parteien — Alles ist verschwunden. Ganz Deutschland wird eine große Privat-Aktiengesellschaft m. b. H. — allerdings mit sehr beschränkter Haftung. Und macht die Gesellschaft einmal Pleite: was tuts ! man gründet dann gleich eine neue. Von einem Staatsbankrott kann überhaupt nie mehr die Rede sein — aus dem einfachen Grunde, weil es keinen Staat gibt.

Und welches Entsetzen bei unsern frühern Feinden: die Milliardenzahlungen sind fällig — aber nichts rührt sich. Ultimatum auf Ultimatum — kein Ton. Foch rückt ein, verlangt die Minister — bedaure, sie sind nicht vorhanden. Ja, zum Donnerwetter, was soll denn das heißen ? Wir privatisieren.

Amerika, England und Japan verhandeln über Abrüstung, Flottenstützpurikte, offene Tür und zerbrechen sich darüber die Köpfe. Wie weit sind die Alle noch zurück ! Und wie glücklich sind wir ihnen Allen voraus: wir privatisieren !

Wenn dir aber im Innersten deiner Seele irgendein dunkler Zweifel aufsteigen sollte, ob es nicht vielleicht doch über dein privates Ich hinaus eine Aufgabe geben könnte, ihr mit Herz und Kopf zu dienen — dann befolge den Ratschlag: werde Zahnarzt und geh privatisieren !

Zu diesem Krieg von Hebbel

Mögen die Deutschen, die mit oder ohne ihre Schuld bereits alle möglichen Fehler begangen haben, nur nicht auch noch den letzten, gefährlichsten und folgenreichsten von allen begehen, nämlich den, den Gegner zu unterschätzen. Möge Preußen namentlich sich bei Zeiten daran erinnern, daß die Schlacht bei Jena vielleicht weniger durch die französischen Kanonen als durch den eignen Dünkel verloren ging !

Zarastro von Ludwig Hatvany

Rektor Kannegießer hieß jener wißbegierige Mann, der sich an seine Exzellenz den alten Goethe wandte, um Aufklärung über das Gedicht: ‚Die Harzreise im Winter' zu holen. Er wollte wissen, welche äußern und vergänglichen Erlebnisse sich in diesem Lied zu ewigen und innerlichen Symbolen verdichten. Und der alte Dichter erteilt auf diese Frage in bedächtig-feierlicher Art eine Antwort, in der Stimmen und Bilder längst vergangener Tage gespenstisch erstehen. Eine Jagd, Klang des Hifthorns, das Treiben der Hatz, Berge, Täler und Schluchten. Der Bogenbau greisenhafter Goethe-Perioden widerhallt von frohem Lärm längst entschwundener Jugend.

Mit der Neugier des seligen Rektors wenden wir uns an die ausgezeichnete Annette Kolb, auf daß sie uns das Rätsel genannt: ‚Zarastro' lösen möge. In diesem Tagebuch der ‚Westlichen Tage' (erschienen bei S. Fischer) wird von Aramis und von Tancred und von Fortunio und auch noch von vielen, vielen andern Leuten, Dingen und vielleicht auch von berühmten Persönlichkeiten gesprochen, die um das Jahr 1917 in der Schweiz gewesen sind und sich da für nationale und internationale Angelegenheiten eingesetzt haben — von Worten und Taten ist hier die Rede, die gestern gewiß ihre Bedeutung hatten, die sie vielleicht heute noch haben mögen, die aber so lange nicht unser richtiges Interesse erwecken werden, wie sich die Dichterin nicht dazu entschließt, gleich Adam im Paradies Alles beim richtigen Namen zu nennen und Masken von unkenntlich gemachten Gesichtern zu reißen. So, wie es ist, bleibt das Buch zwar nicht ohne den Reiz des Mystischen, doch immerhin unleugbar ein etwas ermüdender Zug von maskierten Gestalten.

Aus der interessanten Charade und auch aus belanglosen Aufzeichnungen privatester Natur ersteht nur allmählich das rührende Werk der Zeit, das längst erwartete und ersehnte Buch, das jeder bessere Mensch, wenn er es auch noch nicht geschrieben, doch sicherlich in sich durchfühlt und erlitten hat. Das Buch der Enttäuschung über den Frieden. Nein, nicht doch ! denn das Buch wäre ein politisches Buch — ein Buch für die Mittemächte. Das Buch der Kolb ist ein Buch für die Macht der Mitte, für Seele und Herz der ganzen Menschheit.

Sie zog hinaus, diese einsame, herrliche Frau, sie verließ Heim und Heimat, um in einem neutralen Land, frei und unbekannt, gegen den Krieg zu protestieren. Sie trägt Liebe für die Menschheit in sich, was gleichbedeutend ist mit dem Haß auf die Befehlshaber, die die Menschheit zur Schlachtbank führten. Annette Kolb fühlt in sich uralte Instinkte der Rachsucht und der Wildheit sich erheben gegen dieses Gezücht. Ihr Programm ? Wohin sie gehen will ? Als sie in Zürich anlangt und der Dienstmann sie fragt, wohin sie wolle, steht sie da in Verlegenheit und muß gestehen, daß sie es selbst nicht wisse.

Doch sie denkt an allerhand. An ein Schutz- und Trutzbündnis der Menschen, die guten Willens sind. Warum denn nicht ? Haben ja die Bäcker und Aerzte und Advokaten und

Schlosser und Tischler ihre ähnlichen Bündnisse. Warum sollen sie die guten Menschen nicht haben ? Sie glaubt, daß am Ende die Menschen sich eines bessern besinnen und Kehrt machen werden. Sie glaubt, man könne sie alle für die Idee des Friedens gewinnen. Doch um sie herum wird nur über Sieg und Niederlage gesprochen. Man nimmt schließlich Aergernis an ihrer Friedensmanie. Die Pazifistin gilt bald als Verräterin, bald als bezahlte Spionin. Sie fühlt sich als wirkliche beste Vertreterin des wirklichen besten unbismärckisch-goethischen Deutschtums. Und dennoch: man traut ihr nicht, man meidet sie. Das tut ihr weh. Und obwohl sie weiß, daß um sie herum die Herren von vorgestern schwirren, diese Herren auf Abbruch, die nicht merken, daß ihre Füße sich schon im Gerölle gefangen haben, ist es ihr doch eine Pein, die Mißachtung aller dieser Leute ertragen zu müssen. In dieser Stimmung entschlüpft ihr ein Leopardis würdiges Wort der Menschenverachtung und der Verzweiflung an der Menschheit: „Es ist gewiß nur recht und billig, daß auch die Ueberlebenden auf der Verlustliste stehen."

Endlich, endlich geht der Krieg zu Ende ! Selbst die Gewißheit unsrer Niederlage macht diesen hellen Gedanken nicht dunkel. Annette Kolb meint, wie alle andern bessern Menschen — oder sollen wir sie Träumer nennen ? — am Anfang einer neuen, schönen Zeit zu stehen. Diese Frau aus einer andern Gesellschaftssphäre sieht bei der Sozialistentagung in der Schweiz zum ersten Mal Sozialisten: „Als Partei interessierte mich ja der Sozialismus so wenig wie jede andre. Aber das Ergebnis der kapitalistischen Aera war ein wirrer Knäul in einander verbissener Verbrecher, und es war eine Welt, welche der Sozialismus jedenfalls nicht bereiten half. Er hatte keinen Teil an ihr. Deshalb nur gab es keine andre Brücke als ihn . . . Er war ein Weg . . . niemals ein Ziel."

So stellte sich der anständige Bürger im Jahre 1918 zu dem Sozialismus. Aus diesem Gefühl heraus läßt sich die Andacht Annettens vor Haase und Eisner erklären. Sie meint, daß in der Konferenz, wo sich Franzosen, Engländer und Deutsche zum ersten Mal begegnen, nach Recht und Billigkeit und mit endgültigem Nachdruck alle Dinge dieser Welt erledigt werden. Sie meint, daß aus diesem Konferenzsaal, allen Angriffen zum Trotz, eine bessere Welt heraufbeschworen wird. Daß aller Haß endlich zum Mitgefühl schmilzt.

Da trifft diese Frau des Vertrauens einen Mann des Mißtrauens. Die Rolle der Kassandra übernimmt in diesem Falle ein Mann: Romain Rolland. Der Pazifist traut diesem Frieden nicht. Die Menschen, die guten Willens sind, sollen bald überrannt sein. Der Bolschewismus droht, nicht so sehr durch die Stoßkraft der Linken, sondern mehr noch durch den Gegendruck der Rechten.

Die Bürgerin erschrickt: sollen wir alle Holzhacker werden ?

Romain Rolland bleibt unbarmherzig. Er will dem Kommenden keine morschen Dämme entgegensetzen, sondern sich dem Lauf anpassen und vertreten, was er Lebendiges heranträgt.

So dachte der beste Bürger im Jahre 1918 über Bolschewismus. Doch Annetten schien es noch schwer, sich von ihren bürgerlich-friedlichen Illusionen zu trennen. Da merkt sie alsbald die Arbeit internationaler Militärspionagen. Sie merkt, wie die noch gestern feindlichen Militarismen in einander und für einander arbeiten. Auch merkt sie, daß der Klassenhaß ganz so ein Humbug ist wie der Haß der nach Frieden lechzenden Völker. Es entgeht ihrem Blick nicht, wie der Sozialismus, der bis dahin keinen Teil an dem Unglück der Welt gehabt, jetzt danach giert, alles Versäumte nachzuholen. Mord ist kein Bürgerprivileg mehr. Er ist vielleicht der einzige wirklich kommunisierte Besitz aller Klassen.

Aus dieser Erkenntnis wird dieses Buch der Enttäuschung, in dessen letztem klaren, Dinge und Leute mit Namen nennenden Kapitel das Herz der Zeit mit furchtbarem Beben klopft. So gewiß es ist, daß die Helden von heute einer kommenden Epoche im unseligsten Angedenken stehen werden, so gewiß ist uns, daß diese Dichterin und Dulderin für die Sache des Friedens als die wirkliche Heroin der Zeit, als die Vorläuferin einer bessern Nachwelt erscheinen wird. Sie wird mit ihren Gesinnungsgenossen die einzige Rechtfertigung unwürdiger Jahre sein.

Dann wird der Philologe kommen, dem die beneidenswerte Aufgabe zufällt, die mysteriösen Andeutungen des Werkleins zu klären. Vor ihm, der das Buch vielleicht noch besser verstehen wird als wir, ersteht dann der versteckteste und trotzdem oder vielleicht deshalb schönste Teil unsrer Zeitgeschichte. Die versteckten Bemühungen der Menschlichkeit zu einer Zeit des Unmenschentums, da Milde, Güte, Liebe, Wissen, Denken, Fühlen, Glauben, Hoffen gleichbedeutend waren mit Vaterlandsverrat, und da zu diesem edelsten Verrat nur Wenige so viel Herz und Verstand, Mut und Talent aufgebracht haben wie Annette Kolb.

Neue Dokumente von und über Kleist

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

An den Herrn Capitaine de Mulineu
in Bern

Fort des Joux, 23. März 1807

Mein Herr !

Meinen herzlichen Dank für Ihre Hilfe. Sie haben die Güte gehabt, dem Kommandanten des Fort des Joux, wie er mir sagte, zu schreiben und ihm zu sagen, daß ich Schriftsteller bin. Er hat mich in einer Weise, die mir Ekel verursacht, von dem Leutnant verhören lassen, um etwas herauszubringen, wo nichts herauszubringen war. Ich bin in Berlin durch die Offiziere des Generals Clarke verhaftet worden und in einer grausamen Art in das Fort des Joux gekommen, wo ich Hungers sterbe. Der Kommandant kann nicht die Gesetze ändern, wie er sagt, und er würde als Franzose lieber sterben als gestatten, daß man Reglements des Essens ändere. Der Leutnant interessiert sich für ‚Die zwei Sosias‘ von Rotrou, die das Original des ‚Amphitryon‘ von Molière sind. Er interessierte sich vorher für Molière und für La Fontaine und sagt mir, daß er Madame de Staël

kennt. Er hat große Liebe zur Literatur, aber eine noch größere zum Avancement, weil es scheint, daß ihm der General Clarke versprochen hat, ihn zu avancieren, wenn er herausfindet, daß ich staatsgefährlich bin. Und man sagt, ich habe den Anfang dazu auf der Aare-Insel gemacht, weil ich die Freimütigkeit hatte, zu sagen, daß ich mich dort aufgehalten habe. Dort gibt es wohl heute noch nichts zu spionieren. Ich zog mit den Fischern zum Fang aus, und ein Mädchen hat mir sorglose Tage angenehmer gestaltet. Sie wissen, was ich gearbeitet habe, und wie ich an meiner Schwester hänge. Nun bitte ich Sie, dem Kommandanten zu sagen, daß er sich an den Gouverneur wendet, damit ich frei werde. Denn das Verhör, die Kälte und der Hunger sind widerwärtig, wie Sie sich leicht denken können.

Hier arbeite ich und gehe auf den Wällen spazieren, wenn das Wetter schön ist. Ich habe gefunden, daß der ‚Amphitryon' von Molière nicht Original ist, sondern von dem französischen Rotrou stammt, den Sie nicht kennen werden. Ich veröffentliche meinen ‚Amphitryon' nach Rotrou, aber mein Verleger will, daß ich sage, er sei aus Molière, weil den Jedermann kennt. Aus materiellen Rücksichten willige ich ein. Wenn Sie Zeit haben, so lesen Sie die Komödien von Scarron, die ich hier begonnen habe zu studieren. Kennen Sie ‚Cyrano' ? Ich habe Herrn Wieland noch nicht geschrieben, aber Herrn Geßner, seinem Schwiegersohn.

Empfangen Sie die Versicherung meiner Dankbarkeit.

H. v. Kleist

An Ludwig Wieland

in Dresden, Pirnaische Vorstadt, Rammsche Gasse 123

Fort des Joux, 31. März 1807

Mein verehrungswürdiger Freund !

Ich bin in einem Schlosse eingesperrt, das auf einem nackten Felsen liegt und zur Aufbewahrung von Gefangenen unterhalten wird. Wir sind in einem großen Sturm angekommen. Die Wege waren eisbedeckt. Es ist der nördliche Abhang des Jura. Meine Reisegefährten konnten nicht französisch , weshalb man mich als Dolmetscher gebrauchte. Geld habe ich nicht bei mir. Man führte uns in ein Gewölbe, das in einen Felsen gehauen und ohne Licht und Luft ist. Die Fenster haben dreifache Gitter. Man brachte uns Essen in Gegenwart eines Offiziers, von dem ich wiederholt Rotrou zu lesen bekommen habe, aber auch Scarron und Molière, weil der Gouverneur von Besançon die Leute so anwies. So spazierte ich auf den Wällen einher und las, wenn das Wetter schön war. Die Gegend ist romantisch. Man will uns nach Chalons sur Marne schicken. Ich kann Ihnen die Tränen nicht beschreiben, die ich vergossen habe, wenn ich an Sie und Ihre unermeßliche Güte denke. Von Geßner habe ich Nachricht. Haben Sie von dem Dichter Rotrou gehört, der ‚Die zwei Sosias' geschrieben hat ? Sie sind das Gleiche wie der ‚Amphitryon' von Molière, aber es scheint nicht so bekannt zu sein wie Molière. Adam Müller hat mir geraten, Molière als Quelle anzugeben, weil der doch bekannt ist. Der Offizier, der offenbar vom Gouverneur von Besançon so angewiesen wurde, erzählte mir von der Wirkung dieses Stückes, und ich habe mich gewundert, daß Molière ohne Aenderung

das Stück abschrieb. Ich bedaure nun, daß ich, ohne die Freiheit zu erlangen, nach Chalons sur Marne muß, denn obgleich das Fort kein schöner Aufenthalt ist, weiß ich, was ich hier habe, aber nicht, was ich haben werde. Hier habe ich diese Bücher, und dort werde ich kein Geld haben. Die Verzweiflung wird über mich kommen. Adam Müller hat mir geschrieben. Ich möchte Sie bitten, sich von der Verehrung und Liebe dessen zu überzeugen, der hier in Gefangenschaft schmachtet.

Ihr H. v. Kleist

An Rühle

Chalons sur Marne, 7. Juni 1807

Mein allerbester Rühle,
Du weißt, daß ich in Chalons sur Marne bin. Hier habe ich wieder Scarrons Komödien gelesen und den ‚Ecolier von Salamanque' studiert, den er im Jahre 1654 geschrieben hat. Jedoch benütze ich ihn nicht, sondern seinen Feind und Nebenbuhler Rotrou, der im Jahre 1610 geboren ist und 1650 starb. Das ist ein tragischer Dichter der Franzosen, der zu gleicher Zeit wie Corneille lebte. Im Hotel de Bourgogne war er der eigentliche Angestellte von Richelieu seit 1633 oder 1631, wie man mir erzählt hat. Er hat in seiner Jugend über dreißig Stücke geschrieben, zum Beispiel eine Antigone, eine Thebais, eine Iphigenie in Aulis, einen sterbenden Herkules. Ich habe mich gefragt, ob ich Scarron umarbeiten sollte, ein Stück von Scarron, worüber ich kürzlich schrieb. Das ist: Jodelet oder Der Herr als Knecht. Vielleicht finden sie heraus, was ihnen gefällt. Ueberhaupt scheint, als ob Scarron Jodelet besonders gefallen hat, so hat er ‚Die drei Dorotheen oder Jodelet geohrfeigt', im Jahre 1646 geschrieben. Dann haben sie es ‚Jodelet, der Duellist' genannt Er hat es von den Spaniern übernommen. Der Spanier heißt Rojas. Aber ich empfehle ihnen auch den ‚Lächerlichen Marquis'. Doch zuletzt habe ich ‚Die drei Sosias' von Rotrou gewählt. Wie sie wissen, hat zu gleicher Zeit Corneille gelebt, dem ich nicht ins Gehege komme.

Rotrou ist mit vierundzwanzig Jahren in Rouen gewesen, als Richelieu Corneille besuchte. Man sagt, Richelieu habe ihn mitgebracht. Aber gegen Corneille ist Rotrou nicht aufgetreten. Er hat es nicht getan, wie so manch andre berühmte Dichter der Jetztzeit gegen Jüngere, die etwas können, tun. Man hat auch gedacht, den ‚Entstellten Pagen' von Tristan L'Hermite zu übersetzen oder den Cyrano. Aber ich habe Rotrous ‚Zwei Sosias' vorgezogen; was mir besonders gefiel, habe ich im beiliegenden Buche unterstrichen. Rotrou hat griechische Tragödien anscheinend vorgenommen und hat sie auseinandergelegt und Neues dazugeschrieben. So habe ich den ‚Amphitryon' nach den ‚Zwei Sosias' geschrieben. Du kannst es ihnen sagen. Ich habe jetzt Geld erhalten, das ist das Tractament der königsgefangenen Offiziere von siebenunddreißig Franken monatlich. Meine Schwester sendet mir auch einen Wechsel. Das Manuscript hast Du seit Wochen. Bleibe treu

Deinem
H. Kleist

(Schluß folgt)

Gutachten über Brunner III.

Robert Breuer

Ich kenne Herrn Brunner seit dem Feuerbach-Prozeß. Da hatte er (etwa 1913) im Schaufenster des Buchladens der Volksbühne die farbige Nachbildung einer der schönsten Nymphen des deutschen Römers erschnüffelt. Schon an den Blamagen dieser Verhandlung wäre ein Mann von empfindsamem Geist verreckt. Er hats überlebt, dieser geschwätzige Klopffechter, der sich schon damals, auf einem Extra-stühlchen dicht an den Sitz des Staatsanwalts herangerückt, wichtig tat. Schon damals war zu fragen, was heue noch gefragt werden muß: Wo ist diese Existenz eigentlich etatisiert ? Für heute sei festgestellt: Brunner ist Regierungsrat im Wohlfahrts-Ministerium und Gutachter in der Glasenapp-Abteilung des Polizei-Präsidiums. Auch hier hat er Bezüge. Wofür aber wird er bezahlt ? Wie es heißt, soll er sich um die Wohlfahrt der Kinder bekümmern. Danach gehört er also zu den nicht voll beschäftigten Beamten — denn woher bekommt er sonst die Zeit zu dem öffentlichen Unfug, den er tagelang vor Gericht und anderswo aufführt ? Gehört die Gutachterei, das Denunzieren und das Zusammenschleppen von Zeugen zu seinem Amtsgeschäft ? Wenn nicht: wer erteilt dem Mann hierzu dauernd Urlaub ? Seit wann sind die Steuerzahler verpflichtet, die Perversitäten irgendeines Unikums mit-ernähren zu helfen ? Alle diese Fragen werden schleunigst zu beant-worten sein, und auch die andre darf nicht vergessen werden: Dient es der Amtsführung, wenn ein Beamter dauernd die Oeffentlichkeit beun-ruhigt und jedenfalls einen Teil der Bevölkerung plump aufreizt ? Das Mindeste, was zu fordern ist, wäre die Amtsentlassung oder, wenn die Sittlichkeitsvereine ihn nicht ernähren können, die strikte Ver-fügung, daß der Mann im Wohlfahrts-Ministerium gefälligst, so wie es in der Verfassung heißt: unter Aufwendung seiner gesamten Kraft seinen Dienst versieht. Zu den Aufgaben des Wohlfahrts-Ministeriums aber gehört nicht, vor Gericht einen Sittenclown auftreten zu lassen.

Als damals Feuerbach besudelt werden sollte, wurde dies damit begründet, daß ein Schaufenster Jedermann zugänglich sei, und daß selbst die kleinsten Mädchen nicht davor geschützt werden könnten, an der gelagerten Nymphe vorbei zu müssen. Ich erlaubte mir, von der Komik solcher Fürsorge geschüttelt, den Staatsanwalt auf die der-ben Unzüchtigkeiten in Mozarts ‚Hochzeit des Figaro' aufmerksam zu machen. Im Deutschen Opernhaus gab es eine Vorstellung, die von jungen Mädchen übervölkert war. Der Staatsanwalt meinte: Theater, das sei eine andre Sache. Da hätten die Eltern die Verantwortung, ob sie ihre Kinder hinschicken wollten. Aber die Straße, die Straße ! Inzwischen ist man also einen Schritt weiter gegangen: jetzt ist auch das Theater Jedermann zugänglich, und mit denselben Argumenten, womit man vor dem Kriege die Straße von Feuerbach glaubte reinigen zu müssen, wünscht man jetzt für den abgeschlossenen und nur gegen Bezahlung zugänglichen Raum des Theaters eine wühleifrige Rüssel-justiz. Wenns so weitergeht, bekommt nächstens jede Bürgerwohnung, zum mindesten aber jede Dichter- und Malerstube, einen Schmutzjäger einquartiert. Viefleicht läßt sich hierür ein Moraltaxameter erfinden, jedem Polstermöbel einzubauen.

Im übrigen aber: wenn Lustgreise mit geifernden Fingern auf einem gemalten Akt herumfahren, werden sie notwendig an die für sie entscheidende Stelle geraten. Wir Andern sind von Gott gesegnet, daß uns solch Malheur nicht passiert. Es ist aber sehr leicht möglich, daß die Sexualrülpser es schließlich dahin bringen, selbst unsereins

vom Künstlerischen auf das Spezialgebiet des Hautarztes abzulenken. Psychologie des Nachbildes. Schon darum muß diese Volksseuche ausgetilgt werden. Wenn Nacktheit mit Steilaugen angesehen worden wäre: wie hätte dann in Barockkirchen jemals Messe gelesen werden können, wie hätte Gottes Wort von Kanzeln verkündet werden können, die von Kinderpopos Lustig umflattert sind ? Es kommt eben nicht auf die Nacktheit an, sondern auf die Naivität oder die Verderbtheit der Augen. Die Gattung Brunner müßte uns mit der Zeit Alles verekeln, was der Weltgeist geschrieben und gemalt hat. „Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hanget . . . Wende deine Augen von mir, denn sie machen mich brünstig . . . Sechzig sind der Königinnen und achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen ist keine Zahl !" Die Gattung Brunner wird sich auf das Hohe Lied stürzen müssen. Sie wird auch sonst im Religiösen heftig herumfuhrwerken müssen !. „Ave Maria, du schöner Rosengart, du wohlgezierte Jungfrau zart . . . O Maria Morgenstern ! Hell und rein, hübsch und fein . . . Ich hab mir auserkoren eine minnigliche Maid, die ist gar hochgeboren, meins Herzens Augenweid." Die Gattung Brunner wird nie lernen, daß Religion und Kunst, daß überhaupt Alles, was stark, mächtig und schön in der Welt ist, vom Strom der Sexualität befruchtet wird.

Um einen praktischen Vorschlag zu machen: Alles an Erscheinungen der Malerei, des Buchdrucks, und was es sonst sei, bleibe grundsätzlich dem Sittlichkeitsinteresse der Behörden und ihrer Zuträger entrückt, wenn anzunehmen ist, daß die breite Masse des Volkes, namentlich die Jugend, davon nicht oder nur unter ganz besondern Umständen erreicht werden kann. Ein ‚Venuswagen' kostet tausend Mark und mehr. Es ist lächerlich, Erwachsene, die Derartiges sich kaufen wollen, zu schützen. Billige Schmutzphotographien wird Niemand vor Zugriff bewahren wollen, und Niemand wird sich sträuben, der Spekulation auf die Unerfahrenheit der kritiklosen Hemmungen zu schaffen. Dazu aber wird — und das ist mein zweiter Vorschlag, von dem ich glaube, daß der Reichs-Kunstwart ihn gutheißt — notwendig sein, eine Stelle zu konstruieren, durch die alle Attacken auf angeblich unzüchtige Werke zunächst einmal hindurchfiltern. Es wird eine Kommission zu schaffen sein, bestehend aus Vertretern der Kunst, der Erziehung, der Wohlfahrtspflege, die, bevor eine Unzuchtsbezichtigung an die ordentlichen Gerichte gerät, zu prüfen hat, ob es sich überhaupt verlohnt, den teuern Apparat eines Gerichtshofes — wir sollen doch sparsam werden — in Anspruch zu nehmen, oder ob anders zu verfahren ist. Die Bedenken, die auch gegen die Zensur solcher Kommission sprechen, sind deutlich; immerhin würde sie — zum mindesten, solange auf unsrer Kulturentwicklung das Zentrum lastet — das kleinere Uebel sein.

Hermann Wendel

Mir scheinen die Ankläger wie die Verteidiger besagter Kunst im Unrecht zu sein. Denn wenn die Einen diese Kunst als „unzüchtig" verdammen und verdonnern, weil sie sinnliche Triebe wecke, und die Andern ihre „Unzüchtigkeit" bestreiten, weil Kunst nie die Sinnlichkeit reizen könne, so stimmen beide darin überein, daß es „unzüchtig" ist, die Sinnlichkeit zu wecken. Wieso ? Warum ? Seit wann ?

Was aber die politische Seite des Falles betrifft: wenn mir unter den roten Fahnen des neunten November 1918 Jemand angedeutet hätte, daß das dritte Jubelfest der Revolution durch einen ‚Reigen'-Prozeß werde begangen werden: nicht einmal gelacht hätte ich — so abgeschmackt wäre mir dieser Witz erschienen.

Schnitzler und Lautensack

Das weite Land ist die Seele des Menschen. Es gibt kostbarere Gleichnisse, auch in Schnitzlers Dramentiteln. Aber nehmen wirs hin; wichtiger ist ja, was Schnitzler in ungefähr einem Dutzend weiter Länder gesehen hat. Dann fällt zunächst das weg, das ein einziger Tennisplatz ist, und ein paar andre, die an die seriösen Länder angrenzen, wie Operettenstaaten an Großstaaten, und die nur dazu da sind, um die Karte möglichst bunt zu machen. Schnitzler hat hier ab und zu nachdrücklich ans Theater gedacht. Er verschmäht nicht Schwankscherze, nicht Schwankfiguren, nicht Schwanksituationen. Aber es ist wirklich nicht zu bezweifeln, daß er sie, und übrigens mit Maß, in seine Tragikomödie hineingesetzt hat, weil er auch größere Elemente als uns, die wir ihm sicher sind, für die Tragik seiner Komödie gewinnen wollte. Verwunderlicher ist, was für eine anfängerhafte Not auf ein Mal wieder der Verfasser von Bühnenrunden und schlagkräftigen Werken hat, um die Karre in Gang zu bringen und in Gang zu erhalten. In den ersten drei Akten ist, abgesehen von jenen listig eingestreuten Lustigkeiten, je ein Viertel Füllsel eines merkwürdig unbeholfenen Technikers. Erst die beiden Schlußakte haben die Prägnanz, die das Drama braucht. Es sind durchaus nicht allein die handgreiflichen Effekte, die diese Akte eindrucksstärker machen. Schnitzler hat sich einfach heiß geschrieben. Die Sätze werden leichter, schneller, kürzer und sagen, trotzdem oder deshalb, mehr. Der Dialog bekommt hier manchmal den Klang von Stichomythien. Der letzte Akt hat dreizehn, der erste fünfunddreißig Seiten. Das ist bezeichnend. Als Schnitzler fertig war, hätt' er im Fieber der Arbeit von neuem an die erste Hälfte gehen sollen. Aber das, nicht wahr, ist mir für die Wirkung aufs Publikum erheblich, keineswegs für die Wirkung auf mich, für den sich ein kultivierter Kenner wie Schnitzler gar nicht genug Zeit nehmen kann. Auch aus dem gestrecktesten Geplauder eines Dichters will ich heraushören, worum es ihm ernst ist, wenn er nur ein Dichter, und wenns ihm nur ernst ist.

Schnitzlern ist es grade diesmal verteufelt ernst. Der Doktor Mauer, der als der anständigste Mensch durch die Gesellschaft des Stückes spaziert, fällt über sie das Urteil. Er hätte nichts einzuwenden gegen eine Welt, in der die Liebe tatsächlich nichts andres wäre als ein köstliches Spiel. Aber was er hier sieht: dieses Ineinander von Zurückhaltung und Frechheit, von feiger Eifersucht und erlogenem Gleichmut, von rasender Leidenschaft und leerer Lust — das findet er trübselig und grauenhaft. Ist zu glauben, daß Schnitzler das weniger trübselig und grauenhaft findet ? Es ist eine echte Trauer in ihm um die Männer und Frauen seiner Zeit und dieser Schicht. Aber er hat freilich nicht die Natur, zornig die Augen zu rollen und Donnerworte der Empörung zu ballen. Er will schon der Sittenrichter dieser Generation sein. Aber nicht mit priesterlichen Gebärden und im Vollgefühl der eignen Fehlbarkeit. Er züchtigt, indem er darstellt: mit

resignierendem Verständnis und einer wehmütigen Ironie, deren weltmännisch gelassener Ton nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß eine wahre Herzensnot lange gebraucht hat, sich zu ihm abzuklären.

Für ungefähr zehn Seelen ist die Liebe im Grunde Qual, Problem und Schicksal. Sie liebeln, ja, weil Lenz oder Sommer ist, und weil es Mondlicht und Wiesenduft, Höhenrausch und Einsamkeit und in jeder Jahreszeit andre Gelegenheiten gibt. Die Erotik flicht um sie ein dünnes und doch dichtes Netz von spinnwebzarten Fäden, die zerrissen und wieder zusammengeknüpft werden und immer künstlich verschlungen sind. Sie liebeln dreist und zynisch durcheinander. „Das Klima der Begebenheit", wie vor Felix Poppenberg schon Ludwig Tieck zu sagen pflegte, hat eine leichte Beigabe von Verwesungsgeruch. Aber alle diese Menschen liebeln doch nur nebenbei und zwischendurch, neben und zwischen der großen Liebe, an der oder für die sie verbluten. Der junge Musiker Korsakow erschießt sich, weil er Frau Genia Hofreiter nicht besitzen kann, und der noch jüngere Fähnrich Aigner wird erschossen, weil er sie besessen hat. Aigners Eltern sind früh auseinandergegangen, weil er sie ein einziges Mal betrogen hat, und beide gestehen nach zwanzig Jahren, daß sie Keinen und Keine nachher je wieder richtig geliebt haben. Der Bankier Natter weiß, daß ihn seine Adele jeden Monat mit einem Andern betrügt, und liebt sie doch so rettungslos, daß er ein Leben ohne sie niemals ertragen würde. Der Doktor Mauer bietet Erna Wahl den Frieden und die Sicherheit, die sie nur anzunehmen brauchte, um den braven Mann vielleicht für immer zu beglücken, und es ist möglich, daß er nach ihr Keine mehr begehren wird. Erna Wahl liebt Friedrich Hofreiter, der sie am Wendepunkt seines Daseins von sich stößt. Denn er hat Erna zwar genommen, wie so viele Frauen und Mädchen, aber er ist sich klar darüber, daß er doch nur Genia liebt — Genia, um derentwillen . . .

Zwischen Genia und Friedrich spielt das eigentliche Drama. Wenn es beginnt, ist sie ihm unheimlich, kann er ihr beinah nicht verzeihen, daß sie um eines Schemens, eines Nichts, eines Phantoms, nämlich um ihrer Tugend willen jenen jungen Korsakow hat sterben lassen. Wenns schließt, hat er, in blinder Wut und giftiger Eifersucht und großer Liebe, den noch viel jüngern Aigner totgeschossen, den sie „erhört" hat — sei es aus Erinnerung an den Fall Korsakow, sei es aus Rache für die Erna Wahl, sei es aus simpler Sehnsucht nach der Wärme eines unverbrauchten und naiven Menschen. Zwischen Anfang und Ende sieht man wenig Versuche der beiden, zu einander zu kommen, und das ist nicht nur ein dramaturgischer Einwand, sondern hat wahrscheinlich auch empfindliche Gemüter gegen das Ethos der Dichtung eingenommen. Die beiden Menschen, kann man sagen, kämpfen nicht genug, um so leicht unterliegen zu dürfen. Für mich ist es ausschließlich ein dramaturgischer Einwand. Denn ihre Kämpfe liegen bei Beginn des Stückes hinter ihnen. Sie wissen um einander Bescheid. Sie sagen, daß sie nichts mehr wünschen und

nichts mehr hoffen, und tun es im stillen doch. Sie kennen ihre Tragik: zu einander zu gehören, aber einander nicht festhalten zu können. Weil sie die Reinheit dieses Glückes nicht finden, beschmutzen sie sich; weil man sie ganz nicht haben will, zersplittern sie sich. So geht es Genia, so geht es den Andern. Durch das Stück dröhnt nicht pathetisch und wimmert nicht sentimental, sondern spricht bald gefaßt und mit gütigem Lächeln, bald hinter Scherzen verborgen ein tiefer Schmerz über die Unsicherheit aller menschlichen und gar aller erotischen Beziehungen, über die furchtbare Einsamkeit jeder bessern Seele und über die Aussichtslosigkeit jedes Kampfes gegen diesen traurigen Zustand. Von vierzehn Menschen sind mindestens elf unglücklich — und diejenigen, die schlecht und recht auf der goldenen Mittelstraße und im Dutzend geblieben sind, womöglich noch unglücklicher als die Libertiner der Phantasie und des Fleisches, die doch ihre blauen Jugendsehnsüchte oder ihre höchst erdhaften Genüsse gehabt haben. Drei von den Vierzehn sind glücklich, und das sind Trottel.

Also könnte ‚Das weite Land' genau so gut ‚Der einsame Weg' heißen. Manches in beiden Dichtungen lautet nicht allein wörtlich, lautet erst recht nach Stimmung und Umständen überein. Wie die junge Johanna Wegrath zu dem alternden Sala bedingungslos sagt: „Ich liebe dich !", so sagt bedingungslos zu dem alternden Hofreiter die junge Erna Wahl: „Ich liebe dich !". Aber der ‚Einsame Weg', der den Vorzug hatte, früher da zu sein, war auch voller, wog auch schwerer. Sala (im achten ‚Jahr der Bühne' historisch eingereiht und analysiert) hat eine andre Existenz als Herr Friedrich Hofreiter, dem ich entweder die Glühlichterfabrikation oder seine Differenziertheit glaube. Es handelt sich nicht um die Branche: aber da geht nicht Alles zusammen. „Hineinschauen in mich kannst du doch nicht — das kann Keiner", versichert er seiner Frau. Bis auf den Dichter, versichern wir Schnitzlern, der es leider unterlassen hat. Wir wollen lieber ein enges Land ganz als ein weites Land fast gar nicht kennen lernen. Darum bereichern uns mehr die mäßig komplizierten Menschen, die hier vor uns entfaltet werden. Es kommt nämlich wirklich nicht darauf an, in wie tiefe Menschen, sondern mit wie scharfen Blicken ein Dichter in Menschen hineinsieht. An Hofreiter ist vielleicht nur ein Zug — wie er lügt, mit wie feinem Bewußtsein er lügt, und daß er sich dabei selbst nicht belügt — nur dieser eine Zug ist vollkommen geglückt. Aber um ihn lebt es. Das Theater hat Arbeit.

Das Residenz-Theater hat sie sich nicht so leicht gemacht wie bisher. Nach drei Sätzen suchte ich in der Dunkelheit auf dem Zettel den Regisseur, dessen Name weder Alfred noch Fritz Rotter sein konnte. Und richtig: es war Arnold Korff, der genügend Oesterreicher ist, um dieser — in all ihrer Geistigkeit bodenständigen — Komödie einen Hauch von wienerisch süßer Stimmung, von lächelnder Sentimentalität, von melancholischer Heiterkeit zuzuwenden. Aber freilich müßte dieses vollendet intime Haus auch unerbittlich zutage bringen, daß der bewegliche, fesche, flotte Lustspieler Korff für ernste An-

wandlungen nichts in sich vorfindet, daß da sein Ton theatralisch und vulgär wird. Seine Umgebung . . . Man hat einige vaterländische Altertümer ausgegraben und nicht durchweg an die richtige Stelle gesetzt. Hingegen zeigt die hübsche Mademoiselle Annelise Halbe in ihrer Jugend schon so wenig Talent für die Bühne, wie ihr Vater Max erst nach seiner Jugend gezeigt hat. Ich halte mich an ein Quartett, das seine Lehrzeit bei Reinhardt und Brahm nicht verleugnet. Heinrich Schroth bewährt sich von neuem als Spezialist für den eleganten Hahnrei, der aus Liebe nötigenfalls zum Salonstrizzi werden würde. Josef Klein blickt mit der Klarheit anständiger Herzen in eine einsame Zukunft ohne Erna Wahl, als die Gertrud Welker die Verheißungen ihrer Anfänge in dem Grade erfüllt, daß nur die Gleichgültigkeit des Publikums gegen schauspielerische Finessen mich hinderte, nach ihrer dreiwortigen Liebeserklärung an Hofreiter, worin Scham, Stolz, Ueberschwang, Leichtsinn und Kindlichkeit durcheinanderwirbelten, darauflloszuapplaudieren. Und zuletzt und zuerst die Triesch. Welche Freude, sie nach so vielen Jahren — und in einer passenden Rolle — wiederzusehen ! Ihr Schicksal beklemmt, selbst wenn sie nicht redet. Sie ist, als diese gequälte Frau, von Schmerzen umflossen. In ihren Augen, in ihrem Gang, im Krampf und in der müden Abwehr der Hände — darin liegt, was Schnitzler mit seiner Dichtung hat sagen wollen: daß die Verschmelzung von Seele und Seele niemals gelingt, daß wir immer, immer, immer allein sind.

*

Nachdem also hiermit bewiesen ist, daß man sogar die Rotters nicht zu beschimpfen braucht, sobald sie ihre Tätigkeit darauf beschränken, den reichen Ertrag ihrer schön illustrierten Kundgebung an die Annoncenleser des ‚Weltspiegels': daß Schnitzlers „gewaltiges Stück" bei ihnen „congenial wiedergegeben" wird, hinterm Kassenschalter anonym und bescheiden einzustreichen — danach ist für Herrn Saltenburg auch der dritte Mißerfolg nicht unbedingt ein Grund zur Verzweiflung. Die Muse Thalia hat ihm ins Säuglingskörbchen die Gabe gesenkt, für schlechte Operetten so geschickt Lärm zu schlagen, daß nicht einmal seine Unfähigkeit, sie erträglich zu inszenieren, ihre Anziehungskraft vermindert. Ihn aber reißts unwiderstehlich zu einem Mittelding zwischen Thalia und Melpomene, in höhere Regionen. Der Einwand wäre ihm zuzutrauen, daß es unter allen Umständen dankenswerter ist, Heinrich Lautensack darzustellen als die Dioskuren Presber und Stein oder Neal und Bach oder Sturm und Frehsee. Nur ist es nicht wahr. Einen harmlosen Schwank angemessen wiederzugeben, ist wenigstens eine geschäftlich reelle Leistung. Versündigung dagegen an einem Dichtergrab und Unfug in jedem Falle ist es, zu einem ‚Hahnenkampf' zu laden, nachdem man die wehrlosen Hähne bis zur Erbarmungslosigkeit verschimpfiert: nachdem man ihnen die Sporen abgetrennt, die Federn ausgerupft, die Augen ausgestochen, die Schnabel abgestumpft und die Nägel kurzgeschnitten hat.

Dieser eine Akt hat im Buch fünf Szenen und kein Wort zu viel. Was der Charakteristik des Menschengekribbels nicht dient, ist übrig für das Lokalkolorit, den Landschaftsbrodem, die Sprengelstimmung, das Grenzschmuggelwesen, den Wirtshausklatsch, das ordinäre Parfüm ungelüfteter Hurenstuben und die Tendenz. Ja, auch die Tendenz. Nicht umsonst ist die offizielle Sedanfeier mit Blechmusik und Fahnenumzug der Fond, von dem sich die Anklagerede des Apothekers wider den Nebenbuhler von Gendarmen in seiner amtlichen Eigenschaft abhebt. Den Halbakademiker wurmt, daß solch ein Analphabet, solch ein Herr Notizbuch als „Auge des Gesetzes" aufgestellt ist und seine Dummheit mit der Falschheit der Pfaffen zum Schaden des Bayernlandes verbündet. Oder er tut doch, als ob es ihn wurme. Seine soziale Stellung erfordert so etwas wie ethische Unterkellerung eines keuchenden Sexualneids. Die beiden Kerle kämpfen zuletzt mit den Flinten, zuvor mit den Fäusten und zuerst mit den . . . um ein Weib, um die Innozenz, die sich zwar dem gebrechlichsten zahlungsfähigen Mitglied des Honoratiorenschaft nicht verschließt, aber nur sie beide und die stachelnde Eifersucht auf die Kommandantin nötig hat. Dieser Lautensack konnte erdige Geschöpfe entfesseln und bis zur Raserei treiben. Er konnte die Luft zwischen ihnen elektrisch laden und entladen. Er konnte in einem Sonntagnachmittagjahrmarktsgewimmel die derbe und gutartige Süddeutschheit einer bäuerischen Bevölkerung zu farbigster Eindringlichkeit zusammenfassen. Er konnte die stirnenpressende Macht des Katholizismus jählings aufblitzen lassen. Seine Werke sind in keinem Zuge zu transponieren. Sie wurzeln mit jeder Faser. Er war ein Thoma, dem ein gehöriger Tropfen Fegefeuer eingeheizt und das Gehirn zu so viel Prophetengabe erleuchtet hatte, daß manche Sätze — „man sieht es an höherer Stelle nicht gern, daß dem Morde immer noch nachgespürt wird" — wie aus dem heutigen Tag für den heutigen Tag gesprochen klingen. Ein grimmiger, bitterer, erkennerischer Schwefelhumor zuckt durch den erbarmungslos ruhig gemalten Lebensausschnitt.

Dies und das: die in sich selbst beharrende Speckesfülle und die Nervenzuckungen drüber hin muß eine Aufführung zu vereinen wissen. Der Herr des Lustspielhauses hat sich gleichermaßen am Fleisch und am Geist versündigt: er hat von den fünf Szenen eine ganz, und die saftigste, die vierte, entfernt, mitsamt dem schwer entbehrlichen Epilog, dem bezeichnend lügenhaften Epitaph für den erschossenen Gendarmen Buchholz, oder wie er sonst heißt, dem ein ehrenvoller Selbstmord nachgerühmt wird; und er hat in den andern vier Szenen mit einer kaum überbietbaren Taubheit für Lautensacks Dialogik, für ihren Tonfall herumgestrichen, herumgehackt. Durch die metzgerhafte Beseitigung von Uebergängen sind Antithesen herausgekommen, Antithesen — als wolle Einer in Expressionismus machen, der noch garnicht erfahren hat, was Impressionismus ist, und es niemals erfahren wird, weil von allen ismen seiner einzig der Dilettantismus ist. Diese Aufführung — mit einem Kommandanten für allerkleinste Ortsver-

bände — ist keifend, kurzatmig, voll Angst, eine knallige Wirkung zu verpassen, und ohne Scheu, jede feinere zu verpatzen. Es tut mir in der Seele weh, daß ich Bassermann bei Herrn Saltenburg seh. Er sieht sich nicht und wird deshalb, fürchte ich, meinen guten, aufrichtiger Besorgtheit entspringenden Rat mißachten: sich lieber heute als morgen wieder einem einigermaßen gleichwertigen oder zum mindesten gleichstrebenden Ensemble unter der Leitung eines Kunstmenschen einzugliedern.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Auch die Theater hier sind dem allgemeinen Verfall verfallen. Glanz und Freude des Metiers sind hin. Die Schauspieler plagen sich im „Nachtgeschäft", ihren Lebensunterhalt zu erschwingen, das heißt: sie arbeiten im Cabaret, im Konzertcaféhaus, im Tingl. Oder zumindest in den Nachtvorstellungen, mit denen die Bühnen selbst sich helfen, ihren Raum und ihre Zeit lukrativer nützen wollen. Die zur Existenz des Theaters unbedingt nötigen Mittel heiligen den schäbigsten Amüsierzweck. Literarisch hat die wiener Schaubühne niemals viel bedeutet; sie bedeutet jetzt weniger als gar nichts. Kein neuer Dichter kommt hier zum ersten Wort, auch kein neuer Autor. Von der Fassade der wiener Kultur springt der Theater-Stuck, der ihre Zierde war, ab. Und nicht einmal das Theaterstück macht den Wienern mehr Freude. Die Schauspieler sind noch immer, alle, „Lieblinge", aber das liebende Publikum ist kraftlos geworden, und seine Gönnerschaft hat keinen Nährwert. Es ist eine schlimme Zeit. Ein Glück noch, daß es auch eine groteske Zeit ist, zum Heulen komisch in ihrer Gehetztheit, Verlorenheit und ihrem pathetischen Asthma.

*

Also finden die Klagen des Karl Moor wider schiefen Bau und schnöde Ordnung der Welt heute besonderes Echo. Zumal wenn ein so starker Komödiant wie Oscar Beregi die Sache vorträgt, in klassischer Heldenattitude, adligen Weltschmerz in den Mienen, die Unterlippe voll Bitterkeit schiefgezogen, das Lockenhaupt aufwärts, gewissermaßen: mit dem Kinn gegen die Götter polemisierend. „Augenrollen und Füßestampfen", wie das der Chronist von der ersten mannheimer Aufführung berichtet, stellte sich bei der Neu-Inszenierung der ‚Räuber' (durch Direktor Bernau im Deutschen Volkstheater) allerdings nicht ein. Die Inszenierung, die viel mit Vorhängen und Scheinwerfern arbeitet und den Szenenwechsel bei hochgezogener Courtine besorgt, holt keinen neuen Ton und keine neue Farbe aus dem Drama. Wo sie's versucht, wirkt es als Pose einer Modernität, zu der jede innere Beziehung mangelt. Wenn der monologisierende Franz Moor vom Scheinwerfer mit Rotglut übergossen wird — optischer Vorschmack des Höllenfeuers, das ihm gewiß — scheint das fast wie Parodie auf das Stil-Bemühen des neuern Theaters. Eine Konvention, die erschrecklich das Gesicht verzieht, um nicht erkannt zu werden. Herr Onno fühlt sich nicht wohl in der Schlangenhaut des Franz. Seine Beseeltheit fährt nur mit Mühe

in das Kanaillische, die Zeichen innern Adels, die er in Stimme, Miene, Haltung trägt, lassen sich nicht weggrimassieren. Ganz unerträglich schon sind die larmoyanten Szenen im Hause Moor, und wahrhaft schön ists nur in den böhmischen Wäldern. Amalia um die Bande ! und den alten Moor mit Freuden dazu.

*

Erholung von allen Uebeln brachte das Erscheinen Max Pallenbergs (am Raimund-Theater) in seinen beiden Molière-Rollen: ‚Der Geizige' und ‚Der eingebildete Kranke'. Mir ist zwar der entfesselte Pallenberg, der einhertritt auf der eignen Spur, lieber als der klassisch gebundene. Aber wie er diese Bindung trägt, wie er den Text in bizarre Falten wirft oder ihn dehnt, daß alle Nähte krachen, wie er das einfache Motiv der Figur über einen obstinaten Charakter-Baß durch tausend Variationen hetzt, wie er sie anprangert, die Kreatur, die Karikatur Gottes, und gleichzeitig um Mitleid für sie wirbt, wie er Tragik verulkt und den Ulk ins Tragische steigert, wie er, sich und Alles aufs Spiel setzend, vom Ehrgeiz des fanatischen Dienens getrieben, mehr tut, als die Komödie befiehlt und doch von Zeit zu Zeit heimliche Stichproben macht, wer stärker, der Pallenberg oder der Molière — das ist schon ein ganz besonderes, ganz hohes Theatervergnügen. Es wurde, im ‚Geizigen', geschmälert durch den Bearbeiter Sternheim, der den Plaudergang des Spiels zum Stechschritt seines neupreußischen Idioms nötigte. Unter dem Sternheimschen Drill schwitzt die Komödie Blut. Was sie an „Exaktheit" zweifellos gewinnt, verliert sie an Tempo. Die Atempausen, zu denen allein die verkürzten Conditionalsätze den Sprecher zwingen (indem er gewissermaßen die zwei Kommata sprechen muß, die den elliptischen Satz abschnüren), summieren sich gut zu einer halben Stunde Zeitverlust pro Akt. Pallenberg freilich ist zufrieden mit dem Bearbeiter; er hat Monologe vorn und Monologe hinten und Monologe in der Mitte. Und Vokabeln von Sternheimscher Substanz, die sich viel besser kauen läßt als der weiche Fulda-Teig.

*

In Wien gibt es jetzt zwei „jiddische Theater", und ihr Spiel, geboren aus dem Geist des Jargons, ist in seiner Originalität, Wildheit und Farbigkeit ein Erlebnis. Im Prater bringt eine vortreffliche Truppe soziale Stücke. Ihr Capo ist Ben Zwi, ein Mime von europäischem Großformat. Weiter drin in der Leopoldstadt, auf der ‚Roland-Bühne', spielt ein Ensemble litauisch-amerikanischer Herkunft Possen mit Tanz und Gesang. Ihr Star heißt Mali Picow, eine fabelhaft bewegliche, witzige, drastische Soubrette. Ich erzähle ein ander Mal mehr vom Ritus dieser jiddischen Theater, von dem merkwürdigen koschern Naturalismus, dessen sie sich befleißigen, von der springlebendigen Elastizität der Liebhaber und dem hemmungslosen Pathos Aller im Affekt, von dem barocken Humor des Spiels, und wie es sich unbehaglich auf Wellen des Jargons schaukelt. Von diesen Jidden kann der Goi noch manches lernen. Freilich auch, wie fremd, fern, rätselhaft sie ihm ewig bleiben müssen, wenn sie Die bleiben, die sie sind.

Washington von Waltreu

Selten hat größere Macht in den Händen eines amerikanischen Staatsmanns gelegen. Wenn die entscheidende Streitfrage der Erschließung Chinas nicht einer klaren, zufriedenstellenden Lösung entgegengeführt wird, hat er zu befinden, ob abermals Menschen und Güter dem Moloch eines neuen Krieges geopfert werden sollen — um wirtschaftlicher Ziele willen, die bei wirklich gutem Willen auch auf friedlichem Wege erreicht werden könnten.

Was jetzt in Washington verhandelt wird, sieht freilich ungemein politisch aus. Im Kern sind es einfach oekonomische Probleme. Militärs, denen der Erdball Tummelplatz strategischer Einfälle ist und sonst nichts, werden sie sicherlich niemals begreifen.

Amerika hat ein starkes Drohmittel in der Hand, um die europäischen Gäste nicht übermütig werden zu lassen. Es verknüpft die Abrüstungsfrage mit dem Wunsch nach Streichung der während des Krieges aufgenommenen Schulden und argumentiert etwa so: Wenn Ihr nicht prinzipiell bereit seid, Ersparnisse am Ueberflüssigsten: an euern militärischen Ausgaben vorzunehmen, wozu die Gelegenheit euch jetzt, vielleicht zum letzten Mal, geboten wird, dann seid Ihr auch nicht willig, eure Pflichten gegen Amerika zu erfüllen, und es liegt kein Anlaß vor, auf irgendeinen rechtmäßig erworbenen, amerikanischen Anspruch zu verzichten. Diese grundsätzliche Sparsamkeitsbereitschaft ist für uns amerikanische Bürger der Prüfstein, ob die Umstände Opfer für die Wiederherstellung des alten weltwirtschaftlichen Gleichgewichts erheischen.

Bevor in Washington erkennbar wurde, daß Großbritannien bereit ist, alte Positionen freizugeben, um mit den Vereinigten Staaten zu einem großen anglikanischen Bund zu gelangen, wäre denkbar gewesen, daß die europäischen Mächte dem Staatssekretär Hughes die gemeinsame Erklärung ihrer Zahlungs-Unwilligkeit und -Unfähigkeit überbracht hätten. Voraussetzung hierfür wäre freilich ein klares politisches Uebereinkommen gewesen. Dazu ist es nicht gekommen; England ist abgeschwenkt, und die amerikanische Machtfülle ist nur um eine Möglichkeit reicher geworden.

Japan scheint, wenn es Großbritannien nicht doch noch gelingen sollte, das Reich des Mikado durch feste Abmachungen dem britisch-amerikanischen Bund zu verpflichten, isoliert. Das Horoskop stünde auf Krieg. Was wäre, weltwirtschaftlich gesehen, die Folge ?

In einem Weltkrieg zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, in Wahrheit dem Kampf zweier Erdteile: Asien und Amerika, könnte Großbritannien, aber auch Europa nicht neutral bleiben. Die Industriestaaten der Erde würden sich in zwei Lager gliedern. Ein Teil dürfte zum Lieferanten Japans werden. Die andre Partei wäre der Union verpflichtet. Es ist nicht anzunehmen, daß der Kampf nur auf den Meeren zum Austrag gelangte. Wahrscheinlich würde auch das ganze asiatische Festland in Mitleidenschaft gerissen. Ist diese Voraussetzung richtig, dann könnte Amerika, das ohnehin zur Anspannung all seiner Wirtschaftskräfte gezwungen wäre, an vielen Stellen der Erde wirtschaftliche Hilfskräfte gebrauchen. Es würde sich also das umgekehrte Bild, wie wir es am Ausgang des Weltkrieges gegen Deutschland beobachtet haben, ergeben: der jetzt all-

mächtige Gläubigerstaat, Amerika, wäre der Welt verpflichtet, die nun ihre Schulden durch „Sachleistungen” (beliebtes Wort !) abgelten könnte, wenn sie nicht sogar darüber hinaus zum Gläubiger der Vereinigten Staaten würde.

Man muß diese Möglichkeit einmal bis zu den letzten Konsequenzen durchdenken, um zu ermessen, wie gradezu ungeheuerliche Folgen politisch und weltwirtschaftlich ein Krieg zwischen Amerika und Japan haben müßte. Es wäre ein Kampf der Kapitalien von gigantischer Größe, so gewaltig, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem — dem nicht noch einmal eine Belastung, wie wir sie im letzten Kriege gespürt haben und noch spüren, zugemuet werden darf — einfach zusammenbrechen würde. Flotten würden die Weltmeere unsicher machen und jeden Handelsverkehr lähmen. Wie störend hat nicht schon die kleine deutsche Armada gewirkt ! Amerika wäre gezwungen, seine einstweilen noch immer organisatorisch nicht recht zusammengefaßte Industrie zu Hochleistungen unter staatlicher Beaufsichtigung aufzupeitschen, wie dies während des Krieges in Deutschland und England geschehen ist. Amerikanische Rohstoffe könnten infolge der Unmöglichkeit freien Exports einzig in eignen Werken zur Verarbeitung gelangen. Der europäische Rohstoffhunger müßte in andern Erdteilen, soweit dies in der Eile eben möglich ist, Befriedigung suchen. Das bedeutet die Industrialisierung neuer tropischer und subtropischer Gebiete. Von den gesellschaftlichen Verschiebungen, die sich als notwendige Parallelerscheinung einstellen würden, sei in diesem Zusammenhang nicht die Rede.

Undenkbar, daß das britische Imperium einem japanisch-amerikanischen Kriege als tertius gaudens gegenüberstehen könnte. Allein die Petroleumfrage zwingt zur Parteinahme. Japans Flotte ist hauptsächlich auf Oelfeuerung eingerichtet. Aber das Land hat keine eignen Quellen. Weigert ihm England, der neben den Vereinigten Staaten größte Oelmagnat der Erde, was zur Speisung der Flotte gebraucht wird, dann muß Japan sich nehmen, soviel es braucht. Schwerlich von den Vereinigten Staaten. Vielleicht aus den holländischen Kolonien, jenen berühmten Djambi-Feldern, die von dem niederländisch-britischen Shell-Konzern, gegen den ausdrücklichen Willen der Standard Oil Company, kontrolliert werden. Unter Umständen aber könnten auch die Oelquellen von Baku und von Mesopotamien mit ihren Erzeugnissen, in den Kampf eingreifen. Wie immer dem sei: allemal wären britische Interessen in den Krieg verwickelt; England müßte Partei ergreifen — das britische Imperium stünde in Flammen. Wer weiß, ob es die Probe besteht.

Man wird einwenden: Du sprichst von Möglichkeiten. Freilich. Aber diese Möglichkeiten sind vorhanden. Sie tauchen gespenstisch in den Verhandlungen zu Washington auf und ängstigen die Gemüter, ohne doch gleichzeitig auch abschreckend zu wirken. Und weil sie bestehen, lauscht selbst ein wirtschaftlicher Krüppel wie Deutschland mit angehaltenem Atem, was die großen, frei wandelnden und beschließenden Mächte auf dieser wichtigsten Weltkonferenz, die seit Jahrhunderten berufen worden ist, zu sagen haben und zu tun gedenken. All unsre Sorgen, auch die Reparationssorge, werden klein im Schatten von Washington.

Erbergers Mörder

Der folgende Brief ist mir in Maschinenschrift zugegangen (Poststempel: Berlin, W 9, 26.11.21. 1—2 V.) und steht, samt dem Umschlag, der Kriminalpolizei zur Verfügung.

Verehrter Herr Jacobsohn !

Durch die deutsche Presse geht eine Woche um die andre eine Notiz: ‚Neue Spur der Erzberger-Mörder'. Mal glaubt man, jemanden in Tirol erwischt zu haben, mal beschuldigt sich ein hoffnungslos Betrunkener auf der Wache in Neutomischl, und ein drittes Mal sieht man unter den Passanten, die die Grenze zwischen dem unbesetzten und dem besetzten Gebiet passieren, eine verdächtige Gestalt, deren Ohren, Nase oder Beine an Tillessen erinnern sollen, und so geht der Reigen lustig weiter. Am eifrigsten zeigt sich auf der Suche nach solchen Spuren die Telegraphen-Union. Selbstverständlich durchaus guten Glaubens und in dem redlichen Bestreben, der irdischen Justiz damit zu dienen, daß auf solche Spuren immer wieder aufmerksam gemacht wird. Es ist ja auch ganz unmöglich, daß die von der Schwerindustrie und ihren militaristischen Freunden beherrschte und gespeiste Nachrichtengesellschaft eine Ahnung davon hat,

daß die Mörder Erzbergers bereits am achtundzwanzigsten August nach Argentinien abgefahren sind.

Dieses Schreiben und seine Veröffentlichung bei Ihnen, die ich als selbstverständlich voraussetze, da grade in Ihrem Blatt ja ab und zu ein offenes Wort riskiert wird und Ihre Leser auch wohl Sinn für Humor haben, hat nicht den Zweck, den Sicherheitsorganen auf die Spur zu helfen, die sie ja doch drüben nicht verfolgen können. Wir haben hier die Mörder Datos — mag Argentinien die Mörder Erzbergers behalten. Das ist umso zweckmäßiger, als man hier, falls zu unsrer peinlichen Ueberraschung die Mörder in Argentinien entdeckt, verhaftet und ausgeliefert würden, doch garnicht wüßte, was man mit ihnen anfangen soll. Man könnte sie höchstens nach dem Muster des Oberleutnants zur See Boldt behandeln, das heißt: zu irgendeiner Freiheitsstrafe verurteilen, die dann durch wohlvorbereitete Flucht ihr programmäßiges Ende findet. Dieser Mühe haben die Mörder selbst die deutsche Justiz schon überhoben. Durch Bekanntwerden des wirklichen Aufenfhalts der Erzberger-Mörder aber könnte doch wenigstens eine Ersparnis an Papier und Platz in den deutschen Zeitungen erzielt werden, und das ist schon etwas, wenn auch nicht viel.

Vielleicht wundern Sie sich, daß ich diese Mitteilung nicht direkt an die Kriminalpolizei oder an das Justizministerium mache, zumal ja diese Herrschaften eine selbst unter heutigen Valutaverhältnissen recht stattliche Summe für den „Pfandfinder" in dieser Angelegenheit ausgesetzt haben. Grade das ist es aber, was mich daran hindert. Ich will für einen solchen Dienst keine Belohnung, so groß auch Würdigkeit und Bedürftigkeit bei mir sind. Deshalb halte ich mich bescheiden im Hintergrunde. Und noch aus einem andern Grunde ! Ich habe noch einige Angelegenheiten auf dieser schönen Welt zu erledigen. Die politischen Kreise aber, aus denen sich nicht nur die Erzberger-Mörder, sondern auch die Mörder von Gareis, Auer, Liebknecht undsoweiter rekrutieren haben nicht so großes Interesse an der Auffindung der beiden Herren, und ihre Methoden des Umgangs mit Leuten von andrer politischer Ueberzeugung sind unfreundlich. Sie verstehen ! Wie sagt Falstaff ? „Ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe." Ergo ziehe ich vor, feige zu sein.

Rundschau

Halbstarke

Halbstarke sind bei uns in Hamburg mehr oder weniger verdächtige Gesellen, die laut sich spreizend vor den Köhmbudiken stehen und den dicken Wilhelm markieren — vom Alkohol aufgetriebene Schwächlinge, die die Straßen unsicher machen. Der Hamburger hat diese Spezies durchschaut, wenn er von „Halbstarken" spricht, denn sie, die bei Unruhen plündern, sich in Sankt Pauli gegen Morgen prügeln, deren berliner Kollegen Zille so gut gelingen, sind im letzten Grunde Jämmerlinge.

Ich wollte sagen: da war in Hamburg Rektoratsübergabe an der Universität. Im Faschingsaufzug standen die Leute vom Stamme der Buntmützen, Chargierte an Chargierte mit Fahnen und Bändern im Kreis. Lange Zeit. Und hinter dem redenden Rektor packte einen, zwei schließlich drei der Commilitonen die Ohnmacht, und sie knackten zusammen wie Eisenrüstungen in der Ahnengalerie. Mag Kompendienbüffelei oder Suff der Grund solcher Schwächeanfälle sein: kaum waren sie draußen, da zog Herr Schwarz, Landsmannschaft Wartburgia, den Dolch, sprang den Fahnenmast an und holte die schwarz-rot-goldene, zu Ehren des Tages gehißte Fahne ein. Die wieder Erstarkten gaben mit Fußtritt und Schimpf ihren studentischen Senf dazu. Kurz vorher aber war die stockbewaffnete „Turnerschaft" Niedersachsen beim Angriff auf die Judenfahne von zwei, drei Arbeitern in die Flucht geschlagen worden. Vorm Kadi der Universität deprezierte und reprezierte Herr Schwarz von der Wartburgia zehn Minuten später Alles: er habe nicht bedacht, sei sich über die Folgen nicht klar gewesen, bedaure unendlich . . .

Ist es nicht ein Heldengeschlecht ? Oder ist es nur die akademische Abart der Halbstarken ?

Walther Victor

Drei Abende

Erst waren wir bei Adalbert, Max. Und haben schon über ihn gelacht — über seine gut erhaltene Schnoddrigkeit und über den unbeirrbaren Dofsinn, mit dem er, von einer schelmischen Freundin durch die Türspalte mit „Kuckuck" angerufen, zu seinem Kanaillenvogel: „Bist woll verrückt, wa ?" flüsterte . . . Eine schauspielerische Leistung hatte er nicht zu bieten. Aber losgelöst von der Figur: der volle Max Herrlich, wenn eine Drohung beginnt: „Sie ! Ich bin ja ein stiller, einsamer Mensch — aber . . . !" Und dann zerplatzt er. Wahrscheinlich über das Stück, das die Autoren im Zorn erschaffen haben. Die Musik war von Leo Fall, aber leider nicht vorhanden. Weil wir grade vom heiligen Ambrosius sprechen: Links neben uns in der Loge saß ein deutscher Mann, der es dem ganzen Rang laut und deutlich erzählte, daß er grade in Paris gewesen. Und unglücklicherweise aßen — das kann vorkommen — rechts neben uns zwei jüngere Damen je einen Apfel. Es war gewiß nicht schön. Aber wie der Mann da von Paris schwärmte: „Gott sei Dank — man sieht doch mal wieder anständige Menschen !" (er meinte anständig angezogene); mit welchem Haß er seinen pomadisierten Scheitel auf Alles herunterleuchten ließ, was nach der Vorstellung nicht „groß ausgehen" würde; wie er —: dies ließ erkennen, daß der Untertan Heinrich Manns und Wilhelm Hohenzollerns noch munter am Leben ist. Und seine junge Dame sah mich so freundlich an . . . Und ich konnte nicht, weil ich doch nicht allein war . . . (Junge, frische Blondine wird von distinguiertem, stattlichem Herrn um Lebenszeichen gebeten. Ambrosius 218.)

Und dann ließen wir die ‚Ehe im Kreise' über uns ergehen — und es war nicht zum Totlachen.

Gewiß: Fräulein Marwenga ist immer sehr nett (obgleich sie sich in der vorigen Saison nach mehr anließ), und Eugen Rex macht mit alkoholisch aufgeweichten Konsonanten einen Betrunkenen, so zart, so lustig und so spaßig, daß er einen zur Aufmerksamkeit zwingt. Mein Freund Karlchen, der neben mir saß, sagte, so seien die Betrunkenen. Und das ist ein Sachverständiger. Und die Waldoff steckt noch ihre schiefe Nase in die Luft und klöhnt das hohe I mit derselben Verve wie je. Einmal erscheint sie als Globus, wippend in ihrer planetarischen Schwangerschaft, und singt ein hübsches Couplet — das einzige des Abends ! — in altem guten Julius-Freund-Stil. Mit Künnecken aber ist das nichts: diese Industrialisierung seines Talents, wie sie sie da betreiben, bekommt ihm nicht. In den Musikkritiken figuriert er als „Hoffnung". Schade — man hätte sich mehr gewünscht.

Und am dritten Abend — hier sollte ich eigentlich eine neue Seite anfangen. Der dritte Abend brachte mir den bisher stärksten Eindruck dieses Winters. Ludwig Hardt las Franz Kafka. Wer Ludwig Hardt ist, wissen die Leute zwar — ohne nun etwa scharenweise in Vortragsabende zu laufen, deren Programm sie bei Andern: dauernd postulieren. Seit fünfzehn Jahren keine Konzession — das ist viel. Und seit fünfzehn Jahren reife und volle Sprechkunst — das ist mehr. Diesmal unter herrlichen andern Dingen: Franz Kafka. Wer das ist, wissen leider noch viel zu Wenige — ich habe einmal über seine ‚Strafkolonie' referiert und will es nächstens über den ganzen Mann tun. Er ist ein Großsohn von Kleist — aber doch ganz selbständig. Er schreibt die klarste und schönste Prosa, die zur Zeit in deutscher Sprache geschaffen wird. Er blüht von Phantastischem und Phantasie — aber fest und sachlich sind Sätze und Rhythmus gestaltet. Nichts von der konventionellen Weichheit Prags, in welcher Stadt er wohnt — nichts von Modeströmung. Das ist auf einer andern Welt gewachsen.

Den las Ludwig Hardt — und las ihn so, daß der unterirdische Strom dieser Prosa, die unhörbaren Versfüße, die bis zur Schizophrenie gehenden Bilder sich leise und voll entfalteten . . . Und vorher Matthias Claudius und eine kleine Geschichte von Daudet, in der er so prachtvoll und strahlend log, daß man gern einmal den ganzen Münchhausen von ihm vorgelesen haben möchte. Er ist neben Karl Kraus der größte Vortragsmeister unsrer Sprache.

Peter Panter

Der Schmutzmann

Dreht euch nicht um !
Der Schmutzmann geht um !
Was sag' ich ! Er schleicht um
der deutschen Kunst Reichtum.
Er schnuppert und schnüffelt.
Schon wirst du gerüffelt.
Und weil es brav brunnert,
wirst du verdunnert .

Dreht euch nicht um !
Der Schmutzmann geht um !
Corinth, Scheurich, Zille
gesehn durch die Brille
des Unzüchte Witternden,
Künste Verklitternden,
Lex Heinze Erneuernden,
Mucker Anfeuernden.

Dreht euch nicht um ! Der Schmutzmann geht um !
Ist Kunst, Poesie es — ohn' Anstoß nulla dies !
Wie Schweine nach Trüffeln grunzt dito dies Schnüffeln
sein Igittigittchen. Schon winkt das Kittchen.

Dreht euch rasch um ! Dem Schmutzmann nicht dumm
zeigt scharf die Zähne ! Schon fleucht die Hyäne
hinweg mit Gefürzel und wackelndem Bürzel.
Sich selbst wälzt im Kote der Brunnerote.

Alfred Richard Meyer

Antworten

F. P. in Berlin. Sie senden mir einen Zehn-Heller-Notgeldschein der Marktgemeinde Aurolzmünster, auf dessen Vorderseite das Bild des Mörders Arco-Valley prangt. Der Maler heißt, nicht mit Unrecht, Bitterer. Die Gemeinde muß wissen, was sie wert ist, wenn sie ihr Geld mit einem Schinderhannes bebildert. Aber den soll man nicht beleidigen: er schoß von vorne.

Taktiker. Zum neunten November hat der ‚Vorwärts' die Berliner Volkszeitung beschimpft, weil die den revolutionären Gedenktag nicht genügend beachtet habe. Nun das war unrichtig, das ist ungerecht — denn sie hat es getan. Unverständlich aber ist, woher ein sozialdemokratisches Organ, das selbst jahrelang die Revolution vergessen hat, auf ein Mal den Mut der Heuchelei hernimmt, einem Blatt nachzuschnüffeln, das unter den schwierigsten Umständen immer tapfer der Republik gedient hat. Es stünde besser um uns, wenn wir mehr solcher Blätter wie die Berliner Volkszeitung hätten, die bis in die letzte Zeile hinein von einer guten Gesinnung durchdrungen ist. Der ‚Vorwärts' blicke in seine Noske-Vergangenheit — und schäme sich, der Konkurrenz Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Spaßvögel. Der Mann, dessen Absetzung die Gewerkschaften nach dem Kapp-Putsch gefordert haben, und den man daraufhin zum Oberpräsidenten gemacht hat — dieser Noske hat einmal gesagt: „Auch das Schützenwesen sollte wieder gepflegt werden. Wehrhaftigkeit und Friedfertigkeit schließen einander nicht aus ! Ich wünschte, daß Jeder in Deutschland die Büchse handhaben könnte und gebrauchen lernte als Angehöriger eines wehrhaften Volkes . . ." Ins Schwarze getroffen. Bis jetzt hat das wehrhaft Volk 317 Männer der Opposition fast straflos ermordet. Gut Blatt !

Humorist. Der schlimmste von euch heißt Walter Steiner. Was der an einem einzigen Abend für Geschmacklosigkeiten zusammensingt, immer den unten sitzenden Ausländern ins Gesicht (und kein Wort stimmt): das geht wirklich auf keine Kuhhaut. Das deutsche Publikum ist begeistert und schwitzt Patriotismus aus. Auch dies unterhöhlt allmählich eine wehrlose Republik.

Stud. rer. pol. H. W. M. in München. Sie schreiben mir: „In der Lesehalle der Universität München finde ich folgenden Anschlag: ‚Die Weltbühne ist von der Aufsicht zu verlangen und nach Gebrauch dorthin zurück zu bringen, da die ausgelegten Exemplare stets entwendet werden'. Ich frage: aus Liebe oder aus Wut oder gar aus Furcht ?" Aus Liebe nicht: dazu ist diese Druckschrift zu geistig. Aus Wut nicht: dazu ist sie wohl kaum akut gefährlich genug. Aus Furcht nicht: dazu muß man ihren Inhalt erst einmal verstanden haben. Also wird es wohl Treue zum angestammten Königshaus sein, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens der gegebenen Tatsachen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 8. Dezember 1921 Nummer 49

Rußlands Wirtschaftswiederaufbau von S. Sagorski

In Nummer 41 der ‚Weltbühne' haben Sie einen Artikel von Leonid Krassin über Rußlands auswärtige Wirtschaftspolitik veröffentlicht, der die Ansichten der bolschewistischen Regierung Rußlands rechtfertigt.

Das ‚Comité executif de la conférence des nombres de la Constituante de Russie' sah sich durch Ihre Veröffentlichung veranlaßt, der deutschen Oeffentlichkeit den Standpunkt der russischen Demokratie klarzulegen, womit Herr Professor Sagorski, der Sachverständige für oekonomische Fragen, beauftragt wurde.
Paris, 19. November 1921 Dr. Alexis Barladean

Vor anderthalb Jahren hat sich Westeuropa, namentlich England, entschlossen, die Handelsbeziehungen zu Rußland aufzunehmen trotz der Existenz der bolschewistischen Regierung. Ein Jahr ist vergangen, seit die Sowjet-Regierung ihr bekanntes Dekret über die Konzessionen veröffentlicht und offiziell und feierlich erklärt hat, daß sie die Absicht habe, in der Sowjet-Republik das Privatkapital mit Hilfe ausländischer Kapitalisten wieder herzustellen. Doch sind die Absichten sowohl Englands wie der Sowjet-Regierung fehlgeschlagen. Man kann sogar behaupten, daß die Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland für die Sowjet-Regierung sich heute ungünstiger anläßt als vor anderthalb Jahren. Damals bestanden in den westeuropäischen Geschäftskreisen und Regierungen noch gewisse Zweifel und Schwankungen. Damals hatte man den großsprecherischen Versicherungen der Sowjet-Regierung, daß sie noch über genügende Ausfuhrvorräte verfüge und auch Gegenwerte für die Einfuhr besitze, Gehör geschenkt. Damals war noch der Wunsch vorhanden, ein Risiko auf sich zu nehmen und mit Rußland Handelsbeziehungen irgendwelcher Art anzuknüpfen.

Zu was für einem Ergebnis haben nun alle diese Versuche geführt ? Sowjet-Rußland hat fast nichts als Gold ausgeführt. Doch bald sah die Sowjet-Regierung ein, daß die Goldvorräte dank der Verschwendung zu Ende gingen. Die Sowjet-Regierung mußte deshalb ihre Ankäufe und Auftragserteilungen im Auslande einstellen. Als das Ausland die Situation übersah, fühlte sichs nicht mehr allzu sehr gelockt, mit Sowjet-Rußland Handelsbeziehungen zu pflegen. Selbstverständlich werden hier und da noch einige Geschäfte mit Sowjet-Rußland abgeschlossen. Doch das ist kein Handel im breiten allgemein staatlichen Maße. Das sind vielmehr Zufallsgeschäfte, gering ihrem Umfang nach und von spekulativem Charakter.

England, das als erstes Land in Handelsbeziehungen zu Rußland eingetreten ist, hat sich auch am ehesten davon überzeugt, daß deren Ergebnisse nur ganz minimal waren. Noch im Jahre 1917 hat England nach Rußland Waren für 24 Millionen Pfund Sterling aus- und für 17 Millionen Pfund aus Rußland eingeführt. Im Jahre 1920, nachdem die Handelsbeziehungen wieder aufgenommen waren, betrug der Umsatz nicht mehr als 3 Millionen Pfund. Früher hat wenigstens die Sowjet-Regierung versucht, im Auslande anzukaufen, was für den Wiederaufbau der russischen Industrie und des Verkehrs nötig war.

Doch vom Juli dieses Jahres ab, als die Hungerkatastrophe ausgebrochen war, hat die Sowjet-Regierung beschlossen, im Ausland nur Lebensmittelprodukte anzukaufen, und somit hat sogar jener klägliche Außenhandel, den Rußland mit so viel Mühe bis jetzt geführt hat, aufgehört, dem Wiederaufbau der russischen Volkswirtschaft zu dienen.

Mehr als ein Jahr dauern die Verhandlungen zwischen der Sowjet-Regierung und den ausländischen Kapitalisten über die Einräumung von Konzessionen in Rußland; aber bis jetzt ist keine einzige ernsthafte Konzession erteilt worden. Wie kommt das ? Die beste Antwort darauf geben die Verhandlungen, die mit der Russo-Asiatic-Gesellschaft, an deren Spitze Herr Urkward steht, geführt wurden. Nachdem die Sowjet-Regierung eingesehen hat, daß die Konzessionsverhandlungen sich in die Länge ziehen, hat sie Herrn Urkward angeboten, die seinerzeit nationalisierten Unternehmungen Rußlands auf Grund eines Pachtverhältnisses in Verwaltung zu nehmen. Herr Urkward ist nach Rußland mit den besten Absichten und in größter Hoffnung gefahren. Jetzt ist er nach England zurückgekehrt und teilt uns die Ursachen des Mißerfolgs der Verhandlungen mit der Sowjet-Regierung mit: „Solange die Kommunistische Partei die Regierung, die Tsche-ka, die Gewerkschaftsverbände kontrolliert und diese Parteiwerkzeuge sind, ist ein Abkommen mit den Sowjet-Vertretern unmöglich."

Die Sowjet-Regierung hat ihre Wirtschaftspolitik, die in der Heranziehung des Privatkapitals besteht, noch erweitert. Sie ist bereit, ihre Industriebetriebe nicht nur ausländischen, sondern auch den russischen Privatkapitalisten zu verpachten. Diese Bereitwilligkeit ist so groß, daß die Zahl der Angebote um vieles die Zahl der Unternehmer übersteigt. Unter den Anbietenden besteht eine starke Konkurrenz. Die verschiedensten Behörden bieten ihre Betriebe zur Pacht an. Doch die Betriebe werden nicht in Pacht genommen und stehen still. Warum ? Weil für die Kapitalisten jetzt ganz klar ist, daß die Sowjet-Macht ohne sie nicht mehr bestehen kann, und weil sie wissen, daß jeder Monat eine neue Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage Rußlands und somit neue Zugeständnisse der Sowjet-Regierung bringt.

Schon ist ganz und gar der freie Handel in Rußland wiederhergestellt. Schon ist die Bedeutung der staatlichen Wirtschaftsorgane auf ein Minimum gesunken. Schon sind die festen Preise abgeschafft. Schon ist auch der Arbeitszwang nicht mehr vorhanden, und die Arbeitskraft wird zu einem Gegenstand des freien Markthandels. Der Arbeitslohn unterliegt freier Vereinbarung. Schon werden die landwirtschaftlichen Sowjet-Großbetriebe liquidiert oder verpachtet. Auf dem Lande wird die individuelle Bauernwirtschaft wiederhergestellt. Es sind schon wieder Steuern eingeführt, darunter auch indirekte, die von ungewöhnlicher Höhe sind. Es werden sogar Versuche gemacht, den Privatkredit und die Börse wiederherzustellen. Schon beherrscht das ganze Leben die Spekulation und das Börsenspiel, und die kapitalistische Wirtschaft tritt in ihre Rechte ein.

Die Hungerkatastrophe hat diesen Prozeß beschleunigt. Sie hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, wo die eigentlichen Ursachen des Hungers in Sowjet-Rußland zu suchen sind. Wenn die Sowjet-Leute erklären, daß sie mit dem Hunger aus eignen Kräften fertig geworden sind, so haben sie bis zu einem gewissen Grade Recht. Man muß das in dem Sinne verstehen, daß sie, nachdem sie sich vom ersten

Schreck erholt hatten, in der Lage waren, sich an der Macht zu halten. Das war für die Sowjet-Regierung auch nicht schwer. Denn in den letzten drei Jahren hat sie mit einer fortwährenden chronischen Hungersnot zu tun gehabt. Sie beschränkt nur ihre Aufgabe im Kampf mit dem Hunger darauf, daß sie die Bevölkerung der nicht vom Hunger betroffenen Gebiete unterernährt hält, die davon Betroffenen sterben läßt, einfach verhungern läßt.

Zweifellos ist ganz Europa an dem Wiederaufbau Rußlands interessiert und über kurz oder lang wird Rußland eine intemationale Hilfe gewährt werden. Aber ebenso zweifellos wird Europa diese Hilfe nur dann leisten, wenn es eine Garantie erhält, daß diese Hilfe eine Liquidation der Sowjet-Macht mit sich bringt. Das ist der Kern der Frage. Auf eine solche Lösung bereiten sich zur Zeit alle Regierungen vor. Darauf bereitet sich die Partei, ganz Rußland und die Sowjet-Macht selbst vor.

Englands Reparationsoffensive von Otto Katz

Die Zeiten ändern sich ! Gestern noch Wiesbaden und heute schon London das Ziel der deutschen Reparationsreisenden.

Der große Stinnes hat den Anfang gemacht. Kurz nach jener berüchtigten berliner Industriellenversammlung, die uns die Eisenbahn-Resolution bescherte, flog er nach England. Während sich die Leitartikler noch die Köpfe über den Zweck dieses Fluges zerbrachen, empfing er schon in seinem londoner Hotel die hervorragendsten Bank- und Industriekapitäne Englands, und als die Zeitungen noch darüber stritten, ob ihn Lloyd George vorgelassen habe, landete Stinnes wieder auf deutschem Boden.

Die Reise galt — darüber gebe man sich keinen Illusionen hin — Profitzwecken. Und nur, weil in diesem Fall das Interesse der deutschen Industrie mit Reparationserleichterungen eng verknüpft ist, hat Stinnes auf Lloyd Georges Landsitz eine Lanze für das deutsche Reich gebrochen.

Die Fahrt stand unter dem Eindruck der Kundgebung, die von der englischen Industrie zur Reparationsfrage erlassen worden war. Lange genug hatten sich die Industriellen — im Gegensatz zur Bankwelt — gesträubt; sie versuchtens zunächst mit der Antidumping-Bill und ähnlichen Maßnahmen. Erst als diese Schutzdämme sich zu schwach erwiesen, um dem Ansturm der Markkonkurrenz standzuhalten, als die Arbeitslosigkeit ins Unerträgliche stieg und der Industrie der Atem auszugehen begann: da bequemten sich die Herren zu gründlicherm und ernsterm Studium des Reparationskomplexes. Das Ergebnis ihrer Denktätigkeit, allerdings, macht ihnen alle Ehre.

Zum ersten Mal seit Friedensschluß wird von einer maßgebenden Körperschaft das Uebel beim richtigen Namen genannt und im richtigen Licht dargestellt. Schon eingangs erklärt die englische Resolution, daß die übermäßigen Reparationsverpflichtungen Deutschlands die Quelle alles Unheils seinen und auf ein vernünftiges Maß gebracht werden müßten. Die bisherige Zahlungsweise — Devisenkäufe mit einer verheerenden Wirkung auf den Geldmarkt — müßte einer gründlichen Revision unterzogen

werden. Im übrigen liegt das Hauptgewicht des ersten Teils der Kundgebung auf dem Verlangen, daß Deutschlands Schuldverpflichtungen durch Arbeit, also Sachleistungen, abgetragen werden. Indes: die englischen Großindustriellen müßten keine Kaufleute von Weitblick sein, wenn sie sich mit der ihnen gewordenen Erkenntnis von der Reformbedürftigkeit des Wiedergutmachungs-Problems begnügten und sie nicht auch zur Erweiterung ihrer Einflußsphäre — kurz: zu Gewinnstzwecken zu verwenden verstünden. So lesen wir denn im zweiten Teil der Enunziation die Forderung, daß alliiertes —, das heißt: englisches — Kapital an der deutschen Industrie in Form von Gratisaktien, Ersthypotheken und ähnlichen Kombinationen zu beteiligen sei. Kurz: daß den Engländern Gelegenheit zum Mitverdienen zu geben sei.

Es kann als sicher gelten, daß dieses englische Projekt Herrn Stinnes zur Basis seiner Verhandlungen diente, und sein Verhalten nach der Rückkehr sowie die Erregung der französischen Presse deuten darauf hin, daß der Zeitpunkt der englisch-deutschen Industriekooperation nicht allzufern ist. Nur die Beendigung der Konferenz von Washington, die den Kreditmarkt augenblicklich unzugänglich macht, wird noch abzuwarten sein. Die Reise des Herrn Stinnes hat Schule gemacht. Nichts kennzeichnet die Aenderung der Lage deutlicher, als daß der Vater des Wiesbadener Abkommens nun auch den Weg nach London nehmen mußte. Walther Rathenau fuhr — im Gegensatz zu dem Industriellen Stinnes, dessen Ansichten sich mit denen der Regierungskreise vielfach nicht deckten — als gewesener und zukünftiger Wiederaufbauminister. Seine Absichten gehen darauf aus, vorerst einen Zahlungsaufschub zu erzielen. Die Wege sind ihm gut geebnet: Sir Bradbury, der englische Bevollmächtigte in der Reparationskommission, hat sich für ein Moratorium ausgesprochen, Lord Albernon, Englands Botschafter in Berlin, ist gleicher Ansicht, die City vertritt den Gedanken eines Aufschubs schon seit langem, und die Kundgebung der Industrie schließt den Reigen.

Englands Zustimmung zu einem Moratorium bedeutet zwar noch nicht dessen Bewilligung: aber die englische Reparationsoffensive ist zu gut vorbereitet, als daß sie gänzlich scheitern könnte. Die Franzosen werden wohl ihr Mögliches tun, um Englands Absichten zu vereiteln. Die Briten werden aber sicherlich schon effektvolle Konzessionen bereit halten, um ihren Willen durchzusetzen. (So wird wahrscheinlich die Forderung nach Beseitigung der militärischen Sanktionen nur erhoben, damit den Franzosen in diesem, sie besonders berührenden Punkte nachgegeben werden könne.)

Trotz Englands Bemühungen wird das zu bewilligende Moratorium nicht billig sein und keineswegs Befreiung von allen Lasten bedeuten, wie kritiklose Leser aus fetten Titeln und Berichten ihrer Tageszeitungen schließen könnten. Beileibe nicht billig. Kontrolle der deutschen Finanzen — dette publique allemande —, Sachwerte als Sicherheiten und noch mehr solcher Lasten wird uns das Moratorium bringen. Aber immerhin: freier wird die deutsche Wirtschaft nun doch atmen können.

Personal-Politik von Tyrus

Reaktionäre, die gern mit der Behauptung krebsen gehen, das deutsche Volk sei noch nicht reif für das parlamentarische Regime, werden sich freuen. Die gegenwärtige Regierung, namentlich aber der Reichskanzler und das Zentrum, überhebt die Gegner der Mühe des Beweises, indem sie ihn selber beibringt. Der Streit um die Besetzung der Botschafterposten in Washington und Rom ist gradezu ein Schulbeispiel dafür, wie man parlamentarisch nicht regieren darf; und vieles Andre, was sich in den letzten Wochen intra und extra muros der Wilhelm-Straße ereignet hat, kommt als würdige Ergänzung dazu.

Vor allem die Tatsache, daß der Posten des Reichskanzlers und drei wichtige Ministerien von zwei Zentrumspolitikern verwaltet werden. Der Reichskanzler Wirth ist im Nebenamt Außenminister. Eine volle Persönlichkeit scheint dieser Posten zur Zeit nicht zu verlangen — vielleicht, weil wir keine Außenpolitik machen dürfen, vielleicht auch, weil wir die Sache als hoffnungslos aufgegeben haben. Herr Hermes, der Ernährungsminister, verwaltet im Nebenamt die Finanzen — vielleicht aus denselben Gründen. Dessenungeachtet kandidiert Herr Hermes für jeden größern Posten, der im Machtbereich des Herrn Wirth zu vergeben ist. Und für den Fall, daß Herr Hermes weder nach Washington noch nach Rom gelangt, wird gleich ein neuer Zentrumskandidat in den Vordergrund geschoben: Maximilian Pfeiffer.

Herr Pfeiffer war einmal in Wien und hat dort Vorstudien für die Rolle als Gesandter betrieben. Er wurde auch für Konstantinopel genannt, was leider nicht aktuell ist, da man dort augenblicklich noch keinen deutschen Gesandten haben will. Wenn sich die Dinge weit genug entwickelt haben, wird sicherlich die Kandidatur Pfeiffer wieder auftauchen oder die Kandidatur Hermes, vorausgesetzt, daß der bis dahin noch keinen Botschafterposten erhalten hat.

Möglich, daß am Erscheinungstag dieses Heftes der Botschafterposten in Rom schon besetzt ist. Vielleicht nicht mit Herrn Hermes, vielleicht auch nicht mit Herrn Pfeiffer. Trotzdem muß über diese Methode endlich ein deutliches Wort gesagt werden: So geht es nicht. In diesen Blättern hat Herr Wirth Unterstützung gefunden, noch ehe er Kanzler war. Es wurde nämlich erwartet, daß er Politik treiben werde und nicht Parteitaktik. Deshalb haben die politischen Freunde des Herrn Wirth, auch außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie stehende Männer, die auf ihn wegen seiner Haltung während und nach der Londoner Konferenz große Hoffnungen setzten, es mit Sorge, aber zunächst ohne laute Kritik angesehen, als der vielgewandte und von fast allen Parteien geschätzte Staatssekretär Albert durch Herrn Hemmer ersetzt wurde, als das Referat für Innere Politik in der Presse-Abteilung, das bei der Neubildung der Regierung Wirth der Geheimrat Trautmann niederlegte, mit dem frühern Rechtsanwalt Dr. Haas besetzt wurde, einem der Herren, die während des Krieges in die Pressewarte eingezogen und nach der Umwälzung dort geblieben sind. Ihm zur Seite steht ein Herr Pfeiffer, Bruder des Abgeordneten Pfeiffer, von dem man nicht genau weiß, ob er in der Presse-Abteilung die Botschafterkandidatur des Abgeordneten Pfeiffer stärken soll, oder ob die Abgeordneteneigenschaft seines Bruders ihn in der Presse-Abteilung hält.

Das unerfreuliche Bild der Aemterverteilung durch das Zentrum ergänzen einige Züge aus dem benachbarten Lager. Wir sehen da, wie Personen, die sich um die Partei verdient gemacht haben, mit Posten belohnt werden. Man weiß nicht genau, ob es notwendig ist, daß das Reich in Hessen einen Gesandten hat. Man weiß aber sicher, daß Dr. Eduard David, dieser liebenswiürdige, geistvolle Kopf, dorthin geschickt worden ist, weil man ihm eine Freundlichkeit erweisen wollte. Und daß Herr Adolf Koester Kandidat für ein halbes Dutzend Posten war, bevor man seine Fähigkeiten für den Posten des Innenministers entdeckte, daß er sogar bereit war, Reichspressechef zu werden, obwohl er schon einmal drei Wochen lang Reichsminister des Aeußern gewesen ist, wird von seinen politischen und persönlichen Freunden natürlich nur als Beweis für seine unbedingte Sachlichkeit und für seinen guten Willen, dem Reich auf irgendeinem Posten zu dienen, ausgelegt. Vielleicht verrichtet er, wenn man ihm Zeit läßt, auf dem Ministerposten, den er nun endlich erhalten hat, außergewöhnliche Taten. Daß er mit großem Elan an seine Aufgabe geht, hat ja der Fall Lewald bewiesen. Aber auch nur das.

Hier wie dort und überall sonst: so geht es nicht. Es muß unbedingt gefordert werden, daß die wichtigsten Ministerien mit Männern besetzt werden, die nicht nur irgendein Talent und im Allgemeinen politischen Sinn haben, sondern die auch das Terrain, das sie beherrschen wollen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade kennen, und die in der Lage sind, ihre Mitarbeiter und Untergebenen zu beurteilen. Neulingswirtschaft wird immer Dilettantenwirtschaft !

Gutachten über Brunner IV.

Martin Beradt

Wir schulden Herrn Brunner, der nach Berichten in einer Verhandlung gesagt hat, die Darstellung der Nacktheit sei immer unzüchtig, nicht Undank, sondern Dank. Die Sprüche der Gerichte über Vorgänge dieser Grenzen waren durchweg dunkel in einem Maß, daß man fühlte, das Bild oder das Buch sollte verboten werden, aber der Urteilende wollte nicht für pfäffisch gelten. Die Gerichte glaubten das zu erreichen, wenn sie den Bildner freisprachen, das Werk aber einzogen. Professor Brunner ist in seiner Auffassung folgerichtig. Wenn Sinnlichkeit verboten ist, so die Darstellung jeder Nacktheit auch, denn es gibt nicht Nacktheit ohne Sinnlichkeit, wenn auch des leisesten Grades und mögen vielleicht auch die Geschlechter verschieden empfinden — Sinnlichkeit aber darf sich niemals in Deutschland zeigen. Es läßt sich vielleicht nicht leugnen, daß sie vorhanden ist, aber öffentlich nicht, und der Richter handelt wie die Großmutter, die bei der Betrachtung ihres Enkels die Erinnerung unterdrückt, daß er aus der Umarmung ihrer Tochter entstanden ist. Für die Bevölkerung mag der Nachwuchs nötig sein, dies leugnet auch der Richter nicht, so wenig wie, daß er Mädchen geküßt und Nächte bei ihnen verbracht hat; aber eigentlich hätte er es doch nicht sollen. Es geschah aus der nicht zu billigenden Schwäche des menschlichen Widerstandes, jedenfalls auf der Nachtseite der menschlichen Natur, die wohl deshalb diesen Namen trägt, und sie vor den Andern zu verbergen erscheint ihm nicht Verdienst allein, sondern Pflicht. Die Frage geht also nach nichts anderm als dahin, ob Sinnlichkeit erlaubt ist oder nicht, ob sie ehrbar oder das Gegenteil davon, eine Frage, über die viele Mütter nicht mit ihren Töchtern, Richter nicht mit Studenten, einzelne Teile des Volkes nicht mit an-

dern Teilen sich verständigen können, wenn auch in den entscheidenden Jahren eine überwältigende Uebereinstimmung besteht. Sinnliche und unsinnliche Menschen können sich weniger verstehen als politisch konservative und politisch radikale; aber es erschreckt, wenn über das Recht der sinnlichen Darstellung von unsinnlichen oder nicht mehr sinnlichen Menschen geurteilt wird. Man kann einen Eunuchen in einen Harem setzen, aber sollte nicht Beamten, und zum Teil alten, die Entzückungen der sinnlichen Phantasie zur Beurteilung überliefern.

Otto Flake

Es scheint mir nur einen Weg der Gesundung zu geben:
Loslösung dieser Prozesse aus der polizeilichen und gerichtlichen Instanz.

Uebertragung an unabhängige (und natürlich gewissenhafte) Sachverständige, die ausschließlich aus der Reihe der organisierten Künstler, Schriftsteller, Verleger zu nehmen sind, kurz: Selbstkontrolle, reine Schiedsgerichte. Die Sachverständigen haben nicht nur beratende Stimme: sie sind souverän. Damit die Juristen keine Krämpfe bekommen, und weil wohl einer da sein muß, der „im Namen" spricht, richte man an den Oberlandesgerichten Literaturkammern ein: ein Richter, vier Sachverständige, Stimmenmehrheit entscheidet.

Einheitliche Gesetzgebung durch den Reichstag. Die in Bayern beliebte Verbietung einer Aufführung, beileibe nicht aus Sittlichkeit, sondern um der lieben Ruhe willen, muß unmöglich gemacht werden.

Ausarbeitung des Reichszensurgesetzes durch eine Kommission.
Herr Brunner: ich würde Anträge im Preußischen Landtag empfehlen. Vorgehen der Schutzverbände (organisiert euch). Allerdings: das Kulturministerium ist jetzt mit einem Volksparteiler besetzt. Daß die Sozialisten dieses Ministerium abgegeben haben, ist deprimierend. Es müßte Grundsatz sein: der Kultusminister Sozialist, unter allen Umständen. Der abscheuliche Parteischacher bei Kabinettskrisen verekelt mir wenigstens die „Republik" mehr als alles Andre.

Otto Ernst Hesse

1921. Professor Brunner läßt eine Musik wegen ihres „unsittlichen Rhythmus" konfiszieren.

1922. Professor Brunner beschlagnahmt sämtliche Schornsteine Deutschlands wegen „unsittlicher Symbolik".

1923. Professor Brunner schafft das Stöpselsystem des Telephonwesens wegen „Erregung unsittlicher Vorstellungen" ab.

1924. Professor Brunner ersetzt das System des Schlüssellochs durch ein weniger unsittliches System.

1925. Professor Brunner verbietet den Gebrauch von Tintenfässern und Federhaltern.

1926. Professor Brunner wird endlich in eine psychoanalytische Heilanstalt überwiesen.

Leopold Jeßner

Es kann Gegenstand kritischer Beurteilung sein, ob der Ort, an dem künstlerisch Erschaffenes dargestellt wird, ob die Form, in der es verbreitet wird, auch immer ihren Zwecken entsprechen !
(Es kann der Erwägung überlassen bleiben, ob ein Werk aufgeführt werden muß, ob künstlerische und literarische Veröffentlichungen irgendwelcher Art als Luxusausgaben oder in schlichtem Gewande am besten ihrer Bestimmung zugeführt werden.)

Die Frage aber, ob Kunst unsittlich wirken kann, schaltet aus !
(Und was Kunst ist, wird nicht einmal immer von einem Kollegium der berufensten Fachgenossen erkannt werden können, geschweige denn von einem solchen in Robe und Talar.)

Daß diese Frage heute überhaupt noch aufgeworfen wird und sich, zu solcher Aktualität steigert, ja, daß sie dem Urteilsspruch eines beamteten Fünf-Richter-Kollegiums unterliegen darf, ist auf mangelnden Bekennermut der „Freidenkenden” zurückzuführen.

Bekennen !

(Der Antisemitismus hätte nur als eine dem baldigen Tode geweihte Frühgeburt das Licht der Welt erblickt, wenn alle Juden — auch die in „Stellungen” — und zu jeder Zeit sich zu ihrem Judentum bekannt hätten ! Solches Bekennen hätte unbedingte Wirkung haben und mittelalterliche Bewegungen im Keime ersticken müssen.)

Bekennen: daß Kunst niemals unsittlich sein und auch niemals unsittlich wirken kann, ist die Ueberzeugung Vieler. Viele aber schweigen heute, weil Amt, Partei oder Gesellschafts-Zugehörigkeit ihr Schweigen geboten erscheinen lassen !

Ist Schweigen und Verschweigen nicht unheilig ? Für den Frommen von heute muß es heißen: Bekenne und arbeite ! Und wer erkennt, daß Kunst niemals unsittlich wirken kann, und wer an die Wiedereinführung der Zensur nur mit Erschütterung denkt, der überlasse das Bekennen nicht der Masse, der trete aus dem Schlupfwinkel seiner „Stellung”, Partei oder Gesellschaft hervor und bekenne selbst !

Es geht nicht um eine Parteifrage.

Ein offenes Bekennen der Vielen aus den verschiedenen Reihen der Masse Mensch würde Ministern und Parlamentariern, die durch Wiedereinführung der Zensur unsre Verfassung mit einem Blättlein „Horthy-Ungarn” zu verunreinigen wagten, ein gar kurzfristiges Leben gestatten.

Neue Dokumente von und über Kleist
(Schluß)

Mitgeteilt von K. G. Herwig

Chalons sur Marne, 10. Juni 1807

Meine teuerste Ulrike !

Du wirst meinen Brief vom achten Juni erhalten haben, worin ich Dir schrieb, wie niederdrückend und elend meine Lage ist. Ich habe Dir nicht geschrieben, wie widerwärtig der Soldat, der mich bewachte und stets verhörte, gewesen ist. Heute weiß ich, daß auch er geglaubt hat, so, wie ich es beim General voraussetzte, etwas herauszubringen, wo nichts herauszubringen war. Er hat Alles in ein Buch geschrieben, das er sein Journal nannte, und hat mich stets beim Kommandanten des Forts angeklagt. Aber er hatte auch einen literarischen Verstand, wie ich Geßnern geschrieben habe. Geßner hat sich für mich beim Kommandanten des Forts verwandt. Hier, wo alle Menschen von Kummer und Elend niedergedrückt sind, wie man sich denken kann, habe ich die Bücher; aber der Kommandant des Forts will mir die ‚Zwei Sosias‘ nicht schicken. Ich brauche sie. Wir können wie zwei Mitarbeiter einander schreiben, und es liegt ein unsägliches Vergnügen darin, Dich wissen zu lassen, daß mein ‚Amphitryon‘ nicht von Molière ist, obgleich ich Arnold bat, es zu sagen. Ich bitte Dich, Rühlen zu fragen, ob er Schritte in dieser Hinsicht tat. Deshalb schreibe ich Dir heute. Arnold schrieb mir nichts über die Absicht, Molière oder Rotrou als Original anzugeben, daher bitte ich Dich, Rühlen zu sagen, er möge Arnold mitteilen, daß ich tatsächlich den ‚Amphitryon‘ nicht von Molière habe. Arnold ist in der französischen Literatur nicht so gebildet, um zu wissen, wer Rotrou ist. Er war ein Dichter zur Zeit von Richelieu und ist heute vergessen. Ich habe mich

entschlossen, wegen der Schönheit der Charaktere in seinen ‚Zwei Sosias' ihn zu benutzen, denn Molière hat in seinem Amphitryon nichts Eigenes. Ich habe im Fort Rotrou genau studiert, und ich möchte um Alles in der Welt, daß Du es Arnold, der nichts von sich hören läßt, sagst. Wieland habe ich deswegen nach Dresden gschrieben und ebenso an Geßnern. Obgleich er früher mich nicht bezahlte, ist er ein guter Mensch, denn er hat dem Kommandanten geschrieben, daß ich nicht verdächtig bin, und daß er für mich gut ist. Ich bitte Dich, Wieland daher zu danken. Ich werde Dir im Laufe weniger Tage eine neue Arbeit zusenden. Unbeschreiblich rührend ist es, wie Du in Berlin für mich sorgst, aber tue es auch in diesem Falle.

Bewahre ein andres Manuskript, das ich Dir sende, zum eigenen Verlag auf, damit ich nach meiner Rückkehr durch fragmentarisches Einrücken desselben in Zeitschriften mich ernähren kann. Es ist bei den Anforderungen an Sittlichkeit des Publikums klar, daß der ‚Amphitryon' ihm gefallen wird. Wenn Du wissen willst, was Rotrou veröffentlichte, werde ich es Dir sagen. Ich bitte heute nochmals den Herrn Gouverneur, den Band von Rotrou, der im Fort des Joux liegen blieb, an Rühlen zu schicken, dort findet er die Uebersetzungen und Gedanken, die ich aufschrieb. Was sind dies für Menschen ! Sie initeressieren sich für mich, aber sie befreien mich nicht. Deinen Wechsel habe ich erhalten. Schreibe mir bald. Adieu.

Heinrich v Kleist

Von Chalons sur Marne beförderte man diesen Brief an den Gouverneur von Besançon zur Aufklärung des Inhalts. Von Chalons kam der Brief auf das Fort des Joux mit dem Auftrag an den Kommandanten, den Band Rotrou Herrn Rühle von Lilienstern zu senden — nachdem es zunächst geheißen hatte, der Band sei Staatseigentum. In dem Bande findet man Eintragungen wie diese:

Wie niederdrückend ist die Einsamkeit, wenn der Hunger an dem Menschen nagt.

Sie haben Mißtrauen. Vertrauen ist hier eine seltene Münze. Liebe scheint man von den Menschen nicht erwarten zu dürfen.

Sie horchen und klagen an. Sie rütteln und suchen zu morden. Die eigne Kraft muß den Menschen halten.

Einsam sein, ist nicht vergessen. Vergessen aber haben die Menschen manchen, der Liebe verdient.

Die Einsamkeit auf diesem Fort ist der langsame Tod.

Der Tod durch Kälte und Hunger wartet, doch stärker als dieser Tod ist der Wille.

Wie ist der Ausgang ? Der Tod kann es nicht sein. Wo aber ist die Freiheit ?

Dieses Mißtrauen raubt ihnen die Besinnung.

16. März 1807

Den Band mit diesen und andern Bemerkungen sandte man am zwanzigsten Juni 1807 nach Bern. An diesem Tage schrieb der Leutnant in sein ‚Journal':

„Man kommt nicht zur Ruhe. Kleist hat wieder geschrieben. Ich sagte dem Kommandanten, das Buch sei Staatseigentum. Es ist schade, es wegzusenden."

Am einundzwanzigsten Juni: „Rotrou an Herrn Geßner gesandt."

Der Verleger und Buchhändler Geßner zu Bern bestätigte dem Kommandanten den Empfang des Buches und der Briefe Heinrichs

v. Kleist in einem Briefe, der am siebenten Juli 1807 auf dem Fort des Joux eintraf und lautete:

Mein Herr,

am einundzwanzigsten Juni sandten Sie durch Monsieur Jean Vigneau ein Buch des Herrn Heinrich v. Kleist, der in Chalons sur Marne sich befindet. Sie haben mich gefragt, ob ich Aphorismen des Herrn Heinrich v. Kleist zu veröffentlichen gedenke. Ich weiß nichts von Aphorismen, da Herr Heinrich v. Kleist davon nicht mit mir sprach. Wenn Sie zur Veröffentlichung auf deutsch und für Madame de Staël auf französisch empfehlen, was Sie mir sandten, so gestatte ich mir, Ihnen zu erwidern, daß es keine Aphorismen sind, sondern Sätze, herausgerissen aus dem Stück des Herrn Heinrich v. Kleist, das ich veröffentlichte, und ich sehe nicht ein, weshalb diese Aphorismen in der einen oder in der andern Sprache besser sich verkaufen lassen als das Stück des Herrn Heinrich v. Kleist ‚Die Familie Schroffenstein'. In finanzieller Beziehung, die hier hauptsächlich in Betracht kommt, und zwar ganz in erster Linie, könnte man eine solche Sonderveröffentlichung. in keiner der beiden Sprachen empfehlen. Ich werde auch keineswegs meine Zusage hierzu geben, da ich sonst durch die Ausgabe dessen, was Sie Aphorismen nennen, geschädigt werde. Diese Sätze, die so, aus dem Stück des Herrn v. Kleist ‚Die Familie Schroffenstein' herausgerissen, wertlos in einem kleinen Bande veröffentlicht würden, bloß deshalb, weil der Autor der Worte einige Zeit ganz ohne Grund und unanständigerweise — mille pardons ! — als Spion verdächtigt war, hätten ohne Stück ihren Zweck eingebüßt. Der Zweck des Werkes ‚Die Familie Schroffenstein', das ich die Ehre hatte zu verlegen, ist nicht der, zu zeigen, daß der Autor Worte schafft, die ohne Zusammenhang ebenso wirken, der Zweck des Buches ist vielmehr, mein Herr, den Autor als Dramatiker zu zeigen. Und ich denke, daß er den Beweis erbracht hat, daß er eine ganz eigenartige Kraft ist. So sagt auch mein Schwiegervater Wieland, von dem ich Ihnen schrieb, und der Ihnen einen Brief sandte, den Sie nicht beantwortet haben. Sie wissen heute so gut wie mein Schwiegervater, daß man einen jungen Menschen mit einem solchen Gefühl, mit einem solch starken Gefühl nicht verderben, verhungern, erfrieren läßt. Man hat die Naivität gehabt, dem Buche von Rotrou Briefe beizulegen, die Herr Heinrich v. Kleist vor Monaten und Wochen geschrieben hat. Ich weiß nicht, welchen Zweck Sie verfolgten, da durch diese Briefe Ihre Reputation heruntergesetzt ward. Denn nichts ist schmerzlicher, als die Briefe des Herrn Heinrich v. Kleist zu lesen, weil es sich zeigt, wie er gelitten hat. Sie haben nach den Bemerkungen, die Sie auf die Briefe geschrieben haben, gewußt, daß er hungerte, fror, litt. Sie haben gewußt, ein wie zartes Gemüt unser großer und edler Freund ist, und wie er, da er seinem Gefühl nach für Liebe und Freundschaft veranlagt ist, gelitten hat. Sie werden es vor dem Tribunal der Literatur zu verantworten haben. Denn mein Schwiegervater, Herr Wieland, besonders aber Monsieur de Mulineu werden nicht ruhen, als bis unserm Freunde Gerechtigkeit widerfahren ist. Es zeugt nicht von Güte des Herzens und Stärke des Charakters, wenn man diesen edlen Menschen so behandelt.

Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen

H. Geßner

Der Kommandant schrieb auf diesen Brief:

„Mein Gott ! Er hat recht. Monsieur Vigneau wartet auf Antwort. Das war nicht mein Fehler. Das war der Fehler von Meunier, eifersüchtig, einsam. Ich kann es ihm nicht sagen. Was geht mich Madame de Staël an ? Aber das ist aus. Machen wir ein Ende."

Der Schwierige

Ein weiter Weg: vom ‚Tod des Tizian' und seiner Sprachmeisterschaft bis zu dem ‚Schwierigen' und seiner Meisterschaftssprecherei, -plauderei, -schwätzerei. Dieser Weg des Hugo von Hofmannsthal führt den Literaturkenner in ihm über Marivaux, den Oesterreicher über Bauernfeld, den Theaterpraktiker über Moser. Wenn das Publikum weiß, daß der neue Diener morgen früh fliegen wird, erklärt er: „Hier gefällts mir ganz gut — hier bleib ich"; und solch ein Monolog ist bei dem Prototyp der Erlesenheit, der Abhandlungen für die Diskretion und gegen jede Direktheit in den Dialog schiebt, wahrhaftig ein Aktschluß. Die Salonpute schwärmt zwischen zwei Tänzen von dem weltberühmten Gelehrten, dem sie unbedingt vorgestellt sein will. Das bereitet sich vor mit einer altväterischen Gemächlichkeit — wetten, daß sie ihm für die Bücher seines gehabten Rivalen danken wird ? Gewonnen. Und wie pflegte die Aera Lindau einen Trottel zu charakterisieren ? Indem sie ihn sagen ließ: „Für mich ist das Leben ohne Nachdenken gar kein Leben." Unsern klugen Großeltern durfte er das nur einmal, uns muß ers dreimal sagen. Wer abzugehen hat, kehrt, damit wir lachen, immer wieder zurück. Und zuletzt empfehlen sich als Verlobte . . .

Dieses wienerische Aristokratentum von gestern gleicht Shaws Jugend von heute darin, daß der Mann nicht heiratet, sondern geheiratet wird. Der Schwierige von der Comtesse Helen, die er dem eignen Neffen hat freien sollen, und gegen die eine leichte Antoinette nicht aufkommt. Da drei Akte gestreckt sein wollen und Patriotismus auch den Aestheten ziert, läuft als Kontrastfigur ein norddeutscher Schwadroneur herum — mit der Bestimmung, bei diesen wählerischen Wienerinnen, den ledigen wie den ehebrechenden, abzufallen. Dabei könnte alles so hübsch sein. Wie eine zarte Puderschicht liegt die Schwermut der Hilflosigkeit auf dem Repräsentanten einer gutgekleideten Kaste, die sich der Rauheit muskulöserer Läufte durchaus nicht gewachsen zeigen wird. Doch das Futurum ist inzwischen Perfektum geworden — und das ist das Pech des Gesellschaftskritikers Hofmannsthal. Paillerons Welt, in der man sich langweilt, hatte für ihren Abschilderer eine Gegenwart, die seine Zuhörer jahrelang unterhielt. Hofmannsthals Welt ist eine, mit der er langweilt — nicht durchweg, aber streckenweis, szenenweis langweilt —, weil ihre Zeit schon unter der Erde ist, und weil er ihr dorthin mit einer uneingestandenen Wehmut nachblickt, die seine humoristischen Anwandlungen wider seinen Willen beschattet. Daß das Schöne stirbt — nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus. Gar der Totentanz wohlparfümierter Drohnen verlangt von seinem komödiedichtenden Beobachter Fassung, Distanz, souveräne Heiterkeit.

Das Libretto also ist dürftig. Trotzdem oder unabhängig davon: im ersten Spieljahrdrittel hat mich dieser Abend der Kammerspiele am tiefsten bewegt. Ich bin ja von jeher den Wundern der

Schauspielkunst rettungslos verfallen gewesen: aber selten habe ich eine Verzauberung erfahren wie von Helene Thimigs Comtesse Helen. Das ist seit der jungen Sorma nicht dagewesen: dieser entmaterialisierte Ton, diese schwebende Anmut, diese verhaltene Innigkeit. Wie sie — nicht im Selbstgespräch, sondern im Zwiegespräch versunken in sich hineinspricht ! Der Abschied von einem Diener, der sie als vierjähriges Kind gekannt hat ! Ihre Liebeserklärung, die schamhafte, zitternde, jauchzende Liebeserklärung des Mädchens aus einer Region, wo solche Durchbrechung der Regeln beispiellos ist ! Diese adlige, stolze, herbe Unnahbarkeit für Jeden außer dem schwierigen Mann ihrer tapfern Wahl ! Ein himmlisches Geschöpf. Hätte Hofmannsthal es vor Augen gehabt: er hätte gewiß den Umfang der Rolle vervierfacht und wär' hinter diesem Schilde keinem Pfeil erreichbar gewesen.

Und Pippa tanzt von Alfred Polgar

Gerhart Hauptmanns Glashüttenmärchen lockt, mit Poesie und zartesten Stimmungsreizen, den sogenannten Verstand in ein Wirrsal von Absicht und Bedeutsamkeit. Zerknirscht gibt er — nachdem alle Fäden sich ihm hoffnungslos verknotet haben — zerknirscht gibt er Versuche des Zurechtfindens auf und überläßt sich dem Zauber einer schönen Irrationalität, die so viel und so wenig sagt wie ein Wasserfall oder eine Vogelcantate; oder ein ziellos schweifendes Märchen. Jedenfalls wird das Unbehagen an den kabbalistischen Schnörkeln des ‚Pippa'-Textes mehr als ausgeglichen durch das Entzücken ob der geistigen Kalligraphie, die an sie verwandt worden. Ein Sonett der ‚Vita nuova' spricht das so aus: " . . . Und wißt Ihr auch nicht, was ich meine — Seht wenigstens, wie ich so schön erscheine !"

Dieses Glashüttenmärchen ist voll poetischer Köstlichkeiten. Nur scheint es, daß die Masse, zu der sie (in des Wortes zwiefachem Sinn) verdichtet wurden, ein wenig speckig geblieben, nicht recht gar geworden ist. Die holde innere Musik des Spiels erstickt in ihrer Fülle an Zwischen- und Obertönen. Diesem Werk, das, im italischen Symbol, die leichte, lichte, beglückende Schönheit verherrlicht, fehlt romanische Kunst, Gewichtiges schweben zu machen, Gebundenes zu lockern. Sozusagen: wenn Pippas geistiger Vater die Volte schlägt (Symbol in Wirklichkeit zu wandeln oder umgekehrt), wird er ertappt. Mitten im lieblichsten Spiel überfällt das Märchen der deutsche Krampf; schwer atmend wie der alte Huhn, schleppt es sich auf Gletscherhöhen der Bedeutsamkeit, wo Alles, was nicht fliegen kann, zur Abstraktion gefrieren muß. Fast scheint es, als ob der Dichter mit seinem süßen Paar, der schwerlosen Italienerin und dem romantischen, Phantasie futternden deutschen Jungen, nach zwei Akten nichts mehr anzufangen gewußt hätte. So überliefert er sie, mitsamt dem Untermenschen Huhn, dem Uebermenschen Wan, an dessen dürren Busen sie vollends zu Allegorien einschrumpfen, zu Tief-

sinnbildern absterben: Pippa, die die Schönheit ist, Hellriegel, der sie zu imaginieren weiß, Huhn, der sie als Erlöserin aus dem Tierhaften dumpf ahnt. (Solche Ahnung entlockt ihm seinen kosmischen Jodler: „Jumalai !”).

Das Verwischte, Unscharfe der Dichtung — Tugend, die einer Not ähnlich ist — stellt die Bühne vor ein kaum lösliches Problem. Wie die Symbole sich drängen und bedrängen, Körper zur Idee verflüchtigt, Idee Körper gewinnt, Bilder und virtuelle Bilder ineinanderfließen, Wirkliches zum Phantom, dieses zu jenem überläuft und Alles in Zwielicht verschwimmt, das entrückt ‚Pippa' den Möglichkeiten des Theaters. Herr Heine, der Regisseur der Neu-Inszenierung, suchte den rettenden Eindruck zu vertiefen, es werde hier ein Spiel vorgegaukelt, das sich nicht logisch zu verantworten habe. Er setzte es ins Innere eines supponierten Glasofens; überm Bühnenausschnitt glühte dauernd das Ofenloch, ein rotes, die Zuschauer hypnotisierendes Auge. Feuerfarbe, blaue Eisfarbe, weiße Schneefarbe floß in Streifen über die Szene, die in aller Buntheit einer kolorierten Ansichtskarte prangte. Ein Zwischenvorhang, darstellend die im Ofen flammenden Scheite, verzögerte Beginn und Schluß der Akte, Umrahmung mit Musik — Glas- und Eiszapfenklirren, übersilbert von Spieldosen-Gezirpe — schoß sie noch tiefer ins Unwirkliche. Wenn der brennende Scheit in die Höhe ging, sah man die Menschen auf der Szene im Zauberschlaf. Eine Sekunde Pause. Dann, wie durch Magiers Spruch erwachend, setzten sie ihr Leben dort fort, wo es infolge plötzlich eingetretener Märchenstarre stehen geblieben war. Das erinnerte ein wenig an die lieben, durch Münz-Einwurf in Bewegung gesetzten automatischen Spielwerke, das Entzücken meiner Prater-Kindheit.

Der alte Huhn ist im Burg-Theater ein rechtes Fabelwesen, ein Troglodyte mit ungeheurer brandroter Haarmatratze um den Schädel. Herr Danegger spielt ihn klobig und tierhaft genug. Die Pippa mimt Frau Seidler, ein zierliches, bescheidenes Persönchen. Es gelang der Rolle nicht, die Schauspielerin aus dem Bezirk der Unbeträchtlichkeit herauszuführen. Sehr liebenswürdig Hans Thimig als Michel Hellriegel, nur vielleicht gar zu altklug. In einem Uebermaß an Pfiffigkeit des Tons und Mienenspiels protestierte die vis comica des jungen Schauspielers gegen das ihr hier auferlegte Schweigegebot. Den weisen, abgeklärten Hokuspokus der „mystischen Persönlichkeit” Wan besorgt Herr Paulsen aufs Trockenste.

In den ersten Teilen der zerdehnten Vorstellung übten die Kontraste, die Hauptmanns Glashütte in einander verspinnt — : Jugend Alter, dumpf hell, schwer schwerlos, Untermensch Mensch Uebermensch, Frost Glut — ihren poetischen Zauber, und die zart angeschlagenen Glocken und Glöckchen, das verwehende Bimbam von Sehnsucht, Schönheit und derlei, weckte verwandte Seelen-Musik. Während des Schlußaktes, wenn die Symbole sich immer tiefer in das Lebendige einfressen, die Figuren immer anämischer werden, die Vorgänge immer prinzipieller, stellte sich Ermüdung ein; das letzte Wort behielten die Langeweile und der Respekt.

Das Jahr der Bühne

Das Vorwort zum zehnten Band, der vor Weihnachten erscheint

Vor fast siebzehn Jahren, im März 1905, bouquinisierte ich beinahe jeden Vormittag an den Seine-Kais von Paris. Es war ein unvergeßlicher, ein ganz unwahrscheinlicher Frühling. Im Januar hatte ich mir auf Malta die Kleider vom Leibe gerissen; und diese Hitze hatte nur sechs Wochen gebraucht, um nach Norden zu dringen. Ohne Mantel hockte ich auf der Deichsel solch eines Bücherkarrens und schmökerte stundenlang. Da ich nie schied, ohne für zehn Centimes irgendein Heftchen gekauft zu haben, durfte ich immer wiederkehren und für viele nicht gezahlte, von mir armem Teufel nicht zu zahlende Francs meine Kenntnisse in der französischen Literatur bereichern. Besonders reizten mich die Kritikensammlungen von Lemaître und Sarcey. Die eine umfaßte sieben, die andre zehn Bände, notdürftig geheftete, arg zerschlissene Bände in dem bekannten gelben Umschlagpapier der pariser Verlage. Nicht, daß die Leistungen dieser Männer mir imponierten. Lemaître deuchte mich ein anmutiger Plauderer, nicht sehr viel mehr; und Sarcey kam mir ungefähr vor wie ein Paul Goldmann, der gebildet wäre, Flair und Manieren hätte, nicht aus Haß auf die Kunst, sondern aus Liebe zum Theater schriebe und — schreiben könnte.

Mit den Lieblingen meiner Jugend: Mauthner und Schlenther waren Lemaître und Sarcey meines Erachtens nicht zu vergleichen. Aber: sie hatten ihre Kritiken gesammelt ! Sie hatten eine Wirkung getan, die ihnen das bei Lebzeiten schon erlaubte. Sie hatten die Genugtuung, daß ihre Arbeit, wie immer die Nachwelt sie bewertete, dieser doch in einer geschlossenen, übersichtlichen, gereinigten Form eben zur Bewertung unter die Augen gelangte. Und das wünschte ich mir — inbrünstig wünschte ich das für meine Zukunft.

Ein halbes Jahr später begann die ‚Schaubühne' zu erscheinen. Und am Ende jeder Spielzeit prüfte und wog ich meinen Jahresertrag, ob es so weit und wie weit es wäre. Das erste Mal, 1906, das zweite, das dritte, das vierte, das fünfte, das sechste Mal ward er zu leicht befunden. Schließlich, beim siebenten Mal, verstand meine Selbstkritik sich zu einem beherzten Ja. Das erste ‚Jahr der Bühne' lag bald darauf vor; und die Kritik, die ich als zuständig gelten lasse, trotzdem sie gegen mich keineswegs meine eigne Strenge übt, machte zwar diese und jene Einwendung, zweifelte aber niemals meine Berechtigung an, mich so anspruchsvoll von der Gilde abzuheben — nicht beim ersten Band noch bei den acht folgenden Bänden.

Dieses nun ist der zehnte Band. Still für mich begeh ich mein kleines Jubiläum. Grade der berliner Theaterkritiker, dem es immer nur um die Sache gewesen ist, hat ja weniger Anlaß, sich geschmeichelt zu gratulieren, als: sich weinend zu condolieren. Wer auf Grund des ersten und zehnten Bandes den Zustand von 1911 mit dem Zustand von 1921 vergleicht, wird mich spöttisch fragen, was denn mein unermüdlicher Kampf genützt hat, wenn solch ein Ergebnis nicht zu verhindern war. Aber mögen alle Künste abseits vom Tage gedeihen können: das Theater ist der Ausdruck und Abdruck des Tages, und unserm Tage entspricht so ziemlich dieses unser Theater. Daß es ihm noch nicht völlig entspricht, ist vielleicht doch das Verdienst des unermüdlich kämpfenden Kritikers, ist sein Trost und sein Ansporn, auch in seinem fünften Jahrzehnt für das künstlerische Theater weiterzukämpfen.

Rheinsberg von Kurt Tucholsky

Sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, wie das damals in einer gewissen Klasse von Mädchen Mode geworden, und das mochte ihr außerordenllich nett gestanden haben, als sie sehr jung und hübsch war, fiel aber jetzt sehr albern aus, nachdem sie an die Dreißig und stark geworden.
Alfred Meißner: ‚Die Matratzengruft. Erinnerungen an Heinrich Heine.‘

Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel finde ich eine Anzeige: ‚Rheinsberg, ein Bilderbuch für Verliebte‘ erscheine zu seinem fünfzigsten Tausend in einer feierlichen und vom Verfasser abgezogenen Luxusausgabe. Die Vorrede, steht da, schrieb Kurt Tucholsky. Aber das ist nicht die richtige. Wo werde ich in einen signierten Büttenband etwas Gescheites hineinschreiben ! Die richtige Vorrede soll hier stehen.

Rheinsberg . . . Et hoc meminisse iuvabit . . . Die Sache war damals so, daß ich das Buch, nach dem später generationsweise vom Blatt geliebt wurde, an der See schrieb, auf die Postille gebückt, zur Seite die wärmende Claire, und es, nach Berlin zurückgekehrt, Herrn Kunstmaler Szafranski vorlas. Das war eine Freude — ! Der Dicke sagte, einen solchen Bockmist hätte er wohl alle seine Lebtage noch nicht vernommen, aber wenn ich es ein bißchen umarbeitete, und wenn er es illustrierte, dann würde es schon gehen. Ich arbeitete um, ließ die hübschen Stellen weg, walzte die mäßigen etwas aus, und inzwischen illustrierte Jener.

Nun muß man wissen: dieser Szafranski ist von Hause aus Schnellmaler. Wenn man im sprießenden Frühling etwas bei ihm bestellt, so legt einem das begabte Kind zu Weihnachten das zierlich gefältelte Blatt unter die Haustanne. Das wird daran liegen, dachte ich mir, daß der Herr ein sorgfältiges Quellenstudium betreiben, denn was ein richtiger Plagiatmaler ist, der ist fleißig. Gut — während er abzeichnete, ging ich zu Herrn Verlegermeister Axel Juncker.

Verleger sind keine Menschen. Sie tun nur so. Dieser warf mich mit Buch hinaus.

Nun ist das weiter keine Schande. R. Tagore ist, wie Hans Reimann berichtet, auch erst bei Kurt Wolff abgewiesen worden, und nur der plötzlich bekommene Nobelpreis rettete ihn davor, bei Ullstein verlegt zu werden. Ich erhielt den Nobelpreis nicht — Rosegger stand damals in der engern Wahl —; aber nachdem mir Verlegermeister Juncker noch rasch mitgeteilt hatte, daß Liebespaare niemals so mit einander redeten, nahm er es doch. Das war ihm ganz recht.

Inzwischen war Szafranski nicht müßig gewesen. Unter Zugrundelegung der Lipperheidischen Kostümbibliothek, seines reich ausgestatteten photographischen Archivs und einiger andrer Vorlagen entsproß seinen dicken Händen langsam ein Werk, das man ruhig unter die besten Arbeiten Paul Scheurichs einreihen darf. Aber er wurde und wurde nicht fertig. Wir telephonierten

damals lange und recht unfreundlich mit einander — schließlich bestellte er mich in die selige Queen-Bar und zeigte mir, was er angerichtet hatte. Ich trank vier Whiskys hintereinander. Dann sagte ich schüchtern, es sei sehr schön. Szafranski, leichtgläubig, wie er nun einmal ist, glaubte das. Das Werk ging unter die Presse.

Es wurde ein Bombengeschäft. Ueber meine Verdienste will ich gar nicht erst reden; Szafranski kaufte sich jedenfalls von den seinen etwas, das er in befreundeten Kreisen als Häuschen ausgibt, und gehört heute zu den geachtetsten Mitbürgern Wilmersdorfs. Der Verleger tat das, was Verleger immer tun: er setzte zu.

Nun hatten wir damals auf dem Kurfürstendamm die ‚Bücherbar' aufgemacht, einen richtigen Studikerunfug, über den sich die Leute halb krank ärgerten, weil wir ein polyglottes Schild am Laden hatten, darauf in allen lebenden und toten Sprachen — auch aufgemauschelt — zu lesen war, daß es darinnen billige Bücher zu kaufen gäbe. (Wir haben noch unser Goldenes Buch, in das sich die illüstern Gäste eintragen mußten: Carl Meinhard war da und Hardekopf und Ludmilla Hell und Schriftsteller, die überhaupt nicht schreiben konnten und sich doch eintrugen . . . Die feinern Herrschaften kriegten einen Schnaps.) Die Presse brachte sich um. Die Breslauer Zeitung war dagegen, die Vossische dafür, Prag und Riga verhielten sich neutral — die Ausschnitte sind noch da — und der ‚Sankt Petersburger Herold' vom achtzehnten Dezember 1912 schrieb, wer einen Wilde erstehe, der bekäme Whisky Soda, und wer Ibsen kaufte, einen nordischen Korn. Das stimmte aber nicht — wir tranken selber. Und verkauften schrecklich viele Rheinsbergs.

Also schön, wir gaben die Bücherbar wieder auf, weil ein guter Ulk immer ephemer ist, und die Zeiten gingen dahin. Was Axel Juncker inzwischen mit dem Buche machte, ist nie ruchbar geworden. Er schien es nicht gern herzugeben — denn man bekam es nirgends zu kaufen. Szafranski behauptete, das würde wie folgt gehandhabt: Trete Jemand in den Buchladen und verlange das Werk, dann lächle Juncker süffisant und frage bekümmert: „Muß es denn sein ?" Und nur, wenn der sonderbare Käufer auf seinem Verlangen bestand, kroch der Verleger in den Keller und holte aus einer wohlbehüteten Ecke den kleinen Band, den er nur ungern abgab, nicht, ohne ihn vorher sorgfältig abgestaubt zu haben. Aber schon aus dieser letzten Einzelheit geht ja klar hervor, daß die Geschichte nicht wahr sein konnte.

Was Wilhelm den Zweiten anging, so ließ es selben nicht ruhn, und er entrierte ein Unternehmen, das später unter dem Namen „Große Zeit" so berühmt geworden ist. Ich immer mit.

Und in Radsiwilischki — wir ließen grade am deutschen Wesen die Welt genesen — in Radsiwilischki lief ein Schreiben des Verlegers ein, die erste Auflage sei vergriffen, und — was muß der gelitten haben, der Arme ! — nun wolle er eine zweite drucken. Ich erwartete, vor die Front gerufen und belobigt zu werden. Das geschah nicht. Unser Hauptmann, der gegen die

zivilische Heimat eine ähnliche Antipathie hatte wie mein Nebenmann, den sie zu Hause suchten — unser Hauptmann wurde auf einer Art Pferd angebracht, ein kurzes Kommando, und die kräftigen Tritte der wackern Feldgrauen erdröhnten auf dem welschen Pflaster. Das Nähere siehe unter Lissauer.

Als ich, von hinten erdolcht, wieder nach Hause kam, waren viele tausend Stück ‚Rheinsberg' verkauft. Der Verlag hatte sein Mögliches getan: ganze halbe Jahre war das schädliche Buch, geeignet, die Stimmung der Heimat zu untergraben, vergriffen gewesen, weil ja auch alles Papier für die 1001 Heeresberichte gebraucht wurde — aber zum größten Bedauern Junckers hatte sich der Verschleiß doch nicht ganz vermeiden lassen. Wir wußten uns vor Honoraren gar nicht zu lassen. Ich zeigte damals meinen Vertrag, den ersten, den ich in meinem Leben gemacht hatte, dem damaligen Vorsitzenden des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller, Robert Breuer. Der weinte eine halbe Stunde vor Freude und streichelte mir dann leise den Kopf. Ich weiß bis heute nicht, was er damit sagen wollte. Und Juncker setzte inzwischen immerzu zu . . .

Natürlich ist die Geschichte von ‚Rheinsberg' wahr. Auch die Claire existiert noch. Sie lebt als eine wacklige, etwas tropfnasige Alte in Ducherow, unweit Pasewalk, wo sie neugierigen Fremden vom Rathauskastellan gegen ein Entgelt von fünfundzwanzig Pfennigen gezeigt wird; vormittags von Elf bis Eins und nachmittags von Drei bis Fünf. Sonntags ist sie zu. Ihr Lebensunterhalt wird in freundlicher Weise von unserm Verleger bestritten. Sie ist also völlig verarmt.

Dieses da ist auch nicht die erste Luxusausgabe. Wir haben schon einmal eine gemacht, ganz privat, damals, als das Buch herauskam. Es waren dreißig Exemplare — und weil wir es unsern Damen schenken mußten, die im Verhältnis 29 : 1 unter uns aufgeteilt waren, malten wir in alle Exemplare eine schöne 1, damit es keinen Aerger gäbe.

Bei den Rezensenten fand das Buch eine recht freundliche Aufnahme. Die netteste beim Dr. Owlglaß, dem alten Mitarbeiter des ‚Simplicissimus', auf dessen Lob ich am meisten stolz gewesen bin. Einer hat das Buch verrissen. Er ist denn aber auch bald danach gestorben.

Nun sind wir alt geworden und nur wenig schöner. Szafranski ist verheiratet, ich habe auch viel Unglück im Leben gehabt, und nur der Verleger setzt noch zu. Aber eines Tages werden auch wir dahin müssen, — denn das Schöne stirbt —, Szafranski wird zu Grabe getragen werden, seine Chefs, bei denen er arbeitet, werden ihm was blasen, sein Bruder wird ihm eine Rede halten und im Cylinder direkt nett aussehen, ich werde auf sein Grab etwas Sellerie und kleine Erdbeeren pflanzen, die hat der Verstorbene immer so gern gegessen; und dann gehe auch ich und folge ihm nach, betrauert von einem kurzen, aber kernigen Nekrolog meines S. J. in den ‚Antworten'. (Fängt an: „Neugieriger. Sie wissen nicht, wer Kurt Tucholsky gewesen ist... ?" Und dann wird er alle meine Pseudonyme lüpfen.) Und der Verleger wird in den Himmel kommen — doch, das passiert, man

muß da nicht so rigoros sein, das Fegefeuer ist überfüllt — und die noch vorhandenen Exemplare von ‚Rheinsberg' werden versickern, das Papier wird zerbröckeln, und dann gibt es gar keine mehr.

Wenn aber im Jahre 1995 ein neugieriger und verliebter junger Herr den Bücherschrank seiner Großmama durchstöbert, wird er von ganz hinten einen „auf Bütten abgezogenen und in rotes Bockleder gebundenen" Band herausklauben — Nummer 18, vom Verfasser signiert. „Was ist das ?" wird der junge Herr fragen.

Und die Großmama wird sich den Band geben lassen, ihn ganz nahe an die Augen halten und dann leise lächeln. „Das", wird sie sagen, „hat mir mal dein Großvater selig geschenkt, als wir uns verlobten. Aber du darfst es behalten und für deine Lydia mitnehmen." Das tut der junge Herr. Er packt den Bocklederband mit einigen Dingen, die zu schenken in dieser Zeit schick sein wird, zusammen und sendet Alles an Lydia. Und Lydia wird die schicken Dinge sehr bewundern, sich an ihnen und am zukünftigen Neid ihrer Freundinnen erfreuen und schließlich einen Blick in das Buch hineintun. Und ein bißchen darin blättern.

Weil aber die Zeit läuft und das, was zwischen den Zeilen eines Buches ausgedrückt ist, sich niemals länger als fünfzig Jahre hält und mit den Menschen, von denen es und für die es geschrieben ist, dahingeht — deshalb wird die Dame Lydia mit den Achseln zucken und sagen: „Reizend !" Und dann wird die Geschichte mit ihr und dem jungen Herrn ihren Fortgang nehmen. Oben im Himmel aber, in einer besonders bevorzugten Ecke, gleich neben Cotta und Klante, sitzt der Verleger und setzt zu.

Hausse oder Baisse ? von Morus

Die Deutschen sind Pechvögel. Sie hatten sich so schön auf die Pleite eingerichtet, und nun ist es wieder nichts. Wenn Sie ein Herz im Leibe haben: gehn Sie nicht auf die Burg-Straße ! Da stehen die Leute, ohne Ansehen der Konfession, die Wolffschen und die Wulleschen, wie an den Klagemauern von Jerusalem. Nicht, als ob sie ihr Geld verloren hätten ! Nein. Das überlassen Wir den kleinen Pinschern und den Mitläufern, die nicht rechtzeitig ihre Ordres aufgeben können. Aber die Flaute ! Die Flaute ! Was hat das Leben noch für einen Sinn, wenn man nichts mehr verdienen kann ! Oberschlesien brauchen wir nicht. Aber einen Reinhardt der Effekten brauchen wir, der Bewegung in die Massen bringt. Und die Unsicherheit ! Die Unsicherheit ! Die berliner Börseaner sind nämlich gar keine Spekulanten, die auch einmal Kopf und Kragen riskieren. Sie haben nicht den aesthetischen Reiz großer Spielernaturen. Im Grunde genommen sind sie nur ganz gewöhnliche Ramscher, die aus der Konkursmasse (diesmal: aus der des Reiches) billig einkaufen, um ihre Beute dann teuer weiterzuverhökern. Gemütvolle Leichenfledderer, die sich redlich vom Untergang der deutschen Mark nähren. Deshalb die Angst, wenn irgendein Minister ein paar optimistische Worte spricht, deshalb die Verzweiflung, wenn Stinnes oder Rathenau nach London fährt. Die Pleite steht auf dem Spiel — sauve qui peut !

Aber — gottlob ! — hockt der Pleitegeier einstweilen noch munter auf dem Dache. Setzt nicht in letzter Stunde England ein Moratorium durch, dann können wir in den nächsten Wochen Kurse erleben, die alles bisherige in den Schatten stellen. Am fünfzehnten Januar ist auf die Reparationen ein Rate von 500 Goldmillionen fällig, am fünfzehnten Februar sind wieder 250 bis 275 Millionen Goldmark zu zahlen. Auf die Februar-Rate kommen zwar die bis dahin noch zu entrichtenden Sachleistungen und die von England erhobene 26-prozentige Exportabgabe in Anrechnung, aber immerhin bleibt eine Barzahlung von reichlich 600 Millionen übrig. Ob sie noch geleistet werden kann, wie das Geld beschafft werden wird: das weiß heute, sechs Wochen vor dem Zahlungstermin, mit Sicherheit kein Mensch. Fest steht nur, daß wir die nächsten Termine pünktlich hätten einhalten können, wenn nicht Wirths Zahlungsplan durch das Intrigenspiel der deutschen Industriellen durchkreuzt worden wäre. Gelingt es, von den Alliierten einen Zahlungsaufschub zu erhalten: dann dürfte ein Sturz des Dollars, trotz allen Börsenmanövern, nicht zu verhindern sein. Gelingt es nicht, muß die Regierung unter dem Druck neuer Sanktionen Hals über Kopf Devisen zusammenraffen: dann wird es in der Burg-Straße fröhliche Weihnachten geben. Auf alle Fälle wird die flaue, die schreckliche Zeit bald vorüber sein.

*

Ein neuer Börsentaumel steht bevor. Hausse oder Baisse: das ist die Frage. Aber eine zweite, nicht minder wichtige Frage ist: was die Regierung zu tun gedenkt, um im Fall der Baisse die Panik zu dämpfen, im Fall einer neuen Katastrophen-Hausse endlich dem Reich seinen Anteil an den Spekulationsgewinnen zu sichern. Es ist jetzt vier Monate her, daß das Börsenfieber begann. Vor zwei Monaten kündigte der preußische Handelsminister Fischbeck an, man würde von jedem Devisenabschluß dem Finanzamt des Käufers und des Verkäufers Mitteilung machen. Einige Wochen später wiederholte der Reichswirtschaftsminister Schmidt die Drohung. Geschehen ist bis zum heutigen Tage nichts. Man hat die Stempelgebühren etwas erhöht, aber dadurch wird kein Mensch von der Spekulation zurückgeschreckt, sondern nur die Kurse werden in die Höhe getrieben, da die höhern Spesen in den Verkaufspreis miteinkalkuliert werden. Die gesamten Unkosten beim An- und Verkauf eines mittlern Papiers betragen jetzt sieben bis acht Prozent des Preises. Das ist gegenüber der Vorkriegszeit immens und hätte damals jeden Börsenhandel unmöglich gemacht. Bei den gegenwärtigen Kurssprüngen ist es belanglos. Die vom berliner Börsenvorstand beschlossene Sperrung der Kleinaufträge unter 5000 Mank Nennwert, die am ersten Januar in Kraft treten soll, wird ebensowenig die Spekulation eindämmen. Sie wird nur bewirken, daß die Großbanken — soweit sie nicht, wie die Berliner Handelsgesellschaft, wirklich die kleinen Kunden abwimmeln wollen — mehr noch als bisher die niedrigen Aufträge „in sich”, das heißt: aus ihren eignen Depots, decken und die Privatfirmen sich zusammentun, um unter einander Kauf- und Verkaufsaufträge auszugeichen. Der Staat wird um die Abgaben geprellt, und das Publikum, das bei den Werten des freien Verkehrs, die amtlich nicht notiert werden, bei der üblich gewordenen Reportierung an Hausse-Tagen

jetzt schon in die Hände der Bank gegeben ist, wird den Manipulationen der Bankfirmen rettungslos ausgeliefert. Aus dem gleichen Grunde muß auch der hamburger Vorschlag, limitierte Aufträge überhaupt nicht mehr anzunehmen, sondern nur noch Kauf- und Verkaufsorders, die „bestens" aufgegeben sind, abgelehnt werden.

Gewiß wird jede Beschränkung des regulären Börsenverkehrs den illegitimen Handel fördern. Aber grade deshalb haben nur solche Maßnahmen einen Wert, die auch bei einem Rückgang des kontrollierbaren Geschäfts die Einnahmen des Staates vermehren. Der einzige Plan, der nach dieser Richtung eine gewisse Sicherheit bietet, ist und bleibt der Vorschlag Georg Bernhards, die Spekulationsgewinne gleich am Ort der Tat zu erfassen. Danach soll künftig bei jedem Verkauf eines Wertpapiers die letzte Ankaufs-Schlußnote vorzulegen sein. Ergibt sich daraus für den Verkäufer ein Gewinn, so hat die den Auftrag ausführende Bank sogleich die darauf liegenden Steuern durch Stempelmarken in Abzug zu bringen. Der Vorschlag stellt, wie man sieht, nur eine Erweiterung und Verbesserung dessen dar, was für die Devisengewinne schon vor Monaten von offizieller Seite angekündigt worden ist. Trotzdem dürfen sich auch jugendliche und rüstige Leute nicht der Hoffnung hingeben, daß sie die Erfassung der Spekulationsgewinne in Deutschland noch erleben werden. Immerhin sei dem sorgsamen Chronisten gestattet, zu vermelden, daß schon in diesen Tagen in einem Unterausschuß des finanzpolitischen Ausschusses unsres Reichswirtschaftsrats über Bernhards Projekt gesprochen werden wird. So überstürzen sich bei uns die Ereignisse.

*

Ist einmal von halbwegs ernsthaften Maßnahmen gegen die Spekulation die Rede, so kommt prompt aus der Burg-Straße, aus den Banken und von den kleinsten Jobbern die dräuende Antwort: das würde sich die Börse nicht gefallen lassen. Sie würde vermutlich in solchem Fall auf den Heiligen Berg auswandern, und in den schönen großen Sälen an der Spree würde der Zirkus Busch andre Pantomimen veranstalten, als bisher an dieser Stelle üblich waren. Womit die Berliner nur in Augenblicken höchster Gefahr drohen, das haben die temperamentvollern wiener Börsenleute bereits wahr gemacht. Sie haben acht Tage lang den Schottenring gemieden, weil der Finanzminister Dr. Gürtler, der Strohmann des jüdischen und deshalb nicht ministrablen Dr. Rosenberg, verlangt hat, daß die Börsenbesucher ihre Eintrittskarten fortan in Gold bezahlen sollen. Aber nachdem das Finanzministerium die wiener Börsenkammer abgesetzt und die Autonomie der Börse bis auf weiteres aufgehoben hat, haben sich die Börseaner wieder eingefunden. Immerhin wäre die Goldabgabe der Börsenbesucher nicht ohne Wirkung auf die Spekulationslust geblieben, hätte nicht zur selben Zeit der Dr. Gürtler die maßlose Dummheit gemacht, öffentlich zu erklären, die oesterreichischen Effekten stünden bei der Entwertung der Krone noch viel zu niedrig, und ganz besonders die Alpinen Montan-Aktien des Herrn Stinnes zu empfehlen. Der Erfolg war eine Effekten-Hausse, aus deren Gewinnen man mit einem Schlage die neue Börsenabgabe herausholte.

Es wird eben Zeit, daß der Doktor Rosenberg sich taufen läßt.

Rundschau

Cognac

Ich habe mir eine Flasche Cognac gekauft, „Weinbrand” vielmehr heißt das heute. Das geschieht seltener, als ich wohl möchte. Das Geld langt nicht — auch wenn er „Weinbrand" heißt. Aber diesmal habe ich sogar fünf Mark mehr bezahlt als sonst. Nicht wegen dem Cognac, sondern wegen der Flasche. Der Cognac ist gut; aber die Flasche ist besser.

Sie ist von oben bis unten mit Papier beklebt und gold und schwarz und rot verschwenderisch bedruckt. „Qualitäts-Jahrgang” steht oben am Hals, „Deutscher Weinbrand” auf der Brust.

„Albert Buchholz” heißt die Firma. „Originalabfüllung” schräg in der Ecke. Und Sterne, Orden und Medaillen in gold und rot sind überall. Aber das Beste, das, weswegen ich diese Flasche gekauft habe, das steht unten auf einer Extra-Bauchbinde. „Aus besonderer Zusammenstellung”, steht da dick und fett, „aus besonderer Zusammenstellung für das ehemalige Offiziers-Quartier der Kavallerie-Stabswache Seiner Majestät im Großen Hauptquartier.”

Und da wundert man sich noch, daß Ludendorff und Hindenburg und all ihre tapfern Freunde und Kameraden so böse sind, weil der Krieg vorbei ist ? Sie hatten sogar ihren eignen Cognac, „aus besonderer Zusammenstellung”. Was mögen sie sonst wohl noch alles gehabt haben ? Ja, es war eine herrliche Zeit. Nieder mit der Republik ! Es lebe der Kaiser, das alte tapfere Offiziercorps und der „Cognac aus besonderer Zusammenstellung” ! Mit Schnaps für Kaiser und Vaterland ! Hurra ! Hurra ! Hurra !

Ich habe noch nie eine so lehrreiche Cognacflasche gesehen. Ich werde sie sorgfältig aufbewahren als liebes, als einziges Erinnerungszeichen an die große, eiserne, herrliche Zeit.

Hans Siemsen

Weihnachten in der Staatsoper

Es lag kein dringendes Bedürfnis vor, ‚Christ-Elflein‘ unter den Linden aufzuführen. Der Staatsoper harren heut andre Aufgaben. Wollte sie einen Teil ihrer Jahresarbeit wieder einmal dem Musiker zuwenden, der neben seinen berüchtigten Polemiken der deutschen Musikgeschichte manches Wertvolle, vor allem die Idee des ‚Palestrina‘ geschenkt hat, so hätte sich gelohnt, auf die ‚Rose vom Liebesgarten‘ oder den ‚Armen Heinrich‘ zurückzugreifen. Das sind Opern mit schlechten Texten, aber voll schöner, tief empfundener, erfindungsreicher Musik. Das ‚Christ-Elflein‘ hat eine hübsche Musik, die man beim ersten Mal garnicht nach ihrem Wert einschätzt. Nicht etwa, weil sie zu kompliziert wäre — Gott bewahre ! Sondern weil man vor diesem Text tatsächlich so vertattert dasitzt, daß man sich ständig fragt: Wie kann Einer nur . .

Auf eine ganz kitschige, dramatisch ungeschickte Weise hat der Dichterkomponist die vielen schönen Motive des deutschen Weihnachtsmärchens in einen Topf geworfen. Durch das Christkindchen wird das kranke Kind geheilt, der ungläubige Erwachsene bekehrt, das neckische Waldelflein mit einer unsterblichen Seele beschenkt. Dazwischen singt Knecht Ruprecht endlose Balladen vom lieben, deutschen Tannenbaum, man kommt, man geht, vorn wird dampfende Suppe aufgetragen, hinten sperrt Sankt Petrus den rosageflügelten Englein das Himmelstor auf, Hauptdarsteller stehen halbe Stunden lang auf der Bühne herum und langweilen sich, und ein trottelhafter Doktor sagt unaufhörlich: „Das ist mir schleierhaft”.

Ich denke an die unsterbliche Seele der armen, kleinen Seejungfrau, an den Dichtertraum von Hanneles Himmelfahrt, und sage:

Nein ! Auf so primitive Art läßt sich die Poesie des Kindermärchens nicht einfangen. Das ist umso bedauerlicher, als die Musik wirklich hübsch ist. Zwar klingt Pfitzners Orchester stumpf, wie sonst; es fehlen ihm die aufgesetzten Trompetenlichter, die Helligkeit einer geschickten Holzbläserbehandlung, die Grazie eines beweglichen, wenigstimmigen Satzes.
Aber in den Tänzen des Waldvolkes, der Arie des Elfleins, den Engelchören, den verklärten Aktschlüssen liegt viel aufrichtige Empfindung für echte Naivität und Kindlichkeit, für die Einfachheit einer gesungenen Melodie. Ja; Pfitzner trifft grade die Einfachheit des Märchentons besser als Humperdincks ‚Hänsel und Gretel', das deutsche Musterwerk dieser Gattung. Bei ihm wird nicht gemeistersingert, der Märchenwald nicht mit schwerer Blechpolyphonie illustriert. Sondern Kinder und Englein singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, auch wo ihnen nicht bekannte Weihnachtslieder in diesen gelegt werden. Wenn mich diese anmutige Musik stilistisch an irgend etwas erinnert, so sind es Schumanns Kinderstücke.
Fritz Stiedry liegt das Romantische dieser Partitur gut; er holte an Klangschönheit aus ihr heraus, was herauszuholen war. Unter seiner sichern Leitung sangen die Kinderchöre rein und freudig. Lola Artôt, die Zarte, Feine, Kluge, goß etwas wie individuellen Charme über das blutleere Elflein. Es muß für eine Carmen schwer gewesen sein ! Die Andern bemühten sich um die vielen retardierenden Momente der Handlung; um die Charakteresierung von Personen, die sämtlich für die Handlung entbehrlich sind.
Will die Staatsoper aus dem ‚Christ-Elflein' einen Kassenerfolg machen, so setze sie auf den Theaterzettel nach guter, alter Zirkusart: Jeder Erwachsene hat ein Kind frei.

Gisella Selden-Goth

Aus einem Buche Kaspar

In einem Briefe, der mir den Todesstoß versetzte, bemerkte ich einen Sprachschnitzer. Ich berichtigte im Geiste. Dann starb ich weiter.

*

Es gibt zarte Krankheiten, die vor Gesundheitsanfällen zu behüten sind.

*

Wer in einem Vacuum sitzt, erstickt bei der trefflichsten Diät.

*

„Ich kann nicht leben", klagte der Patient. „Das ist nicht lebensgefährlich", meinte beschwichtigend der Doktor.

*

Was wißt Ihr von dem heiligen Erschrecken der Seele ! Immer nur in die Glieder fährt euch der Schreck, euch lähmend, statt beflügelnd.

*

Man ist höchst unberechenbar im Unglück; und sollte es mir beschieden sein, einmal die Galgenleiter zu besteigen, so stehe ich nicht dafür, daß mir auf diesem Wege kein Gedanke durch den Kopf schießen wird, der die Aufzucht von Hänflingen betrifft.

*

Oft muß ich mich vor lästigen Besuchern auf meine Art verleugnen: sie sitzen bei mir im Zimmer und lassen sich von mir weismachen, daß ich zuhause bin.

Alfred Grünewald

Liebe Weltbühne !

In der Wilden Bühne telephoniert Wilhelm Bendow jeden Abend mit Klante — eine der witzigsten Nummern der politischen Satire, die in Berlin je da waren. Und dabei sagt er: „Ja, in München war ich auch. Ja. Gewiß. Mit Ludendorff habe ich auch gesprochen. Sogar sehr lange. Ja. Er war sehr nett zu mir. Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat ? Er hat gesagt: ‚Die Juden sind schuld, daß wir den Krieg verloren haben'. Ja. Da habe ich gesagt: „Herr Ludendorff, ich wußte gar nicht, daß Sie Jude sind . . . !"

Antworten

Alter Bekannter. Sie schicken mir aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom zweiundzwanzigsten November das folgende Inserat: „Um die jüdischen Geheimlehren wogt seit einiger Zeit ein heftiger Kampf. Vom Judentum wird immer wieder behauptet, die von deutscher Seite verbreiteten Uebersetzungen aus den jüdischen Geheimlehren seien gefälscht, ohne daß es bisher den Beweis für diese Behauptung hat erbringen können. Am ersten Februar 1921 sind von Theodor Fritsch, Leipzig, 10 000 Mark Belohnung ausgesetzt worden für den Nachweis, daß eine der in seinen Schriften wiedergegebenen Stellen aus dem Talmud und Schulchan-aruch nicht sinngetreu übersetzt sei. Dreiviertel Jahr sind seitdem verflossen, ohne daß Jemand auch nur den Versuch des Nachweises gemacht hätte ! Damit ist erneut der Beweis gegeben, daß die vor allem in Fritschs Buch: ‚Der falsche Gott, Mein Beweismaterial gegen Jahwe‘ enthaltenen, noch heute gültigen Stellen aus Talmud und Schulchan-aruch auf Wahrheit beruhen, und daß die auf Seite 96 stehende Behauptung, das Judentum sei ein verbrecherischer Geheimbund und eine gefährliche Verschwörergesellschaft, Tatsache ist. Es ist demnach dringendstes Gebot, das Buch ‚Der falsche Gott‘, das bereits in achter Auflage (fünfundzwanzigstes bis dreißigstes Tausend) erschien, zu lesen und zu verbreiten. Dem Judentum wird darin die Maske des unschuldig verfolgten, von Gott auserwählten Volkes abgenommen, sein ‚Gott‘ als die Personifikation des bösen Prinzips entlarvt.” Dieses Dokument von der Zeiten Schande schicken Sie mir und fügen hinzu: „Sie wissen, daß ich aus einer alten christlichen Familie stamme und Corpsstudent bin. Aber die Aufnahme dieses Inserats gehört nach meiner Meinung zu den größten Verstößen gegen den Burgfrieden im deutschen Buchhandel. Von dem vielleicht die Hälfte jüdischen Glaubens ist. Wenn ich Jude wäre, würde ich umgehend Beleidigungsklage gegen das Börsenblatt und den Hammer-Verlag erheben, sowie durch eine einstweilige Verfügung das Börsenblatt beschlagnahmen lassen. Damit straft man diese reaktionären Herren für den Augenblick am meisten.” Aber ist denn so sicher, daß man nicht an einen antisemitischen Richter gerät, der ablehnt, eine einstweilige Verfügung zu erlassen ?

Junger Mann. Diese Nachricht bewahrheitet sich leider nicht. Wenn zum Abschluß der Jugendpflegewoche auf dem Tempelhofer Feld dreißigtausend Schundbücher verbrannt werden, wird Professor Karl Brunner nicht mitverbrannt.

Karl Fischer. Da ist von Ihnen (bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte zu Berlin) eine ausgezeichnete Broschüre über ‚Das ostpreußische Problem‘ erschienen, in der ebenso unbequeme wie wahre Dinge zu lesen sind. Das Heft ist nach all den vertuschenden Berichten über diese Provinz, die treu zum Reich steht, aber nie tut, was in Berlin beschlossen wird, eine publizistische Wohltat. Daß keine bürgerliche Zeitung Ostpreußens davon Notiz nimmt, ist selbstverständlich. „Man” hat inzwischen den ostpreußischen Sortimentern — wahrscheinlich bei Strafe des Boykotts — verboten, die Schrift zu vertreiben. „Wir dürfen sie nicht führen”, sprach ein bekannter Buchhändler unsrer lieben Krönungsstadt Königsberg, „weil sie gegen Ostpreußen gerichtet ist”. Nämlich gegen das Ostpreußen, das Herrn Ludendorff zum Ehrendoktor gemacht hat, und das heut noch gewöhnt ist, mit kaschubischen Ackerknechten zu arbeiten, aber nicht mit denkfähigen und aufgeklärten Arbeitern. Freiheit ? „Jibt jahnich !”

Vergnügungsreisender. Das erlösende Wort über Ludendorff-Lindström hat Karl Kraus in der neuen Nummer seiner ‚Fackel‘ gesagt: „Er, der mit einer blauen Brille davonkam . . .”

Meridionalis in Rom. Sie geben selbst zu, daß die Betrachtungen, die hier vor vierzehn Tagen Kuno Tiemann über ‚Adel und Außendienst' angestellt hat, in unsrer kaiserlich republikanischen Zeit und Zone nicht unangebracht sind, wünschen aber für die Hauptstadt Italiens einige tatsächliche Angaben richtigzustellen. „Die Deutsche Botschaft beim Vatikan ist zusammengesetzt aus: dem Botschafter Dr. von Bergen und den Legationssekretären Dr. Jordan und Dr. Klee. Die Deutsche Botschaft beim Quirinal bestand, solange der Botschafter von Berenberg-Goßler ihr Haupt war, aus: dem Botschaftsrat Dr. von Prittwitz und Gaffron, den Legationssekretären von Schön, Diel, Dr. Oster, Dr. Ulrich, Dr. von Schmieden, dem Presse- Attaché Dr. von Borosini und dem Handelsrat Strohecker. Berater und Unterhändler: meistens der Generalkonsul Schmitt in Mailand. Also sechs Herren ‚von' — was ja nicht grade immer Uradel bedeutet — und sieben Herren ohne ‚von'. Obendrein sind zumindest zwei der Freiherren — und zwar die mit dem besten Stammbaum — einwandfreie Demokraten; einer von ihnen ist eingeschworener Pazifist und steht in seinen innenpolitischen Ansichten links von Scheidemann. Den bürgerlichen Herren läßt sich das nicht durchweg nachsagen." Haben Sie Dank für die Aufklärung. Meines Erachtens gilt auch hier, daß man die Titel wägen und nicht zählen soll. Die Herren ‚von' Vollmar und ‚von' Gerlach können schon einem guten Republikanerherzen näher stehen als die ‚citoyens' Stinnes und Stresemann.

Ignaz Wrobel. Was Du hier am achtzehnten August 1921 prophezeit hast, ist eingetroffen: ‚Das Gesicht der herrschenden Klasse' von George Grosz ist beschlagnahmt worden. Ueber dieses Bilderbuch stand in Nummer 33 der ‚Weltbühne': „Blätter, die man bald bestellen möge, bevor sich eine deutsche Strafkammer mit einem Beschlagnahmebeschluß vor ihnen blamiert." Blamiert hat sich diesmal Herr Severing, der den Schießerlaß des schlimmen Reaktionärs Wolfgang Heine nicht aufhebt, der Brunner verteidigt und nicht beseitigt — er hat die Beschlagnahme angeordnet. Was das für ein Recht in Deutschland ist, das von jedem Jus durchbrochen werden kann; was das für ein Recht ist, das sich immer da, wo das Strafgesetzbuch nicht ausreicht, auf jene ominösen Ziffern 10 II 17 des Allgemeinen Preußischen Landrechts stützt — was das für ein Recht ist: das wissen nur die Republikaner, die keine sind. Mag sich Herr Severing in seinem Amt sonst nützlich gemacht haben: dies hier ist unbegreiflich. Die Verfügung behauptet, das Buch gefährde den innern Frieden. Die Karikaturen nicht, wohl aber ihre Modelle. Begibt Herr Severing sich auf Noskes Spuren ? Dahin gehört er nicht. Will er sich aber überzeugen, wie gut die Bilder getroffen sind, dann blicke er in die Gesichter seiner Land- und Geheimräte. Die herrschende Klasse sieht wirklich so aus, und es ist nicht die Schuld des Spiegels, wenn er der Jungfrau zeigt, daß sie in andern Umständen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich tür die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958

XVII. Jahrgang 15. Dezember 1921 Nummer 50

Grenzveränderung von Elias Hurwicz

Neuerdings häufen sich in dem Verhalten der antibolschewistischen Auslandsrussen gegen den Bolschewismus die Symptome bedeutsamen Umschwungs. Es scheint der Augenblick da, wo die Enthaltung von jeder aktiven Mitarbeit am Schicksal des russischen Staates nur aus dem Grunde, weil er immer noch von den verhaßten Sowjet-Leuten regiert wird, für aktivere Naturen zum unerträglichen seelischen Zwang wird, ja, nachgrade den Beigeschmack einer unfruchtbaren Negation bekommt. Und es ist lehrreich zu sehen, wie diese Naturen den Uebergang vollziehen: die Einen noch schüchtern, die Andern entschiedener, die Dritten ganz resolut.

Merkwürdig, daß der Auftakt zur Schwenkung im bürgerlichen Lager von keinem Geringern als Miljukow ausgeht, demselben Miljukow, der die Schuld an Schicksalsschlägen, wie sie Rußland seit der Revolution getroffen haben, den russischen Sozialisten zuschreibt und diese Ansicht, literarisch und historisch, ja auch in seiner kürzlich erschienenen Geschichte der Revolution verficht. In Wirklichkeit aber nimmt Miljukow jetzt eine ganz andre Stellung ein. Er fühlt, daß es keine Rückkehr gibt. Er ist freilich Antibolschewist, will aber die Bolschewiki, nach den traurigen Erfahrungen Koltschaks, Judenischs, Denikins und Wrangels, nicht mehr mit den Waffen stürzen. Das Leben selbst wird sie schon stürzen. Und dann wird in Rußland eine sozial, wirtschaftlich und politisch mächtige Partei — die mächtigste Partei: der Bauern aufkommen. Auf die Führung dieser Partei richtet sich der Akademiker Miljukow schon jetzt ein. Er sucht schon jetzt Fühlung mit den einst verhaßten Sozialrevolutionären, von deren Programm das seine sich im Grunde gar nicht unterscheidet. Und würde einmal eine Koalition der Bolschewiki mit andern Sozialisten Wirklichkeit werden: was könnte Miljukow hindern, an einer solchen „Sowjet-Regierung" teilzunehmen ?

Ein zweiter, nicht weniger charakteristischer Fall ist Wladimir Lwow. Lwow war Oktobrist, Oberprokurator der Heiligen Synode, Vertreter der Rechten in dem ersten Koalitionskabinett Kerenskis. Als später Kornilow gegen Petrograd vorrückte, um Kerenski zu stürzen, spielte Lwow als Vermittler eine merkwürdige, geheimnisvolle Rolle: man behauptet, wohl nicht ohne Grund, daß diese „Vermittlung" einen etwas einseitigen Charakter trug — zugunsten des revolutionsfeindlichen Generals. Nun, derselbe Lwow gründet jetzt in Paris eine Partei mit der Losung: „Grenzveränderung", deren Programm er so umschreibt:

„Wir sind keine Sozialisten, noch weniger Bolschewiki. Aber wir erkennen die Sowjet-Macht an, weil sie allein es vermochte, Rußland vor der Reaktion zu retten. Wir tragen der Tatsache Rechnung, daß die Sowjet-Macht die Nationalkraft des russischen Volkes repräsentiert. Unsre Politik läuft darauf hinaus, anzuer-

kennen: erstens, daß die Tatsachen Tatsachen bleiben; zweitens, daß die Sowjet-Organisation stark und lebensfähig ist; drittens, daß das Sowjet-Regime keineswegs mit dem Kommunismus identisch ist.”

Lwow und seine Anhänger entwickeln alle diese Gedanken ausführlich in einer programmatischen Sammelschrift: ‚Grenz-Veränderung‘, die soeben in Prag herausgekommen ist. Das Grundmotiv ist auch hier: die „Grenzveränderung” im antibolschewistischen Lager ist durch die Grenzveränderung, die „Evolution” des Kommunismus bedingt.

Kaum ist diese Kunde verhallt, da kommt schon ein neuer Fall. Der berühmte Vorgänger Wrangels in der Verteidigung der Krim gegen die Rote Armee: General Slastschow-Krimski, ein Heerführer, dessen Tapferkeit selbst von seinen Gegnern gerühmt wird, ist jetzt von Konstantinopel nach Sowjet-Rußland gefahren. um sich in die Dienste der Sowjet-Regierung zu begeben, die um den General durch eigens nach Konstantinopel gesandte Agenten geworben hatte. Dieser Uebergang vollzog sich in besonders feierlichen und sinnfälligen Formen. Slastschow hatte seine Generalsuniform mit Epauletten an, als der Dampfer in den Hafen von Sewastopol einlief, wo er von den Delegierten des Rats der Volkskommissare empfangen wurde. Ein Mitglied der Delegation, ein älterer Soldat, wandte sich an Slastschow mit einer kurzen Begrüßung, des Inhalts, daß in Rußland zwar eine reguläre Armee wiederhergestellt wird, daß aber die Achselstücke unstatthaft sind, und daß der General sich von ihnen wird trennen müssen. Man wird sie ihm in diesem feierlichen Augenblick natürlich nicht abreißen, aber herunterschneiden. Mit diesen Worten schnitt der Soldat die Achselstücke ab und warf sie ins Meer, der General aber erhielt ein großes rotes Band an die Uniform angeheftet. Dann begrüßte er (in alter Manier) die Wache: „Wohlauf, Adler !”. Darauf (in neuer Manier) die Wache: „Wir dienen dem Volke und der Revolution”. Auf dem Machimow-Platz (so genannt nach dem einstigen russischen siegreichen Admiral) nahmen die Truppenteile von Sewastopol, Jewpatoria, Simferopol und Jalta Aufstellung. Slastschow wandte sich an die Rotgardisten mit der folgenden kurzen Rede:

„Ich bin wieder in der lieben Krim. Ich bin wieder im lieben Rußland. Ich bin kein Kommunist, wohl aber ein einfacher russischer Mensch und bin dem Rufe der heutigen Regierung zum Schutz der Ehre Rußlands gefolgt. Ich erkläre, daß ich alle Befehle dieser Regierung anstandslos befolgen werde, da ich überzeugt bin, daß sie den Schutz der Ehre und das Wohl meiner Heimat zum Ziele haben.”

Slastschow ist von der Sowjet-Regierung zum Oberkommandierenden der Truppen an der rumänischen Front ausersehen worden. Keine schlechte Wahl, um den Noten Tschitscherins an die Rumänen wegen Beßarabiens den nötigen Nachdruck zu verleihen. In Parenthese: das annektierte Beßarabien ist ein reiches Land ! Die Agenten der Sowjet-Regierung nützen jedenfalls Slastschows Uebertritt zur Werbung russischen Militärs kräftig aus.

Friede mit Irland von Otto Katz

Lloyd George hat seine Weihnachtsgabe heuer schon vor dem Fest auf den Bescherungstisch gelegt; sie wird darum in England, ja in der ganzen Welt nicht minder freudig begrüßt werden. Bedeutet sie doch nicht weniger als die Beendigung eines von Engländern und Iren mit Zähigkeit geführten, an Blutopfern nur allzureichen Kampfes. Der am sechsten Dezember in London abgeschlossene „Vertrag zwischen Großbritanien und Irland" — so lautet der Titel dieses bedeutsamen Dokuments — ist das persönliche Werk Lloyd Georges. Mit einer Geschicklichkeit sondergleichen hat er die Verhandlungen geleitet und alle Widerstände beseitigt, die sich ihm auch in den Reihen seiner konservativen Freunde entgegengestellt hatten. Seine Bedingungen waren maßvoll und ganz darauf gestellt, den Frieden zu ermöglichen.

In Deutschland kennt man — den Schilderungen der Tagespresse gemäß — den englischen Premier als rücksichtslosen Organisator des Krieges und Sieges, als den Mann der Khakiwahlen, der uns knockout gemacht hat. Nun, Lloyd George hat den Beweis erbracht, daß er den Krieg nicht nur zu führen, sondern auch zu verhindern versteht.

Als die englische Regierung im Sommer dieses Jahres ihre Einladung an de Valera und die Seinen ergehen ließ, als den Ausschreitungen der englischen und irischen Soldateska durch einen unerwarteten Waffenstillstand Halt geboten wurde, als Griffith und andre führende Iren aus dem Gefängnis entlassen wurden: da begleitete eine gewisse deutsche Presse — unsre Jingos — all diese Geschehnisse mit hämischen Glossen. Man beschuldigte Lloyd George, daß er nur Zeit zu neuen, bessern Rüstungen gewinnen wolle. Man erwartete, daß die Kämpfe binnem kurzem heftiger und ungestümer entbrennen würden. Man hätschelte die „Eiterbeule" am Körper des britischen Reiches liebe- und erwartungsvoll, und die Koffer der Sonderberichterstatter waren vielleicht schon zur Reise nach Dublin gepackt.

Nichts von alledem. Die Iren erwiesen sich zum Glück verständiger als ihre deutschen und vielleicht auch französischen Zeitungsratgeber. Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein magerer Vergleich besser sei als ein fetter Krieg, entrissen sie den Engländern am Verhandlungstisch eine Konzession nach der andern und fanden sich auch zur Nachgiebigkeit bereit. Wenn jetzt die irischen Delegierten vor dem Sinnfeiner Parlament das Bündel ihrer Erfolge ausbreiten und sichten werden, können sie mit Recht behaupten, daß es nicht leicht wiege. Die londoner „Magna charta" gibt dem irischen Freistaat Dominion-Stellung und -Rechte, eignes Parlament, selbständige Finanzen, Heer und Flotte. Wohl sind für Ulster Sondervergünstigungen vorgesehen, die diesem Teil Irlands ermöglichen, dem irischen Gesamtstaat fernzubleiben, wohl müssen Irlands Minister dem englischen König den Treuschwur leisten: aber diesen Opfern stehen auf der Haben-Seite so ungeheure Errungenschaften gegenüber, daß der Dail Eiran dem londoner Abkommen seine Genehmigung nicht verweigern kann.

Die Liquidierung der irischen Frage macht Englands Kräfte für andre Aufgaben frei. Der Verlauf der Konferenz von Washington ist bisher den Briten genehm und günstig — der Friede mit Irland wird

Englands Position in Washington nur festigen, sodaß Lloyd Georges Amerikafahrt überflüssig wird. Hingegen harren — innenpolitisch — noch die aegyptische und indische Frage der Erledigung, und die Außenpolitik Englands steht vor der Notwendigkeit, die Welt vom Albdruck der deutschen Reparationskrise zu befreien. Herr Lloyd George hat in der irischen Sache eine glückliche Hand bewiesen: es ist ihm Gelegenheit geboten, Deutschland gegenüber den gleichen Geist der Mäßigung walten zu lassen.

Bismarck und die Juden von Richard Lewinsohn

Ein Buch ist erschienen, das notwendig war. Die Juden glaubten zu wissen, daß Bismarck ihr Feind gewesen; und die Antisemiten wußten es ganz genau, denn sie beriefen ihn, morgens und abends, zum Schutzpatron jeder Hakenkreuzpöbelei. Und nun kommt dieses Buch von Otto Jöhlinger (‚Bismarck und die Juden‘, bei Dietrich Reimer A. G. in Berlin) und zeigt an einer Fülle vergessenen und ganz neuen Materials, wie es war. Es ist eins der seltenen Geschichtsbücher, die ohne Tiefenschwatz und Gelehrtenkram, ohne Bilderbogen und Anekdoten Vergangenheit lebendig machen: so lebendig, wie Historie sein darf, und so objektiv, wie eine Persönlichkeit zu schreiben vermag. Es ist das Bekenntnis Eines, der Bismarck liebt, aber der die Wahrheit mehr liebt. Es ist schon ein Buch !

Die große Linie, die Jöhlinger in Bismarcks Stellung zur Judenfrage aufzeigt, ist rasch nachgezeichnet. Der Junker des Vormärz, der Ostelbier Bismarck ist, selbstverständlich, Antisemit. In der Goethe-Stadt, in der Judenstadt Frankfurt wandelt er sich: zum Diplomaten, zum Staatsmann, zum Weltmann, und damit schwindet in ihm der altpreußisch-traditionelle Judenhaß. Frei von Judenhaß ist er dann sein Lebtag geblieben, in seinen Taten als Kanzler, in seinen Gesprächen dort unten in Friedrichsruh. Allein mit derlei großen Linien, wie sie schon Erich Marcks in seiner Bismarck-Biographie aufstellt (oder unterstellt), ist für das Problem Bismarck wenig getan. Dem kommt nur auf die Spur, wer alle Züge, alle Winkelzüge dieses seltsam beweglichen, wurzelhaften, wandelbaren, festgefügten Geistes bis ins Einzelne verfolgt. Das eben scheint mir der Hauptwert dieses Buches zu sein: daß hier die Proteusnatur Bismarcks sichtbar wird, in ihrer Weite und in ihrer Biegsamkeit, in ihrer Spannkraft und in ihrer Skrupellosigkeit; daß Jöhlinger die Legende vom „Eisernen Kanzler” zerstört, den Bismarck Lederers, den Felsen, den Turm, den übermenschlichen Recken, wie ihn billige Epigonenphantastik erfunden.

Und doch ist die zwiespältige, die hundertfältige Haltung Bismarcks gegenüber den Juden auf eine einfache, auf die einfachste Formel zu bringen: Die Judenfrage ist Bismarck immer herzlich gleichgültig gewesen. Derartige Feststellungen wirken etwas absonderlich, denn grade die Juden haben sich daran gewöhnt, auf der ganzen Welt nur Judenfreunde und Judengegner zu sehen. Der Staatsmann Bismarck war weder dies noch das.

Jöhlinger hat vollkommen recht, wenn er betont, daß der spätere Bismarck kein Antisemit gewesen ist. Aber es wäre ebenso leicht, aus demselben Material den Nachweis zu erbringen, daß Bismarck kein Philosemit gewesen ist. Die Lösung des Rätsels gibt Jöhlinger selbst: „Für Bismarck gibt es kein Judenproblem im Sinne der Antisemiten. Er unterscheidet nur, ob es sich um gute oder um schlechte Menschen handelt". Und gut waren die, die „für ihn gut" waren, das heißt: die er gebrauchen konnte. Das war der einzige Maßstab, den Bismarck anlegte. Aus dieser Grundeinstellung kannte er keine Vorurteile, den Juden gegenüber so wenig wie gegenüber den Bürgerlichen. Konnten sie ihm Vorteile bieten, so kam er ihnen entgegen, suchte er sie auf. So hat er mit Lassalle verhandelt, so hat er, freilich vergebens, versucht, Karl Marx zu gewinnen (indem er ihm durch Lothar Bucher einen Redakteurposten beim Königlich Preußischen Staatsanzeiger anbieten ließ !).

Jöhlinger sieht hierin einen Beweis für den psychologischen Spürsinn, für die feine Witterung des Machtmenschen Bismarck, der in Marx rechtzeitig das Genie und, was für ihn mehr war: die aufsteigende Macht erkannte. Gewiß: Bismarck hat die Bedeutung der Arbeiterbewegung früh erkannt, aber ihre Richtung, ihre poitische Tendenz hat er völlig verkannt, und das ist unter seinen garnicht wenigen Irrtümern für seine und für Deutschlands Entwicklung der schwerste gewesen. Bismarck war mündig und mächtig geworden zu der Zeit, wo der bürgerliche Freisinn in schärfster Opposition zur Regierung stand. Die Liberalen galten ihm daher als die eigentlichen Staatsfeinde, als seine Feinde. Den Vierten Stand, das Proletariat, aber hielt er seinem innersten Wesen nach für konservativ und staatstreu, und deshalb glaubte er, die Arbeiterschaft im Kampf gegen den Liberalismus ausspielen zu können. An dieser Fiktion, die für die Zeit vor Lassalle nicht so falsch sein mochte, hat er bis in die siebziger, ja bis in die achtziger Jahre festgehalten. Von hier aus ist auch seine zweideutige Stellung zu Stöckers Antisemitenbewegung zu verstehen. Bismarck hat den Antisemitismus als Parteibewegung nicht inauguriert. Das geht aus Jöhlingers Buch klar hervor. Schon aus außenpolitischen Rücksichten — Bismarck war eben daran, ein Bündnis mit England in die Wege zu leiten — ist ihm der Antisemitenradau ungelegen gekommen. Aber als Waffe gegen die Fortschrittler war ihm auch der Antisemitismus nicht zu übel.

Bismarck trägt für die Duldung der Judenkrawalle, die sich 1880 vor den Augen des Polizeipräsidenten von Madai, des Polizeiministers von Puttkamer in Berlin abspielten, ohne daß die preußischen Ordnungshüter für nötig hielten, einzugreifen, nicht die formale Verantwortung. Aber er war ja sonst nicht der Mann, der Ressortbedenken kannte, wenn es galt, Unruhen zu unterdrücken. Im Grunde unterschied er sich hier wohl nicht allzusehr von Wilhelm dem Ersten, dessen Standpunkt Hohenlohe in ein paar sichern Sätzen gekennzeichnet hat: „Der Kaiser billigte nicht das Treiben des Hofpredigers Stöcker, aber er meinte, daß die Sache sich im Sande verlaufe, und hält den Spek-

takel für nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen." Erst als Bismarck sah, daß der Spektakel doch nicht ganz so nützlich war, daß das weitgehende Arbeiterprogramm der Christlich-Sozialen seine eigne „Sozialpolitik" ein wenig in den Schatten stellte, und daß Stöcker, immerhin, eine Persönlichkeit war, mit der sich nicht umspringen ließ: erst da ist er entschieden von den Antisemiten abgerückt; und auch dann noch hat er vorsichtig und höflich nach beiden Seiten laviert. Es gehört nicht zu den Ruhmestaten Bismarcks, daß erst Wilhelm der Zweite kommen mußte, um Stöcker den Stuhl vor die Tür zu setzen.

Im kleinen Kreise hat Bismarck oft genug den Antisemitismus verurteit und die Juden in Schutz genommen. Warum sollte er es nicht ? Die Antisemiten waren unbequeme Bundesgenossen und perfide Gegner; die Juden, mit denen Bismarck in Berührung kam, zumeist diensteifrige Skribenten und honette Bourgeois, die ihm keine Schwierigkeiten machten. Strebsame Geldverdiener, nicht immer ganz sauber, aber brauchbar und gefügig. „Namentlich der reiche Jude pflegt ein sicherer Steuerzahler und guter Untertan zu sein", hat Bismarck einmal an der Tafel in Friedrichsruh gesagt. Gute Untertanen: das ist die Hauptsache. „Nützliche Mitglieder des heutigen Staates", die zu beunruhigen unklug wäre. Der Nützlichste: Gerson von Bleichröder. Der hat 1866 den König finanziert, als Niemand etwas vorschießen wollte, hat (wahrscheinlich) 1871 die Kriegsentschädigung auskalkuliert, hat manche Geheimnachricht aus Paris und London beschafft und hat, ganz nebenbei, dafür gesorgt, daß der arme, verschuldete Landjunker Bismarck als vielfacher Millionär heimgegangen ist. Bleichröder, der als Einziger jederzeit unangemeldet von Bismarck vorgelassen wurde, hat aus den Informationen, die er in der Wilhelm-Straße erhielt, für sich und für Bismarcks Vermögen, das er verwaltete, zweifellos Vorteile gezogen. Selbst wenn man nur gelten läßt, was Bismarck in dieser peinlichen Affäre bestätigt hat, bleibt die Tatsache, daß der Kanzler bis 1875 ausländische Wertpapiere besaß, und daß erst etwas spät in ihm der Grundsatz gereift ist, „ein Minister des Auswärtigen dürfe keine auswärtigen Papiere besitzen". Und doch wäre es lächerlich, von Korruption zu reden. Denn Bismarck hat nie seine politische Haltung danach eingestellt, ob für ihn daraus pekuniäre Vorteile erwuchsen oder nicht. Ebensowenig hat es jemals die von den Antisemiten immer wieder zitierte „jüdische Geldherrschaft", die „Aera Bleichröder" gegeben. Bismarck sagt darüber das Entscheidende: „Bei meinen Beziehungen als Minister zur jüdischen Hautefinance ist immer diese, niemals bin ich der Verpflichtete gewesen."

Bismarck hat oft darauf angespielt, daß ihm die Juden in besonderm Maße zu Dank verpflichtet seien, und sich darüber beklagt, daß er eigentlich nur Undank von ihnen geerntet habe. Das klingt etwas seltsam aus dem Munde des Mannes, der mitverantwortlich dafür ist, daß die deutschen Juden bis zur Revolution als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt worden sind. Aber Bismarck hat sich allen Ernstes für einen großen Judenbefreier gehalten. Zur Begründung konnte er anführen, daß

er durch das Gesetz vom dritten Juli 1869 den Juden die volle bürgerliche Gleichberechtigung gegeben hat. Allein, daß die Gleichberechtigung nur auf dem Papier bestand; daß er sich nie bemüht hat, das Emanzipationsgesetz auch wirklich durchzuführen; daß unter seiner Herrschaft genau wie früher die Juden von der Verwaltung, von den hohen Richterämtern, vom Officiercorps, von der Diplomatie ausgeschlossen blieben; daß das Deutschland Bismarcks der einzige Kulturstaat war, in dem die Juden tatsächlich nicht volle Bürgerrechte hatten: das hat Bismarck merkwürdigerweise nie erwähnt. Man braucht darin keinen Beweis von Macchiavellismus zu sehen. In den Puttkammern des preußischen Hofes, wo seit hundert Jahren kirchliche Verbohrtheit und politische Engstirnigkeit den Ton bestimmten, war allerdings Bismarck der freie Weltgeist, der auf Pfaffen und Bürokraten und Kasernenhofgenerale spöttelnd herabsah und sich lieber mit einem Lassalle unterhielt als mit potsdamer Hofschranzen. In dieser Atmosphäre konnte in ihm die Ueberzeugung entstehen, kein Staatsmann habe mehr für die Judenemanzipation getan als er. Aber grade seine Einstellung zur Judenemanzipation zeigt am besten, wie wenig Bismarck sich selbst emanzipiert hatte. Der Staatsmann Bismarck kannte keinen Antisemitismus. Gewiß nicht. Nur blieb in dem Staatsmann, nicht immer bewußt, aber immer spürbar, Zeit seines Lebens der märkische Junker lebendig, der 1847 im Vereinigten Landtage gegen die Juden vom Leder zog. Man mag das Leben Bismarcks in „Perioden" einteilen, soviel man will: den Ostelbier hat Bismarck nie überwunden. Das war, vielleicht, ein Teil seiner Größe — sicherlich war es sein und Deutschlands Verhängnis.

Die Hundertschaft z. b. V. von Hans Siemsen

Der Mordprozeß Buchholz ist so verlaufen, wie ein Mordprozeß in Deutschland verläuft, wenn die Mörder Uniform tragen. Es wurde festgestellt, daß der Wachtmeister Buchholz von hinten erschossen worden ist. Aber es wurde nicht festgestellt, wer von den Leuten der Hundertschaft z. b. V. ihn erschossen hat. Deshalb wurden sie alle freigesprochen. Es ist schon sehr schwer, gewiegten und tüchtigen Berufsverbrechern etwas klar und eindeutig nachzuweisen. Viel schwerer ist es natürlich, wenn sie Polizisten sind, wenn ihnen alle Mittel eines Polizisten zur Verfügung stehen, um ihr Verbrechen zu verdunkeln. Es war also vorauszusehen, daß die Mörder des Wachtmeister Buchholz nicht zu finden sein würden. Man weiß nicht, wie sie heißen. Aber man weiß, daß sie der Hundertschaft z. b. V. angehören müssen.

Und man weiß noch einiges Andre über diese Elitetruppe der preußischen Polizei. Dieser Mordprozeß hat, wenn auch nicht die Mörder, so doch allerlei andre Dinge ans Licht gebracht, die den unbefangenen Laien mit Erstaunen auf die Sitten und Gewohnheiten der preußischen Polizei blicken lassen. Da ist immerzu von falschen Pässen, gefälschten Quittungen, Urkundenfälschungen und Unterschlagungen die Rede, und der unbefangene Zuhörer muß schließlich zu

der Ansicht kommen, daß preußische Schutzleute in ihrer freien Zeit überhaupt nichts andres tun als Papiere fälschen. Aber ich will nicht von den Gerüchten, von dem Verdacht, von den Dingen reden, die man sich vor Gericht und im Volke von der Hundertschaft z. b. V. erzählt: ich will nur von den Sachen reden, die man dieser Elitetruppe nachgewiesen, vor Gericht nachgewiesen hat. Es wird, da von dem, was auf einer Polizeiwache passiert, ja immer nur ein Bruchteil an die Oeffentlichkeit kommt, sehr wenig sein gegen das, was diese Burschen wirklich auf dem Gewissen haben. Aber es ist immerhin genug.

Ich will von den vielen Prozessen, die man gegen Angehörige der Hundertschaft z. b. V. angestrengt hat, nur einen einzigen sprechen lassen. Dieser Prozeß, der vor etwa drei Wochen stattfand, ergab (neben vielen andern Gemeinheiten) folgendes. Ein junger Kaufmann, der einen besoffenen Schupo-Mann daran hindern wollte, sein Mädchen auf offener Straße zu mißhandeln, ist von den Leuten der Hundertschaft z. b. V. auf die Wache geschleppt und dort — ich zitiere nicht etwa die ‚Rote Fahne', sondern das Berliner Tageblatt:

„Der Angeklagte Meyer und einige Polizeibeamte fielen über Dickfach her, zogen ihn über einen Tisch und schlugen mit Gummiknüppeln, Stöcken und andern Gegenständen auf ihn los, bis er das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß er mit Wasser begossen war. Er wurde nun gefragt, ob er die Wahrheit sagen und ein Protokoll unterschreiben wolle. Als er erklärte, daß er nur das unterschreiben werde, was wahr sei, wurde er zum zweiten Male über den Tisch gezogen und geschlagen, sodaß er wiederum das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, unterschrieb er aus Furcht vor weitern Mißhandlungen das Protokoll, ohne daß er es lesen durfte, oder daß es ihm vorgelesen worden war. Dieses Protokoll ist später merkwürdigerweise verschwunden. Dickfach mußte dann noch den Erdboden aufwischen und vor einem Beamten ‚strammstehen', dann wurde er entlassen."

Auch diese Tatsachen wären natürlich nicht ans Licht gekommen, wenn nicht den ersten Teil der Sache zwei Freunde des Mißhandelten, den zweiten seine Wunden und Striemen unwiderleglich bewiesen hätten. Die als Zeugen vorgeladenen Polizisten sagen keineswegs die Wahrheit: sie lügen und schwindeln vielmehr derartig, daß das Gericht davon absehen muß, sie zu vereidigen. Ihr Führer, Hauptmann Stennes, spielt dabei noch eine besonders feine Rolle: er nimmt die ihm unterstellten Sadisten in Schutz. Er hält es — diesen Eindruck gewinnt man — für selbstverständlich, daß auf einer Polizeiwache wehrlose Geangene von schwerbewaffneten Feiglingen mißhandelt werden. Er kann sich eine Polizeiwache einfach nicht anders vorstellen.

Ich denke: wenn man von der Hundertschaft z. b. V. nichts andres wüßte, wenn man nichts von dem Buchholz-Mord, nichts von den Unterschlagungen, Meutereien, Fälschungen und all den andern Gemeinheiten wüßte, die die übrigen Prozesse ans Licht gebracht haben, wenn man nur die Ergebnisse dieses einen Prozesses wüßte: es würde genügen. Nur auf diese Tatsachen hin müßte die ganze Hundertschaft z. b. V. nicht nur aufgelöst, sondern entlassen werden. „Auflösungen" — die kennt man. Auch der Edeldemokrat Dominicus hat schon mal

die „Auflösung” dieser Hundertschaft versprochen, als er noch Minister war. Sie bestand nachher darin, daß die Hundertschaft einen andern Namen bekam. Das nennt man in Preußen: „Auflösung”. Und auch jetzt will man bei der Auflösung „die brauchbaren Elemente” in andre Polizeiformationen versetzen. Das brauchbarste Element wird der nichtentdeckte Mörder des Buchholz sein.

Aber auch unter den Uebrigen werden sich noch ganz brauchbare Burschen finden. Es ist ja gerichtlich nachgewiesen, daß es da noch eine ganze Anzahl tüchtiger Sadisten, brauchbarer Fälscher und rechtschaffener Hallunken gibt. Und die Andern, denen man ihre Verbrechen und Gemeinheiten bisher noch nicht nachgewiesen hat ? Einige haben vor Gericht ausgesagt: sie hätten wohl Schreie und Hilferufe gehört — aber weiter wüßten sie nichts. Ein Polizist, der Schreie und Hilferufe hört, der weiß, oder wissen muß, was da auf seiner Wache vorgeht, und der sich um weiter nichts kümmert — das ist sicherlich das Muster eines Polizisten ! Er gehört ganz gewiß zu den „brauchbaren Elementen”.

Spaß bei Seite ! Es ist unmöglich, daß unter den Leuten der Z.b.V. auch nur ein einziger ist, der sich für den Polizeidienst eignet. Denn selbst der anständigste von ihnen, der wirklich keine ihrer Gemeinheiten mitgemacht und vor keiner gewarnt hat —: selbst der ist schon deshalb ganz unfähig für den Polizeidienst, weil er es fertig gebracht hat, jahre- oder doch monatelang in der engsten Gesellschaft mit Verbrechern zu leben, ohne sie zu erkennen. Auch er, vorausgesetzt, daß es so ein Unschuldslamm bei der preußischen Polizei wirklich gibt, ist also kein Lamm, sondern ein Schaf — also kein brauchbares Element für den Polizeidienst. Nein, sie müssen alle entlassen werden.

Geschieht das nicht, werden die Leute der Z.b.V. unter die übrigen Polizeiformationen gemischt, so wird man von dem Tage an einen weiten Bogen um jeden Schupo-Beamten machen müssen. Denn jeder von ihnen kann ja dann einer aus der damaligen Hundertschaft z. b. V. sein. Die anständigen unter den Leuten der Schupo mögen sich dann bei ihren Kameraden von der Z.b.V. bedanken und bei ihrer Behörde, die ihnen solche Leute zu Kameraden gibt.

In dem Sadisten-Prozeß haben die Richter in der Begründung ihres (sehr milden) Urteils gesagt: Der Angeklagte Meyer habe durch sein Verhalten das Ansehen der Schutzpolizei in erheblichem Maße gefährdet. Das ist ein Irrtum. Er hat es nicht gefährdet, sondern vollkommen, aber vollkommen ruiniert. Und nicht er allein hat das getan, sondern die ganze Hundertschaft z. b. V. mit ihrem Hauptmann Stennes an der Spitze. Kein Mensch in Berlin hat Vertrauen zu der Schupo, solange solche Leute in Uniform herumlaufen. Der Herr Polizeipräsident, Genosse Richter, der Herr Minister des Innern, Genosse Severing, und die ganze Schupo wird sich sehr in Acht nehmen müssen, wird sich sehr anstrengen müssen, wenn sie erreichen will, daß man einen Mann in Schupo-Uniform nicht von vornherein für einen Sadisten und Lügner hält.

Herr Stennes will, so heißt es in einer berliner Korrespondenz, aus dem Polizeidienst ausscheiden. Man sollte das lieber nicht von dem Willen dieses Herrn abhängig machen, sondern ihm recht kräftig nachhelfen, wenn er noch zögern sollte.

Gutachten über Brunner V.

Walter Mehring

In Zeiten, wo es noch richtige Könige gab, hielt man sich bei Hofe einen Narren, der aus der Wahrheit faule Witze machte; die Türken hingegen lassen die Unschuld durch einen Obereunuchen bewachen. Aber Preußen blieb ein Zwitter von beidem vorbehalten: das Amt des Herrn Oeffentlichen-Anstoß-Nehmers ! Das scheint nicht auffallend bei einem Volksstamm, der das Nur-nicht-auffallen, der jedes Manko immer mit Orden bedacht hat und deswegen Menschen braucht, die das Gebiet der Unsittlichkeit abgrenzen. Denn woran sollte man sonst die Sittlichkeit der Andern, die sie sich sauer verdient haben, erkennen ? Wie sollte man in friedlichen Zeiten brave Untertanen überhaupt auszeichnen können, wenn Unterlassen das einzige Verdienst ist ?

Allerdings wäre diejenige Tugend keine Freude mehr, die man nicht gegen öffentliche Belobigungen oder zur Not gegen die ewige Seligkeit eintauschte. Und einer öffentlichen Tugend muß notwendig ein öffentlicher Anstoß entsprechen. Was im stillen Kämmerlein getrieben wird, ist eine Privatsache, die nach Kräften im Osten wie im Westen „gemacht" wird. Wenn nur der Trauschein gewahrt bleibt, dann dürfen Zwei, die zu Bett gehen wollen, sogar die Glocken läuten lassen, ohne daß der Frömmste unlautere Dinge denkt.

Aber sonderbar ist die Methode schon, der Unsittlichkeit zu Leibe zu gehen und die Leiber im sexuellen Fegefeuer schmachten zu lassen. Die Ursache kann man nicht gut beseitigen, denn wen sollte man fürder regieren, wen bestrafen ? Und der alternde Herr Oeffentlichen-Anstoß-Nehmer, der unter seiner mitgealterten Generation immer weniger Objekte finden würde, wäre zur Brotlosigkeit verdammt. Also in dem Bewußtsein, daß man diese gemeine Fortpflanzungsart aus dem jüdischen Paradies nicht abschaffen kann, ja daß selbst regierende Häuser ihr das erlauchte Bestehen verdanken, klammert man sich an den Paragraphen, um nicht in behördlich unzulässige Ausschreitungen zu verfallen. Man verbietet die Darstellung dieses Schmutzes in Wort, Bild und Musik, auf daß die Jugend nicht verdorben werde, und minderjährige Mädchen nicht etwa anfangen, Aufwiegler und Umstürzler zu gebären. Wobei Jemand onaniert, ist nicht so belanglos ! So will man wenigstens Jugendlichen die Möglichkeit nehmen, ihr Geld statt in Mitgliedsbeiträgen für christliche Vereine in teuern Luxusschweinereien staatsfremder Künstler anzulegen. Und dazu gab gesundem Volksempfinden ein Staat den Oeffentlichen-Anstoß-Nehmer, zu sagen, was es leidet.

Ferne sei es von mir, Herrn Brunner daraus den wohlverdienten Strick zu drehen ! Erst ließ Natur und Staat den Armen unschuldig werden. Dann überließ man ihn der Pein — was blieb ihm schon viel andres übrig als: die Unsittlichkeit fachmännisch zu betreiben ? Ein schweres Amt, da er nebenbei noch die Meinung hat, Darbietungen nicht auf Kunst, sondern die Kunst auf das Einzige, was sie nicht besitzt: auf Unsittlichkeit zu prüfen ! Denn Pech wie er hat, umfaßt sie nun einmal alle Erscheinungen, von der sinnlichsten bis zur übersinnlichsten, und leider auch die seine. Und daß es im Leben häßlich eingerichtet sei, hat schon Herr Scheffel bei Säkkingen trompetet. Wohler wäre auch der Kunst, bliebe ihr manch übler Dunst des Reimes wegen erspart ! Aber wer erspart es ihr, zusehen zu müssen, wie sich ein ganzer Gerichtshof schamlos entblößt, ein Anblick, der ohne jeden sinnlichen Anreiz anstößig wirkt ? Wer erspart es den Richtern, sich vor unsterblichen Werken sterblich zu blamieren ? So was muß einem schon passieren, wenn man mit dem einen Auge den Geschlechtsakt unter die Lupe nimmt und mit dem andern immer Sittlichkeit für Sinnlichkeit liest. Ahnten die Herren noch dazu, daß

die Angeklagten Verlaine und Goethe bewußt erotisch aufreizen wollten, daß sie nicht von Ausschweifung, Perversität und brünstiger Leidenschaft sprechen, um im Leser grammatikalische Empfindungen hervorzurufen, dann . . . aber gottseidank tun sie so, als ahnten sie nur Das, was sie aus dem Coetus B schwarz auf weiß der Klassikerausgabe getrost nach Hause tragen.

Ferne sei es von mir, Herrn Brunner mehr vorzuwerfen als die Inkonsequenz, ein Leben, das er einer nachweisbaren Schweinerei verdankt, nicht in tiefster Stille zu beschließen !

Aber alle diese aesthetischen Erwägungen sind Perlen vor die Brunner, nachdem wir die Zeit unsagbarer Menschenschmach erlebt haben. Denn der gesamt Schmutz in Natur und Geisteswelt ist gefahrlos gegen einen Tag im Schützengraben ! Wo aber waren sie alle in der großen Zeit: die christlichen Jünglingsvorsteher, die jüdischen Mädchenhüterinnen, die aus der Sittlichkeit einen Verein machten, wo waren sie, um ihre Zöglinge — nicht nur von dem Dreck eines Etappenkasinos, sondern vor dem Heldentod durch Geschlechtskrankheiten zu bewahren ? Wo waren sie, um die Unschuld eines Mädchens zu behüten, das einer durch Entbehrung demoralisierten Soldateska in die Hände fiel ? Der Mantel der christlichen Nächstenliebe reichte nicht mehr aus, diese Hölle zu bedecken, wohl aber eine Binde vor den Augen ! Nun, im Reigen der Sittlichkeitsprozesse tanzen sie an, die einundsiebzigjährigen Anstandsdamen, die alten Herren, die so manches Kind geschaukelt haben ! Denn eine Ueberschrift (nicht: Dirne und Graf — bei aller Hochachtung ! so was solls geben !) sondern: Soldat und Dirne öffnete ihnen den Blick auf einen Abgrund, in dem eine Generation untergegangen ist ! Doch dämmert ihnen, da sie es schwarz auf weiß besitzen, daß es keinen Trost mehr geben könnte, wenn sie's nach Hause nähmen !

Und darum: Steckt den Kopf in den Sand, liebe Kamele, und düngt mit eurer Verlogenheit die Erde, vielleicht daß einmal Gras über den Gräbern wächst ! Hütet die Unschuld eurer Jünglingsvereine vor den nackten Tatsachen in Wort und Bild ! Und wenn man euch dereinst wieder zum heiligen, sittlichen Krieg aufruft, dann setzt euch in den Sattel der Attacke ! Sterben werdet Ihr schon können !

Ferdinand Nübell

Herrn Brunner kenne ich nicht, aber ich schätze ihn nicht. Der Staatsanwalt kennt ihn und schätzt ihn hoch — das spricht gegen ihn. Die Richter kennen ihn und schätzen ihn, wie der Reigen-Prozeß bewiesen, nicht sonderlich, und das ist im Interesse der Kunst die Hauptsache.

Herr Brunner liebt den ‚Reigen‘ nicht. Den kenne ich, aber ich liebe ihn auch nicht. Müßte er vom Spielplan verschwinden mangels Beteiligung der Masse Mensch, so könnt' ich nur singen: „Warum denn weinen . . .” Müßte er aber abgesetzt werden, weil ein Brunnerianer an der Aufführung Aergernis genommen (das heißt: sich über das Fehlen der Erregung von Lustgefühlen geärgert) hätte, so müßten alle Musen weinen und alle vernünftigen, ja selbst die Normalmenschen einen „flammenden Protest” ...

Erich Reiß

Ein literaturkundiger Bekannter erzählt mir, Hebbel habe über Kotzebue gesagt: ‚Wenn der Kerl an einer Rose riecht, so stinkt Sie‘. Dieser Ausspruch scheint mir im höchsten Maße auf den Liebling unsrer Justiz, den Brunner, zu passen, dessen Einschätzung Sie durch eine Rundfrage feststellen wollen.

Es scheint mir auch, daß man über die Tätigkeit des Brunner als Motto die bekannte Transponierung des Sprichworts: „Dem Reinen ist Alles rein" setzen könnte.

Von seinen Kulturtaten sind mir aus meiner Theater- und Verlagszeit eine ganze Reihe bekannt geworden. Ich habe aber das nicht hoch genug einzuschätzende Glück gehabt, direkt nichts mit ihm zu tun zu haben und selten eine Luft mit ihm zu atmen. Die Aufführung des ‚Reigen' habe ich nicht gesehen. Von Menschen, deren einwandfreies sittliches Empfinden mir bekannt ist, wurde mir aber versichert, daß sie das feine Werk mit äußerster Zartheit wiedergegeben habe, und daß sie auf einen in solchen Dingen gesunden Menschen in keiner Weise hätte anstößig wirken können. Ich selber kenne das Buch, das ja, soweit mir bekannt ist, gleichfalls Brunners augenscheinlich ungewöhnlich erregbarer Empfindungswelt zum Opfer gefallen ist, seit seinem Erscheinen, habe es zuerst als ganz junger Mensch gelesen und jetzt wieder und meine, daß ein Verbot etwa so wirken müßte, als ob in dem glücklichen Frankreich manche der schönsten Dinge von Maupassant verboten würden. Damit will ich keinen Vergleich zwischen Schnitzler und Maupassant ziehen, aber Sie wissen ja, wie sehr selten in der deutschen Gegenwart graziöse Behandlungen des Liebesthemas sind, und werden wohl mit mir der Ansicht sein, daß der ‚Reigen' das Beste dieser Art ist, was in unsrer Zeit geschaffen wurde.

Ich kenne auch die Bände des ‚Venuswagens'. Die ganze Anlage des Unternehmens macht es nur für einen kleinen Kreis zugänglich. Es ist also unmöglich, daß es allgemein schädigen könnte, selbst wenn es einzelne Veranlagungen von der Art des Brunner in die Hände bekämen. Jeder Unbelastete, der die Zeichnungen von Corinth, Schoff, Jaeckel und den Andern sieht, wird sich im höchsten Maße dafür interessieren, wie Künstler dieses Ranges zu Problemen stehen, die eine so. große Rolle im menschlichen Leben spielen.

Und nun komme ich zum Kernpunkt des Falles. Es gehört meiner Ueberzeugung nach eine ungesunde und überhitzte Phantasie zu Urteilen, wie denen des Brunner. Wenn man sich aber nun noch klar macht, daß Jemand es sich zu seinem Lebensberuf erwählt hat, derartige künstlerische Dinge dialektisch in Schweinereien umzuwandeln, so muß man, als objektiver Betrachter, zu dem Ergebnis kommen, daß es sich hier um einen Krankheitsfall handelt. Dies ist schon seit langen Jahren meine Ueberzeugung, die sich mit jeder neuen Aktion des Brunner befestigt.

Selbstverständlich entsteht ein ungeheurer Schaden dadurch, daß ein Mann mit einer solchen Veranlagung ständig von der deutschen Justiz als Gutachter hinzugezogen wird, während Männer, die durch andre Dinge schon bewiesen haben, daß sie solche Schwächen nicht haben, abgelehnt werden. Nicht nur ein kultureller Schaden, denn es fallen wie man sieht, diesem Patienten Werke von hohem künstlerischen Gewicht zum Opfer, sondern auch für die durch die Ereignisse der letzten Jahre nicht grade im Ansehen gestiegene deutsche Justiz ein großer moralischer Schaden. Ich meine deshalb: Auf zum Spezialarzt !

*

Der Stenograph des ‚Reigen'-Prozeßes sendet mir nach dem Dialog, den ich in Nummer 47 abgedruckt habe, noch den folgenden:

Vorsitzender (zu einem Sachverständigen): Was sind Sie ?
Arthur Eloesser: Ich bin Schriftsteller.
Staatsanwalt: Sie sind doch bei der Eloesser-Kraftband-Gesellschaft beteiligt ?
A. E.: Ich sagte: ich bin Schriftsteller

Die Russen. I. 1906.

1.

Die Russen haben uns zunächst sehen lassen, wie Alexei Tolstoi, Tschechow und Gorki in ihrer Heimat gespielt werden. Da wird nun meines Erachtens nicht genügend geschieden zwischen dem reinkünstlerischen Kern und allem, was um diesen Kern herumhängt: rassepsychologischen, politischen, sozialen, kulturhistorischen, ethnographischen Elementen. Mich haben die drei Abende am meisten durch ihre äußere Signatur ergriffen, sodaß ich mich nicht imstande fühle, ihre künstlerische Kraft auch nur mit der Zuverlässigkeit des tauben Fremdlings zu werten. Was mich so namenlos ergriff, war der fiebernde Zusammenhang und Zusammenklang zwischen Bühne und Zuschauerraum. Oben steht eine Kunst, die sich in der Fremde ihr Publikum suchen mußte; unten sitzt ein Publikum, das sich in der Fremde seine Kunst suchen mußte. Beide haben sich von ungefähr gefunden. Es ist das erste Mal, daß das Wort „Heimatkunst" einen Inhalt hat. Hundert Hände greifen hinab, tausend Hände greifen hinauf; sie vereinigen sich in jubelndem Glück. Werden daneben die Fragen nach Art und Stil und Rang dieser Kunst nicht gleichgültig ?

Die russischen Stücke spielen im ersten, im dritten, im fünften Stand; bei Hofe, unter Bürgern und in der Unterschicht der Gesellschaft. Von dem Hofstück kenne ich keinen Vers; vermute übrigens nur, daß es in Versen geschrieben ist. Es gibt keine Uebersetzung. Ueber den Kunstwert könnte man sich in Literaturgeschichten orientieren. Wozu ? Warum sollten grade die Geschichten der russischen Literatur nicht lügen ? Im Ernst: es fehlt jeder Maßstab. Daß man weiß, was rein äußerlich vorgeht, genügt nicht. Damit weiß man noch nicht, ob die Schauspieler schwierige oder leichte Aufgaben zu lösen haben, ob sie in reichem dichterischen Material arbeiten können oder für den Autor denken müssen. Man weiß nicht, ob sie „deklamieren" oder die Verse — sind es denn Verse ? — zerstören oder das passende Mittelding zwischen Kothurn und Pantoffel gefunden haben. Man wird also das kritische Vermögen — ein Vermögen, zu unterscheiden und zu entscheiden — lieber ausschalten und sich möglichst naiv optischen und akustischen Eindrücken hingeben. Da hört man denn einen russischen Tonfall und russische Kehllaute, die keineswegs den selbständigen aesthetischen Wert haben wie Rossis ebenso unverständlicher, aber unendlich süßer toskanischer Laut. Wenn jetzt nicht wenigstens das Auge üppig beköstigt wird . . . Es entfalten sich wirklich Bilder von bestrickendem Reiz: schöne, stattliche Menschen in Gewändern von blendender Pracht, mit vollendeter malerischer Kunst in den Raum, in die Räume gestellt. Trügt nicht Alles, so ist die Kunst der Innenregie nicht geringer. Selbst das stumme Spiel scheint voll Leben. Man hat das Gefühl, daß ein überlegener, selbständiger Geist eine Anzahl vortrefflicher Schauspieler auf einander

abgestimmt und in das Herz des Stückes geführt hat. Freilich: hat es ein Herz ?

Bei Tschechow sind wir nicht ganz so unsicher. Wir haben ‚Onkel Wanja' deutsch gesehen und gelesen und wissen, daß es ein ausgedehntes Stimmungsbild ist, worin sich müde und morsche Menschen gegenseitig zerreißen. Man kann nicht recht leben und nicht recht sterben. Man schleicht durchs Dasein wie durch dicken, atemversetzenden Nebel. Ewig wiederholt sich dasselbe Leid; plötzlich bäumt Einer sich auf, schreit, schießt und fehlt — und Alles bleibt, wie es war . . . In der deutschen Aufführung war man überzeugt, daß der Eindruck der Langenweile, der erzeugt wurde, nicht einer künstlerischen Tätigkeit des Dichters entsprach. Hier ists anders. Auf Haus und Hof liegt eine quälende Atmosphäre von Unlust und Energielosigkeit. Ein steriles Leben dreht sich schneckenhaft in der Runde herum. Der Begriff des Marasmus hat gradezu Körper gewonnen. Unter den Bewohnern des Hauses sind alle Nuancen des ohnmächtig-ängstlichen Mißvergnügens vertreten. Man ist von Anfang bis zu Ende gefesselt. Was im einzelnen schauspielerische Gabe und Arbeit dazu getan haben, weigere ich mich wiederum zu entscheiden. Das Ganze hat den Stempel letzter Echtheit. Aber ich kann nicht sagen: Herr Wischnewski oder Herr Artem ist ein großer Schauspieler. Reinhardt hat mit lauter Kräften zweiten Ranges Vorstellungen von schlagender Vollendung geleistet. Bei Brahm gab es und gibt es Naturalisten aus Reichtum und aus Armut. Wer, ohne ein Wort zu verstehen, etwa ‚Ora et labora' und den ‚Heiligen Antonius' hinter einander sieht, kann garnicht auf den Gedanken kommen, daß er in der Lehmann eine Genialität, in Frau Ix eine Mittelmäßigkeit vor sich hat. Beide sind unterschiedslos „einfach" — aber die Nervenvibrationen, die Stimmfärbung, die Tonschwingungen sind verschieden und auf ihre Beseeltheit nur von den Kennern der Sprache zu prüfen. Es beweist auch nichts, daß man internationale Schmerzenslaute, allgemein menschliche Herzenstöne hört. Vielleicht erklingen sie an falscher Stelle und brauchen dann nur Routine und leere Sentimentalität zu bezeugen. Nein, sicherlich, meine Skepsis erlaubt mir nicht, Herrn Stanislawski stärker denn als äußerst interessanten Spieler zu preisen: damit kann er ein Mitterwurzer und muß noch nicht einmal ein Reicher sein . . .

Am aufschlußreichsten war das ‚Nachtasyl'. Hier stand ein ebenbürtiger Gegner zum Vergleich und blieb bestehen. Dieses Nachtasyl der Moskauer hat Beziehungen zur Außenweit und einen Himmel über sich. Reinhardts Kellerspelunke war eine Welt für sich und kannte Sonne, Mond und Sterne nur vom Hörensagen. Die Russen lassen von Zeit zu Zeit hinter der Szene im ersten Akt einen Leierkasten spielen, im zweiten einen Säugling quarren, im dritten einen Fabrikschornstein pfeifen, im vierten Hunde bellen. Den dritten Akt verlegen sie, wie Gorki will, ganz ins Freie und Frische eines Vorfrühlingstages. Es ist wie ein Symbol für Lukas steigende und

sinkende Wirkung. Er hat mit den Strahlen seiner umfassenden Liebe in der Brust der „Verkommenen” den letzten Funken göttlichen Lichts angelacht. Sie drängen in die Sonne. Der trübe Dunst des Alltags begräbt den Funken wieder. Sie kehren ins Dunkel zurück. Aber — und das scheint mir das Hauptmerkmal dieser Aufführung —: als Sieger, nicht als Besiegte des Lebens. Diese Enterbten schreiten am stolzesten über die Kornerde des unermeßlichen Zarenreichs. Sie gehört ihnen ganz, wie den freien Falken. Es ist prachtvoll, was für strotzende Mannskerle die russische Truppe aufbieten kann, um diese Schar unqualifizierbarer Existenzen nicht nur in ihrer Blöße, sondern auch in ihrer Größe zu zeigen. Sie sind furchtlos bis zur Tollkühnheit und haben den Humor ihrer innern Freiheit und Ueberlegenheit. Enterbte des Glücks sehen anders aus. Glücklich ist, wer nicht zu heucheln braucht, weil er die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge durchschaut hat. Darum wirkt es hier auch nicht gezwungen oder stillos, daß so viel Philosophie von solchen Lippen kommt. Es ist ein Niveau bewußter Weltanschauung vorhanden, über das ein Luka garnicht herausragt. Er kann hier keine Heilandsmiene aufsetzen, sondern geht fast mit einem Augurenlächeln herum, das die Macht seines milden Herzens über die Mühsäligen und Beladenen nicht zu mindern braucht. Er spielt auch schauspielerisch keine Extrarolle. Er so wenig wie Andre. Der „Schauspieler” hat keinen Abgang, der Baron keinen Applaus. Wassilissa hat ihre Stärke nicht im Ausbruch, sondern in einer hämischen Verkniffenheit. Was sie und die Uebrigen einzeln wiegen, weiß ich nicht. Aber ich sehe, daß sie wundervoll ineinandergreifen. Es wird nicht umsonst so viel Musik und Tanz in den Vorstellungen der Russen gemacht. Diese Menschen haben Melodie, haben Rhythmus im Leibe. Ob sie in die tiefste Tiefe dringen, steht dahin. Aber ich spüre, daß sie nie übertreiben, daß sie das empfindlichste Gefühl für Maß und Stil und Form haben. Und trotzdem ich Dies und Andres spüre, habe ich den Eindruck, daß ihr menschlicher Wert ihren künstlerischen übertrifft. Sprache hin, Sprache her ! Ich hätte an diesen drei Abenden doch einmal besinnungslos hingerissen werden können wie von einem großen Italiener, den ich auch nicht verstehe. Aber wenn ich meine Ergriffenheit auf ihren Ursprung prüfte, so war es immer jenes Fluidum: die hundert Hände, die hinab-, die tausend Hände, die hinaufgriffen und sich vereinigten in namenlosem Glück.

2.

Wenn die Russen ein Drama unsres Klimas gespielt haben würden, dann sollte — wurde hier versprochen — ein Vergleich zwischen ihrer Theaterkunst und der unsern versucht werden. Nicht um die eine zu loben, die andre tadeln zu können, oder umgekehrt, sondern weil Vergleiche wertvolle Hilfsmittel zur Erkenntnis sind. Wo der Kritiker die Sprache nicht kennt, da wird mehr denn je sein Teil bescheidenes Erkennen und Beschreiben, nicht Urteilen sein. Inzwischen aber ist der Russentaumel an der Spree so bedenklich angewachsen,

daß Abwehren noch wichtiger wird als Abwägen. Erst war das Gastspiel der Moskauer das berliner Ereignis der ersten März-Tage: jetzt ist es — wörtlich — das größte Ereignis unsrer Theatergeschichte seit dem Erscheinen der Meininger geworden. Anders geht es nämlich bei uns nicht mehr. Man ist entweder Chauvinist oder Auslandsnarr. Die Deutschen können entweder Alles oder Nichts. Etwas ist entweder von „epochaler" Bedeutung oder wertlos. Ein Mittelding gibt es nicht. Entweder — oder. „Laßt uns doch vielseitig sein ! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien" — dieses Wort Goethes ist außer Geltung. Das slawische Theater darf nicht eine Schönheit für sich sein; daneben muß gleich das germanische und romanische Theater versagen und versinken. Aber wenn denn schon einmal gewählt werden soll, dann will ich wenigstens für die Berliner stimmen.

Die Russen spielen statt des einen ‚Volksfeind' drei Stücke: Die Häuslichkeit; Die Redaktion; Die Volksversammlung. Wir sehen nicht nur rechts und links im Hintergrunde Wohn- und Speisezimmer der Familie Stockmann, sondern vor allem das Arbeitszimmer des Doktors, das Ibsen verbirgt, und das hier die ganze Bühne einnimmt. Man soll offenbar das Bild einer ganzen Wohnung vor sich haben. Das tägliche Leben in dieser Wohnung wird so abgemalt, wie es wirklich vor sich gehen kann. Es genügt nicht, daß der Doktor seine beiden Jungen des Zigarrenraubs verdächtigt: wir müssen sie auch lange Finger machen sehen. Es genügt nicht, daß wir einem Reinlichkeitsapostel wie Stockmann die bekömmliche Gewohnheit des Waschens zutrauen: er muß sich vor unsern Augen abtrocknen. Die Männer sind im ernstesten Gespräch, als sich höchst feierlich die Flügeltür öffnet: Frau Stockmann tritt ein, macht die Männer verstummen, knixt ihr Pensum ab, schreitet zum Wandbrett, nimmt ihren Schlüsselkorb herab, knixt wieder und verschwindet. Daß bei jeder Gelegenheit längliche Gesangs- und Trommelkonzerte stattfinden, versteht sich bei diesem musikalischen Völkchen von selbst. Der dritte Akt spielt im Redaktionsbüro des ‚Volksboten', der, nach den Verhältnissen des Badeorts, von einer Winkeldruckerei hergestellt wird. Bei den Russen gibts eine Anlage wie bei Scherl: riesige Maschinen, elektrisches Licht, Scharen von männlichem und weiblichem Personal. Es ist wichtiger, daß wir dieses Personal seine Mittagspause beginnen und beendigen sehen, als daß die Szene zwischen Petra und Hovstadt unsre kostbare Zeit raubt: sie bildet ja nur die Peripetie des Stücks und kann somit leicht gestrichen werden. Was aber ist das alles gegen die Volksversammlung ! Ein schlichter Kapitän gibt einen leeren Raum seiner bescheidenen Wohnung her; eine schwärzliche Masse von Plebejern drängt und ballt sich darin zu einem scheußlichen Etwas, zu der kompakten Majorität zusammen. Bei Ibsen und bei Brahm nämlich. Hier aber hebt sich der Vorhang über einem Prunksaal. Vier Matrosen in Extrauniformen stellen Stühle für die Honoratioren. Die treten einzeln an: Offiziere mit ihren Damen und womöglich noch höhere

Tiere. Natürlich auch Bettler und Krüppel. Es entsteht Lärm. Ein Matrose hebt die heruntergefallenen Glaskörper hoch und zeigt sie allem Volk zur Beruhigung. Von solchen Scherzen wimmelts. Wer auftritt und wer — während der Rede — abgeht, wird glossiert. Ein Betrunkener genügt nicht: es sind zwei. Wenn sie stören, schreitet umständlich ein Schutzmann ein und führt sie ab. Zweimal ! Im Vordergrund, sichtbar vor allen andern, sitzt eine Stenographin. Sie hat die erstaunliche Fähigkeit, sämtliche Reden mit Stift und Seele zugleich aufzunehmen. Manchmal springt sie auf ihren Stuhl und macht applaudierend ihren Gefühlen Luft . . .

Das Prinzip dürfte klar sein. Ist eine naivere Verkennung dessen, was Kunst ist, denkbar ? Man will den lebendigsten Eindruck hervorrufen und häuft eine Unzahl kleiner Details, die keine andre Bedeutung haben, als daß sie im Leben allenfalls vorkommen können. Man ist in dem alten Irrtum befangen, daß das letzte Ziel der Kunst die Wiederholung der Wirklichkeitszüge sei. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist ein Anblick — wie wenn man auf einem lebensgroßen Menschenbilde die Hand mit mikroskopischer Genauigkeit und demgemäß in einem abscheulichen Mißverhältnis zum übrigen Körper dargestellt sähe. Der Daumen ist so groß wie der Kopf. Die Stenographin ist so wichtig wie Stockmann. Für die Natur, die keine Nebendinge kennt, ist sie ja auch genau so wichtig. Aber die Kunst lebt einzig von dem Recht zur Ungerechtigkeit.

Die Kunst der Russen, wenn sie Ibsen spielen, ist tot. Ihr Stockmann kann sich weder gegen Ibsens noch gegen Bassermanns Stockmann behaupten und steht, bei dieser Methode, selbst in seinem eignen mittelmäßigen Ensemble schwach und schief. Wir haben aus unserm Ibsen einen fünfundvierzigjährigen Thomas und einen fünfzigjährigen Peter Stockmann herausgelesen und sollen uns plötzlich an einen fünfundsechzigjährigen Thomas gewöhnen, der zwanzig Jahre älter ist als Peter. Ein schneeweißer Mann, der Großvater seiner Jungens, mit kurzsichtigen Augen und Oberlehrermanieren. Wenn er am Schluß des vierten Aktes mit seinen Jungens ein lebendes Bild stellt, so bringt er einen Zug von Sentimentalität in das Stück, die Iffland gemäßer sein mag als Ibsen. Von Ibsen hat Stanislawskis Stockmann nur die große, echte Reinheit. Es ist zu wenig für den grotesken Burschen und Strudelkopf, für das wilde und ganz jugendliche Temperament dieses lachenden und leidenden Edelmenschen. Aus Ibsens Empörerstimmung wird müde Resignation, die das Zornwerk noch einmal in seinem Ton verfälscht, nachdem das unbewußte Virtuosentum der russischen Regie es in seinem Stil verfälscht hat. Es scheint nämlich ausgeschlossen, daß dieses Virtuosentum der Absicht entstammt, Effekte herauszuschlagen. Es ist wirkliche Ahnungslosigkeit. Wenn diese Leute Drei sagen, wo ihr Dichter Eins gesagt hat, so glauben sie, ihm dreifach treu zu dienen. Sie wähnen ganz naiv, ihr Naturalismus sei eine Art der Kunst, womöglich gar die Kunst, während er doch zur Kunst sich nur verhält wie ein Embryo zum lebendigen

Menschen: man muß hindurch, aber wenns dabei bleibt so ists eben keine Kunst.

Nein, wir können garnicht nachdrücklich genug gegen die Zumutung protestieren, die Theaterkunst einer fremden Nationalität vor unsrer eignen zu schätzen. Wie müßte man von Brahm reden, wenn man für die Russen Töne der Anbetung hat ! Er ist das größte Ereignis unsrer Theatergeschichte seit den Meiningern und ein viel größeres als die Meininger. Bleiben wir beim ‚Volksfeind'. Da war und ist jene Macht lebendig, die mehr als eine aesthetische, die eine moralische Macht ist, und die einen zu Brahm zurück- oder hinführt, wenn man vieler Menschen Städte gesehen und Bühnen erkannt hat: seine ungeheure Sachlichkeit; seine Treue zum Werk; seine Kraft, sich ehrlich und anspruchslos in den Dienst eines Dichters zu stellen. Da ist Alles klar und greifbar und hell und rein, wie in Ibsens ‚Volksfeind'. Da ist Stockmann, der er sein und werden soll; hat er die Frau, die er haben muß, eine Frau wie er ein Mann, von seiner grenzenlosen Güte und seiner tiefen Vornehmheit und nur durch den Grad ihrer Bewußtheit von ihm getrennt; hat er den Bruder, der zu ihm gehört und nicht zu ihm gehört; hat er die Jungens, die Jungens . . .

Nachdem man sich und Andern diese Erinnerung heraufbeschworen, darf man nicht wieder zu dem russischen ‚Volksfeind' zurückkehren. Nur fragen muß man noch, was eigentlich jene Ereignisse von theatergeschichtlicher Bedeutung sind, die plötzlich billig werden wie Brombeeren. Gemeint sind doch wohl Ereignisse, die weiterwirkende Kraft besitzen, angetan, uns künstlerisch neu sehen und empfinden zu lehren. Für ein Ereignis von theatergeschichtlicher Bedeutung genügt nicht, uns ein schönes Erlebnis zu geben, wie es Forbes Robertson, Sada Yacco und die Russen in ihren russischen Stücken getan haben. Ganz abgesehen davon, daß ein Ereignis immer erst einige Dauer bewährt haben muß, bevor mans geschichtlich nennen darf. Was aber, in aller Welt, soll unsre deutsche Bühnenkunst von den Russen lernen ? Die Grundzüge ihrer Technik haben sie aus Paris und Berlin, und wie sie diese Technik persönlich und national ausgebaut haben, das läßt sich nicht ablernen, weil sich Persönlichkeit und Nationalität nicht ablernen lassen. Was also ? Wir haben Brahm, und wir haben Reinhardt. Der Eine gibt Ibsen, das letzte Wort unsres modernen Dramas, der Andre gibt Shakespeare, das letzte Wort unsres klassischen Dramas. Sie geben Ibsen und Shakespeare so oft und so gut wie in Deutschland Keiner. Nur sie selber könnten sie, wo nicht öfter, so doch noch besser geben. Von theatergeschichtlicher Bedeutung würd' es wahrscheinlich sein, wenn Brahm eines Tages ‚Rosmersholm' nicht mehr wie den ‚Volksfeind' spielte, wenn er nämlich die weißen Pferde vor unsres Geistes Aug erscheinen ließe, und wenn Reinhardt die großen Shakespeare-Spieler fände als die Instrumente, würdig seiner Hand. Das wird unabhängig von Moskau sein, oder es wird nicht sein.

Bankenkrach von Morus

München oder Der Hazadeur

München, die Stadt der Hazardeure, erneuert ihren Ruhm: nach Ludendorff Römer. Er hat nicht das Deutsche Reich verspielt, sondern nur lumpige 340 Millionen Papiermark. Immerhin: Grund genug, ihn für den nächsten Kapp-Putsch als Finanzminister vorzumerken. Aber vielleicht schenkt auch der Staatsanwalt Herrn Römer seine Aufmerksamkeit, noch bevor alles in Ordnung gebracht ist. Leider besteht dazu wenig Aussicht, denn es ist in Banken alter Brauch, lieber Millionen zu verlieren als zum Kadi zu laufen. Jeder Bankprozeß schädigt den Kredit mehr, als er einbringt, und es ist kein Zufall, daß man immer nur bei ganz wenigen Instituten von Unterschleifen und Unregelmäßigkeiten hört. In Berlin pflegt eigentlich nur eine Großbank ihre Defraudanten vor die Akzisen zu bringen — in den andern Betrieben „kommt so etwas eben nicht vor".

Von Herrn Römer erzählt man, er habe bis zum September ausgezeichnete Geschäfte gemacht. Aber dann hat er offenbar etwas zu früh das Moratorium geahnt und ist Verbindlichkeiten in schweizer Franken eingegangen. Allein die Devisen wollten nicht, wie Herr Römer wollte, und so waren aus den paar Millionen Franken am vereinbarten Termin 600 Millionen Mark geworden. Eine verfehlte Baisse-Spekulation kann überall vorkommen. Aber merkwürdig an dem müncher Fall ist, daß ein stellvertretender Filialdirektor auf Rechnung seines Hauses derartige Millionenabschlüsse macht, ohne daß Jemand davon erfährt. München war mit sechs Depositenkassen die größte Zweigniederlassung der Pfalzbank: noch in den letzten Monaten hatte sie dort die klangvolle Hotel-Aktiengesellschaft Almeida-Garten und die Ertel-Werke für Feinmechanik finanziert, und in München wohnt die Zierde des Aufsichtsrats, die Exzellenz Theobald von Fuchs. Aber — seltsam, seltsam ! —: nicht einmal der Direktor der münchner Filiale Dr. Martin hat etwas von dem Reinfall seines jungen Kollegen geahnt und noch zwei Wochen vor dem Zusammenbruch der ludwigshafener Zentrale einen himmelblauen Devisenbericht gesandt.

Wer möchte da nicht Herrn von Jagow glauben, daß er am Morgen des dreizehnten März noch nichts vom Kapp-Putsch gewußt hat ?

Ludwigshafen oder Die Ahnungslosen

Ludwigshafen, die freundlich-verräucherte Stadt der „schwarzen Schmach", hat einen bösen Herbst. Im Oktober brach dort, mit 23 Milliohen, das Bankhaus Richard Weil zusammen, das sich ebenfalls in Baisse-Spekulationen vergaloppiert hatte. Und nun folgt also die große und mächtige Pfalzbank, deren Verwaltung mit Geheimen Kommerzienräten und Hofräten und Regierungsräten und Konsuln und Ehrendoktoren klafterdick ausgepolstert ist. Die honorablen Herren vom Rheine sind, selbstverständlich, unschuldig wie die Lämmer. Sie haben die landesübliche Abneigung gegen (mißglückte) Spekulation gehegt und sind nicht müde geworden, ihre Angestellten vor dem Devisenhandel zu warnen. Aber es ist nicht anzunehmen, daß die Aktionäre der Pfalzbank, deren Aktien vor acht Tagen noch in Berlin mit 445 % notiert wurden, und die nun leer und los ausgehen sollen, sich mit gütlichen Redensarten werden abspeisen lassen.

Als vor einigen Wochen der Allgemeine Bankverein in Düsseldorf durch die Devisenspekulation eines Vorstandsmitgliedes 120 Millionen Mark verlor, hat der Aufsichtsrat vollen Ersatz geleistet. Die ludwigshafener Notabeln dagegen haben, augenscheinlich, die ehrenwerte Absicht, der befreundeten Rheinischen Creditbank und der Deutschen Bank die Liquidierung der Pfalzbank zu überlassen und sich stillschweigend aus der Affäre zu ziehen. Sache der geprellten Aktionäre wird sein, volle Rechenschaft zu verlangen und den Beweis zu erbringen, daß eine Direktion und ein Aufsichtsrat, der über eine Milliarde fremder Gelder verwaltet, noch andre Aufgaben hat, als Tantiemen zu nehmen.

Berlin oder Die Konkurse

Es ist ein Zufall, daß der Zusammenbruch der Pfalzbank in diesen Tagen erfolgt, wo die lang ersehnte Besserung der Mark alle guten Deutschen in tiefe Trauer versetzt. Der ludwigshafener Krach datiert wie der düsseldorfer noch aus der Zeit der Dollar-Hausse. Nicht anders ist es mit dem Konkurs der Firma Weil in Ludwigshafen, mit den kölner Verlusten eines berliner Bankhauses. Auch auf der Produktenbörse gab es verfrühte Optimisten: eine hamburger Kaffeefirma sitzt mit 60 Millionen Mark in der Tinte, eine bremer Wollfirma hat es noch weiter gebracht, und auf dem Getreidemarkt wird nach Kräften saniert. Eine Zusammenstellung der Konkurse, die Lansburghs ‚Bank' bringt, beweist, daß wir mit Riesenschritten wieder herrlichen Zeiten entgegengehen. Im Oktober 1919 wurden in Deutschland 78 Konkurse angemeldet, im Oktober 1920 waren es schon 146, und in diesem Jahre sinds — gottlob ! — 265. Leben wir nicht im tiefsten Frieden ?

Das war die Hausse, während deren das Gros Millionen einstrich und nur ein paar Querköpfe auf der Strecke blieben. Das Großreinemachen kommt noch. Oder wird es ausbleiben und Alles sich im Sande verlaufen ? Wird der Katastrophen-Hausse keine Baisse-Katastrophe folgen ? Fast scheint es so. Der „schwarze Donnerstag", an dem der Dollar um 40 % und die führenden Effekten um die Hälfte fielen, hat fünf berliner Bankfirmen ins Wanken gebracht, aber gestürzt ist keine. Die Hochfinanz, die bei den großen Bankkrachs der Jahre 1900 und 1901 seelenruhig den Konkursverwalter einziehen ließ, legt in jüngster Zeit einen erstaunlichen Sanierungseifer an den Tag. Man kann nicht erwarten, daß die Großbanken den kleinen verunglückten Spekulanten aus purer Nächstenliebe aus der Patsche helfen. Die Sanierung ist eben der einfachste und oft sogar der billigste Weg zur Ausdehnung des eignen Machtbereichs. Man übernimmt Räume und Personal: Faktoren, die heute schwerer zu beschaffen sind als ein Kundenkreis. Je erheblicher die Steuer-Schwierigkeiten, die sich der regelrechten Fusionierung der Großen entgegenstellen, je mehr sich die schwerverdienende Industrie vom Finanzkapital emanzipiert, umso stärker wird der Anreiz zur Aufsaugung der Klein- und Mittelbetriebe.

Die Großbank spielt überall den Retter in der Not. Aber ihre wirtschaftspolitische Macht darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihre materielle Grundlage heute schmaler ist denn je. Der Krach der Pfalzbank zeigt zur Genüge, daß Kapital und Reserven eines alten, gutfundierten Unternehmens nicht ausreichen, um eine schwere Fahrlässigkeit wettzumachen. Die formale Deckung bedeutet nichts, die

Güte der Organisation, die Betriebssicherheit Alles. Das allein bildet den Vorzug der wenigen betriebssichern Großbanken vor den kleinen Bankiers, die sich auch heute noch in unverantwortlicher Weise damit begnügen, daß ihre Kunden bei Ankäufen nur 50, 60 % einzahlen und ihrem Personal womöglich noch höhere Kredite einräumen. Wird mit diesen Methoden nicht schleunigst Schluß gemacht, dann wird sich dem Sanierungsbedürfnis der Großbanken bald ein weites Tätigkeitsfeld bieten.

Jagow vorm Reichsgericht von Theobald Tiger

Wer hier in Deutschland etwas Protektion hat,
dem wird kein Sträflings-Kahlkopf je rasiert.
Paß auf: man läßt ihm einundzwanzig Monat,
damit er den Justizschwank gut probiert.
Der Kommunisten Posten, Wasserträger
sperrt man am liebsten vorm Delikte ein;
die Toller-Leute leben wie die Neger . . .
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein — !

Das klöhnt von Bolschewismus, der nicht da war,
das hat auf Ebert den Patrizierzorn;
wenn da nur Drahtverhau und viel Hurra war:
sie in Büros — und die Soldaten vorn.
Auch Ludendorff — bei welchem Reinfall darf der fehlen ! —
ergänzt den Männerbund der frumben Seelen;
und heute kannst du im Berichte lesen:
Wie Lausejungen — Keiner ists gewesen.
Nicht mal zum Lügen hat das viel Talent !
Und sowas war Regierungspräsident !

Was da verhandelt wird, ist ganz belanglos.
Sie hatten so viel Zeit — die armen Drei !
Sie konnten eindreiviertel Jahre zwanglos
vertuschen — denn sie waren frei.
Wenn von der kleinsten Nutte sie was munkeln,
dann sperrt man Nutte, Louis, Kundschaft ein:
es könnte sonst den Tatbestand verdunkeln —
das muß beim Kapp-Putsch wohl nicht nötig sein

Und Keiner traut sich, Ludendorff zu fassen,
und Lüttwitz nicht und Kapp und Traub — die Massen,
sie bleiben frei.
Nachtwächterstaat — !
Du säst dir eine schwarz-weiß-rote Saat !
Und die geht auf !
Sie höhnen dich mit Recht.
Du bist durchaus von zwittrigem Geschlecht !
Der Leviné ist tot. Und Jagow meckert.
Du hast dich stets nur links mit Blut bekleckert —
die wirklichen Verbrecher henkst du nicht . . .
Was Leipzig ! Kinderspiel und Reichsgericht !
Wir haben feste Monarchistenreihn —
und dann im Reichstag den Gesangverein.
Und so viel kluge Männer in der Politik.
Zufällig keinen Rex.
Und keine Republik.

Rundschau

Weihnachtsbitte

Der Berliner und insbesondere die Berlinerin „kommt” bekanntlich „zu nichts”, und dem mag denn wohl auch zuzuschreiben sein, daß so viele Leute Wohltätigkeit üben möchten und so wenige es tun. Sie „kommen nicht dazu”. Und dann — wie fängt man das am ? An wen soll man schicken ? Und was ? Und das Mädchen hat so viel zu tun — und soll nun auch Pakete schnüren, und es dauert so lange, Postanweisungen aufzugeben . . . Und inzwischen frieren und hungern die Andern.

Es ist also nicht immer Phantasielosigkeit daran schuld, daß Einer nichts gibt. (Obgleich viele Leute mehr Gutes täten, wenn sie sich nur recht intensiv vorstellen, was das ist: hungern — und was das ist: frieren.) Es mag auch Mangel an Zeit schuld sein.

Ich bitte nun die unter meinen Lesern, die im Lauf des Jahres ein bißchen Unterhaltung, Anregung oder Freude an den kleinen Glossen gehabt haben, die ich hier veröffentlichen durfte, mir einen Weihnachtswunsch zu erfüllen.

Dem Städtischen Asyl für Obdachlose geht es mit seinen Mitteln nicht zum besten. Die Leute brauchen Kleider, Decken, Nahrungsmittel und vor allem Geld. Adresse: Berlin N. C. 55, Fröbelstraße 15.

In der Prinzregenten-Straße 23 zu Wilmersdorf lebt eine blinde Frau, Betty Wassermann, eine ehemalige Tänzerin, die bei einem Versuch des Doppelselbstmords durch einen Schuß ihr Augenlicht eingebüßt hat. Sie ist von einem Tag zum andern auf das angewiesen, was ihr fremde Menschen ins Haus schicken.

Die Gefangenen auf der Festung Niederschönenfeld sind hilf- und wehrlos der bayrischen Verwaltung ausgeliefert. Während sich Jagow „entfernte, um von der Haft verschont zu bleiben”, leiden diese armen Menschen wie die Tiere. Sie möchten Tabak haben, Süßigkeiten, unpolitische Bücher; für Den, der das grade nicht im Hause hat, wird eine Geldsendung am richtigsten sein. Man kann an Ernst Toller oder Erich Mühsam, Festung Niederschönenfeld bei Rain am Lech in Bayern, adressieren.

Es ist Geschmackssache, wem man so eine Weihnachtsgabe schickt, und was man schickt.
Ich bitte jeden Einzelnen, nach Lust und Können an diese Adressen oder — wenn er bessere weiß — an andre was zu Weihnachten schicken. Man sollte die Trägheit des Herzens überwinden. Es summiert sich ja doch.
Wer sich mit der Formalität dieser Sendungen nicht abgeben mag, der überweise eine Summe dem Postscheckkonto der Weltbühne Berlin 11 958. Wir werden das Geld unter diese drei Empfängergruppen verteilen und auf Wunsch öffentlich quittieren. Ich habe einen kleinen Anfang gemacht und der ‚Weltbühne‘ eine Summe Geldes zur Verfügung gestellt.
Meine Bitte: folgt nach !

Kurt Tucholsky

Hintertreppe ? Hintertreppe !

Hans Siemsen beklagt sich in ausgezeichneten Artikeln über den deutschen Film, über seine Quantitätsprotzerei und Ueberinstrumentiertheit. Hans Siemsen, Sie haben Recht — aber, bitte: klagen Sie das Publikum an und nicht die Filmleute ! Ich sah dieser Tage im größten Lichtspielhaus Münchens die ‚Hintertreppe‘. Mit Ausnahme von zwei Filmen Wegeners hat mir die Leinwand nie einen ähnlich starken Eindruck vermittelt. Drei Figuren nur. Henny Porten als ein junges Dienstmädel, mit hauchzarten Nuancen arbeitend; befreit von dem erbärmlichen Mistzeug, das sie gewöhnlich spielen muß, ist diese Frau eine Künstlerin vom Für-

stinnenrang der Lehmann, der Desprès und der Höflich. Kortner gibt einen armen Briefträger, auch er aufs Stärkste erschütternd mit den leisesten aller leisen Mittel, von einer unvergeßbar wehen Wahrhaftigkeit. In einer kargen Rolle als Handwerker den Beiden ebenbürtig Dieterle, bei jedem schweren Kopfnicken, jedem zögernden Schritt von Tragik umleuchtet. Ein konsequentes, prachtvoll gebautes Manuscript, geladen mit Energie und Schicksal, ohne eine einzige tote Stelle, das auf jeden Zwischentext verzichtet und dennoch vollendet klar bleibt: das erste ganz durchlebte, durchfühlte Filmmanuscript meiner Erfahrung. Carl Mayer heißt der Dichter — heißt er wirklich Carl Mayer ? Die spukhaft traurige Hinterwelt, die Hintertreppenwelt zwischen Höfen und Durchgängen und Torwegen, von Jeßner mit Meisterschaft gestaltet; die andre Menschenwelt, die im Licht, die von der Fassade des Lebens, nur kollektiv, nur anonym hereinlugend. Ein vollkommenes Werk das Ganze. Ich saß da, erst bejahend, bewundernd, dann nur noch mitlebend, mitleidend, ganz und gar gewonnen und gefangen. „Nun, Fräulein", sagte ich nachher, im törichten Bedürfnis, ein empfangenes Glück auszusprechen, an der Garderobe, „da habt Ihr einmal einen wunderbaren Film, passen Sie auf, der geht den ganzen Monat." Sie machte große Augen. „Aber so ham die Leut ja überhaupts noch nie nicht gschimpft bei uns. Fad is er, sagens, und garnix passiert, und die Porten is net wie sonst, und 'kostet hat er aa net gnug. Mir san froh, wenn d'Woch rum is, daß mir'n absetz'n könna !"

Lieber Hans Siemsen, geben Sie's auf ! Lassen Sie doch dem Publikum, was es braucht: das dümmste Manuscript, die gröbste Star-Spielastik und die dreizehntausend Statisten. Schließlich sind die Leute auf der Welt, um zu essen, Kinder zu erzeugen und einander Gemeinheiten nachzusagen. Daß sie sich überhaupt bewegte Bilder anschauen, eine Beschäftigung, die weder satt macht noch Wollust erregt noch dem Nächsten wehtut, das ist an und für sich schon erstaunlich. Hans Siemsen, geben Sie's auf !

Bruno Frank

Die Dicken

Die Generation, mit der ich groß geworden bin, wird jetzt dick.

Von mir sehe ich ganz ab. Ich bin hager, mäßig rasiert, schwärzlich und etwas hornbrillig anzuschaun. Aber die Andern werden, weiß Gott, dick.

Das ist keine physiologische Erscheinung. Das ist etwas Andres. Diese sanft ansteigenden Kinnterrassen, dieser zufrieden volle Mund, dieser leicht gerundete Bauch — all das sagt: „So. Nun haben wir genug herumgewirtschaftet und angegeben — nun wollen wir uns einmal den Freuden des Lebens zuwenden. Was heißt hier Ideale — !" Und dann gründen sie Familien, und an der Wand hängt eine Gruppenaufnahme, und der Zweite in der hintersten Reihe: das ist Papa. Auf dem etwas verblaßten Bild kannst du sein Gesicht erkennen; es sind schon die vertrauten Züge, aber das Gesicht ist dünner, es ist, als ob sich die fertige Physiognomie noch nicht recht herausgetraut hat, etwas Fremdes ist darin . . . Und vielleicht war grade dieses Fremde das Beste an Papa . . . Jetzt hat er jedenfalls eine schöne Stellung, über die man nie etwas Genaues erfährt — aber sie muß doch ihren Mann ernähren, wie man sieht . . . Die radikalsten Denker, also Menschen, die gradezu verpflichtet sind, mager und abgerissen dahinzuschlurchen, sind heute in saubre, dicke Röcke eingewickelt und essen viel und ausgiebig. Es ist nicht die sanfte Hügeldicke der reifenden Frauen, die sich nur noch vorsichtig auf einen Stuhl setzen, damit nichts abbricht . . . Es ist etwas Andres.

Es ist die Abkehr vom Olymp, die Fett ansetzt. Es muß einen

Gott geben — ich weiß nicht genau, wie er heißt, aber es gibt ihn, und er ist klein und rund und hat einen Hundekopf — einen Gott, der mit den Menschen eng liiert ist, wenn sie es aufgegeben haben, den Ossa auf den Pelion, oder wie diese israelitischen Götter heißen, zu türmen . . . „Wie gefällt Ihnen Reinhardt ?" „Er ist dick geworden."

Früher sahen die Künstler alle aus, als ob sie grade frisch aus der Hölle kämen — mit schweren Kummerfalten im Gesicht, den verbeulten Calabreser auf dem Kopf und in den Augen einen Ausdruck wie: „Verruchter Casca !" Heute haben sie fast sämtlich einen satten, zufriedenen Blinzler, diese Lippen haben schon so manchen Cointreau genippt — Sie kennen diesen herrlichsten aller Liqueure nicht ? Sie sollten ihn nicht versäumen ! — und in ihren Augen sagt es: „Das war mal ein schönes Abendessen ! Nun noch einen Mokka und eine dicke Zigarre und ach, Königin . . !" Meine Mama hat mir immer gesagt: „Peter !" hat sie gesagt, „du mit deinen Theorien ! Du wirst auch noch mal vernünftig werden !" Meine Generation ist auf dem besten Wege dazu. Sie hat heimgefunden. Ich sehe Keinen an — aber so sieht man nicht aus, wie die aussieht.

Laßt uns warten, Freunde ! Ueber ein kleines — und auch unsre Kammer ist voll Sonne. Und vor uns stehen drei zum Platzen Dicke, drei Trudeldicke: Friedrich Kühne, Conrad Veidt und

Peter Panter

Antworten

Wortklauber. Bayern hat dem Reiche verwehrt, sich um die viehisch behandelten Gefangenen von Niederschönenfeld zu kümmern, weil dadurch seine „Hoheitsrechte" verletzt würden. Hoheitsrechte ? Niedrigkeitsrechte. Gemeinheitsrechte. Verworfenheitsrechte. Verkommenheitsrechte.

Heinrich Kanner. Sie schreiben mir: „Herr Hermann Wendel, der mich in Nummer 45 der ‚Weltbühne' stellt, geht von der unrichtigen Behauptung aus, ich hätte in meinem Artikel der Nummer 43 die deutsche sozialdemokratische Presse beschuldigt, daß sie im Juli 1914 ‚einhellig die Weltbrandstifter der Hofburg ermuntert habe', und bemüht sich, durch Zitierung seiner damaligen Artikel mich zu widerlegen. In meinem Artikel der Nummer 43 ist die sozialdemokratische Presse nur in einer kurzen Parenthese gestreift, und von einer Einhelligkeit der sozialdemokratischen Presse habe ich gar nicht gesprochen. Im Gegenteil. Was ich der sozialdemokratischen Presse vorzuwerfen habe, ist grade, daß sie im Juli 1914 nicht einmütig war. Ein Teil der sozialdemokratischen Presse schrieb damals allerdings contra — so auch Herr Wendel —, ein andrer Teil aber pro, ein Teil ‚serbenfreundlich', wie man es damals zu nennen beliebte, der andre Teil ‚oesterreichfreundlich'. Ich weiß nicht, ob Herr Professor Carl Grünberg, der in seinem Buche: ‚Die Internationale und der Weltkrieg' einen der Artikel des Herrn Wendel der Vergessenheit entrissen hat, dort auch einen Artikel der entgegengesetzten Tendenz aus der sozialdemokratischen Presse für die Nachwelt aufbewahrt hat. Ich muß deswegen, da ich von Herrn Wendel herausgefordert bin, wenigstens einen dieser vielen Artikeln hier zitieren, der für unsre Frage deswegen besonders wertvoll ist, weil er eine treffende Charakteristik der zwiespältigen Haltung der sozialdemokratischen Presse im Juli 1914 gibt. Ich entnehme den Artikel einem der angesehensten wissenschaftlichen Organe der Partei, den ‚Sozialistischen Monatsheften'. In der Nummer vom sechzehnten Juli 1914 schreibt Herr Ludwig Quessel im Eingang seines Artikels: ‚Serbia irredenta': daß ein gewisses Schwanken, eine fühlbare Unsicherheit das Kennzeichen fast aller Artikel (der deut-

schen sozialdemokratischen Presse) bildet, die sich mit den Motiven des nationalistischen Verbrechens (von Serajevo) befassen'. Das war eben der Fehler der deutschen sozialdemokratischen Presse. Durch ihr Schwanken, durch ihre Unsicherheit, durch ihre geteilte Meinung hat sie im Juli 1914 die wiener Kriegshetzer — gewiß ohne es zu wollen — ermuntert. Denn diese konnten sich danach sagen, daß sie im Kriegsfall von der stärksten und für sie damals gefährlichsten Partei Deutschlands, die aber in diesem Fall gespalten und unsicher war, keinen ernsten, ausdauernden und geschlossenen Widerstand zu befürchten haben würden. Darin haben sie sich auch nicht geirrt. Als es anfangs August 1914 mit dem Krieg ernst wurde, trat die deutsche sozialdemokratische Presse einhellig für die Unterstützung des Krieges ein. Selbst in den beiden Blättern, die noch im Juli 1914 die ‚serbenfreundlichen‘ Artikel des Herrn Wendel abgedruckt hatten, im ‚Vorwärts‘ und in der ‚Neuen Zeit‘, wurde nun der andre Ton angeschlagen und auf diese Weise Herr Wendel desavouiert. Das Ergebnis war, daß die deutsche sozialdemokratische Presse im Juli 1914 durch ihre Zwiespältigkeit, im August 1914 durch ihre Einhelligkeit zur Unterstützung der wiener Kriegspläne das ihrige beigetragen hat. Für mich als Kriegsgegner, der ich es von allem Anfang an war und bis zum Schluß geblieben bin, folgt daraus, daß die deutsche sozialdemokratische Presse versagt hat, im Juli wie im August 1914. Das und nicht mehr habe ich in meinem Artikel behauptet, in dem es sich um die Presse der Mittemächte im allgemeinen handelte. Wenn aber Herrn Wendel das perverse Gelüst anwandelt, über die sozialdemokratische Presse im besondern etwas zu hören, so muß ich hinzufügen, daß die sozialdemokratische deutsche Presse beim Ausbruch des Weltkriegs noch mehr versagt hat als die bürgerliche. Hier im Rahmen einer ‚Antwort‘ kann ich diesen Gegenstand nicht ausführlicher erörtern. Wer sich dafür interessiert, den verweise ich auf das Kapitel: ‚Wie die Kriegsstimmung erzeugt wurde‘ in meinem eben erschienenen Buche: ‚Kaiserliche Katastrophenpolitik‘ (bei E. P. Tal & Co. zu Wien). Aus diesem Kapitel kann auch Herr Wendel ersehen, daß ich durchaus nicht in der Stimmung bin, seinen etwas voreiligen Rat zu befolgen und ‚in mich zu gehen‘. Diesen Rat soll er lieber jenen seiner Kollegen in der sozialdemokratischen Presse erteilen, die vorm und im Weltkrieg so ganz versagt haben.”

Politiker. Wenn von den Geistesgrößen, die sich vor eindreiviertel Jahren zum sogenannten Kapp-Putsch zusammengetan haben, nichts bekannt wäre, garnichts als die eine Tatsache, daß sie in ihrer Nähe den Herrn Karl Schnitzler geduldet haben: es wäre genug. Der Kerl ist mir vor zehn Jahren übern Weg gelaufen, und ich vergesse nicht das Erstaunen, womit ich dazumal auf ihn blickte. Aber nicht bloß blickte. Er schien vor der Erfindung des Waschwassers auf die Welt gekommen zu sein. Sein Bart gab keinen Rest des verjährten Linsengerichtes her, für das er seinen Bruder verkaufte. Denn davon lebte er. Oder etwa von seiner Journalistik ? Seine schriftstellerische Eigenart bestand darin, keine zu haben, sondern Hardens affenhaft zu kopieren. Er strebte eine Uebereinstimmung an, die ihm ermöglichen sollte, mit seinem bewunderten Vorbild verwechselt zu werden; und zwar nicht nur auf Grund des Stils, sondern auch auf Grund des Hanges, historische Parallelen zu ziehen und entlegene Autoren zu zitieren. Sogar seine Briefe schrieb er in Hardens Handschrift. Das Alles trug nicht viel; damit wurde man höchstens Vorzugsmitarbeiter der Täglichen Rundschau. Und so verhalf ihm der Selbsterhaltungstrieb endlich dazu, seinen eigensten Beruf zu entdecken. Er intrigierte. Er ging herum und erzählte dem Einen, was der Andre angeblich von ihm gesagt hatte. Er übertraf an Lügenhaftigkeit das hysterischste Frauenzimmer. Er hätte gewiß sogar ohne Profit die

reinste Artistenfreude an seiner Gemeinheit gehabt. Er verleumdete, hetzte und vergiftete jede Atmosphäre. Er saß da, mit einem undurchdringlichen Lächeln, das ebenso gut perfid wie freundlich sein konnte, führte zum mindesten innerlich ein Tagebuch von der Art dessen, das jetzt vor dem Reichsgericht verwertet wird, und sobald er sein Material für ausreichend und die Situation für reif hielt, umschlang er das Opfer mit den ekligen Spinnenarmen eines Basilio. Ein Achtgroschenjunge, wie er im Steckbrief steht. Als hätte ein Enkel Fouchés den Ehrgeiz gehabt, eine Kleinstadt Thüringens mit einem illegitimen Kind seines Geistes zu schmücken. Aber die wahre Blüteperiode dieses Bastards begann begreiflicherweise erst, als er es müde ward, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, nämlich an den harmlosesten Privatpersonen Erpressungen zu begehen und anvertraute Ge !der zu unterschlagen — als er sich tapfer entschied, mit Hilfe der Publizistik, wie er sie auffaßte, die Politik zu einer nahrhaften Angelegenheit zu machen. Die Partei, in der seine hagere Gehrockgestalt zum Specke gedeihen mußte, war die schwarze; ohne daß er sich etwa ihr anschloß. Er war einfach wie geschaffen, schlauen Zentrumsleuten jenachdem nützlich oder schädlich zu werden. Was er im Dienst des linken Flügels erfahren hatte, brachte er flink dem rechten Flügel, wo ihm einer von den Magnaten die Herausgabe einer Interessenzeitschrift übertrug. Erzberger hätte erzählen können. Und die Kappisten ? Sie hatten das Glück, so dumm zu sein, daß sie nicht ahnten, mit wem sie da paktierten; und der Zusammenbruch behütete sie davor, von ihrem Spießgesellen verraten zu werden, der in der Eile noch nicht festgestellt hatte, welchen Preis für seine Pläne und Entwürfe die Gegenseite entrichten würde. Wer einen einzigen gedruckten Satz der Bauer und Ludendorff kennt, versteht leicht, daß die „Klugheit" und „Bildung" dieses verschlagenen Burschen, der mit ihnen die eiserne Stirn gemeinsam hat, sie verblüffte. Sie repräsentieren die Mehrheit ihres Volkes. Das wird Herrn Karl Schnitzler in absentia amnestieren. Und wenn er nach Deutschland zurückgekehrt ist, wird er da wieder anfangen, wo er im März 1920 abbrach, als ihm der Boden der jeweils gegebenen Tatsachen unten den selten gesäuberten Füßen zu brenzlig wurde.

Von Gustav Landauer letztwillig mit der Sichtung und Herausgabe seines literarischen Nachlasses betraut, bin ich daran gegangen, seine Briefe seinen Weisungen gemäß zu sammeln und die Herausgabe einer Auswahl vorzubereiten. Ich bitte Alle, die im Besitze schriftlicher Aeußerungen Landauers sind, sie mir zur Verfügung zu stellen; auf Wunsch werden sofort nach Herstellung von Abschriften die Origina le zurückgesandt. Briefe, deren Besitzer einen Abdruck nicht oder nicht innerhalb eines bestimmten Zeitraums für geboten halten, werden mit diesem ausdrücklichen Vorbehalt dem Archiv einverleibt.
Heppenheim an der Bergstraße

Dr. Martin Buber

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 22. Dezember 1921 Nummer 51

Hainisch und Masaryk von Erhart Zeller

Die Tatsache der Begegnung zwischen Hainisch und Masaryk hat hier in Paris eine solche Beachtung gefunden, daß ihr auch in Deutschland von Leuten mit feinen Ohren, mit den Ohren für Das, was morgen sein wird, das gebührende Interesse geschenkt werden sollte.

Wer vor zwei Jahren in Prag zu verkünden gewagt hätte, daß der Präsident der Republik Deutsch-Oesterreich als erstes Staatsoberhaupt dem Staatsoberhaupt der Tschechoslowakischen Republik einen Staatsbesuch machen würde — der wäre von Tschechen und Deutschen gesteinigt worden. Die Tschechen hätten „Unmöglich !", die Deutschen, wieder einmal, ihr berühmtes „Niemals !" gerufen. Aber in der Politik und in den Staatsgeschäften, in großen wie in kleinen, soll man niemals Unmöglich und schon garnicht Niemals sagen.

Eine Zusammenkunft der beiden Präsidenten und Staatsmänner — das bedeutet ja nicht immer das Selbe — auf deutschoesterreichischem Boden, damals, als Masaryk von seiner Erholungsreise aus Italien zurückkam, war diesem Besuch vorangegangen. Aber das war ein unfeierliches Vorspiel zu einem Ereignis, von dessen Wichtigkeit nur Diejenigen nicht zu überzeugen sein werden, die noch immer die Politik für ein Kegelspiel mit dem Wurf: Alle Neune ! halten, während sie doch ein Schachspiel ist, das ununterbrochen Gelegenheit zu feinen und klugen Zügen gibt. Die Reise des Präsidenten der Republik Deutsch-Oesterreich in die Tschechoslowakei beweist, daß man sich in Wien zu dieser Auffassung bekehrt oder richtiger: auf sie zurückbesonnen hat. Die wiener Diplomaten hatten ja immer Schule und verstanden das Schachspielen besser als das Kegelschieben. Schade freilich, daß die löblichen Kenntnisse so oft an falsche Probleme verschwendet wurden.

Ja: vor zwei Jahren wäre der Plan einer solchen Reise noch völlig absurd gewesen. Die Tschechen blickten dankbar nach Frankreich; »ie blickten, als begeisterte Freunde, nach Amerika; sie blickten nach Japan, woher ihnen einmal, gleich in den ersten Wochen der Republik, ein Admiral — oder war es ein General ? — eine hübsche Fahne gebracht hatte, über die man sich nicht so recht freuen konnte, weil andre gute Dinge aus dem Osten, zum Beispiel Tee, noch sehr knapp waren — kurz: von Prag aus sah man damals starr in die weite Welt, und es gab Viele, zu Viele, die wirklich glaubten, man könnte auf die Dauer eine Politik treiben, die die Nachbarn nicht als gegebene Tatsache, sondern als Gegenstand der Abneigung oder Gleichgültigkeit behandelte. Wer damals behauptete, daß es die größte, die erste Aufgabe einer neuen Zeit sei, Brücken zu schlagen, der wurde verlacht.

Zwei Jahre sind darüber hingegangen, und man hat hüben und drüben gelernt.

Mit Nachbarn muß man leben, mit Nachbarn muß man sich einrichten, ob man will oder nicht. Wenn sich, zum Beispiel, die Deutschen und die Polen verständigten und miteinander einrichteten, wozu ja wohl einige Hoffnung ist, so wäre das den französischen Chauvins sehr unbequem, weil freundliche Beziehungen Deutschlands zum Osten einen Teil der Spannung beseitigen würden, die Europa in Atem

hält, den Frieden vergiftet, eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich verhindert.

Dieser wiener Besuch nun in der tschechoslowakischen Republik beweist, daß die beiden Staaten entschlossen sind, zu vergessen — daß sie, die sich eine Weile als Gegner gegenübergestanden haben, jetzt aus mißtrauischen Nachfolgestaaten freundwillige Nachbarn werden wollen. Man wird also künftig wohl in den wiener Zeitungen nicht mehr von „Tschechien” und der „Tschechei” lesen, sondern den neuen Staat so genannt finden, wie er völkerrechtlich heißt: Tschechoslowakische Republik.

Eine Kleinigkeit ? Gewiß. Aber der Ton macht die Musik.

Was würden gewisse Blätter in deutschen Gauen tun, wenn tschechischen Blättern einfiele, von der Deutschei oder Deutschien zu reden !

Ein großes Muster weckt Nacheiferung. Oder sollte sie wecken. Wer die gegenseitige Abneigung zwischen Prag und Wien kennt, und wer heute sieht, daß man sie begraben will, muß zugeben, daß es nicht schwer sein kann, zwischen Deutschland und der Tschechoslowakischen Republik einen Zustand zu schaffen, der ermöglicht, daß sich die korrekten, aber kühlen Beziehungen von heute zu freundnachbarlichen Beziehungen von morgen entwickeln. Wirtschaftlich sind die beiden Länder unentrinnbar auf einander angewiesen. Aber zu gesunder Wirtschaft gehört eine Luft ohne Spannung.

Wer hier in Paris mit Franzosen ohne Scheuklappen vor Augen und Ohren über den Vertrag von Versailles spricht — auf dessen logischen Aufbau Frankreich so stolz ist, daß es garnicht merkt, wie seine Logik schon an tausend Stellen in die Brüche gegangen ist —, der kriegt zu hören, daß man in der Frage der Auslegung des Vertrages — ja, die Mutigen sprechen bereits von seiner Revision — viel weiter sein könnte, wenn Deutschland sich erst einmal darauf beschränken wollte, die wirtschaftliche Revision zu fordern, und alle territorialen Regelungen zunächst unangetastet ließe.

Die Grenzen, so wie sie heute gezogen sind, werden ja wirklich nicht ewig bestehen bleiben. (Das Wort Ewig sollte man ebenso peinlich vermeiden wie die Wörter Unmöglich und Niemals.) Völker wandern und die Grenzen mit ihnen. Eine Zeit wird kommen, wo sich die Welt nach biologischen Grundsätzen, nicht nach kapitalistischen Erwägungen gestaltet: diese Zeit soll man reifen lassen. Das erfordert: daß man sich den Grenzen von Heute fügt, mit einem Achselzucken vielleicht, und daß man sich hütet, in die staatsbürgerlichen Angelegenheiten der Nachbarn Zeitungsnotizen zu werfen, Vereinspropaganda, Rettet die Ehre ! und andre Kriegsrufe. Es handelt sich darum, der gequälten Welt Brücken zu schlagen, nicht: Gräben aufzureißen. Auch sind Sympathien, die über Brücken gehen, wertvoller und wirksamer als jene, die immer erst Gräben überspringen müssen.

Deutschland hat ein Handelsabkommen mit Portugal abgeschlossen, einen Schiedsgerichtsvertrag mit der Schweiz: zwei Boten, zwei Anzeichen einer neuen Zeit. Der Ring der Isolierung, in dem Deutschland lag, beginnt zu zerfallen.

Wien und Prag besuchen einander — drei Jahre nach den Ereignissen, die eine „Grenze” zogen.

Der Weg von Berlin nach Prag ist nicht allzu viel weiter. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Warum Kulturpolitik ? von Konrad Haenisch

Wer in den letzten Jahren genötigt war, kulturpolitische Forderungen zu vertreten, die Geld kosten (und welche größere kulturpolitische Forderung kostete kein Geld !), der hat immer wieder Einwände zu hören bekommen wie etwa den: „Kulturpolitik — wunderschön ! Ganz prächtig in einem reichen Lande, in einem wirtschaftlich und politisch aufblühenden Staatswesen ! Für uns aber, für unser armes, zusammengebrochenes Deutschland ein Luxus, den wir uns auf lange Jahrzehnte hinaus einfach nicht mehr leisten können !" Und dann kam immer wieder die ganze große Liste der Aufgaben, die „zuerst einmal" erfüllt sein müßten, bevor man überhaupt daran denken dürfe, sich wieder den besondern kulturellen Problemen zuzuwenden. „Eine Million Wohnungen fehlt uns, und zunächst müssen die Menschen doch ein Dach über dem Kopf haben — dann mögen wir auch daran denken, ihnen das Haus drinnen durch „Kultur" wohnlich zu machen. Bessere Schulhäuser wollt Ihr auf dem Lande haben, Volkshochschulen wollt Ihr gründen, den Massen zu geringen Preisen mustergültige Kunstausstellungen, Konzerte und Theatervorführungen bieten ? Ausgezeichnet, und später einmal sehr gern ! Heute aber jeden verfügbaren Groschen her zur Bekämpfung der Tuberkulose, die wie ein Würgengel durch Deutschlands Gaue schreitet, zur Eindämmung der Geschlechtskrankheiten, deren entsetzliches Anschwellen uns der Krieg als eine seiner bösartigsten Erbschaften hinterlassen hat ! Erst einmal unser Verkehrswesen auf die alte Höhe gebracht ! Erst die landwirtschaftliche Erzeugung mit aller Kraft gefördert, denn bevor die Menschen sich geistig nähren können, muß ihr Körper satt sein ! Und vor allem: das höchste Gebot der Gegenwart und Zukunft ist die restlose Erfüllung aller Forderungen der Entente und damit die Erlösung unsrer unter dem Joch der Fremden schmachtenden rheinischen Brüder ! Ein schlechter Kaufmann, der sich Luxusausgaben leistet, solange ihm die Forderungen der Gläubiger bis an den Hals stehen !"

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen . . . Auch der überzeugteste „Kulturpolitiker" wird zugeben, daß in dem allen ein großes und dickes Korn Wahrheit steckt. Steht aber doch nur schief darum ! Denn wenn es überhaupt einen festen Punkt gibt in all dem wilden Wanken und Schwanken dieser Tage, so ist dieser feste Punkt für mich jedenfalls die Erkenntnis, daß dem deutschen Volk die Genesung von dem schweren Siechtum, an dem es heute darniederliegt, letzten Endes nur von innen heraus kommen kann. Nur kommen kann vom deutschen Geist und von der deutschen Seele, von der deutschen Wissenschaft und Kunst, von deutscher Schule und Erziehung. Von ideellen Mittelpunkten her also, die in dem hinter uns liegenden Zeitalter des reinen Mechanismus und eines mißverstandenen Materialismus nur allzu oft unterschätzt worden sind, auf die sich aber die deutsche Jugend in ihren besten Teilen, allen voran die sozialistische Arbeiterjugend, jetzt wieder sehr ernst zu besinnen anfängt.

In der Tat ist die ganze Frage des deutschen Wiederaufstiegs — auf eine letzte Formel gebracht — schließlich eine Erziehungsfrage. Denn solange wir nicht die vom Sozialismus beherrschte internationale Gemeinwirtschaft der Zukunft haben, wird in dem großen wirtschaftlichen Wettbewerb der Nationen, den der Krieg noch keineswegs beendet hat, schließlich das Volk das Rennen machen, in dem auf der einen Seite die sittlichen Triebkräfte des Wirtschaftslebens, wie Hingabe des Einzelnen an das Ganze, Tatkraft, Umsicht, freiwillige Disziplin und innere Freudigkeit zur Arbeit, am stärksten entwickelt sind, und das auf der andern Seite über die besten Einrichtungen der Forschung und der Lehre verfügt — von den Volksschulen angefangen bis hinauf zu den Hochschulen und Akademien. Man soll immer vom Gegner lernen, und so kann es dem deutschen Volk nicht tief genug eingeprägt werden, daß unsre Feinde von gestern, vor allen die auch hier wieder besonders klugen und auf weite Sicht hinaus denkenden Engländer, schon jetzt mit aller Kraft dabei sind, uns den Rang auch auf denjenigen Gebieten des Schulwesens und der Forschung abzulaufen, wo wir bisher unbestritten die Führung hatten. Sie stecken viel Geld in diese Aufgaben hinein und wissen sehr wohl, was sie damit tun. Mehr als einmal haben englische Staatsmänner in den letzten Jahren ausgesprochen, daß sie sich eine bessere Kapitalsanlage gar nicht denken können, und daß der Krieg für England erst dann endgültig gewonnen sein werde, wenn man auch auf den wichtigsten Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und des Erziehungswesens Deutschland ins Hintertreffen gebracht habe.

Und wie die Siegerstaaten, so die im Kriege neutral gebliebenen Länder ! Ueber die dänische Kulturpolitik in dem kleinen nordschleswigschen Landstreifen, der erst im vorigen Jahr unter den Danebrog zurückgekehrt ist, geht eben jetzt folgende Mitteilung durch die deutsche Presse:

„Dem Schulwesen wird die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Vier dänische Hochschulen stehen bereits auf dem neuen Boden. Ein dichtes Netz von Jugendschulen erfaßt die Jugend. Die Lehr- und Lesebücher werden unentgeltlich abgegeben. Den nordschleswigschen Schulkindern wird auf den dänischen Bahnen zum Besuch von geschichtlichen Erinnerungsstätten freie Fahrt gewährt. Jedes Kirchspiel hat seine Bücherei erhalten, jede Stadt eine Bibliothek, eine Zentralbücherei wird auch höhern Ansprüchen gerecht, Wanderbibliotheken dringen auch in den entferntesten Bauernhof.”

„Jugendschulen” sind so etwas wie unsre Fortbildungsschulen mit einem stark kulturellen Einschlag. Dazu kommt die mit Staatshilfe erfolgte massenhafte Einrichtung von Buchhandlungen aller Art auch in den kleinsten Orten.

Wer Ohren hat zu hören, der höre ! So macht man moralische Eroberungen — nicht anders ! Hätte Deutschland in den Jahren seines staatlichen Aufstiegs verstanden, in dieser Weise Kulturpolitik zu treiben, statt mit seiner engstirnigen „Germanisierungs”-Politik des Kasernenhofs und der Polizeiwachstube drinnen und draußen alle Welt vor den Kopf zu stoßen — uns wäre heut wohler . . .

Aber niemals ist es zu spät, zu lernen, und was das kaiserliche Deutschland versäumt hat, das hole die Republik Deutschland nach ! Für sie ergeben sich aus dem eben über England und Dänemark (es waren nur zwei Beispiele für viele !) Gesagten die Schlußfolgerungen von selbst. Stellen schon die aus dem Weltkrieg stark und groß hervorgegangenen Mächte die Kulturpolitik heut in den Mittelpunkt ihres nationalen Wollens, so muß Deutschland das mit zehnfachem Ernst, mit zehnfacher Entschlossenheit tun — dieses arme, am Boden liegende Deutschland, dem andre Waffen als die des Geistes ja überhaupt nicht mehr geblieben sind.

Und zwar weisen nach dem Beispiel der andern Länder die großen Richtpunkte der deutschen Kulturpolitik auf zwei Wege: einmal tut uns not die denkbar umfassendste Verbreiterung, Festigung und zugleich Erhöhung der allgemeinen wie der beruflichen Bildungsgrundlage in den Volksmassen selbst und, in engster Verbindung damit, die sorgsamste Auslese der Tüchtigsten und jede nur denkbare Erleichterung ihres Aufstiegs. Eigentlich setzt ja schon der bloße Begriff der Demokratie ohne weiteres voraus, daß jedem Wähler und jeder Wählerin bereits in der Jugend jene geistigen Mittel an die Hand gegeben werden, die es ihnen später ermöglichen sollen, sich mit Verständnis und Verantwortlichkeitsgefühl um die Dinge des öffentlichen Lebens zu kümmern. Denn an diesem mitzuarbeiten, mindestens als Wähler mitzuarbeiten, ist heute jeder Zwanzigjährige durch die Verfassung berufen. Und jeder kann in einer Demokratie berufen werden, als Gewählter oder sonst an irgendeiner Stelle des staatlichen oder gemeindlichen Dienstes für das öffentliche Wohl zu arbeiten. Daher ist Demokratie ohne die größtmögliche Volksbildung einfach Pseudodemokratie und eine Fälschung. Ein Volksstaat ohne die beste Volksbildung, die überhaupt erreichbar ist, bedeutet einen Widerspruch in sich selbst, ist glattweg ein Unding.

Aber ganz abgesehen davon ist es — und hier verweise ich auf das eben über England Gesagte — klar, daß nur eine geistig hochstehende Arbeiterklasse Deutschland jene Qualitätsindustrie ermöglicht, ohne die wir uns in dem verschärften wirtschaftlichen Wettbewerb der Zukunft auf dem Weltmarkt niemals werden behaupten können.

Neben dieser unabweisbaren Hebung der eigentlichen Volksbildung selbst aber gilt es, auch an der Spitze der deutschen Bildungspyramide Das, was an Lehr- und Forschungseinrichtungen vorhanden ist, nicht nur auf seiner bisherigen Höhe zu erhalten oder es — nach den Kriegswirren — wieder auf die alte Höhe zu bringen: es gilt vielmehr, auch hier alles zu tun, um die Güte der Leistung nach Möglichkeit noch zu steigern. Denn genau so nötig wie eine geistig regsame Arbeiterschaft brauchen wir für den deutschen Wiederaufstieg hervorragend tüchtige leitende Persönlichkeiten in Industrie und Handel, wir brauchen die ersten Chemiker, Techniker, Ingenieure und Baumeister, zugleich aber müssen wir auch auf allen Gebieten der reinen Geisteswissenschaften Männer hohen Ranges besitzen,

Denker, die immer wieder „das Einzelne zur allgemeinen Weihe” heben und uns stets von neuem lehren, in der verwirrenden Buntheit der Forschungsergebnisse, in der Fülle der Erscheinungen nie die große innere Einheit aus den Augen zu verlieren. Die Nutzanwendung, die aus dem allen für unsre landwirtschaftlichen und Handelshochschulen, für unsre technischen Hochschulen, aber auch für unsre Universitäten und Akademien zu ziehen ist, liegt auf der Hand. Ebenso die Erkenntnis, wie unbedingt notwendig es ist, das gesamte deutsche Bildungswesen immer mehr zu einem einheitlichen Ganzen zu machen und einen regen Blutkreislauf zwischen allen Teilen dieses groben Organismus zu ermöglichen.

In diesen Dingen muß schlechterdings der Angelpunkt der ganzen deutschen Politik liegen, und insbesondere wir Sozialisten dürfen uns das Erstgeburtsrecht unsrer großen kulturpolitischen Sendung und das Recht wie die Pflicht der Führung in allen Fragen der deutschen Kulturpolitik nicht abschmeicheln oder ablisten lassen durch noch so verlockende Linsengerichte augenblicklicher Vorteile auf diesem oder auf jenem scheinbar wichtigern Arbeitsgebiet.

Ein neuer verschärfter Schießerlaß

von Hans v. Zwehl

Etwelche Optimisten glauben an eine Zeitwende, weil der preußische Minister des Innern, veranlaßt durch den Fluchtversuchs-„Unfall” des Kommunisten Lohse, in Aussicht gestellt hat, den Schießerlaß des Herrn Wolfgang Heine abzuändern. Demgegenüber ist zu betonen, daß erstens nur die völlige Aufhebung der polizeilichen Schießvorschrift den Rechtszustand wieder herstellen würde, und daß zweitens vor einiger Zeit ein neuer, und zwar ein verschärfter Schießerlaß herausgegeben worden ist. Diese neue Mordinstruktion sieht, im Gegensatz zu Heines Verfügung vom vierundzwanzigsten Juli 1919, von jeder zeitlichen Begrenzung ab. Sie hat den Reichsverkehrsminister zum Urheber, greift also über die preußischen Verwaltungsgrenzen hinaus und steht in Verbindung mit dem Bestreben, im Reichseisenbahnbetrieb geheime Selbstschutzorganisationen zu schaffen. Der Erlaß, der durch die Verwaltung Frankfurt am Main des Deutschen Eisenbahnverbandes abgefangen worden ist, hat folgenden Wortlaut:

Der Reichsverkehrsminister

F. II 26. 5681.

Nachdem ich mit Erlaß E. II 25. 2371 vom achten April 1921 den mit bahnpolizeilichen Befugnissen betrauten Eisenbahnüberwachungsbediensteten im Bereich des preußischen Staatsgebiets das Recht zum Waffengebrauch zugestanden habe, verleihe ich nach Benehmen mit den beteiligten Landesregierungen kraft der mir zustehenden Befugnis zur Regelung der Eisenbahnpolizei dieses Recht nach Maßgabe der beiliegenden Anweisung auch den übrigen mit bahnpolizeilichen Befugnissen betrauten Ueberwachungsbediensteten der Reichseisenbahnen. Sämtliche mit Waffen ausgerüsteten Eisen-

bahnüberwachungsbediensteten haben beim Tragen der Waffe diese Anweisung, die auf die Rückseite der von der Eisenbahnverwalhing ausgestellten Waffenpässe aufzudrucken ist, bei sich zu führen.

gez. Groener

Anweisung für den Gebrauch von Waffen durch das mit bahnpolizeilichen Befugnissen betraute Eisenbahnüberwachungspersonal

1. Die Beamten dürfen im Dienst nur die ihnen von der vorgesetzten Dienststelle gelieferten oder die von dieser genehmigten Waffen tragen; sie müssen sich über die Berechtigung hierzu durch einen von der vorgesetzten Regierungs- oder Polizeibehörde oder von der Eisenbahndirektion auszustellenden Waffenschein ausweisen können.

2. Von der Schußwaffe darf nur Gebrauch gemacht werden, wenn andre Mittel unzureichend erscheinen. Die Anwendung der Schußwaffe hat auch dann nur unter möglichster Schonung, namentlich des Lebens des Betroffenen, und nur insoweit zu geschehen, als es zur Erreichung des Zweckes erforderlich ist. Nach eignem pflichtmäßigen Ermessen kann hiernach der Beamte in rechtmäßiger Ausübung des Dienstes von der Schußwaffe insbesondere dann Gebrauch machen, wenn eine Person, die bei einem Verbrechen oder Vergehen betroffen wird oder dieser Tat dringend verdächtig ist, sich der Festnahme oder Feststellung ihrer Person durch die Flucht zu entziehen versucht, oder wenn eine Bedrohung des Polizeibeamten oder der seinem Schutz anvertrauten Personen mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben zu befürchten ist und der Aufforderung des Beamten: „Halt” oder: „Hände hoch oder ich schieße” oder der Aufforderung: „Waffen niederlegen” nicht sofort Folge geleistet wird.

3. Wenn mehrere Beamte in geschlossenen Abteilungen unter einem besondern Führer zusammengezogen sind, ist der Führer allein für die zu treffenden Anordnungen, insbesondere für den nur auf seine Anweisung erfolgenden Waffengebrauch der Abteilung verantwortlich.

4. Die Beamten sind verpflichtet, sich nach Anwendung der Waffen, soweit es ohne Verletzung ihrer Person geschehen kann, davon zu überzeugen, ob eine Verletzung stattgefunden hat. Sie haben dem Verletzten Beistand zu leisten und, wenn nötig, ärztliche Hilfe herbeizurufen.

5. Ueber jeden Fall des Waffengebrauchs ist, unbeschadet der erforderlichen schriftlichen Meldung auf dem Dienstwege, sofort durch Fernsprecher oder Telegramm Anzeige bei der Eisenbahndirektion zu erstatten.

Soweit der Erlaß. Also während das preußische Ministerium des Innern glauben machen will, daß seit längerer Zeit Erhebungen stattfänden über die Möglichkeit, Heines Schießvorschrift zu mildern, haben sich in der Zwischenzeit und in der Stille die Landesregierungen und ein Reichsministerium darauf geeinigt, eine noch brutalere Verfügung für den Gesamtbereich der neu geschaffenen bewaffneten Bahnpolizei zu erlassen. Diese Feststellung zeigt, wie es mit Treu und Glauben in der freiheitlichen deutschen Republik bestellt ist !

Zu Heines Schießerlaß selbst ist zu bemerken, daß eine Anweisung, die die Polizeiexekutivbeamten ermächtigt, auf fliehende Personen zu schießen, im Gegensatz zu den Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts steht (Band 31, Seite 430). Zu den Zeiten der

Hohenzollern war nach den Dienstinstruktionen für die Gendarmerie vom dreißigsten Dezember 1820 und nach dem Erlaß vom vierten Februar 1854 der Gebrauch der Schußwaffe gegen Fliehende verboten. Erst die völlige Beseitigung der Schießerlasse stellt den in allen Kulturstaaten anerkannten Schutz der Person und. des Lebens her. Man bedenke, was es bedeutet, wenn in nächtlicher Eisenbahnfahrt verdächtige politische Persönlichkeiten dem „pflichtmäßigen und eignen Ermessen” deutschnationaler Heißsporne ausgeliefert sind !

Wenn nicht noch mehr Fluchtversuchs-Morde geschehen sollen, so muß die gesamte Kulturwelt aufgerufen werden, um gegen die Schießerlaß-Schande im republikanischen Deutschland zu protestieren ! Die Kulturstaaten haben die Transporte zur nächtlichen Ertränkung in Horthy-Ungarn, die sogenannte Abholung zur Nachtarbeit, beseitigt: sie haben jetzt die Aufgabe, auch die mittelalterlich finstern Blutbefehle der Minister Heine und Groener aus der Welt zu schaffen. Die „freieste Verfassung der Welt” darf nicht länger in die Zeiten der Bastille hinabsteigen. Die Epoche der Kriegsbarbarei muß endlich abgeschlossen werden.

Gespräch über Wilhelm den Zweiten

Wahrhaftig wortwörtlich geführt

Nach einer zwölfstündigen Bahnfahrt lande ich in einem lieben Städtchen Thüringens. Es ist spät in der Nacht. Ein munterer Kellner springt davon, mir was zu essen und zu trinken zu holen. Geduldig und müde sitze ich hinter meinen Zeitungen. Drüben an einem Ecktisch des Gaststübchens sind zwei gereifte Herren festgebacken und führen ein Gespräch um die Frage, ob heuer eine Weihnachtsgans rätlich sei oder nicht. Ich huschele mich tiefer in meine Gazetten, bis mich der Name „Wilhelm” aufhorchen läßt. Die angeschnittene Weihnachtsgans hat die beiden Kannegießer offenbar auf ein Parallel-Thema gebracht, und ganz von selbst gerät mein Bleistift ins Stenographieren.

„Gleich wie ichs gelähsn hadde, wissn Se, mich hadds bis ins Margg gedroffn. Bis ins innerschde Margg. Ich gonn des garnich fassn. Awwr siß nich dehmendierd gewordn. Bloß von Berliner Loggahlanzeijr. Ich hawwe gleich zu meinr Frau gesahchd: ‚Das Bild gommd mir raus aus dr Schduhwe. De Wohnungk bleibd rein. Wenns werglich wahr iß, da rick ich offihzjell von Wilhelme ab. Das Bild genndj nich mähr erdrahchn. Das gommd uffn Bohdn, undr de Hahnebändr !‘ Swähre awwr ooch weißesgodd ä Schganndahl währe das. Ich ganns noch gahrnich gloom, unn ich mechdes ooch garnich gloom. In mir baimdsj alles uff drgehjn.”

„Naddierlich währes ä Schganndahl. Ae schwehrer Schlahch fr uns währes. Denn wennr sich morganadsch frheirahdn dähde, da dähdr doch dahdrmidd deidlich dohgemendiern, daß er uff di Grohne frzichd !”

„Es währe ein uhniewrwindlijr Schlaach fr uns. Noch drzu, wo ich eingedrahchenes Middglied vom Bunde deidschr Männr unn Fraun zum Schudze dr bersöhnlichen Freiheid unn des Lähms Gaisers Wilhelms bin.”

„S Allerbiddrschde währe awwr, daß er dahdrmidd gehjns Lehjedihmiddähds-Brinnzihb handln dähde. Das währe sähre unn-

gluhch wäre das. Es hadd mich awwr offn geschdandn schon damals schdudzj gemachd, wie er zuließ, daß sei Sohn enne Grähfin heirahdn durfde. Das hadd mir nich gefalln."

„Ach, das will ich nuh nich behaubdn. Mr muß midd dm Schdrohme der Zeid middgehn, newwah ? Unn meinswähjn genn die jingrn Sehne, die genn heirahdn, wähn se wolln. De Haubdsache iß unn bleibd, daß Willem den Nimbus hochhäld. Dafier ißr dr Scheff des Hauses. Das saahche Ich."

„Menschlich gammersch ja bekreifn. De Frau Grohnbrinzessin, die gann ähm unmeejlich nach Holland gehn, denn Eene muß doch hier sinn, diede in Deidschland de verfassungsmähßje Landesmuddr vrdridd. De Augusd-Wilhelmn iß durchgegang. Midd dähr vom Joachim hamm se ooch bloß Aerjr unn Schererein gehabbd. Die von Oldenburj iß immr a fremdes Ehlemend in dr Fammihlije gebliem, unn die beedn andern, die zähln doch iwwrhaubd nich fr voll !"
„Jehjn jah. Freilich. Nadierlich. Ich hadde ja ooch gahrnischd drgehjn, awwr so weeß mr ja nich emmahl, wasse fr enne Gebohrne iß. Unn da hamm mihr doch alle ä berechdijdes Inderesse dran, newwah ? S schdand bloß da, daße de Widdwe von emm heehern Offezier gewähsn iß, und daßr friehr schon familiähr midd ihr frgehrd hädde ..."

„Familiähr ? Was soll denn das heißn ?"

„Awwr ich bidde Sie, das iß doch enne aldbegannde Dahdsache, daß r uff dähm Gebiede gee Goßdfrächdr nie nich gewähsn iß !"

„Ein Herre in dähr Schdellungk: da gann mr nischd andres frlangn. Awwr das gehd ja uns nischd an, solange s geen Schganndahl gibbd. Und dähn haddr doch immr fein zu frmeidn gewußd, hawwich rächd ohdr nich, na also. Das muß mr ihm hoch anrächn. Und ähm dahrum gloow ich nich an die Sache. Denn das währe doch a Schganndahl ohnesgleichn. Das Bild an dr Wand, das genndj nich mähr erdrahchn. Das gähme rundr unn nuff uff de Bohdngammr."

„Unn dr Eindrugg erschd, dähn das im Ausland machn mißde . . ."

„Da erfährd doch geenr was drfon, wenn ich das Bild heimlich rundrnähm lasse !"

„Ich meene doch nich Ihr Bild. Ich meene doch Wilhelme."

„Ach so. Ja, daran dürf ich iwwrhaubd nich dängkn. Daran dürf ich gahrnich dran dängkn. So ein Schganndahl. So eine Plamahsche ..."

Lange, düstere Pause
Beide trinken ihr Bier und seufzen.
Aber dann erscheinen (leider) die beiderseitigen Gattinnen, auf die gewartet wurde.

Die Gattinnen kehren aus einer Hausfrauen-Versammlung zurück und sind mit Redseligkeit gefüllt.

In den Ehemännern vollzieht sich eine Metamorphose. Sie, die sich eben noch als submissest dazugehörige Bestandteile der Familie Hohenzollern gefühlt haben, steigen hinab in die altgewohnten bürgerlichen Niederungen, zu Fleisch- und Zuckerpreisen und schließlich zu dem Thema „Weihnachtsgans".

Wünschen wir, daß Wilhelm sie nicht durch einen Heiratsstreich verdirbt.

Gutachten über Brunner. VI. (Schluß)

Georg Fr. Nicolai

Der Zensor wird meist von falschen Voraussetzungen aus beurteilt: er ist nicht zum Schutze der Schönheit und Reinheit geschaffen, sondern — wenn auch vielleicht nicht immer bewußt — zum Schutze der unveräußerlichen pornographischen Gelüste der Menschheit, wofür Viele heute den umschreibenden Namen Bibliophilie gebrauchen, was offenbar andeuten soll, daß derartige Gelüste nur bei zahlungsfähigen Personen berechtigt sind. Es ist ja auch immer gebührend hervorgehoben worden, daß es besonders verfehlt sei, gegen Privatdrucke vorzugehen, die sowieso nur für Rezensenten und Kriegsgewinnler da sind, eine Ansicht, die in der Tat insofern berechtigt ist, als hier wirklich kaum noch viel zu verderben wäre. Mit dem Keusch-Sein ist es wie mit vielem andern auf dem Gebiet der Sittlichkeit: der Mensch ist es nicht, will es auch nicht sein, möchte es aber scheinen; er lügt, mordet und zotet aus angeborenem Naturtrieb, hat aber dabei doch ein unklares Gefühl, daß es nicht ganz anständig sei und, vor allem, nicht öffentliches Recht werden dürfe. Aus dieser Zwiespältigkeit heraus erfanden schon vor Jahrtausenden schlaue Südsee-Insulaner den moralisch-religiösen Begriff des unberührbaren „Tabu": Tabu ist für die Andern, was man gern allein genießen möchte — für einen selbst aber ist Tabu das, wohin man sowieso nicht geht.

Diese kluge Abgrenzung der Pflichtenkreise ist auch in zivilisierten Gegenden des Okzidents verbreitet: um den Geschäftsfreund mit Seelenruhe und ohne Gewissensbisse betrügen zu können, ist es sehr nützlich zu wissen, daß die einzige wirklich in Betracht kommende Wahrheit in einer theologisch-mathematischen Auseinandersetzung über die Dreieinigkeit beruht, von der die kaufmännische Rechenkunst sowieso nichts versteht, außer daß sie mit positiver Bestimmtheit angeben kann, daß solche Moral in ihrer transzendenten Weltentrücktheit noch nie ein gutes Geschäft gestört hat oder je stören wird. Aber auch der Frömmste lebt nicht vom Geschäft allein, und um seinen eignen atavistischen Mordinstinkten frönen und die der Andern gleichzeitig lukrativ ausnutzen zu können, erklärte er den Krieg für ebenso heilig, nützlich und angenehm wie seinen dreieinigen Gott — in den letzten Jahren sogar für noch heiliger, nützlicher und angenehmer. Und um endlich mit fetter Behaglichkeit seine kleinen Witzblätter und after-dinner-drink-Späße genießen zu können, hetzt er den Zensor gegen die Kunst, die ihn ja sowieso nicht interessiert. Er hat dann das beruhigende Gefühl, für die Keuschheit das Selbe getan zu haben, was er durch Zahlung der Kirchensteuern für die Wahrheit und durch Kriegsbegeisterung für die Moral im Allgemeinen zu tun pflegt.

Kirche, Krieg und Keuschheitszensor sind — wie noch vieles andre — Ablenkungsstrategien der Kraftmenschen, die wissen, daß Brutalität, Bestialität und Brünstigkeit die animalen Grundlagen alles rohen Genießens sind, die man, da sie — wenigstens in gemäßigtem Grade — auch im Volke vorhanden sind, am besten gegen Wahrheitssucher, Landesfeinde und Künstler losläßt. Der gläubige Pastor, der todesbegeisterte Feldgraue und der in seinem verbohrten Fanatismus oft rührende Zensor sind beklagenswerte Opfer dieses Systems, die man nicht allzu ernst zu nehmen brauchte.

In Wirklichkeit kann man natürlich weder Religion lehren noch einer Sache durch Totschlagen zum Siege verhelfen noch endlich Kunst — diese subjektivste Seite des menschlichen Lebens — von allgemeinen Gesichtspunkten aus zensieren. Zensieren kann man nur,

wofür es einen objektiven Maßstab gibt, und von diesem Gesichtspunkt könnte man irgendwelche Aeußerungen höchstens nach ihrem Wahrheitsgehalt zensieren; denn die Wahrheit ist — im Gegensatz zur Kunst — objektiv feststellbar. Gegen die Unwahrheit sollte man übrigens auch mit ehrlichen Waffen ankämpfen und könnte diesen Kampf, wenn man sonst wollte, sogar zur Religion erheben. Diese Sonderstellung der Wahrheit beruht darauf, daß es eben im Grunde doch nur Eine Wahrheit gibt, aber tausende von objektiv gleich berechtigten Künsten, Moralanschauungen und Kampfzielen.

Solange es aber diese notwendige Zensur der Wahrheit nicht gibt — und Erscheinungen wie die des Geheimrats Eduard Meyer an der Universität Berlin beweisen, daß wir vorläufig noch nicht einmal die primitivsten Anfänge dazu besitzen — muß die Aufstellung einer Kunstzensur lächerlich und störend wirken; denn sie entspringt eben keinem sittlichen, sondern einem evident unsittlichen Zweck. Der vormärzliche Zensor mochte vielleicht wirklich glauben, die von ihm gehätschelte und doch, wie wir heute meinen, spezifisch unzüchtige Pikanterie eines Clauren sei neben dem ethischen Pathos des von ihm so grimmig verfolgten Börne oder Heine eine sittliche Größe, wobei er offenbar davon geleitet wurde, daß auch dieser Lüstling sich hurrapatriotisch betätigt und das bekannte Lied „Der König rief, und Alle, Alle kamen” gedichtet hatte. Eine geschichtliche Auffassung, die übrigens eine direkte Unwahrheit ist (vergleiche meine ‚Biologie des Krieges‘, Seite 237 und 363). Aber wie dem auch sein mag: jedenfalls war diese der Swinegel-Majorität entgegenkommende Auffassung das gute Recht jenes Zensors — war sogar seine Pflicht; denn dafür wurde und wird dieser amtliche Vertreter der Majoritäts-Kunst-Anschauung doch schließlich bezahlt. Heute lachen wir darüber, und so mögen auch Schnitzler, Corinth und all die andern Lieblinge des Zensors lachen, soweit sie nur eine Spur von Ewigkeitswerten in sich fühlen. In etwas verhelfen ihnen die Bemühungen des Herrn Brunner ja zum Selbstbewußtsein: beweisen sie doch zum mindesten, daß die Angeklagten keine Claurens sind. Und das ist doch wenigstens ein kleiner Trost in diesen traurigen Zeiten.

Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß der Kampf gegen die Zensur auch in der lächerlichen Verzerrung einer Sittlichkeitskomödie ernsthaft zu nehmen ist. Freilich sollte man nicht vergessen, daß es den gewichtigen Hintermännern des Herrn Brunner nur lieb ist, wenn hier auf einem Gebiet gekämpft wird, wo klare, eindeutige Entscheidungen unmöglich sind. Lenkt es doch die Aufmerksamkeit ab von dem Felde, wo die endgültige Entscheidung fallen muß: dem Felde der unzensierten Wahrheit und der möglichst weitgehenden Zensierung der nachweislichen Lüge !

Alfred Polgar

Ich bin der Ueberzeugung, daß bei Aufführungen wie ‚Reigen‘, bei Publikationen wie ‚Venuswagen‘ und dergleichen selbstverständlich die sexuelle Reizung des Hörers oder Lesers ins Kalkül gezogen wird. Solche Stücke werden gespielt und solche Bücher werden gedruckt, weil sie geeignet sind, ein Publikum sinnlich aufzuregen, und in dieser Eignung liegt sowohl ihr wesentlichster Reiz wie ihr kommerzieller Wert. Nun ist natürlich dagegen gar nichts einzuwenden, und ich bin durchaus für Kunst, bei deren Genuß man eine Erektion hat. Nur soll man nicht sagen, daß man diese um jener willen (seufzend) in den Kauf nimmt, sondern zugeben, daß es umgekehrt ist. Man dürfte nicht heucheln: Wir sind weit entfernt, etwa im ‚Reigen‘ ein Produkt zu erblicken, geeignet ‚auf die Genitalien‘ zu wirken — sondern man sollte das Recht des Schriftstellers behaupten, sein Publikum, wenns ihm paßt, zur Sinnlichkeit zu verführen, sofern nur er

dies auf graziöse oder witzige oder sonstwie geistig Niveau haltende Art zu tun vermag. Wenn ich von den ethisch-melancholischen Fundamentalabsichten des ‚Reigen‘ höre oder von der keuschen Kunst-Intuition der „Separatdrucke”, geht mir das Brechen an.

Vasari

Michelagnolo hatte schon mehr als drei Viertel von den Gemälden in der Sixtinischen Kapelle vollendet, als Papst Paul kam, um das Werk in Augenschein zu nehmen. Herr Biagio von Cesena, Zeremonienmeister und ein sehr peinlicher Mann, war mit dem Papst in der Kapelle, und, befragt, was er von dem Werke halte, entgegnete er: es sei wider alle Schicklichkeit, an einem so heiligen Ort so viel nackte Gestalten zu malen, die aufs Unanständigste ihre Blößen zeigten, und daß das kein Werk für die Kapelle des Papstes, sondern für eine Badestube oder Kneipe sei. Das verdroß Michelagnolo, und um sich zu rächen, malte er den Zeremonienmeister, sobald er fort war, ohne ihn weiter vor sich zu haben, als Minos in die Hölle, die Beine von einer großen Schlange umwunden, umgeben von einer Schar Teufel. Und es half dem Herrn Biagio nichts, daß er sich an den Papst und an Michelagnolo wandte und bat, er möge sein Bild dort wegnehmen; es blieb stehen, zum Gedächtnis dieser Geschichte, wie man es noch jetzt sieht.

Arnold Zweig

Eros und Geschlecht sind, um nur ganz ungenau zu sprechen, Teile und Mitbeweger der Welt und gehen als solche ins Gegenständliche der Kunst mit Notwendigkeit ein.

Der Typus, welcher an ihnen Anstoß nimmt, sobald sie im Kunstwerk zu allgemeiner Anschauung kommen, nimmt an ihnen auch Anstoß im Leben, im persönlichsten wie im öffentlichen.

Anstoß aber nimmt stets an irgendetwas nicht Der, welcher einer Kraft gewachsen ist, sondern der Unterliegende oder der Ueberreizte; der Nachschimpfer oder der Schnüffler, den sein eignes Geschlecht verstört und nicht zur Unbefangenheit kommen läßt.

Ans Leben heran sich zu trauen fehlt ihm die Möglichkeit, das Kunstwerk ist wehrlos. Vermutlich ist seine Einbildung immer unterwegs nach Ungeheuerlichkeiten, die es zu verhindern gilt; könnte er das Leben entmannen, es dürfte nicht weiter lustvoll und zeugend seine großartige Unbekümmertheit ins Tal der Welt wälzen. Kunstwerke verbieten zu lassen, ist diesem Typ die Surrogatbefriedigung, die sein gestörtes Selbstbewußtsein wiederherstellt und ihm die Balance zum Weiterleben leiht.

Er ist ein armer Neurotiker, man schicke ihn zum Arzt.
Wie aber kommt er dazu, die Oeffentlichkeit zum Organ seiner Befriedigungen zu machen ? Der Film braucht einen Zensor und der Schund ? Man setze einen überlegenen und geistigen Pädagogen wie Friedrich Wilhelm Foerster, einen Ethiker also, auf den Stuhl, den der Kranke jetzt usurpiert — usurpieren kann aber doch nur, weil die Oeffentlichkeit dieser unglücklichen Republik noch immer den manisch Ueberreizten mit dem Sachverständigen verwechselt.

Das Kunstwerk ist wehrlos, der Künstler nicht. Dauern diese frechen und kompromittierenden Zustände an, so machen sie die Komödie des Sittlichkeitsapostels notwendig, die freie wilde und zornige aristophanische Komödie, die dann den Kranken nicht mehr schonen kann, sondern ihn darstellt wie er ist, als Anhängsel seines eignen priapisch riesenhaften und zugleich geknickt herabhängenden Phallus — umgeben von einer Knabenschar, die er auf die Standbilder des Herakles und der Aphrodite losläßt, weil er nur so noch empfinden kann, daß er ein Mann ist.

Ein Traumspiel

Zwischen den farbigen Mystiker Calderon, dem ‚das Leben ein Traum' schien, und den buntdruckfreudigen Moralisten Grillparzer, dem ‚der Traum ein Leben' bedeuten konnte, das Mittel nämlich, erzieherisch in ein Leben einzugreifen — zwischen den Spanier und den Oesterreicher tritt nach einem, nach mehreren Jahrhunderten der größte Schwede, zwischen die Katholiken der Protestant, mit einem ‚phantastischen Drama', das er Ein Traumspiel nennt. Der vage Titel verpflichtet nicht. Aber Strindberg glaubt sich verpflichtet. Seine Absicht zielt weiter denn je. In ein Traumspiel will er das ganze Leben fangen. Das Leben, selbstverständlich, wie er es sieht. Wenn also die Tochter Indras ihre Welt über den Wolken verläßt, daß sie unsresgleichen werde, mit zu fühlen Freud' und Qual: so weiß man bei Strindberg, daß von Freud' nicht viel die Rede ist. Bei ihm soll sie, die Bramane, mit dem Haupt im Himmel weilend, fühlen Paria dieser Erde niederziehende Gewalt. Das ist Strindbergs kompositorischer Einfall: daß Indras Tochter Zuschauerin und Hauptperson des Traumspiels, daß sie Träumerin und Traumdeuterin zugleich ist. Sie sieht die verzweifelten Zuckungen der ohnmächtigen Kreatur, die alle Erdenkrämpfe schütteln, und wird immer wieder selbst zu dieser Kreatur — um sich immer wieder über sie, über sich zu erheben.

Nur ein kompositorischer Einfall ? Es ist was mehr. Es ist die Verkörperung buddhistischer Lehre. Ta twam asi: hier ists nicht allein als Wirkung des Dramas gefordert — hier ist es Inhalt des Dramas, ist es als solcher gestaltet. Jawohl: gestaltet. Denn ungestaltet ist noch lange nicht, was eine andre als die Alltagsgestalt hat. Phantastische Dramen können nicht gradlinig nach dem Schema gebaut sein wie phantasielose Dramen. Die Kurve dieser Traumdichtung ist eine Fieberkurve. Der Traum rührt auf. Er treibt aus den beteiligten Seelen — aus der, die träumt, und aus denen, die geträumt werden — die Wahrheit an die Oberfläche. Und ist man nicht willig, so braucht er Gewalt. Er beunruhigt, klagt an, hält Spiegel vor, reißt Kleider vom Leibe, leuchtet in Abgründe; und das Alles eben, seiner Natur entsprechend, nicht nach den sogenannten Regeln der Kunst, die hier zu befolgen Kunstwidrigkeit wäre, sondern in einem gespenstischen Flackertanz, der einen mitzieht. Zufälligkeiten sind ausgeschaltet. Es wird, trotz Regellosigkeit, repräsentativ geträumt. Wer zeigen will, daß so das Leben ist, wenn sichs nicht verstellt, nicht die Maske des wachen Tages vornimmt: der wird sich an bestimmte Typen von Menschen, an allgemeingültige Erlebnisse halten. Der ewige Optimist, der Arbeiter, der Gelehrte, der Dichter, der Reiche, der Don Juan — sie werden in bildhafte Formeln gezwängt. Daß sie darin nicht erstarren, dafür sorgt der sprunghafte Traum. Daß mit den Menschen auch im Traum kein Staat zu machen ist, dafür sorgt Strindbergs Gemütsart. Edel sind wir nicht zu nennen, denn das Schlechte, das gehört uns. Aber der weiser gewordene Dichter schilt

und tobt nicht mehr. Großer Brama, Herr der Mächte, Alles ist von deinem Samen, und so bist du der Gerechte ! In der Sprache Strindbergs, der Goethen nie näher gewesen ist als hier, heißt das: „Es ist schade um die Menschen.” Die Vorstufe einer gütig lächelnden Ueberlegenheit ist erreicht. Was man auf dieser Stufe vor dem Getriebe verspüren muß, ist Mitleid. Strindberg hat es und überträgt es.
In vierzehn Szenen, die nicht in sich abgeschlossen sind, sondern traumstilgemäß eine in die andre greifen. Nicht grade lautlos. Es ist wie ein Krawall irdischer Instrumente, aus dem schließlich eine feierlich entrückende Orgelmusik aufsteigt. Ist sie sieghaft ? Triumphiert himmlische Harmonie über irdische Wirrsal ? Indras Tochter empfindet nach ihrem Abstecher den ganzen Schmerz des Daseins. „So ist es also, Mensch zu sein.” Sie wird die Klage der armen Menschenkinder von der Thron ihres Vaters bringen. Aber sie hat wohl selbst wenig Hoffnung, daß sich nach tausend Jahren die Verhältnisse gebessert haben werden.

Unbegreiflich, wie man dieses Gedicht hat konfus schelten können. Wenns einen Mangel hat, so ist es seine Deutlichkeit, seine Ueberdeutlichkeit. Die verschlossene Tür, vor der Einer wißbegierig und sehnsüchtig seine Jahre verbringt, die aber garnichts verbirgt, wie sich zuletzt ergibt; die Gegenüberstellung von Nichtstuern, die sich das Fett vom Leibe turnen, und Sklaven, die sich fürs trockene Brot das Mark aus den Knochen saugen lassen; Bezeichnungen wie Schmachsund und Heiterbucht; der alte, zahnlose Lehrer, der immer und immer dieselben Aufgaben abhört, als Sinnbild der furchtbaren Eintönigkeit unsrer Existenz; der Besitzer von unermeßlichen Reichtümern und hundert Villen an der Riviera, der nur das eine kleine Pech hat, blind zu sein; die Ehe — bei Strindberg unvermeidlich —, die das Paradies werden soll und die Hölle wird: dies und dergleichen ist doch wohl eher zu simpel als zu schwierig. Auch daß der Träumerin der Dichter brüderlich gesellt wird — wir sind aus solchem Zeug als wie zu träumen —, ist kaum von derjenigen Originalität, die Rätsel aufgibt. Der Schein trügt, als ob die Fäden dieses Teppichs unentwirrbar verschlungen seien. In Wahrheit sind sie zu großen kräftigen Mustern gefügt — die freilich Indras Tochter erst erklärt. Träumte sie nur, so wäre der Kunstwert des Werkes noch höher, seine Verständlichkeit vielleicht geringer. Da sie zugleich die Rolle des Raisonneurs hat, des Manns, der mit dem Stock auf die Leinwand schlägt, um die Moritat möglichst drastisch zu erläutern, so ist keinem Theaterbesucher der Sinn der Begebenheiten unzugänglich. Daher der Riesenerfolg. Denn ist anzunehmen, daß das Publikum Aug und Ohr für die tiefen Schönheiten dieses Traumspiels hat ? Wie ergreifend ist die demütig-stolze Haltung, in der hier ein altgewordener Aufrührer vor der unveränderten Unerbittlichkeit des Schicksals steht ! Mit welcher Wucht schlägt er die Akkorde seiner gottgegebenen Wesenheit an, und mit welcher Einsicht tritt er nach jedem wilden Griff in die Tasten das dämpfende Pedal ! Er hat einen heißen Drang nach Be-

freiung, die von ihm, aber die auch an ihm zu üben wäre. Unbefreit und unbefreiend wird er von Schauern innerer Gesichte überwältigt, vor denen einstmals die einzige Rettung war nach Damaskus zu fliehen; ins Kloster, ins wirkliche oder gedichtete, als den Friedenshort für belastete Seelen. Aber ein Mensch wie Strindberg wird immer wieder dem Kloster entfliehen, wird immer wieder voll unbezwinglicher Gier aus der Ruhe der Resignation ins chaotische Leben stürzen, es an sich pressen, ihm seine Geheimnisse abhorchen, es mit allen Fasern erleben wollen, und sei es im Traum — es leibhaftig abzubilden versuchen, und sei es in einem Traumspiel.

Dessen Aufführung damals, im Theater der Königgrätzer Straße, pries man am zutreffendsten, indem man sie vollkommen sinn- und sachgemäß nannte. Aufgabe der Regie: den Charakter des Traumes zu wahren. Schwierigkeit der Regie: die Vielzahl und der rasche Wechsel der Szenen, die meistens eben nicht wechseln, sondern ineinanderfließen. Svend Gade spannte vor die Bühne einen gestirnten Vorhang, der sich nie hob. Ein Traumspiel ! Durch ihn hindurch sah man einen Rahmen, der um alle Vorhänge geschlungen blieb, damit man — doppelt hält besser — ja nicht vergesse, daß es ein Traumspiel. Drittens waren die Dekorationen traumhaft stilisiert. Zimmer waren halbhoch gebaut, ohne Decke. Bäume waren imstande, gleich danach Kleiderständer, weiterhin Kandelaber und dann wieder Bäume, flach ausgeschnittene, bilderbuchartig angestrichene Bäume zu sein. Wände rollten weg oder wurden durchschritten, ohne einen Durchgang zu haben. Die verschlossene Tür führte erst in ein Opernhaus, darauf in einen Schrank, endlich in eine Sakristei. Durch die feste Mauer eines Hauses sah man plötzlich ein Zimmer und seine Insassen. Silbergraues Licht vermengte die Konturen von Fels und Strauch und schuf bleiche Traumlandschaften, Fingalsgrotten und Meerpartien voll Unheimlichkeit. Manche Vorschrift des Dichters war phantasiereich überboten. Den goldenen Altarschrein, darin Indras Tochter auf unsre Erde sinkt, hat er sich nicht geträumt. Die Szenen dagegen, für die er wahrscheinlich einen gewissen Glanz gewünscht hat, waren zum Teil ein bißchen ärmlich geraten. Immerhin wars genug, daß der Regisseur Rudolf Bernauer die Panoptikumhaftigkeit, von der Traumdichtungen auf der Bühne bedroht zu sein pflegen, verhütet hatte. Es war Fluß, Bewegung, Ungezwungenheit im Zusammenspiel. Gruppen von Menschen formten sich, die wie in Nebel gehüllt, die wahrhaftig wie geträumt, wie hingeschattet wirkten. Ueber die Fähigkeiten der Schauspieler konnte freilich auch Bernauer nicht hinaus. Nur wie Hartau als der ewige Optimist, der sein halbes Leben lang mit Rosen in der Hand bis zu einem gigantischen Grad von Vergeßlichkeit hinter einer Sängerin herläuft — wie dieser Mann alterte, wie er zum Phantom seiner selbst wurde, wie sein Lachen einen abgestorbenen Klang bekam: das war ersten Ranges und brachte eine Bizarrerie in dies bitterernste Traumspiel, die ihm immer dort, wo eine düstere Eintönigkeit es gefährdet, unberechenbar nützlich war.

Im Deutschen Theater war grade nur diese eine Gestalt, trotz Hermann Thimig, nicht ganz auf der Höhe des Ensembles, das in seiner Einheitlichkeit bei aller Buntheit und Vielgesichtigkeit dem Regisseur das technische Aufgebot seines Vorgängers einigermaßen entbehrlich erscheinen ließ. Bernauer hatte sich an die beiden Silben des Titels so treulich gehalten, daß der durch keinen andern ersetzbar gewesen wäre. Bei Reinhardt — welcher Titel käme da nicht in Betracht ? Bei ihm sind die Persönlichkeiten, die träumen und spielen, so stark, daß die Frage, ob sie traumspielen oder wach sind und Ernst machen, ziemlich gleichgültig wird. Also möglichst wenig von phantasmagorischen Künsten, von Wolkendunst, Phosphorflämmchen und Fieberspiegelungen. Weißes und gelbes Licht drückt Gruppen proletarische Käsigkeit oder allgemeine Lebensangst auf — das ist ungefähr Alles. Die Stimme der armen Menschen, um die es einzeln schade und in Kohorten ein Jammer ist, geht aus der Getragenheit in den Aufschrei oder, umgekehrt, aus dem Krampf in die Ruhe über: auf sehr viel mehr Abwechslung ist ein Künstler nicht angewiesen, der in gelassener Altmeisterschaft die Arabesken überall da verschmäht, wo sein Instinkt sicher ist, daß der Kern sich ihm willig bietet. Die Hülle um diesen Kern, ohne daß Instrumente knarrend bemüht werden müssen, springt unter dem bannenden Blick des ehrfürchtigen Regisseurs auseinander, und unsre Zunge stellt fest: er schmeckt nicht süßer als die Bitternis unsres Daseins und nicht bitterer, als er schmecken darf, wenn uns bis zum Schluß der Appetit nicht verdorben werden soll.

Solcher Eindruck einer cinquecentistischen Maëstria, die das Haupt voll Blut und Wunden verklärt und doch nicht um seine Schrecken gebracht hat — bevor man ihn für sich zu zerlegen beginnt, hegt man keinen Zweifel, daß diese reife Fülligkeit ohne Schlacken und tote Punkte einer dichten Schar von Protagonisten zu danken ist. Sieht man dann näher zu, sind es — drei. Wieder ist es Reinhardts Verdienst, der in den Dreien so viel Ueberschuß flüssig gemacht hat, daß sie die Partnerschaft rings um sich herum befruchten und steigern. Welche Gewalt in Kloepfers Advokaten ! Das ist Strindberg selber, der Sohn der Magd, mit den mächtigen Arbeitstatzen des Ursprungs trotz den verfeinerten Werkzeugen seines Schreibeberufs, mit den zerwühlten Bauernzügen, mit den irrenden Augen mit dem gequälten Raubtiergestöhn der rauhen Kehle. Eine Strecke Weges mit ihm leidet Indras Tochter als Menschenkind, und obgleich ein Sendling des Himmels den Glanz auch innen haben kann und neben den strahlenden italienischen Madonnen und den verschwimmend weichen polnischen mit dem feuchten Blick eine verhaltene und eckige deutsche ihre besondere Reize hat: bezwingender ist die Helene Thimig, die unter den Nadelstichen des Alltags, des kleinen Lebens erst wimmert und dann rebelliert. Und zuletzt und zuerst und immerzu, nämlich in fünf Figuren fregolihaft virtuos und auf jede Weise, von der lustigsten bis zur beklemmendsten Weise packend: Werner Krauß, dessen Allgegenwart sämtliche Lücken zustopft. Ein festlicher Abend.

Pallenberg und Polgar von Peter Panter

Karl Etlinger, der Schauspieler, erzählte einmal von den Mühsalen des Komikers, und wie der mit Kollegen, Publikum und Stimmung zu kämpfen habe — wieviel Widrigkeiten zu überwinden seien, bevor die Leute lachten, und wie schwer das sei: Menschen zum Lachen zu bringen. Und wie wenig ihm selber zum Lachen zumute sei. Und dann sagte er: „So kann man doch nicht Komiker sein !" Und fügte hinzu: „Aber so ist man Komiker".

An dieses Wort habe ich denken müssen, als ich die meisterliche Monographie Alfred Polgars über Max Pallenberg las. (Sie ist in der Serie: ‚Der Schauspieler', die Herbert Jhering herausgibt, bei Erich Reiß erschienen.) O fortunate adulescens qui Homerum praeconem tuae virtutis inveneris ! Es finden sich immer zwei richtige: Hektor und Homer, Possart und Paul Goldmann, Pallenberg und Polgar.

Es ist mir kein zweiter Fall von so tiefer Blutsverwandtschaft bekannt. Es ist, als ob der Bruder vom Bruder aussagt, wie er beschaffen ist. Und es ist viel mehr als eine Schilderung oder gar „das Anlegen der kritischen Sonde", wie es jeder Theaterberichterstatter des ‚Budapester Morgengeheuls' im Schlaf fertig bekommt. (Und das ist dann auch danach.) Dieser Pallenberg hat einen Kameraden.

Eine Probe gebe den Ton an:

„Das Unvergeßlichste aber ist der Hut, den dieser Bürger auf seinem Kopf schaukelt. Pallenbergs Spiel holt aus der Komik dieses Huts aller Hüte Komik. Die Tatsache „Hut" ward entzaubert, die konventionelle Geltung fiel ab von ihr, und ihre ganze Lächerlichkeit lag bloß. Laufen die Menschen wirklich so herum, mit einem gehöhlten Ding aus Stroh oder Stoff auf dem Schädel ? So was ‚tragen' sie ? So was haben sie in Reihen daheim auf dem Kastenbord ? So was herzustellen sind Hände und Maschinen specialiter tätig ? Sehet bei Pallenberg, was ein Hut für ein unfaßbar lächerliches Ding ist ? Und wie lächerlich ein Rock ist ! Und ein Paar Stiefel ! Und ein Regenschirm ! Und ein Schächtelchen mit kleinen dünnen Hölzern, die man anreißt, damit sie brennen oder nicht brennen. Und ein Sessel mit einer Fläche eigens für den Popo !"

Und dann wird diese fast Mauthnersche Kritik der Welt, diese Zerfaserung der alltäglichsten Dinge, diese gespielte Fremdheit, die man empfindet, wenn man ein bekanntes Wort viele Male vor sich hin sagt, bis es weit, weit fortgerückt ist . . . diese Pallenbergsche Analyse wird ausgedehnt auf die Existenz des Menschen !

„Und ein Mund mit einem Zungenklöppel drin, der etwas bimbamt, was die Andern in Wut oder Heiterkeit versetzt ! Und ein Essender, wie er in ein eignes auf- und zuklappbares Gesichtsloch hineinstopft und -schüttet ! Und ein Herz, das ein paar Jahrzehnte lang auf-zu-auf-zu macht. Bis es, unter großem Geschrei und heftiger Augenwasser-Sekretion Umherstehender, endlich seine blöde Beschäftigung einstellt, worauf der abgespielte Mechanismus samt Gehäuse in einen Kasten gelegt und wie ein Schatz vergraben

wird. Sehet bei Pallenberg, wie höllen-abgrundtief lächerlich es ist, ein Mensch zu sein, so zu sein, da zu sein, zu sein !"

Soweit Jonathan-Polgar geb. Swift, und es klingt anders als das glorifizierende „Wir sind" junger Herren, die — der merkwürdige Fall jüdischer Katholiken — die Welt mit einer Liebe umfassen, nicht ohne dabei leichte Schleimspuren farbloser Feuilletons zu hinterlassen . . Aber von diesen gewerfelten Mustern wollten wir ja nicht reden.

Nein, diese kleine Monographie gibt mehr Aufschluß über die Schauspielkunst, mehr über diese, über solche geniale Schauspielkunst als viele dicke Bücher, die man nicht lesen mag. Ein Satz — und Pallenberg steht im Hemde (worüber wiederum zu lachen wäre):

„Er ist der Bajazzo, der sich durch das Pathetische hindurchgeschlichen hat und hinter die feindlichen Linien gekommen ist."

Das ist es: die Ueberwindung des Pathos.

Es steht ein prachtvoller Absatz über Pallenbergs Sprachkunst in dem Buche, über diese Sprachkunst, die tausend Nachahmer und keinen gefunden hat, und Polgar ist der erste Analytiker seiner Art, der weise genug ist, offen auf jenes große X hinzuweisen, das sich nach Schopenhauer uneingestanden in allen Büchern findet: da gehts nicht mehr weiter. Man pflegt das gern „elementar" zu nennen — aber allein wichtig ist ja das Selbstverständliche, das, worüber Keiner mehr nachdenkt, weil es ihm „natürlich" erscheint.

Polgar hat die Berühmtheit Pallenbergs nicht gebraucht und nicht benutzt. Er hat ihn erkannt, als ihn in Wien Wenige, und als wir Berliner ihn gar nicht kannten. Ich besinne mich auf einen alten Aufsatz von ihm in der ‚Schaubühne' aus dem Jahre 1911, wo schon damals die Grundlinien dieses genialen Lach- und Giftnickels klar aufgezeigt waren.

Und nach der prachtvollsten Analyse, die wohl ein deutscher Schauspieler solchen Formats von einem deutschen Schriftsteller solchen Formats gefunden haben mag, weiß Polgar doch, daß es Alles nichts hilft. Sie werden beide dahingehn: Hektor und sein Homer. Und Bilder, Bücher, Filme und Grammophonplatten werden das nicht wiedergeben können, was dieser einzige Mensch auf der deutschen Bühne gewesen ist — wie man dann sagen muß. Eine leuchtende Erinnerung wird den Namen umgeben. Die Erinnerung an Einen, der die Leute lachen machen konnte, daß ihnen eine Gänsehaut über den Buckel lief. Noch ist er am Leben ! Laßt ihn das Wort nicht hören ! „Warum Gänsehaut ?" Weh mir — er wird auch mit diesem Wort spielen.

Und ich traute mich nicht, ihm die Grabrede zu halten, weil die Leiche noch unter dem Holze zu klopfen begänne, der Urnendeckel wackelte, erstens, weil Felix Hollaender aus Zerstreutheit einen Tropenhelm statt eines Zylinders aufgesetzt haben wird, und zweitens, weil heute abend der Nachfolger die Rolle spielen wird, die Er einmal gehabt hat. Wie recht hat er, und wie verständlich ist das !

Die Grabrede ist nicht nötig. Noch haben wir ihn in der Vollkraft seines Genies. Und haben wir ihn einmal nicht mehr: dann bleibt zur Erinnerung an ihn dieses Buch.

Moratoriums-Ersatz von Morus

Hahnenkampf

Das Gerede geht nun durch Wochen. Am Morgen bewilligt England die Stundung, am Mittag protestiert Frankreich, und am Abend widerrufen beide. Die Korrespondenten nagen verzweifelt an den Federhaltern, und das kleinste Boulevardblättchen wird geschunden, wie wenn der heilige Geist daraus spräche. Die Zeitungen verwenden jede Nachricht doppelt: einen Tag als „Gerücht" und am nächsten Tag als „Dementi". Stinnes fährt und kommt, die Bank von England schreibt der Wilhelm-Straße einen (Absage-) Brief, Rathenau bringt den Bescheid Lloyd Georges — aber acht Tage vergehen, bis man ein dürftiges Communiqué zurechtgedeichselt hat. Es herrscht eine Geheimtuerei, als bräche morgen wieder einmal die große Zeit an. Das ist, wenn nur etwas dabei herauskommt, gewiß kein Unglück. Denn Politik braucht nicht danach eingerichtet zu werden, daß die B. Z. am Mittag fette Ueberschriften hat. Aber man kann nicht wochenlang zwanzig Kommissionen vertrauliche Mitteilungen machen, ohne daß etwas durchsickert; und ein gut gefaßter Bericht stört Verhandlungen weniger, als wenn jede Stunde eine neue Falschmeldung ausgerufen wird.

Nach alledem weiß man, mit einiger Sicherheit, zweierlei: daß Deutschland die 500 Goldmillionen, die am fünfzehnten Januar fällig sind, aus eignen Kräften nicht zahlen kann, und daß es mit der wirklichen Regelung des deutschen Finanzproblems noch gute Wege hat. Einstweilen soll an die Stelle des Moratoriums, das den berliner Börseanern so großen Schrecken in die Glieder jagte, ein Moratoriums-Ersatz treten: neuer Pump, damit die alte Forderung zu begleichen. Das ist weniger, als man verlangen muß, aber mehr, als nach dem Bluff der deutschen Industriellen noch zu erwarten war: gegenüber dem bloßen Zahlungsaufschub entschieden ein Gewinn. Umwandlung einer rein politischen Schuld in eine mehr geschäftliche, durch die das internationale Kapital an Deutschlands Leistungsfähigkeit interessiert wird.

Aber auch an Rettungsplänen fehlt es nicht: ein Jeder möchte sich gesund retten. Der Ruf nach der deutschen Zahlung stuft sich, wohlgeordnet, nach den Sonderinteressen der Ententemächte ab. Am lautesten schreit Belgien, das auf die ersten ein, zwei Reparationsmilliarden vorberechtigt ist, von der ersten Goldmilliarde den Löwenanteil erhalten hat, und dem auch die nächsten Raten zufallen. Aber hat es seinen Pflichtteil heimgebracht, dann will es gern an Deutschlands Sanierung mithelfen. Frankreich, das bei der ersten Teilung leer ausgegangen ist, besteht auf der Januarzahlung, aber erklärt sich mit einer Kürzung der deutschen Reparationen einverstanden, wofern England zu Gunsten der französischen besetzten Gebiete auf seine Vorforderungen verzichtet. Lloyd George möchte gern auf Kosten Amerikas den Retter spielen: Frankreich soll Deutschlands Schulden kürzen, England Frankreichs Schulden und Amerika Englands Schulden. Ein feiner Handel, bei dem das interalliierte Schuldenproblem spielend gelöst wird ! Aber Amerika, das im vorigen Jahre schon ein ähnliches Angebot Lloyd Georges abgelehnt hat, dürfte sich auch diesmal bestens bedanken. Hughes ist zwar bereit, Deutschlands Vertreter mit offenen Armen in Washington zu empfangen, aber nicht mit offenem Portemonnaie.

Denn diesseits und jenseits des großen Wassers ist, immer noch, Nehmen seliger denn Geben.

Ein Traumspiel

Seit der ersten Meldung über ein Moratorium ist der Wert des deutschen Papiergeldes auf das Doppelte gestiegen. Auf den „schwarzen Donnerstag” folgte zwar ein kleiner Rückschlag; aber die Festigung der Mark hat sich nicht aufhalten lassen. Ohne Zweifel hätte der Sturz des Dollars noch ein rascheres Tempo angenommen, wenn nicht das Publikum mit allen Kräften bremste. Die Berufsspekulation ist immer geneigt, Kursbewegungen auf die Spitze zu treiben und muß auch ihren Besitz von Zeit zu Zeit abgeben, um ihre laufenden Verbindlichkeiten einzulösen. Die Amateurspekulanten aber, die ihre Sparkassenbücher aufs Spiel gesetzt haben, sind zäh wie Leder. Sie haben, im Traum, ihre schönen Haussengewinne schon so zweckmäßig untergebracht: das neue Herrenzimmer und die Pelzgarnitur und das Pianoforte und det Kolljee for Lissy („von mia kricht der Staat keen Pfennich !”)- Und nun soll Alles vorbei sein ? Ausgeschlossen ! Wir haben Harpener für 1485 gekauft, und unter dem verkaufen wir nicht. Und wenn ganz Wallstreet in die Luft fliegt !

Für den Augenblick ist der Widerstand des Publikums ein Glück, das diesen und jenen vor dem Kladderadatsch bewahrt. Aber auf die Dauer wäre auch hier Mittelstandspolitik der Ruin. Mit jedem Tage rückt die große Valutateuerung näher — denn was wir bisher haben, ist nichts als unverfälschter Wucher. Heimatkunst, die Inlandspreise hoch zu treiben in Erwartung hoher Einfuhrpreise. Der Großhandel und die Industrie hatten sich zu Anfang des Jahres, in der Zeit relativ guter und stabiler Markwährung, reichlich eingedeckt, sodaß sie nicht gleich in den ersten Hausse-Wochen zu kaufen brauchten. Aber die Vorräte gehen zu Ende. Und nach dem jetzigen Stand des Dollars muß die Auslandsware immer noch dreimal so hoch bezahlt werden wie im Mai. Steigt nicht die Mark noch um ein gutes Stück, dann werden im neuen Jahr Preise einsetzen, daß auch den fröhlichsten Novemberspekulanten die Augen übergehen.

Wenn wir Toten erwachen

Während alle Welt glaubt, daß in London und Paris über die Zukunft der deutschen Wirtschaft entschieden wird, kommt aus Frankfurt am Main das Erlösungswort. Dort haben sich die ältesten und die weisesten Männer aus ganz Deutschland zu einem Verein zusammengeschlossen, um „für die Gleichberechtigung der Völker im gegenseitigen Handelsverkehr” zu kämpfen. Ein Herzog war dabei und ein Fürst und ein weltberühmter Nationaloekonom und Professoren und Ehrendoktoren die schwere Menge. Die drei Festredner waren weit über 200 Jahre alt: der treffliche Lujo Brentano erzählte Jugenderinnerungen aus dem siebzehnten Jahrhundert, und der treffliche Eduard Bernstein sagte, daß er schon vor fünfzig Jahren gesagt hätte . . . und nicht als Dritter, sondern als Erster sprach der Herr Gothein von der prähistorischen Abteilung der Demokratischen Partei. Und alle kämpften heldenmütig für die Wiedereinführung des Freihandels. Denn wenn Amerika, wo die Arbeiter nur sechs Dollars am Tage bekommen, gegen die deutschen Industriellen, die ihren Arbeitern täglich sechzig Mark zahlen müssen, Schutzzölle errichten, so ist das eben

eine Schweinerei. Das ist doch ganz klar. Aber um die Klärung vollkommen zu machen, schwätzte man drei Tage, versprach, sich bald wieder zu treffen, und setzte eine 25er-Kommission ein, die in der Zwischenzeit für die Sache des Freihandels unermüdlich tätig sein sein wird.

So arbeitet bei uns Jedermann, alt und jung, an dem Wiederaufbau unsres geliebten Vaterlandes.

Rundschau

Der Kapp-Putsch

Man hat sich jahrelang mit Philosophie beschäftigt und sich zum Schluß darüber geärgert. Denn im Grunde ist nicht viel dabei herausgekommen. Die Philosophen füllen die Bibliotheken mit Ihren Büchern, wir gehen hindurch, lesen die Bücher, damit ist der Vorfall erledigt. Wir erweisen uns gegenseitig die Ehre, in solche Verbindung mit einander zu treten. Alsdann verläßt man die Bibliothek und geht an sein Geschäft. Dies war bisher so. Der Kapp-Putsch hat die Situation verändert. Er hat die Philosophie ungeahnter Weise adjutiert. Mehr als das: der deutsche Kapp-Putsch hat der Philosophie, die bisher nur in Bibliotheken sich vorfand, zum Durchbruch in die Wirklichkeit verholfen. Die Türen der Bibliotheken sind von den Putschisten aufgerissen worden, auf den Straßen sind unerwartet, bis jetzt noch unerkannt die ungeheuern Erscheinungen der Weltweisen erschienen. Es muß hier zum ersten Male gesagt, ausgesprochen und verkündet werden: Der Kapp-Putsch war eine metaphysische Tat. Es war die erste Tat in der Weltgeschichte, die keinen Täter hat. Nein: es war die zweite. Die erste war die deutsche Revolution; sie fiel ihren Tätern auf den Kopf. Aber der Kapp-Putsch hat doch das besondere und Einzigartige, daß seinen Akteuren und Tragierenden das Merkwürdige ihrer Tat bewußt wurde. Sie hatten mit der Tat nicht das Geringste zu tun. Die Tat stellte sich von selbst ein. Sie ereignete sich am hellichten Tage morgens um sechs Uhr im Tiergarten, und sie, die Täter, waren auch dabei,
die Tat wurde vollzogen, die Reichskanzlei besetzt, die Dekrete erlassen, Verhaftungen vollzogen: es lief immer so ab, und sie waren immer dabei. Sie waren zweifellos dabei, waren garnicht gewillt, das abzuleugnen, aber die Tat war auch da, und das war eine Privatsache der Tat. Solchen Vorgang wird jeder sogenannte Normale für absurd, unsinnig, phantastisch, einfach schwindelhaft erklären. Er beweist damit nur seine Unbildung. Die erwähnte Philosophie hat seit Jahrzehnten daran gearbeitet, den Irrtum richtigzustellen. Das Verhältnis von Tat zu Täter ist längst klar. Der Blitz blitzt nicht, es ist nicht der Blitz, der blitzt, sondern eben: es blitzt. Die Grammatik mit ihrer Trennung von Subjekt und Verbum ist ein Unglück und eine Verführung zur Unlogik. Die deutsche Sprache, wie auch andre, ist nicht nur schwierig, sondern auch dumm. Das hat man in Ostpreußen, im Lager von Döberitz gemerkt, erfaßt, und in Leipzig am Reichsgericht ist es jetzt offenbar geworden. Die Grammatik hat eine fürchterliche Verheerung am Strafrecht angerichtet; in Leipzig wird dieser Tage die Strafrechtsreform einen großen Schritt vorwärts tun. Wir sehen nun und erkennen nun klar: Der Kapp-Putsch hat sich alleine gemacht. Er war eine Wendung durch Gottes Fügung. Die Angeklagten haben ihn über sich ergehen lassen. Sie haben ihn kommen sehen, ahnungsvollen Sinns, er hat sich in die Tat umgesetzt, ihnen wurde dabei, sie wußten nicht wie.

Das Urteil ist heute, Sonntag, am achtzehnten Dezember, noch nicht gesprochen. Man hat vor,

da sie nicht eigentlich Hochverräter sind, sie wegen Amtsentsetzung zu bestrafen. Es ist klar, daß das ein Unfug wäre. Man erkenne: Die Tat ist geschehen. Man spreche es aus: Der Kapp-Putsch ist abgelaufen. Die Sache gehört der Geschichte an. Gehört in die Bibliotheken. Was unmittelbare Folge des Auszugs der Philosophen auf die Straße ist.

Alfred Döblin

Bekritzeltes Blatt

. . . fähigkeit der Exterritorialen. Diese Leute leben überall zwischen den Nationen: vertriebene Optanten, Auswandrer, Flüchtlinge, Menschen, die irgendeine Konferenz neu eingeteilt hat, das ist zunächst nur auf dem Papier so, dann wird die nächste Kreisstadt besetzt, es hagelt Verfügungen, es setzt Verfolgungen, man muß gehen, es hilft Alles nichts, eine beliebige Stelle auf der Landkarte ist nun rot, die gestern noch blau war — wem tut das etwas ? Sie sind nun jedenfalls da, und es ist erstaunlich, was sie leisten. Wovon leben sie ? Von ihrer Findigkeit. Sie, die mit der Wirts- oder Herbergsnation nicht gar so eng verkettet sind, sehen die Lücken, die dem Eingesessenen nicht auffallen. Es geht so rasch. Was vorgestern noch, hohlwangig, rußbedeckt, über und über mit Gepäck, Sorgen und Schmutz belastet, im rauchigen Coupé fuhr, kam gestern an und bewegt sich heute schon auf dem fremden Pflaster sicher und eilfertig. Und das Pflaster gibt nach ! Die starre Ordnung der heimischen Dinge fängt an, sich dem fremden, kräftig zupackenden Bürger-benteurer zu beugen . . . Wie machen sie es ?

Woher haben sie ihre Papiere ? Eine Ausfuhrbewilligung für ein deutsches Buch: das ist ein Abenteuer — für uns ! — und ein ärgerliches dazu. Diese da haben es heraus. Sie warten stundenlang auf dumpfen Korridoren, gehen heute zerknirscht aus den Bureaus und kommen morgen wieder, verstehen es, Beamte tot zu reden und verwirrt zu machen, daß man ihnen schon gibt, was sie haben wollen, nur, um sie endlich los zu werden . . Es ist erstaunlich. Die Not treibt sie. Und sie meistern das Leben.

Denn es ist lebenskräftig und lebenstüchtig, so mit den Dingen fertig zu werden. Sie fressen sich hindurch. Die Angehörigen jeder Nation auf ihre Art — sie alle bauen sich im Urwald der Zivilisation wacker an (und der ist gefahrdrohender als der wirkliche). Erstaunlich, wie unter ihnen die Russen immer ihr Heimatland, immer „Rasseja" mit sich herumtragen, schleppen, nie von ihm lassen ! Wo Bismarck saß, war oben. Wo sie leben, ist Rußland. „Wäre da Rußland !" denken sie.

Es gibt also etwas, das viel stärker ist als der Staatsgedanke. Denn sie sind geflohen und trotzen ihm. Der lächerliche Schlagbaum, der hunderttausend Beamte ernährt und allen Andern lästig ist, der sich vor Automobilen senkt und vor Postkutschen öffnet, den die Industrien benutzen und umgehen, und der etwas abschließt, was nur noch durch die Abschließung am Leben ist — der Schlagbaum ist blamiert. Sie kriechen drunter durch — sie beugen sich, um sich desto stolzer aufzurichten. Staat, wo ist dein Stachel ? Menschen sind manchmal stärker als ein Staat.

Die Wirts- und Herbergsvölker sind nicht immer erbaut von dem fremden Besuch. Neidisch und im Vollgefühl ihrer Schwäche klopfen sie dem menschlich Größern loyal auf die . . .
(. . . unleserliches Gekritzel).

Ignaz Wrobel

Liebe Weltbühne !

|m Auswärtigen Amt überrascht ein hohes Tier seine Kollegen mit der Nachricht, ihm sei ein Sohn geboren. „Dies ist das erste Mal", sagt ein tiefsinniger Referent, „daß in diesem Laden eine Sache nach neun Monaten herausgeht; daß etwas mit Liebe bearbeitet worden ist; und daß die Geschichte Hand und Fuß hat."

Antworten

Ignaz Wrobel. Sie senden mir zur Ergänzung Ihres Aufsatzes ‚Presse und Realität', der in Nummer 41 der ‚Weltbühne' erschienen ist, eine Anregung des Buchhändler-Börsenblattes, den üblichen „Pressedienst" einzurichten, ohne den heute kein Käsehändler mehr auskommen zu können meint, und eine „Pressekorrespondenz" zu gründen. Es heißt da: „Der Hauptwert dieser Pressekorrespondenz müßte auf Tendenznovellen gelegt werden, das heißt: auf kurze belletristische Beiträge aus erster Feder, in deren Handlung irgendein Problem des Buchhandels hineinverwebt ist . . . Die Korrespondenz darf nur in Ausnahmefällen gratis geliefert werden, der Bezugspreis muß aber — ohne Rücksicht auf die Herstellungskosten — auf einer ganz geringen Höhe gehalten werden und hat sich nach der Auflagehöhe des betreffenden Blattes zu richten." Sie fügen hinzu, daß derartige Anregungen zur Verfälschung der öffentlichen Meinung Ihre Ausführungen nur bekräftigen. Das ist ebenso wahr, wie die Hoffnung des jungen Helden und Plänemachers unter den Buchhändlern berechtigt: Es wird ihm schon glücken.

Georg Caspari. Es ist leider durchaus nicht zu überhören, daß sich dauernd verschiedene Dirigenten aus allerlei Gegenden des höchststehenden Musikanten-Apparats, den wir in Deutschland haben: der wahren Staatskapelle des Staatsopernhauses, als Gäste annehmen. Solange eine Vakanz ist, werden Dirigenten auf Anstellung ausprobiert. Dazu schreiben Sie: „Erlauben Sie mir, einen bisher noch wenig erprobten, in Berlin völlig unbekannten Dirigenten vorzuschlagen, der, nachdem er während des Krieges in Amerika als Deutscher recht unangenehme Erlebnisse gehabt hat, stellungslos herumläuft und, abgesehen von Auslands-Engagements, nur der freundschaftlich-kameradschaftlichen Geste Bruno Walters, zur Freude der münchner Musikfreude, einige Dirigier-Möglichkeiten verdankt. Er heißt: Karl Muck." Wenn ich mich aus längst entschwundenen Zeiten recht erinnere, so haben einmal an demselben berliner Institut Richard Strauß, Felix Weingärtner und Karl Muck einträchtig zusammengewirkt. Jeder von ihnen hatte das Recht zu einem Selbstbewußtsein, dem die Kollegenschaft eines Mannes oder auch zweier von seiner Bedeutung keinerlei Abruch tat. Aber dies ist ja wohl heut nicht die einzige Branche, in der wir uns mit den Diadochen begnügen müssen.

Kulturpolitiker. Konrad Haenischs Beitrag zu dieser Nummer ist ein Stück aus seinem Buche : ‚Neue Bahnen der Kulturpolitik. Aus der Reformpraxis der deutschen Republik', das dieser Tage im Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger zu Stuttgart erscheint !

Hamburger. Eine solche Zeitungsbeilage wie die zum ‚Hamburger Echo', genannt: ‚Die Neue Welt', habe ich allerdings seit der ‚Freien Welt', die einst illustriert der ‚Freiheit' beilag, nirgends gesehen. Die Nummer 21 trägt so prachtvolles Propagandamaterial gegen den Krieg zusammen, ist so ausgezeichnet gemacht, daß man wünschen möchte, ein reicher Friedensfreund fände sich, der diese vier Seiten in hunderttausenden von Exemplaren verteilen ließe. Aber verteilt werden bei uns nur Schmöker zum Preise Ludendorffs.

Uniformierte Totschläger. „In Vorbereitung befinden sich bereits über zweihundert Hefte." Nämlich von den Erinnerungsblättern deutscher Regimenter. Soweit die monarchistischen Offiziere nicht in dem gänzlich überflüssigen und kostspieligen ‚Reichsarchiv', das ängstlich die Kriegsakten hütet, damit Keiner sie ausbeute, untergekrochen sind, beschäftigen sie sich mit solchem pseudohistorischen Unfug. Für den Nachweis, wo das oder das Regiment geschossen oder den Krieg verloren hat, ist Papier und Geld vorhanden. Für die Lebensnotwendigkeiten der ärmsten Bevölkerung nicht.

Redakteur. Nein. Der Sozialdemokrat August Winnig, der als strammer Deutschnationaler in den Kapp-Putscn verwickelt gewesen ist, dürfte kaum geeignet sein, Sie und Ihre Kollegen über journalistische Anstandspflichten zu belehren. Wenn er fordert, daß „der Beruf des Redakteurs vor sittlich bedenklichen Elementen geschützt" werden soll, so können Sie darauf mit Recht erwidern, daß ihm in seinem eignen Organ bisher mit geringem Erfolge gelungen ist, diese hochtrabende Forderung durchzusetzen.

Bürger Schippel. Dein Kollege, der Oberpräsident Noske, hat in Leipzig ausgesagt, man hätte beim Kapp-Putsch ein paar hundert entschlossene Leute „hinschicken" sollen, die „Alles zusammengeschossen" hätten. Vor diesem Löwenmut, vom sichersten Port aus und mit den Musketen der Andern und nach fast zwei Jahren bekundet, vor dieser Imperatorengeste eines bedeppten und betrogenen Versagers — davor gibt es ein einziges Wort: Aufgewachsen bei . . . !

Pressemann. Ihr seid doch das kindlichste Volk auf Gottes Erdboden. Nichts lustiger, als daß Ihr, die Ihr einander beruflich so gut kennt wie privatim, euch niemals Unter den Linden grüßt: offiziell und bei Namen darf immer nur diejenige Zeitung genannt werden, die Ihr selber herstellt. Die B. Z. am Mittag schreibt ? Gott behüte ! „Eine berliner Mittagszeitung . . ." In Leipzig erwidert der Knochenzerschmetterer Noske auf die Frage, ob er von der hochverräterischen Parade „der ihm unterstellten Truppen" gewußt habe: „Nein. Davon habe ich erst in der Berliner Volkszeitung gelesen." Das druckt die Berliner Volkszeitung fett. Schon das Berliner Tageblatt, das doch demselben Verlage gehört, stilisiert es ein bißchen um: „Nein. Ich wurde erst durch die Presse darüber informiert." Und in den sozialdemokratischen Blättern, für die die Berliner Volkszeitung eine fühlbare Konkurrenz ist, existiert diese Stelle überhaupt nicht. Es geht nichts über eine objektive Berichterstattung, und man kann sich vorstellen, wie die Striche ausfallen, wenn es noch ernster wird. Aber was ist denn noch ernster als die Konkurrenz ?

Hakenkreuzler. Das wissen Sie, daß einer der Vorfahren Lindström-Ludendorffs ein Seidenhändler Abraham Weilandt in Stettin gewesen ist ? Also ist wirklich unwiderlegbar bewiesen, daß an dem Verlust des Krieges die Juden schuld sind.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg. Königsweg 33.
Verantwortllch für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 29. Dezember 1921 Nummer 52

Jagow und Genossen von Robert Breuer

Das Beil der Republik ist niedergefahren Es hat Herrn v. Jagow zwar nicht den Kopf abgeschlagen, aber immerhin den Camelots du roi und andern Romantikern bewiesen, was sie selbst, solange es für sie günstig war, immer behauptet haben, nun aber nicht wahrhaben möchten: daß das Recht dort ist, wo die Macht steht. Das ist das wichtigste Ergebnis dieses Reichsgerichtsverfahrens: daß die Republik und die Weimarer Verfassung als Rechtsgüter unantastbar geworden sind, solange die politische Macht in den Händen der Republikaner ist. Eine schlichte Wahrheit, aber zugleich eine harte Tatsache, an der sich, wenns beliebt, noch Mancher blutige Stirn holen kann. Der Traum von der Republik als vorübergehendem Zustand ist ausgeträumt — aber er bleibt das eben nur so lange, wie die Republik sich zu schützen und durchzusetzen weiß. Recht ist Macht; Macht schafft Recht. Nach Leipzig weiß die Republik, was sie zu tun hat: das Beil geschliffen zu halten.

Im November 1918 ist mancherlei versäumt worden. Die kaiserliche Macht brach zusammen, ohne Widerstand, ohne zu schießen. Ob dies aus Humanität oder aus Schwäche geschehen ist, braucht nicht erörtert zu werden; es geschah, und so wurde sinnfällig, daß eine gewesene Macht aus der geschichtlichen Weiterentwicklung sich selbst ausgeschaltet hatte. Das verleitete die Nachfolger zu falscher Milde. Da nicht geschossen worden war, schossen auch sie nicht. Das war ein Fehler. Eine im größerm Umfange vorgenommene Beseitigung der überflüssig gewordenen Paladine des alten Regimes hätte in jeder Beziehung Klarheit gebracht, hätte in den Bankrotteuren nicht falsche Hoffnungen aufwachen lassen, hätte dem neuen politischen Organismus von vorn herein einen festern Kitt und damit stärkeres Selbstbewußtsein gegeben.

Die Folgen dieser Versäumnis sind recht bitter gewesen: zwei Jahre Mord auf Kosten des Proletariats, und zwischendrein der Kapp-Putsch. Die Abgehalfterten haben oft genug versucht, sich wieder einzuspannen, selbst unbekümmert um die Gefahr, daß durch ein Ziehen nach zwei Seiten der lädierte Reichswagen völlig in Trümmer gehen könnte. Inzwischen aber haben sie sich doch stark abgenutzt, haben ihre Blößen und Schwären so schindangerreich gezeigt, daß es sich nicht mehr verlohnt, nach absolutem Rezept mit ihnen zu verfahren, daß es hinreicht, sie nach dem Beispiel des Beils von Leipzig zu behandeln.

Einer der kleinen Kläffspitze, dessen Gejauhl der Republik nur zeigt, daß sie reitet, schreibt zum „Leipziger Allerlei", das ihm nicht schmeckt: der General Ludendorff werde als großer Soldat noch fortleben, wenn die Nichtigkeiten, die der neunte November hinaufgespült habe, in der Spreukammer der Weltgeschichte längst vermodert sein werden. Diese Hoffnung wird trügen. Ein General, der einen Krieg verloren hat und gegen sechs Uhr morgens spazieren geht, um auf Hochverrat zu pürschen, dabei aber leider nur einen künstlich zum Zappeln gebrachten Kadaver seines eignen Selbst findet, dürfte in die Geschichte kaum als Held eingehen.

Ludendorff aber ist nur typisch für diese ganze, durch den leipziger Prozeß noch einmal und wohl zum letzten Mal nackt ausgezogene Gattung von Muskelschwündigen, die noch einmal schnell schießen möchten, nachdem sie im rechten Augenblick es vergessen haben. Sie sollten sich mit den Klassikern trösten: Was du von der Sekunde ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Das Beil von Leipzig hat alle Fäden, die von intriganten Narren noch gesponnen werden könnten, glatt durchschnitten. Die vorangegangene Abklopfung hat die einstigen Säulen als so morsch und wurmstichig erwiesen, daß auf sie wohl Niemand mehr auch nur eine Hundehütte wird bauen mögen. Sie sollen ruhig weiter leben und fett werden, während die Republik, die Zaghaftigkeit abstreifend, endlich lernt, ihren Körper zu gebrauchen, endlich den Mut findet, sich zu retten und mit straffen Sehnen Macht zu üben und Recht zu prägen.

In den Zeitungen ist hinlänglich geschrieben worden von der Kläglichkeit der drei Hochverräter. Du Liebe Zeit: daß sie sich der Strafe entziehen wollten, ist ihnen schließlich nicht zu verargen. Viel interessanter war, daß sie glaubten, allen Witz spielen lassen zu müssen, um der Bestrafung zu entgehen. Also fürchteten sie. Ein vortrefflicher Tatbestand. Sie sollen nur weiterhin fürchten, und man möchte meinen: nach dem Spruch des Reichsgerichts werden sie künftighin noch schneller lernen, Furcht und vielleicht auch Besserung zu haben. Kläglich waren sie dennoch, und zwar wegen der Ahnungslosigkeit und maulwurfhaften Blindheit, mit der sie der Wirklichkeit gegenüberstanden. Der Typ Ludendorff hat sich durch „Erinnerungen" ja hinlänglich blamiert. Wir wissen, daß diese Herren vor den politischen Tatsachen hilflos waren. Lebendige Beweise für den leidigen Umstand, daß mit der gewaltigen Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens das Wachstum des politischen Gefäßes nicht Schritt gehalten hatte. Ein Deutschland, dessen Führer so unrettbar an politischer Gehirnerweichung gelitten haben, mußte zwangsläufig zu Grunde gehen. Das waren ja insgesamt nicht nur politische Analphabeten: das waren schlechthin politische Idioten — das waren in der Tat Weltgefahren. Ein Volk, das sich dergleichen gefallen ließ, hatte noch nicht das Recht und die Kraft zur Weltmitherrschaft erworben.

Die den Deutschen widerfahrene Belehrung ist hart. Aber was sind in der Weltgeschichte eine Handvoll Jahre ? Und wenn erst einmal der Ballast abgeschüttelt ist, wenn erst einmal die letzte Fäulnis des Feudalismus ausgeheilt, wenn erst einmal der Typ Ludendorff endgültig überwunden und vergessen ist, wird das deutsche Volk schon den rechten Weg zu finden und zu nehmen wissen. Auch insofern hat der Spruch von Leipzig abgeschlossen und aufgetan. Wahrlich, mit Männekens, die, wie Herr v. Jagow, im Schatten des Herrn Kapp den Versuch gemacht haben, Führer zu spielen, ohne daß es ihnen gelingen wollte, werden wir schon fertig werden. Es dürfte darum nicht nur taktisch richtig, sondern sachlich angemessener sein, den Spruch von Leipzig für alle Zeit dem Liktorenbündel der Republik einzufügen. Künftighin sollen rebellierende Narren, wenn sie kindisch verfahren, gestäupt, wenn sie hartnäckig bleiben, geköpft werden.

Wir haben also keine Ursache, zu klagen. Wir wissen, daß zahllose Verbrechen gegen die Republik ungesühnt geblieben sind und

wohl auch ungesühnt bleiben werden. Als gerechte Betrachter buchen wir dies auf das Schuldkonto der Republik, auf der Republik Schwäche. Aber wir wissen auch, daß die Republik erstarkt. Wir sind des weitern Gangs der Geschichte so gewiß, daß wir nicht einmal Haß noch Rache zu üben brauchen. Wir gönnten Herrn v. Jagow mit warmem Herzen eine Festungshaft zwischen Toller und Mühsam in Niederschönenfeld: aber wir glauben, daß es nützlicher sein dürfte, den Mann manierlich zu verwahren und dann nach seinem Beispiel den Toller und Genossen und allen Denen, die — wie es in der Urteils-Begründung heißt — „unter dem Banne eines verführerischen Augenblicks dem Ruf eines Kapp folgten", mildernde Umstände zuzubilligen. Selbst dann, wenn dieser Kapp keine pappene Kaiserkrone, sondern eine verschlissene Sowjetmütze getragen hat. Ich denke: die Republik ist jetzt, wo sie das Beil gezeigt hat und es sogar zu handhaben weiß, stark genug, um gegen die Störer ihres Bestandes gelegentlich auch milde zu sein. Milde aber darf im politischen Leben nur sein, wer Macht hat und seine Macht zu wahren und zu steigern weiß.

Kommunistisches Großreinemachen

von Elias Hurwicz

Es ist in der Geschichte der politischen Parteien sicherlich eine noch nie dagewesene Erscheinung, daß eine Partei freiwillig ihre Mitgliederzahl reduziert. Die Kommunistische Partei Sowjet-Rußlands tut es in gigantischem Maße. Seit Wochen und Monaten ist die Sowjet-Presse voll sonderbarer Aufrufe: die Parteilosen werden gebeten, ja angefleht, die minderwertigen Elemente der Kommunistischen Partei bei der Zentrale zu denunzieren; die Gerichte werden zu einer unnachsichtigen Aburteilung dieser Elemente aufgefordert; die Parteilosen freuen sich des Schauspiels; den ungetreuen Kommunisten flößt es Furcht ein — und von dem Ganzen erwartet die ‚Prawda', daß es „den Geist der Partei heben, neues Leben in ihre proletarischen Reihen bringen und die Partei innerlich enger zusammenschweißen" werde.

Die Sowjet-Presse ist nicht wenig stolz darauf, daß sich die Kommunisten einen derartigen Luxus leisten können, den keine andre Partei der Welt sich erlauben darf. Heute liegen bereits genug Resultate der Säuberungsaktion vor. Im petersburger Gouvernement sind durchschnittlich 25 Prozent der Parteimitglieder ausgeschlossen worden; im Dongebiet sind 10 569 Parteimitglieder kontrolliert worden, von denen 4724 aus der Partei entfernt worden sind, was 44,5 Prozent ausmacht; im Gebiet von Ssemiretschje waren 22 000 Kommunisten einregistriert, von denen der Forderung, Fragebogen auszufüllen, nur 8000 nachgekommen, also 60 bis 70 Prozent aus der Partei ausgeschieden sind.

Warum der Lärm ? Die Sowjet-Presse liefert eine Reihe von Zahlen, die für sich sprechen. Aus welchen Elementen setzt sich denn die russische Kommunistische Partei überhaupt zusammen ? 1920 waren es, prozentual ausgedrückt: 51 Arbeiter, 8 Handwerker, 5 Bauern, 12 Angestellte und 24 Intellektuelle; 1921: 37 Arbeiter, 5 Handwerker, 7 Bauern, 16 Angestellte und 33

Intellektuelle. Daraus ergibt sich zwingend, daß die allein produktive Klasse des heutigen Rußland — die Bauernschaft — in der Kommunistischen Partei minimal vertreten ist. Was aber die Arbeiter als Mitglieder der Kommunistischen Partei anbetrifft, so sind grade sie es vielfach, die den Unwillen der ideologisch reinen Parteielemente hervorrufen. Noch vor Monaten klagte die ‚Prawda' über die „Demoralisierung und Deklassierung" des Fabrikproletariats, das teilweise in einen „Kleinproduzenten" ausgeartet ist, soweit nämlich die Arbeiter sich einzig mit der schnellen Fabrikation solcher Gebrauchsgegenstände (klassisch sind insbesondere die Selbstanzünder) beschäftigen, die sie sofort auf den Markt tragen und gegen Lebensmittel umtauschen können; während ein andrer Teil überhaupt nicht arbeitet, sondern nur von seiner Ration oder von dem Verkauf eines Teils des Fabrikproduktes oder gar des Fabrikinventars existiert.

Den weit überwiegenden Teil der Kommunistischen Partei bildet jedenfalls, wie die Zahlen unwiderleglich beweisen, das unproduktive Element der Angestellten und Intellektuellen. 1920 bildeten sie 36 Prozent, 1921 bereits 48 Prozent, das heißt: fast die Hälfte der ganzen Partei. Die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei bedeutet also in steigendem Maße eine Gruppierung um die Staatskrippe, ein Mittel zur Erlangung des zum Leben und teilweise zum Komfort oder gar zum Luxus Notwendigen. Die Statistik der nunmehr aus der Partei Ausgeschlossenen bestätigt das. Die ‚Prawda' beschäftigt sich mit einem Teil der Ergebnisse der Säuberungsaktion und weist mit Recht auf die folgende Progression: die Zahl der ausgeschlossenen Parteimitglieder, die in die Partei 1917 eingetreten waren, beträgt 391; der Jahrgang 1918 liefert schon 1422 Ausgeschlossene; der Jahrgang 1919 4467; die Jahrgänge 1920 und 1921 6129.

Mit der Befestigung der Sowjet-Macht wuchs auch die Kommunistische Partei, aber vielfach auf Kosten von Elementen, die sozial und psychisch mit dem Proletariat nicht das Mindeste zu tun haben. Doch neben der bürgerlichen Psyche gibt es noch andre Vergehen, die den Ausschluß aus der Partei zur Folge haben. Das beweist drastisch die Säuberungsstatistik für das nishegoroder Gouvernement: wegen „indifferenten Verhaltens" sind hier 225 Mitglieder entfernt worden; wegen „Karrierismus" 114; wegen Bestechlichkeit 148; wegen Trunksucht 125; wegen Verletzung der Parteidisziplin 146; wegen Hinneigung zum Menschewismus 140; wegen religiöser Ueberzeugungen 87. Ein großer Prozentsatz der Ausgeschlossenen entfällt auch hier auf die Angehörigen der Intelligenz.

Schließlich bekam die Sowjet-Presse selbst Angst vor den Geistern, die sie heraufbeschworen hatte. Am dreizehnten November sah sich die ‚Prawda' veranlaßt, die Frage zu stellen, welche Posten denn die Ausgeschlossenen in der Partei innegehabt hätten. Und sie mußte darauf die Antwort geben, daß „die Zahl der verantwortlichen Arbeiter unter den Ausgeschlossenen sich als sehr beträchtlich erwiesen hat", ja daß „viele Sowjet-Behörden ohne Leiter geblieben sind". Kein Wunder bei dem Ausmaß der Säuberung.

Und was ist der letzte Grund dieser ganzen großartigen Aktion ? Wir zweifeln nicht daran, daß in der Kommunistischen Partei noch reine Gemüter existieren, die die von der Sowjet-Presse ausgegebene Losung der sittlichen Reinigung der Partei für bare Münze nehmen. Was wollen aber die Großen, die Leiter, die Unnaiven ? Ein Vorgang vom Frühling 1919, als die Verpflegungskrise sich verschärfte, wirft darauf ein eigentümliches Licht. Da stand in der ‚Nordkommune' zu lesen, daß die Annahme neuer Mitglieder in einem petersburger Kreis laut einem Dekret der Zentrale aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt wird. Diese wirtschaftlichen Gründe, die ja seither im Zusammenhang mit der Hungersnot noch unendlich an Gewicht zugenommen haben, diktieren auch jetzt letzten Endes die ganze Aktion. Man will einfach weniger Mäuler haben. Das ist der realpolitische Sinn des staatlichen Purgatoriums, das sich den andern Maßnahmen der Sowjet-Regierung in jüngster Zeit — wie Aufhebung der Städteverpflegung und Reduzierung des Verwaltungsapparats — organisch anreiht. Aber man muß die Kunst bewundern, mit der dieses Motiv in Szene gesetzt und für die hohe Parteipolitik ausgebeutet wird.

Wer ist das ?

Eine Novelle von Thomas Mann, die gut und gern ihre achtzehn Jahre alt ist, erweckt trauliche Erinnerungen an einen Mann, der sich im Spiegel dieser Dichtung umso possierlicher ausnimmt, als er nie hineingesehen hat, und schon deshalb nicht als Modell gedient haben kann, weil ihn damals kein Mensch gekannt hat.
Die Novelle heißt: ‚Gladius die', das Schwert Gottes, und steht in jenem berühmten Novellenband ‚Tristan', der heute noch das Entzücken aller bessern Menschen bildet. Held der Geschichte ist ein gewisser Hieronymus, dessen Bild ich sogleich auffrischen werde. Aber beim Lesen fragen wir uns fortwährend: Wer ist das — ? Ist das nicht ein guter alter Bekannter ? Ist das nicht . . . ?
Freilich: er ists.

„Sah man ihn an, so war es, als ob ein Schatten über die Sonne ginge oder über das Gemüt eine Erinnerung an schwere Stunden. Liebte er die Sonne nicht, die die schöne Stadt in Festglanz tauchte ? Warum hielt er in sich gekehrt und abgewandt die Augen zu Boden gerichtet, indes er wandelte ?"

Dieser merkwürdige Spaziergänger zu München wird nun wie folgt beschrieben:

„Er trug keinen Hut . . . sondern hatte statt dessen die Kapuze seines weiten, schwarzen Mantels über den Kopf gezogen, die seine niedrige, eckig hervorspringende Stirn beschattete, seine Ohren bedeckte und seine hagern Wangen umrahmte. Welcher Gewissensgram, welche Skrupeln und welche Mißhandlungen seiner selbst hatten diese Wangen so auszuhöhlen vermocht ? Ist es nicht schauerlich, an solchem Sonnentage den Kummer in den Wangenhöhlen eines Menschen wohnen zu sehen ? Seine dunklen Brauen verdickten sich stark an der schmalen Wurzel seiner Nase, die groß und gehöckert aus dem Gesichte hervorsprang, und seine

Lippen waren stark und wulstig. Wenn er seine ziemlich nahe bei einander liegenden braunen Augen erhob, bildeten sich Querfalten auf seiner kantigen Stirn. Er blickte mit einem Ausdruck von Wissen, Begrenztheit und Leiden. Im Profil gesehen, glich dieses Gesicht genau einem alten Bildnis von Möncheshand, aufbewahrt zu Florenz in einer engen und harten Klosterzelle, aus welcher einstmal ein furchtbarer und niederschmetternder Protest gegen das Leben und seinen Triumph erging . . .”

Nun, das ist ein wenig geschmeichelt — nicht wahr: wir würden eher sagen, daß das Gesicht unsres Mannes mehr dem eines ausgetrockneten Steißtrommlers gliche . . . Der bürgerliche Savonarola wandelt durch München und bleibt schließlich vor dem „weitläufigen Schönheitsgeschäft von M. Blütenzweig” stehen. Da gibt es Bilder über Bilder, Skulpturen und ähnliches unnütze Zeug . . . Und unter ihnen die Reproduktion einer Madonna.
Das Bild war modern,

„eine durchaus modern empfundene, von jeder Konvention freie Arbeit. Die Gestalt der heiligen Gebärerin war von berückender Weiblichkeit, entblößt und schön.”

Entblößt ? Entblößt. Man sieht ihre Brust . . .
Herr Hieronymus, dessen Familienname uns — wie in einer Vorahnung des Jahres 1921 — nicht mitgeteilt wird, hört das Gespräch zweier junger Leute über diese Madonna mit an. Sie sprechen ein wenig leger über das Bild und über seinen Stoff. Und da kann Hieronymus das Bild nicht vergessen, er trägt es immer mit sich herum — und plötzlich ist ihm, als habe Gott ihn, grade ihn, ausersehen,

„einzuschreiten und seine Stimme zu erheben gegen leichtherzige Ruchlosigkeit.”

Und er schreitet ein und macht sich auf, der Hieronymus, zur Kunsthandlung und zum Schönheitsgeschäft von M. Blütenzweig.

Ja, er käme wegen des Bildes. Herr Blütenzweig preist es an, es sei eine erstklassige Reproduktion. Nein, kaufen wolle er es nicht, sagt der Hieronymus. Herr Blütenzweig ist ein wenig ratlos. Nicht kaufen ? Ja, was er denn sonst . . .

„Sie dürfen fragen”, sagte Hieronymus, „und ich werde Ihnen antworten. Ich bin gekommen, Sie zu bitten, daß Sie jenes Bild, die große Photographie, die Madonna, sogleich aus Ihrem Fenster entfernen und sie niemals wieder zur Schau stellen.”

Herr Blütenzweig, weil er aus Deutschland ist, fragt sogleich, ob der Herr in einer amtlichen Eigenschaft vor ihm stehe. Nein, sagt Hieronymus: er habe weder Amt noch Würde von Staats wegen.

„Die Macht ist nicht auf meiner Seite, Herr. Was mich herführt, ist allein mein Gewissen.”

Herr Blütenzweig aber sagt:

„Ihr Gewissen . . . Nun, so wollen Sie gefälligst — Notiz davon nehmen . . . daß Ihr Gewissen für uns eine . . . eine gänzlich belanglose Einrichtung ist !”

Im Geschäft kichert man bereits. Herr Blütenzweig läßt den seltsamen Kauz stehen, wie es rechtens ist, ein Commis nähert sich ihm und disputiert ein wenig mit ihm wegen des Bildes.

Aber dieser Suada ist er nicht gewachsen. Und Hieronymus sagt ein Gutachten auf:

„Dieses Gebilde ist aus Sinneslust entstanden und wird in Sinnenlust genossen . . . ist dies wahr oder nicht ? Antworten Sie; antworten auch Sie, Herr Blütenzweig !"

Blütenzweig tut nicht dergleichen; der Sachverständige aber fährt fort:

„Wie ist es denn möglich, davor zu stehen, sich unbedenklich dem schnöden Genusse hinzugeben, den es verursacht, und sein Gewissen mit dem Worte Schönheit zum Schweigen zu bringen, ja, sich ernstlich einzureden, man überlasse sich dabei einem edlen, erlesenen und höchst menschenwürdigen Zustande ? . . . Mein Verstand steht still an dieser Stelle . . . er steht still vor der absurden Tatsache, daß ein Mensch durch die dumme und zuversichtliche Entfaltung seiner tierischen Triebe auf Erden zu höchstem Ruhme gelangen kann ! . . . Es ist verbrecherisch, die Unwissenheit der schamlosen Kinder und kecken Unbedenklichen durch die Erhöhung und frevle Anbetung der Schönheit zu bestätigen, zu bekräftigen und ihr zur Macht zu verhelfen . . ."

Der Angestellte fragt Hieronymum, ob er wohl bald zu endigen gedenke . . . Nein. Er hebt vielmehr gewaltig an.

„Kunst ! rufen sie, Genuß ! Schönheit ! . . . Geht mir, Verruchte ! ... Du schmähst die Kunst, antworten Sie mir, du, Unbekannter. Sie lügen, sage ich Ihnen, ich schmähe nicht die Kunst ! Die Kunst ist kein gewissenloser Trug, der lockend zur Bekräftigung und Bestätigung des Lebens im Fleische reizt ! . . ."

Aber hier geschieht etwas durchaus Merkwürdiges. Hieronymus wird hinausgeschmissen. Man bedeutet ihm kurz, er könne nun gehen.

„O, Sie schüchtern mich nicht ein, Sie verjagen mich nicht, Sie bringen meine Stimme nicht zum Schweigen !" rief Hieronymus, indem er oberhalb der Brust seine Kapuze mit der Faust zusammenraffte und furchtlos den Kopf schüttelte . . . „Nehmen Sie das Bild aus Ihrem Fenster und verbrennen Sie es noch heute ! Verbrennen Sie auch diese Statuetten und Büsten, deren Anblick in Sünde stürzt, verbrennen Sie diese Vasen und Zierate, diese schamlosen Wiedergeburten des Heidentums, diese üppig ausgestatteten Liebesverse ! . . . Die Frechheit dieser Zeit durchbricht alle Dämme . . ."

Und dann wird er hinausgeschmissen. Das Wort „Rhythmus" hat er nicht gesagt. Aber das schadet nichts.
Und Thomas Mann läßt ihn über München sehen, und ein wilder Wunsch steigt in dieser Schießbudenfigur auf:

Er sah gegen die gelbliche Wolkenwand, die von der Theatinerstraße heraufgezogen war, und in der es leise donnerte, ein breites Feuerschwert stehen, das sich im Schwefellicht über die frohe Stadt hinreckte ...
„Gladius dei super terram . . ." flüsterten seine dicken Lippen . . .

So hört diese schöne Novelle auf.

Und es wäre nur zu wünschen, daß alle heiligen Hieroymi mit der innerlich gehemmten Lustbarkeit ein solches, ein gleiches Schicksal haben möchten wie dieser da: durch den Hausdiener sanft, aber sicher auf die Straße gesetzt zu werden. Mit dem Hinweis, daß ihr „Gewissen für uns eine . . . eine gänzlich belanglose Einmischung ist !"

Das walte Gott.

Paul Gurk von Julius Bab

Wenn ich sagen sollte, was mir an Paul Gurk — der soeben auf meine alleinige Verantwortung hin mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet worden ist — am merkwürdigsten erscheint, so wäre es wohl das: Er ist kein Literat, sondern ein Dichter. Wenn man nämlich so Jahr und Tag mit den Büchern und den Stücken, die in Deutschland den Markt erfüllen, zu tun hat, so erstarrt einem zeitweise das Gefühl dafür, daß es so etwas gibt: einen Dichter, der kein Literat ist; einen, der nicht auf dem großen Markt der Geltung Suchenden steht und mit ingrimmiger Energie Talente aus sich herauspumpt, um mit ihnen eine „Richtung" einzuhalten; einen, den eine tiefe, zuweilen ganz helle, zuweilen ganz unheimliche Spielfreude dazu treibt, neben die Welt der sogenannten Wirklichkeit eine neue zu stellen, die aus eignen Träumen, Leidenschaften, Gesichten erbaut ist.

Zu so einem merkwürdigen Innern gehört freilich ein merkwürdiger Mensch mit einem äußerlich merkwürdigen Schicksal, und die Existenz dieses Paul Gurk ist denn auch tatsächlich so — so unromantisch, so ungenialisch, so „unbedeutend", daß einem richtigen Literaturjüngling bei ihrem Anblick die Haare zu Berge stehen müssen. Dieser Paul Gurk ist seit reichlich zwei Jahrzehnten Magistratssekretär, oder sagen wir es nur deutsch: Schreiber bei der Stadt Berlin. Wenn ich nicht irre, ist es eine Kommission für Krankenhausverwaltung, deren Akten er führt. Wohnhaft ist er in Berlin O, und da wandert er nun seit zwanzig Jahren nach Berlin C und sitzt alltäglich seine Bürostunden ab. In dieser Zeit aber hat er, von den Krankenhausakten einmal ganz abgesehen, und abgesehen auch von umfangreichen Uebungen musikalischer und malerischer Kunst (die mir nicht einmal unbegabt scheinen), eine schier unübersehbare Menge sprachlicher Kunstprodukte geschaffen: Essays, Skizzen, Novellen, Romane, Lyrik — und nicht weniger als dreißig Dramen. Von diesen Dramen hat er ab und zu eines einem Verlag oder einem Theater eingereicht, hat zuweilen eine ablehnende, meist gar keine Antwort bekommen, hat diese Versuche dann wieder für Jahr und Tag aufgegeben und eben neue Dramen geschrieben. Und so ist er bis jetzt mehr als einundvierzig Jahre geworden. Ungedruckt, ungespielt und in den sogenannten literarischen Kreisen gänzlich unbekannt.

Die eigentliche Kraft dieses merkwürdigen Menschen scheint mir konzentriert in seinen Dramen. Es ist dabei durchaus keine barbarische Kraft, die wild aus Urwäldern des Gefühls hervorbricht. So unliterarisch der Lebenslauf und die geistige Bewegung Gurks war: sie standen doch in reger Wechselwirkung mit der menschlichen Kultur. Die großen Bildungen der Geschichte: Antike und Renaissance, deutsche Klassik und Romantik haben Teil an dem Werden seines Geistes, und wer durchaus wollte, könnte recht gut die Spuren eines sprunghaft andeutenden, leidenschaftlich verkürzenden Stils zusammentragen, die sich in Gurks Dramen nicht selten finden, und könnte allenfalls einen „Expressionisten" aus ihm machen. Aber das wäre nicht wohl-

getan. Was solche Registraturen einigermaßen ermöglicht, ist in erster Linie immer ein literarischer Wille; und hier soll man sich lieber daran erfreuen, wie vom Dünger der Kultur befruchtet, aber doch aus reinem Naturboden auftreibend eine dichterische Urpflanze sich neu in ihren eignen Formen entfaltet.

Da ich nicht alle dreißig Dramen Gurks kenne — ich glaube, sie existieren gar nicht mehr alle, etliche sind von den Theaterbüros endgültig verschlungen worden — und da ich auch über die Entstehungsreihenfolge der zwölf oder dreizehn mir bekannten Werke nicht genau unterrichtet bin, so kann ich mich nicht einmal anheischig machen, die Entwicklungsgeschichte dieses Talents zu zeichnen. Ich kann nur ganz einfach ausbreiten, was da ist, soweit es mir bisher bekannt geworden.

Da ist zunächst die allererstaunlichste Mannigfaltigkeit der Motive und der Formen: Historisches, Mythisches und Gegenwartentlehntes, balladesk Pathetisches, phantastisch Spielerisches und messerscharf Naturalistisches. Und wo ist die vom Kritiker zu fordernde „Einheit" ? Nun: sie steckt in der dickblütigen Lebenskraft, in der etwas ironischen Melancholie, dem etwas zynischen Pathos, in der dumpfen Schicksalsergriffenheit, mit der dieses Menschen Phantasie immer wieder sinnbildliche Kombinationen menschlicher Begegnung ergreift und in der hellen, sinnlich zupackenden Sprachkraft, mit der er sein Schicksalsgefühl immer wieder zu Gestalten ballt. Und das heißt freilich am Ende kaum etwas andres, als daß er eben im Allgemeinen ein Dichter und im besondern ein Dramatiker ist !

Da hat er eine Beamtentragödie geschrieben: ‚Frantzius'. Der schreckliche Ausbruch und Zusammenbruch einer immerfort geduckten und beleidigten Durchschnittsmenschlichkeit. In den schrillen Einzelheiten des Ausgangs zeitungsmäßig gräßlich bis zum Unerträglichen, aber in der Ausmalung etwa der gradezu teuflischen Tyrannei einer hysterisch kranken Frau schlechthin genial, und mit so viel ursprünglich dichterischer Kraft, daß selbst der hundertmal gedichtete geniale Vagabund, der als Komet den engen Weltraum dieses Kanzleirats durchleuchtet, keineswegs literarisch herkömmlich, sondern eben wie ein wirklich genialer Strolch wirkt.

Daneben stehe etwa eine Phantasie, die sich schlechtweg Das ‚Spiel' nennt. Da sitzen die großen Idole über den Wolken. Raum, Zeit und Schicksal spielen ihren Skat. Logik ist ein kiebitzender Schneidermeister, der immer den Faden verliert und im Grunde beim Spiel höchst überflüssig ist, Gesetz ein Gör, das mit seinen Trudelreifen ab und zu dem wirklichen Gewalthaber zwischen die Beine kommt und einen Klaps kriegt. Lüge und Wahrheit sind herzige Zwillingsschwestern und dürfen zugucken. Aus den Stichen aber der großen Drei, die wirklich das Spiel machen, entsteht durch schattenhaften Widerhall der Pappkarten all das, was wir Menschengeschichte nennen, da unten auf der Erde.

Da ist, in seltsamem Spiel zwischen Märchen und Wirklichkeit gestellt, eine ‚Persephone'. Da ist Pluto: der Kohlenherr, Herr der unterirdischen lichtlosen Arbeitswelt, der sich das schöne

Mädchen des unschuldig blühenden Tages herabraubt. Der leidenschaftliche Kampf zwischen diesen beiden Ebenbürtigen endet damit, daß sie einander nicht mehr entbehren mögen, daß ihr Kampf Liebe wird — als Liebe offenbar wird. Hinter den vielen geistreichen Uebertragungen der antiken Unterwelts-attribute in ein industrielles Bergwerksmilieu offenbart sich ein tiefer Sinn — ein tieferer als der einer simplen Rousseauschen Parteigängerschaft.

Und da ist eine historische Charaktertragödie: ‚Heinrich der Sechste'. In einem tollen, fortreißenden Tempo wird dieser gewalttätigste der Hohenstaufen aufgebaut, diese tief zynische Caesarennatur, die mit allen Menschen spielt, mit jedem seine Sprache redet, um alle Mächte, Ideen und Menschen zu seinem Zweck zu sammeln — dieser Kaiser, der schließlich daran zugrunde geht, daß er, doch zu jung, um die Eiseskälte seiner Einsamkeit bis zum äußersten Punkt zu tragen, einmal sprechen muß. Er spricht nun mit einem Sklaven seiner Frau, der für taub und stumm gilt, weil er einmal die Stimme seiner Wahrheit hören muß — und geht zugrunde, denn dieser Taubstumme ist der Spion der Kirche. Hinreißend in Aufstieg und Absturz !

Den dramatischen Begriff von Gurk werden vielleicht zunächst (aber durchaus unzureichend) seine biblischen Dramen prägen, denn hier hat er schon in mindestens vier Variationen eine annähernd gleiche Form durchgehalten: die Form eines balladesken Bühnenstils. Ganz kurze Szenen, jede von starker Stimmungskraft geladen, rollen ein biblisch großes Schicksal vorbei: Simson — Jeremias — Dina, die Tochter Jakobs (um deren Schändung ein ganzes Volk verbluten muß) — Hiob. Die monumental gebauten Eingangsszenen dieses ‚Hiob' sind vielleicht das dramatisch Stärkste, was ich von Gurk kenne. Leider hält die Reinheit des dramatischen Stils nicht stand, die Dichtung mündet in rein monologische und symbolische Szenen.

Dem Stil dieser biblischen Dramen am ehesten verwandt ist wohl die Tragödie Gurks, die (noch mehr als die kürzlich in Braunschweig gespielte ‚Dina') Aussicht hat, sich auf unsrer Bühne durchzusetzen, und die auch als erstes von allen Werken Paul Gurks jetzt als Buch (bei Oesterheld & Co.) erscheint: ‚Thomas Münzer'. Szenen aus dem Bauernaufruhr, weder Goethe noch Hauptmann nachgeahmt, aber stark genug in Blutsempörung und Herzenswildheit, um neben Götz und Geyer zu bestehen. Gegenspieler gibt es von der satanisch großartig gestalteten Kälte dieses Landgrafen von Hessen, und in der Mitte dieser Münzer, der aus reinster Flamme brennt, alles der Idee der wahrhaft, der auch körperlich freien Christenmenschen opfern will und opfert, der das ganze Drama hindurch innerlich hadert mit Luther, dem Mann der Halbheit, des Kompromisses, der Ordnung — und der, vom Schwanken seines Werks doch schwer erschüttert, in der Entscheidungsnacht die Berglinie der Hainleithe aufflammen sieht in Luthers Gestalt. Und dann wirft ihm die Erscheinung so berghafte Worte hin: „Kannst du die Linie eines Berges erschlagen ? Kannst du die Gesetze der Erde brechen ? Muß nicht jede Glut erstarren und Erde werden, wenn sie frucht-

bar sein soll ? . . . Du Tor, was schafft Ihr, wenn Ihr rast ? . . . ist nicht Zeit — oft genug — und jetzt, in der Verrat — Rat ist ? . . . Was weißt du, was ich in mir besiegte ? Ist etwas erreichen nicht mehr — als nichts erreichen ?”

In so stark erlebter Gegenrede, auf so leidenschaftlich gefühlte Rede gesetzt, spüre ich die geistige Grundkraft eines Dramatikers. Dieser Gurk ist nicht nur ein Dichter, nicht nur ein Mensch, der stark gefühltes Leben im rhythmischen Fall von Worten neu schafft: in dieser harten Schicksals-Gewachsenheit, die je nach der Belichtung zynisch oder pathetisch, furchtbar sachlich oder köstlich spielerisch aussieht — in diesem herrlich furchtbaren Ringen der gleich starken Parteien Ich und Welt, in diesem tragischen Grundzug ist Gurk auch der reinste Typus des Dichters, der zum besondern der dramatischen Form berufen ist.

Ende vor dem Anfang von Desiderius Herz

Sie sprechen: unermüdlich. Sie hören zu: ungestillt. Die Gier ist wach. Das eigne Interesse lebt. Die Erde frißt Fleisch. Die Erde trinkt Blut. Der Mensch liegt in Schlaf gesunken. Die Zeit zieht still vorwärts: Ein Hauch —

Es ist Mitternacht, um die zwölfte Stunde.
Glückliches Neujahr euch Mitmenschen.
Hosianna Dir, Hosianna der Stunde !

Gepulvert, gepaukt, gebimmelt, gebammelt, gejauchzt, gepoltert, geschrien — die zwölfte Stunde ist um.
Hosianna dir, Hosianna im Alkohol . . .

Der Christbaum leuchtet stumm. In den Zweigen schweigt das Rauschen der Lüfte, kein Waldesgeheimmis webt, es spricht kein Erdenlaut, stürmt kein Geschehnis.
Der Christenmensch hat sich die Zweige behangen. Was flimmert im Silber und Gold ? Habgier, Eitelkeit, Selbstsucht.
Hosianna dir, Hosianna dem Feste !

Die Furcht streicht durch die Straßen. Die Unsicherheit schleicht ins Gewissen — Streit wird gesät, Streit wird gezüchtet.
Der Arme lernt Geduld durch sein Elend. Der Reiche verharrt ungeduldig in seiner Schuld.
Die Revolution ist: Weg der Berufenen. Abgesperrt ist der Weg. Trägheit hält strenge Wache.
Der Weg ist rein gehalten. Wer da ? Weggefegt, der darauf schreiten mag.
Hosianna dir, Hosianna dem Erlöser !

Die Gläser fallen um. Die Tropfen rinnen langsam vom Tische herab. Die Luft ist schwül. Das Licht dunkelt vor den Augen. Matt ist der Christenmensch.
Gute Nacht, gute Nacht dir, Neues Jahr !

Die Russen. II. 1921

Meine Andacht gilt weniger den Russen als ihren deutschen Bewunderern. Die haben, da ich nicht annehmen will, daß sie heucheln, offenbar ein Organ mehr als ich. Sie scheinen vier Stunden lang zuhören zu können, wenn auf der Bühne eine unverständliche Sprache gesprochen wird. Ich, leider, kann das nicht. Ich schweife ab. Ich fühle mich plötzlich schwelgen, gewiß. Aber es stellt sich heraus, daß das Glück aus der Erinnerung an Ferruccio Busonis aetherisches Mozartspiel stammt, nicht aus der leibhaften Gegenwart der Russen, der ich entrinne. Zum Beispiel, zweitens, in die Vergangenheit des berliner Theaters. Ich frage mich, inwiefern die Kunst dreier Schwestern von Tschechow, die der graue slawische Provinzalltag freudlos und vor der Zeit alt macht, schöner sein soll als damals vor annähernd zwanzig Jahren das Zusammenspiel der beginnenden Höflich, Durieux und Wangel, die, von dem jungen Meister Reinhardt geführt, in Hermann Bahrs ‚Sanna' und Henri Becques ‚Raben' ähnliche Stimmungen atembeklemmend verdichteten und den großen Vorteil gewährten, daß dem Genuß des Zuschauers der Genuß des Zuhörers von der ersten bis zur letzten Minute entsprach. Oder ich entrinne, drittens und meistens, über die Grenze, bis Moskau, und über die Hauptstadt hinaus, in den weiten, grenzenlos weiten russischen Osten, den man nicht kennt, aber dessen Umrisse, dessen Sorgen, dessen Gefahren, dessen Zukunft man zu erahnen versucht. Ein um-und-umgewühltes Erd- und Seelenreich von uneuropäischen Dimensionen, das für einen Teil seines Volkes nicht panem hat und trotzdem oder deshalb dem Ausland seine circenses sendet.

Diese Tatsache: vor einer halb verbannten Truppe zu sitzen, die mit ihrem geflüchteten Publikum in der kalten Fremde zu idealer Einheit verschmilzt, ist für mich ergreifender als eine Schauspielerei, die zu beurteilen meine Ordnungsliebe, meine Pedanterie, mein Rationalismus, meine Gewissenhaftigkeit mir verbieten. Sobald ich judizieren soll, verlang' ich mir das Maul recht voll. Kostproben in Zwischenräumen von einer Viertelstunde — dieweil ich durchaus nicht imstande bin, bei der Stange, bei einem unenträtselbaren Dialog zu bleiben — vermitteln eindringlicher den Geschmack des allgemein-russischen Wesens als seiner einzelnen Repräsentanten, die von uns eine ununterbrochen liebevolle Versenkung fordern. So unermeßlich das Land, so schneckenhaft das Tempo seiner Bewohner. Daß sie nichts reichlicher haben als Muße, gestaltet ihr Schicksal, über dessen zehrende Schwermut die Hetzpeitsche etwa unsres westlichen Daseins hinweghelfen würde. In dieser beneidenswerten Welt ohne Eile überfließt man von Gutmütigkeit und Güte, die ja der Ausbreitungsmöglichkeiten, der standhaltenden Bereitschaft bedürfen. Eine vorkriegerische Freude an allen Behaglichkeiten des Lebens: an Sakuska und Samowar, an Gesang und Tanz, an Spiel und Ulk, an Umarmung und Kuß erfüllt die Szene. Auch ihr Darstellungsstil, wenn ich mich nicht sehr

irre, ist von gestern, von 1906. Milieumalerei. Volle, satte, saftige, aber nie grelle, stets kunstvoll gezügelte Farben. Die Atmosphäre ist verpflichtet und scheint jederzeit fähig, sich mitzuteilen. Die kleine Garnison; oder der Ort, dem dazu sogar die Soldaten fehlen. Der Schauplatz für ein Duell aus Langerweile; für Liebe, die vor dem Ziel resigniert; für quäksende Eifersüchteleien anstelle der Leiden schaffenden Eifersucht. Hier können Persönlichkeiten sich nicht entfalten. Umso nötiger ist, damit wir gefesselt werden, daß die Russen sie für die Unpersönlichkeiten des Dichters einzusetzen haben.

Haben sie ? Während ich wieder einmal ihrem Bann entwischt bin, gedenke ich einer: Chaim Weizmanns. Das ist der Präsident der Weltorganisation des Zionismus. Er hat nicht Abende, um sich sichtbarlich vor uns auszuwirken, sondern kaum eine halbe Stunde. Er steht hinterm Rednerpult der Philharmonie, und ungeheurer Jubel einer sehnsüchtigen Riesenmenge steigt unablässig zu ihm empor. Zuvor begrüßt hat ihn im Berlin der Vielschreiber Reventlow, den der Fehlschlag seiner sämtlichen Verkündigungen um den Rest seines bißchen Verstandes gebracht hat. Wenn es nur drei Verderber Deutschlands gibt, ist er unzweifelhaft einer von ihnen — und weint salzige Tränen um sein armes, „durch Weizmanns Volksgenossen zusammengebrochenes" Vaterland. Trotzdem seine Sippschaft, durch Putsch, Revanchegeschrei, Steuerdefraudation, straffreie Hinmeuchelung der geistig tapfern Elemente und Vergottung Lindström-Ludendorffs, tollwütig vernichtet, was Deutschland vielleicht noch an Ansehen übrig behalten hat, lenkt er heimtückisch und feig die zornige Aufmerksamkeit von ihr und sich auf die Juden ab, die er „Sieger" nennt, und denen er nachlügt, daß sie Deutschland „beherrschen". Stimmte das — es wäre mindestens schon ein Ansatz zur Besserung zu erblicken. So aber ist allzu sehr begreiflich, daß viele tausend Juden gierig an Weizmanns Lippen hängen, um zu erfahren, ob Aussicht für sie vorhanden ist, aus Bezirken, welche die Roheit und Dummheit und Unfähigkeit der Reventlows ihnen und den anständigen Deutschen vergällt, morgen oder doch überübermorgen nach Palästina zu gelangen. Das verteufelt kluge Auge verschleiert, um den breiten Mund die bittere Skepsis der Rasse, berichtet der angebetete Führer mit fester, erst leiser, dann lauter und lauter werdender Stimme, ein Künstler des phrasenlosen Worts und der mächtigen Steigerung, sachlich von dem Fortschritt der Kolonisierungsarbeit in Palästina. Auch wer nicht glaubt, daß er einen jüdischen Staat erleben wird, wer nicht einmal weiß, ob einer wünschenswert ist, fühlt sich mitgerissen, wenn wie eine Glocke der Satz ertönt: „. . . Das macht unsern Weg langsam, macht unsern Weg schwer. Aber es ist unsre Zeit, es ist unser Volk, es ist unser Land !" Die Idee flammt begeisternd dorthin vorauf. Womöglich ist sie nicht in die harte und feindliche Wirklichkeit umzusetzen. Gleichviel: wer nicht ermüdet, es mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen und mit ganzem Gemüte zu versuchen, der dient dem Gott der Väter und wird seiner würdig.

Was indessen das Moskauer Künstlertheater betrifft: am Ende müßte man nur Russisch verstehen, um so intensiv und so lange zuzuhören, bis man unter den Mitgliedern die Persönlichkeiten herausfände. Taub also und abgelenkt, wie ich deshalb bin, werd' ich von keinem der ernst und eifrig und maskenfreudig bemühten Mannsbilder wieder hingelenkt. Durch einen Liebesabschied packt Frau Knipper-Tschechowa. Und als zaubervolle Gesamterscheinung entzückt und bewegt Frau Germanowa, die auffallend unsrer Lina Lossen ähnelt, adlig wie sie, tiefäugig wie sie, durchleuchteten Angesichts wie sie, aber vermutlich die größere Technikerin. Vermutlich. Denn sicher bin ich mir da und sonst keineswegs. Ich habe bescheiden meine Eindrücke wiedergegeben, von denen, noch einmal, auf jede Viertelstunde ungefähr einer kam, und bin, als Kritiker von intellektueller Rechtschaffenheit, der festen Grund unter seinen Füßen braucht, ziemlich entschlossen, diesen schwanken Boden nicht mehr zu betreten. Ich habe vor sechzehn Jahren bezweifelt, daß die Russen uns außer ihren nationalen Besonderheiten irgend Etwas zu bieten haben, was wir ihnen nicht vergelten könnten. Nun, inzwischen ist unser Ensemble, dank der Film-Industrie, verloren gegangen. Hier ist noch eins. Daß es einem, zu dem wir das Material haben, gleichkommt, werde ich mir nicht einreden lassen. Benutzen wir unser Material !

Wilhelm Tell von Alfred Polgar

Ich weiß nicht, ob es ein dringendes Gebot der Burgtheater-Stunde, grade ‚Wilhelm Tell‘ theatralisch zu erneuern.

Sturm vom Sturm, wie er auch die heutige Zeit bewegt, ist hier durch Orgelpfeifen gezwungen und muß Musike machen (Freilich, was für ein Musikant sitzt vor dem Manuale !) Speise, an der auch unsre Tage keuchend würgen, wird hier in unwahrscheinlich knusperiger Zubereitung vorgesetzt, Drama erscheint oft fast wie Puppenspiel. (Freilich, was für ein Schnitz-Genie schnitzte die Figuren, und was für ein Mal-Genie lackierte sie !)

Infernalisch spaßig, daß die wiener Bühnen in den Herbsttagen 1914 ‚Wilhelm Tell‘ als Kriegsgelegenheitsstück spielten, das Stück, das von der Tyrannei, Habgier, Verhaßtheit Oesterreichs redet, das ideale Gelegenheitsstück 1914 für Serbien.

Mit der Freiheit, die im ‚Tell‘ besungen wird, hat es nun allerdings so seine Bewandtnis. Eine überaus loyal verklausulierte Freiheit. Eine respektvolle Freiheit, mit dem Hut in der Hand frondierend gegen den Hut auf der Stange. Eine Freiheit mit dem Motto: „Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß !” (sagt Walter Fürst). Gegen das Prinzip der Untertänigkeit haben Schillers Schweizer nichts einzuwenden, nur gegen die allzu krudelen Formen, in denen das Prinzip sich auslebt. Geßlers Ermordung wird menschlich so übermotiviert, daß ihr politischer Charakter ganz verloren geht. Der arge Vogt ist nicht so sehr Volksbedrücker als vielmehr schlechtweg Bösewicht, der auch Burgfräuleins verschleppt, wenn ihm der Sinn danacn steht. Es

geht nicht, wie die ‚Räuber‘ in tyrannos, sondern nur gegen den Mißbrauch der Tyrannei; ein Kampf, in dem auch brave Fürsten an der Seite ihres braven Volkes mittun können. Ulrich von Rudenz wird allerdings erst zum Anwalt der Unterdrückten, als ihm Berta von Bruneck — „eine reiche Erbin” heißt sie im Personenverzeichnis — den Schlager hinwirft: „In den Waldstätten liegen meine Güter . . .” Rudenz: „Berta, welch' einen Blick tut Ihr mir auf !”

*

Der neue ‚Tell‘ des Burgtheaters geht die Wege einer unsichern, launischen Modernität. Es geriet ein Naturalismus mit Stil-Kaprizen. Jener äußert sich in der Behandlung des Wortes, diese befriedigen sich im Dekorativen. Zwischen überschliffenkantigen, spitzzahnigen Felsen, im Schatten eckig belaubter Bäume wird metrische Konversation gemacht. Die Schauspieler spielen Schau wie seit Jahr und Tag, ohne jeden Kubus oder sonstwelchen expressiven Schnickschnack. Rührend die verlegene Nonchalance, mit der sie über „geflügelte Worte” taktvoll hinüberwischen. Es ist, als ob die Stimme leicht errötete, wenn sie Zitat sprechen muß. Die Dekorationen hat ein begabter junger Maler entworfen, Oskar Haerdtle. Konsequent ist seine Arbeit nicht; sie gibt in bunter Mischung Gegenständliches und Prinzipielles, Phantastisches und Theaterübliches. Und wie der Maler schwankt Herr Herterich, der Regisseur, zwischen Realität und deren Erhöhung ins Unwirkliche, zwischen Vision und „lebendem Bild” (das sich sogar, zum Beispiel auf Tells Hof, zum Genrebild verniedlicht).

Der neue ‚Tell‘ beginnt damit, daß er nicht beginnt. Die einleitenden Verse („Es lächelt der See . . .”), Fischer, Hirt und Jäger, sind gestrichen. Es hat ja seine Raison, gleich mit dem starken Auftakt der Baumgarten-Szene einzusetzen — aber mir ist leid um die lieblichen Verse. Sie sprechen Atmosphäre. Die dreieinige Landschaft, Wasser, Erd' und Luft, stellt sich in ihnen vor.

Die Baumgarten-Szene ganz mißraten, komödiantisch verbrüllt und verschrien, stimmungslos trotz den chromatischen Tonleitern, die von der Seide der Windmaschine sausten.

„Offener Platz bei Altdorf”, auf dem Zwing-Uri gestemmt wird, war optisch wirkungsvoll, aber ganz weginszeniert aus der Atmosphäre des Spiels. Hier wurde keine Veste erbaut, sondern Nibelungen, halbnackt, im grauen Gewimmel, schufteten unter der Geißel. Oder verdammte Seelen, einem roten Teufel ausgeliefert, büßten ihre Sünde. Schiller gibt dem Fronvogt, der zur Arbeit treibt, einen Stab; der Regisseur Herterich eine neunschwänzige Katze. Schiller läßt den alten Mann, der „ausruht”, vom Fronvogt „schütteln”. Bei Herterich stürzt der Greis zusammen, und der Fronvogt gibt ihm einen Tritt in den Bauch. Expression !

Attinghausens gotischer Saal ist imponierend. Sehr schön die Tapete — figural und doch nicht figural, gleichsam ein unlesbares Helden-Epos in die Zeichnung verwischt — und das hohe Fenster, Luft und Weite einfangend in seine Gittermaschen.

Die Rütli-Szene hingegen litt schwer an Lufthunger. In dem Kessel, in den sie hineinversenkt, kam der Freiheit Odem nicht

recht zum Wehen. Ueber Felsen neuern Zuschnitts stand ein ganz konservativer Regenbogen — ohne ein Eck zu machen ! — als ergreifendes Zeichen des Bundes zwischen Ausstattung ältern und jüngern Stils.

Die Apfelschuß-Szene . . . aber wer vermöchte diesem vollendeten Stück dramatischen Könnens, diesem Wunder an Aufbau, Steigerung und Geschlossenheit, Abbruch zu inszenieren ?

Ganz in den Versager führte die hohle Gasse (die jetzt eigentlich ein Platz ist). Hochzeitszug und Mönche waren gestrichen. Warum ? Zu naiv ? Aber daß Einer im Gewittersturm vom taumelnden Schiff aufs Land springt und dann das Schiff, mit einem Fußtritt !, in die Wellen stößt, scheint auch grade keine raffinierte Geschichte. Das Schauspiel ‚Wilhelm Tell' ist in ein Bilderbuch geschrieben: von diesen Tafeln gelöst, verliert es ein Stück Seele. Man darf vielleicht Text kürzen, aber es ist Vandalismus, farbige Blätter herauszureißen. Daß Geßler nicht zu Pferde kommt, tut weh. Rösser auf der Bühne haben ja ihr Mißliches, hier jedoch ist das Pferd mehr als Ausstattungs-Requisit, hier ist es Figur im Bild der Szene, ein optisch Wesentliches ihrer dramatischen Intensität. Nach dem Schuß ins Schwarze, in Geßlers Herz, erscheint Tell nicht, wie der Dichter es wollte, auf der Höhe des Felsens und verschwindet wieder ebendort, sondern er stürzt auf die Bühne und hält dem sterbenden Vogt (Du kennst den Schützen) die Faust unter die Nase.

In dieser ‚Tell'-Neuinszenierung hat sich eine zaghafte Modernität am untauglichen Objekt versucht. Eine neue Vision der Dichtung hat der Regisseur nicht gehabt, ihrem Antlitz keinen neuen Zug entspäht, noch auch ihm, durch Schminke und Grimasse nach letztem Kodex, zu schärferer Plastik verholfen. Alter Reiz ging verloren, neuer wurde nicht gewonnen. Vor dem Gespenst des Heute, das in dem ehrwürdigen Gemäuer des Schauspiels wandelte, verkrochen sich die bewährten braven Hausgeister.

Tell war Herr Reimers, der alte Meister rechtschaffenen Wortes und Gehabens. Das Herz lachte ihm im Antlitz. Sein Weib mimte Fräulein Rosar, in ihre wenigen Verse die Ambition vieler nicht gespielter großer Rollen pressend. Dem Geßler gab Herr Aslan, weiß wie Terror, Haltung und Ton eines sadistischen Genießers, eines Gourmets der Niederträchtigkeit. Für den heißen, in echtester Schiller-Flamme brennenden Jüngling Melchthal hatte man den umfänglichen Herrn Danegger auserkoren; er dampfte mehr als er brannte. Dem edlen Attinghausen lieh Herr Devrient sein edles Tremolo. Besonders diese Verse kamen aus dem Herzen und gingen zu Herzen:

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht !
Was tu' ich hier, sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit . . .

Das galt merklich nicht der Attinghausenschen Tradition, sondern dem alten Burgtheater. Und der Hörer sprach sein andächtiges „Amen !" hinzu.

Krupp als Wohltäter von Morus

Man sollte den guten Ruf Deutschlands nicht dadurch gefährden, daß man immerfort von sozialen Kämpfen spricht. Die haben wir im Jahre 4 dieser heitern Republik längst überwunden. Die Industriekapitäne wissen, daß sie keine ernst zu nehmenden Gegner mehr haben. Die Arbeiterschaft ? Ernst zu nehmen ? Die Zeiten sind vorüber ! Die Proleten sind müde, abgekämpft; streiken hier noch ein bißchen und dort, um nach acht Hungertagen um den Schiedsspruch zu betteln. Man sehe sich doch nur einmal die Streiks der letzten Jahre an: die Arbeiter können, wenn ihre Kassen mühsam aufgefüllt sind, ein paar Wochen durchhalten, die Unternehmer monatelang. In keinem einzigen Fall von Belang haben die privaten Arbeitgeber nachgegeben, in keinem einzigen Fall sind größere Betriebe infolge von Streiks zusammengebrochen. Gewiß: man provoziert nicht mehr unnötig. (Und tuts mal not, auf Grund von Konjunkturnachrichten, dann findet sich schon der Krawall und der Rowdy, der dem Herrn Direktor die Fensterscheiben einwirft, damit man zwei Grüne vor die Tür stellen und die Bande aussperren kann.) Den Betriebsräte-Zauber kennt man ja und weiß die Brüder zu nehmen. Die gröbsten Stachelschweine sind rausgesetzt, und mit den andern wird man schon fertig. In die Karten gucken könen sie einem ja doch nicht, und dort, wo sie es könnten: in den Banken genügt, daß man einmal einem der Gewitzigten Prokura gibt oder ihn gar in die Direktion beruft, um den Uebermut zu dämpfen.

Das Unternehmertum ist in das Stadium des aufgeklärten Despotismus getreten. Man „drückt" nicht mehr ohne Grund. Stinnes, der vor dem Kriege zu den übelsten Arbeitgebern gehörte, ist ein kulanter Chef geworden. Die Methoden von Anno Stöcker, mit Lesehallen und Bibelabenden „Sonne in das graue Proletarierleben zu tragen", sind passé. Man sorgt, daß die Leute zu essen haben, und damit basta I

*

Die Arbeiter sind keine Gefahr mehr, weiß Gott nicht ! Wären sies, dann würde der breitstirnigste Schlotbaron nicht wagen, mit der sozialen Großtat herauszurücken, mit welcher Herr Krupp von Bohlen und Halbach jetzt seine Untertanen beglücken will. Die Generalversammlung der Firma Krupp, die die Erben Friedrich Krupps im engsten Familienkreise abhalten können, hat beschlossen, ihr bisheriges Kapital von 250 Millionen Mark zu verdoppeln und die neuen Aktien als Vorzugsaktien ihren Werkangehörigen zu überlassen. Als Weihnachtspräsent ? Das grade nicht; aber für 1100 Mark das Stück, einschließlich aller Unkosten; mit Toten und Verwundeten — greifen Sie zu, meine Herrschaften, noch ists Zeit ! Da ist kein Verlust, da ist kein Risiko, da ist nichts als der pure, als der reine Gewinn. Die Aktien dürfen zwar nicht auf den Markt gebracht werden — aber sie werden zum Einkaufspreis zurückgenommen. Ferner gibt es eine Vorzugsdividende von 6 Prozent, nicht unter 6 Prozent, meine Herrschaften, und nicht über 10 Prozent, damit die Arbeiter nicht auf schlechte Gedanken kommen. Die strebsamen Arbeiter, die sich ihre tausend, zweitausend Mark erspart haben, werden also mindestens zwanzig Mark mehr jährliches Einkommen haben, als wenn sie ihr

Geld auf die Sparkasse tragen. Und wenn es gut geht und sie im Betrieb ordentlich schuften, dann können sie es sogar auf 100 Mark Dividende bringen, meine Herrschaften ! Das ist kein Mumpitz, das ist kein Sylvesterscherz: das ist der Weg, der zur Volksversöhnung führt.

Aber mehr noch ! Frau Bertha Krupp und ihr Prinzgemahl machen ihre Arbeiter nicht nur reich, sondern machen sie auch mächtig. Sie erlauben, daß die Arbeiter, in deren Hand sich nunmehr die Hälfte des Aktienbesitzes befindet, nicht weniger als einen Vertreter in den Aufsichtsrat entsenden, der sich so oft überstimmen lassen kann, wie er Lust hat. So verwirklicht Herr von Bohlen und Halbach seinen lange gehegten Wunsch, „den Werksangehörigen die Möglichkeit einer Teilnahme am Gewinn des Unternehmens zu schaffen" — und verschafft sich selbst aus den Sparpfennigen seiner Arbeiter, ohne den Familienbesitz aus der Hand zu geben, billiger als Bankkredit, 250 Millionen Märker.

Die Methode, mit der man in Villa Hügel die Arbeiter beglücken will, ist nicht eben neu. Seit mehr als hundert Jahren haben Theoretiker Systeme ausgeklügelt, um die Arbeiter am Ertrag des Unternehmens zu beteiligen, und auch an praktischen Versuchen der verschiedensten Art hat es nicht gefehlt. Geglückt sind sie aber nur dort, wo neben der nötigen wirtschaftlichen Fundierung der ernste Wille des Unternehmers bestand, dem Arbeiter seinen vollen Arbeitsertrag zu geben. Groß sind die Anteile des einzelnen Arbeiters auch dann nicht gewesen, denn der durchschnittliche Unternehmergewinn — man hat ihn vor dem Kriege auf 13 Prozent der gesamten Betriebseinnahmen berechnet — muß selbstverständlich auf hunderte oder tausende Köpfe verteilt eine unbeträchtliche Quote ergeben, und wichtiger als die Barvorteile sind in diesen „konstitutionellen Fabriken" immer die organisatorischen Vorzüge gewesen: Mitbestimmungsrecht der Arbeiter an der Verwaltung, günstigere Arbeitszeiten, Pensionen und Aehnliches. Die grundsätzlichen Einwände, die man gegen eine derartige „Sozialisierung" von Einzeluntemehmungen erheben kann, lassen sich freilich durch noch so gute Organisation nicht widerlegen.

Immerhin darf man mit diesen wirklich sozialen Einrichtungen, wie sie Owen in England, Godin in Frankreich, Abbe in Deutschland, in den jenaer Zeiß-Werken, geschaffen haben, nicht die Versuche auf eine Stufe stellen, die offenkundig oder versteckt darauf ausgehen, die Einigkeit und den Gemeinschaftsgeist der Arbeiterschaft zu zerstören und sie durch ein „sozial" aufgemachtes Trinkgeldsystem am Kapitalprofit zu interessieren. Es bedarf keiner Frage, in welche von beiden Kategorien das essener Projekt gehört. Aber Herr von Bohlen und Halbach hat die schöne Gewißheit, daß die kompakte Majorität der großindustriellen Philanthropen auf seiner Seite steht. In Frankreich und Italien hat sogar schon der Staat eingreifen müssen, um die Arbeiter vor den Segnungen der Gewinnbeteiligung zu schützen. Das französische Gesetz vom April 1917, das noch jämmerlich genug ist, sichert den Arbeiteraktionären eine Vertretung im Verwaltungsrat. In Italien hat man die Regelung der Gewinnbeteiligung unter die Aufsicht des Handels- und Gewerbeministeriums gestellt. In England, wo man schon immer bestrebt war, durch Ausgabe von Pfund-Aktien den Arbeiter kapitalistisch zu interessieren, hat man neuerdings noch weitergehende Versuche gemacht, den Arbeiter an das Kapital zu fes-

seln: die Firma R. Thomas & Co. in Llanelly nimmt von ihren Arbeitern Einlagen von 1 sh an, verzinst sie bis zu 500 Pfund mit 7% Prozent und gewährt noch, falls die Dividende höher ausfällt, den Differenzbetrag.

Die Familie Krupp weiß sich von solchen Verführungskünsten frei. Ihr gebührt der unzweifelhafte Ruhm, ihren Arbeitern das schofelste Angebot gemacht zu haben, das die Geschichte der Gewinnbeteiligung bisher zu verzeichnen hat. Man hätte wahrscheinlich auch auf der hohenzollernverklärten Villa Hügel in Essen nicht den Mut aufgebracht, diesen Plan zu entwerfen, gehörten nicht die Arbeiter des Kruppschen Werks zum großen Teil den christlichen Gewerkschaften an. Herr von Bohlen und Halbach wird sich hoffentlich rechtzeitig mit den Gewerkschaftskaplänen in Verbindung gesetzt haben, und es wäre nicht zu verwundern, wenn dieselben Kreise, die sich Herrn Adam Stegerwald als Obermeister gefallen ließen, auch auf diesen Leim gingen. An den Vertretern der freien Gewerkschaften aber ist es, mit aller Deutlichkeit zu sagen, daß dies nicht der Weg ist, der zur Versöhnung führt.

Meeting von Theobald Tiger

Das ist nun so.
Je freier und je nackter,
je mehr enthüllt das Herz sich. Offen liegt
beim Boxen und beim Lieben der Charakter
des Partners, der dich hüllenlos besiegt.

Die Trainer schreien. „Zeit !" Ihr streckt die Hände.
Ihr seid ein Knäul. Ein Wille. Ein Duett.
Die strengen Regeln treibens bis zum Ende
beim Boxen, liebe Frau, und auch im Bett.

Wie schön zu kämpfen und sich zu umfassen.
Da noch ein Druck und da ein Untergriff.
Und dann betäubt sich leise treiben lassen . . .
Der Richter gibt den ersten Pausenpfiff.

Der nächste Gang. So gib, du, gib dein Letztes.
Ich fühle lebensnahe, glatte Haut . . .
Aus Tiefen springt dein Herzblut, und dann netzt es
mich weich — wie bist du mir vertraut !

Wo bist du, Welt ?
Die Erde soll versinken.
Es hüllt der Kampf uns, tief bewußtlos, ein.
Und meine trocknen Lippen wollen trinken.
Ich hasse dich. Doch du mußt bei mir sein.

Die Gruppe löst sich.
Und die Trainer wettern.
Der Richter winkt. Das Publikum kann gehn.
Und morgen stehts in allen großen Blättern:
„Jolanthe/Tiger —
Ausgang: 10 zu 10."

Rundschau

Wiederkehr

Lieber Freund,
fast anderthalb Jahre haben Sie mich meine Possen auf den Brettern Ihrer ‚Weltbühne' nicht mehr spielen lassen, weil, angeblich, die Zeit dazu zu ernst war. Aber merken Sie jetzt nicht selbst, daß die ernste Miene, mit der alle hohen und höchsten Vertreter der deutschen Nation herumlaufen, nichts weiter ist als das Eingeständnis des Nicht-mehr-weiter- Könnens ? Sehen Sie sich die Sauertöpfe in allen Parteien an ! Können wir es den Menschen jenseits der Grenzen wirklich übel nehmen, wenn sie uns die Sauerkrautesser nennen ?

Glauben Sie mir: es ist nötig, daß man wieder etwas Paprika in dieses Sauerkraut der deutschen Nation tut, um es uns selbst genießbar zu machen. Bitte, geben Sie mir fortan, im Jahre 1922, wieder, ab und zu, ein paar Seiten in Ihrer Zeitschrift, damit ich mit meiner Schellenkappe dem Publikum, diesem Haufen bitter-ernster Leute, ein wenig um die rümpfenden Nasen fahren kann. Ich habe viel auf dem Herzen. Ich habe viel zu sagen, was zwischen den Zeilen der offiziellen Politik alles Kurioses passiert.

Kurz: nehmen Sie mich, trotz all meinen Unarten, wieder in Gnaden auf. Es ist die höchste Zeit, daß man wieder zu lachen anfängt. Wenn nicht anders, dann vielleicht über Einen, der sich vergeblich bemühen könnte, das Narrenschiff Deutschland durch Witz und Satire wieder flott zu machen.

Ihr allzeit getreuer
Johannes Fischart

Der Sieg war zum Greifen nahe !

Da ist im Verlag lür Sozialwissenschaft (zu Berlin SW. 68, Linden-Straße 114) ein kleines Heft herausgekommen: ‚Der Sieg war zum Greifen nahe !' — und das müßte hinaus aufs Land.

Den Lesern der ‚Weltbühne' brauche ich nur anzudeuten, wie in dieser außerordentlich interessanten Broschüre knapp und klar die wichtigsten Dokumente des Zusammenbruchs gesammelt sind, um zum Ausdruck zu bringen, wie unendlich wichtig dieses gute Material ist: Denkschriften der höhern Militärs, ihre eignen Urteile über die unhaltbare Lage, die Telegramme des alten Hindenburg, diese Telegramme, worin auf sofortigen Abschluß des Waffenstillstands gedrungen wird. Zum Auswendiglernen. Die Annexionspläne Ludendorffs sind abgedruckt — halb Belgien wollte der Mensch „fest in der Hand" behalten. All diese Dinge werden heut nicht nur vergessen, sondern frech gefälscht, vergraben, umgebogen und umgelogen. Wie wäre sonst die Dolchstoßlegende erklärlich, eine der ungeheuerlichsten Beschimpfungen des eignen Landes, ein Film, der vor Millionen wonnegrunzender Deutscher tagtäglich aufgeführt wird ! ‚Im Felde unbesiegt' ? ‚Zur See unbesiegt' ? Diese Schwarten: auf den Müll ! Die Broschüre: aufs Land !

Wer einmal in den letzten Jahren die deutsche Provinz etwas näher kennen gelernt hat, der wird wissen, welche Luft da weht. Die nationale Presse und die deutsch-völkische Flugschriftenliteratur arbeiten wie geschmiert, und das sind sie ja wohl auch. Hier, auf dem Lande, da wäre einzuhaken. Ihr solltet das Heftchen lesen und dann einem Verwandten oder Bekannten aufs platte platte Land schicken. Traurig genug, daß die Republik dergleichen nicht in viel größerm Ausmaße tut, als es geschieht.

Aus diesem Heft könnten die Deutschen lernen. Zum Beispiel läsen sie, wie im Jahre 1920 das ††† Dörrgemüse aus dem Felde vom Reichswehrministerium verkauft worden ist: „Dieses Dörrgemüse wird, da es in seinem Nährwert Wiesenheu mittlerer Güte entspricht, als Pferdefutter

verausgabt werden." Besinnt Ihr euch auf die deutschen Aerzte, die, nach Kalorien abgestuft, den Landsleuten vorlogen, ihre Unterernährung sei nur ein Laienirrtum ?

Wenn man diese kleine Broschüre gelesen hat — und man muß sie lesen —, dann kommt man langsam dahinter, daß die gesamte geistige Kriegsnahrung im Lande das Selbe gewesen ist wie das Dörrgemüse: Wiesenheu mittlerer Güte.

Ignaz Wrobel

Der Fall Grupen

Ein Todesurteil ist eine verdammt ernste Angelegenheit. Sie verdient, mit dem Gram der Menschheit besiegelt zu werden. Deshalb: weil Einer unter uns war, der sich an Jemand unter uns versündigt hat; wodurch er des Weiterlebens unter uns für unwert erklärt wurde.

Jedweder Totschlag, von Einem verübt, fällt schließlich auf Alle zurück — denn unserm Geschlecht ist er entsprossen. Mithin Einer unsrer Art, der nur etwas aus der Art schlug (oder sind etwa wir, die solches nicht tun, aus der Art geschlagen ?). Ungelöstes Rätsel der Natur ! Vielleicht können schon morgen bei Diesem oder Jenem unter uns herkömmliche Triebhebel sich lösen und nach Taten brüllen, die sein Recht auf Untereinandersein mit uns gleichfalls verwirken. Wer bannt den unterbewußten Drang ? Unmenschlichkeiten sind schon mancher Seele entfahren, von der nur Menschliches zu erwarten war.

Nie und nimmer darf es menschlich werden, Unmenschliches zu begehen. Wie es auch nicht menschlich sein kann, Einem, der Unmenschliches tat, unmenschlich zu kommen — außer: man hat die traurige Pflicht, Straf- oder Scharfrichter zu sein, wo Unmenschlichkeit, verübt an einem Unmenschlichen, vielleicht sogar ein Akt von Menschlichkeit werden kann; sofern man darin Schutz vor neuen Unmenschlichkeiten erblickt. Solch menschliche Unmenschlichkeit (unmenschliche Menschlichkeit), will man sich zu ihr bekennen, bedarf humanerer Mittel, als der sie brauchte, für den sie verlangt werden. Nur dann ist das Urteil gerechter als die Straftat. Gewiß: er hat gemordet. Und auf Mord steht Mord (geheißen Todesstrafe). Aber, zum Beispiel, wäre Strafvollzug an einem narkotisierten Mörder ein Zeichen großer Staatshumanität. Das Todesurteil als Faktum ist Strafe genug. Man denke: es löscht plötzlich eines Menschen Leben aus, der hätte unausdenklich weiteratmen können. Gewiß: er hat auch ausgelöscht, was hätte leben können. In der Bibel wird nicht Gleiches mit Gleichem vergolten.

Als jüngst Peter Grupen zum Tode verurteilt wurde, blieb der Gram der Menschheit aus. Ein Anwalt des Seelischen hätte gleich ein zweites Urteil fällen müssen: gegen den Zuschauerraum, wo man Anklagebank mit Manege verwechselte und Beifall klatschte, als der Kandidat des Todes abtrat.

Gefühlsroheit, die verwerflich bleibt, und gelte sie einem zehnfachen Mörder. Man bedenke doch: dieser Körper, den man da abführt, liegt in acht Tagen unter der Erde. Es spielt gar keine Rolle, ob ein schlechter Mensch in ihm steckt.

Ein Todesurteil ist eine verdammt ernste Angelegenheit Es verdient eher beweint als beklatscht zu werden. Aus ganz allgemeinen Gründen. Nämlich: weil man es fällen mußte; weil wieder Einer unter uns war, der sich an Jemand unter uns versündigt hat. Begreift denn Niemand, daß jede Untat eines Einzelnen auf uns Alle zurückfällt ? Je weniger Menschen es begreifen, desto unmenschlicher ist die Zeit (die Menschheit).

Bruno Manuel

Winnig, Kapp, Siehr

Herr August Winnig war beim Kapp-Putsch sozialdemokratischer Oberpräsident von Ostpreußen. Vom Parteiausschuß befragt, warum er in jenen Tagen die Partei und die Provinz verraten, er-

klärte er mit kummervoller Miene: seine Gesinnung hätte gewiß standgehalten, wenn seine Nerven nicht zusammengebrochen wären. Eingeweihte wußten es besser, aber sie schwiegen, denn, ihnen wäre ja doch nicht geglaubt worden, da Herr Winnig sich seit jener Zeit des Schutzes der Mächtigen der Provinz erfreute. Leider ist Herr Winnig in Leipzig nicht vernommen worden. Trotzdem ist die Wahrheit an den Tag gekommen. Das danken wir den Leuten, bei denen sich Herr Winnig einst lieb Kind zu machen versucht hat. Er kann daraus die Lehre ziehen, wie bedenklich es für einen einfachen Sterblichen ist, sich an die Mächtigen dieser Erde anzubiedern. Während der Verhandlungen in Leipzig veröffentlichte die ‚Deutsche Tageszeitung', um die angeklagten Kappisten zu schützen — was kümmerte es sie, daß sie den einstigen Helfershelfer damit schädigte ! — die einwandfreien Beweise, daß Winnig nicht von Kapp und seinen, ach, so schwachen Nerven einfach „mitgerissen" worden, sondern im Gegenteil ein sehr tätiger Teilnehmer an dem Staatsstreich gewesen ist, daß er Wilhelm den Zweiten aus Holland nach Ostpreußen bringen und dort gegen alle Angrilfe und Gefahren verteidigen lassen wollte. Ein solches Programm paßt ganz zu Herrn Winnig. Der bis auf den heutigen Tag eine Pension als Oberpräsident a. D. bezieht !

Und Kapp ? Sein schönes und großes Rittergut Pilzen in Ostpreußen verwaltet sein Sohn, der vom Staat einen Zuschuß erhält, auf die Befürwortung des ostpreußischen Oberpräsidenten Siehr hin, weil sich ohne diese staatliche Hilfe das Gut angeblich nicht rentieren und in seinen Bankerott den Staat mithineinreißen würde. Einen Teil der Erträgnisse des Gutes aber schickt der gute Sohn seinem lieben Vater nach Schweden. Dessen Posten — eines ostpreußischen Generallandschaftsdirektors — war seit seiner Flucht verwaist.
Man brauchte aber einen neuen Mann und mußte auf Mittel sinnen, ihn zu finden. Offiziell war Kapp noch nicht verurteilt, und Herr Siehr, dem jeden Tag die Angst vor einer neuen Katastrophe in die Glieder kriecht, war hilflos. Die ostpreußischen Granden aber sind nicht so sentimental wie Herr Siehr und nie in Verlegenheit zu bringen. Sie schrieben an Kapp, legten ihm nahe, zurückzutreten, und ließen ihn wissen, daß es sein Schade nicht sein werde. Kapp ist ein kluger Mann. Er gehorchte und richtete an den Oberpräsidenten ein offizielles Schreiben, daß er von seinem Amte zurücktrete. Herr Siehr atmete ruhiger, denn nun hatte ja alles seine Richtigkeit. Aber er hatte sich wieder einmal von den Junkern ganz gehörig einwickeln lassen. In geheimer Sitzung wählte der Ausschuß der ostpreußischen Generallandschaft einen neuen Generallandschaftsdirektor und — beschloß zugleich, um den entthronten König von Ostpreußen schadlos zu halten, daß der Frau Kapp das Gehalt ihres Mannes, eines landflüchtigen Hochverräters, weiter gezahlt werde ! In dieser geheimen Sitzung hat Herr Siehr mitgesessen, aber nicht gewagt, gegen den unerhörten Beschluß Protest zu erheben.

Wird die Regierung nicht auch hier für richtig erachten eine Revision eintreten zu lassen ?

Karl Fischer

Wiener Polizei

Am Tage des Aufruhrs lag gegen Abend in irgendeinem Rinnstein ein betrunkenes altes Weib. Um sie herum ein gröhlender, maßlos vergnügter Haufe. Schließlich kam ein Wachmann und drängte sich liebenswürdig durch die Menge.

„Kommts, Mutterle, mir zwei gehn z'sammen heiratn."
„Is ja schon recht, Herr Wachmann, aber i bin a Arbeiterfrau, i kann ka Uniform net sehn."

„Kommts nur, i zieh mi aus." Und er schob sie zur Wache.

Die Vögel

Ein schwaches Werk — man kann es nicht kürzer sagen. Bayrischer Bierdunst liegt über der Sehnsucht des Menschen nach dem Vogelreich, nach Licht und Aether, nach Wolkenkuckucksheim und dem raschern Pulsschlag der Natur. Die Idee, den alten Aristophanes zu vertonen — lieber Himmel, wie tüchtige Dichter gab es doch vor zweitausend und einigen Jahren —, wirkt zunächst originell; sie erweist sich als unfruchtbar, weil das attische Salz der unsterblichen Komödie sich beim ersten Versuch einer musikalischen Dehnung rettungslos verflüchtigt. Ueberdies ist der Dichterkomponist nur kurze Zeit seiner Vorlage gefolgt. Nach den einleitenden Szenen biegt er ihren Witz ins Sentimentale um und braut aus Nachtigallenliebe, Sommernachtsstimmung, talmudierenden Betrachtungen über die Größe des Zeus und andern retardierenden Momenten den Rest einer Handlung, deren Konturen durch das wortverhüllende Gewand des Bühnengesanges kaum zu erkennen sind.

Bleibt der Reiz des vielen Bunten, hopsenden, zwitschernden Federviehs auf der Bühne. An die musikalische Existenzberechtigung dieser phantastischen Welt könnte man im Rahmen einer kurzen, mit höchster rhythmischer Virtuosität und orchestralen Raffinement übergossenen Ballettpantomime wohl glauben. Doch die Musik der ‚Vögel' ist lahm und eintönig; meistersingert, hinkt als trillernde Nachtigall eifrig Zerbinetta, dem Muster aller modernen Koloraturpartien nach, prätendiert klassische Einfachheit und ist doch nur arm an Erfindung und unberührt von den künstlerisch lebensvollen Strömungen der Zeit. Gelungene Momente, Routine, Sinn für wohlklingenden Satz — welchem Komponisten von heut könnte man sie absprechen ? Aber in der Oper von Braunfels fühlt man nichts von der Erregung einer Persönlichkeit, und mitnichten besticht in ihr Grazie und unfehlbarer Geschmack, die so oft auch mit dem Kunstwerk ohne elementare Inspiration versöhnen.

Verstimmt verließ man diesmal das Haus. Solche Premieren mögen Wasser auf die Mühle mancher kritischen Geister sein, die der Leitung der Staatsoper allerlei am Zeug zu flicken haben. Mit ihnen muß man fragen: Nach welchem Grundsatz wird hier die Auswahl der Novitäten bestimmt ? Entscheidet der Lokalerfolg im Reich ? Das Institut scheint sich prinzipiell jeder Aufführung, Allem, was nach Experiment schmeckt, zu verschließen; betrachtet sich also offenbar als die erste deutsche Musikbühne, deren Aufgabe es ist, anderswo Erprobtem und Gesiebtem den letzten Wertstempel aufzudrücken. Umso sorgfältiger müßte bei solcher Auswahl vorgegangen werden. Die Macht der Verhältnisse lassen den Spielplan manchmal bedenklich veröden; Vieles fehlt: Meyerbeer, Gluck, der ältere Verdi, das ganze leichte, feine, heitere Operngenre der neuern Zeit (man denke an die Vernachlässigung des in Berlin einst so gefeierten Wolff-Ferrari), alles an repräsentativen Novitäten des Auslands. Gewiß: man wird nicht leichtfertig Steine werfen. Wie sollte grade der unsagbar verwickelte Organismus eines Operninstituts, das mit tausendmal mehr Tücken des Objekts zu kämpfen hat als jedes andre Theaterunternehmen, dem Urlaubsgesuche, Luftröhrenkatarrhe, Sängerempfindlichkeiten oft die Arbeit von Monaten über den Haufen werfen, inmitten der allgemeinen Unsicherheit konsequent idealen Zielen nachschreiten können ? Nur dürften die eben vorhandenen Mittel und Kräfte keineswegs auf Belanglosigkeiten verschwendet werden wie auf die ‚Vögel', die Mühe und Kosten nicht einmal durch einen Kassenerfolg lohnen werden.

Auch von der Aufführung haftete wenig; sie zeigte etwas Gelangweiltes, guten Durchschnitt. Die gastierende Nachtigall, Johanna Klemperer, verfügt nicht

über den Schmiß der Diva, der Lebenselement solcher Rollen ist. Blieben das unverwüstliche Orchester, unter dem neuestens immer mehr dirigierfreudigen Stiedry, und Hörths Ideen. Dieser Regisseur ist eine große und phantasiereiche Begabung; man ließe am liebsten sämtliche Meisterwerke der Opernliteratur von ihm neuinszenieren. Ich freue mich auf seine ‚Zauberflöte' !

Gisella Selden-Goth

Was unternehme ich Sylvester ?

Soll ich zu Kallmanns gehen ? Die zünden ihren Tannenbaum. an, drehen das Grammophon aul, das ihnen „Stille Nacht, heilige Nacht" vorkratzt, die Kinder lagern sich mit den Torsos ihrer Spielsachen auf den guten Teppich, und Vater raucht die neue Pfeife an. Mutter Kallmann spricht mit mir über die Dienstbotenmisere, und ich sage: „Jawohl, gnädige Frau ! . . . Gewiß, gnädige Frau ! . . . Denken Sie nur, gnädige Frau !" Das Andre sagt sie. Ich werde doch lieber nicht zu Kallmanns gehen.

Soll ich zu meiner Freundin mit der schönen Seele und den dicken Beinen gehen ? Sie wird feuchte, große Augen machen und mich mit Erinnerungen plagen. Sie wird feierlich gestimmt sein, was ihr gar nicht steht, und wird hochzeremoniös — auch sie — den Weihnachtsbaum entzünden und sagen: „Lieber Peter . . ." Bu. Ich werde doch lieber nicht zu meiner schönen Seele gehen.

Soll ich auf einen öffentlichen Ball gehen ? Da werden sich zweitausend Menschen in Räumen drängen, die nur für zweihundert berechnet sind. Kellner werden sich den Sacharinsekt zu Valutapreisen aus den Händen schlagen lassen, und irgendwo im Wirbel und Rauch lärmt eine Kapelle. In der Mitte tun ein paar Leute so. als ob sie tanzten. Es sind Alle da: man zeigt sich die Herren aus der Wilhelm-Straße, Kino- Namen werden geflüstert, und die Bühne hat ihre besten Vertreter
. . . auch die Wissenschaft . . . Nur die Kokotten benehmen sich anständig. Wer wird auch Sylvester fachsimpeln, wenn mans das ganze Jahr tun muß . . . ! Die Luft wird stickig und verbraucht sein, die Scherze auch. Nein — ich werde doch lieber nicht auf einen öffentlichen Ball gehen.

Soll ich auf einen privaten Ball gehen ? (Oho ! Ich bin eingeladen !) Die Zimmer werden ausgeräumt sein, die Lampen blau und lila umkleidet. Es wird Sekt geben und kleine Brötchen. Am Klavier ein Mann und eine Geige. Es wird viel und hingebend getanzt. Auf dem Teppich und auf den Sofas knautschen sich die Paare, so, als ob es auf der ganzen weiten Erde kein Bett gäbe. Nur die festen Verhältnisse benehmen sich anständig. (Man soll nichts verreden.) Die Tochter vom Haus wird alle Minen ihres goldenen Temperaments springen lassen — sie findet es so furchtbar interessant, das alte Wort zu variieren: Immer davon sprechen, aber es nie tun ! Die jungen Herren werden sich bei den jungen Damen alle Freiheiten erlauben, weil sie nichts kosten. Auch Hessen-Nassau ist eine Provinz. Nein, ich werde doch lieber nicht auf einen privaten Ball gehen.

Also: was dann — ? Ich schlage vor, wir füllen die kleine blaue Blumenvase wie gewöhnlich mit roten Blumen und trinken einen stillen roten Wein. Vielleicht erwachst du nachts so gegen Zwölf. Ich werde dir dann sagen: „Liebe — ich glaube, jetzt muß ich mir einen Zylinder aufsetzen und du schlägst ihn ein. Das ist so Sitte." Und darauf du: „Ich bin so müde. Gute Nacht."

Und wenn du morgen früh aufwachst, ist es — wetten, daß ? — 1922, und ich küsse dir das neue Jahr aus den Augen. Und da es ein alter Aberglaube ist, daß man das ganze Jahr hindurch tun wird, was man Sylvester tut, so eröffnen sich für uns freundliche und wahrhaft erfrischende Perspektiven. Prosit Neujahr !

Peter Panter

Antworten

Briefschreiber. Damit wird es nun leider aus sein. Unverlangte Manuscripte wurden schon immer ja dann nur zurückgeschickt, wenn das Porto beilag. Aber ich brauchte es nicht, um für beinah jeden freundlichen Zuruf eines Lesers zu danken und jede sachliche Anfrage zu beantworten. Diesen Teil meines Handwerks wird die Porto-Verteuerung mir legen. Vor solchen Briefmarkenpreisen erstirbt alle Höflichkeit des Herzens. Es entscheidet allein das Ergebnis der nüchternen Erwägung, für wen eine briefliche Antwort wichtiger ist: ob für mich oder meinen Korrespondenten. Ist sie wichtiger für ihn, so möge, so muß er sie bezahlen. Oder richtiger: ihre Beförderung.

Traugott v. Jagow. Ihre Flucht, an der die Festungsverwaltung Gollnow völlig unbeteiligt ist, verzögert sich noch ein bißchen. Es handelt sich um eine kleine Paßschwierigkeit, die hoffentlich sehr bald behoben sein wird. Glückliche Reise ! Und grüße mir Vogel !

Anständige Aerzte. Warum laßt Ihr euch das gefallen ? Im ‚Groß-Berliner Aerzte-Blatt' findet man aus einem unsäglich albernen Buch eine Illustrationsprobe, darstellend eine Musterung: „Soso — Herzklopfen haben Sie beim Treppensteigen ? Na, das schadet nichts: der Krieg ist ja parterre." Nein, das schadete nichts. Für Manche war der Krieg in der Bel-Etage. Aber auf diesen rüden Witz, der nur deshalb nicht mit Handgreiflichkeiten beantwortet wurde, weil der ärztliche Machthaber Zuchthausschutz genoß, gehört heute die Antwort, daß diese Zeit glücklicherweise vorbei ist. Eine solche Anzeige ist ein Schandmal. Warum laßt Ihr euch das gefallen ?

Lebensfroher Konfektionär. Inserate sind nicht nur furchtbringender: sie sind meist auch lesbarer als der Zeitungstext. Zum Beispiel diese Ankündigung eines Etablissemangs : „Ein Palais im wahren Sinne des Wortes hat Künstlerhand durch vollendet geschmackvolle Farbenzusammenstellung geschaffen. Hier kann man sich wirklich behaglich fühlen. Im roten Frack spielen die Musiker, im blauen Frack bewegen sich die Kellner hin und her. Ein wahres Tanzparadies. Lebensfrohe Konfektion, junge, schöne Strohwitwen, Ausländer, fesche Damen und Herren schweben graziös durcheinander, andre plaudern lächelnd und lassen sich in bequemen Sesseln die vorzüglichen Getränke und Speisen gut schmecken. Und kaum glaublich, aber wahr —: die Halbwelt fehlt gänzlich !" Sie ist auch nicht nötig. Sie wird durch die Technische Nothilfe ersetzt.

Kritiker. Es — nämlich der ‚Untertan' Heinrich Manns — „hat allerdings Reklame dringend nötig . . . übertreibt über jedes erträgliche Maß und in fast jeder Beziehung, so im Schildern des studentischen Lebens, der Militärzeit, des Kleinstadtlebens, des Untertanentyps wie des Regierungspräsidenten, für dessen unmögliche und widerliche Darstellung dem Verfasser noch heute durch einen literarischen Ehrengerichtshof auf eine Reihe von Jahren die Drucklegung von politischen Tendenzschriften untersagt werden müßte". Ja, das fehlt wirklich. Sagen wir: auf so viele Jahre darf der p. Mann nichts drucklegen, bis daß er seinen Kaiser wieder hat. Nein, einen „Untertanentyp", wie er ihn schildert, hats nie gegeben. Denn der ist idealisiert.

Hannoveraner. Bei euch wird die ‚Hermannsschlacht' aufgeführt — Gott weiß, wie — und der Reklamezettel tut Alles, um die Angelegenheit möglichst nationalistisch herzurichten. Eine ‚Pressestimme' hebt stolz hervor, sogar Hindenburg habe die Aufführung beehrt, derselbe Hindenburg, der jetzt — wahrscheinlich zur Erinnerung an die jüdischen Soldaten, die unter seiner Führung gefallen sind — das Hakenkreuz trägt. Was aber das Werk selbst betrifft, so habt Ihr Pech.
Wie aus einem Brief hervorgeht, den Kleist an den Buchhändler Geßner in Bern am dreizehnten März 1807 aus Frankreich gerichtet,

und den die ‚Weltbühne‘ in ihrer Nummer 46 abgedruckt hat, ist die ‚Hermannsschlacht‘ entstanden, weil sich der Dichter von den Franzosen schlecht behandelt fühlte und an ihnen Rache nehmen wollte ! Und was hat man mir und meinen Mitarbeitern immer zum Vorwurf gemacht, wenn wir Justiz, Polizei und Militär besonders scharf hernahmen ? Daß wir aus subjektiven Erfahrungen angeblich objektive Erkenntnisse zogen. Kleists Fanal des uneigennützigsten Patriotismus die Quittung für den Hundefraß auf dem Fort des Joux ! Aber kein Zweifel: seinen Brief an Geßner hat der Oberrabbiner von Wilmersdorf gefälscht, und für Dickschädel sind nicht Federn, sondern Dreschflegel das einzige Verständigungsmittel.

Mitteilung

Die ‚Weltbühne‘ ist kein Luxusgegenstand, sondern eine Lebensnotwendigkeit. Von den Lebensnotwendigkeiten sind seit Kriegsbeginn teurer geworden: Zucker 17mal, Mehl 23mal, Kaffee 25mal, Reis 27mal, Butter 40mal, Kartoffeln 50mal, Eier 60mal. Nur die ‚Weltbühne‘ war bis jetzt 6mal so teuer wie am ersten August 1914. Dabei hatte der Druck des Blattes schon am ersten Oktober 1921 30 %, am ersten Dezember 82 % mehr gekostet als am dreißigsten September 1921, ohne daß seitdem der Bezugspreis verändert worden wäre. In noch weit stärkerm Maße haben sich die Papierpreise erhöht, von den allgemeinen Betriebskosten garnicht zu reden, und am ersten Januar 1922 kommt die ungeheuerliche Portoverteuerung hinzu.

Wenn unter solchen Umständen die ‚Weltbühne‘ von diesem Tage an

vierteljährlich 40 Mark,
einzeln 4 Mark

kostet, also zehnmal so viel wie bei Kriegsausbruch, während die Druckereirechnung einer Nummer

von damals 176 Mark, einer von heute 3853 Mark

(ohne Papier) kostet — dieselbe Auflage und denselben Umfang zu Grunde gelegt ! —: so braucht Keinem vorgerechnet zu werden, was das für die Zeitschrift bedeutet. Aber sie empfindet es als eine kulturelle Pflicht, sich allen wirtschaftlichen Gewalten zum Trotz zu erhalten, und ist sicher, daß die Leserschaft ebenso denkt und um keinen Preis, bei keinem Preis ihrer geistigen Nahrung diese Zufuhr entziehen wird.

Verlag der Weltbühne

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.